Westermanns Monatshefte

George Westermann, Adolf Glaser,
Friedrich Spielhagen, Gustav Karpeles, Friedrich Düsel

Digitized by Google

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Herausgegeben von Friedrich Spielhagen.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Sechsundfünfzigster Band.

April 1884 bis September 1884.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1884.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

herausgegeben von

Friedrich Spielhagen

Achtundzwanzigster Jahrgang. Sechsundfünfzigster Band.

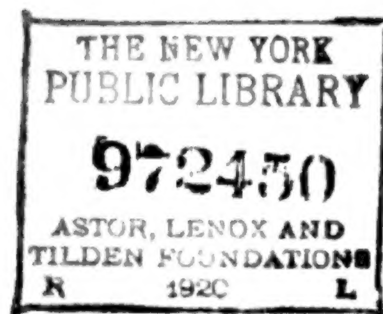
261832.

MERCANTILE LIBRARY OF NEW YORK

PROPERTY OF THE MERCANTILE LIBRARY ASSOCIATION NEW YORK CITY

R

Digitized by Google


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
972450
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1920 L

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

sechsundfünfzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Inhalt

des sechsundfünfzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister

zum sechsundfünfzigsten Bande.

Die schwarze Jakobe.

Novelle

von

Paul Heyse.

Eines Abends, als ich, meiner täglichen Gewohnheit nach, bei Frau von F. eintrat, fand ich meine alte Freundin nicht wie sonst in ihrem Lehnstuhl am Tische sitzend, hinter dem grünen Lichtschirm, in dessen Schatten sie der Vorlesung ihres Fräuleins zuzuhören pflegte. Das Buch zwar lag aufgeschlagen neben der Lampe, der Platz der Vorleserin aber war leer, und die alte Dame ging trotz ihrer Gebrechlichkeit mit hastigen, aufgeregten Schritten hin und her über den weichen Teppich des halbdunklen Gemaches.

Als sie mich eintreten sah, blieb sie stehen, streckte mir aber nicht wie sonst mit herzlicher Gebärde die kleine welke Hand entgegen, sondern begrüßte mich mit einem wunderlichen Kopfschütteln, das eher nach einer Abweisung als einer Bewillkommnung aussah.

„Sie kommen gerade zur rechten Zeit," rief sie mir entgegen, „um mich einmal im Zorn zu sehen und sich tüchtig schelten zu lassen! In einer halben Stunde würde ich mich beruhigt haben, und morgen hätte ich vielleicht alles vergessen; denn es ist entsetzlich, wie rasch in so einem alten Kopf alle neuen Eindrücke verblassen und verschwinden! Nun aber ist die Schale meines Zornes noch frisch gefüllt und soll bis auf den letzten Tropfen über Ihr schuldiges Haupt ergossen werden!"

„Wenn ich nur erst wüßte —" erwiderte ich, indem ich zu lächeln versuchte, obwohl ich allerdings trotz meines arglosen Gewissens durch die leidenschaftliche Erregung der sonst so gütigen Frau bestürzt geworden war.

„Was Sie verbrochen haben? Sie haben mir ein schlechtes Buch empfohlen; das ist fast so strafbar, als wenn Sie einen schlechten Menschen bei mir eingeführt hätten. Oder nicht eigentlich ein schlechtes Buch, nur ein schwaches, das aber die Kraft gehabt hat, an meine teuersten Erinnerungen zu rühren und mich in die helle Empörung zu versetzen. Zum Glück hat meine gute Kamilla mitten im Lesen einen Brief erhalten, den sie sofort

beantworten mußte. Wer weiß, was ich sonst noch alles zu hören bekommen hätte.“

Ich war an den Tisch getreten und hatte in das offene Buch geblickt. Nun konnte ich mich in der That des Lachens nicht enthalten.

„Wenn es nichts Ärgeres ist, verehrte Freundin!“ sagte ich. „Der gute Fortlage und seine psychologischen Vorträge! Was in aller Welt haben Sie in diesen Blättern gefunden, das Sie so in Harnisch bringen konnte? Der treffliche Mann, der diese Vorträge gehalten, war freilich kein Ödipus, der das Welträtsel der alten Sphinx zu lösen verstanden hätte, aber ein freier Kopf, ein edles, zartsinniges Gemüt, ein gewissenhafter Beobachter, und wenn Sie das gemischte Publikum bedenken, vor dem er hier zu reden hatte —“

„Hören Sie auf, ihn zu loben!“ unterbrach sie mich, und ihre sonst so sanfte Stimme zitterte noch immer von verhaltenem Unwillen. „Sie könnten diesen Philosophen nicht schärfer tadeln als durch diese Ihre Schutzrede. Sagen Sie selbst: ist nicht Denken das Intimste und Kühnste, das Rücksichtsloseste und Schamloseste, was es geben kann? Ist nicht Philosophieren im wahren und echten Sinne immer etwas Cynisches? Wer es in Wahrheit gewissenhaft betreibt, darf der sich davor scheuen, die Wahrheit zu entblößen, die im gedankenlosen alltäglichen Leben immer nur mit hundert Schleiern verhüllt sich blicken läßt? Und kann der sich für einen Denker ausgeben, der dies bedenkliche Geschäft vor den Augen eines gemischten Publikums unternimmt, dem er ums Himmels willen durch den Anblick der nackten Wahrheit kein Ärgernis geben darf? Und dieser hier, den Sie so ‚edel und zartsinnig‘ finden, hat sich nicht einmal Zwang anthun müssen, seine Weisheit den Unmündigen mundgerecht zu machen. Er scheint mir selbst so mädchenhaft geartet gewesen zu sein, daß er sich hütete, für die letzten Fragen das letzte Wort zu suchen und dem verschleierten Bilde die letzte Hülle abzureißen, damit nur ja ‚der schöne Wahn‘ nicht mit entzwei reiße. Glauben Sie nur nicht, lieber Freund, ich sei eine alte Sansculottin und wolle die weltalte Ordnung der Gesellschaft umstürzen, die nun einmal darauf gegründet ist, daß man im täglichen Verkehr beileibe nicht alles beim Namen nennt. Oft sind ja auch die Dinge so häßlich, daß man sie unerträglich fände, wenn man nicht verschönernde Ausdrücke dafür hätte. Aber ein Denker von Profession, ein Welt- und Herzenskündiger, von dem verlang ich, daß er sich nicht einen Augenblick besinne, mit seinem Seciermesser bis an den geheimsten Sitz des Lebens zu dringen, auch wenn schöne Seelen mit schwachen Nerven vor dem Anblick der innersten Natur der Dinge zurückschrecken sollten.“

Sie war während dieser eifrigen Rede zu ihrem Lehnstuhl gewankt und ließ sich nun erschöpft in demselben nieder. Immer noch begriff ich nicht, was in diesem Buch es gewesen sein möchte, das sie so gewaltsam aus ihrem Gleichgewicht gerissen hatte.

„Sie mögen recht haben,“ sagte ich. „Es ist eine Unsitte, schwere psychologische Fragen — und giebt es überhaupt leichte? — in einer kurzen Stunde vor wenig oder gar nicht vorbereiteten Zuhörern abzuhandeln. Aber hat nicht alle und jede Erziehung dieselbe unmögliche Aufgabe zu lösen? Und löst sie am Ende doch, indem sie mit unverstandenen Worten, die sich nur allmählich aufhellen, immer engere Kreise um dunkle Begriffe zieht, bis hier und da, wie im Mittelpunkt eines Brennspiegels, ein Funken aufleuchtet? Sagen Sie mir nur, wo das ungemischte Publikum zu finden wäre, vor welchem der Denker, ohne sich herabzuwürdigen, seine letzten Erkenntnisse ausbreiten könnte? Etwa in den Hörsälen der Universitäten, wo eine grüne Jugend zu seinen Füßen sitzt, die, während er spricht, an die nächste Mensur oder den gestrigen Kneipabend denkt?“

Sie antwortete nicht sogleich. Sie hatte den kleinen Kopf in die Hand gestützt und schien meine letzten Worte überhört zu haben.

Plötzlich blickte sie auf, sah mich mit ihren dunklen Augen durchdringend an und sagte:

„Was halten denn Sie von der Freundschaft? Sind Sie auch der Meinung Ihres Philosophen, das Gefühl, das wir so nennen, wurzele in dem Geselligkeitstriebe, in jenem Instinkt, der Bienen und Ameisen und Vogelschwärme zusammenführt und die Menschen dazu treibt, Vereine zu stiften und Staaten zu gründen? Und wie denken Sie über den Ausspruch des großen Aristoteles: nur unter Guten sei Freundschaft möglich? Sie mögen mich nun im stillen eine hochmütige alte Närrin schelten — ich behaupte dennoch: wenn Ihre Philosophen nichts Klügeres von der Freundschaft zu sagen wissen, so sprechen sie wie Blinde von den Farben. Ich wenigstens — ich habe so wenig Geselligkeitstrieb, daß, wenn es auf mich angekommen wäre, die Menschen noch heut in lauter einzelnen Hütten über die ganze Erde zerstreut wohnten, und gleichwohl und eben darum glaube ich besser als die meisten, denen ihre sogenannten Freundschaften eben nur zu dem übrigen Komfort des Lebens gehören, zu wissen, was Freundschaft sei. Gerade diejenigen, die von allgemeiner Menschenliebe überfließen und in den Ruf einstimmen: Seid umschlungen, Millionen! haben die geringste Anlage, das schwächste Bedürfnis nach dem, was ich allein dieses hohen Namens würdig finde. Ein sogenannter Menschenfreund — er mag sehr respektabel sein, vielleicht weit edler, sittlicher, wohlthätiger als der Freund eines einzigen. Aber man sollte verschiedene Dinge nicht mit demselben Namen bezeichnen, Freundschaft nicht mit Freundlichkeit verwechseln. Sie schweigen? Sie sind nicht meiner Meinung? Oder meinen Sie, daß eine kleine alte Frau nicht mitsprechen dürfe, wo der große alte Aristoteles gesprochen hat?"

„Durchaus nicht, verehrte Freundin!" erwiderte ich. „Ich glaube nicht daran, daß irgend ein Denker irgend einen Gedanken je zu Ende gedacht habe, so daß die späteren, wenn sie ihr eigenes Leben erleben und neue Blicke in die Welt thun, nichts davon- und dazuzudenken hätten. Was aber jenes aristotelische Wort betrifft, von dem ich im Augenblick nicht weiß, in welchem Zusammenhang es steht, so begreife ich nicht, was Sie so lebhaft dagegen aufbringt. Auch ich glaube in diesem Punkt einige Erfahrung zu haben und bin ganz Ihrer Meinung, daß es thöricht ist, Freundschaft aus der allgemeinen menschlichen Bedürftigkeit, dem Trieb nach Anlehnung und Verbrüderung herzuleiten. Gerade daß man einen unter Tausenden sich zum Freunde wählt —"

„Wählt!" unterbrach sie mich wieder. „Wie Sie dies Wort nur brauchen können, wo es sich um eine Naturmacht handelt, die alles Wollen und Wählen ausschließt! Man kann allenfalls einen Beruf wählen, eine Konfession, eine Gattin — obwohl auch in all diesen Fällen, wenn es immer mit rechten Dingen dabei zuginge, nur von einem Müssen die Rede sein sollte. Hier aber können Zweckmäßigkeitsgründe den Ausschlag geben. Und freilich — aus eben solchen Gründen ‚wählen' die meisten Menschen auch ihre Freunde, wegen dieser oder jener nützlichen oder angenehmen Eigenschaften, deren Mitgenuß ihnen durch eine vertraute Verbindung gesichert wird. Mir aber erscheint eine Freundschaft, die aus solchen Quellen entspringt, so wenig als die echte und rechte, wie ich das Wort Liebe entweihen möchte, wo es sich um eine Wahl aus irgend welchen Rücksichten handelt, und seien sie der edelsten Art. Solche Bündnisse können sehr segensreich werden; die Macht der Gewohnheit und der Dankbarkeit für vieles Gute und Schöne kann sie mit der Zeit mehr und mehr adeln: immerhin bleibt in ihnen ein Erdenrest kühler und kluger Überlegung, im besten Falle die Frucht wahrer Hochachtung und sittlicher Würdigung. Was sich aber in Wahrheit Liebe und Freundschaft nennen darf, muß auf einem Grunde wurzeln, der mit dem Verstande nichts gemein hat, auf einem

dunklen, unerforschlichen und unergründlichen Zuge der Natur; nur der ist so stark, daß er, wie es in der Bibel heißt, stärker ist als der Tod und die Pforten der Hölle. Solange ich einen Menschen nur liebenswürdig finde in dem üblichen Sinne des Wortes, darf ich noch nicht sagen, daß ich ihn liebe. Solange ich an einem anderen nur eine Reihe trefflicher Gaben und Tugenden bemerke, darf ich mir nicht anmaßen, sein Freund zu sein. Er selbst, sein verhülltes undurchdringliches Wesen, seine Persönlichkeit mit all ihren Rätseln, Schwächen und Stärken muß mich anziehen, bis ich mich nicht mehr dagegen wehren kann und nach schrankenloser Hingebung verlange. Und so ist im Grunde Liebe und Freundschaft ein- und dasselbe, nicht etwa durch einen höheren oder geringeren Grad von Leidenschaftlichkeit unterschieden, so daß Freundschaft eine zahmere Liebe wäre, die allenfalls auch eine Teilung des geliebten Gegenstandes ertrüge, sondern nur darin liegt der Unterschied, daß Liebe nach einer Hingabe mit Leib und Seele trachtet, Freundschaft nur unter den gleichen Geschlechtern besteht. Im übrigen ist sie ganz so eigensinnig und unzurechnungsfähig beim Ergreifen ihres Gegenstandes wie die verliebte Liebe selbst, ebenso ausschließlich, so eifersüchtig, so völlig unbekümmert, ob ihr Gegenstand gut oder böse sei. Nur daß im letzteren Falle Freundschaft ebensosehr wie Liebe, die sich an einen Unwürdigen gefesselt fühlt, zu einem traurigen Verhängnis wird, wovon freilich die schönen Seelen, die bei der ‚Wahl‘ ihrer Freunde auf einen guten Charakter und reine Sitten sehen, nicht die leiseste Ahnung haben!“

Sie schwieg hierauf wieder eine ganze Weile. Es war so still im Zimmer, daß ich die Atemzüge vernehmen konnte, die sich nach dem gewaltsamen Ausbruch ihres Inneren nur langsam beruhigten. Keinen Augenblick war ich im Zweifel darüber, daß diese im Munde einer Frau doppelt seltsam klingende schroffe Doktrin einer eigenen schweren Lebenserfahrung entsprungen sei. Da ich aber sah, wie tief die Erinnerung sie aufregte, wagte ich nicht weiter zu forschen. Und obwohl es mir auf der Zunge schwebte, zu sagen, dies alles sei nur insofern wahr, als man etwa auch die Art und Eigenheit einer Pflanze in ihrer höchsten Blüte finde, während sie doch auch auf allen Stufen ihrer Entwickelung schon dieselbe Pflanze sei, hütete ich mich doch, die wundersame Stimmung, in die meine alte Freundin versunken war, mit klügelnden Einwürfen zu stören. Sie aber, als hätte sie in meine verschwiegenen Gedanken hineingehorcht, sagte auf einmal mit ganz veränderter Stimme, sanft und heiter, wie nach einem überstandenen Sturm:

„Sie haben recht, wenn Sie sich wundern, daß ich so alt geworden bin und noch immer alles auf die Spitze treibe. Man hat mir das schon in meinen jüngsten Jahren vorgeworfen und mich getröstet, mit der Zeit werde sich's geben. Die Zeit hat auch mir vieles gebracht und genommen — über gewisse Axiome meines Herzens hat sie keine Gewalt gehabt. Noch heut, wenn ich an die einzige Freundin meines Lebens zurückdenke — was werden Sie sagen, lieber Freund, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich von allen Menschen, die der Tod mir genommen, keinen einzigen lieber auferweckte als dieses ewig unvergessene und unverschmerzte Wesen, das gar kein Ausbund trefflicher Eigenschaften war und mir viel Herzeleid gemacht hat? Werden Sie nicht an mir selbst irre werden, wenn Sie hören, daß die, die ich am leidenschaftlichsten geliebt und betrauert habe, eine schlechte Tochter war, eine schlechte Mutter, eine bestrafte Diebin, eine zügellose Landstreicherin, ja etwas Schlimmeres — das Schlimmste, was ein Weib werden kann und was ihr von ihrem eigenen Geschlecht am bittersten verdacht zu werden pflegt? Setzen Sie sich dort auf den Stuhl meiner Kamilla. Sie müssen diese Geschichte hören; wenn sie Ihnen mißfällt, nehmen Sie es hin als Buße dafür, daß Sie mir eine Abhandlung über die Freundschaft empfohlen

haben, in der von all diesen Abgründen des Menschenherzens auch nicht das leiseste Wort zu lesen ist.

* *
*

Sie wissen, daß ich nicht gerade eine glückliche Jugend gehabt habe: unschön, frühreif, von nachdenklicher Gemütsart, die alles viel zu schwer nahm und mich in den Augen der Menschen, die Kinder als lebendige Spielsachen betrachten, nicht eben liebenswürdig erscheinen ließ. Und so verschloß ich mich früh in mir selbst und gelangte bald zu einer vorzeitigen, altklugen Resignation, in der ich mich endlich fast behaglich fühlte, zumal ich wohl bemerkte, daß ich dadurch über gewisse Täuschungen und kindische Leiden hinausgehoben wurde, die der ganz naiven, in den Tag hineinlachenden Jugend nicht erspart bleiben.

Ich war fünfzehn Jahre und eben eingesegnet worden, als ein alter Oheim meiner Mutter starb und ihr ein Landhaus vermachte, von dem wir bisher viel hatten reden hören, ohne es je zu betreten. Der alte Herr hatte dort ganz zurückgezogen die letzten Jahre seines Lebens zugebracht; es war seine Marotte gewesen, aus diesem kahlen Stück Land etwas zu machen, was er als seine eigenste Schöpfung, einen Triumph der Kunst über die Natur betrachten durfte. Doch immer noch war ihm sein Park nicht ansehnlich genug erschienen, im Garten fehlte es immer noch an dem und jenem, womit er die Freunde, die ihn wegen seines Eigensinns verspottet hatten, überraschen wollte, und so überraschte ihn endlich der Tod, ehe er das seit Jahren verheißene Fest der Einweihung hatte veranstalten können. Seine Nächsten betraten den großen Gartensaal erst, als der Sarg des Besitzers unter den schönsten Gewächsen des Treibhauses darin aufgebahrt war.

Nach der Beerdigung, die auf dem ärmlichen Kirchhof des nahen Dorfes stattfand, blieben nur meine Eltern und ich in den verödeten Räumen zurück. Es war zu Ende April, die Witterung noch nicht zu einem längeren Landaufenthalt verlockend. Sie wollten nur von dem ererbten Gut Besitz ergreifen und für ein späteres Wiederkommen allerlei Anordnungen treffen.

Als ich zum erstenmal allein durch den Garten schlenderte, den nach allen Seiten hohe Heckenwände gegen das umliegende flache und unbewaldete Land abgrenzten, bemerkte ich an einer Stelle, wo die Sträucher noch kein Laub angesetzt hatten, ein hohes Staket, das unseren Grund und Boden gegen jedes Eindringen von außen schützte. Ich trat ohne sonderliche Neugier näher und spähte durch die schlanken Stämmchen, aus denen der Zaun zusammengefügt war, auf das nachbarliche Gebiet hinaus. Es gehörte, wie ich wußte, einem Handelsgärtner, der sich klugerweise hier angesiedelt hatte, weil die Lage neben dem herrschaftlichen Besitztum allerlei Vorteile, besonders in wasserarmen Sommern, versprach. Denn der Onkel war ein guter Mann gewesen und hatte von seinem Überfluß gern seinen Nebenmenschen zu gute kommen lassen.

Der lange, schmale Streifen Landes, in Gemüsebeete abgeteilt und hier und da mit Fruchtbäumen bepflanzt, sah in dieser frühen Jahreszeit dürftig genug aus, und das Häuschen vollends, das am Ende des Grundstückes unter einem schweren grauen Strohdach fast in den Erdboden zu versinken schien, machte den Eindruck großer Verwahrlosung. Ich wollte mich darum schon wieder abwenden, als eine Mädchengestalt, die eifrig mit dem Umgraben eines Beetes beschäftigt war, auf einmal sich aufrichtete und den Kopf nach mir umwandte. Unter dem zerrissenen, durch manchen Regenguß unförmlich gewordenen Strohhut sahen mich zwei Augen an, die bei dem ersten Blick eine sonderbare Gewalt über mich ausübten.

Das übrige Gesicht konnte ich bei meiner Kurzsichtigkeit nicht sogleich unterscheiden. Ich sah aber, daß die junge Gärtnerin aufs armseligste gekleidet war. Trotz des rauhen Aprilwindes trug sie

nur ein ärmelloses Leibchen und einen geflickten rotwollenen Unterrock, der nur eben über die Kniee reichte, die nackten Füße steckten in Pantinen — Sie kennen diesen Ausdruck für jene groben Lederschuhe mit Holzsohlen, die bei uns in der Mark getragen werden —, ihre Arme waren bis über die Ellbogen bloß. Und doch war etwas in der schlanken, rüstigen Gestalt, was mich fesselte und zu einem freundlichen Nicken bewog.

Dieses Nicken wurde nicht erwidert; aber da in dem dunklen Gesicht plötzlich etwas schimmerte wie eine Reihe blanker Zähne, merkte ich, daß das Mädchen mich nicht mit feindseligen Augen betrachtete. Einsam und müßig, wie ich war, fühlte ich die größte Lust, mit meiner jungen Nachbarin nähere Bekanntschaft zu machen. Ich winkte ihr daher herablassend zu, daß sie an den Zaun herankommen möchte, worauf sie sich mit dem bloßen Arm den Schweiß von der Stirn wischte, so daß der Hut ihr in den Nacken fiel; darauf warf sie einen forschenden Blick nach dem Häuschen zurück und kam behutsam mit ihren schweren Schuhen zwischen den frischbepflanzten Beeten zu mir herangestapft.

Nun konnte ich sie genauer betrachten und fand sie weit hübscher, als ich aus der Ferne geglaubt. Ihre Farbe war auffallend braun, Haar und Augenbrauen kohlschwarz, aber die funkelnden kleinen Augen von einem ganz hellen Grau, und das Weiße um den Augenstern hatte einen bläulichen Glanz. Ihr Obergesicht mit der schlanken geraden Nase war vollkommen schön, nur die untere Hälfte, wenn sie lachte, verdarb den Eindruck trotz der schönen Zähne, da der Mund dann einen breiten, wilden und sinnlichen Zug bekam, der sofort verschwand, wenn sie im Trotz oder Unwillen die Lippen zusammenpreßte.

„Du bist die Tochter des Gärtners?“ fragte ich.

Sie nickte, indem sie, beide Hände auf den Spaten gestemmt, mir gegenüber stand und mich ruhig vom Kopf bis zu den Füßen musterte.

„Wie heißest du?“

„Jakobine. Die Mutter nennt mich Jakobe, der Vater ‚seine Schwarze‘; im Dorf heißen sie mich die schwarze Jakobe. Und wie heißest du?“

Ich hatte mir als junge Aristokratin nichts dabei gedacht, sie zu duzen. Daß sie sich aber ebenso unbedenklich dieselbe Freiheit nahm, verletzte mich ein wenig. Doch konnte ich ihrem ruhigen Blick nicht ausweichen und sagte ihr nach einigem Zögern meinen Namen.

„Wirst du länger hier bleiben?“ fragte sie weiter.

Ich sagte, daß wir für diesmal nur einige Tage uns aufhalten würden, aber später im Jahr wiederzukommen gedächten.

Sie schüttelte den Kopf. „Warum wollt ihr wiederkommen?“ sagte sie. „Hier ist es nicht schön. Wenn ich in der Stadt wohnen könnte, käme ich nie wieder heraus, auch nicht, wenn ich in eurem schönen Haus wohnen könnte. Hier ist es nicht schön!“ wiederholte sie und stieß den Spaten mit einer verächtlichen Gebärde in den harten Grund.

„Du bist immer allein?“ fragte ich, da mich der traurige Ton ihrer Stimme rührte. „Hast du keine Geschwister? Giebt es im Dorf keine Mädchen von deinem Alter, mit denen du Freundschaft halten könntest? Wie alt bist du denn?“

„Im Juni werd ich sechzehn. Geschwister hab ich keine, ich möcht auch keine haben. Es ist genug, wenn ein Kind im Haus es schlecht hat. Und die im Dorf —“

Sie rümpfte verächtlich die Lippen. Ihr seltsames Wesen nahm mich mehr und mehr gefangen.

„Jakobine,“ sagte ich, „ich habe auch keine Geschwister und bin hier ganz allein. Wenn du manchmal ein bißchen Zeit hättest, möchte ich gern mit dir plaudern, du müßtest aber zu mir herüberkommen, denn ich darf nicht allein aus dem Hause oder gar ins freie Feld. Willst du?“

Ich sah, wie sie überlegte. „Ich muß den ganzen Tag arbeiten,“ sagte sie, und jetzt erst fiel mir auf, welch eine rauhe Stimme sie hatte. „Wenn ich zu früh

Feierabend machte, kriegt ich es mit der Mutter. Sie ist immer froh, wenn sie mich beim Vater verklagen kann, weil der mich lieber hat als sie. Und er fürchtet sich vor ihr und läßt sich's nicht merken, daß er mir gern was Besseres gönnte. Ja, du — du hast's gut! Aber laß die Zeit nur vergehen; eines Tages —"

Sie vollendete den Satz nicht, sondern hob den Spaten mit ihrem kräftigen braunen Arm und schleuderte ihn weit von sich. In diesem Augenblick hörte ich eine Weiberstimme vom Hause her rufen: „Jakobe! Wo steckst du denn? Bist du schon fertig?" — Ich sah nur undeutlich ein kleines Weibchen, das aus der Thür des Gärtnerhauses getreten war und heftig mit den Armen durch die Luft fuhr. „Hörst du wohl?" sagte das Mädchen. „Nicht einmal die paar Augenblicke gönnt sie mir. Aber übermorgen ist Sonntag — da komme ich nachmittags zu dir in den Baumgarten (sie meinte den Park) — da, wo die weiße Figur an dem Teiche steht. Aber du — du wirst bis dahin die Schwarze längst vergessen haben."

Ich beteuerte ihr, daß ich getreulich auf sie warten würde, und sah noch, wie ein Lächeln über ihr Gesicht flog, das ihr vollends mein Herz gewann. Dann nickte sie mir flüchtig zu, ging ihren Spaten aufzuheben und kehrte langsam zu ihrer Arbeit zurück, ohne der Mutter, die noch eine Weile fortkeifte, ein einziges Wort zu erwidern.

* *
*

Es wunderte mich selbst, daß diese neue Bekanntschaft mir so wichtig war und daß ich dem Sonntagnachmittag in so ungeduldiger Aufregung entgegensah. Zu Hause sagte ich niemand von meinem Begegnen mit der schwarzen Jakobe. Nur mit ganz gleichgültiger Miene erkundigte ich mich bei der alten Hausverwalterin nach den Gärtnersleuten. Seit vier Jahren lebten sie auf ihrem Grundstück, wollten aber nicht recht gedeihen. Die Frau sei um einige Jahre älter als der Mann und verbittere ihm das Leben mit ganz grundloser Eifersucht; ja sogar die eigene Tochter mißhandle sie, weil sie es nicht ertragen könne, daß dies einzige Kind des Vaters Liebling sei. Das Mädchen wachse wild auf und müsse den Knecht ersetzen, da es keiner auf die Länge in der elenden Wirtschaft bei der schlimmen Frau aushalte. Es sei schade um die schwarze Jakobe; wenn etwas an sie gewandt würde, könne eine ganz brave und gescheite Frau aus ihr werden. So aber sei sie zu stolz, mit irgend jemand umzugehen, da sie sich ihres armseligen Aufzuges schäme.

Dies alles bestärkte mich nur in meiner Teilnahme für die junge Nachbarin. Als der Sonntag kam, huschte ich gleich nach dem Essen, wo ich sonst Klavier zu spielen pflegte, aus dem Hause und lief mit einem Herzklopfen, als handle sich's um ein viel bedenklicheres Stelldichein, in den einsamen Park hinein nach der Stelle am Weiher, wo eine zopfige Flora unter einer Traueresche stand und eine steinerne Bank, die der Lieblingssitz des toten Oheims gewesen war.

Ich entsinne mich noch deutlich, wie gekränkt ich mich fühlte, als ich mich dort ganz allein fand und eine gute Stunde allein bleiben mußte. Es schien mir fast meiner unwürdig, daß ich auf das Bauernkind warten sollte, bis es ihm beliebe, sich einzufinden. War es nicht schon fast zu viel der Herablassung, daß ich überhaupt mich so pünktlich eingefunden, statt mich ein wenig kostbar zu machen? Ich nahm mir vor, ziemlich kühl zu thun, wenn sie endlich käme. Aber kaum hörte ich ihren festen, raschen Schritt durch den Laubgang herankommen, so waren alle meine hoffärtigen Vorsätze wie weggeweht, und ich ging ihr mit ungeheuchelter Freude, daß sie endlich doch Wort gehalten, entgegen.

Sie hatte ein wenig Toilette gemacht für diesen Besuch, so gut der arme Narr eben konnte. Statt des Strohhutes hatte sie ein rotes Tuch über ihre schwarzen Flechten geknüpft, das in zwei Zipfeln

über den Nacken herabfiel. Das schwarze Wollkleidchen, das von keiner kunstfertigen Hand zugeschnitten war, reichte ihr bis an die Knöchel und stand ihr nicht so gut wie ihr verwahrloster Arbeitsanzug. Überdies trug sie statt der Pantinen derbe Lederschuhe, und ich glaube sogar Strümpfe. Doch bemerkte ich trotz alledem erst heute, daß sie sehr schön gewachsen war und über ihr Alter entwickelt.

Sie lachte, als sie sah, wie ich sie betrachtete. „Das Kleid wird mir schon zu kurz und zu eng," sagte sie. „Ich hab es schon vorm Jahr bekommen, zu meiner Einsegnung, das heißt, ich habe mir's selbst, so gut ich konnte, zurechtschneidern müssen aus einem alten Rock der Frau Sengebusch (so hieß die Haushälterin des Großonkels). Die Frau (sie meinte ihre Mutter) behauptete, mein Sonntagskleid sei gut genug; ich erklärte ihr aber, ich ginge ohne schwarzes Kleid nicht zur Einsegnung; da erbarmte sich die gute Alte und schenkte mir dies, und ich habe vier Nächte aufgesessen, bis ich mir's zurecht gemacht hatte. Der Herr Baron schenkte mir ein Goldstück und ein Gesangbuch. Hernach bin ich so schnell gewachsen, nun sprenge ich alle Augenblicke eine Naht."

„Du bist ganz hübsch so, Jakobine," sagte ich. „Komm, wir wollen ein wenig spazieren gehen."

„Erst ein bißchen sitzen," sagte sie. „Ich habe mich den ganzen Vormittag abrackern müssen."

Das gemeine Wort gab mir einen kleinen Stoß. Ich war immer an ein sehr wohlerzogenes Deutsch gewöhnt worden. Auch späterhin hatte ich noch dann und wann einen leichten Schrecken zu überstehen, wenn sie einen groben Ausdruck brauchte. Es fiel mir um so mehr auf, da sie im übrigen ihre Worte so geschickt und treffend zu setzen wußte, gar nicht wie die anderen Landkinder dieser Gegend. Das kam daher, daß ihr Vater, ehe er das Gärtnergewerbe ergriff, Schreiber bei einem kleinen Gericht gewesen war und sich einige Bildung angeeignet hatte.

Wir setzten uns nun auf die Bank unter die Florastatue, und anfangs wollte keine rechte Unterhaltung aufkommen. Wir musterten uns beide stillschweigend, sie gefiel mir immer mehr, ich hätte gern ihre braune Hand gefaßt oder ihr Gesicht gestreichelt, doch hielt mich eine beklommene Schüchternheit zurück. Auch sie war viel weniger dreist als vorgestern hinter dem Zaun. Ihre feierliche Kleidung schien ihr einen gewissen Zwang aufzuerlegen. Sie sah lange eine kleine goldene Kette an, die ich um den Hals trug und an der ein goldenes Kreuzchen hing mit einem roten Stein. Endlich wagte sie, das Kreuzchen anzufassen.

„Ich möchte dir's gern schenken, Jakobine," sagte ich; „aber ich hab es von einer Patin zur Konfirmation bekommen."

„Was sollte ich auch damit?" erwiderte sie mit einem kurzen Auflachen und zog ihre Hand hastig zurück. „Es ist viel zu schön für eine Dorfmagd. Aber weißt du was? Du mußt mich nicht Jakobine nennen. Nenne mich lieber ‚Schwarze' wie mein Vater, das höre ich am liebsten. Und dich will ich ‚Goldene' nennen."

„Ich habe aber kein goldblondes Haar."

„Das thut nichts. Aber du selbst bist wie von Gold."

„Und du? Wovon bist du denn, wenn ich von Gold bin?"

„Ich? Ich bin von Kupfer. Am Herd, wenn ich alle Tage dienen muß, werde ich ganz schwarz und rußig. Aber man braucht mich nur ein bißchen zu scheuern und zu putzen, so werde ich blitzblank und kann' mich selbst neben dem rarsten Gold sehen lassen."

Sie lachte wieder vor sich hin, ihr Lachen bezauberte mich förmlich. Daß sie lustig sein konnte, da es ihr doch so kläglich ging, staunte ich als ein Zeichen eines großen und heroischen Gemütes an.

Ich sagte es ihr endlich, daß ich sie bewunderte. Sie hörte mir eine Weile

zu, scheinbar zerstreut, und beschäftigte sich angelegentlich damit, kleine Kiesel, mit denen der Uferweg bestreut war, mit der Spitze ihres Schuhes ins Wasser zu schleudern. Dann sagte sie auf einmal ganz ruhig:

„Meinst du wirklich, daß es mir so schlecht geht? Ich bin lange daran gewöhnt, und anderen geht es nicht besser, und viele andere haben nicht einmal Haare auf den Zähnen, daß sie sich wehren können, wenn's zu arg wird. Wenn mich die Frau nicht lieb hat, ist's ihr eigener Schade. Ich liebe sie auch nicht, damit sind wir fertig. Wenn ich irgendwo in einem anderen Hause dienen müßt, wär ich vielleicht noch schlechter daran, und hier hab ich doch den Vater, der's gut mit mir meint. Ich weiß nicht, wie es dir geht, Goldene; aber wenn du auch reich bist und eine gute Mutter hast, du wirst auch nicht immer vergnügt sein. Jeder hat seinen Packen zu tragen."

Ich errötete, da ich daran dachte, wie viel heimliche Nöte ich mit meinem ungebärdigen Herzen und grübelnden Verstande zu bestehen hatte, und wie viel Kummer es mir machte, daß ich mir häßlich vorkam. So antwortete ich ihr ausweichend, ob es ihr denn nicht weh thue, daß sie ihre Mutter nicht lieben könne? Gott habe doch geboten, daß man Vater und Mutter lieben und ehren solle. Ob sie denn nicht an Gott und sein Wort glaube?

Gewiß thue sie das, erwiderte sie ganz treuherzig. Aber Gott selbst könne nicht aus schwarz weiß machen, und wenn es damit seine Richtigkeit hätte, daß man seine Feinde lieben solle, müßte von Rechts wegen Gott auch den Teufel lieben. Dabei lachte sie wieder, weil ihr eigener Einfall ihr spaßhaft vorkam. Gleich darauf wurde sie wieder ganz ernst.

„Siehst du, Goldene," sagte sie, „ich bin nicht so dumm wie jede erste beste Bauerndirne, vielleicht weil ich immer allein lebe und, seit ich aus der Schule gekommen bin, gar keinen Umgang mit meinen Kameradinnen mehr gehabt habe. Ich fühle ganz bestimmt, daß ich noch einmal recht glücklich werden kann, wenn ich nur will, wenn ich mich nur nicht unterkriegen lasse. Jeder Mensch kann es, außer ein kranker und schlechter; und daß man arm ist, steht dem Glück nicht im Wege, solange man den Kopf oben behält. Und das will ich, solange ich lebe. Also brauchst du mich gar nicht zu bedauern, und ich beneide dich auch gar nicht, weder um deine goldene Kette, noch um deine schönen Kleider und alles, was du hast. Ich find auch in meinen alten Fetzen ein Glück, wie ich's brauche, und einen, der es mir verschafft, und vielleicht noch früher als du. Aber nun bin ich ausgeruht, nun wollen wir ein bißchen herumstreifen."

Sie sprang auf und zog mich am Arm sich nach. Dann gingen wir, uns an der Hand fassend, durch den ganzen Park und zum Hinterpförtchen hinaus über Feld und Wiesen, die mir heute zum erstenmal gar nicht so kahl und gottverlassen vorkamen wie bisher. Noch heute kann ich mich in die Gefühle zurückträumen, von denen damals mein Herz bis zum Überfließen erfüllt war. Es war die erste leidenschaftliche Empfindung meiner Seele. Was wußt ich von diesem Mädchen, mit dem ich kaum eine Stunde zusammen gewesen war? Gerade nur genug, um den Eindruck ihres Wesens im großen und ganzen zu empfangen; der aber genügte, um mich ihr ganz zu eigen zu machen. Ich hatte nie eine ähnliche Natur kennen gelernt, keine von so festem, großem Zuschnitt, so nachdenklich und so unbekümmert, so heiter und energisch zugleich. Ich selbst kam mir mit meiner städtischen Bildung, meinen Künsten und Wissenschaften höchst gering und unwert neben ihr vor und fühlte, daß ich nur durch eine grenzenlose Hingebung mich zu ihr emporheben konnte.

Als ich ihr ein paar Worte sagte, die ihr diese meine Stimmung unbeholfen genug verrieten, lachte sie, blieb mitten auf einer frühlingsbunten Wiese stehen und sagte: „Du bist nicht recht klug. Muß

man sich den Kopf darüber zerbrechen, warum man sich gern hat? Was sollte ich denn erst machen, wenn ich darüber nachdenken wollte, was du an der armen Schwarzen findest, daß du so rasch mit ihr gut Freund geworden bist?" — Und plötzlich nahm sie meinen Kopf zwischen ihre breiten kräftigen Hände und küßte mich zweimal auf den Mund. Eine liebliche Wärme durchströmte mich, wie ich sie nie vorher empfunden. Dann ließ sie mich los und lachte wieder, aber ich sah, daß sie dabei rot wurde, und dann bückte sie sich nach den Wiesenblumen, von denen sie mir einen kleinen Strauß pflückte. Gesprochen wurde an jenem Tage nicht mehr viel zwischen uns. Mir war ganz feierlich zu Mute, wie wenn ich fühlte, daß ich einen Bund fürs Leben geschlossen hätte; und auch sie war in allerlei ernsthafte Gedanken vertieft.

* *
*

In den nächsten Tagen konnten wir uns nur verstohlen sehen. Ich ging oft in den Garten und spähte durch den Zaun, wo ich sie denn auch immer fleißig graben und pflanzen sah, aber nicht mehr als ein Kopfnicken von ihr erhielt. Zweimal glückte es mir, nach der Theestunde noch hinauszuschleichen, und richtig fand ich sie an dem Zaun meiner harrend, was mich sehr glücklich machte. Wir standen dann ein Viertelstündchen wie Pyramus und Thisbe beisammen und tauschten in atemloser Hast allerlei Gedanken und Gefühle aus. Sie war, obwohl es kaum anderthalb Stunden Weges waren, nur vier- oder fünfmal in der Stadt gewesen, wo die Mutter auf den Montags- und Donnerstagsmärkten den Verkauf ihrer Blumen und Gemüse besorgte. Seit sie herangewachsen, versagte man ihr diese kurzen Freuden. „‚Die Frau' meint, es könne mir schaden," sagte sie mit einem verächtlichen Achselzucken. Desto begieriger war sie, von mir zu hören, wie es dort zugehe, wie man in den prachtvollen großen Häusern lebe, was ich in der langen Winterzeit anfange. Sie selbst sitze dann in der dumpfigen Stube, stricke und nähe und höre die Frau brummen und schelten. „Das macht mir so wenig wie dem Müller das Brausen der Mühlenflügel." — Auch zu lesen habe sie große Lust. Aber außer der Bibel und ein paar Bänden einer illustrierten Zeitschrift hätten sie keine Bücher.

Das nächste Mal brachte ich ihr aus meinem kleinen Vorrat mit, was ich gerade hatte. Ich glaube, sie hat wenig Geschmack daran gefunden, soviel ich mir auf meine kluge Auswahl zu gute that. Wenigstens war von Büchern zwischen uns nie mehr die Rede.

Dann kam der Freitag heran, am Sonnabend früh sollten wir reisen. Ich hatte es nicht durchzusetzen vermocht, daß man noch bis zum Montag blieb. Freilich wagte ich nicht zu sagen, was für ein Glück ich gerade von dem Sonntag erwartete. Als ich spät am Abend in den Garten entwischen konnte und sie am Zaun stehen sah, fühlte ich ein solches Herzweh, daß ich zuerst kein Wort hervorbringen konnte. Auch sie war einsilbig. Sie reichte mir durch die Lücke des Stakets etwas in ein Papier Eingewickeltes, das sie mit einem Zwirnsfaden umwunden hatte. Dabei lachte sie leise. „Es ist von meinem Haar," sagte sie. „Du hast es haben wollen. In der Stadt wirst du es wegwerfen. Was hast du auch daran?"

Ich griff begierig danach. Ich selbst gab ihr ein weißes seidenes Tüchlein, das ich gegen den rauhen Wind umzubinden pflegte und das ihr in die Augen gestochen hatte. Ich sah, wie sie sich darüber freute. „Nur schade," sagte sie, „daß ich es unter dem Hemd tragen muß; denn wenn die Frau es sähe, würde es Lärm geben. Also reist ihr wirklich morgen früh? Ich kann dir nicht einmal lebewohl zuwinken; ich muß schon um fünf ins nächste Dorf, um Setzlinge zu holen, die Vater dort gekauft hat. Also müssen wir schon heute Abschied nehmen."

Bei diesen Worten sah sie sich forschend nach der Hütte um, die ganz dunkel und lautlos am Ende des Gartens lag, und

plötzlich klomm sie gelenkig wie eine Katze an dem Zaun empor und schwang sich drüben zu mir hinab, daß ich fast erschrak, als sie plötzlich mich mit ihren nackten Armen umfaßte und herzlich auf die Lippen küßte. „Vergiß mich nicht, Goldene!“ sagte sie. „Ich weiß, du wirst es nicht thun, du bist gut. Und ich wünsche dir — nein, ich wünsche dir nichts. Jeder weiß allein am besten, was er sich wünschen soll. Und komme wieder, wenn der Wald erst grün ist und unsere Rosen blühen. Bis dahin werde ich's wohl noch aushalten.“

Wieder drückte sie mich so fest an sich, daß ich kein Wort erwidern konnte. Dann schwang sie sich ebenso behende über das Staket zurück, nur daß ihr Röckchen hängen blieb und einen langen Schlitz bekam. Darüber hörte ich sie noch lachen, dann flog sie davon wie ein Pfeil, und ich stand noch eine ganze Weile, das Päckchen mit den Haaren in der Hand, ordentlich sentimental; ich glaube gar, ich habe verweinte Augen gehabt, als ich ins Haus zurückkehrte.

Doch merkte niemand, daß mir etwas Absonderliches begegnet war, und auch in den nächsten Monaten, die ich in der Stadt zubrachte, hütete ich mein Geheimnis so sorgfältig wie das einer verbotenen Liebe. Ich verglich im stillen meine übrigen sogenannten Freundinnen mit diesem armen Mädchen und fand, daß sie alle von ihr in Schatten gestellt wurden. Was waren alle anerzogenen konventionellen Liebenswürdigkeiten, alle Tugenden und Talente unserer Treibhauskultur gegen den frischen Duft und Hauch dieser wildaufgewachsenen Feldblume? Ich hatte oft eine so heftige Sehnsucht nach meiner geliebten Schwarzen, daß ich Tag und Nacht von ihr träumte, oft so lebhaft, als hörte ich ihr Lachen dicht an meinem Ohr und fühlte den Druck ihrer warmen Lippen auf den meinen.

Das einzige Linderungsmittel, wenn man entbehrt, was man liebt: sich schwarz auf weiß sein Herz auszuschütten, war mir auch versagt. Einmal, gleich in der ersten Woche, hatte ich ihr geschrieben. Es dauerte eine Weile, bis die Antwort kam, über deren Anblick ich mich unsinnig freute, trotz des groben Papiers, der unbeholfenen Schrift und einer seltsamen Orthographie. Doch war jedes Wort ihr so ganz ähnlich, klar und fest, und dazwischen allerlei lustige Einfälle, auch die Versicherung, daß sie oft an mich denke und mir sehr gut sei, so daß ich überglücklich war und den Brief in das Kästchen verschloß, wo ich meine kleinen Schmucksachen verwahrte. Zum Schluß aber hatte sie mich leider gebeten, ihr nicht mehr zu schreiben; es mache Aufsehen, wenn sie einen Brief bekomme, und „die Frau“ habe diesen ersten durchaus zu lesen verlangt, was sie aber um keinen Preis zugegeben hätte. Sie möge immerhin glauben, der Brief komme von einem heimlichen Schatz; es sei ja auch gar nicht so weit davon, da ihre „Goldene“ ihn geschrieben habe.

Nun verging die nächste Zeit freilich langsam genug für meine Ungeduld; endlich aber, zu Anfang des September, kam der Tag des Wiedersehens, und als unser Wagen vor dem Landhause hielt, sah ich unter der herbeigelaufenen Dorfbevölkerung auch das rote Kopftuch meiner Freundin, das sich aber sofort wieder zurückzog, nachdem wir nur einen zärtlichen Augenwink miteinander getauscht hatten. Erst am dunklen Abend fanden wir uns zusammen, diesmal nicht durch den Zaun getrennt, sondern auf der Bank am Weiher. Ich hatte so viel für sie auf dem Herzen, daß ich sie kaum zu Worte kommen ließ. Sie ließ mich reden, lachte nur dann und wann und sagte, ich sei nicht recht klug, daß ich so viel Wesens von ihr machte. Sie selbst hatte in ihrem eintönigen Tagewerk nicht viel erlebt, nicht einmal die Bücher angesehen, die ich ihr zurückgelassen. Auch die vielen kleinen Geschenke, die ich ihr mitgebracht, nahm sie kühler an, als ich mir vorgestellt, da ich sie alle sorgfältig darauf berechnet hatte, daß sie sie brauchen und hübsch finden konnte. Sie war überhaupt, obwohl herzlich und sogar zärtlich zu mir, doch

ein wenig verändert: noch gewachsen über den Sommer und voller geworden, und auch in ihrer Stimmung ernsthafter und so zu sagen gereifter als damals. Als ich es ihr sagte, wollte sie nichts davon wissen. Ich hatte aber feine Ohren und hörte sie ein paarmal einen Seufzer unterdrücken, was mir genug zu denken gab.

Als ich am Abend zu Bette ging und die gute Frau Sengebusch mir in mein Schlafzimmer leuchtete, fragte ich sie so ganz obenhin, wie es denn bei unseren Nachbarsleuten stehe, ob die Gärtnersfrau ihrer Tochter noch immer das Leben sauer mache und ob keine Aussicht sei, daß das arme Mädchen einen Mann bekomme, der sie aus dieser Sklaverei erlöse. — Daran sei weniger zu denken als je, sagte die Alte. Es gehe mit den Martinschen eher zurück als vorwärts; der Mann habe sich beim Pfropfen eines Baumes in die Hand geschnitten, und die Wunde sei bösartig geworden, so daß er noch immer nicht recht sein Geschäft betreiben könne. Darum würde er die Tochter nicht hergeben, auch wenn einer um sie freien wollte. Zum Glück sei gerade in der schlimmsten Zeit, wie der Doktor davon sprach, man werde am Ende die Hand abnehmen müssen, eine Hilfe gekommen, ein junger Bursch aus dem Thüringischen, eine Art Strolch und Tagedieb, der auf den Dörfern herumgestreunt und auf einer großen Ziehharmonika gespielt habe. Der habe auch vor dem Gärtnerhaus zu musizieren angefangen, und da sei die Martinsche herausgekommen und habe ihn weggescholten: er solle lieber ehrliche Arbeit thun, als wie ein Zigeuner herumlungern. Da habe der Bursch gelacht und gesagt: er möchte wohl arbeiten, wenn er nur wüßte, was und wo. Der Mann aber, wie er das gehört, sei herausgeschlichen in seinem Fieber und habe gesagt: wenn das sein Ernst sei, Arbeit wolle er ihm wohl anweisen. Da sei der halbe Garten noch umzurajohlen und die neuen Pflanzungen zu machen für das Sommergemüse, und wenn er auch kein gelernter Gärtner sei, nur anstellig und fleißig, werde er sich schon einarbeiten. Dagegen habe die Frau sich erst sehr ungebärdig gestellt wegen des Tagelohnes und gesagt, das faule Ding, die Jakobe, werde es schon allein zwingen. Der Mann aber sei diesmal fest geblieben, und seitdem hätten sie den Hannickel, wie der Thüringer genannt werde, als ihren Gehülfen, und er lasse sich recht ordentlich an, und wenn Feierabend sei, spiele er ganz munter seine lustigen Lieder und Tänze, und alle im Dorf möchten ihn gut leiden.

„Und die Jakobe?" fragte ich.

„O, die ist ein braves Mädchen, die sieht gar nicht nach ihm hin, die arbeitet jetzt für zwei, als ob sie zeigen wollte, daß der hergelaufene fremde Geselle eigentlich doch überflüssig sei. Und dann hält auch die Mutter sie noch schärfer im Auge, und der Hannickel geht jeden Abend ins Dorf in seine Schlafstelle, und niemand kann ihm was nachsagen."

So erzählte die Frau Sengebusch, und ich weiß nicht, warum mir die Sache trotz alledem nicht recht gefallen wollte. Am nächsten Tage machte ich mir an dem Staket zu schaffen, obwohl ich meine Schwarze dort nicht erwartete, und sah auch bald den fremden Burschen, der ganz ehrbar und eifrig bei seiner Arbeit war und nicht einmal zu mir hinüberschielte. Er war nicht viel über Mittelgröße und, soweit ich mit meinen blöden Augen erkennen konnte, ein wohlgewachsener junger Mensch, der einen kleinen kraushaarigen Kopf auf breiten Schultern trug. Ein verregnetes schwarzes Hütchen mit einer Krähenfeder trug er auf dem linken Ohr, eine verschossene Sammetjacke mit bleiernen Knöpfen, ein kurzes Pfeifchen hing ihm zwischen den Zähnen. Dabei schleppte er die schweren Gießkannen so leicht, daß ihm noch Atem blieb, einen Ländler zu pfeifen.

Meine Schwarze trat gerade aus dem Hause und brachte ihm sein Frühstück. Sie stellte es auf eine umgestürzte Karre, die in dem breiten Mittelweg lag, und rief ihm, daß er kommen solle. Er sah gar nicht nach ihr um, hörte auch nicht auf zu pfeifen und nickte nur vor sich hin mit

dem Kopfe. Sie blieb stehen, als ob sie ihn noch einmal anrufen wollte, dann wendete sie sich kurz ab und ergriff eine Harke, um auf dem nächsten Beet zu arbeiten. Mich sah sie nicht, da ich mich hinter die Hecke geduckt hatte. Mir klopfte aber das Herz, als wäre ich einem gefährlichen Geheimnis auf der Spur. Und da ich noch eine Viertelstunde durch den Zaun gesehen hatte, ohne etwas Bedenkliches zu entdecken, beschloß ich, am Abend meine Freundin geradezu zu befragen.

Wonach aber eigentlich? Ob sie ein heimliches Einverständnis mit dem Landstreicher, dem Knecht ihres Vaters habe? Das schien mir doch selbst zu abenteuerlich, um es für möglich zu halten. Woher kam mir nur der Verdacht, daß der fremde Mensch und die Seufzer meiner „Schwarzen“ irgend etwas miteinander zu schaffen hätten?

Auch lachte sie mir frei ins Gesicht, als ich wirklich abends hinter dem Staket damit herauskam: sie möchte sich vor dem fremden Gesellen in acht nehmen; es sei etwas in seinem Wesen, das mir unheimlich vorkomme. — „Du hast ihn noch nicht spielen hören, Goldene,“ erwiderte sie. „Dann würdest du nichts Schlimmes von ihm denken. Böse Menschen haben keine Lieder. Warte nur bis morgen abend, da soll er seine Harmonika mitbringen auf die Wiese hinter eurem Baumgarten. Du wirst dann schon anders von ihm reden.“

Das geschah denn auch, und wirklich, obwohl ich zu musikalisch war, um die scharfen, unreinen Töne dieses Instrumentes nicht zu verabscheuen — die Art, wie er es behandelte, war so eigen, so leidenschaftlich und verwogen, dazwischen manchmal — Gott weiß, wie er es fertig brachte! — so einschmeichelnd sanft und elegisch, daß ich es meiner Freundin nicht ableugnen durfte, er verstehe seine Kunst meisterlich. Ich konnte sie während des Konzertes, das sonst kein weiteres Publikum hatte, gespannt beobachten. Die Augen hatte sie halb zugedrückt, ihre Brust atmete schwer und die Flügel ihrer kräftigen Nase zitterten. Das gefiel mir gar nicht. „Schwarze,“ sagte ich, „glaub mir, du thätest besser, ihm nicht oft zuzuhören. Er spielt dich um deine Seele.“

„Meine Seele ist mein,“ sagte sie sehr heftig und wandte sich von mir ab. „Wenn ich die verspielen wollte, sollte mich niemand daran hindern. Aber es hat keine Gefahr, er denkt gar nicht an mich; und ich — ich denke an niemand auf der Welt als an meinen Vater und an dich, Goldene.“

Sie nahm meinen Arm und zog mich, ohne dem immer noch Fortspielenden eine Gutenacht zuzurufen, von der Parkthür weg in die nächtlichen Laubgänge. Plötzlich stand sie still. „Horch,“ sagte sie, „das ist sein Leibstück! Es ist wirklich, wie du sagst: der Böse steckt in seinem Spiel. Weißt du was? du mußt dich jetzt in der Stube hinsetzen und auf dem Klavier mir etwas vorspielen. Willst du das? Willst du den Teufel beschwören, Goldene?“

Sie lachte und küßte mich, und wir liefen dem Hause zu. Ich setzte mich wirklich an den Flügel und spielte das schönste, sanfteste Adagio, das ich auswendig wußte. Als ich fertig war und an das Parterrefenster trat, vor dem sie gestanden hatte, und fragen wollte, ob die Teufelsbeschwörung gelungen sei, war sie verschwunden.

* *
*

Wir blieben vier Wochen draußen, und wenn ich an diese Zeit zurückdenke, ist mir nichts davon lebendig geblieben als das allabendliche verstohlene Geplauder mit meiner Schwarzen. Was die Tage sonst brachten, war mir völlig gleichgültig. Aus unseren Unterhaltungen könnte ich noch manches wörtlich wiederholen; ja, der Ton, womit sie es sagte, klingt mir noch heute im Ohr. Ihnen würde manches sehr kindisch und unbedeutend erscheinen. Mir, da ich sie liebte, hatte es einen unvergleichlichen Reiz und Wert.

Von dem Hannickel war nie mehr zwischen uns die Rede. Da sie sich immer in der gleichmütigsten Laune zeigte, nur ihre Stirn finster zusammenzog, wenn sie

von „der Frau“ wieder etwas Unholdes zu berichten hatte, übrigens aber ihr altes Lachen so übermütig wie je erschallen ließ, war mir aller Argwohn vergangen. Als wir uns endlich trennen mußten, gelobten wir uns aufs neue ewige Lieb und Treue. Sie freilich sah mich plötzlich scheu und düster an. „Du wirst mich doch nicht immer gern haben, du wirst's nicht können!“ — „Warum nicht?“ — „Weil du die Goldene bist und ich — wer weiß, wie viel schwärzer ich noch werde!“ — Ich drang in sie, mir zu sagen, was sie von sich selber fürchte. Da lachte sie wieder und sagte, indem ihre hellen Augen blitzten: „Wenn ich auch weiß bliebe wie Schnee, die Leute würden schon dafür sorgen, mich bei dir anzuschwärzen. Aber glaube nur, für dich bin ich immer dieselbe!“

Sie fiel mir dabei um den Hals und küßte mich so heftig, daß ich fast zu ersticken glaubte. Dann war sie auf und davon, ehe ich noch ein letztes Wort hervorbringen konnte.

Wieder erlebte ich's, daß ich in der Stadt die Trennung von ihr nur schwer ertrug. Zu Weihnachten schickte ich ihr allerlei hübsche Sachen, die sie gut brauchen und mit denen sie ein bißchen Staat machen konnte. Ich hatte meine Mutter so weit eingeweiht, daß sie diese Christbescherung an ein armes Bauernmädchen, das zu Hause hart gehalten wurde, ganz in der Ordnung fand. Der Dank ließ lange auf sich warten und fiel gar nicht so aus, wie ich erwartet hatte. Ich würde es noch bereuen, schrieb sie, so viel an sie gewendet zu haben. Ich solle ihr nie wieder etwas schenken, sie brauche nichts, schöne Kleider könnten ihr nicht helfen; je schöner sie seien, desto schwerer sei ihr Herz. Nur daß ich immer gut von meiner Schwarzen denken möchte, wie es auch komme, darum bat sie immer wieder. Ein Brief, der mir nicht ganz geheuer schien.

Ich beantwortete ihn durch eine lange, sehr warme, aber sehr weise Epistel, die ich mit meiner überlegenen Weltkenntnis ihr schuldig zu sein glaubte. Ich bat sie, mir ja alles anzuvertrauen, was ihr irgend das Herz beschwere, und versprach das tiefste Stillschweigen.

Auf diesen Brief kam keine Antwort. Ich wußte, wie mühsam sie die Feder handhabte, dennoch blieb mir ihr Schweigen unheimlich.

Nun können Sie denken, wie froh ich war, als der Arzt, da ich im Winter ein wenig viel getanzt und eine bleichsüchtige Miene hatte, meinen Eltern riet, mich früher als sonst aufs Land zu bringen. Mein Vater konnte nicht sogleich seine Geschäfte im Stich lassen; die Mutter aber war bereit, und so wurde nur die erste Baumblüte abgewartet, bis wir in den Wagen stiegen und die Fahrt nach Liebenwalde antraten.

Sie dauerte nicht viel über eine Stunde, aber ich meinte, der Weg nähme kein Ende, so wunderlich bange und ahnungsvoll war mir zu Mute. Als wir ankamen und nur von einigen Dorfkindern und alten Weibern empfangen wurden, bekam ich einen heftigen Schreck. Ich brauchte auch nicht lange zu warten, bis meine schlimme Ahnung bestätigt wurde. Denn gleich in den ersten zehn Minuten, während die Hausverwalterin der Mutter beim Auspacken half, erzählte sie ihr unter anderen Neuigkeiten, daß die schwarze Jakobe vor acht Tagen mit dem Hannickel davongegangen und alle Nachforschungen bisher erfolglos geblieben seien.

Sie selbst habe es freilich schon seit Weihnachten kommen sehen, auch die Gärtnersfrau gewarnt. Denn die heimliche Liebschaft habe die Tochter noch läßiger und trotziger gemacht, als sie ohnehin schon war, und alles Schelten und Schimpfen der Mutter habe sie so gleichgültig abgeschüttelt wie den ersten Schnee, wenn man eine warme Jacke am Leibe hat. Das aber habe nun gerade das böse Weib so in Wut gebracht, daß sie sich eines Abends, als die Tochter mitten unter ihrem Toben und Keifen ruhig zu Bette gehen wollte, so weit vergessen habe, ihr mit der Faust einen Schlag ins Gesicht zu geben, daß ihr das Blut aus der Nase

gespritzt und das eine Auge dick angeschwollen sei. Die Jakobe habe nichts gesagt als: „Das verzeih dir Gott, Mutter!" — Dann sei sie an den Brunnen hinausgegangen, sich das Gesicht zu waschen, und hernach in den Ziegenstall, wo sie sich eingeriegelt habe. Auch auf alles Klopfen und Bitten des Vaters, dessen Herzblatt sie gewesen, habe sie mit keinem Mucks geantwortet, daß der gute Mann endlich betrübt zu Bett gegangen sei.

Am anderen Morgen war der Ziegenstall leer und die Kammer im Ort, wo der Hannickel seinen Unterstand hatte, auch; und seitdem war von beiden nichts mehr gehört und gesehen worden.

* *
*

Sie können denken, lieber Freund, wie diese Nachricht auf mich wirkte. Ich war so erschüttert, daß ich es vor der Mutter nicht verhehlen konnte, sondern mich mit Thränen in ihre Arme warf. Nach und nach sagte ich ihr einen Teil der Wahrheit, wie sehr mich dies arme verlorene Mädchen seit unserer ersten Bekanntschaft beschäftigt, wie ich keinen herzlicheren Wunsch gehegt hatte, als sie glücklich werden zu sehen. Und nun — welche Aussicht in ein Leben voll Elend — Kummer — Reue und Verzweiflung!

Dann wieder sagte ich mir, daß meine Schwarze viel zu fest auf ihren Füßen stand, um selbst durch eine solche Verirrung ganz um sich selbst gebracht zu werden. Ich erkannte, daß ich viel mehr für mich als für sie betrübt und unglücklich war. Die einzige Person, von der ich mich wahrhaft geliebt wußte, um meiner selbst willen, nicht aus irgend einer Pflicht, wie ich es selbst von meinen guten Eltern glaubte — die hatte ich nun verloren. Daß ich sie hier vermißte, wo ich mich auf einen langen Sommer mit ihr gefreut hatte, war nicht einmal das Bitterste. Daß sie mich nicht vermissen würde, daß sie mit ihrem Geliebten fröhlich und guter Dinge durch die Welt streifen und mich bald völlig vergessen haben würde, das machte mir einen heftigen eifersüchtigen Schmerz, so daß ich die erste Nacht wirklich keine Stunde Schlaf finden konnte. Auch sah ich am anderen Morgen zum Erschrecken bleich und fieberhaft aus, und als es nach der ersten Woche nicht viel anders mit mir geworden war, fand die Mutter, daß die Luft in Liebenwalde zu dieser Jahreszeit, wo Bruch und Wiese noch feuchte Dünste aushauchten, für ihr blutarmes Kind nicht heilsam sei und daß wir besser thun würden, auf unser Gut in Schlesien zu reisen, welches dicht am Gebirge lag und überdies in der Nähe eines kleinen Badeortes, dessen Eisenquelle mir gewiß heilsam sein würde.

Mich heilte aber so bald nichts von meiner Schwermut. Nur in meiner Musik fand ich das, was man Trost nennt, da ja der wirksamste Trost darin besteht, uns in unserem Kummer zu bestärken, indem man sein Recht einräumt, und uns so lange mit ihm zu nähren, bis wir selbst anfangen, uns seiner zu ersättigen. Der Vater holte uns dann ab, wir machten eine schöne Reise durch die Schweiz zusammen. Als wir im Herbst nach Hause kamen, fing die Bewerbung meines künftigen Gatten um mich an, und es dauerte nur wenige Monate, so war ich verlobt, und dann noch wenige Wochen, bis ich eine junge Frau war.

Ich habe Ihnen früher einmal gestanden, daß ich, so eifrig ich sonst darauf bedacht war, ein eigenes Leben zu leben und alles Hergebrachte darauf anzusehen, ob es meinen innersten Bedürfnissen entsprach, dennoch ohne wahre Liebe und fast mit innerem Widerstreben in diese Heirat willigte. Jetzt können Sie mir nachfühlen, wie mir damals zu Mute war. Eine ähnliche leidenschaftliche Empfindung, wie ich sie für dieses Mädchen noch immer in mir trug, glaubte ich nie einem Manne gegenüber fühlen zu können. Noch weniger traute ich mir zu, je an einem Manne eine solche Eroberung zu machen wie an meiner geliebten Schwarzen. In dieser entsagenden Kühle und Trauer fand mich mein Bewerber, und, wie gesagt, es über-

raschte mich und erwärmte mich fast, daß er mich so vielen weit Ansehnlicheren und Liebenswürdigeren vorzog. Da mein Gefühl für ihn überdies jenes andere, das mich noch ganz beherrschte, in keiner Weise beeinträchtigte, ließ ich mir's gefallen als eine Art Zerstreuung, das Leben einer verheirateten Frau kennen zu lernen, so wenig mein Herz dabei zu seinem Rechte kam.

Im zweiten Jahre unserer Ehe wurde mir mein Kind beschert. Da zuerst wurde das Verhältnis zu meinem Gatten ein innerlicheres. Ich sollte nicht erleben, daß es vielleicht noch ein beglückendes geworden wäre. Sie wissen, wie bald ich mit meiner kleinen Tochter allein blieb.

Nun hatte ich etwas, wofür ich lebte; nun trat auch die fast krankhafte Entbehrung meiner verlorenen Freundin mehr und mehr zurück, und es vergingen Wochen, ohne daß ihr Bild vor mir auftauchte. Mein kleines Mädchen war zwei und ein halbes Jahr alt geworden; es war meine ganze Freude, zumal ich auch die Eltern rasch nacheinander verloren hatte. Manchmal kam es mir vor, als würde mein Herz immer unempfindlicher, als setze es wie ein Baum einen harten Jahresring um den anderen an, daß nur im innersten Mark noch der Lebenssaft auf- und niederströmte, die Außenwelt aber kaum noch einen Eindruck darauf hervorbrachte. Und doch war es noch das alte Herz.

Ich fuhr eines Nachmittags mit der Kleinen spazieren und passierte beim Rückweg eine Vorstadt, wo der ärmste Teil der Bevölkerung wohnte. Ich hatte den Wagen zurückschlagen lassen, und das Kind sah neugierig umher und ergötzte mich mit seinen drolligen Fragen. Auf einmal erblickte ich unter den Leuten, die an den Häusern entlang gingen, eine Frauengestalt, deren Gang und Haltung mich so lebhaft an die Jugendfreundin erinnerte, daß ich unwillkürlich ihren Namen rief und eine Bewegung machte, den Kutscher halten zu lassen. In demselben Augenblick — sie konnte meinen Ausruf nicht gehört haben — drehte die Person den Kopf zu mir hin, nur auf einen einzigen Blick, wandte ihn dann rasch wieder zur Seite und lief so schnell davon, daß an ein Aufhalten nicht zu denken war.

Ich hatte mich nicht getäuscht: sie war es wirklich gewesen. Damals freilich blieben all meine Bemühungen, ihre Spuren wieder aufzufinden, fruchtlos. Als wir uns aber später wiedersahen, gestand sie mir, es sei nicht das erste Mal gewesen, daß sie mir begegnet. Sie habe oft meinen Ausgang abgewartet und sei mir ein paar Straßen weit gefolgt. Mich anzureden oder gar mich zu besuchen, habe sie sich nie ein Herz fassen können, obwohl sie im Grunde nicht habe glauben können, daß ich schlecht von ihr dächte wie alle anderen.

Das war im Spätherbst gewesen. Ich war durch diese flüchtige Erscheinung sehr aufgeregt. Soviel ich hatte sehen können, schien sie sich nicht dürftig zu tragen, sondern wie ein Dienstbote in einem guten Hause, nur mit bloßem Kopf, ein kleines Tuch über die schwarzen Flechten geschlungen. Es beruhigte mich ein wenig, daß ich sie nicht in Not denken mußte. Aber meine Sehnsucht, einmal wieder ihre Stimme zu hören, war nicht dadurch beschwichtigt.

Dazu sollte es nun auch kommen auf die seltsamste Weise.

Wenige Tage vor Weihnachten wurde mir ein Brief gebracht, mit Bleistift geschrieben, in einem groben Couvert. Ich erkannte auf den ersten Blick die steifen, aufrechten Buchstaben meiner Schwarzen und öffnete das Papier mit zitternden Händen. Es enthielt nur wenige Zeilen: die Bitte, nach ihrem kranken Kinde zu sehen, das sie einer armen Frau in Pflege gegeben und in den nächsten fünf Tagen nicht selbst besuchen könne, da ihr das Ausgehen unmöglich sei. Sie wisse bestimmt, ich werde ihr's nicht abschlagen. Was auch inzwischen vorgefallen, sie vertraue fest auf ihre treue und gute „Goldene“. Später werde sie selber kommen, mir zu danken. Die Frau wohne da und da.

Ich fuhr sofort nach dem bezeichneten Hause, das in jener Vorstadt lag, wo ich vor acht Wochen die Jakobe an mir vorüberschreiten gesehen. Ich fand ohne Mühe die Wohnung, die im vierten Stock eines armseligen Hauses lag, und die ältliche Frau, die mir öffnete, machte mir gleich einen günstigen Eindruck, daß ich begriff, wie man ihr im Notfall ein Kind anvertrauen konnte. Ehe ich mich noch weiter erklärt hatte, war ich an das Bettchen getreten, wo die kranke Kleine in einem unruhigen Fieberschlaf lag. Es that mir weh, daß sie nicht die Züge ihrer Mutter trug, sondern dem Hannickel ähnlich sah, obwohl sie an Schönheit dabei nicht verlor. Als ich aber dann meinen Brief hervorzog, schlug die Frau die Hände überm Kopf zusammen, und ihr gutes blasses Gesicht nahm einen feindseligen Ausdruck an. Sie ergoß sich in Klagen und Scheltreden gegen die Jakobe, die bisher doch so ordentlich gewesen sei, und jetzt habe sie sich zum Stehlen verleiten lassen und werde um ihren guten Dienst kommen, und wer würde sie, wenn sie ihre Strafe abgesessen, wieder ins Haus nehmen? Dann fiele das arme Würmchen ihr zur Last, die doch selbst sich nur mit Mühe und Not durchbringen könne, und sie hätte es um die Jakobe wahrhaftig nicht verdient — und so ins Unendliche.

Ich konnte nicht aus ihr herausbringen, wie es denn nur so weit gekommen, daß die Jakobe sich bis zu einem Diebstahl vergessen habe. Nur daß sie ihr vorgestern aus der Stadtvogtei einen Zettel geschickt, sie müsse sechs Tage sitzen, sie möge die Kleine gut halten und einen Doktor kommen lassen, es werde alles sicher bezahlt werden. Sie sei als ein feineres Hausmädchen bei einem ansehnlichen kinderlosen Ehepaar im Dienst und hätte es gut gehabt, wenn ihr Lohn nicht für die Kleine draufgegangen wäre. Seit dem Frühjahr habe sie ihr das Kind in Pflege gegeben, und so lange sei sie auch wieder in der Stadt. Von dem leichtsinnigen Menschen, mit dem sie in die Welt hinausgelaufen, rede sie nie ein Wort. Auch daß sie eine so vornehme Bekanntschaft habe — sie meinte mich damit —, habe sie ihr nie verraten.

Ich nahm das kleine Mädchen, das etwa drei Jahre alt sein mochte, aus dem Bett, gab ihm gute Worte und versprach ihm, was es nur haben wollte, wenn es nicht weine und mit mir komme, wo es auch bald seine Mutter wiedersehen sollte. Die Pflegemutter überließ es mir gern. Sie war froh, der Verantwortung überhoben zu sein. So wickelten wir es sorgfältig in warme Tücher und Decken, und ich brachte es in meinem Wagen nach Hause, wo ich sogleich meinen Hausarzt beschickte und es inzwischen in das Bettchen legte, worin meine eigene Kleine schlief. Die mußte sich's die nächste Zeit in einem großen Bette gefallen lassen.

Als dann der Arzt gekommen war und nur ein starkes Erkältungsfieber konstatiert hatte, ließ es mir keine Ruhe; ich fuhr nach der Stadtvogtei und verschaffte mir, da ich mit einem Polizeirat zufällig bekannt war, ohne große Mühe Einlaß in den Saal, wo meine arme Schwarze ihre Strafe verbüßen mußte.

* *
*

Als ich in den niedrigen, durch die kleinen halbverschneiten Fenster nur trübe erhellten Raum eintrat, schlug mir eine schauerliche Luft entgegen, in der zu atmen allein schon eine Strafe sein mußte. Acht bis zehn Pritschen mit muffigen Strohsäcken lehnten gegen die kahle Wand, und auf jeder lag oder hockte eine weibliche Gestalt, bei deren Anblick mir so traurig und bang zu Mut wurde, daß ich unwillkürlich stehen blieb und erst wieder Mut und Atem schöpfen mußte, mich weiter in diesen Schlupfwinkel menschlicher Schuld und Misère hineinzuwagen. Aber ehe noch meine blöden Augen sich an das Zwielicht gewöhnt hatten, erhob sich auf dem zweiten Lager eine Gestalt, die mein Herz sogleich erkannte. Sie trat mir hastig ein paar Schritte entgegen, stand dann aber plötzlich still und ließ die Hände,

die sie mir entgegengestreckt, am Leibe herabsinken. Auch ich war unfähig, mich zu regen. Die neugierigen Blicke des armen Gesindels, die uns beobachteten, und das Geraune und Gezischel, das sich aus allen Winkeln vernehmen ließ, lähmten mir eine Weile jedes Wort und jede Bewegung.

Dann überwand ich es doch, trat dicht an sie heran und ergriff ihre Hand. „Arme Schwarze,“ sagte ich, „müssen wir uns so wiedersehen? Warum bist du nicht früher zu mir gekommen? Es wäre alles anders geworden, und ich fände dich jetzt nicht hier!“

Da sah sie mich mit einem vollen Blicke an, und das Blut stieg ihr in die Wangen. Aber es war nicht die Röte der Scham, sondern es leuchtete wie ein Freudenfeuer aus ihrem bräunlichen Gesicht, das ein wenig hagerer erschien als vor vier Jahren, aber eher dadurch gewonnen hatte.

„Ich dachte mir's gleich, daß du kommen würdest,“ sagte sie, „obwohl du eine so vornehme gnädige Frau geworden bist; ich wollte nur nicht geradezu darum bitten. Es freut mich so viel mehr, daß du es von selber gethan hast. O, ich bin nun ganz glücklich, und wenn erst mein Kind — es hat deinen Namen, du wirst es nicht übelnehmen —“

Ich sagte ihr, daß die Kleine bei mir sei und was der Arzt gesagt hatte. Sie drückte verstohlen unter ihrer Schürze meine Hand. Dann sah sie sich um. „Komm ans Fenster!“ flüsterte sie. „Die Frauenzimmer sind neugierig wie die Katzen. Da! setz dich auf den Stuhl; ich habe dir was zu sagen. Du siehst gut aus, du hast noch ganz dein altes Gesicht, aber du bist etwas voller geworden und bist immer noch meine Goldene. Ich — ich bin eine arme Närrin und werde es mein Lebtag bleiben.“

Dabei lachte sie, ganz das alte sorglos trotzige Lachen ihrer jungen Zeit. Wir standen an der Fensterwand, möglichst weit von den anderen entfernt; so kläglich aber alles war, fühlte ich doch wieder den alten Zauber ihrer Nähe und mußte sie nur immer ansehen, ob es denn wahr, ob es möglich sei, daß sie etwas gethan haben könne, was sie dieser Gesellschaft würdig machte.

Sie schien zu erraten, was in mir vorging. Wieder wurde sie rot und lachte zugleich. „Ich danke dir tausendmal,“ sagte sie, „daß du das Kind versorgen willst und vor allem, daß du gekommen bist. Denn mehr noch als um den armen Wurm, der wie seine Mutter ein Unkräutchen ist, das nicht leicht verdirbt, war mir bange drum, du möchtest hören, daß ich gestohlen habe — es kommt ja alles in die Zeitung —, und dann würdest du von deiner Schwarzen nichts mehr wissen wollen. Aber denke nur, wie es zugegangen. Ich hab mir's ausgemacht bei meiner Herrschaft, die es gut mit mir meint, alle Mittwoch- und Sonnabendnachmittag durft ich auf ein paar Stunden zu meinem Kind. Vor acht Tagen nun — es war gerade schön Wetter — das Luischen war den ganzen Tag nicht an die Luft gekommen — ich zieh ihm also sein Mäntelchen an und setz ihm das Pelzmützchen auf und geh mit ihm in die Stadt, daß es sich die hellen Läden ein bißchen ansehen soll. Vor einem Spielwarenladen bleibt es stehen und will nicht weiter, und immer zeigt's auf eine große Puppe im Schaufenster, mit langen blonden Locken und einem Seidenkleid, ein Prachtstück. ‚Kind, sag ich, die ist viel zu schön für uns, die ist nur für eine Prinzeß.‘ Aber es läßt sich nicht wegbringen und sagt immer wieder: ‚Mir die Puppe schenken, Mütterchen!‘ — Ich gehe endlich mit ihm in den Laden und kaufe eine ganz niedliche kleine Puppe, die auch wirkliches Haar hat; aber das eigensinnige Ding sieht sie kaum an und starrt immer nur auf die große, bis ich sie endlich auf den Arm nehme und nach Hause bringe. Und auch da, zu der alten Frau, beständig von der Prinzessin im blauen Kleide geschwärmt! In der Nacht aber wird sie krank, sie hatte sich doch erkältet, und wie ich Sonnabend darauf hinkomme, hat sie hochrote Bäckchen und irre Äugelchen und faßt

mich mit ihren heißen kleinen Patschchen und sagt immer nur: ‚Mir die große Puppe schenken, Mütterchen!‘ — Das konnt ich endlich nicht mehr mit anhören, gehe fort und in den Laden, wo wir das Prachtstück gesehen. Wie viel es kosten soll? frag ich die Ladenmamsell. Fünf Thaler! — und holt sie herein aus dem Schaufenster, weil sie meint, ich erkundigte mich im Auftrag einer Herrschaft. Ich hatte bloß noch einen Thaler und sag ihr das und daß mein Kind krank sei, und wenn es die Puppe nicht bekäme, könnt es schlimmer werden. Der Herr des Geschäftes kommt dazu, ich schlag ihm vor, ich wollt ihm den einen Thaler auf Abschlag geben und die anderen vier in den nächsten beiden Monaten abzahlen. Er will aber nichts davon hören und wird endlich grob und heißt mich, hier nicht länger herumstehen und reellen Kunden den Platz wegnehmen. Da wurde ich innerlich so wild, daß ich ihm hätte ein Leids anthun können, wenn ich mit ihm allein gewesen wäre. Und wie der Laden so voll von Käufern war, daß man sich kaum rühren konnte, benutze ich einen Augenblick, wo ich denke, niemand sieht's, und ziehe die Puppe sacht vom Ladentisch herunter und unter meinen Mantel und hinaus damit, so flink meine Füße mich tragen wollen. Aber ich war noch nicht bis zur nächsten Querstraße, da hör ich hinter mir her schreien und rennen, und richtig werde ich gefaßt und visitiert, und ich mochte sagen, was ich wollte: den Thaler hätt ich ja auf dem Ladentisch gelassen und das übrige Geld würd ich gewiß von meinem Lohn nachzahlen — sie schleppten mich auf die Polizei, und nun muß ich als Diebin hier unter weit ärgeren Missethäterinnen noch volle fünf Tage sitzen und kann nicht einmal meinem Luischen ein Weihnachtsbäumchen anzünden."

Indem sie dies sagte, trat der Gefängniswärter wieder herein und winkte mir, daß die Zeit für meinen Besuch verstrichen sei. Ich konnte ihr nur noch zuflüstern, sie solle gutes Mutes sein und, sobald sie frei würde, sich gleich bei mir sehen lassen. Auch an einem Christbaum für ihr Kind werde es nicht fehlen. Dann umarmte ich sie und küßte sie in meiner hellen Freude, daß sie nichts verbrochen, was sie in meinen Augen herabsetzen konnte, und sah, wie ihr Gesicht glänzte von stillem Triumph über den Neid und das Staunen des Gesindels um sie her, da eine vornehme Frau sich so schwesterlich zu ihr betrug. Ich aber machte, daß ich aus dem eklen Dunst und Brodem hinauskam, und sorgte bei dem Wärter dafür, daß sie heimlich besser gehalten wurde als die anderen, und so kam ich sehr vergnügt zu den beiden kleinen Mädchen zurück, die inzwischen gute Freundinnen geworden waren.

Dies war der Tag vor Heiligabend. Am 28., abends ganz spät, kam das arme Weib scheu und verstört zu mir ins Zimmer, lief auf das Luischen zu, das nun doch mit der großen Prinzessinnenpuppe spielte und ganz genesen war, fiel dann vor mir nieder und brach in heftiges Schluchzen aus, das ihr offenbar das Herz erleichterte. Ich versuchte umsonst, sie aufzuheben und neben mich zu setzen, sie wehrte mich leidenschaftlich ab. Wie ihre Thränen dann zu fließen aufhörten, sah ich einen Ausdruck in ihren Zügen, der mich erschreckte, ganz hart und bitter und trotzig-wild. „Schwarze," sagt ich, „was hast du? Wirf alles hinter dich! Nun fangen wir von vorn an, als fänden wir uns erst jetzt, zwei einsame junge Witwen mit zwei lieben Kindern, und du gehst nie mehr von mir!" — Aber sie schüttelte den Kopf. „Es geht nicht!" sagte sie mit ihrer rauhesten Stimme. „Nein, Goldene, es geht gewiß und wahrhaftig nicht. Was du auch sagen magst, ich weiß, wie die Welt ist, und daß ich dir Schande machen würde. Und dann, ich muß mir selbst durchhelfen, muß arbeiten, daß ich nicht zur Besinnung komme über mich selbst und — alles. Halt mich nicht auf! Daß du das an dem Kind gethan und an mir, werd ich dir nie vergessen, obwohl mich nichts von dir wun-

dert. Nun aber siehst du wohl, hier in der Stadt kann ich nicht bleiben, ich habe doch einmal gesessen, wer wird mich in Dienst nehmen? Ich will in einen kleineren Ort, wo man mich nicht kennt; ich habe Geschick zu vielem und bin jung und gesund, und ich will nicht unglücklich werden, Goldene! ich will nicht und brauch es auch nicht, und unser Herrgott scheint es auch nicht zu wollen, da er mir meine Goldene noch gelassen hat!"

Damit wurde ihr Gesicht wieder milde und menschlich, ja sie lachte wieder und hatte für eine kurze Zeit ihr ganzes Schicksal vergessen. Ich mußte ihr meine Wohnung zeigen, all meine Sachen, vor allem mein Kind, das sie aufs lieblichste herzte und liebkoste, auch das Bild meines verstorbenen Mannes. Darüber aber sagte sie kein Wort, und auch von dem Vater ihres Luischens war nicht zwischen uns die Rede. Hernach, als wir ein wenig zu Nacht aßen, zog sie plötzlich das weißseidene Tüchlein hervor, das sie auf ihrer bloßen Brust trug, und sagte: „Kennst du es noch, Goldene? Ich habe es an allen Sonntagen getragen und so darauf acht gegeben, daß es noch unzerrissen ist, freilich jetzt nur noch wie ein Spinneweb." — Ich wollte ihr ein neues schenken, aber sie nahm nichts an. Ebensowenig wollte sie davon hören, mit einer Summe, die ich ihr anbot und die sie später einmal hätte zurückzahlen können, ein kleines Geschäft anzufangen. „Du bist reich und ich bin arm," sagte sie, „und doch fühle ich mich zu dir wie gleich zu gleich. Das aber könnt ich nicht, wenn ich deine Schuldnerin wäre, anders als durch deinen Schatz von Lieb und Treue. Und darum laß es dabei! Du machst mich nicht anderen Sinnes."

So mußt ich mich ergeben. Diese Nacht blieb sie bei mir, sie schlief auf einem Sofa, neben das sie das Bett ihres Luischens gestellt hatte. Das Wiedersehen und all unser Geplauder hatte mich so aufgeregt, daß ich erst gegen morgen einschlief.

Wie ich dann erwachte, war sie längst aufgestanden, hatte ihr Kind in ein Tuch gewickelt und sich mit ihm fortgeschlichen, es heftig untersagend, daß man mich weckte. Ich fuhr sogleich in die Wohnung der Pflegemutter. Auch da war sie nur erschienen, um die paar Siebensachen des Luischens zusammenzuraffen. Wohin sie sich wenden wollte, hatte sie nicht verraten.

* *
*

Also hatte ich sie wieder einmal verloren.

Es machte mir um so mehr Kummer, als ich der festen Überzeugung war, es werde ihr nicht glücken, wieder emporzukommen, und ich allein wäre im stande gewesen, ihr ein leidliches Los zu bereiten. Die Hauptsache aber war, daß ich sie noch so herzlich liebte wie in meiner Backfischzeit und alles daran gesetzt hätte, sie bei mir zu behalten, zumal jetzt, da ich mich einsam fühlte und noch nicht entschließen konnte, wieder mitzumachen, was in meinen Kreisen als gesellige Pflicht betrachtet wurde.

Nun denken Sie, wie unerhört es mich überraschte, als zu Anfang des Sommers, da ich eines Sonntagnachmittags mit meinem Kinde ausgefahren war und dann im Tiergarten ausstieg, um uns etwas Bewegung zu machen, das Kind plötzlich von mir weg auf ein anderes kleines Mädchen zu lief, das neben einer Bank mit einem Handwägelchen spielte. Auf der Bank aber saß ein stattlicher, blondbärtiger Mann in Uniform und neben ihm, ganz solide wie eine junge Bürgersfrau angezogen, meine Schwarze.

Sie wurde dunkelrot, als sie uns erblickte, stand auf und flüsterte ihrem Begleiter ein Wort ins Ohr, worauf auch der sich kerzengerade von der Bank erhob und salutierend die Hand an die Mütze legte. Meine Jugendfreundin aber trat ganz unbefangen auf mich zu und sagte: „Du kommst mir zuvor, Goldene. Ich wollte in diesen Tagen zu dir kommen und dir meinen Mann, den Wachtmeister Krüger, vorstellen. Ja, wundere dich nur,"

lachte sie, „aber er ist mein richtiger Mann. Er kam auf Urlaub nach dem kleinen Nest, wo ich lebte und mich notdürftig mit meiner Hände Arbeit erhielt. Er hatte da eine kleine Erbschaft zu erheben, und wie er mich zufällig sah, verliebte er sich in mich und bestand darauf, mich zu heiraten. Ich," fuhr sie leiser fort mit einer unbeschreiblichen Gebärde, halb Mitleiden, halb Gleichgültigkeit, — „lieber Gott! ich hatte gar kein Verlangen danach, Frau Wachtmeisterin zu werden. Er war mir viel zu groß und zu steif und zu blankgeputzt, und sein Gesicht, das sie alle schön finden, kam mir so hölzern vor wie von einem Nußknacker. Aber er hatte einen Narren gefressen an dem Luischen und ist überhaupt ein so guter Mensch; ich glaubte, ich sei es dem Kinde schuldig. Und das denk ich auch jetzt, so oft mir einfällt, ich hätt am Ende doch einen dummen Streich gemacht."

Sie lachte gezwungen und winkte dann dem Mann, näher zu kommen. Das that er sehr gravitätisch, und wie er seinen bärtigen Mund öffnete, um mir ein paar Artigkeiten zu sagen, fiel es auch mir auf, wie sehr er einem blanklackierten Nußknacker ähnlich sah. Aber die Herzensgüte leuchtete ihm aus den Augen. Ich fragte scherzend, wie er mit meiner alten Freundin als Ehefrau zufrieden sei, und er erwiderte, sie sei eine gute Frau und folge ihm aufs Wort, und Appell und Subordination seien die Hauptsache, und daran gewöhne sich auch das Luischen immer mehr. Und da sie gottlob ihr reichliches Auskommen hätten, die freie Wohnung in der Kaserne, und seine Frau geschickt mit der Nadel sei und sich manchen Nebenverdienst mache, so könne er sich kein besseres Leben denken.

Dabei sah er seine Frau mit so warmer Zärtlichkeit an, daß ich wohl merkte, die Subordination sei durchaus nicht immer auf ihrer Seite, und sie erriet meine Gedanken und lächelte, und ich sah, wie hübsch sie geblieben war und wie guten Grund er hatte, stolz auf sie zu sein. Dann setzte ich mich noch eine Weile zu ihnen auf die Bank, und als wir uns trennten, mußte sie mir versprechen, recht bald zu kommen und das Luischen mitzubringen.

Ich wartete aber vergebens. Je mehr ich darüber nachsann, je deutlicher wurde mir, daß sie sich schämte, diese vernünftige Partie gemacht zu haben, und gerade mir gegenüber sich nicht unbefangen zeigen konnte. Ich hätte nun gern meinerseits sie aufgesucht. Aber es widerstrebte mir mehr, zu ihr in die Kaserne zu gehen, als damals in ihr Gefängnis. Zum erstenmal fühlte ich, daß ein kühler Hauch über mein Herz gekommen war. Ich hätte ihr alles andere zugetraut, als daß sie etwas that, wozu sie sich nicht mit vollem Herzen getrieben fühlte.

Und wirklich hatte ich mich nicht in ihr getäuscht, wenn ich annahm, daß es unmöglich auf die Länge gut gehen könne.

Stellen Sie sich vor: eines Nachmittags — ein paar Monate waren wieder vergangen — läßt sich der Wachtmeister Krüger bei mir melden. Ich erschrecke bis ins innerste Herz, als der baumstarke Mensch blaß und zitternd, wie wenn er eben aus dem Lazarett käme, in mein Zimmer tritt und sogleich die Frage hervorstottert, ob ich seine Frau nicht gesehen oder doch wisse, wo sie stecke. Sie sei gestern abend plötzlich verschwunden, unter dem Vorwand, zu der alten Frau zu gehen, die das Luischen in Kost gehabt, und seitdem nicht wiedergekommen.

Ich suchte ihn zu beruhigen, obwohl ich selbst die schwärzesten Befürchtungen hegte, und fragte ihn, ob er irgend etwas Absonderliches die Tage vorher an ihr bemerkt habe. Nicht das Mindeste, versicherte er steif und fest, während seine großen runden Augen ganz sacht überzufließen anfingen. Es habe gar nichts gefehlt an Appell und Subordination, auch habe sie gegessen und getrunken wie sonst. Nur als sie am Abend vorher eine Ziehharmonika auf der Straße gehört habe, sei sie auf einmal still und kopfhängerisch geworden, obwohl es ein ganz flotter Schottischer gewesen sei, und die nächste

Nacht habe sie sich immer herumgewälzt und keinen Schlaf gehabt, auch ein Glas Schnaps, das er ihr deshalb angeboten, nicht trinken wollen. Und so sei er früh zum Exerzieren gegangen, und beim Kaffee habe sie ihn noch ganz freundlich angesehen und gesagt: es gehe ihr nun wieder gut, er brauche sich nicht um sie zu ängstigen, und sie danke ihm auch recht herzlich, daß er immer so gut zu ihr und dem Kinde sei, und wenn das Luischen erst groß geworden, werde sie es ihm gewiß vergelten, mehr als manches leibliche Kind. Da habe er sie noch umgefaßt und küssen wollen, aber sie habe den Kopf weggebogen und gebeten: jetzt nicht! Sehr zärtlich sei sie überhaupt nie aufgelegt gewesen. Wie er dann nachmittags wieder in die Kaserne gekommen, habe er nur das Luischen gefunden; Mütterchen sei fortgegangen und habe ihr aufgetragen, den Vater zu grüßen. Und dann habe er Stunde um Stunde gewartet — und jetzt glaube er, sie werde nie mehr wiederkommen.

Der arme Mensch trocknete sich den Angstschweiß von der Stirn, und wie ich ihn zum Sitzen nötigte, fiel er förmlich auf den Stuhl nieder, wie wenn er seiner Glieder nicht mächtig wäre. Ich riet ihm, noch bis morgen zu warten, eh er's anzeige. Was er von der Ziehharmonika gesagt, verscheuchte meinen ersten Argwohn, sie möchte sich ein Leids angethan haben. Doch war es vielleicht weit schlimmer so.

Und richtig, sie kam nicht wieder. Und nach längerer polizeilicher Nachforschung erfuhr der arme betrogene Mensch, daß sie mit ihrem ersten Geliebten irgendwo in Österreich gesehen worden war, wo sie sich Gott weiß wie als fahrende Leute ihr Brot erspielten oder erbettelten. Das Luischen erfuhr nichts davon. Ich ließ es manchmal zu meinem Kinde holen und gelobte mir, Mutterstelle an ihm zu vertreten. Das hatte ich freilich nicht nötig. Der Stiefvater war zärtlicher zu ihm als eine leibliche Mutter, und wenn ich sie zusammen sah, merkte ich, daß schon das Kind anfing, den riesenhaften und tapferen Mann an Subordination unter seinen kindischen Willen zu gewöhnen.

* *
*

Ich sollte aber nicht lange mehr mein stilles Gelübde, mich um das Luischen zu bekümmern, erfüllen, und auch an die unglückliche Mutter, die ich nun freilich nie wiederzusehen glaubte, dachte ich nur noch dann und wann in einer meiner vielen schlaflosen Nächte. Denn mein eigenes Kind, das zu kränkeln anfing, nahm all meine Gedanken in Beschlag. Es war der bitterste Winter meines ganzen Lebens. Im Frühling, als ich eben ein wenig Hoffnung schöpfte, trat plötzlich eine Verschlimmerung ein. Eines Morgens hielt ich mein armes, liebes, letztes Glück kalt und stumm in meinen Armen.

Am Tag nach dem Begräbnis, als ich wie zerbrochen an Leib und Seele thränenlos in meinem verwaisten Zimmer saß, wird plötzlich die Thür aufgerissen, und eine Gestalt stürzt herein, die ich erst erkannte, als sie, vor meine Füße niedergesunken, meine Kniee mit beiden Armen umklammerte und in so krampfhaftes Schluchzen ausbrach, daß es mich durch und durch erschütterte. Sie sah gar nicht zu mir auf, sie hatte das Gesicht in meinen Schoß gedrückt, der Hut war ihr vom Kopf gefallen, ihr Haar hatte sich gelöst und hing ihr tief über die Schultern herab. Ich beugte mich zu ihr hinab und streichelte ihr sanft das Haupt. „Komm," sagte ich, „steh auf! Beruhige dich! Ich danke dir, daß du gekommen bist. Du hast mir wohlgethan. Wir wollen ruhig sein!"

Sie aber schluchzte fort, und ich hatte noch immer keine Thränen.

Endlich umfaßte ich sie mit beiden Armen, sie zu mir emporzuziehen. Aber sie entriß sich mir sträubend und schnellte, am ganzen Körper zitternd, in die Höhe.

„Nein," rief sie, „du sollst nicht so gut zu mir sein, du sollst mir nur verzeihen, daß ich mich unterstanden habe, hier bei dir einzudringen, aber ich hielt's nicht länger aus, obwohl ich weiß, daß ich mich nicht

mehr vor dir sehen lassen kann! Ich wollte schon früher kommen, das Kind verpflegen helfen, aber immer hielt mich die Furcht zurück, du würdest mir die Thür weisen. Nein, sage nicht, daß du es nicht gethan hättest! Es wäre ganz recht gewesen, ich kann die Augen nicht mehr zu dir aufschlagen. O, ich bin ein armseliges verdammtes Geschöpf, Gott und Menschen müssen mich verabscheuen. Ich habe nur noch einmal dein Gesicht sehen wollen, und jetzt bereu ich auch das, denn ich fühle, daß ich's nicht mehr wert bin — und nun — nun will ich fort. Leb wohl!"

Sie raffte ihr Hütchen auf und wollte hinauseilen. Ich hielt sie mit aller Gewalt am Arme fest und stellte mich vor die Thür.

„Schwarze," sagte ich, „meine arme Schwarze, es ist dir schlecht gegangen, ich seh es an deinen Augen, du bist krank —"

„Nein," rief sie, „schlimmer als krank, ich bin toll! Erschrick nicht, Goldene, ich habe meine fünf Sinne beisammen, aber es rast und tobt etwas in mir, ich habe einen bösen Geist in meinem Blut, der regiert mich, daß ich alles thun muß, was er will. Er hat mich fortgerissen von meinem guten Kind und dem braven Menschen, der ihm ein guter Vater sein wollte. Wie ich die Musik draußen auf der Straße hörte, da war's aus. Die Langeweile, das Stillsitzen, die Bravheit und Ehrbarkeit und Appell und Subordination — ich meinte, ich müßte geradezu ersticken, wenn ich das noch länger ertrüge. Ich wußte, daß es mein Unglück war, wenn ich fortliefe; er hatte mich ja schon das erste Mal schlecht behandelt, er ist kein guter Mensch, aber er hat eine Gewalt, die mich ihm nachzwingt, und so ging ich und hatte nicht einmal Gewissensbisse. Für das Kind ist ja gesorgt, dachte ich, dem wird es besser sein, wenn solch eine Mutter nicht bei ihm ist, und er — er findet eine bravere Frau. Nur daß ich dich nicht wiedersehen sollte, das that mir weh. Aber, wie gesagt, ich war wie von einem Geist besessen, ich ließ alles im Stich; nun muß ich ausessen, was ich mir eingebrockt habe."

Sie sank in großer Erschöpfung auf einen Stuhl und starrte vor sich hin. Ich konnte sie jetzt erst genauer betrachten. Sie trug anständige städtische Kleider und sogar einigen Schmuck, den ich früher nie an ihr bemerkt hatte.

„Hast du dein Kind nicht wiedergesehen?" fragte ich.

„Doch," nickte sie, „aber nur von draußen, durch das Fenster in der Wachtmeisterstube. Es saß am Tische, und er saß bei ihm und schien zuzuhören, wie es ihm aus einer Fibel vorbuchstabierte. Dabei rauchte er seine kurze Pfeife und sah ernsthaft mit seinen ehrlichen Vergißmeinnichtaugen vor sich hin. Gott vergelt's ihm, was er an der armen Waise thut. Vielleicht zieht er sie auf zu einem rechtschaffenen Weibe, das niemals merken läßt, was es für Blut von Vater und Mutter her in seinen Adern hat. O, daß ich elend werden mußte, das ist ja kein Wunder! Ich habe mit Gewalt glücklich werden wollen, so wie es mir ums Herz war, ohne nach irgend wem zu fragen, und gemeint, ich könnte es unserem Herrgott abtrotzen, was er nicht gutwillig hergab. Das straft er nun und hat ganz recht. Aber du, Goldene, was hast du verbrochen, daß dir alles genommen werden durfte, alles, alles! O, es ist eine jämmerliche Welt, und wenn ich am jüngsten Tage vor Gericht gefordert werde, ich werde meinen Mund dann schon aufthun, ich werde sagen —"

Sie war aufgesprungen und stand mit funkelnden Augen und geballter Faust mitten im Zimmer.

„Nein, Schwarze," sagte ich, „so sollst du nicht reden. Du bist jetzt außer dir, aber glaub nur, es ist noch nichts verloren. Wenn du jetzt selbst bereust, daß du dich von dem schlechten Menschen wieder hast fortlocken lassen, so wirst du ja in Zukunft klüger sein, und auch er wird wohl nicht wieder seine Macht über dich ausüben wollen. Ich bin überzeugt, dein Mann, wenn ich es ihm recht eindringlich vor-

stelle, gut wie er ist und immer noch verliebt wie am ersten Tage, er nimmt dich wieder zu sich, und es wird noch alles gut. Und wenn du meinst, daß ich alles verloren habe — siehst du, ich habe, seit ich dich wiedergesehen, gefühlt, daß noch etwas lebt, was ich lieb habe, und schon um meinetwillen mußt du gut und vernünftig sein und den bösen Geist besiegen, der dich so unselig gemacht hat."

Ich trat auf sie zu und wollte sie an mich ziehen. Aber sie wehrte, am ganzen Leibe erschaudernd, meine Annäherung ab. „Um Gottes willen!" rief sie, „was thust du? Du weißt nicht — aber es ist zu spät. Wenn's nur der Hannickel wäre — von dem hab ich mich getrennt für immer. Aber dann — ich war verlassen und allein und ganz ohne Hilfe — und da — und der rasende Trotz in mir — und mein wildes Blut —"

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und wandte sich ab. Ich sah, wie sie langsam der Thür zuwankte. Mir selbst waren die Glieder wie erstarrt bei ihrem Bekenntnis. Armes, armes Weib! sagte ich vor mich hin. Doch erst, als sie die Schwelle erreicht hatte, überwand ich mich und that einen Schritt auf sie zu.

„Ich lasse dich so nicht fort!" sagte ich. „Wenn du allen anderen Menschen ausweichst — ich, deine alte Freundin, werde die Hand nicht wegziehen, mir mußt du vertrauen, hörst du wohl?"

Sie schüttelte den Kopf. „Lebewohl, Goldene!" sagte sie mit einem dumpfen Ton, ohne mich anzublicken. „Ich danke dir tausendmal für deine Güte, aber es ist zu spät, sie würde mir nur eine Qual sein. Sorge dich nicht um mich. Ich gehe jetzt zu meinem alten Vater, der ist mutterseelenallein und krank. Vielleicht kann ich dem noch nützlich sein. Sonst — es ist nicht mehr schade um mich. Lebewohl!"

Dann öffnete sie rasch die Thür, und ich hatte nicht den Mut und die Kraft, sie zurückzuhalten.

* * *

Kaum aber war ich allein, so warf ich mir meine Feigheit vor, meine Unentschlossenheit und Herzensenge, daß ich sie hatte von mir lassen können, statt mit Güte oder Gewalt sie ihrem elenden, verzweifelten Zustande zu entreißen.

Ich verbrachte eine böse Nacht unter Selbstanklagen und tausend wirren Plänen, wie ich es anfangen sollte, das einzige, woran ich noch mit lebendigen Fäden verknüpft war, mir zu erhalten. Selbst der Gram um meinen frischen Verlust trat vor dieser nagenden Sorge zurück.

Am Morgen war ich noch nicht viel klüger. Aber ich sagte mir, daß ich vor allen Dingen ihr nacheilen und sehen müsse, was inzwischen aus ihr geworden sei und ob sie vorläufig bei ihrem Vater ein Unterkommen und eine Pflichtaufgabe gefunden, die wie eine heilsame Buße ihr zerrüttetes Gemüt wiederherstellen könnte.

Mancherlei Geschäfte hielten mich in den Morgenstunden zurück. Es war Mittag geworden, als ich vor meinem Landhause in Liebenwalde anlangte. Da ich ungemeldet kam, war niemand da, mich in Empfang zu nehmen. Auch das Rasseln des Wagens und das Knallen der Peitsche verhallte ungehört auf der öden Dorfstraße, und das Haus mit den geschlossenen Fensterläden und der festverwahrten Thür sah mich unheimlich an. Ich ging nach dem Thorweg der Hofmauer, den ich offen fand, aber auch hier war keine Menschenseele zu erblicken.

Endlich kam aus einem der Wirtschaftsgebäude ein kleiner lahmer Knabe herausgehinkt, der auf meine Frage, wo Mamsell Sengebusch und die anderen Hausleute seien, mich erst blöde anglotzte und dann nach dem Park hinunterdeutete, ohne die Lippen zu bewegen. Ich schritt hastig, mit ahnungsvollem Herzklopfen durch den Blumengarten, der im ersten jungen Grün stand, und noch ehe ich den Park betreten hatte, sah ich unter den lichten Bäumen ein dunkles Gewimmel, ein wunderliches Hin- und Herlaufen, keiner aber beachtete mein Kommen. Erst als ich dicht bei ihnen war, starrten mir hundert Blicke

entgegen. Das halbe Dorf war zusammengelaufen, und jetzt hörte ich den ersten Laut, der mir das Entsetzliche verriet: Es ist keine Hilfe mehr — sie muß es schon in der Nacht gethan haben — der Gärtner hat es gleich gesagt, wie er sie herauszog —

Ich weiß nicht, wie ich die Kraft behielt, mich durch die Leute durchzudrängen, bis zu der Bank am Weiher, wo man sie hingelegt hatte. Der Bader war eben noch zum Überfluß bemüht gewesen, ihr eine Ader am Arm zu schlagen. Die alte Sengebusch kniete neben ihr und rieb ihr mit Äther die Schläfen. Sie lag lang ausgestreckt, das nasse Haar fiel schwer zu beiden Seiten auf die Erde nieder. Aber ihr bleiches Gesicht hatte einen fast freudigen Zug, und die Lippe, die sich von den oberen Zähnen ein wenig zurückgezogen hatte, schien zufrieden zu lächeln. Sie war mir nie schöner vorgekommen als in dieser grauenhaften Stille.

Ich erfuhr nachher, daß sie am vorigen Abend bei ihrem gichtkranken Vater eingetreten sei und auf den Knieen um seine Vergebung gefleht habe. Der sonst so gutmütige Alte, durch Schmerzen und Not verbittert, habe sie mit einem Fluch aus seinem Hause weggewiesen und auf all ihre Thränen und Gelöbnisse, daß sie nichts als seine Magd sein wolle, ein hartes, stumpfes Schweigen behauptet. Da sei sie endlich fortgeschlichen — und erst um die zehnte Morgenstunde, da der Gärtner den Weiher von dem wuchernden Entenflott habe reinigen wollen, sei das Unglück an den Tag gekommen."

* *
*

Meine alte Freundin schwieg. Sie hatte sich in tiefer Erschöpfung in ihren Sessel zurückgelehnt und die Augen zugedrückt. Ich fand kein Wort, mit dem ich den dumpfen Nachklang dieser Erinnerungen zu unterbrechen gewagt hätte.

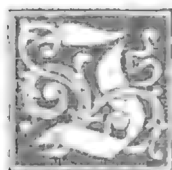
Endlich hob sie wieder das matte Haupt und sagte: „Ich habe Sie lange mit dieser traurigen alten Geschichte aufgehalten, lieber Freund. Vielleicht ist sie Ihnen durchaus nicht so merkwürdig erschienen, und ich habe es nur schlecht vermocht, Ihnen ein Bild dieses armen Menschenwesens zu geben. Aber wie ich Ihnen schon vorhin gesagt habe: wenn ich jetzt zu wählen hätte, wen von allen Menschen, die mir je lieb und teuer waren, ich von den Toten heraufbeschwören wollte, um einen Tag mit ihm zu verbringen, ich besänne mich keinen Augenblick. Meine arme ‚Schwarze' nur noch auf ein paar Stunden wiederzusehen, würde mir eine überschwengliche Freude machen. Werden Sie noch Ihre Philosophen in Schutz nehmen, die nichts davon wissen, daß Freundschaft ein elementarer Naturtrieb ist, unverantwortlich und unergründlich wie jene Gewalt, die Mann und Weib in blinder Leidenschaft zueinander zieht?"

Jena.

Erinnerungen an die klassische Zeit

von

Karl Neumann-Strela.



In einem Wagen aus dem herzoglichen Marstall fuhr „Apollo“ Goethe, wie May ihn gemalt, und in eigener Equipage „Jupiter“ Goethe, wie er auf den Bildern von Jagemann und Stieler erscheint, nach Jena, dem „lieben närrischen Nest“. Sein Kutscher Barth sah einst kurz vor der Stadt, in der Nähe des Johannisthores, behauene Steine am Wege und rief, da er von Goethes geologischen Studien vernommen hatte: „Excellenz, ich globe, zwischen den Steinichen is was für uns!“

Das liebe närrische Nest! Wiederholt so in Briefen und Gesprächen hat Goethe Jena genannt. Dort pflegte er „Stimmung zu allerlei Gutem zu holen“, und nach den Berichten der Freunde war er dort „immer erst recht er selbst“. Am behaglichsten und teilnehmendsten, meinten Charlotte v. Schiller und Frau v. Stein, habe er sich stets in Jena gezeigt, und er selbst sagte häufig, daß er der Weimarer Gegend nichts abgewinnen könnte, seit er sich an die jenaische gewöhnt.

Ob auch er den bis zum Überdruß gehörten Ausspruch Karls V. wiederholte? Als der Kaiser, wird erzählt, nach dem Siege von Mühlberg ins Saalthal kam, rief er beim Anblick von Jena: „Das ist ein klein Florenz!“ Schwerlich hat Goethe, mit den Worten eines Kundigen zu reden, die altersgraue Stadt im Thale mit der prachtvollen Steinrose verglichen, die sich in den Fluten des Arno spiegelt, und weit treffender, schmeichelnd und kosend, klingt sein Wort: das liebe närrische Nest!

Denn recht wie ein Nest, vor rauhen Winden geschützt, anheimelnd und behaglich, liegt die Stadt zwischen den Bergen. Auf den Hain- oder Galgenberg steige, wer sich am Anblick der Landschaft erfreuen will. Zu Füßen die Türme und Häuser, fast achthundert an der Zahl, von neuntausend Menschen belebt. Die nüchterne Chronik meldet das alles genau und schildert Ursprung nebst Alter und Größe der Stadt; doch die Fülle des Lieblichen, das sich dem Beschauer von jenem Berge zeigt, drängt Zahlen und Maßstab zurück. Da schäumt der Fluß, von steinernen Brücken

umspannt, über Wehre hinweg; im Grün der Erlen, Weiden, Rüstern und Pappeln zeigen sich freundliche Weiler und Dörfer. Gärten und Felder wechseln mit Wiesen und Weinbergen ab, und wie ein Kranz schließen die Berge das Ganze ein: der Johannisberg mit den Trümmern der Lobdaburg, die Kernberge und der langgestreckte Hausberg, auf dem sich der Fuchsturm als einziger Rest dreier Raubburgen erhebt. Recht kahl, ein Hufeisen bildend, nimmt sich der nördlich liegende Jenzig aus, während der Landgrafenberg, auf dem Napoleon in der Nacht des Jenaer Schlachttages weilte, in edlerer Form und bewaldet erscheint.

Nicht jeder kennt das Lied, das vor vielen Jahren ein „seliger“ Bruder Studio sang, als er wankenden Schrittes aus der „Kneipe“ kam und die Berge im Schimmer und Flimmer des Mondlichtes sah:

Der Hausberg und der Jenzigberg,
Sie stolpern und sie wackeln,
Der Hausberg und der Jenzigberg,
Die riesigen Halunken;
Der Hausberg und der Jenzigberg
Sie haben zu viel getrunken.

Durch das Kieferngehölz am Fuße des Landgrafenberges fuhr Goethe in die Stadt. Zuweilen, um eine Kleinigkeit zu kaufen, ließ er auf dem Wege nach seiner Wohnung in der Johannisstraße oder auf dem Markte halten. Dann mußte Barth ihn durch das Johannisthor fahren — ein bemerkenswertes Denkmal aus der Vorzeit, schon im vierzehnten Jahrhundert erwähnt. Das Thor geht durch einen viereckigen Turm, auf dem sich eine Spitze erhebt. Die Plattform war zur Aufstellung von Truppen bestimmt; an den Ecken derselben ragen vier steinerne Affengestalten hervor. Anno 1624, erzählt die Chronik, riefen Studenten den Turmwächtern das „garstige Wörtlein“ Affenwächter zu. Die Erzürnten griffen zu Knitteln, ein Student wurde erschlagen; der Pfarrer sprach am Grabe über den Text „Philister über dir, Simson“, und seitdem, wird behauptet, hätten die Studenten die Bürger Philister genannt.

Die Johannisstraße führt auf die Stadtkirche zu. Um diese und durch ein Gäßchen biegend, kam Goethe auf den Markt. Schon damals war hier am Donnerstag und Sonnabend Wochenmarkt, den die Bauern aus Kunitz, Dornburg, Lichtenhain und Löbstedt bezogen. Kunitzer Gänse und Dornburger Kartoffeln, Lichtenhainer Hühner und Löbstedter Wurst: Jenenser Hausfrauen wissen diese Dinge zu schätzen. Gern sah Goethe die Frauen und Mädchen mit ihren Körben, die kräftigen Gestalten der Verkäufer; aber heute, ziemlich an der Stelle, wo er zuweilen den Wagen halten ließ, sieht ein erzenes Standbild auf die Menge herab. Die Bibel in der Linken und das Schwert in der Rechten, erhebt sich dort Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen auf hohem Postament. Bei der dreihundertjährigen Jubelfeier des Bestehens der Universität wurde das Denkmal 1858 enthüllt. Denn der Kurfürst, der Stifter derselben, hatte sie von Wittenberg, wo schwere Seuchen herrschten, nach Jena verlegt, und nur ungern kehrte man aus dem gesunden und anmutigen Orte nach Wittenberg zurück. Dann wurde die Schlacht bei Mühlberg geschlagen, der Kurfürst gefangen, Wittenberg ihm genommen, und so schuf er in den seinen Söhnen ausgesetzten Landen und zwar in Jena eine neue Universität. „Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat,“ steht auf der Bibel, die das Standbild in der Linken hält.

Plötzlich, um die zehnte Stunde, wird es unter den Marktleuten „urgemütlich“. Die älteren fangen zu trällern, die jüngeren ein wenig zu hüpfen an, denn auf dem Rathausturm ertönt die sogenannte Marktmusik. Ein uralter Bau, steht das Rathaus an der südwestlichen Ecke des freundlichen Platzes. Zwei Gänge sind verschlossen und verbaut. Die Wage in einem Gewölbe hat Raum verlangt, besonders aber die Zeise (Accise), ein treffliches Weinlokal, wo Jonas Herzer, der allezeit lustige Wirt, die Gläser füllt. Bei ihm mundet der Naumburger, Meißener und Jenenser noch einmal so gut.

Der rote Wein wird Krollo, der weiße Kreo, auch Krätzer genannt, der wirklich trinkbar ist, wenn Luther auch schrieb: Jhene ubi acetum crescit. (Jena, wo der Essig wächst.)

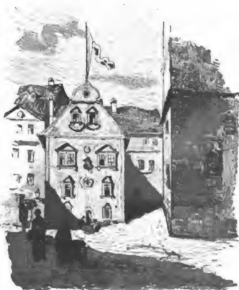
An der Weinstube vorüber schreiten die gestrengen Herren, die Gemeinderäte, Polizeibeamten und Stadtkämmerer, in ihre Bureaus, die im oberen Stocke liegen. Das Ratszimmer enthält treffliche Bilder: Herzog Karl August und seine Eltern, Bernhard von Weimar und die Herzogin von Tremouille, Jenenser Bürgermeister und Ratsherren blicken dort von der Wand. Über den Fenstern ist die berühmte Uhr. Zu beiden Seiten des Zifferblattes steht eine Figur, und zwischen ihnen, über der Uhr, ist ein von Blech gefertigter Menschenkopf mit beweglichen Kiefern, der Schnapphans, angebracht. Bei jeder Viertelstunde erhebt die links stehende Figur, ein Engel, ein Glöckchen; schlägt die Uhr aber voll, so reicht die Figur zur Rechten mit jedem Schlage einen an einem Stabe steckenden vergoldeten Apfel hin, nach dem jener Kopf, den Mund aufreißend, schnappt. Nie kann er den Apfel erfassen, was vermutlich, wie der Führer durch Jena bemerkt, ein Sinnbild der unersättlichen menschlichen Begierden und der ewigen Versuchung bedeuten soll. Eine andere Quelle fügt dieser moralischen Nutzanwendung hinzu: „Wenn das Uhrwerk oder Zeiger zu Jena am Rathhause schläget und die Stunden anzeiget, so sperret ein Mann daran das Maul auf. Daher hat Herr Dr. Martinus Lutherus seliges Gedächtniß die Art zu reden genommen und von Maulaffen und Gaffen gesaget: Hans von Jena. Seine Worte lauten also in der Hauspostilla in der dritten Predigt am 20. Sonntag nach Trinitatis: Wenn ein großmächtiger König auf Erden Hochzeit machete, hätte die Mahlzeit herrlich bereitet und lüde viel dazu, da würde ein Zulaufen werden von allen Orten, und Hans von Jena würde auf allen Gassen sein und sehen wollen den königlichen Schmuck und Pracht.“

Das Johannisthor in Jena.

Aus dem Gasthof zum Schwarzen Bären, wo Luther auf seiner Flucht von der Wartburg weilte, kam er ins Rathaus. Bis 1677 stand der Galgen davor; auf derselben Stelle, noch um die Zeit von Goethes Weimarer Jugendperiode, fochten dann die Studenten im Kreise der Genossen ihre Händel aus. Das geschah am hellen Tage, während die Väter der Stadt im Rathaussaale berieten, und die Tradition erzählt von einem Ratsherrn, den das Degenklirren ans Fenster lockte. In einem der Kämpfenden den eigenen Sohn erkennend, rief er ihm zu: „Fritz, halt dich brav, du sollst auch 'n neuen Rock haben!“

War dann das „nötige Blut geflossen und die Sache akademisch arrangiert“, so eilte die Schar, Rapiere und Ziegenhainer schwingend, unter Hundebellen und Hallo zum Burgkeller. Am Ausgang der Johannisstraße gelegen, giebt diese ehrwürdige „Kneipe“ dem Rathause an Alter wenig nach. Ein Jahr nach Erbauung des Burgkellers, der sich mit seinem schönen Giebel würdig präsentiert, traf dort der gefangene Kurfürst Johann Friedrich mit seiner Gemahlin und drei Söhnen ein. Wenn es in diesen Räumen spuken sollte, ein Wunder wäre es nicht, denn Mord und Totschlag gab's genug „an diesem Orte, so zur Kurzweil und zur Labsal errichtet ist“. Da wurden Spielleute, Weber, Trompeter, Schulknaben, verschiedene Studenten und ein Kaufmann ermordet, „welchem Entleibten wegen seiner liederlichen Lebensart alle Seligkeit abgesprochen ward.“

Längst ist die rohe Sitte und wüste Raufbolderei dem Anstand gewichen. Wer in den zwanziger Jahren nach Jena kam, hob das anmutende Leben und Treiben der akademischen Jugend hervor. Von dem Alten, sagt unser Bericht, war noch so viel an bunter Romantik äußerer Erscheinung geblieben, um das Phantastische nicht ganz zu verbannen. Blickt man aber etwa ein Jahrhundert weiter zurück: wie gab sich damals der Student in Kleidung, Auftreten und Lebensweise dem Cynismus hin! Ein Reisender jener Zeit erschrak über die „unsägliche Roheit“ des Jenenser Studenten, der ihm als ein Wesen erschien, „dessen Garderobe gewöhnlich in einem Überrock, einem Kollett und einem Paar lederner Beinkleider bestand, das einen großen durchlöcherten Hut und verhältnismäßige Stiefeln trug, eine ausnehmende Geschicklichkeit besaß, eine halbe Tonne Bier in einer Sitzung hinunterzugießen, jeden, der ihm zu nahe kam, hinter die Ohren schlug und bereit war, die Sache gleich auf der Stelle ‚auszumachen‘. Seine Sprache war ein Gemisch von eigenen Kunstwörtern, sein Ideal der Vollkommenheit ein vollendeter Schläger und das niedrigste Geschöpf ein Mensch, der nicht Lust hatte, sich jeden Augenblick um nichts zu raufen, und sich in seiner Kleidung einiger Sauberkeit und Eleganz befliß.“



Der Burgkeller in Jena.

Mit einer gewissen Gutmütigkeit wußte damals Schiller die Roheit und den ihn umbrausenden Lärm zu ertragen. Mit Schritten eines Niebesiegten wandelnd, so schilderte er seinem Freunde Körner die Jenenser Studenten. Die Jungfern Schramm, bei denen er in der Jenergasse — ihr Haus nannte man die Schrammei — die erste Wohnung bezog, wußten ihm „erschreckliche Dinge von dem Höllenlärm“ der akademischen Jugend zu erzählen. Wie oft sind die drei Räume dieser Wohnung mit den hellen Tapeten, den vielen Fen-

stern, den beiden Sofas und dem für zwei Karolin erworbenen Schreibtisch schon beschrieben! Mamsell Schramms trugen ihm das Mittagessen für täglich zwei Groschen auf und wünschten ihm von Herzen Glück, als er sich zur ersten Vorlesung aus dem Hause begab.

In Reinholds Auditorium wollte er lesen. Bei ihm am Fenster stehend, sah er den immer größeren Andrang der Studenten nach der Universität. Heute die alte genannt, vom Paulinerplatz und der Kollegienstraße bis zum Holzmarkt reichend, war sie bis ins sechzehnte Jahrhundert das Paulinerkloster des Dominikaner-Predigerordens. Sieben Bauten gehören dazu, unter denen Kirche, Konviktoriengebäude, anatomisches Theater und Amthaus mit Karzer bemerkenswert sind. In letzterem rufen tragi-komische Zeichnungen besonderes Interesse hervor. Denn 1822, als zwei Freunde des damaligen Studenten Distelly aus St. Gallen im Karzer saßen, vertrieb er sich und ihnen bei einem Besuche die Zeit, indem er groteske Darstellungen in Lebensgröße an die Wand malte: den Raub der Sabinerinnen und Marius auf den Trümmern von Karthago. Es wurde strenges Gericht über dieses Vergehen gehalten, doch auch die würdigsten Gesichter lösten sich in Lachen auf. Bald kam es zu den Ohren des Großherzogs Karl August; beim nächsten Besuche in Jena nahm er die Gemälde in Augenschein und befahl, sie durch Schließung des Karzers zu erhalten.

Doch nicht in Reinholds Auditorium in der Universität, sondern im Griesbachschen Hause in der Schloßgasse bestand Schiller das gefürchtete „Abenteuer auf dem Katheder“. Der Andrang der Menge, ihn zu hören, und der jubelnd beschlossene Umzug ins Griesbachsche Auditorium: jede Biographie des Dichters teilt dieses Erlebnis ausführlich mit. Weniger bekannt ist, daß Schiller aus der „Schrammei“, während seine Braut und Schwägerin bei Fräulein Seegner wohnten, mit ihnen der von Kahla eintreffenden Schwiegermutter entgegen- und zur Trauung fuhr.

Nur eine kurze Strecke liegt Wenigen-Jena von der Stadt. Zur Rechten des Weges hat man den Hausberg und die Landstraße, die am Fuße des Felsens nach Eisenberg und Gera führt. Dort in der turmlosen Dorfkirche mit dem hohen Giebeldach und dem großen Fenster im Hauptgebäude wurde Schiller, „öffentlicher Lehrer der Weltweisheit“, mit Charlotte von Lengefeld getraut. Der Adjunkt Schmidt, ein kantischer Theologe, vollzog die heilige Handlung; es war nach dem Kirchenbuche am 22. Februar 1790, nachmittags halb sechs.

Vielleicht gaben Kirchenrat Griesbach und seine Gattin, eine der liebenswertesten Erscheinungen ihrer Zeit, den Neuvermählten das Hochzeitsmahl. Denn in dieses Haus zogen Schiller und Lotte auf mehrere Jahre. Hier wurden die „Horen“ redigiert, der Kampf mit oft nagenden Sorgen bestanden, die erkrankte Gattin, der kranke Dichter gepflegt. Drei Kinder schenkte sie ihm in diesen Räumen, und hier, wie Griesbach erzählt, spielte er mit den Knaben, indem er als Löwe auf der Erde kroch. „Dann,“ fügte der Kirchenrat hinzu, „kam er mir größer vor als jener König, der so von einem spanischen Gesandten überrascht wurde.“

Diese Wohnung war nach der Mitteilung eines jungen Reisenden im Hinterhause. Über den Wirtschaftshof und durch einen langen Korridor kam er zur Thür. Eine schwache, unmännliche, fast quäkende Stimme, begann er seinen wenig bekannten Bericht, lud ihn zum Eintritt ein. Schiller erhob sich vom Kartentisch. „Alles von ihm widersprach dem, was ich mir über seine äußerliche Gestalt und ihren Ausdruck eingebildet hatte. Ein langer Mann mit schlaffem Körper, die Kniee eingebogen, ein mattes Auge mit unstätem Blick, ein bleiches längliches Gesicht ohne Ausdruck und dazu rötliches Haar und lange Hände, die ein Schnupftuch hin und her drehten.“ Auch ein anderer, der ihn in dieser Wohnung besuchte, hebt die schlechte Haltung seines Körpers, seine ungestalteten Füße (was man in Tübingen

Weinstülchen nannte) und die sonderbare Bewegung seines Kopfes hervor. „In seiner Kleidung hatte er nicht nur keinen Geschmack, was wohl zu verzeihen wäre, sondern er handelte so sehr gegen alle Regeln desselben, daß er meist wunderlich angezogen war, besonders wenn er sich putzen wollte. Er konnte dann leicht einen blauen Frack und ein rotes Halstuch, gelbe Beinkleider und dunkle Strümpfe zusammen anziehen, und dies gab seiner ganzen Figur, besonders durch die zusammenstoßenden Kniee und auswärts gebogenen Füße, etwas Bizarres."

Will man weiteren Berichten glauben, ging es in dieser Wohnung oft wunderlich zu. Das Essen, welches junge Leute mit der Familie teilten, kam aus der „Schrammei". Meist erst um drei, da sich Schiller kaum vor Mittag aus dem Bette erhob, ging es zu Tisch, und als er nach eben überstandener Krankheit noch nicht arbeiten durfte, verbrachte er die Zeit bis zum nächsten Morgen mit Kartenspiel. In Geldgeschäften „äußerst nachlässig", hatte er, vermutlich nach dem Besuche seiner praktischen Mutter, plötzlich rechnen gelernt. Lustig war es anzuhören, sagt unsere Quelle, wenn er nun ins Rechnen kam. „Einst erklärte er in vollem Ernst, mit wie wenigem der Mensch leben könnte, und die ganze Summe belief sich auf sechs Thaler. Die Rechnung war etwa in diesem Sinne: Man kauft sich ein Laib Brot, man hat an einem halben Kreuzer täglich genug und ißt in der Woche einmal eine warme Wurst."

Diese Wohnung in der Schloßgasse behielt Schiller, obgleich er ein längst ersehntes Gartenhaus erwarb. Hinter dem Gasthof „Zum gelben Engel" gelegen, führt ein langer und schmaler Pfad, das Mönchsgäßchen, dahin. Früher im Besitz des Professors Schmidt, kaufte es Schiller für eine damals hohe Summe: „das Gebot von 1150 Thaler auf den Garten gethan", hat er am 8. Februar 1797 in seinem Kalender notiert. An dem schmalen, zweistöckigen, mit unregelmäßigen Fenstern ziemlich willkürlich versehenen Hause ließ er nur wenig ändern, doch wurde die in der südwestlichen Ecke unter alten Bäumen versteckte Bretterhütte in ein festeres Häuschen mit einer Zinne verwandelt, eine massive Küche und ein Bad angelegt. „An den Maurer 53 Thaler 9 Groschen, an den Schlosser 13 Thaler 19 Groschen", ist im Kalender notiert.

Von dem Hause hatte man einen prächtigen Blick ins Saalthal und sah stundenweit auf den schönen, durch Gebüsch und Krümmungen unterbrochenen Strom. Wenn der Mond über die kühn geschwungenen Bergzüge lugte, genoß Charlotte Schiller die großen Massen von Licht und Schatten, die an dem weißlichen Sandfelsen entstanden. So sagte einer der Biographen in seiner Schilderung des Gartens, während Goethe in seiner wunderbaren, dem Andenken Schillers geweihten Dichtung sang:

Da schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnisvoll und hell entgegenkam.
Dort sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

In diesen Räumen und diesem Garten entstand der größte Teil des „Wallenstein" und eine Fülle von Balladen: Der Taucher, Der Handschuh, Ritter Toggenburg, Die Kraniche des Ibykus, Der Gang nach dem Eisenhammer, Der Kampf mit dem Drachen. Bis in den Spätherbst, wo Schiller wieder die Wohnung im Griesbachschen Hause bezog, war er unter diesen Linden, Tannen und Akazien glücklich. Goethe kam oft in den Garten, und wie er nach dem Kaufe des Grundstücks die Maurer und Zimmerleute mühsam beaufsichtigt hatte, so gab er sich zwölf Jahre nach dem Tode des Freundes wieder die größte Mühe, das Zinnenhäuschen zu erhalten. In seinem amtlichen Gutachten darüber lautet die Stelle: „Schiller baute in der linken Ecke seines Gartens ein kleines Häuschen, wo zu einem einzigen Zimmer im ersten Stock eine freistehende Treppe führte. Diese ist sowie die allzu tief liegenden unteren Schwellen verfault.

Der Marktplatz in Jena.

den Wunsch Einheimischer und Fremder zu erfüllen und diese Freundespflicht gegen ihn zu beobachten."

Die Ausführung dieses Vorschlags fand aber Hindernisse, und da das Zinnenhäuschen immer baufälliger wurde, mußte es beseitigt werden. Die durch ewigen Ruhm geweihte Stätte wurde mit einem Rasenhügel geziert, auf dem sich, von einem Haufen Geröll und Buchsbaum umgeben, ein Granitblock mit der Inschrift erhebt: „Hier schrieb Schiller den Wallenstein."

Sieben Jahre ruhte er im Gewölbe der Jakobskirche zu Weimar, als Herzog Karl August, der einen Platz für eine Sternwarte suchte, Schillers Jenenser Garten zu diesem Zwecke erwarb. Dicht neben dem zweistöckigen Hause wurde die Sternwarte erbaut, und poetischer, sagt ein kundiger Führer, konnte dieser Platz nicht verwendet werden. Denn wo Schiller über den aberwitzigen Träumereien der Astrologie brütete, mit denen er seinen Wallenstein und Seni auszustatten hatte, beobachtet und berechnet jetzt die erhabenste Wissenschaft den Lauf und Wandel der Gestirne und ihre ewigen Gesetze.

Auch einen Garten, den Griesbachschen, an der Nordseite vom botanischen Garten begrenzt, wählte Karl August für seine Pläne. Es war 1816, als sich die Witwe des Kirchenrats entschloß, dem Herzog den Garten käuflich zu überlassen. Er bestimmte ihn zum Sommeraufenthalt seiner Schwiegertochter, der Großfürstin Marie Paulowna, und seiner Enkelinnen Marie und Augusta, der verewigten Prinzessin Karl von Preußen und der deutschen

Diese wären höher neu einzuziehen, die Treppe in das Gebäude zu verlegen und das Ganze so herzustellen, daß man zu dem oberen Zimmer gelangen und Fremde dahin führen könnte. Diese wallfahrten häufig hierher, und meine Ansicht ist, den hergestellten Raum nicht leer zu lassen, sondern des trefflichen Freundes Büste daselbst aufzustellen, an den Wänden in Glas und Rahmen ein bedeutendes Blatt seiner eigenen Handschrift, nicht weniger eine kalligraphische Tafel, meinen Epilog zur Glocke enthaltend. Hierzu möchte ich nun einen Stuhl, einen kleinen Tisch, dessen er sich bediente, vielleicht Tintenfaß, Feder oder irgend eine andere Reliquie. Alles sollte, soviel es der Raum gestattet, anständig und zierlich aufgestellt werden,

Kaiserin. Nach ihnen wurde der Garten „Prinzessinnen-Garten“ genannt, den der vorige Besitzer mit seltenen Blumen geschmückt hatte; doch im Auftrage des Herzogs legten die Gärtner von Belvedere und Dornburg noch neue Beete an, und als die Rosen und Lilien blühten, zog die Erbgroßherzogin mit ihren Töchtern dort ein.

Im „Schlößchen“, dem zweistöckigen Hause mit stattlichem Balkon, verlebten sie manchen Sommer. Auf dem Platz in der Nähe, der mit Pappeln umgeben ist, hat Riemer, der berühmte Gelehrte, Marie liches Bild: die fürstlichen Kinder neben Goethe und dem Altertumsforscher Heinrich Meyer, die sich bestrebten, die Kleinen zu unterhalten. Acht Sommer zählte Marie, während sich Augusta im fünften befand. Der Dichter erzählte ihnen Schlangenmärchen und Begebenheiten aus dem Orient, auch schrieb er ihnen Chinesisch und Arabisch vor. Heinrich Meyer teilte sinnige Geschichten von Bettlern mit und ließ die Kinder ein wenig zeichnen. Ihr Eifer wurde belobt, ihre gelungene Zeichnung eines Baumes oder Häuschens durch einen Ausflug belohnt. Zu

Das Rathaus in Jena.

Paulowna Griechisch gelehrt. Auf dem Balkon, durch ein Zelt gegen Wind und Sonne geschützt, zeigte sich oft ein lieb- Fuß und zu Wagen ging's nach der Rasenmühle und Lichtenhain, um das berühmte Bier zu versuchen. In Ziegenhain, wo

Die ehemalige Universität und das Karzer in Jena.

Von der Turmspitze, die nach allen Seiten mit Fenstern versehen ist, schweift der Blick weit umher. Im Norden taucht Dornburg und Kamburg, im Westen der Ettersberg zwischen Weimar und Erfurt, im Süden die bis zum Erzgebirge sich erstreckenden Berggruppen hinter dem Orlathale auf. Über den Kernbergen ragt die Leuchtenburg hervor, und dicht unter dem Fuchsturm liegt das ganze Ziegenhainer Thal mit seinem reichen Baumwuchs ausgebreitet da. Die Burggrafen von Kirchberg, ein mächtiges Geschlecht, dessen Mannesstamm am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erlosch, wählten einen herrlichen Platz für ihr Schloß. Der Fuchsturm ist der einzige Überrest; es ist derselbe Turm, in dem Markgraf Konrad von Meißen, der Stammvater der sächsischen Häuser, von seinem Vetter in einem eisernen Käfig gefangen gehalten wurde. Zahlreiche Sagen knüpfen sich an den Turm, auch die von einem bösen Riesen, der in der Gegend hauste. Er schlug die Warnung seiner Mutter in den Wind und vergriff sich sogar an ihr:

Da wich sein Grimm so ganz aus allen Bahnen,
Daß er mit frechen Händen nach ihr schlug.
Und plötzlich hüllt den Himmel dunkle Nacht,
Der Sturmwind braust, der laute Donner kracht,
Ein Aufruhr scheint das Thal rings zu erschüttern,
Und des Gebirges starre Seiten zittern.
Der Frevler stürzt betäubt zur Erde nieder,
Sie wölbt sich ihm zum schnell gefundnen Grab;
Ein Berg bedeckt alsdann die Riesenglieder,
Und tiefer sinkt er in den Grund hinab.
Und als nun längst verhallt des Lästrers Stimme,
Und längst man Ruhe fand vor seinem Grimme,
Da wuchs — zu aller bösen Kinder Graus —
Der kleine Finger ihm zum Grab heraus,
Den man von weitem schon erkennt
Und den man jetzt den Fuchsturm nennt.

Zuerst in Abschrift verbreitet, lernten die Prinzessinen dieses Gedicht in „ihrem“ Garten kennen. Dort erhielten sie die Nachricht, daß ihnen ein Bruder, der jetzt regierende Großherzog Karl Alexander, geboren sei, und zwei Jahre später, als Augusta ihren neunten Geburtstag beging,

die bekannten Stöcke, die „Ziegenhainer“, gefertigt werden, kaufte Heinrich Meyer einen Stock, und als einst den vom Regen überraschten Prinzessinnen die Schenke im Dörfchen Kunitz eine Zuflucht bot, hörten sie dort, von Studenten gesungen, das Räuberlied: „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne.“

Sie staunten und lauschten, und auch die Mutter erstaunte nicht wenig, als sie das Lied aus dem Munde ihrer Töchter vernahm. Das hatten sie den Musensöhnen glücklich abgelauscht, und es gefiel ihnen so, daß sie es nicht mehr vergaßen. „Ein freies Leben führen wir,“ ertönte Augustas zarte Stimme, wenn sie lustig über die Beete sprang oder sich in den Anlagen erging. Schon die Aussicht vom Balkon gewährte den holden Schwestern Freude, doch jauchzten sie über den Liebreiz der Landschaft wahrhaft auf, als die Mutter sie nach dem Fuchsturm führte. Da steht er, über siebzig Fuß hoch ins Blaue ragend, ein alter Verteidigungsturm, auf dem Hausberg, den Knebel in Hexametern besang:

Kahl ist der Scheitel, die Brust umgiebt der laubichte Weinstock,
Und von manchem Gehölz liebliches Farbengemisch.
Sattsam hast du bereits das Thun und Leben der Menschen
Übersehen, und nun lädst du zur heiteren Höh.
Scheue den Fußtritt nicht, o Wanderer, liebliche Aussicht
Beut dir rings umher Stadt und der Fluß und das Land.

sandte ihr Goethe einen Kupferstich und ein Gedicht, das er in diesem Garten schrieb. Alle Pappeln und Sträucher, sagte er, blickten sich nach ihr um; selbst der Fuchs spränge an seiner Kette und verlange nach ihr.

Und so täuschen wir die Ferne,
Segnen alle holden Sterne,
Die mit Gaben dich geschmückt.
Neue Freude, neue Lieder
Grüßen dich, erscheine wieder,
Denn der neue Frühling blickt.

Andere Verse von Goethe stehen auf einem Gedenkstein im Hintergrunde des Gartens, dem sogenannten Pappelsaale, und dort, wenn die Nachricht begründet ist, warb Prinz Karl von Preußen um die Hand der Prinzessin Marie. Geraume Zeit ließ sich Wieland unter diesen Bäumen nieder, auch Voß und Karoline von Wolzogen, Schillers Schwägerin, als der Tod ihres Gatten sie in die Einsamkeit trieb. Heinrich Meyer, der so gern im Prinzessinnen-Garten weilte, schloß dort die Augen für immer. Im Wagen des Herzogs kam der Kranke aus Weimar, und sein letztes Wort war ein Gruß für den benachbarten, den botanischen Garten, in dem er mit Goethe „in himmlischer Klarheit die Kunst besprach".

In früheren Jahren waren sie viel im Schlosse zusammen. Am Fürstengraben, hart an der westlichen Ecke, erhebt es sich. Gleich der Universität besteht es aus einem Haupt- und mehreren Nebengebäuden: dem Wilhelmer Schlosse, dem Reithause mit angrenzendem Turm, dem Amt- und Kornhause. Nach der Schlacht bei Jena, wo das Schloß den Franzosen als Lazarett gedient, räumte es der Herzog der Universität zur Aufstellung von Sammlungen ein; das archäologische, zoologische und mineralogische Museum nebst dem orientalischen Münzkabinett ist jetzt darin.

Das gegen Abend liegende Seitengebäude, das sogenannte Johann Wilhelmerschloß, bewohnten der Hof und Goethe. Hier zog sich der Dichter, um ruhig schaffen zu können, in ein kleines Zimmer, sein „Malepartus", zurück, wo er am Abend die Freunde empfing. Diesem Raume verdankte er „viel produktive Momente", und die Benutzung der Wand, um Einfälle oder Beobachtungen zu notieren, gehörte zu seinen „kleinen vergnüglichen Eigenheiten". An Schiller schrieb er in diesem Sinne:

„Es ist lustig, daß ich dort an einem weißen Fensterpfosten alles aufgeschrieben habe, was ich seit dem 21. November 1798 in diesem Zimmer von einiger Bedeutung arbeitete. Hätte ich diese Registratur früher angefangen, so stände gar manches darauf, was unser Verhältnis aus mir herauslockte."

Tüncher und Tapezierer ließen die Barometerbeobachtungen und Verse an der Wand verschwinden. Dieses Andenken an den Genius wurde bei einer Renovierung der Zimmer im Schlosse sowohl als auch im Gasthof zur Tanne vernichtet, denn auch dort benutzte Goethe die Wand zu Notizen.

Die Kirche in Wenigen-Jena.

Jenseits der Saale und dicht an der Brücke, die von Jena nach Kamsdorf, der Heimat des Dichters Albrecht v. Haller,

Schillers Gartenhaus in Jena.

führt, liegt der Gasthof zur Tanne. Die Erkerräume des bescheidenen Hauses, eine dreifenstrige Stube und Schlafkabinett, waren oft monatelang Goethes liebster Aufenthalt. Dort hat er den „Fischer“ und den „Erlkönig“ gedichtet, Wolkenformen und Himmelsfarben beobachtet, auch Arbeiten zur Morphologie und den entopischen Farben entstehen lassen. „Ich hatte mich,“ sagte er in den Tag- und Jahresheften, „im Erker der Tanne zu Kamsdorf einquartiert und genoß mit Bequemlichkeit, bei freier Aus- und Umsicht, besonders der charakteristischen Wolkenerscheinungen. Ich beobachtete sie nach Howard in Bezug auf den Barometerstand und gewann mancherlei Einsicht.“

In diesem Gasthof erschien er 1817 in tiefstem Groll. Vor „Karstens Pudel“, dem er das Auftreten in Weimar bekanntlich verweigern wollte, war er nach Jena und in die „Tanne“ geflüchtet. Entschlossen, der Theaterleitung für immer zu entsagen, schrieb er dem fürstlichen Freunde und rief, als er das Dekret der Enthebung von der Intendanz empfing: „Karl August hat mich nie verstanden!“

Zwei Tage später hielt die Droschke des Herzogs vor diesem Gasthof. Neben dem Kutscher stand ein Korb mit Champagner. Der Fürst trug ihn selbst die Treppe hinauf und rief dem Freunde zu: „Komm, laß uns anstoßen, wir bleiben die Alten!“

In der „Tanne“ versöhnten sich die Freunde, doch nicht, wie irrtümlich gemeldet wurde, im botanischen Garten. Goethes altes Wohnhaus daselbst ist nicht mehr vorhanden; in dem 1825 neu erbauten Hause wurden zwei Zimmer für ihn hergestellt, in denen man jetzt noch sein Schreibpult nebst Tintenfaß und Streubüchse zeigt. Wie oft und lange und mit rechtem Behagen hat er auch in diesem Garten „gehaust“! Hier begann er den zweiten Teil der Italienischen Reise; noch um die Weihnachtszeit war er in dieser „wunderlichen jenaischen Wohnung, wo aller Komfort nur aus der Seele des Bewohners entspringen kann“. Der Plan für das größte Gewächshaus, um die südlichen Pflanzen zu überwintern, wurde von ihm gefertigt; als Rauch, Goethes Büste zu modellieren, ihn dort mit einigen Freunden besuchte, führte er die Herren durch das eben vollendete Haus.

In diesem Garten verdrossen ihn die „Nörgeleien“ des Professors Luden über den Faust und die „unbändigen“ Fragen der Schriftstellerin Johanna Schopen-

hauer, der er den Ursprung der Seele erklären sollte. Plötzlich verlor er die Geduld, „nahm vor der redseligen Dame Reißaus“ und eilte zum Buchhändler Frommann, der am Fürstengraben in dem geräumigen Hause wohnte, das später für die Zwecke des Zenkerschen Knabeninstituts umgestaltet und erweitert wurde.

Frommanns, wie die Jenenser sagten, liebten den zwanglosen Verkehr. Ihre „blaue Stube“ stand jedem Fremden offen, und wer den „behaglichen“ Goethe in Jena genießen wollte, suchte ihn in diesem Hause auf. Oft kam er in Riemers Begleitung, plauderte am Theetisch, zeichnete ein wenig, neckte die Frauen und ließ sich wieder necken. Als Zacharias Werner in der Gesellschaft war, erzählte ihm Goethe von dem Hallenser Studenten, der lärmend, in Kanonenstiefeln und mit dem mächtigen Säbel rasselnd ins Berliner Theater kam. Das Publikum murrte, schwieg aber plötzlich betroffen, denn der Student sprang auf die Bank und schrie: „Schauderhafter erwähnte, der sich ihm bei Frommanns vorstellen ließ. Nach „allem und jedem“, nach der Stadtverfassung, Handel und Gewerbe, bäuerlichen Verhältnissen, Ackerbau und Geognosie fragte er Stüve. „Sie sind Advokat,“ meinte er schließlich, „das heißt ein Mann, der aus jeder Sache etwas zu machen weiß.“ — „Entschuldigen Excellenz,“ warf dieser ein. — „Recht so,“ sprach Goethe, „ein Advokat darf nie etwas zugeben.“

Das Essen, welches er sich aus einem Gasthofe nach dem botanischen Garten bringen ließ, schmeckte ihm plötzlich nicht. Im Ärger darüber wollte er nach Weimar zurück oder nach Dornburg. Die Freunde sahen ihn ungern scheiden, und als er Frau Frommann von dem schlechten Essen sagte, sprach sie mit ihrer Köchin davon. Doch diese erzählt uns am besten selbst, „was sie für Göhte that“. Vor einem Jahre lebte sie noch, eine rüstige Achtzigerin, und „ihr altes Auge strahlte noch einmal auf“, als man sie nach ihrer

Das „Schlößchen“ im Prinzessinnen-Garten zu Jena.

Plebs, sei still!“ Im Erzählen launiger Geschichten war Goethe unerschöpflich, wie auch der bekannte Stüve aus Osnabrück Bekanntschaft mit Goethe fragte. „Ich war,“ schrieb sie, „die Köchin bei Frommanns, und Göhte war ein treuer Freund

zu Frommanns. Alle Morgen um elf Uhr fuhr Er vor und machte Seinen Morgenbesuch. Wobei ich auch das Unglück hatte, Göhte mit einer Butte Wasser zu überschütten. Göhte wollte mich die Thür halten und bekam die Wasserbutte auf den Hals; ich war zum Tode erschrocken. Madame und Fräulein Frommann kamen mit Tüchern und beseitigten das nasse Element. Göhte fuhr nach Haus, um sich umzukleiden. Deshalb gab es keine Feindschaft. Den anderen Morgen war er wieder da und lachte. Er war nachher in den botanischen Garten gezogen, wollte aber nicht mehr in Jena bleiben, weil ihm das Essen aus dem Speisehause nicht schmeckte. Frommanns wollten Ihn gern für sich und Jena erhalten, der Grund war das Essen. Wie anfangen? Madame Frommann, eine sehr kluge Dame, sann hin und her. Endlich kam sie auf ihre Köchin, das war ich. Sie ließ mich in ihr Zimmer kommen und sagte: Ich habe ein großes Anliegen an dich, was Göhte betrifft und du die Hauptperson bist. Willst du für Göhte kochen, den Mittagstisch übernehmen? Meine Speisekammer steht dir offen, thue es, ich werde dir's niemals vergessen. Nach langem Zureden gab ich mein Wort. An Göhte wurde geschrieben, daß Frommanns Köchin für ihn den Mittagstisch übernehmen wollte, und die Rückantwort war: Mit Freuden nehme ich das an. So kochte ich ein halbes Jahr für den großen Mann zu Danke. Göhte nahm sich gegen mich nicht, als wäre ich eine Köchin, sondern als wäre ich mehr. Wenn ich mit meinem Zettel kam, lag schon was Schönes da, anzusehen für mich. Kurz, ich kam mich vor, als gehörte ich der gelehrten Welt mit an. Gelegenheit hatte ich ja genug, große Männer zu sehen, ich sagte oft, das Frommannsche Haus ist der Sitz der gelehrten Wissenschaft. Denn alle großen Männer schienen sich in dem Hause wohl zu fühlen. Nachdem verheiratete ich mich und konnte den Tisch für Göhte nicht mehr besorgen, weil die gefüllte Speisekammer nicht mit ging. Frommanns gingen ins Bad und Göhte nach Dornburg."

Ziemlich eine Stunde von der Stadt entfernt, trägt der Jenenser, wie es in einem Liede heißt, sein Dornburg gar mächtig im Herzen. Dieses Schloß war schon eine „Stätte Goethescher Jugendlust", und auch der Greis, das ergrauende Haar noch kräftig emporgerichtet und das braune, forschende Auge sinnig aufgethan, schritt dort in den belaubten Gängen gern einher. Auf dem linken Ufer der Saale erhebt sich das Schloß. Epheu und Rosen verhüllen die Mauern, Blumen und Obst füllen die Terrassen. Der Fels steigt schroff in das Thal hinab, vom Flusse durchrauscht, und weit über Dörfer, Wälder, Weinberge und Kornfelder schweift der Blick.

Wie oft, ehe Goethe mit den fürstlichen Kindern im Prinzessinnen-Garten zu Jena war, hatte er trauliche Stunden mit ihnen in Dornburg verlebt! Dort sah er Augusta im Arm der Mutter und wohnte ihren ersten Versuchen im Gehen bei. Dort in der Laube erzählte sie ihm von dem weißen Schäfchen, das ihr der Großpapa geschenkt; dann plötzlich, ihr herziges Plaudern unterbrechend, hob er sie empor, trug sie nach der Obstterrasse und ergötzte sich, wenn sie jauchzend nach einer Birne griff. Auf dem Rasen vor dem Portal blickte er ihr in die Augen, die vor Erstaunen größer und größer wurden. Die fürstliche Familie sah einem indischen Gaukler zu, der ein rotes Gewand und ein Barett mit Federn trug. Augusta, an der Hand der Mutter, staunte ihn wie ein Wunder an. Goldene Kugeln ließ er in der Luft, sechs Flaschen auf einem Finger tanzen. Messer und Teller warf er wie ein Rad um sich her, fing einen Degen mit den Lippen auf, verschluckte ihn sogar und nahm seinen Fuß in den Mund. Die kleinen Prinzessinnen waren ganz starr und sahen ihn ungern scheiden; aber ein anderer „Künstler", der etwas später nach Dornburg kam, war schwerlich nach ihrem Geschmack. Ein dürres Männlein, mit Namen Pittschaft, ein Deklamator, trat auf. Er war in einen blauen Mantel gehüllt, hatte einen mächtigen Säbel an der

Seite und sprach seine Gedichte so matt und wirkungslos, daß Karl August ihn reich beschenken und schleunigst aus dem Schlosse entfernen ließ.

Wenn sich das Hoflager in Dornburg befand, kam Goethe fast täglich von Jena hinüber. Er wohnte dem Unterricht bei, und Augusta eifrig bei der Arbeit erblickend, mochte er der Worte der Frau v. Schiller gedenken: „Sie ist wie ein Kind auf einem englischen Kupferstich, so frisch, kindlich und gutmütig." In seinem Wagen

Der Fuchsturm bei Jena.

fuhr sie mit der Schwester nach Jena, als eine Sonnenfinsternis war. Er erklärte ihnen dieselbe und ließ sie durch geschwärzte Gläser sehen; dann führte er sie auf die Sternwarte, wo sie durch das Fernrohr blickten.

Als Augusta zur Jungfrau erblüht war, traf er, von Jena kommend, mit ihr und dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem deutschen Kaiser, auf Dornburg zusammen. Dort in der Einsamkeit suchte er Linderung für seinen Schmerz, als Karl August im Juni 1828 gestorben war. „Seit fünfzig Jahren," schrieb er im Andenken an den Geschiedenen, „hab ich an dieser Stätte mich mehrmals mit ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Ort verweilen, wo seine Thätigkeit auffallender anmutig vor die Seele tritt."

In jenen schmerzlichen Tagen sind einige seiner schönsten Lieder entstanden, auch nahm er, um „möglichst ganz in die Natur zu flüchten", botanische Betrachtungen wieder auf. Schon um die sechste Stunde erhob er sich dort vom Lager und genoß sofort Kaffee. Dann kam der Sekretär, dem er bis neun diktierte, und nach einem Gange auf den Terrassen oder im Garten wurden Freunde aus Weimar oder Jena empfangen. Die Tafel währte bis vier. Die Gäste verließen ihn dann, und wenn er am Abend eine Franzsemmel nebst einem Glase Moselwein genossen, etwas gelesen und Briefe unterschrieben hatte, ging er zu Bett. Da es dem Hofgärtner gestattet war, jederzeit sein Zimmer zu betreten, ohne gemeldet zu sein, so war es ihm vergönnt, ihn im Schlummer betrachten zu können. „Er legte sich auf den Rücken, die Hände außerhalb der Bettdecke auf der Brust wie zum Gebet gefaltet, den Blick nach oben gerichtet. Früh waren die Hände noch in ihrer ursprünglichen Lage, und sein Schlaf mußte tief und süß sein, denn das Lager zeigte keine Spur von Unruhe."

Der Hofgärtner wußte im Alter auch noch genau, wer Goethe in jenem Sommer auf Dornburg besuchte. Seine Schwiegertochter und die Enkel brachten ihm Spargel, Himbeeren in Gelee und Provenceröl zum Salat. Der Kanzler von Müller kam mit neuen Büchern, Heinrich Meyer mit Kupferstichen, die Hofdamen mit gehäkelten Sofadecken, die Goethe übrigens nicht leiden konnte, und die Herzöge Arthur Richard und Charles Wellesley v. Wellington mit indischen Waffen. Das waren die Gäste aus Weimar, während Frommann und Knebel aus Jena kamen.

Der Nestor des Weimarer Musenhofes,

Haus im botanischen Garten zu Jena.

Ludwig v. Knebel, gehörte zu denen, die ihm durch lebendige Anteilnahme und Mitwirkung regen Aufschwung verliehen. Des geräuschvollen Hoftreibens müde, begab er sich früh in die Einsamkeit, doch blieb er durch Briefwechsel und Besuche ein vollgültiger Genosse jener Kreise. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Ilmenau traf Knebel 1805 in Jena ein, wo ihm, nachdem er am Markt und am Neuthor gewohnt, der Kauf eines passenden Grundstücks Freude gewährte. Das zweistöckige, im Hintergrunde des Gartens gelegene Haus, das er mit Hilfe des Herzogs erwarb, steht im Paradiese, jener beliebten, im Süden der Stadt zwischen Häusern, Gärten und der Saale gelegenen Promenade, die jetzt von der Eisenbahn durchschnitten wird. Eine längliche, von Buchenhecken, Linden und wilden Kastanien eingefaßte Wiese, von großen Alleen durchkreuzt: das ist im Grunde das Paradies, wo sich die Jenenser gern nach vollbrachtem Tagewerk ergehen.

Fast dreißig Jahre hat Timon-Knebel, wie Goethe sagte, dort gewohnt. Seine hohe kräftige Gestalt im Talar mit rundem Kragen und dem Käppchen auf dem Haupt ist oft gezeichnet. Gutmütig und gastfrei, meist über sein Können hinaus, war seine Kasse oft schlecht bestellt. Wie erzählt wird, half ihm der Herzog auf Goethes Verwendung, der „unzählig erbauliche Stunden bei ihm genoß".

Goethe, schrieb Knebel an seine Schwester Henriette, sei bei jeder Gelegenheit lieb und freundlich, und das auf seine eigene gute Art. In der Dachstube mit den drei Fenstern las er ihm aus den „Wahlverwandtschaften" das Gedicht „Pandorens Wiederkunft" und den „Epimenides" vor. „Trotz Wind und Wetter" gingen sie viel im botanischen Garten und Paradiese umher, und häufig, wenn Knebel nach Hause kam, „fand er das ganze Nest voll Besuch".

Außer Jenenser Professoren, wie Griesbach, Loder, Thibaut, Luden, Batsch und Büttner, traten der Herzog mit seiner ganzen Familie, Wieland, Matthisson,

Fernow, Passow, Hufeland, Reinhard, Sulpiz Boisserée, Kosegarten, Walch, Riemer, „Goethes Schatten", Eckermann, „Goethes Evangelist", und viele andere bei ihm ein. Oft war seine Stube „mit Damenköpfen ausgeschmückt". Johanna Schopenhauer bossierte ihn in Wachs, die „redselige Schillern" erzählte ihm rührende Geschichten, Frau Herder „viel Schönes von ihrem Mann", und Frau v. Stein wußte Dinge über Goethe zu berichten, welche er „lieber nicht hören wollte".

Seine Gemütsart neigte zur Beschaulichkeit, und die Briefe, die er in diesem Hause schrieb, enthalten viele Naturschilderungen, in denen sich das bescheidene Genügen eines Friedfertigen und das tiefe Verständnis eines Naturfreundes ausspricht. „Noch nie hat mir eine Wohnung mehr Ruhe gegeben," schrieb er im Frühling 1810, „und dies macht der schöne grüne Teppich, den ich vor mir habe, und der daran hinstreichende Fluß. Auch die Berge nehmen sich nicht schlecht aus, und ich bin ihnen etwas näher." Seiner Schwester beschrieb er die Pfingsttage und den Genuß eines Herbstabends: „Möchte ich doch des schönen Nachmittags und Herbstabends nie vergessen, wo ich gestern an den Ufern der Saale, jenseits meiner Wohnung, von der Schneidemühle aus bis zu den Hügeln über Wenigen-Jena hin spazieren ging. Die Stimmung meines Gemüts antwortete den Erscheinungen, die mir Himmel und Erde vorhielt, und die Natur stand im holdesten Reize vor mir. Selbst die Schatten der Berge wurden zu lieblichen Gestalten und stimmten ein in das hohe Konzert. Himmel und Erde, durch den herrlichen Sonnenstrahl erweckt, schienen in leichter Bewegung, als wenn sie sich in Liebe einander nähern wollten, und das Ganze zerfloß in einem geheimnisvollen Duft. Wer kann die Mannigfaltigkeit in der Übereinstimmung malen? Die wechselnden Gestalten und Erhebungen der Berge, die breiten Senkungen und Rücken derselben in grünlich goldener Schattierung der Weinberge, Büsche und Hölzer, unter den nackten purpurstrahlenden Flecken und Felsen. Mitten durch die noch grünende Flur schlängelte sich der himmelblaue Fluß, und an seinen Ufern lebten Gestalten der Menschen und ihrer Wohnungen. Alles war Leben, und dem empfänglichen Gemüte war nichts ohne Bedeutung und Sprache. Leicht flogen die Wolken über den reinen Himmel hin und schienen der beseelten Natur noch mehr Bewegung und Sprache zu geben. Himmel und Erde waren fröhlich, und die Geschäfte der Menschen deuteten unter Liedern und Gesängen den Überfluß des reichen Jahres an."

Diese Gemütsruhe konnte sogar die Kriegsfurie nicht erschüttern. Als Augenzeuge und Leidensgenosse erlebte Knebel 1806 die Plünderung der Stadt. Unter

Die neue Universität in Jena.

den mancherlei Unfällen, die er dabei zu bestehen hatte, blieb ihm der Gedanke an die Freunde zur Stärkung und Emporhaltung; „und so," fügte er hinzu, „haben wir durch eigenen guten Mut den größten Teil der Gefahren besiegt."

Durch die Frau eines Generals mußte er dem Kaiser Napoleon Speisen und Wein schicken, und nur mit großer Mühe und Überredung konnte er sein Haus vor Brand und Plünderung retten. Nach wiederholten Durchzügen der Preußen näherten sich am 12. Oktober die Scharmützel der Stadt. Marschall Lannes, berichtet Johanna Frommann, führte die ersten regulären Truppen herein. Eine halbe Stunde vorher waren die Straßen von Chasseurs und Voltigeurs in weißen Kitteln überschwemmt. Einige von ihnen packten gleich einen Professor an, forderten ihm Geld und Uhr ab und wollten ihm auch den Hut nehmen; auf die Vorstellung, daß er ihn jetzt notwendig brauche, ließen sie ihm denselben. Bald darauf war in Frommanns Nähe arg geplündert; eine Schreckenspost jagte die andere, man hörte von nichts als Raub und Grausamkeit.

Unter Feuersbrünsten, Lärm und Verzweiflung währte die Plünderung drei volle Tage. Etwa dreißig Häuser wurden in Asche gelegt, doch war der Brand wohl zufällig entstanden. „So dumm," sagte ein französischer Offizier, „sind die Franzosen nicht, daß sie eine Stadt anzünden sollten, die in ihrem Besitz ist und deren Hilfsquellen ihnen zu Gebote stehen." Ein anderer Augenzeuge, Professor Luden, sagte gleich nach der Plünderung, daß er die Stadt kaum wieder und die Menschen gar nicht erkenne. „In manchen Häusern waren Thüren, Fenster und Fensterläden noch zerbrochen; in anderen hatte man ausgebessert; hin und wieder war man mit der Ausbesserung beschäftigt. Die Straßen waren auseinander getrieben; hier und dort fanden sich Haufen von Unrat. Die Menschen, deren ich ansichtig wurde, schienen freilich sämtlich zu den geringen Klassen zu gehören, aber ich erblickte auch nicht eine einzige nette, behagliche und reinliche Gestalt. Alle Gesichter waren eingefallen und lang geworden; keine rote Wange zeigte sich, ja keine Wange, in der ein Blutstropfen zu entdecken. Das Auge sah scheu vor sich hin, und nirgends ward ein freudiger Laut gehört, nirgends eine Spur von Heiterkeit entdeckt. Selbst die Kinder waren eingeschüchtert und blickten mit Ängstlichkeit seitwärts auf die Franzosen, die einzeln durch die Straßen gingen. Vor der Kirchthür hielt ein großer Leiterwagen, der schon ziemlich mit Leichen, ohne alle Bedeckung aufeinander gepackt, angefüllt war, und man trug noch andere Leichen, gleichfalls ganz nackt, aus der Kirche heraus, um sie mit demselben Wagen zur ewigen Ruhe zu bringen. Alle diese unglücklichen Menschen, zum Teil sehr verstümmelt, waren in der letzten Nacht gestorben, und wahrscheinlich war dieser Wagen nicht der erste, der diesen Morgen mit der traurigen Last beladen war. Auf den breiten Stufen vor der Kirche saßen mehrere französische Soldaten, die ohne Zweifel leichter verwundet waren, und sahen mit ernsten und düsteren Mienen schweigend zu. Ich aber wendete die Augen ab und eilte vorüber."

Schlimmer aber als Knebel, „der sich die Horde glücklich vom Halse hielt", erging es Frommann, bei dem die ungebetenen Gäste in drei Tagen vierhundert Flaschen Wein leerten, neun Gänse, eine Menge Enten und Hühner, einen großen Vorrat Salzfleisch und vier Schock Eier verzehrten. Goethe sandte Lebensmittel aus Weimar und wiederholte diese Sendung 1813, wenige Monate vor der Leipziger Völkerschlacht. Damals sah Knebel vor seiner Wohnung im Paradiese italienische Truppen, die alle Hecken und Thüren in der Nähe zerstörten, um sich Schutz gegen das anhaltende Regenwetter zu schaffen. „So haben sie sich," schrieb er an seine Schwester, „in kurzem eine kleine hölzerne Vorstadt erbaut, deren Nähe uns zwar einige Besorgnis erregte, ihnen aber bei der regnichten Nacht sehr wohl bekam."

Von den meisten Unruhen vernahm er aber nur den Wiederhall, da er sich in seinem Eckzimmer, im Angesicht der wechselnden Berge und grünenden Wiesen, abgeschlossen hielt.

Nach dem ersten Pariser Frieden kehrten viele Kämpfer zur Universität zurück und gaben den Anstoß zur Bildung der Burschenschaft. Am 12. Juni 1815 versammelten sich im Gasthof zur Tanne hundertunddreizehn Studenten, welche die Jenaer Burschenschaft eröffneten. Noch sah man mit Spannung dem Ausbruch des neuen Krieges entgegen, als die Nachricht von der Schlacht bei Belle-Alliance alles in Freude versetzte.

Für die Universität kam nun eine glänzende Zeit. Unter den vielen neuen Studenten war Herzog Bernhard von Meiningen, der Erbherzog von Mecklenburg, Graf Reventlow, Gagern, Horn, Riemann, Wesselhöft, Follen und Sand. Um diese Zeit wurde die Hochschule neu organisiert und das Oberappellationsgericht eröffnet; auch das gesellige Leben bekam durch den Zusammenfluß so vieler Familien einen anderen Charakter, besonders nach dem Wartburgfeste, wo sich die Frequenz auf achthundert Studenten hob.

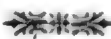
Die Karlsbader Beschlüsse wirkten zwar nachteilig auf Jenas Flor; aber Jena, meinte Knebel, mache man niemals tot. Auch Goethe sagte in einem Gespräche über die Universität zu Frommann: „Ich habe Jena dreimal am Boden und dreimal obenauf gesehen. Es besitzt eine ungeheure Vegetationskraft."

Wollte man die Zahl aller Berühmtheiten nennen, die an diesem Orte die herrlichste und glücklichste Entfaltung des deutschen Geistes offenbarten: welch ein Bildersaal unsterblicher Charakterköpfe müßte errichtet werden! Allein schon um Goethe und Schiller gruppierte sich dort eine Fülle erlauchter Gestalten: die beiden Humboldt, Jean Paul und Steffens, die Schlegel, Tieck und Fichte, Novalis, Hufeland und Hardenberg, Blumenbach, Gerstenberg und Gries. In dieser „Herberge der Wissenschaft" war damals ein Kreis erlesener Professoren und Docenten, unter denen nur Reinhold, Döderlein, Fries, Eichstädt, Hegel, Oken, Batsch und Seebeck zu erwähnen sind. „Es wird Ihnen in diesem Kreise gefallen," sagte Goethe zu Eckermann in Bezug auf Jena. „Was in Deutschland Namen hat, ist dort gewesen und hat dort gern verkehrt."

Zur Feier des dreihundertjährigen Bestehens der Universität wurden die Häuser, in denen viele dieser Männer wohnten, mit weißen Tafeln bezeichnet. Einzelne Büsten, dem Andenken um die Wissenschaft Verdienter errichtet, bilden eine Zierde der Anlagen am Fürstengraben. Auf einem Postament von Sandstein aus dem Fichtelgebirge erhebt sich dort das Brustbild Lorenz Okens, des Professors der Naturwissenschaft. Unfern davon, vor dem Unterbau eines alten Turmes und von Akazien beschattet, sieht Fries, der Philosoph, von dem Denkstein herab. Neben dem Pulverturm ist Döbereiners Denkmal, das aus einem großen Blocke aus dem Waldecker Forst und einer Tafel mit Inschrift besteht. Als Chemiker und Erfinder der Platinfeuerzeuge wird Döbereiner unvergessen sein. Die Büste seines Freundes Friedrich Gottlieb Schulze, des „Reformators der Landwirtschaftslehre", wurde vor dem östlichen Turme des Schlosses, unweit des landwirtschaftlichen Institutsgebäudes, aufgestellt.

Am Fürstengraben ist die neue Universität 1861 eröffnet. Auch heute in hoher Blüte stehend, wird sie bis in die fernsten Zeiten ein Hort der Wissenschaft und geistigen Freiheit sein. Wer in Jena studierte, hat sich die Erinnerung an die schönste Vergangenheit bewahrt, und im Gedenken an das „liebe närrische Nest" steigt ihm jubelnd und jauchzend vom Herzen zur Lippe das Lied empor:

Stoßt an, Jena soll leben!



Lebenserinnerungen.

Von

Levin Schücking.

Rom.

Mit der sich steigernden politischen Erregung der Tage, die sich in ihren Aufzügen, Demonstrationen, Illuminationen und Festreden ein Genüge that, aber über eine gewisse innere Unwahrheit und den Charakter der Maske schon nicht mehr blenden konnte, wenn sie beharrlich den Schein festhielt, mit der Strömung der Ideen und Absichten Pio Nonos zu gehen, während dieser sich sicherlich oft schon ganz elend und herzenskrank fühlte über alles, was in seinem Namen geschah, vorging und ausgesprochen wurde — während dessen mehrten sich für uns in erfreulichster Weise die persönlichen Berührungen. Es hing damals die deutsche Kolonie noch freundnachbarlich mit der skandinavischen zusammen; in der letzteren hielt ein Stiftsamtmann Thyggesen ein sehr angenehmes Haus für musikliebende Menschen offen, die sich Sonntag abends bei ihm trafen und hauptsächlich um eine der Töchter des Hauses gruppierten; in einer stillen Ecke sinnend oder wenn man will, brütend, saß dort Jens Adolf Jerichau; entweder Herkules oder Hebe, die er in einer gerühmten Gruppe zusammengebracht, mußte ihn mit des Gedankens Blässe angekränkelt haben — die lebhafte, bewegliche junge Frau, die er eben heimgeführt, die geniale Elisabeth Baumann, konnte dies mit ihrem heiteren Sichgeben doch nicht — er hätte denn, in die Zukunft vorausschauend, die Genialität später bis ins nicht mehr ganz Heimliche sich entwickeln sehen müssen. Bis jetzt war es noch ein überaus originelles Künstlerleben, welches die beiden eben Vermählten führten, in einem zweistöckigen, aus Brettern konstruierten, aber ganz wohnlich gemachten Atelier, wo der Bildhauer unten seine Thonmodelle machte, die Malerin oben ihre römischen Mädchen am Brunnen in packender Lebensgröße schuf. Elisabeth Jerichau-Baumann war ein ganz eminentes, in Deutschland, wo sie doch zu ihrer Zeit unbestritten die bedeutendste Künstlerin war, wohl nicht genug anerkanntes Talent; sie suchte nur zu unstät ihre eigentliche Richtung nach verschiedensten Seiten hin, bis der Orient ihr zu einer Konzentration verhalf. Auch Porträts malte sie, und eines, das ich von ihr besitze, ist mit seiner plastischen Modellierung eine ganz hervorragende Leistung.

Eine andere interessante Erscheinung war ein schlanker junger Irländer, der zuweilen in dieser Gesellschaft erschien, hinter dessen Geheimnis man aber nicht kam. Mit seinen dunklen, glühenden Augen, seinem schwarzen Lockenhaar konnte man ihn ein verkörpertes Shelleysches Gedicht nennen, und wenn man die Andeutungen, welche er mit scheu verschlossener Rückhaltung über die Zielstrebigkeit seines Lebensweges fallen ließ, sich zu

erklären suchte, so kam man darauf, daß er für sich allein die Leistungen einer ganzen Freimaurergesellschaft aufwiegen wolle. Vielleicht war er ein Agent der White-Boys oder des Kapitäns Rock, oder einer anderen der vielen schmerztönenden Saiten der irischen Harfe, der mit der jetzigen politischen Strömung in Rom Anknüpfungen suchte. Er gebot über große Geldmittel und einen staunenswerten Schatz von Kenntnissen und allgemeiner Bildung, von dem man kaum begriff, wie er in seinem noch so jungen Leben ihn gewonnen haben konnte. Seine Reisen übrigens hatten ihn schon oft nach Rom geführt. Und hier beobachtete er, wie er sagte, eine eigentümliche Seelendiätetik. Als er das erste Mal hier war, hatte er von den Wundern der ewigen Stadt nichts besucht als das Kolosseum. Er hielt es für unrecht, nachdem er diese ungeheure Schöpfung gesehen und solch ein großes Bild antiken Daseins in seinem Geist aufgenommen, den Eindruck durch das Anschauen anderer Monumente zu stören. Bei seinem jetzigen Aufenthalt in Rom sah Mister B. bloß den Vatikan.

Eine merkwürdige Figur war auch ein kleiner, freundlicher Geistlicher, Abbate Santini. Hinter der Piazza Navona in seinem kleinen bescheidenen Stübchen hatte dieser Mann einen Schatz zusammengetragen, wie nicht leicht irgendwo ein zweiter sich findet. Es waren die Werke aller alten Maestros und Komponisten, welche die schönen Zeiten des sangreichen alten Italiens verherrlicht haben. Neben seinen Musikalienschränken hatte er eine bunte Reihe von stattlichen Frakturschrifttafeln unter Glas und Rahmen aufgehängt, worauf in lateinischem Lapidarstil der Tag und die Stunde gefeiert wurden, in welcher irgend ein berühmter Musiker, wie Liszt, wie Thalberg, ihn und seinen Schatz zu sehen gekommen waren. An jedem Donnerstag versammelte er eine Gesellschaft Dilettanten um sich; dann erwachten die Geister Palestrinas, Marcellos aus ihrem Todesschlummer, und in der Stube des armen Vikars schwangen sich die Seelen von wunderbaren Tonschöpfungen zu neuem Leben auf, welche ohne ihn vielleicht für ewig so verschollen und verklungen sein würden wie die Seufzer Tassos oder die Träume des Ariost.

Noch eine Gestalt dieser Gesellschaft muß ich skizzieren. Sie ist die anmutigste von allen, eine elegante und edle Erscheinung mit einem feinen Gesicht, das lang herunterhängende hellblonde Locken umgeben. Es ist die Hofdame jener stattlichen Prinzessin aus dem Dänenreiche dort, welche eben den hannoverschen Minister mit ihrer gnädigen Konversation entzückt; sie ist eine Urenkelin der großen Condés, eine Enkelin eines Grafen von Charolais. Ludwig Philipps Habsucht behält der Familie das unermeßliche Erbe des letzten Herzogs von Bourbon vor, welches der schlaue Julikönig seinem Sohne, dem Herzog von Aumale, zu sichern wußte. Eine Verwandte des elfenhaften Fräuleins hat ihre Ansprüche auf jenes Erbe gegen eine lebenslängliche bedeutende Jahresrente fahren lassen. Sie soll von dem Augenblicke an der Gegenstand rätselhafter Verfolgungen gewesen sein, und eines Abends hat man sie mit zerschlagenem Kopfe tot am Fuße ihrer Treppe gefunden.

Einen seltsamen, echt italienisch exaltierten Charakter habe ich damals in einer feierlichen öffentlichen Sitzung der Academia Tiberina beobachtet. Diese Akademien in Italien sind merkwürdige Überreste aus jener Zeit, als Europa noch der schönen Halbinsel eine neue Offenbarung in Wissenschaft und Kunst verdankte, als man in Italien das klassische Altertum zur Auferstehung rief, als die Renaissance das ganze Leben des Volkes durchdrang und auf seine Sitten jenen durchgreifenden Einfluß ausübte, der noch immer nicht verwischt ist und zum Charakterbilde der Nation einen der liebenswürdigsten Züge fügt.

Es war in einem großen und hohen Saale eines alten Palastes, um zwei Uhr, wie man dort rechnete, um sieben

Uhr abends nach unserer Uhr. Von der schön getäfelten Decke hing ein Rokoko-Kronleuchter nieder und bestrahlte mit hellem Lichte das Bild Pius' IX., das dem Eingange gegenüber, von Blumenkränzen umgeben, die Hauptwand zierte. Darunter auf einer erhöhten Tribüne saßen diejenigen Mitglieder, welche heute Vorträge halten wollten, unter ihnen vier Geistliche und drei Frauen. Alle Vorträge, so hieß es auf dem gedruckten Programm, sollten nur ein Thema — das Lob des unsterblichen Pio — enthalten.

Nachdem der Präsident — es war der berühmte Bildhauer Tenerani, ein reich mit Orden geschmückter, schöner alter Mann — das Zeichen gegeben, begann der Journalist Sterbini den Prosavortrag des Abends.

Sterbini war nicht schön, er glich im Gegenteil einer wilden Katze, auch hatte er kein wohltönendes Organ, und dennoch riß er alle Zuhörer hin durch das Feuer seines Vortrages.

Er sprach, wie angegeben, nur vom Papst und den wohlthätigen Folgen seiner Regierung. Guardia Civica, Consulta di Stato, Municipio di Roma waren natürlich die Glanzpunkte der fortwährend durch Applaus unterbrochenen Lobrede des „Immortale". Als aber Sterbini von den Feinden des Papstes und ihren Bestrebungen, Ränken und Intriguen zu reden anfing, da kannte der Beifall keine Grenzen mehr.

Man fürchtete nämlich für den Augenblick eine Reaktion. Es war bekannt, daß der Papst, dessen zuversichtsvolle Heiterkeit und fröhliche Sicherheit immer ein Hauptzug seines Charakters gewesen, seit kurzer Zeit niedergeschlagen, ängstlich und traurig sei. Dies schrieb man denn einzig und allein seiner nächsten Umgebung zu, die ihm fortwährend schwarze Bilder zeige und sich auf das möglichste anstrenge, seine klare Seele zu verdüstern und einzuschüchtern. — Deshalb denn der wütende Applaus, wenn Sterbini von den im Dunklen schleichenden Feinden Pius' sprach und sie mit Schlangen, Nachteulen und giftigem Gewürm verglich. Auch als der Redner von auswärtiger, feindlicher Politik sprach, wobei man an Frankreich dachte, dem die Römer durchaus nicht grün sind, schrieen und klatschten die Zuhörer; dies steigerte sich noch immer, bis er ungefähr so fortfuhr:

„Wir bedürfen keiner auswärtigen Stütze; Italien kann sich selbst beherrschen, sich selbst Gesetze geben, und zuerst in Italien ist Rom, das alte gesetzgebende Rom dazu berechtigt. Sagen Sie, meine Zuhörer, sind wir nicht alle stolz darauf, in der ewigen Stadt geboren zu sein und da wandeln zu dürfen, wo jeder Luftzug uns den Staub unserer Ahnen zuträgt, und mit ihm das lebendige Gefühl der Schönheit und der Kraft?"

So etwas muß man freilich italienisch von einem Italiener hören. Der Redner zitterte, wechselte die Farbe, und seine Stimme war so gewaltig geworden, daß die Luft davon erbebte.

Als er geschlossen, wollte der Applaus gar nicht enden, und der Fürst Canino, Napoleons Neffe, der in der vordersten Reihe saß, schrie einmal über das andere: „Bis, bis!" indem er mit seinem starken Körper außer sich auf dem Stuhle herumrutschte und sich vor- und rückwärts bog.

Unmittelbar nach Sterbini trug ein Bischof ein lateinisches Carmen vor, worin auch wieder die piusfeindlichen Nachteulen sehr oft figurierten, die jedesmal mit Entzücken empfangen wurden. Nun kam die Reihe an eine der Damen und zwar an die jüngste der drei, ein schönes fünfzehnjähriges Mädchen; sie trug mit dem tönendsten Organ, mit der lieblichsten Miene und mit edler freier Haltung ein anmutiges Sonett vor, dessen Inhalt war:

Zwei Schwestern giebt es, wovon die eine sanft, nur mit Liebeständeleien beschäftigt, die andere ernst und kriegerisch ist; aber beide waren nie vereint, bis jetzt, wo Pius beide an seinem Throne sich umschlingen läßt: die Barmherzigkeit, die Gerechtigkeit.

Dann trat wieder ein Monsignore auf und zwar mit einem satirischen Sonett. Er beschrieb die traurige Empfindung, welche ihm stets die Inschrift aller Denkmäler des alten Roms verursacht habe, und zwar besonders die Worte: Senatus Populusque Romanus, da Rom bis jetzt weder einen Senat noch ein Volk besessen — jetzt habe Pius der Große beide wieder erweckt — Rom habe wieder einen Senat und ein Volk!

Nachdem der Applaus für diese Worte verklungen, erhob sich der Präsident, und nach allen Seiten schauend, sagte er ziemlich laut zu seiner Umgebung: „E il Signor Masi?“

In demselben Augenblick öffnete sich eine kleine Nebenthür, welche auf die Tribüne führte, und herein trat rasch ein junger schlanker Mann mit einer echt italienischen scharfgeschnittenen Physiognomie. Ein lautes freudiges Ah! entfuhr der Versammlung, denn es war Masi, Caninos Sekretär, der beliebte Improvisator. Was nun folgte, zu beschreiben, dazu ist meine Feder und jede Feder zu kalt, zu trocken.

Wie flüssiges Feuer war das Gedicht des jungen Mannes, der mit seiner tönenden Stimme, der stärksten, die ich je vernommen, die ganze Versammlung elektrisierte. Er weinte, er lachte, er wütete, kein Glied seines Körpers blieb ruhig, kein Zug seines ausdrucksvollen Gesichtes, aber es war weder häßlich noch lächerlich — nur bange wurde meinem deutschen Herzen zu Mute. — Wir Nebelkinder können doch so eine Exaltation nicht begreifen, sie bleibt uns ein Phänomen, und während wir ängstlich dreinschauen, stimmen die Brüder solch eines Sonnenkindes mit ein in seine Feuerrede, jubeln ihm zu und fühlen dasselbe in ihrer Brust.

Masi schloß ungefähr mit den Worten: „Fürchtet nicht, Brüder, wenn auch die Schlange zischt, Rom wird nicht mehr untergehen, des ist der Erzengel Bürge, der seine Fittiche über Rom ausgespannt hält!“

Was nach Masi kam, war kalt Wasser. Die beiden Frauen, der Sekretär der Gesellschaft, ein paar Geistliche, obgleich sie alle recht schöne Reime brachten — ihn erreichte keiner, weder an Geist noch an Feuer, und das war auch recht gut, denn wenn man zehn Masis nacheinander anhörte, bekäme ein Deutscher ein Nervenfieber.

Aber ich wollte von der Erweiterung unseres Bekanntenkreises reden, und hier muß ich zuerst der Familie v. Seydlitz aus Münster erwähnen. Frau v. Seydlitz war die mit dem Immermannschen Kreise in Düsseldorf vielfach in Beziehungen stehende Schwester des berühmten Geschichtsforschers v. Sybel; mit ihr waren Wilibald Alexis nebst seiner schönen, noch sehr jugendlichen Gattin Lätitia, einer geborenen Engländerin, eingetroffen; und fast gleichzeitig fanden sich Gustav zu Putlitz und Bodenstedt, die sich irgendwo auf der Reise begegnet und aneinander geschlossen, ein. Der schlank gewachsene Putlitz mit dem schönen blonden Vollbart war eine außerordentlich ritterliche Erscheinung, voll einfach und natürlich sich gebender harmloser Liebenswürdigkeit, eine jener bei der ersten Begegnung gewinnenden Gestalten, in denen man sofort die Aufrichtigkeit der anima candida erkennt. Dr. Häring war eine schärfer analysierende Natur, schweigsam und nicht der Überzeugung, daß einem berühmten Mann die Sprache nur gegeben sei, um zu verhindern, daß auch ein anderer zu Worte komme. Er war ein mittelgroßer, festgebauter Mann — bei seinen Arbeiten hielt er sich an den Spruch: Erst wäg's, dann wag's — es war merkwürdig, wie langsam er an der Wandbekleidung seiner Romanbauten zimmerte; ob der Plan und die Gebälkaufrichtung ihm rascher von der Hand gingen, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er mit seiner Arbeitsmethode jene vorzüglichen historischen Romane geschaffen, die sich über Elbe und Oder hinaus so langsam ihr Terrain zu erobern hatten.

Wir zogen verbündet viel zu den Sehenswürdigkeiten hinaus, wie auch Putlitz in seinen Theatererinnerungen davon erzählt. Aber sehr oft machte sich

nun doch auch in Rom der Winter geltend, durch Strichregen, Winde und Stürme. Die Windströmungen bringen eigentümliche Effekte in der südlichen Natur hervor. Es ist mir immer, als ob erst dann, wenn der Wind die hohen Cypressen beugt oder den Pinien durch die Wipfelkronen fährt und dunkle Wolken dahinjagt über die feingeschwungenen Berglinien, als ob erst dann die italienische Landschaft mit ihren tiefgedämpften Farben ihren „klassischen“ Charakter in seiner ganzen Stimmungsmacht zeige. Dem sei aber, wie ihm wolle: das schlechte Wetter hält in Italien wie hier daheim die Menschen zu Hause und fesselt sie an den unbeschreiblich dürftig wärmenden Kamin. Es zieht auch ihre Gedanken unwillkürlich in die Heimat zurück, wo die biederen, zuverlässigen Freunde im weißen Kachelgewande stehen, wo die Thüren schließen und die Fenster in treuem Pflichtbewußtsein sich nicht leichtsinnig über das dic cur hic hinwegsetzen, um sich von den heiter spielenden Zuglüften keine aristokratische Exklusivität vorwerfen zu lassen. Und wie denn bei solchen rückwärts der Heimat zugewendeten Gedanken auf gar mancherlei die Rede kommt, so wollte es eines Abends der Zufall, daß an unserem flackernden Kaminfeuer das Gespräch das damals noch lebhafter debattierte Kaspar Hauser-Rätsel streifte und Freund Fritsche das große Wort gelassen aussprach, er kenne das Geheimnis, ihm sei das Rätsel enthüllt worden.

Auf die lebhafte und einen für Freund Fritsche nicht ganz schmeichelhaften Zweifel ausdrückende Frage:

„Sie — Sie kennen es, Sie kennen die Herkunft des Nürnberger Findlings, diese vielgesuchte Herkunft?“

„So ist es in der Thai,“ antwortete Freund Fritsche; „aber Sie müssen nicht glauben, ich wollte mich dabei meiner eigenen polizeilichen Spürkraft berühmen — was ich weiß, das erfuhr ich durch einen in Gotha lebenden Freund, dessen Name Ihnen vielleicht bekannt ist — er heißt Eberhard und ist ...“

„Unter den Kriminalisten berühmt durch eine treffliche Sammlung von Strafrechtsfällen ...“

„Eben den meine ich, und was er mir anvertraute und auch anderen vertrauteren Freunden nicht vorenthielt, bis ihm der Mund geschlossen wurde, ist das Folgende:

„Vor mehreren Jahren wurde im herzoglichen Schlosse zu Gotha eine fremde, im Ort unbekannte Frau, welche sich Frau ...heim nannte, als Oberbettmeisterin angestellt. Nachdem sie eine längere Zeit dort gewohnt hatte, machte sie die Bekanntschaft der Gattin des daselbst lebenden Polizeirats Eberhard und wurde nach und nach mit dieser Dame eng genug befreundet, um ihr vertraute Aufschlüsse über ihre früheren Schicksale zu geben. Sie sei, erzählte sie, in einem Fräuleinstift in Würzburg erzogen, in welchem vielfach Geistliche am Unterricht sich beteiligt und verkehrt, unter anderen ein junger Domherr von X., aus einer in Franken angesessenen, sehr angesehenen und alten Familie. Diesem Domherrn hatte die junge ...heim gefallen, er näherte sich ihr, sie erwiderte seine Neigung, und so entstand ein vertrauteres Verhältnis, welches mit dem Falle des jungen Mädchens endigte und Folgen nach sich zog, die ihre zeitweilige Entfernung aus dem Institut notwendig machten. Sie wurde in der Stille auf ein entlegenes Landgut des Domherrn gebracht und hier von einem Knaben entbunden. Genesen, kehrte sie in das Stift heim, das Kind aber mußte sie zurücklassen. Nachrichten über dasselbe erhielt sie von ihrem Verführer, der für dasselbe zu sorgen versprochen hatte. Nach geraumer Zeit wurde in einer Hauptstadt einer bayerischen Diöcese der bischöfliche Stuhl erledigt, und die Wahl des neuen Oberhirten fiel auf niemand anders als auf den ebengenannten Domherrn. Für die ...heim hatte man unterdes fern von Würzburg eine Unterkunft, eine dauernde Stellung gesucht. Von Zeit zu Zeit brachten ihr Briefe des Bischofs von X. Nachrichten über das Wohlergehen ihres Kindes; in diesen Briefen war häufig das

ausdrückliche Versprechen enthalten, daß der Knabe Erbe des Bischofs werden solle.

„Nach kurzer Verwaltung seines Hirtenamtes starb der Bischof auffallend rasch, unter verdächtigen Umständen, über welche jedoch nie etwas klar geworden ist. Mit diesem Tode hörte nun für die ... heim alle und jede Nachricht über ihr Kind auf. Erkundigungen, die sie angestellt hatte, soviel es in der Macht einer unvermögenden, an tägliche Arbeit gefesselten Frau gelegen, welche obendrein das Geheimnis bewahren mußte, waren fruchtlos geblieben. So hatte sie endlich, in dem langjährigen Schmerze ihres Mutterherzens, ihr Leid der neugewonnenen Freundin in Gotha geklagt.

„Damals beschäftigte alle Menschen, besonders alle Polizeimänner in Deutschland, die Frage: wer Kaspar Hauser sei? Auch bei Eberhard war dies fast zu einer quälenden fixen Idee geworden, und als ihm seine Frau die Geschichte der ... heim mitteilte, stieg natürlich alsogleich der Gedanke in ihm auf, in ihr könne die Mutter des rätselhaften jungen Mannes gefunden sein. Er bat seine Gattin, mehrere bestimmte Punkte von der ... heim zu erfragen. Die Antworten bestärkten aufs wunderbarste seine Konjektur. Die Sache ließ ihn nun nicht länger rasten. Er schrieb einen Brief an den Rittmeister, unter dessen Obhut Hauser damals in Ansbach lebte, und indem er ihm so viel von seinen Vermutungen mitteilte, als er hinlänglich glaubte, um seine Bitte zu motivieren, ersuchte er den Rittmeister, mit seinem Schutzbefohlenen einen Ausflug nach Gotha zu machen, so daß eine Konfrontation von Hauser und der ... heim stattfinde. — Zu seiner Verwunderung weigerte sich der Rittmeister, auf die Bitte des Polizeirats einzugehen. Hauser, schützte er vor, sei als ein Sohn Bayerns adoptiert und dürfe die bayerische Grenze nicht überschreiten. Eberhard schrieb nun zum zweitenmal, gab alle Daten, welche er vorher noch zurückgehalten, zur Unterstützung seines Gesuches an und ließ dem Rittmeister keine Ausflucht mehr. Dieser schwieg einige Tage, dann antwortete er, daß er, da eine Möglichkeit der von Eberhard angedeuteten Identität allerdings vorhanden zu sein scheine, seiner Bitte nachgeben und nach Gotha kommen wolle. Er werde mit Hauser an bestimmtem Tag und Stunde im Grenzort Lichtenfels eintreffen; dort möge ein von Eberhard ins Vertrauen gezogener zuverlässiger Mann ihrer warten, um sie nach Gotha zu führen. Sie würden unter angenommenem Namen reisen, der wahre müsse streng verschwiegen bleiben.

„In der That erschien Hauser mit seinem Mentor am festgesetzten Tage in Lichtenfels. Der Bruder des Polizeirats, Rat Eberhard aus Coburg, empfing die Reisenden hier, führte sie nach Coburg und bewirtete sie dort in seinem Hause. Er hatte am Abend ein paar Bekannte zu sich geladen, um den Fremden Unterhaltung zu gewähren. Unter ihnen war der katholische Pfarrer des Ortes, der zuletzt erschien. Den Fremden vorgestellt, fixierte er den jungen Mann und sagte dann: ‚Sie haben eine merkwürdige Ähnlichkeit mit einem verstorbenen Bekannten von mir.‘ — ‚Wer war das?‘ fragte der Rat. — ‚Ein Herr von X., der in Würzburg mit mir studierte und später Bischof wurde.‘

„Das Gespräch wandte sich auf andere Gegenstände, der Rat Eberhard aber benutzte eine Gelegenheit, um sich zu entfernen, die frappante Äußerung des Pfarrers aufzuschreiben und sie durch Estafette noch in der Nacht seinem Bruder nach Gotha mitzuteilen.

„Am anderen Tage setzten Hauser und sein Begleiter die Reise nach Gotha fort, wo sie am Abend anlangten. Eberhard war ihnen entgegengeeilt und empfing sie in Schwabhausen. Am folgenden Tage besuchte er mit ihnen das Theater in Gotha, wo der Herzog sie in seine Loge rufen ließ und sich mit ihnen unterhielt. Für den zweiten Abend bat Eberhard sie zu einer kleinen Gesellschaft zu sich. Zu dieser ward auch die Frau ... heim gebeten. Die letztere ahnte natürlich so

wenig als Hauser, welche Absicht mit ihrem Zusammenführen verbunden war. Als die ...heim den jungen Mann erblickte, brach sie in Thränen aus und konnte erschüttert die Blicke von seinen Zügen nicht abwenden. Hauser wurde neben sie auf das Sofa gesetzt; auch er war seltsam bewegt und fieberhaft aufgeregt, und beide schienen während des ganzen Abends nur füreinander Sinn zu haben.

„Ehe man sich trennte, zog der Polizeirat den Rittmeister beiseite. — ‚Meine Vermutungen haben sich aufs entschiedenste bestärkt,‘ sagte er. ‚Es fehlt nur noch eines, um zu völliger Gewißheit zu kommen.‘ — ‚Und das ist?‘ fragte der Rittmeister kleinlaut und betroffen. — ‚Die . . . heim hat meiner Frau angegeben, ihr Kind habe an der rechten Seite auf den Rippen ein dunkelbraunes Mal gehabt. Lassen Sie mich mit Ihnen in Ihren Gasthof gehen, um zu untersuchen, ob es sich an Hausers Körper finde.‘ — ‚Das geht nicht, beileibe nicht!‘ rief der Rittmeister aus. — ‚Und weshalb nicht!‘ — ‚Der junge Mensch ist infolge seiner langen, einsamen Einsperrung von der äußersten Schüchternheit, von einer krankhaft reizbaren Schamhaftigkeit. Wollten wir eine solche Untersuchung an ihm vornehmen, er könnte Krämpfe bekommen.‘

„Der Polizeimann begriff solche Rücksichten nicht. ‚Nun, so lassen Sie ihn einmal Krämpfe bekommen. Die Sache ist wichtig genug!‘ — ‚Nein, nein!‘ antwortete der Rittmeister, in die Enge getrieben. ‚Aber ich will Ihnen einen anderen Vorschlag machen. Hauser hat einen außerordentlich festen Schlaf. Kommen Sie morgen zwischen vier und fünf Uhr zu uns; wir wollen dann, während er schläft, das beschriebene Mal suchen.‘

„Der Polizeirat war damit einverstanden. Man trennte sich. Eberhard schloß während der Nacht kein Auge, und in seiner Erregung machte er sich schon auf den Weg zu dem Gasthause ‚Im Mohren‘, als kaum halb vier vorüber. Nachdem er Einlaß gefunden, verlangte er in das Zimmer des Rittmeisters geführt zu werden; allein zu seiner größten Überraschung sagte man ihm, der Rittmeister habe am vorigen Abend noch Postpferde bestellt, und die beiden fremden Herren seien Punkt zwei Uhr abgefahren. Der Polizeirat begab sich, empört über diese Perfidie, heim, aber er war jetzt mehr wie je entschlossen, die Sache auf irgend eine Weise bis ans Ende zu verfolgen.

„Einige Tage vergehen. Der Herzog hatte sich unterdes von Gotha nach Coburg begeben. Da fährt eines schönen Tages eine vierspännige Postkalesche in den Schloßhof zu Coburg ein; zwei Herren, der Erzbischof von Bamberg und ein Graf Rechberg, steigen heraus und bitten um eine augenblickliche Audienz. Der Herzog empfängt sie, und es folgt eine zweistündige geheime Unterredung, nach welcher der Herzog die beiden Herren mit äußerster Höflichkeit wieder entläßt. Kaum aber haben sich diese wieder in ihren Wagen gesetzt und sind abgefahren, als der Herzog eine Estafette nach Gotha sendet, welche ein Kabinettsschreiben an den Polizeirat überbringt.

„Am Abend des folgenden Tages war in Gotha in dem dortigen Kasino die gewöhnliche Gesellschaft der Honoratioren versammelt. Auch der Polizeirat Eberhard erschien hier. Im Laufe der Unterhaltung warf er mit anscheinend großer Gleichgültigkeit die Worte hin: ‚Es ist merkwürdig, wie sich unsere polizeiliche Spürkraft oft auf Abwege verlocken lassen kann. Ich habe Ihnen vor einigen Tagen erzählt, daß ich dem Kaspar Hauserschen Rätsel auf der Spur sei, meine Herren, heute habe ich zu meiner Beschämung entdecken müssen, daß alle meine Konjekturen auf Sand gebaut sind.‘ — Die Anwesenden, welche von der herzoglichen Intervention keine Ahnung hatten, nahmen diese Versicherung auf guten Glauben an. Ob Eberhard im stillen weiter forschte oder nicht, weiß ich nicht. Aber gewiß ist, daß es kurze Zeit nach all diesen Vorgängen war, als der Mentor Hausers eines Tages in Ansbach

durch wirkliches oder fingiertes Unwohlsein sich gehindert erklärte, seinen Schützling, wie er pflegte, zur Tafel im Gasthause zu begleiten. Hauser ging allein; unterwegs trat ein unbekannter Mensch ihn an und versprach ihm ohne Zweifel Enthüllungen über seine Herkunft, wenn er ihm ein Rendezvous in den Stadtanlagen gebe. Hauser folgte und wurde an einem einsamen Orte ermordet gefunden. Bei der Leichenschau fand sich das Mal auf der rechten Seite seines Körpers vor.

„Das Rätsel ist damit nicht ganz gelöst. Aber so viel kann ich andeuten: der Vater Hausers, der Bischof von X., hatte einen Bruder von anerkannt schlechtem Charakter, der des Nachlasses wegen den zum Erben eingesetzten Sohn beiseite schaffen und zugleich der hohen geistlichen Würde ein Ärgernis ersparen wollte. Und ferner noch, daß der Bruder des Bischofs durch seine Verbindungen allmächtig war und daß nach dem Tode Hausers gerade sehr vornehme Personen es waren, welche mit großem Eifer für die rein unsinnige Behauptung stritten, er habe sich selbst ermordet, eine Annahme, die Mittermaier in seinen Briefen über Hausers Tod im ‚Morgenblatt' so schlagend in ihr Nichts zurückführte. Auch wissen alle Kriminalisten, welche sich für die Aufhellung der Thatsachen interessierten, die Kaspar Hausers Tod begleiteten, daß man die Akten darüber streng verheimlichte und niemandem zu Gesicht kommen ließ. — Daß Hauser der Sohn eines hochgestellten katholischen Geistlichen sei, wurde übrigens schon bei seinem ersten Auftreten in Bayern vielfach versichert."

Der Erzähler konnte nicht verlangen, daß wir diese Deutung der Kaspar Hauser-Sage sogleich als die unangreiflich richtige annahmen — doch schien sie mir in ihrem Kern berücksichtigenswert genug, daß ich sie meinem alten Lehrer im Strafrecht, im peinlichen Prozeß und in der gerichtlichen Medizin mitteilte. Mittermaier, die erste Autorität in der Hauser-Frage, nachdem Anselm Feuerbach ein plötzliches überraschendes Ende gefunden, verwarf sie dann durchaus nicht. Er schrieb mir aus Karlsruhe den 2. Mai 1848, nachdem er für die Mitteilung gedankt: „Die Nachrichten scheinen mir bedeutungsvoll, und ihr Totaleindruck macht die von Ihnen gegebene Andeutung sehr wahrscheinlich. Die Wahrscheinlichkeit wächst für mich, da ich schon bald nach dem Auftreten Hausers in Bayern von achtungswerten Männern versichern hörte, daß Hauser der Sohn eines hochgestellten katholischen Geistlichen sei; auch hatten vorzüglich sehr vornehme Personen den Glauben verbreiten wollen, daß Hauser nicht ermordet worden sei; während ich in den damals erschienenen Briefen im ‚Morgenblatte' zu beweisen suchte, daß Hauser sich nicht selbst getötet haben könne, versuchten vornehme Leute mich vom Gegenteil zu überzeugen. Auffallend war mir auch, daß von seiten des Hofes in Bayern die Untersuchung über den Mord an Hauser in ein Dunkel gehüllt wurde und die Akten niemandem, der sich dafür interessierte, zu Gesicht kamen. Auf jeden Fall scheinen mir die Nachrichten, welche Ew. Wohlgeboren gesammelt haben, wichtig genug, um eine öffentliche Bekanntmachung zu verdienen! — Mit vorzüglicher Hochachtung u. s. w. Mittermaier."

Jene Bekanntmachung ist denn auch erfolgt im „Morgenblatt" Nr. 150 des Jahrganges 1848.

Merkwürdig ist nun aber der Beweis, der in Mittermaiers Brief liegt, wie kurz sein Gedächtnis in einer Sache war, mit welcher er sich so vielfältig beschäftigt hatte. Er antwortete mir auf meine Mitteilung, als hätte ich ihm etwas ganz Neues eröffnet; und doch war die ganze Eberhardsche Hypothese schon im Jahre 1832 zur Erörterung gekommen — zwischen Eberhard, dem Stadtkommissär Faber zu Nürnberg, dem Präsidenten Feuerbach; schon hatte die Konfrontation des nicht von einem „Rittmeister", sondern von einem Gendarmerie-Lieutenant Hickel begleiteten Hauser mit der Frau

Königsheim, als sie 1833 im Januar stattgefunden, auffallende Bestätigungen ergeben; und zuletzt hatte Feuerbach seine badische Prinzenfabel gänzlich fallen lassen und sich in einem Briefe an Eberhard für völlig überzeugt erklärt, das über Hausers Herkunft liegende Dunkel helle sich jetzt endlich auf. Das von der Königsheim angegebene Geburtsjahr 1811 passe vortrefflich; Hausers Physiognomie und Haltung entspreche ganz den unverkennbaren Eigentümlichkeiten katholischer Geistlicher; „Hauser ist gleichsam nur ein Kanonikus oder Domherr en miniature, an dem man kaum die Tonsur vermißt“, schrieb er an Eberhard.

Das alles ist heute klargestellt aus dem noch ungedruckten Briefwechsel zwischen Feuerbach und Eberhard — seltsam genug ist die Welt von heute, die Plunderswеilen als unsere eigentliche litterarische Hauptstadt betrachtet, mit dieser Reliquienausgrabung noch verschont worden — aber der treffliche Dr. O. Mittelstädt, der in seinem „Kaspar Hauser“ (Heidelberg 1876) dem badischen Prinzentumsschwindel so gründlich den Boden ausgeschlagen hat, geht auf Grund jener Korrespondenz in die Sache so ausführlich ein, daß trotz unserer damaligen Zweifel Freund Fritsche heute aufs herrlichste gerechtfertigt dasteht.

Und nun, wie war es möglich, daß 1848 der große Mittermaier mit dem Jupiterhaupte noch nichts von dem allen erfahren oder es ganz und gar vergessen hatte?

* *
*

Hier enden die Lebenserinnerungen. Es sollte dem Verfasser nicht vergönnt sein, nach dem Morgen des 20. August, an dem er diese letzten Zeilen schrieb, die Feder wieder in die Hand zu nehmen. — Ein Magenleiden, das ihn schon seit längerer Zeit heimsuchte, nahm von dem Tage an einen jähen, tödlichen Verlauf. In der Frühe des 31. August ist er sanft und schmerzlos in den Armen seiner Kinder zu Pyrmont, wohin ihn sein jüngster Sohn, der als Arzt dort lebt, zu sich geholt hatte, gestorben.

So manches ist seitdem über ihn gesagt und geschrieben worden, über seine litterarische Thätigkeit, über seine Person. Alle die, welche ihn kannten, wußten ja um die ruhige Klarheit seines Wesens, um sein natürliches Sichgeben ohne jede Prätension, um die seltene Bescheidenheit, mit der er sein großes Wissen, dem ein staunenswertes Gedächtnis zur Seite stand, in der Unterhaltung kund that. So oft ist von den verschiedenst gearteten Menschen nach ihrem ersten Bekanntwerden mit Schücking gesagt worden, daß sie von der Harmonie, der ungesucht vornehmen Art seines Seins einen unauslöschlichen Eindruck hinweggetragen hätten.

Aber was bei alledem der Kern seiner Natur war, darum wußten nur die, die ihm nahe standen. Es war eine unerschütterliche Treue gegen sich selber, ein Festhalten sonder Wanken an dem, was ihm als das Rechte, eine selbstlose Hingabe an das, was ihm als seine Pflicht galt. Und darum sind wohl kaum seinem Scheiden wahrere und in dieser Wahrheit ergreifendere Worte nachgesprochen worden als die seiner Heimatgenossin Emmy v. Dincklage:*

Und nun auch du, Levin; dein Seherblick,
Er ruht nie mehr auf unsrer Heimat Heide,
Vollbracht dein klagelos besiegt Geschick,
Das deinen Mut gestählt in schwerem Leide.

Wenn heut der Lorbeer deine Bahre schmückt,
Wenn Deutschlands Gaun durchzittern Trauerklänge,
Nie hast du um den Beifall dich gebückt,
Nie standst du in der faden Streber Menge!

Still, ernst und groß — der Heideheimat Sohn,
Ein Geist, der stets sich selber treu geblieben,
Bist sorgsam du dem lauten Schwarm entflohn
Und hast aus tiefstem, innerm Drang geschrieben.

Ruh sanft in roter Erd — ein hehrer Glanz
Auf deiner Gruft wird lang nach uns noch leuchten;
Nimm, braver Mann, der Heimat Heidekranz,
Den schwere Freundesthränen feuchten.

* „Tägliche Rundschau“ Nr. 206 vom 5. September 1883.

Reisende Abenteurer in Asien und Europa.

Von

Hermann Vambéry.

Wenn ich in den bunten Blättern meiner Reiseerinnerungen herumblättere, so sind es zumeist jene interessanten Figuren, die mein Auge fesseln, denen ich auf meinen Wanderungen unter mannigfaltigen Schicksalsverhältnissen begegnete — Menschen, die ohne jeden Anspruch auf einen außergewöhnlichen Lebenswandel ihren Weg dahinzogen, die aber demungeachtet so viel des Interessanten bieten, daß wir ihnen wohl getrost einige Zeilen widmen können. Ich verstehe darunter jene Europäer, die ohne bestimmtes Ziel und Zweck, mit dem schleppenden Gange ihres Geschickes daheim unzufrieden, die weite Welt aufgesucht und auch schon deshalb nach dem Osten hin sich angezogen fühlten, weil dieser Erdteil, ins romantische Zauberkleid gehüllt, viel mehr Lockungen darbot als der ferne Westen, wo inmitten der rechnenden Menschen, der mit rastlosem Eifer um das tägliche Brot arbeitenden Fremdlinge der Lebensunterhalt mit mehr Schwierigkeit verbunden ist und das Feld der sonderbaren Abenteuer sich immer mehr und mehr beengt. Ein Zug ins romantische Land des Ostens gehörte vor vier oder fünf Jahrzehnten noch immer zu den kühnen Unternehmungen und wurde zumeist nur von solchen Menschen unternommen, die von der damals schon genug reichen asiatischen Reiselitteratur nur wenig kannten und im alten Mutterweltteile sich noch vieles im Lichte der wunderbaren Märchen von „Tausend und eine Nacht" vorstellten. Es sind daher schlichte Naturen, ganz ungebildete Menschen, die hier auftreten, deren Thun und Wirken aber um so merkwürdiger erscheinen muß, weil sie, ohne es zu ahnen, Außerordentliches vollbracht haben und der Beachtung des Lesers vollauf würdig sind. Vor einigen Jahren erschien in einer englischen Monatsschrift — wenn ich mich wohl erinnere, war es in der „Quarterly Review" — die Schilderung einer Reihe solcher englischen Abenteurer in Asien, von denen der eine zum Generalissimus des Rendschit Singh, der andere zum Rajah eines selbständigen Staates sich herauswuchs, während wieder

andere im Nepal, in Siam und bei anderen unabhängigen Fürsten des indischen Kaiserreiches zu einflußreichen Ministern und Machthabern sich emporschwangen.

Die Helden, von denen ich hier erzähle, haben es nicht so weit gebracht, aber ihre Carriere ist um so merkwürdiger, denn es spiegelt sich in derselben ein treues Abbild der gesellschaftlichen und politischen Zustände Asiens vor einigen Jahrzehnten wider, und ihre Geschicke tragen Spuren jener Zustände, die heute schon längst verschwunden und von dem mächtigen Andrange des abendländischen Kultureinflusses umgestaltet worden sind. Ich will bei einem meiner Landsleute beginnen, nämlich bei Doktor M., der an der polnischen Revolution von 1830 Anteil genommen, bei einem Treffen in Gefangenschaft der Russen geriet und dann, wie leicht erklärlich, nach Sibirien geschickt wurde, damit sich daselbst sein Freiheitsfeuer abkühle und damit er in der Einsamkeit der tobolskischen und irkutskischen Wälder Muße und Gelegenheit habe, über jene Freiheitsideen nachzudenken, die ihn gegen Rußland in Waffen gebracht und denen er nun die unfreiwillige Fahrt nach dem Norden Asiens verdankte. Dr. M. scheint aus seiner Flucht durch die Mongolei, die kirgisische Steppe und Centralasien nach Persien gelangt zu sein. Hier war es, wo er anfangs der vierziger Jahre als Arzt am Hofe Mehemed Schahs auftrat und seiner Zeit viel von sich reden machte. Die Art und Weise, wie dieser Mensch auf jenem gefährlichen Wege inmitten von Mongolen, Kirgisen, Özbegen und Turkomanen sich zu retten vermochte, gehört allerdings zu den wunderbarsten Abenteuern. Er ist auch nicht der erste, der diesen Weg gemacht, denn ich habe in meinem Schreibpult eine kleine Sammlung mit arabischen Lettern geschriebener polnischer Gedichte, die auch von einem ehemaligen sibirischen Verbannten herrühren, welcher in der Hauptstadt am Zeresschan der Tyrannei des Emir von Bochara zum Opfer fiel. Von diesem Polen wollen wir ein anderes Mal sprechen und jetzt, zu unserem Dr. M. zurückkehrend, bemerken, daß derselbe nicht so sehr die Gunst des Schahs als die seiner Mutter sich zu erwerben gewußt und unter ihrem Schutze mehrere Jahre lang in Teheran, Isfahan und Schiras lebte, bis er endlich das Zeitliche gesegnet, ohne von sich in Europa etwas hören zu lassen. Seinem Namen bin ich auf einigen Monumenten Südpersiens begegnet; mir sind einige persische Handschriften zur Hand gekommen, die nebst seinem Autogramm einige Randglossen enthalten, was darauf deutet, daß der Mann der Landessprache und Litteratur vollauf kundig war. Weiteres jedoch habe ich über ihn nicht zu vernehmen vermocht.

Der zweite Mann, dessen Abenteuer mir äußerst interessant scheinen, ist ein Schwede von Geburt. Seines Zeichens ein Anstreicher, wie mir Europäer in Teheran versicherten, dem das Handwerk des Anschmierens und Anstreichens daheim nicht besonders zugesagt und der daher den Wanderstab ergriffen, um in der Welt sich ein besseres Los zu verschaffen. Wie lange er mit seinem Ranzen über Deutschland, Ungarn und die europäische Türkei nach Kleinasien hingezogen, habe ich nicht in Erfahrung gebracht. Auch sind mir die Wechselfälle seines Schicksals in besagten Ländern unbekannt geblieben, doch so viel weiß ich aus seinem Munde, denn ich habe ihn persönlich gekannt, daß er anfangs der fünfziger Jahre in Armenien und in den kurdischen Bergen schon als Doktor figurierte, ohne daß er auf seinen Reisen irgendwo in dieser Wissenschaft Universitätsstudien gemacht hätte, sondern, wie sich leicht annehmen läßt, von den Asiaten selbst hierzu promoviert wurde. Es wird nämlich meinen Lesern bekannt sein, daß man in Asien vor einigen Jahrzehnten und selbst heute noch jedem Europäer den Ehrentitel Hekimbaschi (Oberarzt) gab und giebt, aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Europäer im vergangenen und jetzigen Jahrhundert, wenn nicht als Kaufleute, als Jünger Äskulaps debütierten. Die Arzneikunst der moslimi-

schen Bildungswelt, die in vielen Stücken unsere eigene Lehrerin war, hat bei den gebildeten Asiaten schon längst ihren alten Ruf eingebüßt. Der noch so fromme Mohammedaner wird, wenn er aufs Krankenbett geworfen ist, sich nicht scheuen, von dem ungläubigen Hekimbaschi ärztliche Hilfe zu holen. So kam es, daß man jedem Europäer die Kunst, Krankheiten zu heilen, imputierte. Man witterte in ihm einen Menschen der geheimen Wissenschaft und zog ihn gern zu Rate. So kam es, daß Dr. F. — das ist die Initiale des Namens unseres Schweden — gleich bei seinem Erscheinen unter den Völkern des Islam von der bescheidenen Stellung eines Anstreichers zum Doctor medicinæ avancierte und, wie er mir selbst mitteilte, bon gré mal gré die Kunst zu üben gezwungen war. Anfangs hatte er sich bloß auf einige harmlose Pillen und Pulver beschränkt; seine Heilmethode hatte Erfolg, und als der gute Schwede die türkischen Grenzen überschritten hatte und in Persien erschien, da war ihm bereits der Ruf als tüchtiger Arzt vorausgeeilt, und in Tebris sowohl als in Zendschan hatte er schon eine sehr reiche Patientenschar gefunden. Was seine Kunst in den Augen der Perser erhöhte, war sein langer roter Bart, ein echtes Prototyp der alten Skandinavier, doch in den Augen des heutigen Iraniers das Non plus ultra des vollkommenen Modemannes, da die guten Iranier, wie allbekannt, ihren von Natur aus pechschwarzen Bart mit dem Pulver der Pflanze Lawsonia inermis gern ziegelrot färben und in diesem brennenden Kolorit sich am besten gefallen. Da Herr Dr. F. ein solches männliches Schmuckstück von Natur aus mitgebracht, so galt dies sofort als bestes Empfehlungsschreiben in den vornehmen Häusern. Der Mann war ohnedies noch von stattlicher Gestalt, hatte schöne blaue einnehmende Augen, auch gute Manieren, und wir dürfen uns gar nicht wundern, wenn er, von den Haremen der Landesgroßen empfohlen, bald der Königin-Mutter auch seine Aufwartung zu machen im stande war, ja einen akuten Fall in der königlichen Haushaltung mit solchem Geschick und Glück heilte, daß nicht nur die Frauen des königlichen Gemaches, sondern auch die Männerwelt, ja der König selbst Herrn Dr. F. besondere Aufmerksamkeit und Gunst zu bezeigen anfing. In den europäischen Kreisen lachte man nicht wenig über diese außergewöhnliche Carriere des bescheidenen Farbenmischers aus dem hohen Norden. Man munkelte rechts und links, doch man that gar nichts, um sein Glück zu beeinträchtigen, und so geschah es denn, daß eines Tages der Schah diesen guten Doktor F. zum Bezirksarzt des ganzen Fars, eines Gebietes fast doppelt so groß wie das Königreich Bayern, ernannte; notabene sollte dies ein Fortschritt der Civiladministration Persiens heißen, da die Regierung, auf absoluten Mangel an Ärzten aufmerksam gemacht, in erster Reihe in der schönen Provinz Fars diesem Übel abhelfen wollte. Wenn ich mich gut erinnere, war damals eben Frankreich durch den auch in deutschen Gelehrtenkreisen bekannten Grafen G. vertreten, einen geistreichen Franzosen, der in der Wissenschaft wohl mehr als in der Diplomatie geglänzt und der es sich nicht nehmen ließ, am persischen Hofe selbst dort Wahrheiten zu sagen, wo sie am allerwenigsten beliebt waren. Es geschah während einer Audienz beim Schah, als der Repräsentant Frankreichs den König aller Könige auf die Ernennung des Oberarztes von Fars aufmerksam machte und dabei in der Hoffnung, den König eines Besseren zu belehren und dem sonst braven Schweden eine andere Verwendung zu geben. Nasreddin Schah hörte lange geduldig zu, brach dann plötzlich in ein helles Gelächter aus und sagte: „Ihr Europäer seid doch sonderbare Leute. Bin ich nicht König von Persien, habe ich nicht unumschränkte Macht in meiner Hand, und wenn ich diesen Mann zum Oberarzt ernenne, so ist er ipso facto Oberarzt und wird seinem Amte gewiß entsprechen. Die Stelle eines Veziers ist gewiß schwieriger

und wichtiger, und doch ernennt der König einen solchen; warum sollte er nicht die Macht haben, einen Oberarzt zu ernennen?" Graf G. merkte gar bald, daß die persische Majestät die wissenschaftliche Befähigung eines ärztlichen Beamten für gar nicht wichtig halte. Er ließ daher den Gegenstand der Konversation fallen. Dr. F. ging nach Schiras und hatte da, wenn ich nicht irre, mehrere Jahrzehnte in der Eigenschaft eines von der Regierung angestellten und besoldeten Arztes verbracht. Wie mir der gute Schwede erzählte, hatte er mittlerweile wohl mit medizinischen Werken sich beschäftigt. Ich habe selbst so manches in seiner Bibliothek gesehen. Seine Ordinationsstunde war sehr stark besucht; er hatte auch in hygieinischer Beziehung eines und das andere bewirkt, und als ich eines Tages mit ihm außerhalb der Stadt umherritt und er mich auf die Merkwürdigkeiten der Umgebung aufmerksam machte, da deutet' er mit seiner Reitgerte auf eine große, von einer niederen Mauer umringte Stätte hin mit den Worten: „Sehen Sie, das ist der Schiraser Friedhof, ausschließlich mein Werk." Ein seltener Stolz erfüllte des guten Mannes Brust; ich glaube ihm gern, daß er den Friedhof angefüllt, doch wäre er auch ohne dessen Hilfe voll geworden. Das zügellose Leben der Schiraser, deren häufige Ausschweifungen werden wohl lange noch ärztlicher Geschicklichkeit und hygieinischen Maßregeln Trotz bieten. Doktor F. endete auch sein Leben in Schiras und war bis zum letzten Moment voll der abenteuerlichsten Pläne, aber im Grunde genommen eine biedere gute Seele.

Ich kann nicht umhin, da ich eben von diesem braven Schweden rede, auch der abenteuerlichen Art und Weise zu erwähnen, in welcher ich selbst mit diesem seltsamen Menschen in persönliche Bekanntschaft geraten bin. Da ich schon in Teheran gehört, daß in Schiras ein europäischer Arzt wohne, der aus Schweden gebürtig sei, so bekam ich besondere Lust, ohne jegliches Empfehlungsschreiben mich ihm vorzustellen Ein Besuch, dachte ich mir, konnte nicht schaden, um so weniger, da ich damit einen Spaß vereinigen wollte, mich ihm nicht unter europäischem, sondern unter orientalischem Charakter vorzustellen. Ich betrat sein Haus in meinem bagdadischen Anzuge, und als ich ihm die übliche Grußformel mit einem „Ja hu! Ja hakk!" (Derwischgruß) entgegendonnerte, glaubte der gute Europäer, einen Derwisch gleich den zahlreichen dieser Gegend vor sich zu haben, und griff halb gleichgültig in die Tasche, um durch Darreichung seines Obolus meiner los zu werden.

„Was Geld?" rief ich ihm entgegen, „dein Zutrauen will ich haben! Ich komme von fernen Gegenden her, geschickt von meinem geistlichen Oberhaupte, um dich von der irrigen Religion, die du gegenwärtig bekennst, auf die Pfade des wahren Glaubens zu führen; ich komme im Auftrage des Scheich von Bagdad, dich zum Muselmann zu machen." Der Arzt, dem derartige Bekehrungsversuche nicht fremd zu sein schienen, sagte halb lächelnd zu mir: „Ja, mein Derwisch, nicht mit Befehlen, sondern mit überzeugenden Worten pflegt man die Leute zur Religion einzuladen. Womit kannst du deine Mission beweisen, womit die Wunderkraft deines Oberhauptes bestätigen?"

„Du zweifelst? Ein Hauch von meinem Pir genügte, mich in alle Künste der Welt, in alle Sprachen einzuweihen. Du bist ein Frengi, versuche mit mir, welche Mundart du immer willst." Der Arzt machte größere Augen; ich bemühte mich, meine feste Miene zu behalten, und fest zur Erde sehend, hörte ich, wie er mich in seiner Muttersprache, im Schwedischen, ansprach.

„Schwedisch," rief ich, „ist mir besser bekannt als dir selbst!" und recitierte zum Beweise einige Verse aus Tegnérs Frithjof-Saga, die als Lieblingslektüre meiner Jugend mir noch frisch im Gedächtnis waren. Die Verwunderung des Arztes erreichte die höchste Stufe. Er spielte alle Farben, und ohne mich weiter zu fragen,

fing er in deutscher Zunge zu reden an. Auch dieses ward zu seiner Verblüfftheit beantwortet. Ebenso ging es ihm mit dem Französischen. Nachdem ich einige Worte in jeder Sprache gewechselt hatte, kehrte ich sogleich wieder zum Persischen zurück, recitierte einen Koranvers zum Heile seiner Seele, und als der arme Skandinave halb außer sich vor Verwunderung nach dem rätselhaften Charakter seines Gastes forschte, erhob ich mich von meinem Sitze, ihm zurufend: „Bis morgen um acht Uhr hast du Bedenkzeit; entweder du wirst Muselmann oder du sollst die Zauberkraft meines geistlichen Oberhauptes fühlen."

Ich kehrte heim in meine Wohnung. Kaum hatte ich am nächsten Morgen mich von dem Bette erhoben, als der biedere Schwede schon vor mir stand. Meinen Besuch abzuwarten, schien ihm zu langweilig, so sehr peinigte ihn die Neugierde. Anfangs wiederholte ich meine gestrige Rolle, doch hatte die Bonhommie, die ihm aus allen Zügen heraussah, derartig auf mich gewirkt, daß ich den Spaß zu Ende brachte und, die Maske in einer kurzen Erklärung weit von mir wegschleudernd, dem wackeren Nordländer in die Arme fiel. Seine Freude war grenzenlos, und er rief immer: „Ich habe es vermutet, doch Ihre persische Konversation hat mich immer außer Fassung gebracht!" Er fragte mich über Teheran, über seine Bekannten, und nachdem ich einige Zeit mit ihm gesprochen, mußte ich meine Effekten zusammenpacken, ihn in seine Wohnung begleiten und die angebotene Gastfreundschaft, auf so lange es mir gefiele, annehmen. Bei der persischen Welt hieß es, daß der Arzt, meine Gegenwart benutzend, von mir in der Alchimie, in der er ohnehin schon Vorkenntnisse hatte, weitere Lektionen nehmen wolle, und mein Aufenthalt fiel um so weniger auf, als die Haushaltung des Europäers hier ganz persisch war. Ungestört, in wahrer Zufriedenheit lebte ich auch sechs Wochen in seinem gastfreundlichen Hause.

Vom Schweden muß ich wieder zu einem meiner Landsleute zurückkehren, und zwar zu einem Jünger der Schneiderkunst, der in einem kleinen Städtchen an der blonden Theiß geboren war. Weil ihn die Behörde zwingen wollte, die spitzige Nadel mit dem spitzigen Bajonette zu vertauschen, so gab er früh Fersengeld und entkam wie aus Siebenbürgen und der Walachei ganz glücklich auf das Gebiet des ottomanischen Kaiserreiches am rechten Donauufer. In der Türkei hatte damals — es waren eben die vierziger Jahre — unser Kleiderkünstler nicht sehr viel zu thun, da die Osmanen noch immer mit nationaler Pietät an den Pluderhosen, reich beschnürten kurzen Jacken, Kaftanen rc. hielten und vom verächtlichen Gabelkleide, wie sie die Pantalons nennen, nichts wissen wollten. Herr Szántó ging daher von der europäischen Türkei nach Kleinasien hinüber. Doch auch hier wollte es ihm nicht glücken, und er wandte sich gegen Persien, von wo aus er in Gesellschaft eines Engländers nach Indien und von da wieder nach China ging, überall natürlich Wochen, Monate und Jahre sich aufhaltend und überall seinen täglichen Erwerb mit der Nadelspitze sich verschaffend. Es war in Schanghai oder in Peking — genau weiß ich es nicht mehr, denn er hat mir selbst seine Abenteuer erzählt —, daß er zum erstenmal von dem in Ungarn ausgebrochenen Unabhängigkeitskampfe gehört hatte. Ich kann mir vorstellen, wie mächtig sein patriotisches Gefühl aufgelodert, als er von den Freiheitsbestrebungen seiner Landsleute vernahm, und ich wundere mich gar nicht, daß der gute Mann sofort den Entschluß gefaßt, von Peking aus geradeswegs nach Ungarn zu eilen und sich dort in den Reihen der Honveds im Kampfe für Vaterland und Freiheit auszuzeichnen. Doch Peking ist ziemlich weit von der Theiß, zumal aber für einen Schneider, dem die Reisemittel nicht zur Verfügung stehen, und als der gute Mann seinen Weg per pedes apostolorum angetreten hatte und vielleicht nach Indien gelangt war, da hörte er schon, daß Freiheit, Krieg, Revolution u. s. w. vorüber

und seine Unterstützung der heimatlichen Sache ganz überflüssig sei. Zurück nach Peking wollte er nicht mehr, er setzte daher seine Reise nach Indien fort, und von da ging er wieder auf demselben Wege zurück nach Persien. Als ich ihn anfangs der sechziger Jahre in Teheran antraf, wohnte er in Gesellschaft eines deutschen Tapezierers in irgend einem verfallenen Stadtviertel und spann mit dem guten Deutschen zusammen die merkwürdigsten Pläne einer abenteuerlichen Zukunft. Als ich aus Mittelasien zurückgekehrt, war mein Schneider noch immer in Teheran. Der biedere gute Mensch wollte es sich nicht nehmen lassen, mir einen Anzug zu schenken; da ich dies entschieden zurückwies, so offerierte er das Präsent dem jungen Tataren, den ich aus Mittelasien mitgebracht, der natürlich nicht leicht dazu zu bewegen war, auf seine geheiligten Beine das erste Mal ein nach fränkischem Zuschnitt angefertigtes Kleid anzulegen. Nach vielen Überredungen wurde dennoch mein Tatar in die Pantalons gesteckt. Der gute Szántó war außer sich vor Freude, und es ist, als ob ich ihn vor mir sehe, wie er auf die Brust pochend ausrief: „Endlich ist es mir gelungen, eine seltene That zu vollführen; ich habe den ersten Tataren in Hosen gesteckt!“ Er hatte recht. Mein Mollah war der erste Tatare Centralasiens, der ein europäisches Beinkleid angelegt, da seine Vorfahren, die unter Batu Chan in Sachsen, Mähren, Polen und Ungarn ihre unangenehmen Visiten abstatteten, mit diesem Kleidungsstück gewiß noch nicht Bekanntschaft gemacht hatten. Ich zog von Teheran heim, mein Landsmann blieb aber daselbst zurück; was aus ihm seither geworden, ist mir unbekannt. Nur erst in der allerneuesten Zeit fand ich seinen Namen in einen Erbschaftsprozeß verwickelt, und ich mußte Zeugenschaft ablegen, daß der gute Mann noch vor Jahren gelebt. Der Arme! Vielleicht hatte er mit seinen abenteuerlichen Wanderungen eine gute Erbschaft daheim verpaßt.

So viel hätten wir von den auf asiatischen Gebieten sich herumtreibenden Abenteurern zu sprechen; es giebt aber auch deren, die vom Orient und zwar vom tiefen Orient, allerdings von anderen Beweggründen getrieben, die Reise nach dem Westen antreten und hier die allerinteressantesten Erlebnisse mitmachen. Der Hauptbeweggrund dieser Leute ist entschieden die Religion, namentlich die Lust, die Gräber der heiligen Mohammedaner aufzusuchen — ein Vorwand, der im Morgenlande überall zur Bemäntelung der wilden Reiselust dient; ja, man könnte fast behaupten, daß der fromme Trieb der Pilgerfahrt nur eine Fortsetzung der durch sociale Verhältnisse unterdrückten Wanderlust des alten Nomadentums ist. So habe ich es in Persien gefunden, wo alle Welt beim ersten Frühlingswinde mit Kind und Kegel in die entferntesten Regionen sich begiebt, um am Grabe eines Heiligen zu beten; richtiger gesagt, um in den Genüssen eines wechselvollen Wanderlebens schwelgen zu können. Morgenländer, welche die weite Fahrt gegen den Westen antreten, gehören zumeist der Derwischklasse an, Leute, deren Grundsatz: Omnia mecum porto, das sorglose Umherirren erleichtert und die, ohne ein bestimmtes Ziel vor sich zu haben, eigentlich während der Reise selbst bis inmitten der Christenwelt getrieben werden. Es giebt zwei Kategorien dieser morgenländischen Abenteurer. Die eine, streng genommen die religiöse, besucht zuerst Arabien, Persien, asiatische und europäische Türkei. Im letztgenannten Teile der islamitischen Welt hört der betreffende Derwisch auch ganz zufällig von der Existenz eines Heiligen an den Ufern der Donau in der Hauptstadt der Magyaren. Gül Baba, das heißt der Rosenvater, nennt sich diese mystische Persönlichkeit, die zur Zeit, als die Türken noch in Ofen herrschten, vom Kismet (Fatum) hierher verschlagen, hier eine Zeit lang inmitten der damaligen Schar der Rechtgläubigen Wunder übte und zuletzt auf dem Hügellande hinter dem alten Aquineum, wo heute vorzüglicher Wein wächst, sein irdisches

Dasein beschloß. Der Platz, wo er gelebt und gestorben, wurde in den ersten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts mit einem kleinen kuppelartigen Gebäude versehen, wohin bald darauf die frommen Moslimen pilgerten, um an seinen sterblichen Überresten die Gunst Allahs sich zu erflehen. Gegen Ende desselben Jahrhunderts wurden die Türken bekanntermaßen durch das tapfere Schwert des Herzogs von Lothringen aus dem Donaulande vertrieben. Sie zogen sich schrittweise immer mehr gegen Osten zurück, die Gebeine des Heiligen blieben in der ungarischen Hauptstadt, und wie sehr man dieselben geehrt, das beweist eine Klausel im Friedensvertrage von Passarowitz, nach welcher der damalige Stellvertreter des Sultans die Bedingung gestellt, daß die gut christlichen Bürger der Stadt Ofen für dieses kleine mohammedanische Mausoleum Sorge tragen, das Gebäude von Zeit zu Zeit ausbessern und den dahin pilgernden Moslimen Schutz gewähren sollten. Ob man mit dieser sonderbaren Klausel vielleicht eine Erinnerung an den zumeist nach Westen vorgeschobenen Grenzposten der Islamwelt erhalten wollte, ist allerdings fraglich, doch daß die Moslimen namentlich der europäischen Türkei während des ganzen siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts es als eine gottesgefällige That betrachteten, die Gebeine dieses inmitten des schwarzen Unglaubens ruhenden mohammedanischen Heiligen aufzusuchen, das ist ausgemacht und von der Geschichte mannigfaltig bewiesen. Noch heute erhebt sich der Halbmond auf der kleinen Kapelle am sogenannten Rosenhügel über dem Kaiserbade in Ofen auf der dem Verfall nahen Kuppel; das Grab des Gül Baba ist sorgfältig in allen unseren Reisebüchern eingetragen, und während meines zwanzigjährigen Aufenthaltes in Budapest begegnete ich mehr als einem frommen mohammedanischen Pilger, der, aus unglaublich weiter Ferne hierher gekommen, da einige Tage verweilte und dann leichten Herzens die Rückreise nach dem Osten wieder antrat. Derartige Pilger gehören merkwürdigerweise weniger den Moslimen der benachbarten Türkei als denen des fernen Arabiens, Indiens und Kaschmirs an. Ich habe Fälle in Erfahrung gebracht, wo Derwische sogar aus Kabul und Kaschgar nach einer nahezu fünfjährigen Irrfahrt hierher an die Donau gelangt sind. Sie erstaunten allerdings sehr, als ich sie in ihrer Muttersprache anredete, aber noch mehr staunte ich selber, als sie mir den Lauf ihrer sonderbaren Abenteuer, die sie auf der langen Fahrt erlebt, mitgeteilt hatten. Auf der stufenweisen Reise vom Himalaya bis zu den Karpaten hatten diese Leute in den dazwischen liegenden Ländern immer so lange verweilt, bis sie mit der Sprache und den Sitten der betreffenden Völker sich vertraut gemacht hatten. Die letzte Mundart, die sie erlernten und mit deren Hilfe sie in Ungarn vorwärts kamen, war das Bosniakische und, wie leicht begreiflich, auch das Türkische. Die fanatische Denkungsweise ihrer Heimat hatten sie schon längst abgestreift. Sie machten sich keine besonderen Skrupel daraus, mit der durch Christen bereiteten Kost sich zu nähren, ja mitunter an einem Schluck des vom Koran streng verbotenen Nasses sich zu laben. Einige natürlich gingen sogar noch weiter und wurden bald vollkommene Trunkenbolde. Sie leerten ganz gemütlich das Schnaps- oder Weinfläschchen am Grabe des heiligen Gül Baba, beteten aber noch immer dabei, denn mit dem Gebet wird die Sünde abgewaschen, und die heroische That, den Heiligen in weiter Fremde aufgesucht zu haben, hat ihnen die Wonne des paradiesischen Aufenthaltes zugesichert. Von diesen sonderbaren Abenteurern hat, soweit ich mich erinnere, nur ein Araber aus Jemen bis Berlin vorzudringen versucht. Sein sonderbarer Anzug, seine bizarren Gesichtszüge und die einzelnen gebrochenen Worte, die er deutsch zu reden verstand, hatten ihm hier und da zu Almosen verholfen. Doch an der Spree sind die Leute ernst, und das fromme Motiv der Pilgerfahrt scheint der Polizei

nicht genug Ehrfurcht eingeflößt zu haben, so daß der gute Mann auf dem Schub zurück nach dem Osten bis an die österreichische Grenze befördert wurde. Die Strafe des Arrestes scheint den Araber nicht besonders inkommodiert zu haben. Er sah in demselben die Gepflogenheit der Gastfreundschaft und klagte mir nur, daß er, aus dem Verkehr mit der übrigen Welt ausgeschlossen, in Sammlung der Wohlthätigkeitsspenden sich gehindert sah.

Nicht minder interessant ist mir die Erinnerung an einen Afghanen aus Herat, einen merkwürdigen Typus der männlichen Schönheit, mit kohlschwarzem Kopfhaar und Bart, mit feurigen Augen, Adlernase, mit einer kühnen Kopfhaltung, wie sie nur diesem Volke eigen ist. Dieser Afghane imponierte in auffallender Weise unserer Damenwelt. Er hatte auch reiche Geldsammlungen gemacht, und als ich ihn frug, wie er mit der Aufnahme in der Christenwelt zufrieden sei, da antwortete er: „Fürwahr, die Frengis sind ein merkwürdiges Volk, und wenn ich heimkehre, bringe ich mir meine zwei Söhne noch einmal mit. Sie sollen sehen, was afghanisches Blut ist, und ich werde dann gewiß noch eine reichere Ernte haben.“

So ging es eine Zeit lang her, bis endlich die Polizei in Budapest mit diesen Wandervögeln aus dem fernen Osten zu viel zu schaffen bekam und daher den Grenzbehörden die Paßerteilung verbot, so daß heute nur sehr spärlich der eine oder andere Derwisch bis ins Herz von Ungarn sich wagt. Der letzte Abenteurer aus dem fernen Asien erregte zur Zeit des türkisch-russischen Krieges einiges Aufsehen in der ungarischen Hauptstadt. Er war ein Araber aus Mekka, ein leibseliger Anwohner der Kaba, und da er gehört, daß im Volke der Magyaren die Wogen der türkischen Sympathie recht hoch einhergingen, so wollte er mit einem Geschenk in der Hand seine Aufwartung machen. Er kaufte unterwegs, wenn ich mich gut erinnere in Dschedda, zwei Pantherjunge, die er als Geschenk dem magyarischen Volke mitbringen wollte. Wie er es gemacht, um diese jungen Untiere von der Ostküste des Roten Meeres bis an die Donau zu transportieren, ist mir fürwahr ein Rätsel; doch genug, der sonderbare Kauz langte hier an, ließ sich eine Zeit lang sogar fetieren, doch als er mit der eigentlichen Sprache herausrückte und für sein Geschenk eine ganz enorme Summe verlangte, da erkalteten selbst die engagiertesten Türkenfreunde gegen ihn. Man nahm ihm sein bestialisches Angebinde ab, gab ihm einen Zehrpfennig auf den Weg und so wurde er weiter an die türkische Grenze expediert.

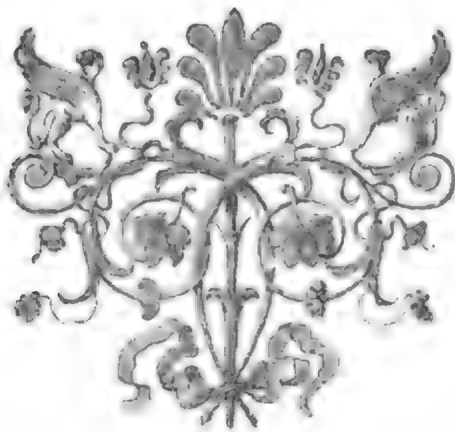
Was die letzterwähnte Klasse, nämlich die kommerziellen Abenteurer, betrifft, so hat es mit diesen Leuten eine eigene Bewandtnis. Auch sie rekrutieren sich zumeist nicht aus den Moslimen des uns nahe liegenden Ostens, da die Türken bekanntermaßen gar keinen Unternehmungsgeist haben und nicht die geringste Lust verspüren, fremde Länder aufzusuchen, sondern vorzüglich und hauptsächlich aus der sogenannten Vagabundenklasse Arabiens und Persiens. Diese Leute irren zweck- und ziellos eine Zeit lang umher, fristen ihre klägliche Existenz mittels kleiner Detailgeschäfte, und da ihr Erscheinen an der Ostgrenze der Christenwelt sie in einen besonderen Zusammenhang mit gewissen Artikeln des Ostens bringt, so werden sie so zu sagen instinktmäßig auf den Handel mit orientalischen Gegenständen gebracht. Sie eröffnen erst an der Straßenecke ihr kleines Geschäft mit Datteln, Feigen, persischem Zuckerwerk, Rosenkränzen, die direkt aus Jerusalem kommen, nebstbei gesagt aber irgendwo in Europa fabriziert werden, Rosenöl, Talismanen verschiedener Gattung u. s. w. Zuerst umringt ihr Warenlager die unterste Schicht des Volkes, das fremdartige Aussehen des Kaufmanns übt einen sonderbaren Reiz auf den Käufer. Der kleine Kram geht bald weg, und in kurzer Zeit findet man denselben orientalischen Kaufmann schon in einer Bude, ja nach einigen Monaten schon in einem bescheide-

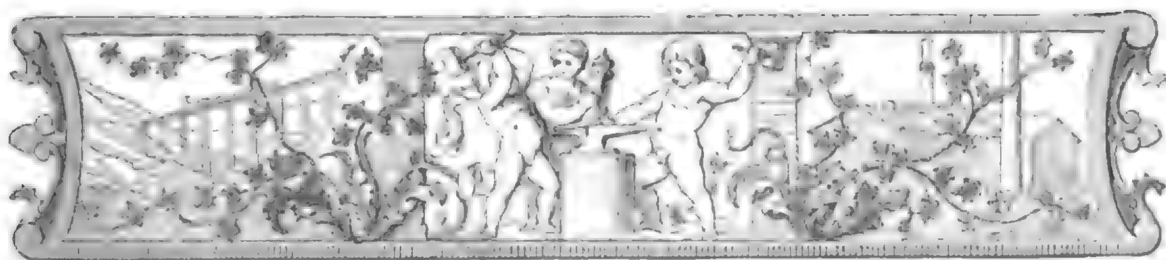
nen Gewölbe etabliert, wo neben früher erwähnten Artikeln Teppiche, goldgestickte Pantoffeln, Saffianschuhe, reich gezierte Turbane, persische Pfeifen, mitunter auch andere orientalische Nippsachen zum Verkauf dargeboten werden. Nun ist der orientalische kaufmännische Abenteurer auf dem besten Wege, ein Handelsmann erster Gilde zu werden, wie man in Rußland sagt. Einige werden es auch; doch die große Majorität wird von der den Orientalen eigentümlichen Leichtfertigkeit zu den sich in mannigfaltiger Weise darbietenden europäischen Genüssen hingerissen. Das tags über verdiente Geld geht abends in Singhallen, Belustigungshäusern u. s. w. zu Grunde, und während meines nahezu zwanzigjährigen Aufenthaltes in Ungarn sind mir höchstens drei dieser Kaufleute vorgekommen, die, ihre Börse reichlich gefüllt, den Rückweg in die Heimat angetreten hatten. Ganz neuerer Zeit haben sich diesen Kaufleuten noch jene Sammler für Kirchenzwecke angeschlossen, die aus der Reihe der Nestorianer in Persien, aus Jerusalem und aus den verschiedenen Teilen Armeniens in das Land der Frengi gekommen waren, um hier Spenden für die daheim zu erbauenden Kirchen, Schulen, Spitäler u. s. w. zu sammeln. Dies sind in der Regel verkommene Charaktere; sie schreiben die mitunter reichen Spenden der leichtgläubigen Christen gewissenhaft in ihr Buch, um dieselben aber um so gewissenloser in der liederlichsten Weise wieder zu verschwenden; ja, es hat sogar schon nestorianische soi-disant Bischöfe gegeben, die, von unseren Kirchenfürsten hierzulande mehrere Tage hintereinander reichlich bewirtet, bei der Abreise aber, nebst den erhaltenen Spenden noch sonstige wertvolle Kirchengeschirre und andere Kostbarkeiten entwendend, das Weite gesucht hatten. Von den orientalischen Kaufleuten sind noch einzelne Perser aus Kairo, Smyrna und Konstantinopel zu erwähnen, die mit Antiquitäten ihr Glück versuchten und unsere europäischen Hauptstädte der Reihe nach abhausierten. Diese pfiffigen Kinder Irans haben auch zumeist gute Geschäfte gemacht, doch wird ihre Species immer seltener, und in den letzten Jahren hat sich kein einziger gezeigt.

Alles in allem genommen, scheinen die abenteuerlichen Reisenden aus dem Orient die traurige Erfahrung gemacht zu haben, daß der Abendländer, klüger geworden, fürderhin mehr kein Spielball ihrer trügerischen Anschläge werden will. Der Orient hat bei uns vieles von seinem alten Zauber eingebüßt. Der Unternehmungsgeist der Orientalen wird von der Regsamkeit und Rührigkeit unserer Handelswelt mächtig übertroffen, und während vom fernen China und Indien einzelne Reisende bis an die Hauptstädte an der Themse und der Seine hinziehen, hat die Zahl der mohammedanischen Wanderer bedeutend abgenommen, ja sogar gänzlich aufgehört.

Zum Schlusse wollen wir hier noch eines asiatischen, aber nicht moslimischen Abenteurers erwähnen, der, aus Indien gebürtig, seinem Glauben nach ein Brahmine ist und, in den letzten Jahren in den verschiedenen Teilen unserer europäischen Welt herumgekommen, überall mit Recht viel Aufsehen erregt hat; ich meine Herrn Ram Tschender (aus Indien), der in der Schweiz seine Erziehung genossen, später in Teheran lebte und dadurch, daß er drei Jahre in russischen Diensten gestanden, in den englischen politischen Kreisen viel von sich reden gemacht hat. In der russischen Presse hat Herr Ram Tschender bisweilen als ein solcher Malcontenter figuriert, der, von seinen Landsleuten beauftragt, den russischen Schutz statt des verhaßten britischen erwirken wollte, und in dieser politischen Kannegießerei ließ man diesen guten Mann sehr häufig als einen zukünftigen, unter russischen Schutz gestellten Herrscher Indiens figurieren. Ich brauche kaum zu sagen, daß diese Kombination nur in dem Gehirn russischer Journalisten gelebt, denn Herr Ram Tschender, der eine unbesiegbare Wanderlust in sich fühlte, dachte selbst am allerwenigsten daran. Allerdings hat er die berühmte russische Hissar-

Expedition als persischer Dragoman begleitet; in derselben Eigenschaft machte er auch den Feldzug der Russen gegen die Tekke-Turkomanen mit und war später dem Ingenieur Annenkow zugeteilt, doch die Quecksilbernatur des hageren und schmächtigen Inders ließ ihn nicht lange an einem Platze ruhen. Er zerwarf sich auch bald mit den Russen, kam dann später nach Berlin, wo er die Universität besuchte, und auf seinen Irrfahrten nach dem Osten zurück hatte ich Gelegenheit, ihn in Budapest kennen zu lernen. Er war jedenfalls ein merkwürdiger Mensch, von erstaunlichem Sprachtalent, denn er war des Russischen, Persischen, Deutschen so ziemlich mächtig, verstand nebenbei etwas Tatarisch und fing in der ungarischen Hauptstadt auch das Magyarische zu erlernen an. Hier weilte er mehrere Monate, setzte dann seine Reise nach Konstantinopel fort, von wo aus ich über diesen merkwürdigen Mann nie mehr etwas gehört. Im gewöhnlichen Umgang paradierte er sehr gern mit seinem Haß gegen die englische Fremdherrschaft, tadelte deren Institutionen, deren Habsucht und prahlte sehr gern mit dem geheimen Revolutionsfeuer und mit dem endgültigen Erfolg auf Befreiung seiner Landsleute. Daß er die russische Herrschaft über die englische schätzte, das wollte er damit rechtfertigen, daß ihm die Russen weniger gefährlich schienen und demzufolge der Hoffnung Raum gaben, ihrer, falls sie Indien erobern sollten, schneller und leichter los zu werden. Doch schien er weder für die einen noch die anderen von besonderer Begeisterung zu sein; ja, er war voll bitteren Hasses gegen die abendländische Welt im allgemeinen und bemühte sich immer, die Vorzüge der asiatischen Civilisation gegenüber der unserigen hervorzuheben. Es ging dem guten Mann wie so vielen Morgenländern, die, über die Macht und die Herrlichkeit unserer Bildungswelt neidisch gemacht, ihrem gepreßten Gemüte nur durch Schelten und Herabsetzen Luft machen wollen. Sie haben von der Unhaltbarkeit der Zustände in Asien sich vollauf überzeugt, sie sehen den Triumph Europas voraus und können daher ihren Neid nur schwer unterdrücken.

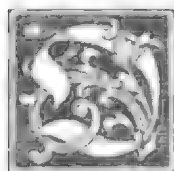




Aus dem Gebiete der Technik.

Von

Gustav van Muyden.



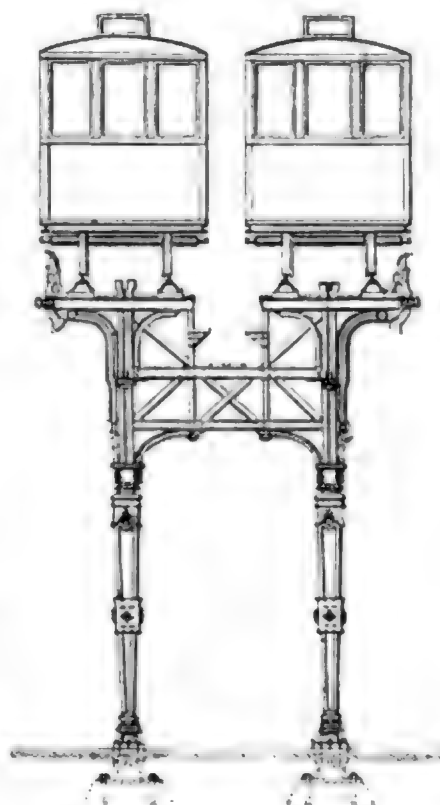
bwohl der großartige Aufschwung der Elektrotechnik der jüngsten Vergangenheit angehört, hat sich bereits in verschiedenen Ländern das Bedürfnis nach einer gesetzlichen Regelung der Materie und namentlich nach Sicherung des Publikums vor den übrigens stark übertriebenen Gefahren aus leichtsinnig ausgeführten elektrischen Anlagen herausgestellt. England ging auf dem ganz neuen Gebiete zuerst vor, und das Parlament erteilte einem Gesetze seine Zustimmung, welches einerseits das Konzessionsverfahren bei elektrischen Beleuchtungsanlagen regelt, andererseits aber ziemlich strenge Bestimmungen über die bei Zuleitung von Elektricität in größeren Mengen erforderlichen Sicherungsmaßregeln enthält. Österreich folgte diesem Beispiele, ebenso einige Staaten der nordamerikanischen Union, während die Feuerversicherungs-Anstalten der meisten Länder die Bedingungen bekannt machten, unter denen sie bereit seien, elektrisch beleuchtete Gebäude zu versichern.

Die bisher erlassenen gesetzlichen Bestimmungen bieten indessen, wie zu erwarten stand, viele Lücken; sie sind nicht umfassend genug und berühren gerade die wichtigste Frage: die der elektrischen Kraftübertragung im eigentlichen Sinne des Wortes, mit keiner Silbe. Gerechtfertigt ist somit das Vorgehen der wissenschaftlichen Kommission der Wiener Ausstellung, welche gleich nach ihrer Konstituierung bei dem österreichisch-ungarischen Handelsministerium die Einberufung einer internationalen Konferenz zur Aufstellung gemeinsamer Grundsätze für die Behandlung der jüngsten Großmacht, der Elektricität, in Vorschlag brachte.

Die erste Frage, welche die Konferenz zu erörtern hätte, wäre die der staatlichen Konzession für elektrische Anlagen. Neuerdings hat Arthur Wilke in Berlin, seiner Zeit etwas vorauseilend, in einer besonderen Schrift die Frage des Elektromonopols angeregt. Er verlangt, daß der Staat, welcher bekanntlich Geld stets gut brauchen kann, das gesamte Flußnetz des Landes, soweit die Wasserkraft zur Erzeugung von elektrischem Strom ausgenutzt werden soll, mit Beschlag belege und entweder den Engrosverkauf der Elektricität selbst übernehme oder gegen eine entsprechende Abgabe an Private überlasse. So weit geht allerdings die Wiener Kommission nicht. Aus dem von ihr ausgearbeiteten Fragebogen geht aber hervor, daß sie der staatlichen Konzessionierung von elektrischen Anlagen zuneigt und dem Gedanken der Überlassung der Sache an die Gemeinden widerstrebt. Zum wenigsten verlangt sie, daß der Staat die Gemeinden zwingen könne, elektrische Beleuchtungs- und Kraftübertragungsanlagen auf ihrem Gebiete ausführen zu lassen, wenn die ehrsamen Stadtväter aus Unkenntnis oder aus Sonderinteressen, z. B. wenn die be-

treffende Stadt Gasanstalten besitzt, der Elektricität den Eintritt verwehren wollen. Das Konzessionsrecht des Staates besteht übrigens, soweit Wasser- oder Dampfkraft zur Fabrikation von Elektricität zur Verwendung gelangt, bereits im Princip, und es handelt sich eigentlich nur noch um die Zulassung von Kanalisationsarbeiten und Drahtleitungen innerhalb der Ortschaften und auf dem platten Lande.

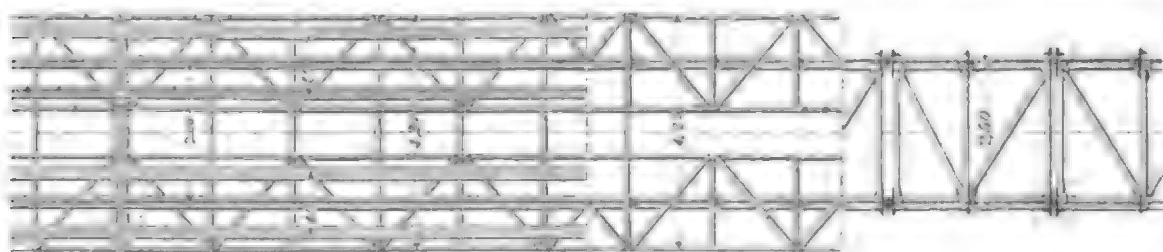
Die weiteren von der Kommission angeregten Fragen betreffen das Expropriationsrecht zu gunsten von elektrischen Unternehmungen, die Sicherung des Publikums vor schlechten Anlagen und die nicht minder wichtige Sicherung des Telegraphen- und Telephonbetriebes, der durch die Nähe elektrischer Lichtleitungen sehr erheblich gestört werden könnte.


Elektrische Hochbahn für Wien. Durchschnitt.

Unternehmern binden. Sie sollen sich stets das Recht vorbehalten, die Einführung von Verbesserungen beanspruchen zu können. Bei den Riesenfortschritten der Elektrotechnik und den täglich auftauchenden neuen Systemen ist allerdings eine solche Vorsicht dringend geboten.

Nicht minder geboten erscheint der Schutz des Publikums vor Behörden und selbst „Fachleuten“ von allzu beschränktem Verstande. Davon gab kürzlich ein elektrisches Fachblatt ein ergötzliches Beispiel zum besten. Im Jahre 1848 schreibt ein gewisser Schmidt, Inspektor der Gesellschaft der optischen Telegraphen, an den „Hamburgischen Korrespondenten“:

„Die Bewohner vieler Ortschaften im Hannoverschen beklagen sich, daß Personen aus Hamburg mit dem Projekt hervor-


Elektrische Hochbahn für Wien. Oberansicht.

Elektrische Hochbahn für Wien. Seitenansicht.

Endlich hat die Kommission sich sehr richtig dahin ausgesprochen, daß es nicht ratsam sei, wenn sich Gemeinde oder Private durch längere, auf ein bestimmtes System lautende Verträge mit elektrischen

treten, auf hohen Stangen durch ihre Gefilde Drähte zu ziehen, um solche als Leiter elektromagnetischer Strömungen zu telegraphischen Zwecken zu verwenden. Da jene Drähte den Blitz plötzlich an-

zögen und nicht stark genug wären, selbigen fortzuführen, so würde dadurch ihr Leben und Eigentum gefährdet. Viele Fälle, wo durch solche Drähte Unglück angerichtet, wären allgemein bekannt; zögen sie doch bei aufkommenden Gewittern die Elektricität in solchem Grade ab, daß die Gewitterwolken sich des fruchtbringenden Regens nicht entladen könnten, welcher Schaden nicht zu ersetzen sei. Ich behalte es mir vor, darzuthun, daß die leichtsinnigen Wege, die man zur Errichtung des projektierten Telegraphen einschlägt, nicht auf Vernunft und Billigkeit begründet sind und die triftigen Gründe, warum man an anderen Orten elektrische Telegraphen wieder eingehen ließ, durchaus nicht berücksichtigt."

Folgen Protesterklärungen seitens einer Reihe von hannoverschen Gemeindevorständen.

Hoffentlich werden unsere unmittelbaren Nachkommen diejenigen in ebenso gerechtfertigter Weise an den Pranger stellen dürfen, welche 1884 noch von den ungeheuren Gefahren der elektrischen Beleuchtung und Kraftübertragung fabeln.

Selbst Direktoren von Gasanstalten verschließen sich ja der Ansicht nicht mehr, es erwachse dem Gaslicht mit der elektrischen Beleuchtung eine gefährliche Konkurrenz. Vor zwei Jahren erklärte der Direktor einer Londoner Gasgesellschaft feierlichst:

„Der große Fehler der Elektricität ist, daß eine dauernde Beleuchtung unmöglich... Was aber die Einführung des elektrischen Lichtes in die Häuser betrifft, so steht nichts zu befürchten; ich meine, den zu überwindenden Schwierigkeiten sei das menschliche Wissen nicht gewachsen."

Gondel von Tissandiers elektrischem Luftschiff.

Im Jahre 1883 hat derselbe Direktor den Ton bereits erheblich herabgestimmt: „Was die Lage der Gesellschaft betrifft,"

heißt es in seinem Bericht, „so glaube ich, daß die Hauptgefahren in der Konkurrenz des elektrischen Lichtes und in dem Preise des Rohstoffes liegen. Wir müssen durch Ermäßigung der Gaspreise und Verbesserung der Fabrikation dieser Konkurrenz mit allen Mitteln entgegentreten.“

Nicht so gewaltig wie die Fortschritte der elektrischen Beleuchtung sind die der womöglich noch wichtigeren elektrischen Kraftübertragung; immerhin sind doch einige Errungenschaften von Belang zu verzeichnen. Dr. Werner Siemens gedenkt die Kaiserstadt Wien mit einem vollständigen Netz von elektrischen Bahnen auszustatten, wie er sie ursprünglich für Berlin und dann für Paris projektiert hatte. Daß solche auf leichten Pfeilern ruhende Bahnen die beste Lösung der Verkehrsfrage in großen Bevölkerungscentren bilden, darüber herrscht unter den Elektrikern nur eine Stimme, und es haben sich auch viele andere Leute zu der Ansicht bekehrt. So schrieb kürzlich die „Deutsche Bauzeitung“ bei Besprechung des Wiener Projektes:

„Die Pferdebahnen sind als einziges Beförderungsmittel für große Städte ein so großer Notbehelf, daß es wirklich wunder nimmt, wie man im Zeitalter der rationellen Ausnutzung der Naturkräfte mit solcher Zähigkeit an dieser ziemlich primitiven Einrichtung festhalten kann, welche gegenüber den gerechten Anforderungen des Verkehres auf allen frequenteren Routen sich in mehr als einer Beziehung längst als ungenügend erwiesen hat.“

Die elektrische Hochbahn macht den Verkehr in der That von allen Straßensperrungen und Witterungseinflüssen unabhängig und verdreifacht die Geschwindigkeit der jetzigen Verkehrsmittel, während sie andererseits durch die sehr rasche Aufeinanderfolge sehr kurzer Züge das zeitraubende Warten in Wegfall bringt.

Die Wiener Bahnen werden in den hochliegenden Stadtteilen unterirdisch, jedoch nur im Zuge der Straßen, in den niedriggelegenen aber oberirdisch angelegt. Projektiert sind leichte zweigeleisige Viadukte (deren Bau aus den Abbildungen S. 64 ersichtlich ist), welche die darunter liegende Straße nur wenig beengen und die Perspektive kaum beeinträchtigen dürften.

In der Nähe von Wien wurde übrigens noch während der Ausstellung eine kleine elektrische Bahn eröffnet, welche sehr starke Steigungen aufzuweisen hat und den Beweis erbringen soll, daß dies neue Transportmittel sich auch für Gebirgsgegenden eignet.

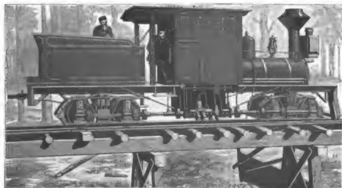
Die Elektriker haben übrigens auch den Fall der Ersetzung der tierischen durch die elektrische Kraft bei gewöhnlichen Straßenbahnen ins Auge gefaßt. Hier sollen Accumulatoren, das heißt Apparate, in denen elektromotorische Kraft zu beliebiger späterer Verwendung aufgestapelt wird, in Anwendung kommen. Die Accumulatoren werden wie bei den elektrischen Booten unter den Sitzen angeordnet und geben ihre Kraft an eine zwischen den Radachsen angebrachte Dynamomaschine ab. In London und Paris vorgenommene Versuche mit Accumulatoren haben ein technisch wie ökonomisch im ganzen befriedigendes Resultat ergeben.

Zur Fortbewegung von Luftschiffen sollen hingegen nach den Vorschlägen der Gebrüder Tissandier in Paris, weil Accumulatoren zu schwer sind, gewöhnliche elektrische Batterien zur Anwendung gelangen. Diese Luftschiffer haben letzten Sommer einen spindelförmigen Ballon gebaut, mit welchem sie im Oktober die erste Auffahrt unternahmen. Der neue Ballon trägt eine Gondel (siehe Abbild. Seite 65), auf deren Boden zunächst mit doppeltchromsaurem Kali gefüllte, tonnenartige Gefäße angeordnet sind. Die Gefäße stehen mit der etwas höher befestigten eigentlichen Batterie in leitender Verbindung, welche ihrerseits eine über der Schraubenwelle angebrachte kleine Dynamomaschine speist. Diese Maschine macht 1200 Umdrehungen in der Minute und ist mit der leichten Schraube durch

ein Getriebe derart verkuppelt, daß die Schraube sich zehnmal langsamer dreht.

So ausgerüstet, hofften die kühnen Luftschiffer direkt gegen den Wind fahren zu können. Das Resultat hat jedoch den gespannten Erwartungen nur wenig entsprochen. Sie vermochten sich höchstens gegen die sehr mäßige Luftbewegung eine Zeit lang zu behaupten, was immerhin als Errungenschaft anzusehen ist, da die bisherigen Luftschiffe sämtlich den Strömungen der Atmosphäre willenlos preisgegeben waren. Vielleicht sind die Gebr. Tissandier bei Verwendung einer stärkeren Maschine ein andermal etwas glücklicher.

Das Terrysche Wasservelociped.


Amerikanische Lokomotive für Feldbahnen.

Eine sehr abenteuerliche Fahrt unternahm vor kurzem ein Engländer, Namens Terry, auf einem von ihm erbauten Wasservelociped, indem er über die Meerenge von Calais schwamm. Die Entfernung von zweiunddreißig Kilometern legte er in acht Stunden zurück; in der Wirklichkeit war aber die Geschwindigkeit eine größere, weil das Gefährt durch die Strömung abgetrieben wurde. Das Terrysche Velociped besteht, wie aus der nebenstehenden Abbildung ersichtlich, aus zwei großen, durch eine Achse verbundenen hohlen Gummirädern, die eine erhebliche Schwimmkraft besitzen. An ihrem Umfang sind die Räder mit zahlreichen Schaufeln versehen, welche die Fortbewegung des wie ein Landvelociped zu tretenden Fahrzeuges bewirken. Gesteuert wird es mittels des kleinen Hinterrades. Bei ruhigem Wetter mag es sich

auf dem Terryschen Tricycle ganz angenehm fahren, tritt aber hoher Wellengang ein, so möchten wir nicht dafür einstehen, daß es nicht kentert oder daß der Fahrer nicht über Bord gespült wird.

Von dem Velociped zur Lokomotive ist nur ein Schritt. Wir scheuen vor demselben nicht zurück, um dem Leser eine absonderliche amerikanische Maschine im Bilde vorzuführen (S. 67), wie sie das Bedürfnis der leichten Feldbahnen gezeitigt hat. Es gilt hier besonders, geschlagene Holzstämme aus dem mehr oder weniger entfernten Walde nach der Sägemühle zu befördern, was bei uns noch immer meist unter Anwendung von Zugtieren auf ausgefahrenen Wegen geschieht. Die neue Holzbahn-Lokomotive erinnert insofern an unsere Gebirgslokomotiven, als auch hier das ganze Gewicht zur Erhöhung der Adhäsion der Räder auf den Schienen ausgenutzt wird. Dies wird jedoch in ganz anderer Weise erreicht. Die Einrichtung der Lokomotive erinnert an die der Maschine bei den Schraubendampfern. Die Kolben drehen nämlich, wie aus dem Bilde ersichtlich, eine lange Welle, welche den Lokomotivrädern gegenüber mit konischen Getrieben versehen ist. Die Verzahnungen der letzteren greifen nun in entsprechende Verzahnungen der Laufräder der Maschine und bewirken deren Drehung und damit die Fortbewegung des Ganzen.

Ein englischer Professor, Namens Fleming Jenkins, ist übrigens vor kurzem mit einem neuen System für Feld- und Grubenbahnen hervorgetreten, welches in mancher Hinsicht vor den in Amerika und der alten Welt üblichen den Vorzug verdient. Bisher fahren die Wagen meist in altmodischer Weise auf Schienen, die auf der Erde ruhen und allen Unebenheiten derselben folgen müssen, es sei denn, man planiere den Boden vorher mit großen Kosten. Bei Jenkins werden die Wagen nur von einer Schiene oder gar einem bloßen Kabel unterstützt, das an starken Pfosten hoch in der Luft befestigt ist. Man denke sich auf Telegraphendrähten dahinsausende Wägelchen, und man hat einen ziemlich guten Begriff von der Sache. Welche Kraft treibt nun die mit Land- und Bergbauprodukten gefüllten Wagen? Selbstverständlich die nun einmal Mode gewordene Elektricität, welche wie bei den elektrischen Bahnen auf Stationen an dem Wege erzeugt und über die Schiene nach dem zu befördernden Zuge geleitet wird. Zu bedenken war aber hierbei, daß die Wagen nicht von Schaffnern und Bremsern begleitet werden und ihren Weg mit großer Geschwindigkeit allein verfolgen. Es war somit dafür zu sorgen, daß die Züge sich nicht etwa einholen, und das ist unter Anwendung des in unserem Aufsatz über elektrische Bahnen besprochenen Systems von Ayrton und Perry geschehen. Die „Hängebahn“ ist in Abschnitte geteilt, die abwechselnd Strom empfangen und für den Strom abgesperrt sind, so daß, da die Elektricität die alleinige Triebkraft bildet und die Wagen beim Betreten eines stromlosen Abschnittes sofort still stehen, zwischen den Zügen stets ein der Länge des Abschnittes gleicher Abstand vorhanden ist. Das Halten besorgt aber der Zug selbst, indem er am Endpunkte den Strom von dem Elektromotor absperrt und nach den Bremsen leitet. Höchst sinnreich, nicht wahr?

Professor Jenkins rühmt von seinen „Hängebahnen“, die er „Telpherage“ (Telephorage) getauft hat, daß sie sehr billig sind, weil der Erwerb des Grund und Bodens wegfällt, daß sie allen Krümmungen des Weges, ohne jemals zu entgleisen, zu folgen und die stärksten Steigungen zu überwinden vermögen, daß die größte Geschwindigkeit zulässig ist und endlich daß die vorgespannte elektrische Lokomotive im Verhältnis zu ihrem Gewicht eine viel größere Last schleppt als ihre ältere Schwester. Schade, daß Professor Jenkins nicht auch Passagiere befördert! Wir wären gern einmal zur Abwechslung „hängend“ gefahren. Vielleicht kommt es später?

Ein anderer englischer Gelehrter, Professor Reynolds, hielt vor kurzem einen

Vortrag über die gerade jetzt viel erörterte Frage der Übertragung der Kraft, in welchem er in origineller Weise die Kraft der Steinkohle mit anderen kaum beachteten Naturkräften verglich. Wir haben, meinte der Genannte, uns allmählich daran gewöhnt, Steinkohle als die beinahe einzige Quelle der mechanischen Kraft anzusehen, und beachten die übrigen Kraftquellen kaum noch. Und doch verschwindet die von den „schwarzen Diamanten" erzeugte Energie geradezu gegen die Kraft, welche vom Getreide und anderen eßbaren Bodenerzeugnissen entwickelt wird. Korn und Gras ernähren Menschen und Tier unmittelbar oder mittelbar, das heißt in Gestalt von Fleisch, und die Kraft, welche Menschen und Tier daraus ziehen, ist wahrscheinlich zwanzig- bis dreißigmal größer als die anderen Kräfte, einschließlich der Kraft der Steinkohle. Gelänge es, die Bodenprodukte unserer Erde um nur zehn Prozent zu erhöhen, so würde sie die in Dampfkesseln verbrannte Kohle vollständig ersetzen. Leider haben wir noch kein Mittel gefunden, die in dem Getreide steckende Kraft direkt zu erzeugen; wir bedürfen dazu immer der Vermittelung des Tieres, welches aber unglücklicherweise die Ausdauer der Maschine nicht besitzt. Eine Lokomotive mit Tender ist im Verhältnis zu ihrer Kraft ein Fünftel schwerer als die entsprechende Anzahl Pferde, und sie würde demgemäß nie aufgekommen sein, wenn das Zugtier derselben in Bezug auf Schnelligkeit und Ausdauer gleich käme.

In einem ferneren Punkte steht die Steinkohle dem Getreide nach. Wir können zwar eine Ladung Kohle zweitausend englische Meilen weit befördern, sie wird aber dadurch so sehr verteuert, daß deren Verwendung nur noch in sehr wenigen Fällen Platz greifen kann. Kraft in Gestalt von Korn kommt dagegen täglich aus gleicher Entfernung, nämlich aus dem fernen Westen Amerikas, in ganzen Schiffsladungen nach Europa, und das Getreide verträgt die Kosten dieses Transportes sehr gut, eben weil verhältnismäßig viel mehr Kraft in ihm steckt als in der Kohle. Wir sind noch lange nicht so weit, daß der Niagarafall die Vereinigten Staaten mit Betriebskraft versorgt; das Korn dieses Landes hingegen treibt nicht bloß an Ort und Stelle, sondern weit über den Ocean hinüber unzählige menschliche und tierische Maschinen, gegen deren Gesamtarbeit die der Dampfmaschine förmlich verschwindet.

Photographie nach einem springenden Manne.

Unseren Lesern sind die überraschenden Leistungen der Augenblicksphotographie sicherlich nicht unbekannt. Mit Hilfe der neuen verbesserten Apparate ist es gelungen, den Flug der raschesten Vögel, die Körperstellungen des galoppierenden Pferdes, mit voller Geschwindigkeit dahinfahrende Schnellzüge, ja den Flug gewisser Insekten zu fixieren, welche es trotz ihrer Winzigkeit mit dem Dampfrosse aufnehmen. Neuerdings hat sich der französische Akademiker Marey besonders darauf verlegt, die Körperstellungen des Menschen beim Gehen, Laufen und Springen mittels photographischer Aufnahmen zu Nutz

und Frommen der Physiologen wie der Künstler darzustellen. Dies erreicht er dadurch, daß er einen ganz weiß gekleideten Menschen veranlaßt, die gewünschten Bewegungen vor einem schwarzen Schirm auszuführen. Nach diesem Verfahren brachte er es auf zehn Aufnahmen in der Sekunde. Die Zahl der Aufnahmen läßt sich aber gar verzehnfachen, wenn der betreffende Mensch schwarz gekleidet ist, seine Beine und Arme aber mit Schienen aus einem glänzenden Metall belegt werden. In den meisten Fällen genügen jedoch zehn Aufnahmen, und man erhält, wie unsere Abbildung Seite 69 zeigt, ausreichend deutliche Darstellungen der Körperlage eines Menschen in jedem Stadium eines Sprunges.

Der berühmte „Kanonenkönig" A. Krupp macht zwar den Patentämtern aller Länder nicht so viel zu schaffen wie der nicht minder berühmte Edison, er tritt aber auch häufig mit Erfindungen hervor, denen eine gewisse Zukunft nicht abzusprechen ist. So neuerdings mit seinen flachköpfigen Artilleriegeschossen. Bekanntlich hat seit etwa dreißig Jahren das Spitzgeschoß die altehrwürdige Vollkugel ganz verdrängt. Spitzgeschosse durchfliegen die Luft besser und besitzen infolge ihrer Form wie der erhöhten Geschwindigkeit ihres Fluges mehr Durchschlagskraft. Dieser Satz gilt jedoch nicht für alle Fälle. Beim Aufschlag auf Panzerplatten unter starken Neigungswinkeln gleiten sie leicht ab oder zerbrechen gar, ebenso beim schrägen Aufschlag auf Wasser, weshalb es für unmöglich gilt, ein Panzerschiff unter der Wasserlinie zu treffen, und die untergetauchten Teile dieser Fahrzeuge daher nur den Angriffen der Torpedos ausgesetzt sind, gegen die noch kein Kraut gewachsen ist. Dies soll nun anders werden. Mit seinen flachköpfigen Geschossen hofft Krupp Kriegsschiffe auch unterhalb der Bepanzerung zu treffen, was in der Praxis auf die Abschaffung der Panzerungetüme hinausliefe, da sie schwerlich das Gewicht einer vollen Bepanzerung von vierzig bis fünfzig Centimeter Dicke zu tragen vermöchten. Da aber die Flachköpfigkeit der Geschosse wiederum deren Geschwindigkeit beeinträchtigen würde, so versieht Krupp seine neuen Zerstörungswerkzeuge mit einer spitzen Haube aus dünnem Blech oder dergleichen, die beim Aufschlag auf Platten oder Wasser abgeworfen oder zermalmt wird. Das Geschoß wirkt alsdann wie ein flachköpfiges.

Doch nicht bloß auf militärischem Gebiete feierte kürzlich die deutsche Industrie Triumphe. Noch bedeutsamer ist die neue Doppel-Rotationsmaschine der berühmten Firma König und Bauer in Oberzell bei Würzburg. Während die sogenannten Rotationsmaschinen, welche statt einzelne Bogen einen endlosen Papierstreifen bedrucken und zehn- bis zwanzigtausend Drucke in der Stunde liefern, bisher fast ausschließlich beim Zeitungsdruck Verwendung fanden, gelang es der Maschinenfabrik Augsburg zuerst, diese Pressen auch dem Illustrationsdruck dienstbar zu machen, was keine leichte Aufgabe war, weil nicht bloß die Stereotypplatten nach dem Schriftsatz, sondern die galvanischen Abzüge nach den Bildern auf einem Cylinder befestigt und daher gekrümmt werden müssen, wodurch gewisse Teile der Zeichnung leicht verzerrt werden. König und Bauer sind aber noch einen Schritt weiter gegangen. Deren neue patentierte Presse ist nicht nur für den Illustrationsdruck verwendbar, sondern sie bedruckt den Papierstreifen gleich mit zwei Farben, z. B. rot und schwarz. Dadurch erweitert sich der Wirkungskreis der Rotationsmaschine sehr bedeutend, und sie tritt immer mehr an die Stelle der sogenannten Schnellpresse, deren Erfindung der Firma König und Bauer die erste Stelle nach Gutenberg für immer gesichert hat.

Villa Schönow.

Eine Erzählung
von
Wilhelm Raabe.

I.

An den alten Oceanus, den Vater der Sündflut, und an das heilige Töchtergeschlecht der dreitausend Oceaniden würde vielleicht die hohe Julia durch die Güsse, welche stoßweise vom dunklen Abendhimmel herabkamen, erinnert worden sein, wenn sie jetzt schon am Anfangspunkte dieser Geschichte anwesend gewesen wäre. Sie saß aber derweilen noch in Berlin, wo vielleicht andere Witterung war, strickte an einem schönen, langen, weißen, wollenen Strumpfe und sagte gar nichts; und das Töchtergeschlecht der Erde, was sich augenblicklich für uns, erkleckliche Meilen weit südwestwärts von der „Weltstadt", um einen runden Tisch reiht, drückte sich ganz und gar nicht gelehrt und mythologisch über das Wetter aus. Höchstens drängte es sich bei jedem neuen Wind- und Regenstoß am Fenster ein wenig mehr zusammen und rief: „O Himmel, wie sollen wir nach Hause kommen?" — sämtliche junge Damen in dem behaglichen Gefühl, noch unter Vormundschaft, Schutz und Schirm anderer verantwortungsvollerer Personagen zu stehen und im Notfall auch nach Hause geholt zu werden.

Es war ein netter Tisch voll Sechzehnjähriger (ein bißchen mehr oder weniger um das liebe Jahr herum verschlägt nichts), und sie wußten allesamt noch ihr Vergnügen bei jeder Witterung zu nehmen und kicherten sich auch noch über mancherlei Elend, was nichts mit dem Wetter zu schaffen hatte, hinweg. Augenblicklich spielten sie das schöne Spiel „Glocke und Hammer", nachdem sie zusammengekommen waren, um „Torquato Tasso", ein Schauspiel von Goethe, mit „verteilten Rollen" zu lesen. Um die beiden Leonoren war natürlich ein groß Reißen unter den kleinen Mädchen gewesen. Sie waren, „daß doch alle dran kamen", scenenweise an die jungen Idealistinnen um den runden Tisch verteilt worden, und ähnlich, doch nicht ganz so schlimm, war es Don Alphons II., Herzog von Ferrara, ergangen. „Daß den lieben Antonio keine

wollte, wußte ich schon im voraus; also nur her damit!“ hatte Wittchen Hamelmann, die diesmalige Wirtin, gesagt, und also war es geschehen und das herzige Verbrechen an der deutschen dramatischen Muse von neuem begangen worden. Glücklicherweise nicht länger, als es die Kinder selber ausgehalten hatten.

Als im dritten Auftritt des dritten Aufzugs Leonore Sanvitale eben gesagt hatte:

So soll es sein! — Hier kommt der rauhe Freund;
Wir wollen sehn, ob wir ihn zähmen können —

hatte der rauhe Freund, statt sich auf die bekannte Kontroverse mit der schönen Dame einzulassen, gesagt: „Ich glaube, hier haben wir gerade die Hälfte. Ganz kommen wir doch nicht damit durch, und es ist immer hübsch, sich auch fürs nächste Mal noch was aufzuheben. Einem paar von den Prinzessinnen und Leonoren merkte man doch das veränderliche Wetter ein bißchen an — meiner Rolle schadet es viel weniger, wenn ich auch mal hineinpruste oder sie mit dem Taschentuch an der Nase herlese; aber ich denke, wir geben fürs erste doch mal wieder den Apfelkorb herum. Es sind bald die letzten vom letzten Herbste.“

Im Grunde schickte es sich für dies Alter (so ums sechzehnte herum) eigentlich gar nicht mehr recht, von der Höhe der deutschen Dichtung in das, wenn auch recht vergnügliche, kindliche Spiel „Glocke und Hammer“ hinabzusinken — aber die jungen Damen räumten mit einem Jubel und einer Eilfertigkeit den Klassiker vom Tisch, die sicherlich niemand besser behagt hätten als seiner Zeit dem Klassiker Wolfgang von Goethe selber.

Es haben aber viele viel ältere, würdigere Damen das gute Spiel gern gespielt. Liegt ein Ding — diesmal nicht gegenüber Frankfurt, sondern an der Bahn von Kreiensen nach Börßum — heißt Gandersheim. Dorthin kam es in Norddeutschland zuerst, und zwar eingeführt durch eine „Gräfin vom Rheine“ unter den durchlauchtigen Äbtissinnen und erlauchten Kanonissinnen mit sechzehn Ahnen und den illustren übrigen geistlichen Damen. Und sie nannten es damals Campana e martello, und zu Anfang dieses Jahrhunderts hat es der damalige Abteirat, der „berühmte Herr Geheimrat Friedrich Karl von Strombeck“, unter dem Vorsitz der letzten Fürstin-Äbtissin Auguste Dorothea auch mitspielen müssen. Und wenn sie, die Frau Äbtissin, im Jahre 1801 den Schimmel gekauft hatte und damit hereingefallen und nicht auf ihre Kosten gekommen war wie Fräulein Wittchen Hamelmann heute abend, so war sie vielleicht um ein Erkleckliches bissiger und boshafter geworden als das gute Kind, die Witha.

Gnade Gott dem Herrn Geheimbderat, wenn er seiner Zeit allzuviel Glück hatte mit dem Wirtshaus, dem Hammer, der Glocke oder wohl gar mit der sonst ziemlich bedenklichen und nur selten profitabeln Karte Glocke und Hammer! Das „äußerst solide Backwerk“ und der Thee, die dazu herumgegeben wurden, mochten ihm dann wohl durch allerhand auf seine sonstige amtlich-diplomatische Stellung im Stifte bezügliche Spitzfindigkeiten lieblicher gemacht werden; daß wir aber nicht bloß dieser einzigen kulturhistorisch interessanten Erinnerungen wegen, sondern auch noch einiger anderer halben eben gerade nach Gandersheim geraten sind, trauen uns hoffentlich wenigstens einige unserer Leser zu, ohne daß wir es ihnen zu sagen brauchen.

Es reichen noch zwei Namen aus den alten Pergamenten, Papieren und Überlieferungen des hochberühmten Frauenstiftes Gandersheim in diese ganz neue Geschichte hinein.

Erstens der Vorname Wittchen, Witha — Hroswitha.

Zweitens der Familienname Hamelmann.

Wittchen Hamelmann verließ sich in letzterer Hinsicht gänzlich auf ihren Vater. Für ihren in seinen Diminutiven so niedlichen und nur in seiner ursprünglichen Form ihr etwas auf die Nerven fallenden Taufnamen stand sie selber ein und sagte: „Hier!“ auch wenn man sie wie

aus dem vollen Märchen heraus: „Sneewittchen!“ rief.

Für den Familiennamen trat der Vater voll ein. Er behauptete, in geradester Linie von diesem alten ersten lutherischen Generalsuperintendenten, den noch im Jahre 1568 die Äbtissin Magdalena und ihre Damen schnöde, aber siegreich mit ihren abgezogenen Pantoffeln vom hohen Chor trieben und seinem Herzog Julius mit katholischem Protest zurückschickten, abzustammen, und niemand in seiner Umgebung, sein Töchterchen am wenigsten, hinderte ihn daran. Im Gegenteil, wer's irgend vermochte, that sich mit etwas darauf zu gute, denn so weit sind wir in unserem deutschen Volke doch noch nicht herunter, daß wir alle Ehren auf den laufenden Tag und das Geschlecht der letztvergangenen Woche oder gar den jüngsten „Ultimo“ häuften und von würdigen Vorfahren her gar nichts mehr zur Erhöhung unseres Selbstbewußtseins gebrauchen könnten.

In Gandersheim selbst spielt diese gegenwärtige Geschichte nun wohl nicht, aber doch in einem nicht gar weit davon gelegenen Orte, der erst seit einigen Jahren durch eine Seiten-Eisenbahnlinie der modernen Menschheit zugänglich gemacht worden ist und von dem auch wir, der Historiograph, nicht die geringste Ahnung hatten, bis wir zuerst durch Zufall und sodann durch tiefes, eingehendes Studium der dortigen Zustände und Verhältnisse sehr damit bekannt wurden.

Das Geschlecht der Hamelmänner hat sich auch nicht vom sechzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert im Schatten des ehrwürdigen Münsters an der Gande seßhaft erhalten bis zu dem guten Mann, der sein einziges Töchterlein noch mal zu Ehren der alten Kulturstätte auf den zwar hochberühmten, aber im Tagesleben doch etwas wunderlich klingenden Namen Hroswitha getauft hat. Es ist, wie wir alle, die wir von Adam abstammen, durch die jemaligen Zeitenstürme hierhin und dorthin getrieben und wie anderer Weltstraßenstaub hier im Wirbel in die Höhe gezogen, dort in den Graben und dort auf fruchtbaren Ackerboden geworfen worden. Der Hamelmann, der eben an diesem stürmischen Vorfrühlingsabend mit der Abendpfeife in seiner Stube auf und ab geht und dem vergnügten Mädchenlärm im Nebenzimmer zuhört, führt nur den Titel Herr Baumeister und ist der Enkel eines Hamelmanns, der als ziemlich verlorener Sohn zum Schweinehüten als Barbierlehrling nach Amerika geschickt wurde und mit einem kleinen Vermögen als amerikanischer Doktor der Medizin und kleiner deutscher Rentner von dort zurückkam.

„Nun höre einer den Aufruhr in der Natur!“ brummt er in diesem Augenblick, seufzend sich den etwas vorzeitig ergrauten Vollbart streichend. „Es ist wirklich nicht auf einen Diensteid zu nehmen, wer den meisten Lärm schlägt: die Tag- und Nachtgleiche da draußen im Freien oder das Wittchen mit seinen Fräuleins nebenan!“

Wir werden aber mit dem Manne, seinen Umständen, Lebensnöten und Ängsten erst nachher genauer bekannt werden und auch noch heute abend einen Gang durch den Regen und Wind zu machen haben; für jetzt wenden wir uns wieder zu dem „Wittchen und seinen Fräuleins“.

Die großen Geschäfte sind eben die aufregendsten, und jeder, der selber voreinst Campana e martello mitgespielt hat, weiß, was für Bedenken es kostet, in der Versteigerung der Papiere auf das Wirtshaus oder den Schimmel das Höchste zu bieten. An die Aussicht, Millionen zu gewinnen, grenzt auch in diesem Falle die Möglichkeit, sich gründlich zu verspekulieren und all sein Hab und Gut in den Taschen wenn nicht besserer, so doch glücklicherer oder schlauerer Nebenmenschen verschwinden zu sehen. Wer das letztere eben an seinem ihm genau zugezählten Vermögen von den buntesten türkischen Bohnen erfahren hat, ist Fräulein Hroswitha Hamelmann, die aber thut, was ihre herzogliche Durchlaucht, die Frau Äbtissin Auguste Dorothea, wahrscheinlicherweise nicht gethan

hat vor achtzig Jahren ihrem „Kränzchen“ und dem Herrn Geheim- und Abteirat von Strombeck gegenüber — nämlich vom Stuhl aufspringt, mit hocherhobenen Händen um den runden Tisch tanzt und ruft:

„Juchhe! Ratzenkahl! Alles verjubelt bis auf den letzten Heller! Na, Kinder, ich gönne es euch allen, nur der dicken Wirtsmadam da nicht, denn die macht zu meinem Bankerott doch ein zu phlegmatisch Gesicht. Ei ja, Malchen, zähle nur nicht länger; es ist sicher, du hast dem ganzen Gänsestall sehr nett die Fettfedern ausgezogen.“

„Gänsestall?“ schrie bis auf die dicke Wirtsmadam ziemlich aufgeregt die gesamte Tafelrunde. „O, du Fuchs im Gänsespiel! Jeden Morgen, wenn sie ihre Frisur im Spiegel beguckt, überlegt sie es schon, welch eine Hinterlist sie im Laufe des Tages gegen uns unschuldige Lämmer ausüben soll.“

„Dreiundachtzig — achtundachtzig — hundertundzehn — einen Augenblick könntet ihr wohl Ruhe halten,“ meinte die glückliche Inhaberin des Wirtshauses, immerfort an ihrem Gewinst sehr ruhig weiter zählend. „Ja, ich bin zufrieden und habe ein anständiges Geschäft gemacht.“

„Wie meistens immer, Malchen!“ lachte die vergnügte Schar. Und —

„Einen Wirtssohn heiratest du auch einmal, Malchen Liebelotte; und wir haben dermaleinst alle freie Zeche bei dir und höchstens dann und wann eine zu hohe Rechnung bei dir abzutanzen.“

„Nun haltet aber wirklich einmal einen Moment lang den Mund!“ rief Wittchen Hamelmann. „Wer ist denn jetzt noch in so später Abendstunde bei meinem Vater? Ach, Gott, wer weint denn da jetzt in meines Vaters Stube?“

Auf dieses letzte Wort wurde es freilich in dem eben noch so lauten Kreise sofort still. Sie horchten allesamt, ohne sich zu rühren. Ein fremdes, unbekanntes Weinen in der Nebenstube, einerlei ob im Palast, der Dach- oder Kellerwohnung, bringt gottlob immer noch das tollste Mädchenlachen und das geschwätzigste Mädchenmäulchen zum sofortigen Stillstand.

Sie zogen sich alle so nahe als möglich an die Thür, die in das Nebenzimmer führte; Fräulein Hroswitha aber legte, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen und auf die Gefahr hin, ihre eigene Schande zu hören, das Ohr ans Schlüsselloch und horchte. Im nächsten Moment jedoch richtete sie sich schon wieder empor, warf einen ganz närrisch aus getäuschtem Mitleid und Verdruß gemischten Blick im Kreise umher und rief:

„Nun, so was! ... Herr Schönow ist's! ... Nur Herr Schönow aus Berlin!“

„Puh!“ rief der eben noch vollständig auf jedwedes Mitweinen in der Welt eingerichtete Kranz gänzlich aus dem Gegenteil heraus; und eine von den lieben jungen Seelen, die wahrscheinlich zufällig vor Jahren mal in der Naturgeschichte genauer aufgepaßt hatte als die übrigen, setzte mit innigem, auch aus dem Herzen kommendem Nachdruck hinzu:

„Uh, der alte Krokodil!“

Mit verzogenen Näschen, aber doch in erhöhtem Vergnügen sprangen sie zu ihren Stühlen um den runden Tisch zurück; als sie aber sämtlich wieder saßen, sagte plötzlich die „dicke Wirtsmadam“:

„Wenn er aber vielleicht wegen seines Freundes Amelung bei deinem Papa ist, Wittchen, so ist er doch möglicherweise in seiner gewöhnlichen Stimmung. Doktor Langleben erzählte heute morgen bei uns, lange könne es ja nun wohl nicht mehr währen. Es ist doch eigentlich merkwürdig, was für einen intimen Anteil die ganze Stadt an den Leuten nimmt!“

„Ah!“ sagte leise und plötzlich sehr ernst werdend und einen erschreckten Blick nach des Vaters Thür werfend Fräulein Witha Hamelmann.

„Es wird auch gewiß ein recht großes Begräbnis,“ fuhr Fräulein Amalie gleichmütig fort. „Wenn es auch nur geringe Leute sind, so muß der Kriegerverein schon anstandshalber mitgehen. Und das eiserne

Kreuz hatte er doch auch, also muß auch unsere Fahne, die wir dem Verein gestickt haben — ich bekomme noch fünf Groschen für Seide von Sophie Lieber, doch die ist ja auch darüber hingestorben — dabei sein. Und der Schützenverein muß in Uniform eine Salve über seinem Grabe abgeben; denn wenn er auch fast zehn Jahre nach dem Kriege gestorben ist, wo wir noch alle auch zehn Jahre jünger waren, so ist er doch an seinen Wunden aus der Schlacht gestorben. Und es ist sehr nett, von unserem Hause kann man den Zug am besten sehen; wer kommen will, ist schönstens geladen. Nun soll mich aber nur wundern, wie es mit dem armen jungen Menschen, dem verunglückten Studenten, werden wird — dem wird doch eigentlich durch den Tod seines Bruders die größte Last abgenommen; aber es ist wirklich sehr hübsch von ihm, wie er seinetwegen als Schreiber das Gymnasium und alle seine Gelehrsamkeit an den Nagel gehängt und sich ganz ihm aufgeopfert hat. Die ganze Stadt hat es aber auch sehr anerkannt. Geh doch mal hin zu deinem Vater, Wittchen, und frag ihn genau, was Herr Schönow gesagt hat und wann das Begräbnis stattfindet. Der Herr Kreisbaumeister und das ganze Maurergewerk wird wohl auch mitgehen müssen."

Diese Rede war so hingelaufen, ohne daß jemand im Kreise sie hatte aufhalten können; aber glücklicherweise dachten doch die meisten dabei: Das ist alles mal wieder ganz wie sie!

Nun aber sagte Fräulein Wittchen mit sonderbar scheuer und zitternder Stimme:

„O Gott, Malchen, das mag ich doch nicht! ... Es sieht so grausam aus, und wir wissen ja gottlob noch gar nicht, ob nicht alles, was wir uns eben hier zusammenphantasiert haben, eitel Unsinn ist. Herrn Schönow kennen wir doch alle, seit er hier die Schieferbrüche in unseren Bergen gekauft hat und sein Berlin damit decken hilft. Der thut oft wie ein Melancholikus, wenn's ihm am allervergnügtesten ist oder er zu lange im Wirtshause gesessen hat. Wer weiß, wo der eben herkommt? Mein Vater wird es uns aber gewiß selber sagen, wenn wirklich etwas Trauriges passiert ist und sich das für uns paßt."

„Das paßt sich alles für uns!" meinte eine von dem runden Tisch, und die übrigen schlossen sich vollständig dieser Ansicht an. Was für eine bittere Erdenwahrheit aber im Grunde die Genossin eben ausgesprochen hatte, das ahnte jetzt noch keine aus dem ganzen jungen Kreise.

Witha Hamelmann behielt natürlich mit ihrer Ansicht recht. Nachdem man ihren Papa noch längere Zeit in seiner Stube hatte auf und ab gehen hören, öffnete sich die Thür derselben, und der Herr Baumeister trat, jetzt mit erloschener Pfeife, unter seine angenehmen, hübschen Gäste.

Sie erhoben sich allesamt und knixten.

„Vater, Herr Schönow war wohl wieder — nur — nur recht vergnügt bei dir, weil er — so — so kläglich that?" fragte das Töchterlein, selbstverständlich zuerst auf den Busch klopfend. Es sprang aber leider diesmal kein drolliger See- oder Berliner Hase daraus hervor, und die dicke Wirtsmadam hatte wieder einmal vollkommen das Richtige getroffen.

„Hm," sagte Vater Hamelmann, „wer von euch jungen Weibsen hat denn das Ohr am dichtesten an der Wand gehabt? Jawohl, er that recht kläglich, aber diesmal nicht aus Vergnügen, wie das Kind sich ausdrückt. Andere drücken sich freilich anders aus. — Ja, ja, da wird in dem einen Hause Glocke und Hammer gespielt, und im anderen liegt zwischen Hammer und Amboß, mit eiserner Zange gehalten —"

„Ist Ludolf Amelung tot, Vater?" fragte Wittchen mit zitternder Stimme.

„Noch nicht, mein Kind, aber er liegt jetzt doch wohl im Sterben, wie Schönow sagt. Es war zuletzt zu wünschen, daß der Herrgott ein Ende mache, aber ein Quantum altes Leinen brauchen sie doch noch, und deshalb kam der Kamerad, unseren guten Hausfreund meine ich. Auch wenn du noch etwas Charpie liefern wolltest, Wittchen, wär's recht; und wenn die

jungen Damen für heute ihre Sitzung schließen wollten, wäre es wohl das beste, du sähest gleich nach in deinen Kisten und Kasten, was noch abgängig ist. Ich werde es auch gleich lieber selber heute abend noch hinbefördern."

„Charpie brauchen sie noch? O, wir alle, wir alle!" rief das Kränzchen mit einer Stimme. „Wie damals, als wir noch ganz kleine Schulmädchen waren! Wie damals, als Krieg war! O Himmel, wie merkwürdig und traurig das ist, jetzt so lange nach dem Kriege. Und wir wollen auch alle nach altem Leinen suchen; daran soll's gewiß nicht fehlen, Herr Baumeister!"

„Nur sachte, sachte, Kinderchen! nicht allzu gewaltsam!" rief der Vater Hamelmann lächelnd. „Zu Zwanzigtausenden liegen sie augenblicklich gottlob noch nicht wieder auf den Feldern herum. Wer weiß, wie bald wir da von neuem alle weichen Pfötchen zu Hause brauchen, während die gröberen Fäuste draußen dreinschlagen? Aber in anderer Weise könntet ihr vielleicht für den gegebenen Fall und also auch fürs Vaterland wirken, junge Damen. Überlegt euch das mal!"

„Gewiß, gewiß, Herr Hamelmann! Heute abend noch! Natürlich! O, es ist ja zu traurig!"

„Nun, dann kommt gut nach Hause, Kinder. Der Regen hat augenblicklich etwas nachgelassen. Gerate mir keine in den Bach oder zwischen den Hecken und Gärten in den Graben. Wer Equipage hat, kann sie auch vorfahren lassen."

„Gummischuhe reichen auch hin, Herr Baumeister. Gute Nacht, Witha. Gute Nacht, Wittchen. Es ist doch gar zu traurig mit dem armen Amelung und seinem Fuß aus dem Franzosenkriege! Es ist ja eigentlich zu lange her! Das sollte selbst nach dem schlimmsten Kriege nicht vorkommen können!"

* *
*

Mit einem Licht begleitete Fräulein Hroswitha ihre Gäste bis zur Hausthür. Hier blies ihr der Wind das Lämpchen aus, die Schar der Freundinnen verlor sich mit halb ängstlichem, halb mutwilligem Gekreisch und Gekicher in den stürmischen Vorfrühlingsabend und des Herrn Baumeisters Hamelmann Töchterlein kam zu ihrem Vater zurück durch den dunklen Hausgang mit dem bitter-vorwurfsvollen Gefühl:

„O, wie hab ich doch den ganzen Nachmittag und Abend so lustig sein können?!"

„Ihr seid ja wieder einmal recht vergnügt beisammen gewesen," bemerkte gar noch dazu der Vater. „Nun, es war schon recht so; aber wenn du jetzt ein bißchen an Freund Schönows barmherzige Samariterwünsche denken willst, soll's mir lieb sein. Wenn es möglich ist, such gleich noch ein Päckchen Verbandstücke hervor aus deinen Kommoden. Ich denke, ich gehe noch einmal hinüber und sehe selber, wie es eigentlich steht. Nun, nun, was machst du denn für ein Gesicht, Mädchen? Vielleicht steht es noch nicht ganz so schlimm, wie der närrische Kerl es sich und mir ausgemalt hat. Jedenfalls war er bei seiner Abendvisite in der Stimmung, Verschiedenes um sich her doppelt zu sehen."

Das Kind kniete bereits vor einem der Wäschebehälter des Hauses; und allerlei Weißzeug, das mit zierlichster Sorgsamkeit gefältelt darin aufbewahrt lag, flog nunmehr, in hastigster Aufregung hervorgerissen, dem alten Herrn vor die Füße. Da wurde in einem Augenblick manches zu „alter" Wäsche, was sonst wohl noch lange der jungen Verwalterin als neu gegolten haben würde; und aus den weißen Wogen ihrer eigenen neuen und alten Leinenschätze das Gesichtchen ängstlich zu dem Papa erhebend, sagte Schneewittchen Hamelmann:

„Ein Bündel Charpie habe ich noch. In fünf Minuten ist der Korb fertig. Zieh dich nur an. Ich trage ihn dir."

„Bei diesem Wetter?" fragte der Papa.

„Das Wetter thut nichts dazu, wenn man sich Vorwürfe zu machen hat!" rief das Kind, und darauf sagte der Herr Baumeister nach einigem Bedenken:

„Deine Mutter können wir nicht mehr

fragen, ob sie's erlaubt ... ach ja, Wittchen, traurig genug! ... Ich für mein Teil kann nur sagen, daß es deiner Gesundheit nichts schaden wird. Ob es sich paßt, mußt du wie das meiste andere im Haushalt selber am besten wissen. Meinetwegen kannst du deinen Mantel holen, derweil ich in die Stiefel fahre; aber das sage ich dir, Mädchen: schicklich oder nicht schicklich, zusammen nimmst du dich! Will der Mensch den Versuch machen, irgendwohin Trost oder wenigstens ein mitleidiges Wort zu bringen, so soll er das mit möglichster Ruhe thun und ein fremdes Unglück nicht noch obendrein durch sein eigen Unbehagen vermehren."

Fräulein Hroswitha Hamelmann schluckte „dreimal trocken über", und eine kurze Weile später befanden sich auch diese beiden Stadtbewohner noch einmal draußen im stürmischen Regenabend und hatten den Markt, die Straßen und vor allem das kleine Vorstadtfeldgäßchen den Berg entlang so ziemlich für sich allein. Auf eine Nachzüglerin ihrer Tanz-, Spiel- und Studiengenossinnen traf Wittchen selbstverständlich nicht mehr in der unheimlichen Nacht. Die waren längst allesamt zu Hause und hatten eine jede nach ihrer Art berichtet, wie demnächst wahrscheinlich ein großes Begräbnis in der Stadt stattfinde und wie der spaßhafte Herr Schönow aus Berlin bei dem Herrn Baumeister so kurios betrübt gethan habe — gerade als ob er in Thränen geschwommen habe.

Auf das letztere Wort hin sagten sämtliche Väter der jungen Damen nichts weiter als:

„Na, Na!?"

An dem betrübten Zustande des älteren der Gebrüder Amelung aber nahm man fast in jeder Familie ein wirkliches Interesse, obgleich es in der That nur ein geringer Mann war.

Der Papa der glücklichen Wirtshausinhaberin, der beste Mann der Stadt, Herr Particulier Liebelotte, meinte sogar:

„Paßt auf, das wird sogar ein Fall für die Zeitungen. Nun, es ist mir aber auch in anderer Hinsicht lieb, daß du mich davon benachrichtigt hast, Malchen. Einen soliden Bürgerstand hat das Vaterland unter allen Umständen auch nötig, und deshalb sehe ein jeder nach seinen Außenständen, Verpflichtungen und dergleichen. Ich werde mich in diesem Fall wohl ein bißchen mehr um eine gewisse Hypothek bekümmern müssen — so leid es mir thut. Was die Wirtschaft anbetrifft, in der du heute abend auf Visite gewesen bist, Malchen, so soll mich auch da später mal manches gar nicht wundern. Was ist deine Meinung, Mutter?"

„Die kennst du über die selige Hamelmann. Wenn das Anwesen und Gartenland in der Hundstwete nicht so bequem an das unserige stieße, wollte ich über das andere gewiß kein Wort verlieren."

* * *

Die Hundstwete war im Grunde ein recht unordentlicher, sich an dem sanften Hügelrücken hinziehender Pfad. Hier Hecken und ziemlich verwahrloste Plankenzäune, dort ziemlich stattliche Gartenmauern. Vereinzelte Wohnungen kleiner Leute lagen daran, aber auch die Gärten und Gartenhäuser mancher wohlhabenden Bürger. Das „Anwesen" der Gebrüder Amelung war ziemlich das letzte in der Reihe den freien Ackerfeldern und den höheren Bergen zu; daß auch es an das Besitztum anderer Leute grenzte, wissen wir nun bereits.

Hier und da fiel aus einem niederen Fenster ein schwacher Lichtschein auf den durchaus nicht sicheren und festen Weg. Wer die Trittsteine, welche Zufall und bittere Erfahrung hier und da niedergelegt hatten, kannte, war wohl daran, wenigstens in dieser Jahreszeit. Und wer um diese Tagesstunde den Pfad zu beschreiten hatte und eine Laterne mitbrachte, erwies sich durch letzteres als ein Mensch, dem wirklich noch etwas an sich gelegen war. Frauenzimmer hatten natürlich am meisten auf ihre Füße, und zwar ziemlich hoch hinauf, zu passen.

Aus dem Häuschen der Gebrüder Amelung erreichte der Lichtschimmer den Pfad nicht. Ein Stück des dazu gehörigen Gartenlandes schied es von der Twete; aber die Lampe am Krankenbett leuchtete doch von weitem durch noch kahles Gebüsch und zwischen den Stämmen einiger gleichfalls noch ganz besenhaft aussehender Obstbäume durch, und der Vater Hamelmann, seine Laterne erhebend, rief mit einem erleichternden Seufzer:

„Da sind wir — so ziemlich! Bist du auch noch vorhanden, Wittchen?“

„Ach Gott, ja!“ erklang es aus einiger Ferne hinter ihm, und der Vater, sich wendend, beleuchtete sein durch die letzten Sümpfe heranwatendes Töchterlein und meinte lächelnd:

„Schneewittchen, Schneewittchen! ... Ei, ei, ob sie im Märchenlande wohl auch schon große Wäsche und alles, was dazu gehört, gekannt haben? Dich sehe ich in der schlimmen Gegenwartswelt so ziemlich vollständig, was deine Appendixe anbetrifft, auf der Leine zum Trocknen hängen.“

„Ja, es ist arg!“ seufzte die junge Dame, inmitten der Beschwerlichkeiten des Weges ihrerseits Atem schöpfend. „Ach, wenn es nur das Schlimmste wäre! Aber es ist doch recht nett von Herrn Schönow, daß er ein so guter Soldat und Kamerad ist und sich so gut zu einem armen Mann hält, weil der auch Soldat gewesen ist und so lange nachher doch noch wie in einer Schlacht sterben muß.“

„Freilich ist das nett von ihm,“ seufzte Vater Hamelmann. „Beiläufig, hast es auch nur ihm und dem guten Beispiel, was er uns heute abend gegeben hat, zu danken, daß du jetzt, bis über die Ohren mit der alten Mutter Erde im wässerigen Zustande bespritzt, daherkeuchst. Ich für mein Teil hätte dich sicherlich ohne das brave Exempel zu Hause gelassen. Nun — nur noch die paar Schritte durch den aufgeweichten Garten und dann — fest die Zähne aufeinander, Kind; wie du es versprochen hast.“

Fräulein Witha biß schon jetzt die Zähne aufeinander. Vater und Tochter erreichten geistig vollkommen und körperlich ziemlich wohlbehalten die Hausthür der Gebrüder Amelung, nämlich nachdem Wittchen dicht vor der Pforte beinahe noch einmal ihren Schuh hätte stecken lassen, ohne sich das Geringste daraus zu machen.

Es ist eine alte Wahrheit, daß jeder, der zu den Höhen steigen will, erst die allernächste Nähe zu überwinden hat. Dem kann sich niemand entziehen und am wenigsten die Gelehrten, die Poeten, die Helden auf jeglichem Felde; — ob unser gegenwärtiger kleiner Held einmal sehr hoch vom Berge ins Thal hinabsehen wird, können wir durchaus nicht sagen; aber was seine nächste Umgebung anbetrifft, so steckt er tief darin und ist mit seinen geistigen und körperlichen Kräften augenblicklich so ziemlich zu Ende. Wir finden ihn deshalb auch eingeschlafen mit der Stirn im Arme auf der Stuhllehne zu Häupten des Bettes des kranken Bruders, und er erwacht auch nicht sogleich von dem schweren und dem leichten Schritt im Hausflur und dem leisen Gruß in der Stubenthür, die ihm eben zu Hilfe kommen wollen.

Aber der Kranke, dem wenig Hilfe mehr zu bringen ist, wacht. Der arme Maurergesell erkennt seinen hohen Vorgesetzten sofort, richtet sich mit einem leisen Stöhnen ein wenig in die Höhe, legt militärisch grüßend zwei Finger mühsam an die Stirn und sagt: „Herr Baumeister!“

Er ist aber doch nicht so recht bei sich. Das Fieber spricht mit aus seinen weitgeöffneten Augen. Er weiß eigentlich gar nicht genau, wo er sich gegenwärtig befindet, ob mitten im winterlichen Franzosenlande auf dem Schlachtfelde von Beaune la Rolande oder zu Hause — in seinem eigenen Hause (bloß mit einer Hypothek darauf) im sicheren deutschen Vaterlande. Deshalb auch wohl ruft er im nächsten Moment, wo sein Krankenwärter erwacht, aufspringt und, mühsam sich besinnend, auf den späten Abendbesuch starrt:

„Zu Befehl, Herr Lieutenant! Ich meine auch, hinter dem Holz werden wir 'ne bessere Aussicht auf den Herrn General

Aurelles haben und ihn geschickter am Ohr nehmen können. O ...!“

Seine Stimme ging wieder in einem Schmerzeslaut und einem leisen Wimmern ihm aus, und der junge Wächter an seinem Bett legte ihm seine eine kalte Hand auf die heiße Stirn, während er mit der anderen seinen Stuhl zurückschob und dabei ebenfalls einen leisen Ausruf hervorstieß, aber gottlob einen der freudigen Überraschung und der Erleichterung.

„Wir sind es, Gerhard, bleib ruhig,“ sagte der Baumeister. „Schönow kam noch einen Augenblick vor und erzählte uns — ja leider — und das Kind hat denn lieber gleich einen Korb voll Verbandstücke gepackt und dergleichen und wollte es sich nicht nehmen lassen, den Korb selber zu tragen. Wie geht es denn jetzt? Guck, da ist ja auch noch die Tante Fiesold auf den Beinen!“

Ein altes vertrocknetes Weibchen kroch hinterm Ofen hervor mit einem Napf voll geschälter Kartoffeln unter dem Arm und einem Messer in der Hand und mummelte:

„Schlecht, schlecht, Herr Baumeister! Aber sonst thun wir unser Bestes, um ihn auf seinem Wege aufzuhalten. Ob es recht ist, muß der Herrgott am besten wissen; die Schmerzen sind gar zu schlimm, und ich habe auch bei dem naßkalten Wetter wieder die Gicht in den Füßen und, sehen Sie, auch in der Hand, und mit mir hat doch keiner zu hoch hinausgewollt wie mit dem da, und dann wieder der mit diesem hier. Immer auf Schulen! Der Große nach Holzminden aufs Baugewerk und der Kleine hier, der gar ins Lateinische. Und jetzt mir, ihrer Mutter Schwester, in meinem hohen Alter alle Verantwortung und den Haushalt von den Jungen allein in die Schürze! Ach, der liebe Gott bewahre Sie mal, liebes Fräulein, daß Sie mal zu müde auf Ihrem Wege werden. Der alten Fiesold sehen Sie es gewiß nicht mehr an, daß sie auch mal sechzehn alt war und nichts von Marodigkeit, Kummernot und Gichtknoten um die Knöcheln wissen wollte. Einen Korb haben Sie uns wieder in Ihrer Herzensgüte zugetragen, Herzensfräulein? Ei, nehmen Sie doch Platz. Laß den Herrn Baumeister auf deinen Stuhl, Kleiner. Setzen Sie sich, Fräulein, wenn Sie den Spittelgeruch bei uns wirklich ein bißchen aushalten wollen.“

Während sie den Inhalt des Korbes mit begehrlich altershastiger Neugier durchstöberte, die Leinwand auf das Bett des Kranken legte und mit glimmernden Augen die beiden Weinflaschen, das gebratene Huhn und die Flaschen mit den Fruchtsäften in einem Wandschrank dicht neben ihrem Ofenwinkel verbarg, sprach der Vater Hamelmann leise fragende und tröstende Worte zu dem jüngeren Amelung, und das Töchterchen saß auf dem Schemel bang und wortlos, und man sah es ihr wahrlich jetzt nicht an, wie hell und lustig sie noch vor kaum einer Stunde bei dem fröhlichen Spiel Glocke und Hammer hatte lachen können.

„Es ist sehr gütig von Ihnen, Herr Baumeister und Fräulein,“ sagte der junge Mann. „Wir machen so vielen fast zu viele Last! Herr Schönow hat uns den ganzen Nachmittag Gesellschaft geleistet. Die ganze Stadt nimmt jetzt so großen Anteil —“

„Und ihr wollt euch am liebsten von niemandem helfen lassen. Starrköpfe seid ihr von jeher gewesen, Gerhard. Fast mit Gewalt muß man euch jede Hilfleistung aufdrängen. Da hängst du dein Studium an den Nagel — verkaufst deine Bücher — machst dich zum Ackerknecht auf deinem Fleck Kartoffelland und Gartengrundstück, zum Kopierschreiber die ganze Nacht durch und würdest dich auf jedem Bau von mir sofort zum Handlanger melden, wenn ich dir den leisesten Wink gäbe. Und alles bloß, um deinen Bruder in seinem innerlichsten Stolz gegen die Welt mit verpallisadieren zu helfen. Es ist im Grunde doch nur eine andere Art von Eitelkeit.“

Das kleine Mädchen sah verstohlen, doch mit wunderlich schimmernden Augen auf den jungen Mann; aber Gerhard Amelung ließ nur den Kopf ein wenig tiefer sinken und sagte leise, auf den Kranken deutend:

„Es ist nur, weil ich mir gegen ihn nicht anders zu helfen weiß. Er hat mich auf seinem jungen, guten, starken Arm in das Leben so sanft hineingetragen, daß ich jetzt an seinem Schmerzensbette erst erfahre, wie schwer ich ihm gewesen bin. Ich habe durch seine Arbeit auf der Schule hingelebt und nur gemeint, das müsse so sein. Er ist meinetwegen sein tapferes Leben durch wirklich ein Handlanger, ein armer Maurergesell geblieben, und ich habe mir das gefallen lassen, weil ich in meinem unbewußten Egoismus noch nicht darüber nachdenken konnte, was er für mich aufgab. Für mich! Die Götter wissen es, wieviel er mit seinem klaren Kopf und seiner Hand mehr wert war als ich. Sie haben es so gewollt, daß die Welt nichts davon erfuhr; sie verlassen sich darauf, daß sie jederzeit einen anderen schicken können; aber meine Pflicht gegen ihn haben sie mir auch vorgeschrieben. Herr Baumeister, Sie, der Sie meinen Bruder besser als irgend sonst jemand kannten und verstehen konnten, Sie wissen auch vor allen anderen, wie wenig ich jetzt noch von meiner Schuld gegen ihn abzahlen kann.“

„Ihr seid eine sonderbare Familie, das ist richtig,“ sagte Herr Hamelmann kopfschüttelnd. „Seid ihr wahrscheinlich von Uranfang an gewesen! Was der Herrgott eigentlich mit euch im Sinn gehabt hat, mag der Teufel wissen. Keiner an seinem rechten Platz! Durch alle guten Gaben und Begabungen immer einen dicken Strich, sowie es sich mal mit einem von euch ins gewöhnliche Menschenglück wenden wollte! Bald kein Geld, bald keine Gesundheit, bald der Krieg, bald dies, bald das! Von eurem Urgroßvater weiß ich nichts, aber der Großvater reicht noch in meine eigenen Schuljahre mit seinem kuriosen Ruf als Kunstdrechsler, Vieh- und Menschendoktor in der Stadt, und das Resultat von seinem Dasein war freilich, daß sein Junge, euer Papa, ganz von vorn und vom Waisenhause an anfangen mußte. Und wie mancher grüne Zweig ist unter dem gebrochen oder von anderen abgesägt worden! Wie kam der wieder von der Wanderschaft und wie hatte er sich in der Welt umgesehen! Bloß mit seinen Sprachkenntnissen hätte ein anderer sich aus allem herausgeholfen. Ein Bildhauer steckte in ihm, und als ein bankrotter Steinbruchbesitzer ist er zu Grunde gegangen auf dieser Stelle. Nun liegt dieser Ludolf hier auf demselben Bette. Wenn ich sage, es steckte was in ihm und es ist schade um ihn, so will das leider Gottes nicht viel bedeuten. Du hast recht, Gerhard, ich habe ihn besser gekannt und zu würdigen gewußt als sonst jemand hier bei uns, aber viel zu helfen, daß er an seine richtige Stelle in der Welt kam, war ihm nicht. Der steife Nacken und das Schicksalspech der Familie Amelung — eurer Familie — kam immer dazwischen. Wie alle seine Vorfahren war er mit sechs Fingern in die Welt gekommen, und der sechste ist einem in der gewöhnlichen bürgerlichen Gesellschaft auf jedem Fleck und Bauplatz zu viel und zum Schaden. Und nur in seltenen Ausnahmefällen und gewöhnlich auch 'n bißchen nachher nennt man solch eine Abnormität ein großes Talent oder gar ein Genie und rechnet ihm wohl gar zum Verdienst an, wenn er kein Vermögen hinterlassen hat. Wovon redet er denn jetzt?“

„Er meint heute den ganzen Tag, daß er mich neben sich auf dem Marsche in Frankreich habe,“ sagte Gerhard Amelung. „Er hat Sie nur einen Augenblick gekannt, Herr Baumeister; er liegt in seinen Schmerzen so hin und ist mitten im Feldzuge, und ich bin wieder ein unmündig Kind in seinen Phantasien und eine schwere Sorge für ihn, wie ich das denn auch in Wirklichkeit von Jugend auf gewesen bin. Er ist der Unteroffizier Amelung und mein Vormund, Bruder und bester Freund zugleich. Hören Sie ihn nur! O, ich kann es ihm ja nie vergelten! Hätte ich es nie gewußt und geahnt, was er mir gewesen ist und für mich gethan hat, so müßte es mir jetzt jedes seiner irrenden Worte für alle Zeit ins Gedächtnis prägen!“

Aus dem Ofenwinkel kamen allerlei

gurgelnde und schmatzende Laute. Da saß die Tante Jakobine über dem Inhalt von Fräulein Wittchens Samariterkorbe. Fräulein Wittchen suchte hinter ihrem weißen Taschentuch ihre Thränen zu verbergen und ihr Schluchzen zu ersticken, und der Kranke lachte plötzlich ganz laut:

„Halt dich fest auf dem Affen, Junge! Haben die Racker wiederum die Brücke ruiniert! Halt feste, Gerhardchen, und verlier mir das Latein nicht; das Eis trägt nicht und es geht 'n bißchen tief durch den Bach. He, he, so schleppt man sich im zehnten Armeecorps! und die schwarzen afrikanischen Schlingel wollten uns zu Anfang des Vergnügens mit ihrem Kater auf dem Tornister imponieren! Kerls, nicht die teure Munition verplempert! Siehste, Kleiner, bis Orleans hinein muß sie noch reichen, daß wir Schiller und seine Jungfrau auch einmal an der Quelle kennen lernen. Seine Werke möchtest du haben? Na, wollen mal sehen, was unser Studierfonds zu Weihnachten abwirft; wollen den Herrn Baumeister Hamelmann fragen, wie unsere Aussichten im hiesigen Baugewerbe fürs nächste Frühjahr stehen."

Es fährt wohl jeder auf, der seinen Namen in den Träumen eines Schwer-Fieberkranken vorkommen hört, wenn er ihm einen mitleidigen Abendbesuch abstattet. Auch der Herr Baumeister that es, aber mit einem doch außergewöhnlichen Erschrecken und Zusammenfahren wegen des Anrufs, und er griff auch dabei hastig und mit einigem Zittern die Hand des jüngeren der Gebrüder Amelung und stotterte:

„Es ist richtig; aber ich wollte, Gerhard, ich könnte euch doch mehr sagen, als daß ihr wißt, wo ich wohne!"

„Keinen Schritt kommt man voran ohne die Pioniere!" stöhnte der ältere Amelung angsthaft. „Wieder die bloßen Mauerpfeiler im Wasser. Vorwärts, rasch, Zimmerlinge — Holz her! Der ganze Bau steht noch still, wenn erst Regenwetter eintritt! Wie kriege ich das arme Wurm, den Jungen, weiter? . . . aus dem Latein in das Griechische. . . Nicht so spät in die Nacht hinein sitzen . . . rückt zusammen, Leute, im Schnee! Das alte nasse französische Buschholz hält es auch mehr mit seinen Landsmännern als mit uns. Pfui Deubel, der Qualm! Guck, die Halunken, die Zimmerer; haben sie richtig noch eine Stubenthür und ein paar trockene Pfosten aufgetrieben. Und da läuft gar einer mit einem Bund Stroh dem löblichen Maurergewerk im Regiment vor der blauen Nase! Hast recht, Gerhardchen, schön klingt es, das Griechische, wenn wir nur die Moneten dazu hätten! Aber morgen am Sonntag liest du mir doch mal wieder ein Stück von dem Homerus aus der deutschen Übersetzung vor: Singe den Zorn oder Melde mir, Muse, den Mann. — An die Gewehre! Alle auf! da ist das verdammte Signalhorn! Krack, krack, krack! In Kolonnen formiert, marsch, marsch! Na, denn man zu; wenn's denn nicht anders sein kann, denn, Deutschland, noch 'n Stück weiter hinein in unserm Herrgott sein lieblich Franzosenland! Der arme Junge. Kein Mensch von uns im Zuge hier mit gesunden Beinen ist wieder zu Hause zu Weihnachten, und die Tante Fiesold kenne ich, und den Christbaum, den sie dem Kinde anputzen wird, kenne ich auch . . ."

Wir haben es eben gesagt: wer seinen Namen so von einem solchen Bette her nennen hört, der guckt auf. Auch die Tante Fiesold kam aus ihrem warmen Winkel wieder in den Dämmerschein der verdeckten Lampe gekrochen und fragte weinerlich:

„Nicht wahr, es ist schrecklich anzuhören? Und so geht das jetzt Tag und Nacht. Ach, Fräulein und Herr Baumeister, ich thue ja gern alles für die beiden Jungen, aber mehr, als man tragen kann, sollte einem der liebe Gott doch nicht auferlegen. Bloß die Wäsche von die Verbandstücke — und noch dazu so lange Jahre nach die Geschichte mit dem dummen Kriege — ach Gott, die Herrschaften sind so lieb und gütig, aber wenn Sie doch nur bloß Herrn Schönow sagen wollten, daß er nicht so sehr schlimm und

gröblich sein Pläsir mit mir haben möchte. Ich weiß ja meintwegen, daß er es vom Herzen gut meinen mag; aber es ist doch immer ein Unterschied in der Behandlung, und wie er heute mit mir spricht, so hat in meinen jüngeren Jahren keiner mit mir geredet."

„Sie, Doktor Philosophiä — Einjähriger — Einjähriger Weichenberg, kommen Sie, kriechen Sie hier mit unter," murmelte der Kranke. „Ein bißchen Schutz gegen den französischen Winterwind giebt doch das Gemäuer hier. Das Strohbund hat selbstverständlich die löbliche Zimmergesellenherbergsgesellschaft in der ersten Compagnie. Grüßen Sie auch die Mama auf Ihrer nächsten Postkarte vom Unteroffizier Amelung; und wenn Sie —"

Seine Worte gingen wieder in ein leises Wimmern über, und Fräulein Witha Hamelmann reichte plötzlich ganz mutig, aber mit lautem Schluchzen ihre Hand hin und rief: „O Gerhard — Herr — Amelung!" und der Herr Baumeister Hamelmann wußte nicht mehr ganz sicher, ob es für die Nerven seines Töchterleins wie auch seine eigenen das Richtige gewesen sei, als er dem Mädchen die Erlaubnis gab, den Korb mit der abgelegten Leinwand, den Weinflaschen, dem gebratenen Huhn und so weiter ihm nachzutragen nach der Hundstwete.

* *
*

„Da schlägt es wahrhaftig schon elf Uhr!" rief der Vater Hamelmann. „Es ist ganz gewiß unrecht, Wittchen, daß ich dich so spät in der Nacht und bei dieser Witterung mit mir herumziehe."

„Dafür stamme ich ja auch aus dem sechzehnten Jahrhundert, und unseres Urvaters Bild hängt auch für mich mit über deinem Sofa."

„Bis über die Kniee mußt du naß sein, Mädchen."

„Das geht dich gar nichts an, Papa, und darum mache ich noch lange alle den alten Pastören in der Familie keine Schande. Ach, wenn's nur den armen Menschen zu gute käme; aber die Jungfer Fiesold thut doch ein bißchen zu sehr, als ob sie zuerst auf alles Mitleiden und jeden Trost Anspruch hätte. Ich habe mich recht über sie geärgert — das heißt jetzt — hier im Regen und Wind. Herr Schönow hat doch eigentlich ganz recht, wenn er auf berlinisch allerlei Namen für sie weiß. Die armen Leute! In ihrer Stube habe ich auf nichts geachtet. Glaubst du wirklich auch, daß er sterben wird?"

„Der Berliner, der auch ein alter Soldat ist, sagt es leider ja. Und Doktor Langleben meint es auch. Aber halt doch an Daemels Ecke ein bißchen den Mund zu. Ich glaube in der ganzen Stadt ist kein zweiter Fleck, wo sich alle Winde so gern ein Convivium geben. Bei trockenem Wehen ist es eine wahre Lächerlichkeit, wie sie alles unnütze Papier aus allen Gassen hier bei Daemel zusammentragen und einen Küsel draus machen. Halt die Röcke zusammen, Kind, bei feuchtem Wetter treiben sie's noch toller. Nun, 's ist der schlimmste Übergang; aber einen Thaler gäb ich doch drum, wenn ich dich jetzt schon im Bette wüßte. Na, hab ich es nicht gedacht?!"

Es war in der That eine scharfe Ecke — Daemels Ecke — und in der Stadt wegen mannigfacher Untugenden beim weiblichen Geschlecht sehr verrufen. Nicht nur alle Papierschnitzel und sonstigen Abfall und Kehricht zog sie an, sondern noch manches andere, was sich dann nachher gleichfalls ziemlich häufig, wie sich Vater Hamelmann eben ausdrückte, im Küsel, das heißt Kreise, drehte.

Wenn es überall in der Stadt recht mißlich mit dem Getränke aussah, so war's bei Daemel noch am besten; aber meistens war's da sogar ausgezeichnet. Berühmt weit übers Weichbild hinaus war die Küche der Madam Daemel. Die Gemütlichkeit der Tische und Sitze, der Winkel und Ecken ließ nichts zu wünschen übrig; und die beiden großen, tief in die Wand gelassenen runden Eckfenster, die den Markt und die Hauptstraße vollkommen beherrschten, hatten wie alles in der

Welt ihre zwei Seiten und waren den einen ein Behagen und den anderen ein Ärgernis. Die weibliche Einwohnerschaft der Stadt gehörte, wie schon angedeutet wurde, zu den anderen.

Es war eine ganz ideale Bierstube, Daemels Ecke! Alles Zuviel und alles Zuwenig deutschen Kneipenkomforts darin vermieden. Nicht zu hoch und nicht zu niedrig zog sich die gebräunte Balkendecke über den Häuptern der guten, besseren und besten Männer des Gemeinwesens hin. Die richtige germanische Gemütlichkeitsatmosphäre konnte sich unter ihr entwickeln, ohne daß es zum Ersticken kam. Die richtige Mitte zwischen hell und dunkel mangelte ebenfalls nicht, sowohl bei Tage wie am Abend, wenn die Gasflammen trübe in den Qualm hineinleuchteten. Was der Schein der letzteren aus den zwei Eckfenstern so in einen stürmischen Frühlingsabend oder eine kalte weiße Winternacht hinein ihm und der Stadt wert war, wußte Herr Moritz Daemel ganz genau. Fensterläden vermied er deshalb und begnügte sich dafür mit warm anlockenden Vorhängen, welche seinen Namen in großen dunklen Buchstaben weithin über den Stadtmarkt zeigten.

Auch an diesem Abend ging es recht lebendig bei Daemel zu. Trotz der an sein Töchterlein gerichteten Ermahnungen und Warnungen warf der Herr Baumeister Hamelmann einen Seitenblick auf die berühmte Ecke, der keineswegs bloß Mißfallen ausdrückte; und als auch er, schräg gegen den Wind gelehnt, sie umsteuerte, gedachte er nicht ohne einen wohlwollenden Seufzer einer Sofaecke und eines runden Stammtisches, welche heute leider vergeblich auf ihn hatten warten müssen.

Und dazu rannte ihn jetzt der brave Ritter der Tafelrunde, der an seiner Statt diesmal den Platz occupiert hatte, beinahe über den Haufen und stürmte mit tief in die Stirn gezogenem Hut und dem Wort „Sakerment!“ auf den Lippen vorüber, ohne sich weiter danach umzusehen, wem er eben mit dickwanstiger Flegelhaftigkeit den Ellbogen in die Seite gestoßen und wen er mit breitschulterigem Ingrimm vom Bürgersteig gestoßen hatte.

„Na, hat sich der mal selber wieder aus der Gesellschaft geärgert oder haben ihm die anderen nach ihrer schlechten Gewohnheit das Lokal verleidet?“ murmelte Vater Hamelmann. „Das war doch' Liebelotte, Wittchen?“

„Es schien mir auch so, Papa,“ erwiderte Fräulein Hroswitha, die gleichfalls einen kleinen Puff von dem vor dem Wind an ihr vorbeisegelnden Vollschiff und Vollbürger abgekriegt hatte.

„Wollen uns nicht bei ihm aufhalten, Kind,“ meinte der Herr Baumeister, traf damit das einzig Richtige in diesem Falle, aber hielt bei dem nächsten Schritt doch wieder an und rief: „Das ist ja selbstverständlich Schönow da bei Daemel!... Der scheint ja jetzt merkwürdig hoch zu sein!... Na, na, nana!“

Ein weithin hallend, lebhaft Stimmendurcheinander drang hinter den warm durchleuchteten Vorhängen von Daemels Ecke hervor, aber Vater Hamelmann erreichte diesmal mit seinem Kinde glücklich Hof und Haus. Er widerstand der Verlockung, sein Wittchen allein weiterzuschicken und bei Daemel noch auf einen Moment einzutreten. Wir nicht; — es ist sogar unsere Pflicht und Schuldigkeit, noch ein bißchen hineinzugehen und unser Kind mit hineinzunehmen.

Der alte Krokodil! dieser Schönow!... Nachdem er sich in der Stube seines Freundes Hamelmann die naturhistorische Bezeichnung von einer der jungen Horcherinnen an der Wand verdient hatte, war er selbstverständlich noch nicht nach Hause gegangen. O nein! er hatte erst noch verschiedene Eier an einer möglichst warmen und gemütlichen Stelle abzulegen, und ein besserer Brütplatz als Daemels Ecke war selbst kaum in seiner großen Stadt Berlin für diesen alten, schlauen, nichtsnutzigen, in jedwedem Element gerechten Lurch zu finden. Gerecht im Trockenen wie im Nassen, auf jeder Violine gerecht; mit breitmäuligem, behaglichem Grinsen saß er, die Ellbogen auf dem Tische, ein infam

Kraut aus Kuba dampfend, an Daemels Ecke in einer von Daemels bequemsten Ecken und weinte durchaus nicht.

Es weinte auch sonst niemand um ihn her um den umfangreichen runden Tisch, nicht zu nah und nicht zu fern dem Ofen. Nur allerlei gnurrende, doch meistens zustimmende Laute gingen umher in der Tafelrunde der solidesten Bürger der Stadt, und sie rauchten alle heftiger denn sonst: Herr Schönow aus Berlin hatte noch immer das Wort; Herr Particulier T. A. Liebelotte aber hatte seinetwegen den Stammtisch ein wenig früher als gewöhnlich verlassen, und auch er war einer der solidesten Leute des Gemeinwesens, und es war keine Kleinigkeit, auf einen festen Mann wie er einen Trumpf zu setzen. Der Mensch mußte wahrlich schon einen ausgiebigen Schieferbruch und das zur Ausbeutung desselben notwendige Kapital hinter sich haben und aus Berlin sein, um in der Hinsicht an Daemels Ecke kühl Farbe ausspielen zu können.

Der alte Krokodil hatte es besorgt und dabei nur gesagt:

„Kellner, noch eene Thräne!“

Und er hatte noch immer das Wort:

„Bloß uf den Schrecken,“ meinte er grinsend, „trocknet nich Thränen der ewigen Liebe. Aber meine Herren, wenn ick mir in diesem Momang nich jänzlich vorkomme wie der Prophete Elias, als er jänzlich vergeblich vorm König Ahab von wejen Nabobben, Nathanen oder Nabothen seinen Weinberge gepredigt hatte, so will ick mir ooch von die Hunde fressen lassen und nich Schanze Numero zwee bei Düppel im siebten brandenburgschen Infanterieregiment Numero sechzig mit jestürmt haben. Nich, daß ick nich wüßte, daß manch eener seine Frau Lowise ruft, wo sie schonst lange unterm janz andern Namen in die Heilige Schrift notiert ist und ihr Einjebrachtes an jutem Rat zu det solide Jeschäft jern herjejeben hat. Ick hab et ja immer jefunden: mit eener Kapitalkündijung im richtigen Oogenblick kann der Mensch unmenschlich weit reichen. Wie sagt Schiller?

Die Äcker jrenzen nachbarlich zusammen,
Die Herzen stimmen überein —

und et stimmt hier ausnehmend in die Hundstwete, sagt eenem der janz jewöhnliche Menschenverstand, und bei Philippi, det heißt ufs Stadtjericht, sehen wir uns demnächst wieder, sagt der, der's jrößte Portmonnä hat, im jejenwärtigen Falle also unser ebent in det schlechte Wetter draußen verflossener Freund und Mitbruder, was ick ihm denn ooch jar nich übel nehme, nämlich det letztere, det Verfließen. Also, Daemel, ooch mich noch eenen Droppen uf den Schrecken!“

Daß die meisten der diese Rede rundum begleitenden Gnurr- und Brummlaute zustimmender Art waren, haben wir bereits mitgeteilt; allein wo gab es und giebt es ein Parlament und einen Biertisch, wo alle über eine das wichtigste Interesse der Menschheit anrührende Frage je ein Herz und eine Seele oder vielmehr ein Kassenschrank und ein Geldbeutel waren?!

Es war doch einer der alteingesessenen besten Männer der Stadt, der da eben wütend und mit dem Wort „hergelaufener, großschnauziger Berliner Haselante“ den runden Tisch im Ofenwinkel an Daemels Ecke verlassen hatte, und mehrere waren vorhanden, die, nachdem sie sich gefragt hatten, wie ihnen selber so was gefallen werde, ihre Stühle einen Fuß vom Tisch abrückten, mehr denn je der Gefahr einer Nikotinvergiftung nahe kamen und aus deren besser Kenntnis der Sachlage das rechte Wort entsproß:

„Na, Herr Schönow, ich will Ihnen mal was sagen: Was dem einen billig scheint, braucht darum noch lange nicht dem anderen recht zu sein! Geld aufnehmen auf Grundstücke ist eine Sache, und gekündigte Kapitalien rückzahlen die andere. Wie so hat denn auch das noch mit dem Kriege von siebzig zu schaffen? Da könnten am Ende doch noch zu viele kommen, die damals mitgewesen sind und ein Monopol drauf haben wollen. Wie ein jeder mit seinen Verhältnissen steht, muß jeder am besten wissen, ich so gut wie Liebelotte und wie Sie selber auch

vielleicht, Herr Schönow, obgleich ich mir gewiß nicht anmaßen will, hier so öffentlich in irgend jemanden seine hereinzuvigilieren. Kameradschaft hin, Kameradschaft her! Daß einer auch einmal dabei gewesen ist, zum Beispiel Sie Anno sechsundsechzig, thut gar nichts zu diesen Verbindlichkeiten. Im Gegenteil, wer weiß, wenn Sie uns damals hier nicht annektiert hätten, ob nicht Ihr Kamerad Amelung heute noch auf gesunden Beinen herumliefe, sein Geschäft verrichtete und keines anderen Menschen pekuniäre Unterstützung nötig gehabt hätte. Ich will gewiß nicht behaupten, daß ich die großen Resultate von siebzig nicht anerkennte, aber daß wir viel Gewinn von den Milliarden haben, soll mir auch keiner sagen. Und ohne sechsundsechzig wäre siebzig wahrscheinlich doch nicht gewesen; wenn Sie aber, Herr Schönow, wirklich noch einen Überschuß aus dem Gewinn- und Verlustkonto zwischen Königgrätz und Sedan in der Tasche haben, nun, so treten Sie doch gefälligst in Liebelottes Hypothek und machen Sie Ihrem guten Kameraden, dem Amelung — gegen den ich, weiß Gott, die besten Gesinnungen habe — seine letzten Stunden so sanft als möglich. Meine Herren, da kann doch niemand dazu, daß unter den gegebenen Umständen niemand das Anwesen in der Hundstwete so gut brauchen kann zur Arrondierung seines eigenen Grundstückes wie Herr Liebelotte, und daß jeder, der hierüber sein Urteil abgeben will, die Dinge doch kennen muß, wie sie seit lange bei uns liegen und nicht bloß aus einem temporären Aufenthalt bei uns wie, mit gütiger Erlaubnis, Sie, Herr Schönow. Herr Oberkellner, noch einen Schoppen!“

„Mir ooch, junger Einjeborener! Immer verkannt! det war von Kindsbeenen an meine Devise,“ meinte, gemütlich im Kreise umschauend, Herr Schönow aus Berlin. „O Fräulein Julie!“ seufzte er sodann wehmütig, um sofort eine wackere, schwere Faust auf dem Tische des Hauses kräftig niederzulegen mit den Worten: „Hab ick et mich doch jleich jedacht, dat se mir den Nassauer, den Potsdamer, den Weltstädter, den Jardelieutenant und den alljemeenen deutschen Reiseonkel in eener Persönlichkeit ufmutzen werden! Wollen Sie jütigst auch was anderes nich dabei verjessen, wenn Sie mal vater- und mutterlos uf die Grenze zwischen Moabit und Martinikenfelde aus die Taufe jehoben werden sollten, meine Herren; nämlich dat wenn auch jroßartige, so doch merkwürdige Jefühl, als eejentliche Wiege man bloß den janzen Ersatzbezirk des siebten brandenburgschen Infanterieregiments Numero sechzig — Ober- und Niederbarnim, Teltow und beiläufig ooch det bißchen Städteken Berlin — zu haben! ... Wer hat da ebent dat jroße Wort fallen lassen, Kameradschaft hin, Kameradschaft her?! Meine Herren, der vormalige Unteroffizier im siebten brandenburgschen Infanterieregiment und jetzige Landsturm und Berliner Hausbesitzer Schönow bemerkt Ihnen doch, daß Sie in diesem Falle ihn mit Ihre bekannte verdeckte Anspielungen uf die bekannte Ansiedelung am Strand der Spree doch nur bis an die Pelle kommen. Det süße Innerste kriejen Sie damit noch lange nich raus. Jetzt haben se im vorigen Jahr die Sechziger nach Düsseldorf verlegt und die Rheinländer und nich mehr die Teltower, die Treptower, die Lützower, die Tempelhöfer, die Rixdorfer, die Schmargendorfer, die Plötzenseer, die Weißenseer, die Stralauer, die Rummelsburger und det übrige unzählige Gänsekleen liefern mehr den Bedarf an Füsilierfleesch und Jrenadierknochen für't sechzigste. Aber — Schönown seinem Heimatsjefühl haben sie damit nich 'n Ende jemacht, und seine Kameradschaftsjefühle hält er ufrecht, soweit sie abends Punkte neune von Memel bis Metz det Volk und die Brüderschaft in Waffen mit dieselbe Trommel- und Hornmelodie ärgern und in die Kommißflaumfedern locken. Und in diesem Sinne, wie Jöthe jesagt haben soll, trete ick immer als richtijer Berliner in jede Provinz, wo et sich um eenen Kameraden in Schwulibus handelt, möglichst feste uf, und wenn et sich ooch um

die höchsten sittlichen Fragen in Hinsicht uf die Hosentasche handelt, wie Rothschild, Bamberger und die übrigen Klassiker in det Fach sagen. Und wenn jemand mich jar noch mit olle Anspielungen uf die ollen verjährten Annexionen von Anno bis ans Ende von die Dinge, Dietrich von die Wilhelmshöhe und sonstige wirkliche dämliche Nassauereien uf den Pelz rücken sollte, so verkündije ich hier an Daemels Ecke jetzt nichts weiter als: jrade darum! ... Nicht, daß mir mein Jewissen bisse; denn bei Königgrätz haben wir persönlich im sechzigsten ruhig Jewehr bei Fuß jestanden und still die andern uns mit die historischen Jranaten beschmeißen lassen; aber Noblesse obligiert immer, und jrade weil ick mir doch ooch meinen juten Kameraden Amelung mit annektiert habe, fühle ick mir bewogen, die Bitte auszusprechen: Kinder, jeht mal so anständig als möglich mit ihm und seine mögliche Hinterlassenschaft um. Weltjeschichte bleibt doch nun mal Weltjeschichte, und im Privatfall ändert manchmal leider niemand det Jeringste dran, sagt Fräulein Ju — sage ick hier bei Daemel; denn freilich konnte een königlich dänisch Wachtschiff vor Altona jedem königlich dänischen Steueroffizianten und manchem eijentümlichberechtigten Hamburger Markbankomannen viel besser jefallen als een eenfaches reichsdeutsches Seebad uf Sylt, wenn ooch mit Berliner Hotels, so doch mit eene Markrechnung von Tondern bis übern Watzmann naus. Womit ick bloß sagen will, daß man ja jedem seine persönlichen Jefühle jerne hochachten und doch bei außerjewöhnliche Jelegenheiten von ihm verlangen kann, daß er in einem speciellen jegebenen Fall einmal jroß und nich bloß an seine angeborene Privatranküne oder wie jesagt sein innigstes Portmonnä denkt. Ick hätte zum Exempel in Liebelottes Stelle jetzt nich det Kap'tal in die Hundstwete jekündigt; und wat hab ick denn anderes verböst, meine Herren, als daß ick dat offen ausjesprochen habe? Det er daruf sofort hinjing und nich mehr sang, is mich für die alljemeene Jemütlichkeit hier am Tische zwar een Verlust; aber da könnte doch jeder kommen und jleich seine Jeige untern Arm nehmen, wenn zufällig 'ne neue Variation von die schöne Melodie: Seid umschlungen Millionen, ufs Pult jelegt wird. Dat ick jetzt meen Instrument darniederleje, hat einen andern Jrund. Garçon, ankore eenen! Wat unser soeben leider hinjegangener Freund, wie ick vernahm, noch in die Thür Berliner Wind in mir nannte, habe ick vollkommen ausjeflötet — die reene Nachtijall nach Johanni. Wilhelm Schönow is meen Name, und — Daemels Ecke hat das Wort!"

* *
*

Sie hatte es und behielt es über das Thema noch bis ziemlich tief in die Nacht hinein; aber wir müssen ihr — Daemels Ecke — das Zeugnis ausstellen, daß sie sich im ganzen ungemein brav und anständig dabei gehabte. Es dauert immer etwas länger als zehn Jahre, ehe der Nachklang eines weltgeschichtlichen Faktums auszittert; und es hatten zu viele der späteren jüngeren Abendgäste bei Daemel selber persönlichen Anteil an der Thatsache, daß Deutschland im Jahre siebzig in Frankreich gewesen war, um nicht die Gesellschaft in der zwischen Phantasie und Verstand, zwischen Schönow und Liebelotte zum Verdruß gekommenen Erörterung nach der ersteren Seite hinüberzudrücken.

Im großen und ganzen nahm Daemels Ecke für den Knochensplitter aus der Schlacht bei Beaune la Rolande Partei, und daß es nur ein armer Maurergesell war, dessen Wohl und Wehe, Leben und Tod dabei in Frage stand, that nichts zur Sache. Wohl aber half viel zur Erhebung und Vertiefung der Stimmung und öffentlichen Meinung, daß man den an der Franzosenkugelwunde zunächst beteiligten Stadtgenossen, nicht ohne Berechtigung leider, jetzt endlich als von seinen Leiden erlöst besprechen konnte.

Doktor Langleben, der natürlich jetzt

gleichfalls noch bei Daemel saß, gab keine Hoffnung mehr, und — „Donnerwetter, das muß aber ein anständiges Begräbnis werden!“ sagte jedermann, gerade als wenn jedermann vorhin bei Wittchen Hamelmann mit Glocke und Hammer gespielt hätte und jetzt an Daemels Ecke in einer anderen Tafelrunde seinen Gefühlen gleicherweise, nur etwas gröblicher Ausdruck geben müsse.

Turner, Schützen, Sangesbrüder, Kriegervereinler — kurz alles von der Art, was augenblicklich bei Daemel saß, war darüber einverstanden, daß das Gemeinwesen in diesem Falle eine Pflicht zu erfüllen habe und daß es derselben gegen jede, wenn auch noch so respektable Privatgegenmeinung nachkommen müsse. Ja, das jüngere Volk und vor allem die jungen Veteranen waren sogar der Ansicht, daß „der Berliner eine volle Etappe hinter ihrem eigenen Gefühl in der Verhandlung Liebelotte contra Amelung zurückgeblieben sei.“

Gegen mitternacht stieg der dekorative Enthusiasmus so hoch, daß der Berliner, nämlich Herr Schönow aus Berlin, sich bewogen fühlte, zu bemerken:

„Na, Kinnerkens, det ist ja wirklich, als wie wenn er man erst bloß dod wäre! ... Da ick diese Bejeisterung doch selber een bißken mit ufs Seil jebracht habe, so billije ick und begreife ick ihr natürlich; aber zum Sammeln möchte ick doch jetzt fürs erste mal blasen. Nur nich alle Patronen verplatzen so eenzeln hinter Busch und Baum un hier so bei Daemel, der eene hinterm Schoppen und der andere hinterm Jlase Jrock. Een elejantes, richtiges Rottenfeuer im richtijen Moment bleibt doch det Wirksamste, wo et im menschlichen Leben uf 'n alljemeenen Ausdruck von die speciellen Privatjefühle ankommen soll, und dieses wollen wir jewiß besorgen, wenn es leider Jottes eenmal Zeit dazu jeworden sein wird, und ick verlasse mir da janz uf die verehrliche Schützenjilde und den Landwehr- und Kriejerverein. Aber wie sagt der Dichter? Doch der Lebendige hat 'n jewisses Recht, und am Jrabe noch pflanzt er die Hoffnung uf! Persönlich bin ick ja nur als alter Königgrätzer aus alljemeine Veteranenliebe und juter Kriegskameradschaft zum Kameraden Amelung hinjeleitet; aber die Familie besteht doch aus mehreren, die alte Tante jar nich einjerechnet. Da is det jüngere Wurm, der ufjejebene Kandidat sämtlicher Wissenschaften — Onkel Liebelotte hat uns schonst seine Meinung über ihn mitjeteilt — ick habe ihn die meinige denn ooch nich vorenthalten; aber wie wäre et nu, wenn sich hier an Daemels Ecke sich so bei kleinem eene doch noch etwas jenauere über ihm bildete?!“

Dazu kam es freilich an diesem Abend oder vielmehr in dieser Nacht nicht mehr. Sie kannten zwar den jungen Menschen alle ganz genau, hatten teilweise ihn aufwachsen sehen und waren teilweise sogar mit ihm in die Schule gegangen, aber was er hierzu sagen sollte, wußte doch im Grunde niemand recht. Daß das Gespräch bei Daemel „auch dieser kuriosen Geschichte wegen“ noch einmal einen neuen Aufschwung nahm, that wenig zur Sache, und daß jedermann den „ufjejebenen Kandidaten“ für einen braven Jungen erklärte — gar nichts.

„Na ja!“ sagte gegen ein Uhr morgens Herr Schönow aus Berlin, mit einiger Mühe und unter Beihilfe von zwei Kellnern sich in seinen Überrock findend. Er war selbstverständlich einer der letzten, die das Lokal verließen, und die kleine Corona von Provinzialnachteulen, die nach ihm noch drin blieb, erklärte ihn gleichfalls für einen braven Kerl, wenngleich sie ihn noch lieber bloß als „echt“, das heißt zur Schärfung dessen, was sie ihren Witz nannten, verwendet haben würde, sowohl in seiner Eigenschaft als Berliner wie als Mensch überhaupt.

* *
*

Ein paar Tage später hatte sich das Wetter gebessert, aber sonst wenig in der Welt. Herr Schönow war einige Tage

in Geschäften in Berlin gewesen und hatte, als ihm bei seiner Rückkehr auf dem Bahnhofe einige Provinzialbekannte versicherten: „Jetzt läßt es sich doch endlich recht hübsch zum Frühling an!“ gemeint:

„Jawohl! Wenn man det Ohr an die Erde legt, kann man die nächste saure Jurkenzeit ordentlich schon wachsen hören. Wenn ick Ihnen bemerken würde, daß wir det Phänomen bei uns zu Hause noch viel besser haben, so würden Sie natürlich sagen: Det hab ick man bloß von ihm hören wollen! — Also, wat jiebt et denn hier wirklich Neues, wat 'nen eben neu ufgefrischten Weltstädter seit vorigem Mittwochen am hiesigen Platze interessieren kann?“

„Sie oller Potsdammer, als ob unsereiner, wenn er auch hier im Nest aus dem Ei gekommen und flügge geworden ist, nicht auch seine Zeit in Berlin zugebracht hätte und von Morgen an den Großstädter spielen könnte, wenn er nur wollte! Übrigens hat Liebelotten der Schlag gerührt.“

„Den Stadtrat?“ hatte Lehmann, seinen Reisesack niedersetzend, gefragt.

„Nun, Sie kommen doch heute abend zu Daemel?“ hatte der andere erwidert; „es war doch auch ein recht guter Bekannter von Ihnen, und Sie hatten ihn gern an unserem Tische neben sich. Haben sich gewöhnlich recht gut mit ihm unterhalten, Herr Schönow.“

Und Herr Schönow hatte mit einer Energie, die weder etwas Weinerliches noch etwas Lächerliches an sich hatte, „Juten Morgen, meine Herren!“ gesagt, seinen Reisesack dem nächsten Jungen aufgeladen und war hinter beiden drein mit ungewöhnlicher Hast seinem Provinzialquartier zugestiefelt.

Drittehalb Tage befand er sich nun bereits wieder am Orte, hatte sich vollständig von neuem orientiert und die beruhigende Gewißheit erlangt, daß man an Daemels Ecke nicht ihm einzig und allein die Schuld an dem jüngsten tragischen Ereignis des Gemeinwesens zuschob.

Es war elf Uhr am Morgen, und vor fünf Minuten war wirklich Liebelottes feierliches Leichenbegängnis unter seinem Fenster vorbeipassiert, und er hatte vollkommen recht, wenn er unter dem Ausläuten der Kirchenglocken kopfschüttelnd die alte Frage stellte:

„Was ist der Mensch?“

Auch er hatte von seinem Provinzialabsteigequartier in der Hauptstraße der Stadt die beste Aussicht auf alle Züge und Aufzüge des Gemeinwesens, wenn er nicht persönlich daran teilnahm. Im übrigen sah es liederlich genug darin aus und vollständig gemäß einem Manne, der zu angeborenster Unruhe im Blute sein eigentlich Heimwesen in Berlin hatte und in der Provinz seine Tage in der Hauptsache in seinen Steinbrüchen und ein gut Stück seiner Nächte an Daemels Ecke zubrachte. Die würdige Matrone aus den besseren, den schreibenden Ständen, der er sich in „seiner Verbannung“ in Kost, Aufwartung und sonstige Pflege gegeben hatte, fand wahrlich nicht selten, wenn sie „hinter ihm drein seine Wirtschaft aufkramte“, genügende Gründe, die Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen und sich ihrerseits, bitter und kläglich zugleich, mit der Frage an die ewigen Mächte und die Stubendecke zu wenden:

„Was ist der Mensch?“

Gewöhnlich aber setzte sie selber dann sofort die Antwort hinzu:

„Ne, so ein Gottesgeschöpf! Wie nun seine Tischdecke wieder aussieht! Und rund herum wieder auf dem Boden seine Kledaschen, Schlafrock, Unterhosen und Pantoffeln, gerade als ob eben ein Schmetterling aus seiner Puppe gekrochen ist. Leid muß einem nur seine Frau thun! Du liebster Himmel!“

Merkwürdigerweise äußerte in diesem Augenblicke Schönow in Schlafrock, Unterhosen und Pantoffeln an seinem Fenster und mit der erloschenen Pfeife in der Hand etwas ganz Ähnliches.

„Et ist lächerlich; aber, du lieber Himmel, leid thut er mich in diesem Momente doch. Det olle Flockenjeläut fällt einem doch immer uf die Nerven, wenn man

ooch weeß, daß davor bezahlt worden ist! Da is er nun aus seinem Cocon herausgekrochen! Da fahren sie ihn nun ab, un hier stehe ick un muß mir fragen: Willem, hast du nicht auch ihn mit aus seine irdische Hülse herausjeärgert? Was ist der Mensch? — halb Tier, halb Engel; — ne, in diesem Falle is det doch man eene Dummheit; denn so viel ick mir jetzt in Weh- und Dehmut druf besinnen mag: von eenem Engel habe ick nich das mindeste an dem ollen festen Knaben verspürt; aber wenn sie ihn da oben jetzt in diese Hinsicht in die Reserveliste notieren wollen — meinetwegen! ick habe nischt dagegen! Im Jejenteil, ordentlich angenehm könnte es mich aufs laufende Konto in diese augenblickliche melancholische Stimmung sein. Was ist sein Zustand? Tausend Mängel! sagt der Dichter, und, ach Jott, nich bloß det Reimes wegen. Mangelhaft sind wir doch eben alle, wo et sich um Verbesserung unseres zeitlichen Wohles und Arrondierung von unsere liegende Jründe handelt! Jroßer Jott, wat ist eene Hypothek uf unseren allgemeinen letzten liejenden Jrundbesitz, wo jeder Kirchhof man bloß dreißig kurze Jahre nachs letzte Bejängnis in den Stadtbauplan ufgenommen werden kann und det jrößte und nobelste Tier ins Jemeinwesen, Excellenzen und Reverenzen, nicht sicher ist, mit 'm Kellergrund ausjehoben und beiseite jekarrt zu werden. Hat es mir doch vorm Jahr in Leipzig beinah 'nen Schrecken einjejagt, wie sie ausnahmsweise um den ollen Jellert, seine Fabeln wegen, rumjejangen sind un er da nun janz allein in seine Jlorie uf'm Wochenmarcht liejen geblieben ist! Na, oller Schwede, oller Freund Liebelotte, det ick dir heuchlerisch det letzte Jeleite jab, hast du wohl selber nich erwartet; aber — zu Daemel jehe ick heute abend ooch nich, um von seine allerbesten Freunde seinen letzten Wohlduft anzuriechen und ums dritte Wort zu vernehmen: ‚Na, Sie haben ihn ja ooch jekannt, Herr Schönow.' Guck, da kommen schon die ersten von die ernste Feierlichkeit zurück. Die sind wohl auch nur bis an die Thür mitjegangen un fürchten det Stehen im nassen Jrase! Jawohl, heute abend bei Daemel! ne — diesmal Abhaltung, meine Herren!"

Es saß jetzt in seiner Sofaecke, das alte Berliner Kind, und seine kalte Pfeife lehnte neben ihm, und es — Herr Schönow aus Berlin — ließ seine Hand flach aber schwer auf die blumige, jedoch freilich etwas verunzierte Decke seines Frühstückstisches fallen und bedachte „alle seine übrigen Abhaltungen".

Bei seinem „Kameraden" Amelung war er natürlich auch schon gewesen und hatte ihn „immer noch uf'm Marsche, aber leider Jottes immer auch bergunter" gefunden. Für den Abend war er zu seinem Freunde Hamelmann eingeladen, um „sich auszutauschen, sowohl menschlich wie geschäftlich".

„Det kleene Mädchen dort is mich der eenzigste Lichtblick in diese janze katzenjämmerliche Düsternis," meinte er. „Ick will nich sagen, dat sie jerade mein Fräulein Julie in die Knospe ist — Jott bewahre, det Genre jiebt et bloß einmal! — aber wie sagt der Dichter? Blüten, die der Lenz jeboren — et muß ja nich alles jleich Frucht und Samen sind! — streu ick dir in deinen Schoß. Und diese so janz im jeheimen von dem Kinde jeborene Idee, det jroßartige, aus Bruderliebe ufjejebene gelehrte Menschenwesen, diesen Jüngling, diesen verunjlückten Doktor Theologiä, Philologiä, Philosophiä, wat weeß ick, diesen dummen Jungen Gerhard Amelung unter sich und in die Stadt jegen jestickte Cigarrentaschen, gehäkelte Hausmützen und jemalte Lampenschirme auskejeln zu wollen, is, weeß Jott, schon des moralischen Verjnügens wegen eenes Erfolges würdig. Wat ick an Losen nehmen kann, nehme ick, und wat ick davon unterbringen kann, bringe ick unter. Diese Papiere werden wir mal in die Höhe treiben! Und wenn dat nich was für Julien ist, ihre Fonds anzulegen, so will ick morgen wieder uf die nächste beste faule Jründung mit meine Firma

W. Schönow rinfallen! So verläßt unser Herrjott doch keenen seiner Berliner selbst in die Provinz, sondern richtet ihn zur jehörigen Zeit immer wieder durch 'nen netten und jemütvollen Spaß uf. Diese allerliebste Backfische! Uf die Lippen von die Unmündigen hast du dich deine Stätte zubereitet, sagt der Prophete, un wenn det Kind, die Kleene, det Wittchen, mein Wittchen Hamelmann nich heute abend noch oder im Laufe des Nachmittags eenen Kuß vom ollen Onkel Schönow besieht, denn müßte det doch janz kurios zujehen."

Am Nachmittag kam er noch nicht zu dem der kleinen nichtsahnenden Witha angelobten Zärtlichkeitsbeweise, denn da hatte er noch unter greulichem Gefluche mit einer gleichfalls zu einem festbestimmten Lieferungstermin veraccordierten Schieferladung nach Berlin sehr zu schaffen. Aber der Abend traf ihn richtig in Hamelmanns Hause, und zwar nicht in solider Geschäftsverhandlung mit seinem Freunde Hamelmann (denn der war nicht zu Hause), sondern als „Leuchtturm im Sturm in eine See von junge Damens", als „richtigen lieben Berliner Onkel unter die lieben Kinder", als „selbstverständlich sofort die Seele von det Janze": nämlich als kindlich eifrigsten Mitrater und Mitthater in „die jungfräuliche Verschwörung zur mildthätigen Auslosung mit weibliche Nebengedanken von det Unjlückswurm meines armen Kriegskameraden hilflosem kleenem Bruder".

„Kinnerkens, ick sage nichts," sagte Schönow, „aber det sage ick: ziehe ick die erste Nummer, so behalte ick den Gewinst oder überlege mich erst jenau, an wen ick ihm verschenke. Et braucht übrigens keine rot zu werden, Wittchen, ick werde et doch nich. Ob er überhaupt hier in die Provinz bleibt, is jedenfalls noch fraglich; in Berlin weeß ick schon lange jemand von die schönere Hälfte von die Menschheit, der ihn mich mit Kußhand abnimmt. Na, bleich braucht noch keene zu werden, denn wie sagt Theodor Körner? Uns ruhen noch im Zeitenschoße die dunkeln und die heitern — ne, in der nächsten Stunden Schoße ruht dat Schicksal einer Welt ... weiter, Fräulein Hamelmann!"

„Und es zittern schon die Lose,
Und der ehrne Würfel fällt,"

sprach Fräulein Hroswitha mit ungemeinem Ernst und fügte hinzu: „Sie drehen immer alles ins Komische, Herr Schönow, und in diesem Falle ist doch dazu durchaus nicht die rechte Gelegenheit. Wer will denn jemanden persönlich unter sich verlosen? Ja, bringen Sie das nur in der Stadt unter der Leute Mäulern herum nach Ihrer Gewohnheit! Sie werden dann schon sehen!"

„Jerade wie bei Daemel! Immer verkannt!" seufzte Schönow, und zwar derartig kläglich und weinerlich, daß der ganze runde Glocke- und Hammertisch voll hübscher erzürnter Gesichter um ihn her unwiderstehlich einen ähnlichen Ausdruck annahm und nicht eine der jungen barmherzigen Schwestern sich im stande fühlte, auch an diesem Abend mißtrauisch zu flüstern:

„Uh, der alte Krokodil!"

Sie waren alle wieder beisammen bei dem Herrn Baumeister Hamelmann, ausgenommen natürlich Fräulein Malchen Liebelotte; allesamt mit dem besten Willen, sich so nützlich als möglich fürs Vaterland zu machen. Und wenn einer ganz und gar zu ihnen gehörte, so war das der alte Düppelstürmer, Königgrätzer und Steinbruchbesitzer Wilhelm Schönow aus Berlin.

„Also ausspielen wolltet ihr ihn nicht unter euch? Bloß zu Hilfe kommen wollt ihr ihm! Ja, natürlich!" rief er, schmunzelnd, grinsend, „heimtückisch" sich die Hände reibend. „Nur nich jleich wütend werden, Kinderkens! Immer hübsch taubenhaft, Minchen, Linchen und Zophiechen! Immer hübsch mit 'n Daumen uf die Leidenschaft, Schneewittchen und Rosenrot! Nur die juten Miezchen kriegen die verwunschenen Prinzen bei die Jebrüder Jrimm. Ach, Flockseide, Jold- und Silberperlen, rote, jrüne, blaue und jelbe Wolle, Stramin und Kannevah, wenn ick

nur allen zujleich det Jarn zu halten vermöchte, et sollte auch jewiß meinetwegen nich die jeringste Eifersucht unter euch liebe Engel hier rund um mich her entstehen! In alle meine Atome möchte ick mir verteilen! Dazu muß man ebent den janzen Tag unter die ollen Steine, Steinbrecher und Dachdeckerei sich ärgern, um am Abend gern so lieblich im Warmen zu sitzen und was Weiches zu fühlen. Na, hängen Sie mich nur über und wickeln Sie zu, Fräulein Witha. Violett ist immer eene Lieblingscouleur von mich gewesen. Jroßer Jott, wenn mir unser Herr Oberst von Hartmann, seligen Angedenkens von die Brücke von Sadowa und Unter-Dohalitz, jetzt so als Veilchenblauewollgarnwindmühle sehen könnte! Na, da sitzen wir schon vor en neuen Knoten, un det Regiment frißt sich Gewehr bei Fuß det Herze ab im angenehmen mörderischen Jranatenfeuer. Guck, wie die Mädchen lachen! Damals nannte man det freilich: eenen heftigen Eisenhagel speien. Aber 'ne bloße Kaffeemütze sollte damals wohl ooch nich draus werden, und so kam's im Jrunde ooch nich druf an, ob det feindselige Gekicher 'n bißchen jesundheitsjefährlicher war als heute abend hier. Na, schießen Sie nur los, meine Damen, schießen Sie nur ruhig weiter. Wat haben Sie noch uf dem unschuldigen Herzchen gegen det siebte brandenburgische Infanterieregiment Numero sechzig und den juten ollen Onkel Wilhelm aus Berlin?"

Er hatte wirklich nach seiner Art lange genug das Wort gehabt; und jetzt bekamen sie es und gaben es fürs erste nicht wieder her. Von allen Seiten zwitscherten sie auf ihn drein; aber es war ein Glück für sie, daß er eben mit krampfhaft ausgespreizten Armen und eingebogenen Händen in der violetten Wollverwickelung saß; er hätte sie sonst möglichst alle auf einmal beim Kopfe und Kragen genommen und abgeküßt.

„So halten Sie doch still, Herr Schönow; aus purer Bosheit bringen Sie alles immer noch mehr in Verwickelung!" rief Wittchen Hamelmann. „Sie sollten sich wirklich schämen, daß Sie Ihr ewiges unbekanntes Fräulein Julie nicht besser gezogen hat. Was wir thun, thun wir nur aus gutem Herzen, und weil es so viel Unglück und Schmerzen in der Welt giebt; und da ist gar kein Vergnügen dabei und kein schlechte Witzemachen nötig. Aber Sie wollen immer von allem Ihren Spaß haben, und alles ist nur geschaffen, daß Sie Ihre Berliner Reden dran hängen können. Daß Sie nicht so schlimm sind, als Sie sich ausgeben, dafür können Sie gottlob nichts; denn wenn Sie es könnten, dann würden Sie es ganz gewiß ändern und sich zu einem wahren Kosaken und Menschenfeind machen. Aber da gebe ich Ihnen unser heiliges Wort, dann säßen Sie ganz gewiß heute abend nicht hier bei uns und hielten uns das Strickgarn, als ob Sie zu uns gehörten. Wir dankten dafür, und Sie möchten unsertwegen ruhig wie gewöhnlich bei Herrn Daemel sitzen, und wir hätten uns ganz gewiß einen anderen, der Geld hat und ein gutes Mundwerk, dazu ausgesucht, wozu wir Sie nötig haben, Herr Schönow. So! — von dem Garnhalten sind Sie jetzt frei, und jetzt, Ännchen, reiche ihm die Lose herüber, die wir denken, daß er sie in seiner großartigen Welthauptstadt Berlin, wo er, wie er immer behauptet, eine so große Rolle spielt, unterbringen kann. Da, Onkel Schönow, zweihundertfünfzig bis siebenhundertfünfzig! Die Nummer eine Mark! Eine halbe Nacht hat das Kind daran geschrieben. Für hier haben wir die Kollekte selber übernommen und brauchen Sie nicht dazu. Man muß auch den Gutmütigsten nicht weiter inkommodieren, als es nötig ist."

„Kaiser Wilhelm nimmt gewiß een Dutzend!" grinste Schönow. „Ick brauche ihm nur an die jroße Parade bei Jänserndorf, wo ich die Ehre hatte, Majestät persönlich durch Königliche Hoheit Prinz Albrecht vorjestellt zu werden, zu erinnern."

„O, das wäre zu schön!" riefen die jungen unschuldigen Herzen unisono; und mit einem Ernst, der wirklich eines miß-

trauischeren Publikums wert war, sprach Schönow:

„Uf meen Jewissen, wenn ooch uf nichts anderes nehme ick die Versicherung jedenfalls, daß ick dem ollen lieben Herrn mit seinem guten Dutzend hinter det Licht führe. Treue, Ehrlichkeit und Ufrichtigkeit zu Wasser und zu Lande hab ick ihm seiner Zeit jeschworen; aber für die Luft und in Lotterieanjelejenheiten hab ick mich, Jott sei Dank, nich verpflichtet. Her mit die Kommission, Fräulein Anna! Det is 'n Jeschäft für eenen vons letzte Ufgebot! Aber nu ooch een Wörteken von die Spesen, ihr nette zu Preußens Heil mich annektierte Provinzengel. Wat fällt denn außer seine persönlichen Auslagen für den juten Onkel aus Berlin bei det Ding ab?"

Sie rückten sämtlich plötzlich ein wenig von ihm weg und mochten wohl ihre Gründe kennen; doch in diesem Augenblick erklang die Hausthürglocke und überhob sie gegenwärtig jeden specielleren Eingehens auf das, was Schönow an Daemels Ecke in geschäftlicher Beziehung nimmer als seine Spesen in Anspruch genommen haben würde.

Witha Hamelmann horchte einen Moment und sagte dann:

„Es ist der Vater. Er ist noch einmal in der Hundstwete gewesen."

„Ick war heute mittag da," seufzte Herr Schönow. „Weeß ooch janz jenau, was Papa mitbringt, Wittchen; nämlich det mein alljemeiner Freund Liebelotte et wieder mal viel besser gekriegt hat als manch ein anderer!"

* *
*

„Guten Abend, Kinder! guten Abend, Schönow!" sagte der Baumeister; und sie gaben ihm alle den Gruß und Wunsch zurück, sahen ihm aber mit großer Spannung nach den Augen, und Wittchen fragte:

„Nun, Papa?"

„Ich habe Sie in Ihrer Wohnung gesucht, Schönow," sagte der Vater Hamelmann. „Es ist mir sehr lieb, daß ich Sie hier finde. Laßt euch nicht stören, Kinder; Herr Schönow und ich haben den Weg noch einmal zu machen."

Sie sahen ihm alle an den Augen an, was er Schlimmes aus der Hundstwete mitbrachte.

„O!" seufzte Witha und — „Schön!" brummte der Veteran und Steinbruchsbesitzer, schwerfällig aus der jungen, weichherzigen, hübschen, betrübten Tafelrunde sich emporhebend. Mit beiden Fäusten auf den Kinder-Spieltisch gestemmt, stand er noch eine Weile kopfschüttelnd und nachdenklich; dann that es einen Ruck in ihm, noch einmal sah er sich melancholisch im Kreise um und sagte:

„Ja, meine Puppen, denn laßt euch weiter nicht stören; und was die Verabredung von wegen die Lose betrifft, so bleibt et bei ihr. Mit Berlin, Moltke und Kaiser Wilhelm besorje ick det ohne Schwierigkeit. Mit Bismarck muß man erst mal sehen. Komme ick an ihm ran, so fasse ick ihn sicher und natürlich bei seine zartesten menschlichen Jefühle un hänge ihm so viel als möglich von eure Spekulation auf seine patriotische Mitleidigkeit uf. Det Resultat sobald als möjlich in Bar. Kommen Sie, Vater Hamelmann."

„Was habt ihr denn da wieder zusammen ausgeheckt?" fragte Vater Hamelmann.

„Jar nischt!" sprach Schönow. „Bloß die uralte tröstliche Jewißheit, dat überall, wo et Not an'n Mann ist, diese lieben Würmer, dieset schönere Jeschlechte, kurz die kleenen Mädchen — die braven ollen Damen naturellemang nich ausjeschlossen — immer die ersten dran sind."

Der Weg nach dem kleinen Hause am Berghange war an diesem Abend viel gangbarer, als da wir ihn zum erstenmal beschritten. Der Abend war zwar auch wieder dunkel, aber die Luft war still, und wenn sich morgen ein Wind erheben sollte und es vielleicht nicht nach mitternacht noch einen kleinen Strichregen gegeben hatte, so war unbedingt auf den ersten Märzenstaub zu rechnen, und Nachbar mochte schon jetzt den Nachbar dran

erinnern, daß derselbe, der Märzenstaub nämlich, Goldes wert sei.

Die beiden Herren gingen Arm in Arm. Herr Schönow hatte eine ausgebildete Angewohnheit, den seinigen sobald als möglich jedem Begleiter, Führer oder Geführten einzuhängen, und zwar so zuthunlich als möglich. Eine Anwandlung dann und wann von einem verdächtigen Stechen im linken großen Zehen that vieles dazu, aber nicht alles. „Unschuldiges Zutrauen ist eben der Mensch seinem Nebenmenschen schuldig!“ behauptete er. „Besuchen Sie mir nur mal in Berlin, und Sie werden sich wundern, wie viel mefiante Provinzialeingenommenheiten der Mensch abschmeißen kann, ohne Schaden an seine Seele und Würde zu nehmen. Bloß den Jeldbeutel een bisken zuhalten, sonst aber — völlije Hingabe! Weshalb sollte ick mir also nich ooch hinjeben? Hand in Hand, jeliebtes Leben, sagt die janze Naturjeschichte von vorne bis hinten!“ meinte er.

Augenblicklich hielt er sich merkwürdig still und ließ seinem Freund und Geschäftsfreund Hamelmann das Wort bis in den kleinen Lichtkreis der kleinen Lampe am Sterbebette seines Kameraden, des Unteroffiziers Ludolf Amelung von Beaune la Rolande. Und die „fünfhundert Mitleidige-Backfisch-Lotterielose, unjarantiert vom Staate“ hatte er auch in seiner zugeknöpften Hosentasche mit der festen Absicht, sie sich selbst für Kaiser und Reich zum Andenken gegen bar aufzuheben.

„Ich möchte mir keinen anderen als Sie, Schönow, auf diesem Wege zur Begleitung wünschen,“ sagte Vater Hamelmann. „Es ist doch, als wären Sie mir eigens dazu hergeschickt und unsere übrigen Geschäftsverbindungen nur ein Vorwand. Ich kann wohl sagen, obgleich ich ja natürlich ein großes Interesse an dem armen, tüchtigen Kerl nahm —“

„Kriegsbruderschaft! ... Blut ist een janz besonderer Saft, sagt Fräulein Julie,“ sprach Schönow vor der Thür der Gebrüder Amelung. Die beiden Männer traten ein — aus der schönen, reinen Vorfrühlingsluft in den Dunst der niederen ärmlichen Krankenstube. Es erhob sich niemand zu ihrer Begrüßung, und es erwartete auch keiner einen Gruß von ihnen; die Tante Fiesold befand sich in der Küche und kochte einen Kaffee in der Erwartung, daß der Jammer wieder bis spät in die Nacht hinein währen könne.

Trotzdem daß alle Fenster weit geöffnet standen, füllte der alte Lazarettdunst mitten im Frieden den Raum und legte sich feucht-ekel an Balkendecke, Wände und jegliches Gerät.

„Kenne ihm! Et is eben der ewige Siegesjubelparfüm, seit es unser Herrjott zum erstenmal erlebte, daß sich seine Ebenbilder unter sich det jute Invernehmen sistierten und eenander über die Jrenzen rückten. Mich persönlich haftet er seit det verfluchtige Bürgervereinsspital in Flensburg in die Nase und die Kledagen,“ brummte Schönow. „Also seit meine schönsten Jünglingsjahre! Na, Sie anderer armer junger Mensch, nur nich den Odem jleich janz anjehalten! Et wehen immer ooch noch andere Lüfte in der Welt. Wer ahnt in seinem oogenblicklichen Pech, in welcher anjenehmen Lotterie ihn eben det Schicksal ausspielen läßt?“

Er hatte mit innigster Teilnahme dem Bruder des Kranken die Hand auf die Schulter gelegt und sich dabei mit der vollen Sicherheit, hier als Sachverständiger zu gelten, über das Bett gebeugt. Es brauchte aber keiner längeren Beobachtung; im nächsten Moment schon richtete sich der alte brave Veteran von so manchem schleswigschen und böhmischen Schlachtfelde auch von diesem niederliegenden Kameraden wieder auf und seufzte gegen den Vater Hamelmann gewendet:

„Jawohl, et jeht merklich zum Besseren, da et leider schon lange nich zum Besten mehr jehen konnte! Wer ihn noch mal unter die Lebendigen sehen sollte, der müßte freilich rasch geholt werden. Jawohl, jawohl, 'n Doktor braucht man nich mehr dazu, um zu wissen, daß er heraus ist und zwar mit eenem Treffer! Du jroßer Jott, da hilft et wohl jar nicht

mal mehr, daß man ihn nochmals zu seinem Troste an seine Verdienste und Ehren in diese Erdenwelt erinnert! Ach, Gerhardeken, in Frankreich uf dem champ de bataille hat er sich hoffentlich seinerseits nich zu ville draus gemacht, wenn er sie so zu Tausenden um sich her liegen ließ un ruhig weiter marschierte, bis die Reihe an ihm kam. Det Miserable is ja wohl nur, daß det ihn so lange nach jeschlossenen Akten und sojar jlücklich zuletzt ooch beendetem Jeneralstabswerke passieren muß. Wahr is es: det Jräßliche, sich so unbekannterweise eenander ums Leben zu bringen, wird eenem hierdurch ville deutlicher als durch det wohlgepflegteste Schlachtfeld. Na, een Jlück is et, daß er jetzt wenigstens so hübsch ruhig und still liegt."

„Er liegt leider nicht so still und ruhig, wie Sie meinen, Schönow," seufzte Hamelmann. „Der Doktor ist über Land und kann uns hierin keinen Rat geben. Ich habe Sie deshalb geholt, daß Sie ihn hören und ihm zusprechen. Gerhard meint, daß er dann und wann doch so ziemlich bei Bewußtsein ist."

„Ja," sagte Gerhard Amelung, „er hat auch mehrfach Ihren Namen genannt und nach Ihnen gerufen, Herr Schönow. Er kann nicht über ein Wasser kommen, und dann ärgert er sich über die Pioniere —"

„Aha — die Zimmerer! Jawohl, die können eenen schon im Leben wie im Sterben zur Verzweiflung bringen. Det freut mir aber doch, dat er bis zuletzt als echter Maurer vor unser Gewerk steht un in die Rankune jejen die nichtsnutzigen Säjeböcke, Holzwürmer und Boomspechte nich nachläßt. Thu ick ooch mal nich! so wahr ick mir jleichfalls zu's Metier zähle, wenn ooch man als spekulativer Steinbrecher und Dachdecker."

Der jüngere Amelung faßte den Arm des gutmütigen Veteranen. Der Kranke hatte sich plötzlich aufgerichtet und sah mit großen, fieberglänzenden Augen aufgeregt, doch starr geradeaus und auf ein weit ablegenes Marsch- und Kriegserlebnis seiner eigenen Soldatenzeit hin.

„Da rechts sind sie schon durch die Weinberge, und wir — wir kommen wieder nicht ran!" rief er. „Und sie haben doch wirklich einen so guten Willen, uns mit dem Besten, was sie noch haben, aufzuwarten! Die Herren oben haben es selber nicht für möglich gehalten, Gerhard... Aus dem heißen Sommer in den kalten Winter! ... Guck, das Wasser geht auch hier bei ihnen mit Eis! ... Wie der Prinz Friedrich Karl da links am Werk gewesen sein muß — beinah so viel Menschenleiber und Pferde als Schollen! Schiebt alle mit! Her mit den Balken, her mit den Haus- und Stubenthüren — Hand weg, Gerhardchen, daß wir dir die Finger nicht klemmen bei dem Geschäft. Schone deine Schreibfinger, Junge! 's ist doch ein Glück, daß das Kind ruhig zu Hause sitzt! Da! da haben wir die Granate und die Bescherung — ein paar rote Flecke mehr im Wasser und die Arbeit von vorne! ... Nicht nachlassen, Kinder! Alle heran an die Brücke — Maurer und Zimmerleute! Wir müssen, wir müssen herüber!"

„Ob et die Loire is oder der Loir, is mich janz jleichjültig, aber ick wollte, wir hätten ihm rüber," murmelte Schönow. „Det is ja fast noch doller wie an der Taya, wo sie uns ooch nichts weiter übrig gelassen hatten als wie die Pfeiler, Unteroffizier Amelung! Unsere Pioniere vom zweeten und dem Füsilierbataillon jingen aber, um die Kleeder zu schonen, im Hemde mit die Patrontasche im Maul in't Feuchte und holten richtig drüben im Dorf jenug Material, um uns übrige Verjnügenstouristen janz bädeckertrocken über det nasse Reisehindernis weg zu bringen. Nasse Füße in't Biwack jehört doch jrade nich zu die Annehmlichkeiten des Daseins. Ruhig Blut, Kamerad, et macht sich, et macht sich!"

Der Invalide von siebzig hielt plötzlich den Veteranen von sechsundsechzig mit eisernem Griff am Arm.

„Die Füße, der Fuß, Unteroffizier Schönow! 's ist ja nichts weiter als bloß der eine dumme Fuß! ... und der brave

Junge, der arme Junge, der Gerhard! ... Kamerad, Kamerad, sie sind alle voran, sie sind alle längst am Feind und wir kommen ihnen nicht nach — holen sie nicht ein — der Junge und ich! Kamerad Schönow, die verfluchte Brücke und der Verhau!"

„Kennen wir ooch aus die böhmischen Wälder, Kamerad Amelung!" rief Schönow, und sich wie erklärend zu dem Bruder und dem Baumeister wendend, setzte er so zu sagen begütigend hinzu: „Et is wirklich nichts weiter, als was unsereiner jede Nacht an sich erleben kann, wenn er von Daemels Ecke oder vom Schweren Wagner kommt. Da haspelt man sich ooch ab vor allem möglichen jeträumten Hindernis, und es ist eene Wohlthat, wenn eener eenen an die Schulter jreift und richtig nach Hause abliefert."

Und sich von den ratlosen, betrübten Beisitzenden wiederum an den Mann auf dem Schmerzensbette wendend, rief er:

„Hurra, heran det brandenburgische siebente, Nummer sechzig! det janze Spiel — Musike, Musike! Trommeln und Pfeifen — uf mit die Bajonette! da sind wir schon, Kamerad; — det janze Vaterland hinter uns! Nur bloß een bißken an die Rippen kitzeln, und alles läuft, Kamerad Unteroffizier Amelung! Für Eltern, nachjelassene Ehefrauen, Kinder, Brüder, Schwestern und sonstige Blutsverwandtschaft sorgen unbedingt die juten Bekannten und det sonstige Vaterland! Hurra — hurra — lassen Sie meinen Arm los, Hamelmann! halte feste, Kamerad Amelung! ... Da sind wir drüben! Hurra!"

„Hurra!" rief der sterbende Veteran vom Jahre siebzig, und er war es, der seine Hand von dem Arme Schönows ablöste und mit einem letzten befreienden Atemzug schwer und für immer auf sein Kissen zurücksank. Der Baumeister hielt zitternd den Ärmel des Freundes:

„Was machen Sie? Um Gottes willen, Schönow?!"

Es war in diesem Augenblick für den Berliner niemand weiter in der Welt vorhanden als der gute Kamerad auf seinem Bette der Ehren. Er hatte sich über ihn gebeugt, er strich ihm leise und zärtlich über die mit dem letzten kalten Schweiß bedeckte Stirn. Er griff nach der Seite, als ob er dort, wie vor Jahren, seine Feldflasche suche —

„Alle Kommissionen bei Muttern nehme ick natürlich über mir, Bruder!" flüsterte er. „Uhr und Brieftasche sind schon in Sicherheit und werden richtig zu Hause abgeliefert!"

Er selber, Unteroffizier Schönow von den Brandenburgern, war in diesem Moment wahrlich weit weg aus der stillen Hundstwete, und doch — wahrhaftig — kein anderer am Ort steckte zur Zeit so ganz und voll in der Situation wie er und war mit so zweifellosem Rechte zur letzten Hilfe herbeigeholt worden. Was noch zum Troste kam, das kam freilich nicht von den blutroten, brand- und pulverqualmüberwölkten Schlacht-, Sieg- und Erlösungsfeldern zwischen der Donau und der Loire.

Die Tante Fiesold war's, und sie kam mit ihrem Kaffeetopf aus der Küche und sagte grämlich-weinerlich:

„Soll sie denn nicht hereinkommen? sie sitzt seit einer Viertelstunde bei mir am Herd und fürchtet sich so und ängstet sich das Herze ab —" Und dabei brach sie selber ab, die Tante, und schrie: „O Jesus Christus! Ludolf?! ... Gerhard?! ... o Gott, o Gott, o Gott! ... Vater unser, in deine Hände ... Ist es denn möglich? ... und keiner ruft mich herein! ... Kein Mensch denkt und kümmert sich um mich!"

„Ooch noch!" brummte Schönow, sanft den Schüler von der Brust des endlich zur Ruhe gelangten Bruders emporziehend. „Ja, et war so Jottes Willen, Herr Doktor, und so wollen wir ihn um Jottes willen nicht länger ufhalten, lieber, lieber Junge. Sieh mal (er hört uns jottlob nun nich mehr!) er hatte doch wohl nun lange jenug jelitten. Det Vaterland möchte ooch ich lieber nich verteidigen, det mehr von eenem prätendierte! Der Schlaf is jedem zu jönnen! Und sich

mal, ick habe wirklich dieses in meine Jahre schon mehrmals mitgemacht. Privatim und von die Königsau bis in't Ungarland. Im Anfang denkt man natürlich: nanu is't alle, und mit dem lieben Abgeschiedenen is die janze Welt hin. Ja, wär dat so, so wär dat schon längst so, und wir brauchten nich immer noch druf zu passen! So stellt det Herz seine Ansichten uf; aber det Herz — det Herz — ja, du lieber Himmel, wenn man sich uf sein Herz verlassen wollte, da käme man schöne in die Bredullje. Sieh, Gerhardeken, dat is dat Richtige! Thränen! Weine dir ruhig aus — weine dusemang zu und lasse übermorgen still rankommen. Frage nur Hamelmann, der ist ooch schon mehr als eenmal in eegener Angelegenheit mit dabei gewesen; sollst mal sehen, sollst nur mal sehen, wie viel ruhiger sich det Elend schon morgen ansieht, wenn die Erfahrung sich von neuem meldet, dat alles seinen jewiesenen Weg mit alle seine Anforderungen ruhig weiter jeht und wir jar nich drum gefragt werden, wenn jeder was an uns zu fragen hat. Ach je, und denn gucke dir eenmal um, lieber Junge! Sie — Tante, olle jute Rosine, machen Sie sich nur nich jetzt noch zu breit im Pudding, er ist uns doch schon multrig jenug. Gerhardeken, ick bitte dir, nimm doch die Hand, die dir da jereicht wird!"

Es war eine kleine, zitternde Hand, die hinter der Tante Fiesold zum Vorschein kam.

„Kind," rief der Vater Hamelmann, „bist du denn auch da? Wo kommst du her?"

„Nachgeschlichen ist sie uns!" rief Schönow und erhält von uns vollkommene Absolution für den vergnügten Ton, mit dem er das Faktum inmitten der traurigen Stunde von allen zuerst nach seinem Wert erkannte. „Nach Hause jeschickt hat's die anderen Herzen und sein eegenes uns nachjetragen. Na, nu nur nich zu arg weenen, Wittchen, Schneewittchen! Ja, so erzählt et Jroßmuttern schon von Anbeginn an von die kleenen juten Mädchen und hilfreichen Feen. Ziehen Sie doch det Tuch dem juten Ritter vom eisernen Kreuz über det Jesicht, Hamelmann; und du, junger jelehrter Mensch, reiche dem kleenen, braven Kameraden uf dem Erdenkriegspfade jetzt wenigstens ooch die Hand!"

Wir haben sie lachen sehen als leichtsinnigste Spekulantin und bankerotte Inhaberin des gefährlichsten Papieres im Spiel Glocke und Hammer, der Karte des weißen Schimmels; in diesem Augenblick war von ihrem fröhlichen Kinderherzen nichts mehr übrig als das Beste dran, nämlich die schöne Kunst der Weiber, Trost im Unglück zu bringen und im Notfall sich selber zum Trost, und zwar ohne mit irgend etwas von ihrer lieben Seele dabei haushälterisch zu sparen. Nun war keine ältere Jungfrau und alte Jungfer und keine barmherzige Schwester aus Kaiserslautern besser als das kleine Schulmädchen befähigt, den armen Gerhard Amelung auch auf das Morgen und Übermorgen des alten Krokodils, Herrn Schönow aus Berlin, hinzuweisen — nur in einer etwas anderen Art und Weise.

Sie brauchte längst nicht so lange Reden dazu wie der brave Veteran und Steinbrecher vom siebenten brandenburgischen Infanterieregiment Numero sechzig. Mit einem oder zwei Worten reichte sie aus und hätte auch die nicht einmal nötig gehabt.

„Ja, aber Mädchen?" fragte noch mal der Vater; sie aber kümmerte sich gegenwärtig durchaus nicht um ihn.

„O Gerhard!" schluchzte sie, und was heute abend an Trost und Beruhigung für Gerhard Amelung in der Welt vorrätig war, lag in dem Worte und in dem Ton, mit welchem es ausgesprochen wurde. Vier Jahre ungefähr war der „verunglückte" Student älter als des Kreismaurermeisters Wittchen. Er sollte seinen zwanzigsten und sie ihren sechzehnten Geburtstag begehen, und sie waren gute Freunde von früh auf gewesen, ohne daß der Papa etwas dagegen einzuwenden gehabt hatte. Nun wachten mit dem thrä-

nenvollen, mitleidigen Laut hundert liebe Bilder, in eines zusammengefaßt, auf: viele Hunderte von Sommer- und Wintertagen und -Abenden, alle Schul-, Feld- und Waldwege, alle Berglehnen, Gassen, Märkte und Gärten der Stadt und Umgegend — Behagen und Unbehagen, Friede und Krieg, wie sie von Kindern und jungen Leuten angesehen und gefühlt werden — alles das, was gestern war, und die Beruhigung und den Trost, welche der lebens- und kriegskundige gute Onkel Schönow aus Berlin erst für morgen und übermorgen verbürgte, welterneuernd allezeit in sich schließt.

Gerhard streckte, auch schluchzend, seine Hand aus und stotterte: „Es ist sehr freundlich von Ihnen, Fräulein."

Vater Hamelmann schüttelte den Kopf; aber Schönow meinte:

„Wat ick dem verreisten Kameraden da versprochen habe, dat besorge ick so jut als möglich — ooch uf die Jefahr hin, dat mich dies junge jelehrte Tier hier dermaleinst als Professor der Jeschichte und sonstiger Parlamentarier die fünf Jroschen für die Samoainseln verweigern und den Militäretat vom höheren Jesichtspunkte aus beschneiden sollte! Fräulein hat er dir jenannt, Wittchen? Det find ick janz passend in die ernste Stunde. Jott schuf sie: een Männlein und een Fräulein; aber verlaß dir drauf, bei unsere Verabredung von wegen det Lotteriegeschäft bleibt et. Und nun, Hamelmann, thun Sie mich den Jefallen und nehmen Sie die beiden Kleenen een paar Ogenblicke mit hinaus in die Küche. Sie, Tante Fiesold, und ick, wir bleiben wohl noch een bißken am Platze und stiften erst die erste nötige Ordnung um den juten Kameraden und nobeln Ritter da her. Et is nich der erste, den ick nach dem Tode fürs Vaterland een bißken anständig zurechtgerückt habe."

* *
*

Es war ein stattliches Berliner Geschäfts- und Miethaus älteren Stils, das heißt nur drei und ein halb Stockwerke hoch, Erdgeschoß eingerechnet, auf welches die Sommersonne schien und, soweit sie es bei der Lage der Dinge möglich machen konnte, Gerechte und Ungerechte drin beleuchtete. Gebaut gegen Ende der dreißiger Jahre des Jahrhunderts, hatte das Haus mehrmals die Besitzer gewechselt; jetzt war Eigentümer der königlich-kaiserliche Hofschieferdeckermeister W. Schönow, und hoch oben wohnte bei ihm zur Miete Fräulein Julie Kiebitz, die sich zur Zeit der Olympia Morata und anderer gelehrter Damen sicherlich Julia Vanella genannt haben würde.

Da sie als eine geborene und gebliebene Kiebitz ihrem Familiennamen nach gänzlich zu dem Geschlecht der Grallæ gehörte, so haben wir nur aus der ersten besten Volksnaturgeschichte den betreffenden Passus abzuschreiben und treffen damit vollkommen das Richtige.

„Die Sumpfvögel (Grallæ) zeichnen sich meist durch gar besonders lange Beine und auch meist langen Hals aus. Dahin gehören zum Teil ganz vorzüglich nützliche und wohlthätige Vögel, welche es so mutig und zugleich so geschickt im Kampfe mit den giftigsten Schlangen aufnehmen, die sie ganz besonders gern zu fressen scheinen, daß sie für die heißen Länder, in denen sie und die Schlangen wohnen, eine große Wohlthat sind. Sie kämpfen ja eigentlich doch für den Menschen, der diese Kämpfe selber zu bestehen kein Geschick hat. Fährt die Schlange nach ihnen, so fliegen sie auf und wissen sie dann immer mit dem Schnabel hinter dem Kopfe zu packen, den sie zerknirschen, so daß die Schlange ihnen nichts mehr thun kann" u. s. w.

Zu diesen „Grallen" rechnet zum Exempel der Herr Hofrat und Professor Doktor G. H. von Schubert zum Beispiel den Flamingo, der im Alter schön rot anläuft, ein Nest in Backofenform baut und beim Brüten die langen Beine zu beiden Seiten neben dem Neste niederstreckt, als wenn er ritte.

Zu dieser Species gehörte Fräulein Julie Kiebitz nicht.

Sie war im Alter nicht schön rot, sondern ziemlich gelb angelaufen und hatte nie in ihrem Leben ein Nest in Backofenform errichtet.

Auch zu den Rohrdommeln, Nachtraben, Kranichen und Schnepfen war sie nicht zu rechnen. Auch nicht zu den Wasserhühnern und Störchen und noch weniger zu dem Geschlecht Rallus Crex, das im Herbst „überaus fett“ wird.

Sie war im Herbst ihres Daseins durchaus nicht fett geworden.

Nur ein Vogel ist, der zu der Gattung gehört und zu dessen Geschlecht sie sich ganz rechnen konnte. Aus diesem Grunde wahrscheinlich führte sie auch sein Bildnis in ihrem Siegel, und außerdem hatte sie auch eine Monographie über ihn geschrieben, wenn auch nicht drucken lassen; sein Name heißt Ibis.

Was wir dazu thun können, daß auch sie nach ihrem Tode einbalsamiert und göttlich verehrt wird, soll geschehen; gottlob aber haben wir sie augenblicklich noch recht lebendig unter uns und nennen sie einfach, herzlich und zärtlich durch diese Blätter hindurch bei ihrem Tauf- und Familiennamen:

Julchen Kiebitz.

Schönow behauptet nicht ohne Grund, von ihr zu einem Menschen gemacht worden zu sein, wovon später natürlich noch die Rede sein muß; seine Wohnung und sein „Privatgeschäftsbureau“ befanden sich jedenfalls unter ihr, im Grundstock des Hauses, und wir gehen an denselben jetzt vorbei, um zu ihr emporzusteigen. Eine Freude wird es uns sein, den ersten Besuch parterre in ihrer Gesellschaft zu machen. Der heilige Vogel, der Ibis, in eine Berlinerin metamorphosiert, würde niemals anders wohnen und anders sich einrichten in der sandigen Mark Brandenburg und in der Stadt Berlin, wie Fräulein Julie wohnte und sich eingerichtet hatte.

Es weht wie Sand der Wüste in die offenen Fenster und bedeckt die Hieroglyphen einer großen Vergangenheit; eine Büste Friedrich Wilhelm Hegels sieht gelehrt, aber schon mit Staub bedeckt von einem der hohen Bücherschränke mit Papyrusrollen herunter. Wer weiß es nicht, daß Professor Dr. Kiebitz einer von den Diadochen war, die sich in den Kriegs- und Königsmantel Alexanders des Großen teilten? daß vor allem keine Geschichte der Philosophie der Geschichte vollständig sein würde, wenn sie seinen Namen nicht mit den der anderen nächsten Schüler des Meisters auf ihren Seiten weitertragen würde?

Alle, die mit ihrem gelehrten Denken persönlich über die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts zurückreichen, wissen das; aber wer weiß noch mehr und Größeres vom Professor Dr. Kiebitz?

Wir! ... Denn wir allein wissen, daß er Berlins letzte Hegelianerin in die Welt gesetzt hatte. Fräulein Julie ist seine Tochter, war von Kindesbeinen an seine einzige Gesellschafterin, führte ihn in seinem hohen Alter im Tiergarten spazieren und hat sehr vieles von ihm geerbt, was sonst, das heißt im gewöhnlichen Lauf des Lebens, ein Mädchen von seinem Papa wenig oder gar nicht gebrauchen kann. Ob es auch eine der Folgen hiervon war, daß sie unverehelicht blieb, können wir nicht sagen. Daß niemand sie gewollt hat, behaupten wir nicht; aber daß sie niemanden gewollt hat, das steht fest. „Jottlob,“ sagt Schönow, „hätte die sich och wie wir janz jewöhnliches und jemeenes Menschenvolk und Jänseklein ins eenzelne verplempert, wat sollte denn wohl aus det Allgemeene und aus mich insbesondere geworden sein?!“

Alle seine Bücher und Manuskripte und zwei Drittel seines geistigen philologischen Apparates hatte der alte Weltweise, als er zu Buttmann, Hitzig, Hufeland, Solger, Biester, Gans, Fichte und seinem hohen Meister Hegel auf dem alten Dorotheenstädter Kirchhof in die absolute Ruhe einging, seiner Tochter hinterlassen. Als man ihn dorthin trug und die ganze philosophische Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität bedauernd ihm das Geleit gab — es war an einem wundervollen sonnigen,

duftenden Maientage —, hätte unter den Hollunder- und Goldregenblüten, den blumenbedeckten Nachbargräbern, den rauschenden Bäumen des berühmten Friedhofes der hinterlassenen Tochter wohl das Gefühl kommen dürfen, daß sie durch Schuld des alten Egoisten doch vieles in ihrem Leben versäumt habe. Wie sie sich nachher in ihrer Welt einrichtete und innerhalb und außerhalb ihrer vier Wände und der dieselben bedeckenden Bibliothek ihres Vaters damit zurecht kam, das geht für uns gottlob auch aus dem Briefe hervor, den sie eben auf dem Knie liegen hat und über dem sie, die altjungferliche gelehrte Nase reibend, brütet, ohne auch in diesem Falle vorher ein Nest in Backofenform gebaut zu haben. Ihr Strickzeug hatte sie wie ein ganz gewöhnliches Frauenzimmer beiseite gelegt, als ihr, schon vor einer ziemlichen Weile, der Briefträger das Schreiben ins Zimmer reichte. Wir können nichts Besseres thun, als ihr so scharf als möglich über die Schulter zu sehen und den Inhalt so genau als möglich abzuschreiben. Daß der Schreiber sich bei jedem Wort orthographisch wie stilistisch respektvoll die größte Mühe gegeben hatte, muß jedem klar sein, der je den Mann reden hörte, welches letztere Vergnügen wir glücklicherweise schon mehreremal gehabt haben.

„Hochgeehrtes Fräulein!

Ich schreibe in Entrüstung an Ihnen. Es ist doch eine Welt, wie es von Rechts wegen eigentlich gar nicht geben sollte. Sie, Fräulein, sind natürlicherweise in betreff von die zwei Dutzend Lose, so ich Sie aus Spaß und barmherziger Kriegskameradschaft aufgehängt habe, selbstverständlicherweise mit Nieten herausgekommen, ausgenommen ein paar gestickte Mannspantoffeln, für die ich mir zum Austausch anbiete, denn so ziemlich habe ich doch wohl alles von die liebe Kinder und junge hiesige Mädchens und mein Wittchen auf'm Halse als Hauptlotteriekollektör, bis aufs wenige, was in die Provinz verbleibt. Selbst der Hauptgewinst kommt natürlich nach Berlin, und es ist mich wirklich allmählich, als ob die ewige Weltregierung auf meine angeborene Herzensgüte abonniert hat und mich darauf hin alles aufhuckt, wofor sie keinen anderen weichmütigen Märker eben zur Hand hat.

„Aus tiefer Not schrei ich zu dir — nämlich zu Ihnen, Fräulein, und datiere Ihnen dieses nicht von Daemels Ecke, sondern aus das bitterste Privatmalör und die kummervollste Sofaecke mit dem Tisch vor mir voll von alle meine Gewinste hiesigen Ortes. Ist das eine Lotterie, das menschliche Leben!... Alles rundum voll Albums, Cigarrentaschen, Damenkragen, Tintenwischer, Lichtschirme, Kaffeemützen und in die Mitte von die Bescherung der Baumkuchen als die Krone vons Ganze, nämlich das Kind, das Wittchen, auch als Waise, und zwar zweifellos bei jedem Lichte besehen, mit nichts Eigenem auf dem Leibe — insolvent bis unter die Schuhsolen! Was sagen Sie jetzt dazu?

„Fräulein, seit Sie mir unter die Treppe vorholten und wir uns zuerst beim alten Antiquarius Danz untern Kolonnaden blätternd zusammenfanden in unsere jungen Jahre — Sie ins Gelehrte, Griechische, Lateinische; ich in die schöne Karoline als Husarenoberst, Berlinische Hummeln, Müllers Röschen und Laginka und Joseph oder die versöhnte Rache, bin ich niemalen mehr auf Ihnen angewiesen worden als wie heute. Sie waren es, die dem Herrn Vater damals den Ellbogen in die Seite stießen und mich zu Hilfe kamen, als mir der alte Danz eben beim Kragen nahm und als verlumpten Gratisstudenten aus sein Geschäft und's Auge von seine besseren Kunden entfernen wollte. Sie kauften Ihnen die Berlinischen Hummeln und Halleschen Wespen selber, und wenn Sie heute nachsehen, müssen sie noch in Ihrer Bibliothek sein. Der Herr Professor, der Herr Papa, war damals schon zu kurzsichtig und wie immer mit seine eigenen Interessen beschäftigt. Und am anderen Tage kriegten Sie zu Ihrem Erstaunen und meinem ewigen Glück heraus, daß

ich bei Ihnen zu Hause seit'm Jahr als Laufbursche unter die Treppe schlief. Und unser Verhältnis war angeknüpft. Und dauert heute noch fort. Gott segne Sie, Fräulein, wir konnten beide einander brauchen! Damals haben wir manches in ein Nest getragen. Sie als vornehme aber einsame Gelehrtenprofessorentochter und ich durch Ihre Güte nun auch als Rockausklopfer beim Herrn Papa. Nachher habe ich mir über Ihnen als Dachdecker wohl erhoben, aber im Auge haben Sie mir doch immer behalten und ich Ihnen im Herzen. Die Hebamme klebt keinem 'nen Zettel an, für was eigentlich er in der Welt sich einfindet. Det findet sich erst nachher. Und daß Sie, Fräulein, Ihnen als Schönow sein Ideal hier eingefunden haben, das ist mich heute deutlicher als jemals. Mit alle meine Bildung, die ich Ihnen zu verdanken habe, komme ich doch noch nicht aus ohne Ihren alten lieben persönlichen Einfluß. Was nützt mich die ganze Mietskaserne, wenn Sie nicht bei mich wohnen in jedweder Etage. Wenn ich Sie det bißchen Wohnungsnot und Molesten von Sie abhalte, was will das sagen? Aber Sie! Wo wollte ich wohl wie gewöhnlich heute ohne Ihnen fertig werden mit Daemels Ecke in voller Rebellion gegen mir vis-à-vis?

„Fräulein, Liebelotte, den Sie schon aus meine Bulletins von hier aus an Ihnen so gut als wie ich kennen, hat auch nach seinem seligen Abscheiden nochmals auf die ganze Linie gesiegt und schießt eben aus seine Gruft Viktoria über mir! In seinem kühlen Grabe noch hat er uns alle in die Tasche, und um auch meine letzten Zweifel zu beheben, haben es seine Erben uns gestern auch noch auf hiesigem Amtsgerichte bewiesen und alles schriftlich vor uns niedergelegt. Allens, was recht ist — was ein großartiger Kerl ist, bleibt es auch über dieses vergängliche Dasein hinweg. Allen Respekt, sage ich, es ist mich wirklich ein Trost, daß es wiederum eine Hauptkanallje in ihrem Fache gewesen ist, die diesmal das abgefeimte Berliner Kind, Siegesveteranen, Hausbesitzer und kurz dem alten Schönow so hübsch aus die Mutter Erde raus das Bein gestellt hat!

„Da komme ich hierher natürlich auf die besten Referenzen hin und mit die selbstverständlichste Idee, vollständig in die komplette vollständige Provinzunschuld zuzureisen aus die Reichshauptstadt und mein Geschäft in betreff meinen Bedarfs an Primaschiefer wie ein neugeborener Prinz von Arkadien in seine Wiege voll grünem Wald, Blumenwiesen, weiße Bählämmchen mit himmelblaue Bänder und weißgekleidete Schäferinnen an letztere zu etablieren. Ja schöne, wer am Bande genommen wird, ist Schönow, und ich kriege es nur zu rasch von neuem heraus, wo eigentlich all das abgefeimte, tagtäglich aus allen nichtsnutzigen, doppeltgenähten Windgegenden zuziehende Volk, das uns eingeborene oder am Orte selbst gefundene kindliche Urberliner die Charaktere verdirbt und zur Weltstadt macht, herkommt und seinen Ursprung nimmt. Hier! — von hier aus und so ins ganze liebe Deutsche Reich von alle grüne Weiden und Dichterwälder und gute nutzbare Liegenschaften und Hypothekengrundstücke rund um Daemels Ecke, so weit die deutsche Zunge klingt! — so is es!

„Fräulein, sie sind (ich meine nicht Ihnen mit 'nem großen S) um kein Haar breit besser als wie wir! Und es nützt mich heute gar nichts, daß ich dieses schon lange gewußt habe. Ich könnte Sie viel davon erzählen, aber verweise Sie doch nur auf meine früheren, wie gesagt, Bulletins vom hiesigen idyllischen Kriegsschauplatze und beschränke mich augenblicklich aufs Nächstliegende, meinen seligen Visavis bei Daemel, diesen Schafskopf und doppelt raffinierten Provinzschlauberger Liebelotte, über den ich mir zum Beispiel an jedem Abend am ortsangestammten Stammtisch amüsiert habe. Aus seinem feuchten Grabe heraus macht er sich eben in einer Art und Weise über mir lustig, die einfach was Jeistermäßiges und Jrandioses an sich hat. Und wer ist es, der ihm dabei hilft wie ein Bruder

Heimtücker dem anderen? Mein bester hiesiger und altbekannter Freund, Geschäftsfreund und jahrelanger Seelenbruder Hamelmann, der seit Menschengedenken neben mir während meine hiesige Aufenthalte hergeht wie das Urbild von Treu und Glauben und vergnügte Festigkeit und Heiterkeit ins tägliche Behagen!

„Was thut der?

„Er ladet sich ohne jedwede Vorfrage seine Verantwortlichkeit gegen mir von sich ab und mich auf den Hals. Geht hin, steckt sich mit allem, was an ihm ist, in Liebelotten seine Bücher, deutet mit keinem Muck seine Verhältnisse an, legt sich hin auf einem Spaziergange in hiesiger romantischer Umgebung und wird mich so gefunden mit seinem aufgespannten Regenschirme neben sich auf der Chaussee, weil es nämlich ziemlich schwül an dem Tage war und mehrmals ein kleiner Gewitterschauer heruntergekommen ist zur Abkühlung. Da hatten wir denn das Trauerspiel — bürgerlich aber klassisch — kleine Preise, wo die Studenten reingehen sollen, billig zu ihre Weiterbildung, und der erste, der natürlich kommt, ist selbstverständlich mein eigener Studente, Herr Studiosus Philosophiä Gerhardeken Amelung. Der muß ihn denn finden und leider Gottes, als er gerade nicht allein ist, sondern aus mich unbekannten Zufälligkeitsgründen das Wittchen — mein Wittchen — das Wittchen Hamelmann hinter Liebelottes Gartenvergnügen getroffen hat und aus Höflichkeit noch ein bißchen weiter durch den schönen Sommerabend mit ihr promeniert. Du liebster Heiland, in keinem Stück im Königlichen Schauspielhaus kann es grausamer zugehen als an dem Abend vorigen Sonntag hier! Fräulein, Sie, die Sie mir schon von Düppel und Königgrätz her kennen, kennen mir; aber was zu ville ist, ist zu viel, selbst für das siebente brandenburgische Numero sechzig! Wie mich die beiden Kinder die Ohren voll geheult haben, Fräulein, das hält Ihnen kein ägyptisch Krokodil aus! Und bloß, um aus die Begräbnisse gar nicht herauszukommen, einen Schieferbruch in die Provinz zu pachten, dazu mußte man selber erst zu einer Mumie geworden sein, wenn sich da nicht allgemach das Herz im Leibe umwenden soll! — Ja, Fräulein Julie, vorgestern haben wir ihn denn ebenfalls begraben, meinen besten Freund nämlich am hiesigen Orte, meinen lieben Freund Hamelmann. Legt's zu dem übrigen, sagt der Dichter, und das haben wir denn auch gethan; mitten in die Reihe ruht er nun zwischen meinem Kriegskameraden Unteroffizier Amelung und Liebelotten, dem ollen Sünder, meinem guten hiesigsten Freund von Daemels Ecke her; — ich aber habe die ganze Kleinkinderbewahranstalt auf dem Buckel. Jawohl, geehrtestes Fräulein, seit sie mir mein olles Regiment aus die Ersatzbezirke von Ober- und Niederbarnim, Teltow und die Stadt Berlin weg und in dem Regierungsbezirk Düsseldorf verlegt haben, habe ich mir nicht so duselig gefühlt wie heute. Ick alleine reiche wirklich nich dazu aus! ... und ... Fräulein Julie, wie wäre et denn nun einmal wieder? Als sich unser Herrgott in mir vergriff und mich, wie Sie von Olimszeiten wissen, statt zu einem Menschen zu einem Kamel machte, hat er Sie doch nur deshalb gleich hinter mich her erschaffen, um seinen Fohpah wenigstens zur Hälfte wieder gut zu machen. Und die Hälfte von das überflüssige Gepäck, was ich mich diesmal auf den Höcker geladen habe, steht Sie wie gewöhnlich zur Verfügung. Ich knicke in die Kniee, wenn Sie mich nicht umgehend zu Hilfe eilen; ich kucke nach Ihnen aus wie am dritten Juli sechsundsechzig nach die zweite Armee — Gewehr bei Fuß mitten in das Getreide und die Granaten bei Oberdohalitz. Ich bitte Ihnen dringend, Fräulein, nur ein bißken hilfreiches Geschützfeuer von die Flanke aus! Sie sollten ihnen nur bei mir im Sofa sitzen sehen, jedes in seine Ecke mit verquollene Augen, und 'ne sichere Tante Fiesold doch noch obendrein als angenehme Zugabe! Wenn ich mir deshalb mein ganzes Leben durch vergeblich nach eigene Kinder habe

sehnen müssen, so ist das Surrogate gegenwärtig zwar sehr schöne und for'n gutmütigen Menschen herzerfreuend, aber ein bißchen beängstigend doch; und wissen sie — der Junge und das junge Mädchen — augenblicklich nicht wo aus und wo ein, so weiß ich es effektivemang auch nich.

„So muß es einem denn gehen, wenn einer in die Provinz geht und an nichts denkt als an sein Geschäft und unaufgeschlossene Erdschätze, und sich in det Jebirge jräbt und lukratif fürs Vaterland wird und den janzen Schieferbedarf von seine Weltstadt Berlin durch seine angeborene Schlauheit zu decken wünscht. Schöne zugedeckt komme ich nach Hause! Daß der Hase selbander ins Gehölze geht und zu sechzehn in der Familie wieder zurückkehrt, ist gar nichts gegen mir, und — wenn Sie mir nicht mit nächstem Briefkasten kurz abschreiben, auch gegen Ihnen nicht, Fräulein, liebstes, bestes Fräulein! Es ist nach Gottes Willen eine Kohllegenschaft; denn haben Sie mir damals unter die Treppe weg zu einem Menschen gemacht und mich die Leiter hingestellt und als junge melancholische gelehrte Dame mir gehalten, daß ich mir auf ihr aus die Verwahrlosung erheben konnte, so habe gottlob ich auch Ihnen, Sie armes weiches Ei ohne Schale, das Dasein in diese beißige Welt wohl mal vom Leibe abhalten können, das heißt Sie manchmal wohl einen Verdruß, rauchigen Ofen, Molesten, Gang nach die Polizei und andere Behörden ersparen dürfen, was ich immer noch für meine Hauptoahse achte, indem ich möchte, daß ich auch wiederum einen habe, der mich auf meinem Wege nach seinem besseren Verstehen meine intimen Beunruhigungen abnimmt, wenn er kann.

„Ach, wenn Sie diesmal könnten, Fräulein Julie! ... Und wollten?!"

Als das Fräulein an dieser Stelle des Briefes ihres alten Freundes angelangt war, legte sie ihn hin, den Brief nämlich, erhob sich aus ihrem Sessel, stand und that einen Griff vor sich hin, als ob sie jemanden am Oberarm fasse und das spiritistische Gebilde wenn auch wohlwollend, so doch ziemlich energisch schüttele. Von einem weichgekochten, schalenlosen Ei hatte ihr gelehrt Altjungferngesicht wenig an sich, allein das Lächeln, welches sich dann doch Bahn brach, sprach Besseres und Mehreres von ihrem Charakter und ihrem Intellekt, als wenn sie sofort eine lange Rede zu gunsten beider von einem Schul- oder Universitätskatheder gehalten hätte.

„Es ist wirklich nicht zu verlangen, daß man uns zwei für möglich hält!" sagte sie. „Na, das ist denn wieder eine schöne Geschichte! eine recht nette Bescherung!" Wir können es nicht klar darlegen, wie sich die Verbindung der Ideen in ihr machte, aber eine Thatsache ist es, daß sie, ehe sie das Schreiben unseres und ihres Freundes Schönow wieder aufnahm, mit einem „Hm!" eine Bücherleiter erstieg, einen Pausanias herunterholte und auf einen Kollektaneenbogen aus dem Græculorum omnium mendacissimo einen Findling über die Familie der Claudier als Patrone der Lakedämonier fest aufs Papier heftete. Mit unserem und ihrem allerbesten Freunde hatte die Notiz nicht das Geringste zu schaffen. Der ging aus seinem guten ehrlichen Herzen so ruhig, als es ihm möglich war, weiter:

„Aus dem Hause brauchen wir ja keinen darum rauszudrängeln und zu steigern ooch nich, wenn ich Sie das Kind bringe oder Sie es sich noch lieber selber von hier holen. Mit diesem letzteren Gedanken geht es mich plötzlich wie das volle Sonnenlicht durch die Seele. Das sollten Sie thun! Das wäre zu schöne! Was den jungen Menschen anbetrifft, so überlasse ich den gänzlich seinem Eindruck auf Ihnen. Ich bin mich noch nicht über ihn einig — die Tante halte ich Sie natürlich vom Leibe. Die Hauptsache ist und bleibt fürs nächste das kleine Mädchen, das zwischen gestern und heute so erbärmlich in seine eigene Barmherzigkeitslotterie reingefallen ist und nun mit's

Taschentuch vor die Augen bei mich im Sofa sitzt und keine Ahnung davon hat, ob's hochlöbliche Schicksal es als 'ne Niete oder 'nen Hauptgewinn von mich selber in die Gosse gefundenen, unglückseligen Waisenknaben ziehen lassen will! Gucken Sie nur mal aus dem Fenster, Fräulein, und bedenken Sie, was das jetzo für'n Wetter zum Reisen ist. Und die Gegend hier herum so über alle meine Beschreibung angenehm. Und mal so ganz anders als wie die ewige Aussicht in Berlin aus unseren Fenstern! Eine olle Ratsbibliothek und — na, na, Fräulein Julie! — eine von die auswärtige menschliche Gelehrtheit bis dato total vergessene oder gottlob pure für Ihnen und die Ratten alleine aufgehobene Kammer bis obenhin voll Bücher von unsere Sorte, und Skripturen auf Pergamenten und Globussen aus die aufgehobene Abtei ist auch vorhanden, und der einzige Mensch, der seit hundert Jahren hereingekommen ist, ist mein anderes verunjlücktes Menschenkind männlichen Generis, und er soll mit dem Schlüssel auf dem Bahnhofe stehen für Sie, wenn Sie uns telegraphisch bloß mit dem Kopp nicken. Daß ich Ihnen mit meine neueste Verantwortlichkeit nicht sofort selber auf die Stube rücke, das hat natürlich nur seine alten Gründe — parterre, unter Ihre Füße, Fräulein; Sie wissen schon, was ich meine! Daß dieses möglicherweise wieder vielleicht eine Verschönerung des Daseins wird, für welche nicht jedermann im Hause Sinn und Verständnis hat, das ist bei die ungezählte Millionen, die statistisch den Erdball bewohnen und die alle eine Nuance vom anderen verschieden sein sollen, nach Gottes Willen gar nicht anders als gewiß. Daß meine Olle parterre in verschiedener Hinsicht ein bißken von mir verschieden ist, ist, seit wir zwei uns näher kennen, Sie kein Geheimnis. Es ist eben wieder mal ein Privatvergnügen, was wir beide uns allein machen müssen — vorausgesetzt, daß Sie auch diesmal wie gewöhnlich mitthun wollen, wenn Ihr oller Freund und ewig gehorsamer Diener Schönow einen neuen dummen Streich macht!

„Daß ich in dieser Weise noch Bogen ausfüllen könnte, ist Sie auch bekannt. Aber wozu? Konfus genug habe ich schriftlich mir und Ihnen für heute wahrscheinlich gemacht, und Sie verzichten gerne auf jeden frischen Anstich von diese Sorte. Mit die alte verwunschene Raritäten- und Bücherkammer hat es seine Richtigkeit, mit das junge verlassene Mädchen gleichfalls und mit meine komplette Perplexität zum dritten dito. Den jungen Menschen gar nicht mal gerechnet. Und wenn Sie seit zwanzig und mehr Jahren, Fräulein, nicht aus Berlin herausgekommen sind, so kann sich das ja gar nicht besser treffen — Sie müssen mich einmal eine andere Luft schöpfen und zwar hier. Melden Sie mich per Drahtbericht, wann ich auf die erste ruhige Nacht wieder werde reflektieren dürfen. Die jetzige Verantwortlichkeit ist zu jroß für meine Unerfahrenheit in Junge-Mädchen-Sachen; denn mit Sie vor dreißig Jahren und mehr war das doch ganz was anderes und mit meine Helene vor fünfzehn Jahren ebenfalls!!!

„Fräulein Julie, drei verlorene Menschenkinder heben Sie jedenfalls mit feurige Arme aus die Bredullje, wie der Dichter sagt, wenn Sie mich in diese Kleinkinderschwulität nicht ohne Erbarmung sitzen lassen, und das Gesicht von meine Alte wird für Ihr Pläsir auch nich ohne sein, wenn Sie ihr auf Umwegen notifizieren: Jck verreise auf'n paar Tage, Madam Schönow!

„So lacht der Mensch noch in seine Nöten, und somit verbleibe ich am Ende doch nur einfach Ihr Sie in alle Ewigkeiten dankbarer und treuergebener

W. Schönow,

Berliner Hausbesitzer, Provinzial-Steinbruchbesitzer, k. k. Unteroffizier a. D. und noch allerlei Kurioses.

„P. Scr. Antwort ist mich sehr nötig und erwünscht, aber lange nicht so als wie im Notfall stumme Dreidrittelsmajoritätszustimmung in diese Barmherzigkeits-

sache aus einer lieben barmherzigen Seele, als wie ich die Ihrige seit mehr als dreißig Jahren zu kennen die Ehre habe, hochverehrtestes Fräulein!"

* *
*

Als Fräulein Julia Kiebitz so weit gekommen war, legte sie den Brief aus der Provinz zum zweitenmal sanft auf den Tisch, diesmal aber sich zurück in ihren Sessel und blickte eine geraume Weile nach der Stubendecke. Deutschlands klarstem Frauenzimmer war es in diesem Augenblicke durchaus nicht deutlich, was für ein Gesicht die gegebene Minute eigentlich von ihr verlange.

Es ist ein wahres Glück also, daß die Gesichter dem Menschen ganz von selber kommen, und der scharfen, alten, altberlinischen „übergeschnappten" Jungfer kam diesmal ein wahrhaft abschreckendes — für alle, die sie zum erstenmal auf der Höhe ihrer weichsten Stimmungen erblickten.

Hübsch war sie schon als sechzehnjährig Jungfräulein nicht, wenn etwas ihr gutes Herz bewegte und rührte; aber in ihrer jetzigen Lebensepoche war sie eigentlich bei derlei Gelegenheiten schauderhaft. Mit einem versteinerten Gewitter in den Zügen sprach sie:

„Da hört doch alles auf! I, Dalldorf und kein Ende! Dies geht denn nun freilich über allen Spaß, und es ist nur ein Glück, daß ich den Traum schriftlich und nüchtern durch die Post habe, um mich vor meinen eigenen fünf gesunden Sinnen dadurch rechtfertigen zu können! ... In unserem Alter? bei meinen Gewohnheiten, Schrullen und Grillen? bei unseren übrigen närrischen Zuständen und Umständen? ... Imaginiere es dir in eines von den vier verlorenen Büchern des Paläphatos De incredibilibus hinein, würde unbedingt mein seliger Papa angeraten haben! — Es geht nicht länger, es geht nicht länger: ich kann den Mann nicht mehr allein reisen lassen! ... Daemels Ecke! Du lieber Himmel, Liebelotte — die Tante Fiesold — Gebrüder Amelung — Wittchen Hamelmann, Witha, Hroswitha! ... sie haben ganz ohne allen Zweifel dort in der Provinz, an Daemels Ecke, den Alten um den letzten Rest seiner Intelligenz gebracht und ihm nichts weiter gelassen als sein gutes Herz! ... Er muß auf der Stelle zurückkommen; ich werde ihm sofort das schreiben; ja, ich werde ihm telegraphieren. Es geht nicht anders, es geht nicht anders — hierüber werde ich doch — mit seiner Alten reden müssen!"

Sie hatte ihren Studierstuhl zurückgeschoben, und nachdem sie mit den Händen auf dem Rücken ihr Gemach mehreremal energisch durchmessen hatte, stand sie jetzt am offenen Fenster und sah nach einem kurzen Blick in die Gasse lange und nachdenklich zu dem blauen Sommerhimmel empor. In diesem Augenblick gab es in der großen Stadt, alle ihre hunderttausend Kinder eingerechnet, nichts für das Märchen, das Ideal, die Welt jenseits der Alltagserscheinung mehr Stimmungsfähiges als wie dieses alte, wundervolle, von der Mama in der Wiege verlassene, vom Papa zu einer Närrin prädestinierte und vom gütigen Schicksal zu Schönows bester Freundin, Gönnerin und Schutzbefohlenen gemachte Mädchen im obersten Stockwerk über dem laufenden Tage.

Es giebt berühmte Freundschaften in der Welt. Seit Anfang der Geschichte hat man dergleichen aufgezeichnet.

Fräulein Julie wußte aus der Bibliothek ihres Vaters eine ganze Reihe an den Fingern herzuzählen; aber —

„Es steht fest," sagte sie, „das Kurioseste, das Lächerlichste, das, was der Menschheit am meisten Spaß machen würde, wenn sie je ihre alberne Nase genauer hätte hineinstecken können, ist dies Verhältnis zwischen mir und meinem Freunde! ... Was würde aus mir geworden sein, wenn ich ihn mir nicht unter der Treppe hervorgeholt haben würde? Wie hell die Sonne da auf den Fenstern und Dächern liegt! und ich war vierzehn Jahre alt geworden, ohne je auf sie geachtet zu haben!"

Das alte Fräulein blies sich über die Hand, wie wenn sie den Staub von einem der Folianten aus der Erbschaft ihres Vaters bliese.

„Es wird fast zu viel Musik da drüben Haus bei Haus gemacht; aber wem habe ich es zu danken, daß ich heute die letzte bin, die sich darüber erbost? ... Lichtlos, farblos, tonlos alles damals — großer Gott, die Person läßt wahrhaftig noch das Kind aus dem Fenster fallen; und wie kommt denn der Kohlweißling aber auch hier mitten in die Stadt? — Grau, grau, grau alles, und wie es noch dazu regnete an jenem Novemberabend, als ich ihn zum erstenmal die Treppe heraufwinkte und er in des Papas Bibliothek in der Mittelstraße auf dem Stuhlrande hockte, und die Mine dazu kam und die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, als sie uns so fand, und meinte: Julchen, wenn Sie ihm eine wirkliche Gutthat erweisen wollen, bringen Sie ihn mir das nächste Mal doch lieber in die Küche. — Der Papa war in seinem Klub und kam erst um elf Uhr wieder nach Hause, und ich ging mit in die Küche und sah ihn essen, und nachher holte er den alten Nettelbeck, den ich ihm bei Danz unter den Kolonnaden gekauft hatte, heraus, und wir lasen den alten Nettelbeck und die Belagerung von Kolberg an Mines Küchenherd, und ich holte den Atlas aus des Papas Bibliothek und zeigte ihnen, wo Kolberg eigentlich liege, und der Regen schlug fortwährend dabei an die Scheiben, und die selige Mine meinte, dies sei das Merkwürdigste, was sie jemals erlebt habe, dem Papa sei's zwar wahrscheinlicherweise ganz einerlei, aber besser sei's vielleicht doch, wenn er nicht erfahre, was man heute abend für absonderliche Gesellschaft bei ihm gehabt habe. Das Haus ist nun auch abgebrochen; es schläft dort niemand mehr unter der Treppe; ich bin gestern noch vorübergegangen — es geht alles vorüber; — sie haben ein großmächtiges anderes Gebäude hingesetzt und — vielleicht hat *er selber* einen Teil des Baumaterials dazu geliefert! O, ihr unsterblichen Götter, was möchte aus meines Vaters Tochter wohl geworden sein, wenn ihr dem verwahrlosten, verstaubten, verschimmelten jungen Geschöpf nicht diesen verwahrlosten, ungekämmten, ungewaschenen, halbverhungerten närrischen Kerl und Straßenjungen in den Weg geführt hättet? ... Ihr habt es doch wohl gut mit uns gemeint, ihr im ewigen Blau! ... Und, bei den drei furchtbaren Schwestern, im Grunde war ich seiner Hilfe doch viel bedürftiger als er der meinigen! Er machte mich wieder zu einem Kinde — dann und wann sogar zu einem wirklichen, fröhlichen, vergnügten, lachenden Kinde, und ich — ich konnte ihm nach des Papas Tode nur die dreitausend Thaler geben, die er brauchte, um sein Geschäft anzufangen. Schönow und Compagnie! ... Schönow und Compagnie! Durch Sauer und Süß, durch gute und schlechte Zeiten, durch Krieg und Frieden — Schönow und sein stiller Compagnon! Zwölf Jahre sind es ja nun wohl schon her, daß er mich wieder unter den Kolonnaden bei einem Bücherhandel traf, den ich diesmal hinter seinem guten, dicken Rücken zum Abschluß bringen wollte. Ich habe niemals einen Menschen so wütend gesehen als ihn damals: ‚Schönow und Compagnie in alle Ewigkeit, Fräulein, und der selige Herr Vater würde sich doch in seinem Grabe umdrehen, wenn er heute hiervon eine Ahnung haben könnte! Und nach Lichterfelde wollen Sie obendrein ziehen, weil es Ihnen zu bunt in der gegenwärtigen neuen Weltstadt wird? Der Deubel soll mich frikassieren, wenn Sie dazu nicht doch ein bißchen zu tief in meine Bücher stehen, Fräulein! Schönow und Compagnie — Schönow und Compagnie bis an das Ende aller Dinge, Fräulein, trotz allem, was jedem sein eigen Schicksal dazwischen gesteckt und was er sich selber dazu eingebrockt haben mag! Schönow und Compagnie bis in den Tod, Fräulein Julie!‘ “

Der gelehrte altjungferliche stille Compagnon der Firma W. Schönow und Compagnie wendete sich von dem blauen

Sommertage da draußen in der Berliner Straße weg und sah sich mit merkwürdig zwinkernden Augen in seinem Zimmer um. Die verstaubten Bücherreihen der väterlichen Bibliothek, welche die Wände von oben bis unten bedeckten und die damals infolge von Schönows Veto nicht sich in alle Welt zerstreut hatten, mußten doch einen noch blendenderen Schein geben als die helle Mittagssonne vor dem Fenster. Sie redeten in diesem Augenblicke allesamt und zwar in einer Sprache, von der ihre Verfasser — Griechen und Römer, Hebräer, Germanen und Romanen — nicht immer im geringsten eine Ahnung hatten. Sie sprachen jedenfalls alle miteinander in diesem erinnerungsvollen Moment ein vortreffliches Deutsch — vielleicht das beste, was überhaupt zu haben ist, und Worte gab ihnen natürlich Fräulein Julie Kiebitz von der sonderbaren Firma:

Schönow und Compagnie!

„Da ich ihn nicht zum zweitenmal unter der Treppe hervorholen kann, so bleibt mir wirklich weiter nichts übrig, als unter seinem Dache weg jedesmal sofort: Ich komme schon, Kindskopf! zu rufen, wenn er die alte verrückte Spinne im Oberstock nötig zu haben glaubt. Daß er mich nötig hat, unterliegt keinem Zweifel, daß dieses sommerliche angenehme Wetter einige Dauer verspricht, gleichfalls! Hm!"

Sie rieb sich lächelnd die Stirn, schritt zu einem ihrer Bücherbretter und zog einen ziemlich abgegriffenen Band hervor: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens; von Johann Peter Eckermann.

„Band zwei, Pagina 333," murmelte sie. „Mittwoch, den dreißigsten März achtzehnhunderteinunddreißig!" las sie halblaut vor sich hin. „Wir reden wieder über das Dämonische. Es wirft sich gern an bedeutende Figuren, sagte Goethe, auch wählt es sich gern etwas dunkle Zeiten. In einer klaren prosaischen Stadt wie Berlin fände es kaum Gelegenheit, sich zu manifestieren."

Mit dem Zeigefinger zwischen der 332sten und 333sten Seite des wundervollen Buches rieb sich die wundervolle alte Berlinerin mit dem Rücken des Bandes die so sehr in das spitzschnabelige Geschlecht der Grallen gehörende Nase und sagte von neuem:

„Hm, hm, hm! Es ist sonderbar! Er hat doch Zelter gekannt, wenn er auch Schönow nicht gekannt hat! Laß sehen — Band I, Seite 102: Er kann bei der ersten Bekanntschaft etwas sehr derbe, ja mitunter sogar etwas roh erscheinen. Ich kenne kaum jemanden, der zugleich so zart wäre wie Zelter. Und dabei muß man nicht vergessen, daß er über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten."

Mit ihrem Eckermann wie zum Schlage ausholend, neigte sich Fräulein Julie Kiebitz horchend gegen ihre Stubenthür. Sie mußte ein eigentümliches feines Gehör und dazu die Gabe haben, ihre Aufmerksamkeit zu gleicher Zeit auf mehreres zu richten. War etwas draußen geschlichen? hatte einer unvorsichtigerweise seinen Hut vor dem Schlüsselloch fallen lassen? — Daß jemandem letzteres Malheur in der That passiert war, erwies sich sofort als ein Faktum; denn — ihre Thür aufreißend und auf gut Glück in den etwas dunklen Gang mit ihren letzten Gesprächen mit Goethe im Schwung hinfahrend, traf sie den sich soeben vom Bücken nach seiner Kopfbedeckung wieder emporrichtenden Horcher an sein Gehörorgan, und wenn ihm dasselbige nicht bis zum Abend nachklang, mußte es nicht nur fein, sondern auch von einer beneidenswerten Widerstandsfähigkeit sein.

„So, Giftge! ... Wieder einmal?! ... Nun, diesmal traf — trifft sich das ja ganz gut — kommen Sie nur gefälligst ein bißchen mehr ins Licht; — du Barmherziger, wie dumm und verblüfft das Menschenkind aussieht! Na, na, an Ihrer

unsterblichen Seele thut Ihnen niemand mehr einen nennenswerten Schaden, Giftge, und was Ihre rechte Backe anbetrifft — na, so können Sie ja das nächste Mal die linke herhalten. Übrigens wahrhaftig, Sie feiner Athener, hätte ich Sie eben nicht an meiner Thür ertappt, so würde ich mir sicherlich erlaubt haben, an die Ihrige zu klopfen. O, Sie stören mich gar nicht, suchen Sie Ihre zerstreuten Gliedmaßen, Ihren Hut und Ihre geistigen Fähigkeiten wieder auf und schenken Sie mir für'n Moment das Vergnügen."

Das letztere wurde mit einem so ausgesprochen spree-athenischen Accent gesagt, daß es für jeden Kenner von solchem Tonfall und Gestus eine Freude und ein Entzücken sein mußte.

Herr Privatsekretär Giftge!

„Nur ganz ins Helle! so viel als möglich ins Helle, lieber Giftge!" hatte das Fräulein noch hinzugefügt, und ganz im hellsten Tageslichte haben auch wir nunmehr diesen Mitbewohner des Hauses Schönow und Compagnie vor uns.

Ein kleines dürres Männchen mit kränklich roten, blinzelnden Augen, in schäbigem Schwarz, ein Schriftenbündel in blauem Umschlage unter dem Arm und einer Miene, als wäre er bei weitem lieber wo anders.

„Ich versichere Sie, Fräulein —"

„Ich schenke Ihnen alle Ihre Versicherungen, Nachbar. Es ist ungefähr eine Stunde her, seit ich Sie drüben an der Ecke dem Briefträger eine Prise anbieten sah. Sie erkundigten sich natürlich nur, ob er eine Sendung für Sie abzugeben habe, und würden ihm gern das Treppensteigen erspart haben. Daß er nur einen Brief für mich mit sich führte, interessierte Sie selbstverständlich durchaus nicht, und es war nur Zufall, daß Sie dem Mann ein wenig scharf auf die Korrespondenz unserer Umgegend in den Händen sahen. Daß ich dann und wann ein wenig zu laut mit mir selber rede — ich habe das von meinem Papa geerbt — a parentibus habemus quod sumus — ist eine Eigenschaft, die Sie, mein Guter, wahrscheinlicherweise am wenigsten gern an mir missen möchten, und so, Giftge, nun kurz heraus: was haben Sie diesmal gesehen? was haben Sie gehört? was habe ich gesagt? Giftge, Sie wissen, ich bin recht duldsam gegen den Instinkt im Menschen und gewöhnlich ganz stille, wenn ich in einem armen Tropf auf ihn treffe und mich frage: was kann denn der Halunke im Grunde dafür und dagegen? aber ich drehe Ihnen doch den Hals um, wenn Sie mir jetzt nicht auf der Stelle beichten, was ich eben für das beste für — uns alle gehalten habe! Glauben Sie wirklich, daß ich — ich solch einen Ohrwurm wie Sie jahrelang ungequetscht um mich herumkriechen lassen werde, ohne jemals einen handgreiflichen Nutzen aus ihm ziehen zu wollen?"

„Auf Ehre und Gewissen, Fräulein," stotterte der ertappte unglückselige Korridorhorcher und Privatsekretär, „Fräulein können überzeugt sein, daß es durchaus nicht meine Absicht —"

„Selbstverständlich nicht! Giftge, ich gebe Ihnen mein Wort, ich zähle jetzt nur noch bis drei und warte keinen Moment länger auf den Schafskopf, den ich an Ihrer Stelle dem Gott der anständigen Menschen abgurgeln könnte!"

„Ich kam —"

„Sah, horchte und bekam diesmal gerade zur rechten Zeit Eckermanns Gespräche mit Goethe um die Ohren! Jawohl, so pflegen die Götter dann und wann das Bestreben, seinen Nebenmenschen gefällig zu sein und sich ihnen angenehm zu machen, zu belohnen. Was hatte man Ihnen denn heute da unten im Hause versprochen, wenn Sie möglichst rasch Nachricht bringen würden, was jener Brief dort auf dem Tische enthält?"

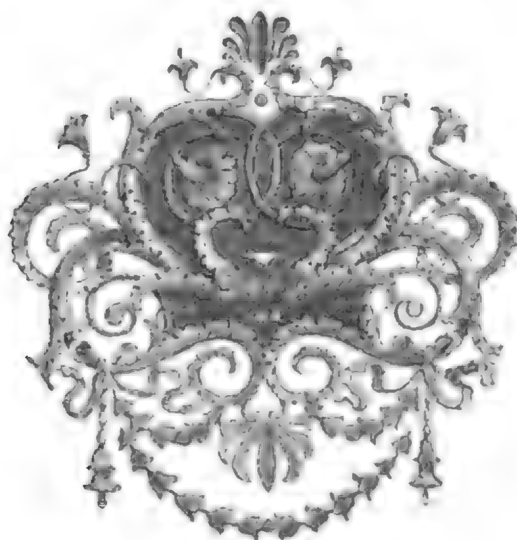
„Fräulein — redeten doch — gewissermaßen von — Schönow und Compagnie?!" murmelte schlau, mit scheu aber gar verständnisvoll zwinkernden Augen einen Blick über die Schulter werfend, der gute Nachbar. „Wenn ich versichern würde, daß ich nur in der allerbesten Absicht und ganz zufällig im Vorbeigehen —"

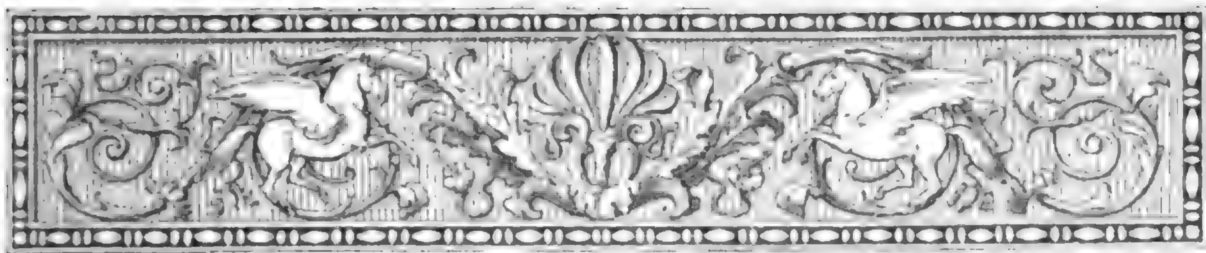
„In der gewohnten Weise das gewohnte Trinkgeld verdienen und mein armes Dasein ein wenig behaglicher zu machen wünschte, so — würde Julie Kiebitz das vollkommen instinktmäßig berechtigt finden. Sie sind ein prächtiger Mensch, Giftge, und der vortrefflichste Mitbewohner dieses Hauses, den ich mir vorstellen kann. Daß Sie mir ganz zur richtigen Zeit aus Schlüsselloch und in den Wurf gerieten, habe ich Ihnen bereits bemerkt, jetzt aber thun Sie mir gefälligst noch einen Gefallen: kommen Sie meinetwegen mit möglichst gesunden Gliedern unten an und referieren Sie möglichst exakt an zuständiger Stelle, daß ich morgen auf einige Tage verreisen werde, und zwar in — ganz persönlichsten eigenen Angelegenheiten. Einen spitzbübischen, spitzohrigen Zwischenträger gebe ich Ihnen nur deshalb die Treppe nicht mit hinunter, weil ich Sie wirklich zu gern habe, Giftge, und — Schönow und Compagnie ohne Sie zu viel von ihren Reizen für mich verlieren würden. Verstehen Sie? es giebt doch verschiedene Weisen, um sich am hiesigen Platze über Wasser zu halten!“

Daß Privatsekretär Giftge die letzte Anmerkung seiner nächsten Nachbarin in dieser Welt vollkommen verstand, ist nicht glaublich, denn dazu hatte er eben nicht lange und scharf genug horchen können vor der Thür. Vor der Thür aber befand er sich jetzt wieder, ehe ihm das Wie vollkommen deutlich geworden war. Er hatte seinen Hut dabei zum zweitenmal in der Dämmerung des Ganges auf dem Boden zu suchen und sein Skripturenbündel in blauer Pappe obendrein, und zwar beides nach ganz entgegengesetzter Richtung.

„Und das infamste ist, daß man schon von Berufs wegen jeden hier in die Injurien einschläglichen Paragraphen an den Fingern hat und die kanaillöse Bestie es zu gut weiß, warum man augenblicklich lieber nicht den natürlichen und ausgiebigsten Gebrauch von der Reichsstrafgesetzgebung macht! Es ist ein Elend!“ murmelte er und seltsamerweise durchaus nicht zornig und erbost, sondern nur kläglich, winselnd und so zu sagen vollständig ergeben von der Richtigkeit der eben erfahrenen schlechten Behandlung überzeugt.

(Fortsetzung folgt.)

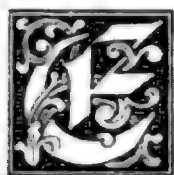




Lady Rich.

Von

Albert Lindner.



Es ist ein Doppelgesicht, welches dieser Name trägt. Auf der einen Seite ein Frauenantlitz von bezaubernder Schönheit, das seine zeitgenössischen Dichter zu Apotheosen und hohen Liedern hinriß, bestrahlt vom hellen Lichte der Geschichte bis in die geheimsten Falten, auf der anderen umschleiert von Zweifeln und Dunkel, ein Rätsel, wie uns nur je ein solches in Shakespeares lückenhafter Biographie entgegentrat, ein Rätsel bis auf den heutigen Tag, aber, das erste mit dem zweiten Gesicht zusammengehalten, keines anderen Dichterpinsels wert als Shakespeares, ihres Zeitgenossen selbst, denn die Dame lebte am Hofe der englischen Elisabeth, und wenn man dieses geschichtliche Mosaik von fesselndsten und charakteristischsten Kulturbildern darstellt, so ist diese Lady Rich gewiß eine der interessantesten Partien. An der Bloßlegung des Details sollten die Geschichtsforscher nicht ermüden, weil jene große Epoche ihre Totalbehandlung nur dann erst erschöpfend erfahren kann, wenn unserem Auge das Detail gehörig geklärt, gesichtet und erhellt vorliegt. Aber menschliche Wissenschaft hat ihre Grenze an den ihr erschlossenen Quellen. Es mag sein, daß in den Haupt- und Privatarchiven Englands noch manches liegt, dessen Entdeckung unserer Kenntnis von dem größten Dichter der Neuzeit sowohl wie der Geschichte im allgemeinen zu gute käme — vorläufig müssen wir unser Bild zeichnen nach den bis jetzt vorhandenen Angaben, und hier muß gesagt werden, daß die Erforschung der historischen Person der Lady Rich nur dem Eifer der englischen Shakespeareforscher verdankt wird, weil man in der Ratlosigkeit, für die schwarze Schöne der Shakespeare-Sonette eine historische Basis zu finden, sich eingehend mit der Person der Lady Rich beschäftigt hat, und zwar ist das erst geschehen 1866 seit Massey, Shakespeares Sonette never before interpreted, oder auch seit Browns Shakespeare's autobiographical poems 1838 erschienen. Um aber dem Leser eine positive Unterlage für die später zu erörternden Konjekturen zu bieten, will ich ihm zuvörderst nach den angeführten Quellen das historische Porträt der Lady Rich zeichnen und dann erst auf das rätselhafte Frauengebild eingehen, welches die „Schwarze Schöne" der Shakespeare-Sonette sein soll.

Penelope Devereux, geboren 1563, war die Tochter des Grafen Devereux, den Elisabeth ein „seltenes Juwel ihres Königreiches und eine Zierde ihres Adels" nannte. Dieser Lord steht schon mitten in den abenteuerlichen Kabalen und skandalösen Vorgängen, aus denen der Hof Elisabeths zusammengesetzt ist. Denn der Günstling der Königin ließ ihn meuchlings ermorden, um seine Frau, Lettice Knollys, heiraten zu können. Penelope war in doppelter Weise von königlicher Abstammung. Väterlicherseits datierte ihr Geschlecht bis

auf Eduard III. hinauf, mütterlicherseits aber war sie indirekt die Base der Elisabeth. Das Blut des Kindes ward sein Dämon, und das war auch bei ihrem Bruder, dem Feuerkopfe Grafen Essex, der Fall, von dem Elisabeth gelegentlich eines der häufigen Zwiste (freilich nur Liebeszwiste) seufzte: „Er hat's von seiner Mutter!“ Mit dreizehn Jahren war Penelope auf sich selbst angewiesen, denn ihr Vater war gestorben, und das war keiner der untergeordnetsten Gründe, die aus Penelope einen solchen Charakter von erschreckender Selbständigkeit erzogen haben. Dieser Vater hatte dem reizvollen Kinde bereits den Gemahl ausgesucht in der strahlenden Person des gefeierten Philipp Sidney; zwei Tage vor seinem Tode rief dieser Vater noch im Hinblick auf den Gatten, den er der Tochter erkoren hatte:

„Welch ein edler Mann! Empfehlt mich ihm und sagt ihm, daß ich ihm nichts sende als den Wunsch, daß es ihm wohlergehe — so wohl, daß, wenn Gott ihre Herzen (des Philipp und Penelopes) rühren wollte, ich den Wunsch hege, daß er sich mit meiner Tochter verbinde. Ich nenne ihn meinen Sohn. Er ist weise, tugendhaft und fromm, und wenn er seine Laufbahn so fortsetzt, wie er sie angefangen, wird er ein so berühmter und würdiger Edelmann werden, wie ihn England nur je erzeugt hat.“

Der Vater starb, die beiden jungen Leute sahen sich öfter unter konventionellen Formen, das reizende Kind entwickelte sich täglich mehr zum verführerischen Weibe, aber Sidney zögerte das entscheidende Wort hin. Warum? wissen wir nicht. Penelope war nun fünfzehn Jahre alt, als Sidney zu einem seiner Freunde die Bemerkung von sich gab: „Was sie betrifft, deren ich, wie ich sehr wohl weiß, durchaus nicht würdig bin, so habe ich Euch meine Gründe schon kurz einmal mitgeteilt.“ — Was waren das für Gründe? Auf der einen Seite ein junger Mann, zweiundzwanzig Jahre alt, von der Natur verschwenderisch mit allen Gaben des Körpers und des Geistes ausgestattet, berufen, der Auserwähltesten seiner Zeit alles zu bieten, was ein Mädchenherz beglücken, ein Frauenherz fesseln und befriedigen kann, er allein ausersehen, nach einer Hand zu greifen, die schon damals von den edelsten Jünglingen Englands heiß begehrt und viel umworben war, und dennoch ein solches Glück hinauszögern? Hier wirft sich die erste Frage auf, auf welche uns die Geschichte noch keine Antwort gegeben hat, vielleicht auch nie geben wird. Aber wenn wir mit Sidney nun so ziemlich schon zu Ende sind, so beginnt von hier an ein weibliches Problem uns zu beschäftigen, das aufzulösen nur dem größten Menschen- und Frauenkenner gelingen dürfte. Halten wir uns an die geschichtlichen Thatsachen. Fr. Krauß wagt es, das Verhalten Sidneys mit folgenden Zeilen zu erklären:

„Sidneys feurige Seele verlangte vielmehr nach einem Felde für den jugendlichen Thatendurst als nach beschaulicher Ruhe im ehelichen Leben. Bald wollte er nach den Niederlanden, um für die Protestanten zu kämpfen, bald mit Frobisher Entdeckungsreisen nach Amerika machen; kurz, er dachte an alles eher als ans Heiraten. Er mag auch über seinen Studien und der beginnenden Freundschaft mit Spenser Penelope zeitweise vergessen haben.“ Diese Ansicht schöpft Krauß aus Brown; sie ist nicht sehr wahrscheinlich, wenn man allen gelehrten Kram beiseite läßt und sich nur an die rein menschlichen Verhältnisse hält. Ein gefeierter Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, von der ganzen jeunesse dorée der Hauptstadt um die Beziehung zu Penelope Devereux beneidet, dem das reizvollste Mädchen des Zeitalters zu Gebote steht, soll sich wie ein Griesgram und Hypochonder, als den ihn die Geschichte gar nicht kennt, von dem Besitze dieses Juwels durch Kopfhängerei, Büffelei in der Wissenschaft und sogenannten Thatendurst haben abhalten lassen? Diese Büffelei, daß heißt den Zug zu wissenschaftlicher Thätigkeit, kann man zugeben, aber das jugendliche Alter verlangt seine Rechte — und hier unter welchen Umständen! Der junge Streber war ein

lebenstrotzender, allgefeierter Jüngling, die Braut das Wunder ihrer Zeit an Liebreiz, und beiden sollte allein zu ihrer Verbindung nur die übertriebene Leidenschaft zur Wissenschaft, der ausgeprägte Pedant in diesem Jüngling (undenkbar!) im Wege gestanden haben? Wir müssen die Lücke klaffen lassen.

Man wird es nun allerdings erklärlich finden, wenn ein junges durch Huldigungen verwöhntes Kind von fünfzehn Jahren eigensinnig wird, ihr Köpfchen aufsetzt und zu schmollen anfängt. Erfahrungsmäßig bedeutet aber Schmollen bei jungen Mädchen etwas Ernsteres als beim Jüngling, denn das Weib ist durch die Natur auf die Welt ihres Herzens angewiesen, und sie hat weiter keinen Beruf, als dieses Herz mit dem Bilde eines Mannes zu füllen, ihm eigen zu werden, Mutter und Hausfrau zu sein. Beim Manne ist der erste Liebesrausch flüchtiger, aus leichteren Elementen zusammengesetzt, weil er nach den Sphären ernsterer Berufe: der Wissenschaft, der Waffen, der Politik u. s. w., hin gravitiert. Kurz, Penelope, entrüstet über die Vernachlässigung des ihr bestimmten Verehrers, außerdem ausgestattet mit einem ungewöhnlich warmen, zur Liebesleidenschaft geneigten Blut, machte nicht viel Umstände, als sie, wie es scheint, durch den drängenden Einfluß von Verwandten und Bekannten, dem sehr reichen, aber bereits körperlich abgewirtschafteten Lord Rich ihre Hand reichte. Mädchentrotz von der einen, Unerfahrenheit in der weiblichen Natur von der anderen Seite scheinen die Erklärungsgründe zu sein für eine Ehe, die das tragische Schicksal einer der hervorragendsten Frauen ihrer Zeit besiegelten und aus dem Entzücken ihrer Tage den Abscheu derselben machten. Ihr zweiter Gemahl, Lord Mountjoy, der Graf von Devonshire, rechtfertigte in einer Epistel an den König James seine Verheiratung mit Lady Rich mit den Worten: „Eine Dame von hoher Geburt und Tugend, die sich in der Gewalt ihrer Verwandten befindet, wurde durch dieselben gegen ihren Willen verheiratet an einen Mann, gegen den sie bis an den Altar protestierte und darüber hinaus; ein Ehepaar, zwischen dem vom ersten Tag an beständiger Zwiespalt herrschte —“ Zwingen ließ sich eine Natur wie Penelopes nun freilich so leicht nicht, aber wie oft im Leben geschieht es, daß junge Mädchen verwandtschaftlichen Einflüssen erliegen, wenn sie die Täuschung einer ersten Herzensliebe hinter sich haben. Der tragische Lebensausgang solcher jungen Mädchen ist in der Regel für das ganze Leben besiegelt. Wenn nicht verhaltener Schmerz oder Verzweiflung, so drückt der Mädchentrotz und der verblendete Eigensinn dieses Siegel auf. Heylin, Penelopes Zeitgenosse, beschreibt ihre Erscheinung von dieser Zeit: „Eine Dame, in der jede anziehende Grazie der Schönheit, des Witzes und holdseligen Auftretens wohnte und alledem, was sonst ein Weib machen kann zur unbedingten Gebieterin aller Augen und Herzen.“ Und was that Sidney? Er zog sich auf den Landsitz Wilton zurück und suchte seine Zerstreuung in der Abfassung des seiner Zeit berühmten Schäferromans „Arcadia“, den er der Geliebten als the countess of Pembroke's Arcadia widmete. Da hat er sich freilich zur Aufgabe gestellt, Penelope in ihrer unerreichten Schönheit zu konterfeien und seine Leidenschaft und seinen Gram in Versen auszuströmen. Da müssen wir denn doch der Meinung sein, daß Sidney ein Durchschnittslord der englischen Aristokratie gewesen, den alle seine männlichen Vorzüge nicht davor bewahrten, amphibienkühles Blut in den Adern zu haben, der also zum Besitz eines Mädchens sich nicht eignete, dessen Blut es wahrhaftig mehr nach dem leidenschaftlichen Himmel Italiens als in das fröstelnde, nebelschwere England wies. Man denke sich einen Hamlet an eine Julia Capulet gewiesen, und psychologisch wird sich vieles in diesen Beziehungen erklären lassen. Aber „Arcadia“ war ihm noch nicht genug. Nach Art aller grübelnden Naturen mußte er seine Leidenschaft weiter anatomieren, um in solchem Zersetzen, in solch mikroskopischem Untersuchen seines Fühlens ein Lebens-

bedürfnis zu befriedigen. Hier wäre für den Dramatiker eine Aufgabe, einen Hamlet der Liebe zu schreiben. Sidney schrieb Sonette, weil in jenen Tagen alle Welt Sonette schrieb.

I might, unhappy word! O me! I might,
And then would not or could not see my bliss.

So beginnt eines dieser Sonette, und das ist gewiß echt hamletisch. Über einer Masse von überklugen Rücksichten war ihm das höchste Erdenglück verloren gegangen. Der Rest war poetisches Winseln. Noch war Penelope ihrer Liebe wert. Es war ein äußerst rührendes Motiv in dieser Liebesgeschichte, welches die holde Frau vor aller Verirrung bewahrte. Solange Sidney sie selbstsuchtlos anbetete und aus der Ferne besang wie eine Gottheit, trug sie auch Scheu, ihren weiblichen Ruf zu beflecken, und so lange erhielt sie sich auf der Höhe der Tugend. Kaum aber hatte Sidney auf dem Felde der Ehre seine Augen geschlossen, da brachen alle schlummernden Teufel aus ihrem Blut, und die bisher der Welt als Muster der Holdseligkeit und frommer Sitte gegolten, wurde zu einem Vereinigungspunkte aller Laster, die das Weib entwürdigen, wurde zur Messalina! Die Achtung vor der Ehe hatte sie nicht geschützt, denn die Ehe ist nur ein menschliches Sakrament, aber die wahre, reine, heilige, keusche Jugendliebe war ihre Schützerin gewesen, weil sie vom Himmel ist. Wenn das noch nicht unter die großartigsten aller dramatischen Probleme gehört, so habe ich nie dramatische Poesie verstanden. Und um wie viel höher haben wir die Beherrschung der Penelope anzuschlagen, wenn wir bedenken, zu welcher Zeit und an welchem Hofe sie lebte! Denn es ist bekannt, daß ein ehrbar lebendes Ehepaar an diesem Hofe auf nichts als Spott und Hohn rechnen durfte, daß Eheleute sich vor Nachrede und Verachtung nur dadurch schützen konnten, wenn sie die üblichen Liebesbeziehungen außer der Ehe pflegten.

Penelope war zwei Jahre mit Lord Rich verheiratet, als auch Sidney eine Ehe einging, und zwar mit der Tochter des Sir Francis Walsingham. Aber alles, was wir von dieser Dame wissen, ist, daß sie ein beschränktes, prosaisches Geschöpf war, die ihr höchstes Glück in der Erfüllung ihrer hausfraulichen Pflichten fand. Also eine Octavia und eine Kleopatra neben Antonius. Es wäre doch der Mühe wert, klar zu legen, was Shakespeare aus der Beobachtung dieses Liebespaares, das den Anteil von ganz England besaß, an dramatischen Motiven geschöpft und in seinen Werken verwertet habe.

Bleiben wir einstweilen bei Sidney. Sein Herz wurde trotz seiner jungen Frau von Penelope beherrscht, dem Idole seiner Jugend. Indifferentismus oder Überdruß am Leben war es, weshalb er sich diese hausbackene Gemahlin wählte. Unter den Hunderten von Sonetten, die der Penelope gelten, befinden sich nur vier an seine Gattin, als sie — am Zahnweh litt! Sidney starb 1586 erst dreißig Jahre alt in den Niederlanden, nachdem er am 22. September auf dem Schlachtfelde von Zutphen die Todeswunde empfangen hatte, ein Sänger und ein Held. „Seine treue Gattin war," so referiert Krauß, „vom Juli an bei ihm, und in ihren Armen hauchte er seinen Geist aus." Was in der Seele der Penelope vorging, müßte ein Dichter von Shakespeares Kraft auszeichnen! Erst wahnsinniger Schmerz, dann die Verzweiflung, die um sich her sieht, wo sie jetzt noch einen sittlichen Halt für das Leben finden solle, dann ein wütendes Hineinstürzen in die Strudel des Lebens mit dem brennenden Verlangen, auf welche Weise es immer sei, um zu vergessen, was sie verloren...

Der Genius, der Penelopes Ruf und Sitten bis dahin beschützt hatte, war von ihr gewichen, hatte sie nun ihrem eigenen verhängnisvollen Temperament überlassen. Zu Hause bei dem ungeschliffenen Gatten gab es kein Glück für sie, sie mußte es außer dem Hause suchen. Es ist das Los der Frauen, daß sie ihr Leben nur erfüllt sehen können im erfüllten Leben ihres Herzens. Das ist ihr Himmel, ist ihre Hölle.

Mountjoy, ihr nachheriger Liebhaber, schreibt in einer schon erwähnten Epistel an den König James: „Nachdem Lord Rich sie wohl zwölf Jahre lang gemieden, wußte er sie durch Überredung und Drohungen zur Einwilligung in eine Trennung und zu dem Geständnis zu zwingen, daß sie sich mit einem namenlosen Fremdling vergangen habe.“ Wäre diese Beschuldigung nicht schon an und für sich zu plump, so erschiene sie im Hinblick auf den plumpen, brutalen Lord Rich in ihrem richtigen Lichte.

Das Verhältnis zu Lord Mountjoy begann etwa um 1600 und war bald so sehr zum Stadtskandal geworden, daß die Königin sie vom Hofe verwies. Aber auch das Verhältnis selbst wurde sehr bald zum öffentlichen Skandal. Sie ging von ihm und kehrte zurück nach ihrem Belieben. Solange sie es mit Mountjoy hielt, fiel das niemandem auf, es war so Mode und beeinträchtigte die sociale Stellung der Dame nicht. Endlich dachte Mountjoy daran, Lady Rich zu seinem ehelichen Weibe zu machen. Er that dies, um seine Kinder zu legitimieren; er erwirkte ihre Scheidung beim geistlichen Gerichtshof und heiratete sie. Nun brach der Sturm der Prüderie über das Paar los. „Die Hofwelt, die so wohlgefällig zugesehen, während das göttliche Gesetz vor den Augen aller Welt gebrochen wurde, entsetzte sich über die Verletzung des Menschengesetzes,“ sagt Massey. Der König war so erzürnt, daß er zu Mountjoy sagte, er habe purchased a fair woman with a black soul. Über diese Worte wird noch zu reden sein. Mountjoy beteuerte, sein Gewissen habe ihn getrieben, das Urteil der Welt zu verachten — was half es ihm? Er blieb gerichtet, und sie mit ihm. Darüber brach sein Herz, und er starb vier Monate nach seiner Hochzeit.

Krauß berichtet, wie Massey es überliefert hat: „Von hier an weiß die Geschichte nichts mehr von Lady Rich; dieser blendende Stern verschwindet plötzlich in Finsternis. Eine einzige Erwähnung ihres Todes gelang es aufzufinden in der 1655 zu Amsterdam gedruckten Historia rerum Britannicarum. Da erzählt der Verfasser: durch die Vorwürfe des Königs tief getroffen, sei Devonshire ganz zusammengebrochen und habe seine Seele in Lady Richs Armen unter ihren Liebkosungen, Küssen und Thränen ausgehaucht. Sie aber, vom Kummer und Wehklagen ganz vernichtet, habe ihn nicht lange überlebt; mit den Trauergewändern und dem Trauerschmuck beladen, habe sie Tag und Nacht auf dem Boden ihres Schlafzimmers in einer Ecke gelegen, allen anderen Trost als den des Todes von sich weisend.“

Noch ein einziger Zug über Lady Rich als Messalina, weil sie bisher als solche angedeutet wurde. Nach Massey wie auch nach Brown fand sie neben der Liaison mit Mountjoy in ihrem Herzen noch Raum für verstecktere Intriguen. Übrigens dokumentiert die Pembroke-Familie wiederholt die Schande, die Lady Rich über ihr Haus gebracht habe.

Es ist eine psychologische Beobachtung, daß weibliche Naturen, die stark zur erotischen Extravaganz neigen, äußerst gutherzig, nachgebend und nachsichtig sind, woraus folgt, daß niemand von listigen Menschen leichter zu mißbrauchen ist als die Priesterinnen der Venus. „Gutherzig sind sie alle!“ sagt Othello von seiner Desdemona. Die Lady war daher eine oft gesuchte Hilfe für alle Not- oder Dienstbedürftigen.

Einer ihrer Briefe, datiert 1596, an den Bruder Essex, den damals noch allmächtigen Günstling der Elisabeth, lautet: „Werter Bruder! Es kam mir so schwer an, Euch in Sachen dieser armen Edelfrau zu bestürmen. Es war in der Zeit meiner Anwesenheit bei Hofe, als ich dieses ihr Gesuch entgegennahm, und gestern ließ ich ihrem Manne sagen, ich könnte Euch damit nicht belästigen, sondern wünschte ihr gewisse andere Freunde zu gewinnen. Der Mann weiß in seiner Verzweiflung nicht, was er thun soll, und glaubt an kein menschliches Mitleid mit ihr und ihren Kindern, wenn Ihr Euch nicht erbarmt. Wenn er keine Begnadigung

erhalten kann, so muß er fliehen und die Seinen in wahrem Elend zurücklassen. Lieber Bruder, laßt mich Euer Belieben wissen und glaubet, daß ich ohne Ende bleibe Eure getreuste Schwester.“ Dieser Fälle, wo sie sich unglücklicher Menschen so warm annahm, liegen mehrere Beispiele überliefert vor. — „Essex hatte,“ schreibt Krauß nach Massey, „seine Thorheit mit dem Leben gebüßt, seine Schwester war des Hofes verwiesen, ihr Umgang war gefährlich geworden und wurde von allen gemieden, die der Königin Zorn fürchteten. Der Stern der ehrgeizigen Lady war tief gesunken, aber ehe er erlosch, sollte er noch einmal glänzend am Himmel des Hofes leuchten. Mit dem Tode der Königin und der Thronbesteigung von James wendete sich plötzlich alles. Lady Rich war eine von den vornehmen Damen, welche die Ehre hatten, der neuen Königin bis zur schottischen Grenze entgegenzugehen. Bei der königlichen Prozession vom Tower nach Whitehall 1604 erhielt sie den Platz an der Spitze von vierzehn Gräfinnen von altem Adel. Der König setzte sie in den Platz und Rang des ältesten Grafen von Essex ein.“ Daß sie mit Mountjoy lebte, genierte an diesem Hofe niemanden. Wie sie ihre Scheidung anstrengte, wie dem Mountjoy das Herz bei den Worten des Königs brach, habe ich oben erwähnt. Aber diese Worte — a fair woman with a black soul — bedürfen noch einer Erwägung.

„Ein blondes Weib mit einer schwarzen Seele.“ Denn fair bedeutet dem Germanen „blond“, weil blondes Haar zu dem germanischen Schönheitsideal gehört. Daß der König unter black die Augen der Lady meint, geht aus zahlreichen Schilderungen und Anspielungen auf sie bei den Dichtern ihrer Zeit hervor. Man denke nur an das deutsche: In den Augen liegt das Herz. Penelope war also ein Schönheitswunder, eine seltsame Laune der Schöpfung, die auf den Betrachter geradezu verblüffend wirkte. Gezeichnet von Shakespeare ist Lady Rich in „Liebesleid und Lust“, und zwar als Rosaline. Seit Penelope in der Gesellschaft ihrem Blute keinen Zwang mehr auferlegte, seit sie wegen ihrer dissoluten Sitten geradezu berüchtigt war, geschah es sehr leicht und zwanglos, daß man die Schwärze der Augen mit der Schwärze der Seele identifizierte. Der Widerspruch ihres weiblichen Charakters und ihrer Reize fand in ihrem Äußeren das Abbild in dem Gegensatze von Haar und Augen. Aus den schwarzen Augen sprühten alle Dämonen der Tiefe, aber das goldige Haar eignete sie den Heerscharen des Himmels.

Auf die „schwarze Schöne“ der Shakespeare-Sonette, für die ja seit wenigen Jahren Lady Rich gilt, einzugehen, ist verlorene Müh. Das Rätsel ist noch lange nicht gelöst, und es ist nur natürlich, daß jeder Interpret, der das Geheimnis gelüftet haben will, in seine eigene Beweisführung verliebt ist, von Bedenken, Widersprüchen und Einwendungen nichts hören will und für nichts Auge hat als für das von ihm errichtete Gebäude, das er aus den subjektivsten Begründungen und gewaltsam geschürzten Beweisen zusammentrug. Ich stelle einige der markantesten Stellen zusammen, welche den Widerspruch mit der Persönlichkeit der Lady Rich enthalten. Das Sonett 130 muß ich ganz citieren.

Der Liebsten Augen sind kein Sonnenpaar,
Auch nicht korallenrot die Lippen traun;
Dem Schnee verglichen ist ihr Busen braun,
Drahtringeln gleich ihr schwarzes Lockenhaar (!).

Nicht nenn ich ihren Atem balsamreich,
Nicht der Damastusrose buntes Prangen,
Halb rot, halb weiß, erwähl ich zum Vergleich
Des Farbenschmucks auf meiner Liebsten Wangen.

So gern ich höre ihrer Kehle Laut,
So weiß ich doch, Musik hat bessern Klang,
Noch hab ich keiner Göttin Gang geschaut,

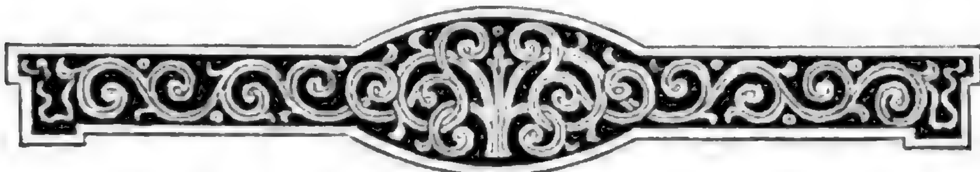
Doch fühlt der Grund der Liebsten derben Gang.
Mich dünkt sie doch nicht minder auserlesen
Als irgend ein vergleichgeschminktes Wesen.
(Übers. von Jordan.)

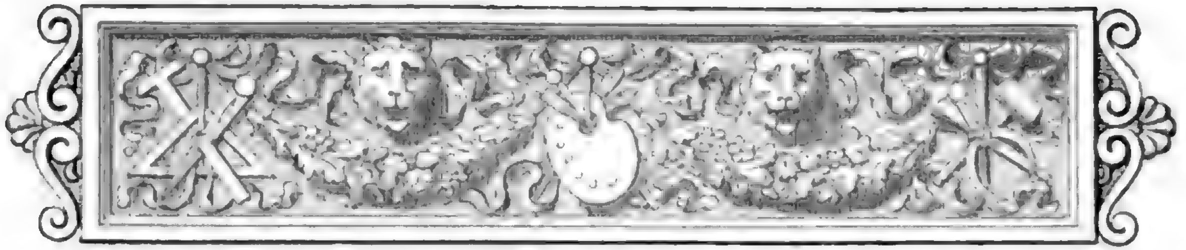
Und das soll Lady Rich sein? Diese soll den Fußboden mit derben Füßen getreten haben? If hairs be wires, black wires grow on her head. Also doch schwarze Haare wie Drahtfäden! Was Wunder, wenn die Erklärer wie Jordan aus dem

krausen schwarzen Drahthaar, aus den derben Füßen und dem schlechten Atem die Vermutung herausholen, es handle sich um eine Kreolin von den westindischen Kolonien mit einer Beimischung afrikanischen Blutes! Und dann in anderen Sonetten, besonders 128, die hohe musikalische Begabung der Dame, welche die Saiten der Laute mit schlanken Fingern meistert! Diese thut man doch nicht wie Jordan mit der Bemerkung ab, daß das musikalische Talent den Mischlingen der schwarzen und weißen Rasse angeboren sei. Das Neger-Tamtam ist noch keine gebildete Musik, aber nur von solcher ist in den Sonetten die Rede.

Soviel scheint nun freilich seit Massey als zweifellos gelten zu müssen, daß Lady Rich und die schwarze Schöne der Shakespeare-Sonette identisch sind. Aber kaum haben wir dies behauptet, welche zweifelvolle Fragen umdrängen sofort diese Behauptung! Ein Haufe von Zweifeln, mit deren Aufzählung ich den Leser nicht ermüden darf und über die ein klärendes Licht nicht eher aufgehen wird, als bis ein glücklicher Zufall in den englischen Bibliotheken oder Privatarchiven Dokumente, Schriftwechsel und dergleichen entdeckt hat, die der elisabethanischen Ära entstammen und sich direkt mit den bezüglichen Personen beschäftigen.

Überblicken wir noch einmal das ästhetische Problem, das uns in diesem Weibe vorliegt. Ein Kind von dreizehn Jahren, ausgestattet mit ganz ungewöhnlichem Reiz, einem der edelsten Häuser entstammend, wird mit dem achtzehnjährigen Sidney, der feinsten Blüte der englischen Aristokratie, geschmückt mit allem, was eine Mannesnatur beneiden, eine weibliche Natur hinreißen kann, verlobt. Aber Sidney zögert auch jahrelang noch bis in die Zeit hinein, da Penelope sich zur Jungfrau entwickelt haben mußte. Das entscheidende, das werbende Wort fällt nicht, und halb durch Verwandte bestürmt, halb aus kindischem Trotz und aus Verblendung, die sich für die getäuschte Erwartung rächen will, wirft sich das unselige Mädchen dem wüsten, rohen Lord Rich, einem liederlichen Menschen, in die Arme. Kaum ist sie sein Weib, so erkennt sie, was sie verloren. Wir können uns in ihr dumpfes Brüten, in die Bitterkeit ihres Fühlens hineindenken, wenn sie, die öden Hallen ihres Palastes — vorausgesetzt, daß sie nicht von den schmählichsten Orgien ihres Gatten wiederhallten — trostlos durchwandelnd, den Mann, den sie genommen, mit dem verglich, der sie aufgegeben! Da schreit der wütendste Schmerz aus den Tiefen ihrer Seele herauf: „Bin ich allein vom Glück ausgeschlossen, von einem Glück, das die gemeinste Arbeiterfrau in den Vorstädten von London an ihrem Herde so mühelos haben kann? Wozu mir der blendende Reiz und die ungewöhnliche Holdseligkeit in Antlitz und Gestalt? Daß ich einem rohen Wüstling angehöre? O nein, ich will mein Teil auch haben vom reichbesetzten Tische des Erdenglückes, ich will mich hingeben gern und freudig, um zu beglücken und beglückt zu sein.“ Und sie wirft sich dem verführerischen Lord Mountjoy in die Arme. Der erste Schritt ist gethan; sie sinkt nach und nach bis zu einer Stufe der Verworfenheit, vor der uns schaudert.





J. S. Chardin.

Ein Maler des bürgerlichen Familienlebens.

Von

J. E. Wessely.

Will man ein zutreffendes Bild der vornehmen französischen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts entwerfen, so bieten neben den Geschichtswerken, der Roman- und Memoirenlitteratur dieser Zeit auch die Werke der Maler und Buchillustratoren reichlichen Stoff dazu. In Gemälden (und Stichen nach denselben) eines Boucher, Lancret, Baudouin, Lavreince und selbst eines Watteau, des sittlichsten in dieser Gesellschaft, lacht, extemporiert und prickelt der Witz jener Kreise uns entgegen, deren Mitglieder sich für Götter hielten, denen jene Künstler in allen ihren Kompositionen Weihrauch streuten.

In der Mitte einer solchen Umgebung einen Künstler zu finden, der in seinen Werken die reine unverdorbene Natur verherrlicht, der ein Apostel des idyllischen und dabei wahren Familienlebens ist und — was besonders hervorzuheben — dennoch von der Kunstakademie geachtet und von der geschminkten, in Sinnlichkeit aufgegangenen Gesellschaft geschätzt wird, ist gewiß eine interessante, für den ersten Blick unerklärliche Thatsache. Sie mag ihren Grund darin haben, daß im Gewissen selbst des sinnlichsten, nur nach Genuß und Freude strebenden Menschen eine Erinnerung an den Ernst des Lebens, an das Paradies der Kindheit schlummert. Oder sollte vielleicht zum Vergleich der Gaumen herbeigezogen werden, der, satt von lukullischen Mahlzeiten, einmal Appetit nach gesunder Hausmannskost hat?

Der Künstler, der oben bezeichnete Ausnahme bildet, ist Jean Baptist Simeon Chardin. Er hat keinen gewöhnlichen Heroismus bewiesen, indem er seinen eigenen Weg einschlug und im Widerspruch zu den lebensfrohen Kreisen und zur ganzen Künstlerwelt jeder Versuchung trotzte und dem heiligen Berufe seiner Kunst treu blieb.

Er verdient es darum sehr wohl, daß wir uns einige Augenblicke mit ihm beschäftigen.

Chardin ist ein Pariser Kind; er erblickte am 2. November 1699 das Licht der Welt und war der Sohn eines Kunsttischlers (wie wir heutzutage zu sagen pflegen). Dieser hatte für den König monumentale, reich verzierte Billards verfertigt, war auch ein geübter Zeichner. Der Sohn sollte in die Fußstapfen des Vaters treten, was ihm aber nicht behagte. Schließlich gab der Vater nach, und der junge Chardin wurde beim Maler Cazes als Schüler untergebracht. Viel lernte er hier nicht, da er nur des Lehrers Bilder nachzeichnen mußte. Da nahm ihn E. N. Coypel zu sich, und hier erschloß sich ihm der Beruf der Kunst auf eigene Weise. Coypel malte das Porträt eines Jägers. Natürlich durfte ein Gewehr nicht fehlen. Eine Studie

dazu ſollte Chardin nach der Natur malen. Er übte dabei ſein Auge, und eine treue Wiedergabe des Gegenſtandes entzückte ihn; er erkannte, daß man das Unbedeutendſte, richtig aufgefaßt, durch die Kunſt idealiſieren kann. So entwickelte ſich bei ihm die Vorliebe für das Stillleben, der er ſpäter in mehreren Gemälden Ausdruck gab.

In die Öffentlichkeit trat Chardin (etwa 1728) auf eine eigentümliche Weiſe. Ein Chirurg, ein Freund des väterlichen Hauſes, erbat ſich von dem jungen Künſtler ein Schild für ſeine Offizin. Dieſer

löste seine Aufgabe auf wahrhaft geniale Weise; er griff ins volle Leben hinein und stellte den Chirurgen in seiner Offizin dar, wie er einem im Duell Verwundeten, der zu ihm gebracht wurde, Beistand leistet. Diese Hauptgruppe ist von vielen Zuschauern umgeben, deren jeder nach seiner Art seine Neugierde offenbart. Auch der Polizeikommissär fehlt nicht, der mit ernster Amtsmiene den Fall untersuchen will. Alle Dargestellten waren Bildnisse, es war ein lebensvolles, dramatisches Bild aus dem Pariser Volksleben. Kaum war das Schild aufgestellt, strömten Menschen herbei, es zu betrachten und zu bewundern. Selbst Künstler erschienen, um das Werk eines ihnen ganz unbekannten Malers anzusehen.

Obgleich Chardin der erste Wurf gelungen war, kehrte er doch zu einer ähnlichen Auffassung eines Sittenbildes nicht wieder zurück.

Für angehende Künstler oder solche, deren Bilder im Salon nicht zugelassen wurden, bestand zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine eigentümliche Anstalt zum Ausstellen von Gemälden. Man hatte alljährlich zum Fronleichnamsfeste auf dem Platze Dauphin Tapetenwände aufgestellt. Auf denselben wurden die Bilder angebracht, natürlich unter freiem Himmel und nur auf die wenigen Stunden der Festlichkeit. Hier hatte auch Chardin zum erstenmal 1728 mehrere Bilder mit Stillleben ausgestellt. Ein Bild des Jahres 1732 wurde besonders gerühmt, es war ein bronzenes Relief nach Fiammingo, das so täuschend gemalt war, daß selbst Künstler verleitet wurden, durch das Betasten sich zu überzeugen, ob es wirklich ein Bild und nicht ein Relief sei.

Mit dem Jahre 1734 macht sich eine Wendung in Chardins Kunst bemerklich: er wendet sich dem Genre zu.

Im genannten Jahre stellte er nämlich ein Mädchen im einfachen bürgerlichen Gemache dar, das eben den Brief vollendet hatte und mit Ungeduld auf das Licht wartet, das ein Diener herbeibringt. Der einfache Vorwurf, die treue Auffassung der Natur, die lebensvolle Charakterisierung brachte dem Meister viel Lob ein. Dieser scheint damit den rechten Ton für seine Kunst gefunden zu haben. Er, der Bürgerssohn, wurde der Anwalt des bürgerlichen Familienlebens. Das Bild wurde für Friedrich den Großen erworben und befindet sich jetzt im Schlosse zu Berlin.

Ein Bild, welches das Innere einer Küche mit ihrem reichen Inhalt schildert, wurde selbst von Akademikern so vortrefflich gefunden, daß sie Chardin aufforderten, sich um einen Platz an der Akademie zu bewerben. An eine solche Auszeichnung hatte der Künstler nie gedacht. Einzelne Umstände seiner Bewerbung um diesen Platz sind recht charakteristisch. Chardin stellte in einem Vorsaal der Akademie einige seiner Bilder, darunter das erwähnte Innere der Küche, so auf, als ob sie zufällig hingeraten wären. Diesen Saal mußten die Herren der Kommission passieren. Der Künstler wartete in einem Nebengemache, wo sich die Kommission versammeln sollte. Zuerst kam Largillière, der, als er die Bilder bemerkte, von denselben so gefesselt wurde, daß er sie eingehend musterte; er hielt sie für Werke irgend eines guten niederländischen Meisters. Dann kam Cazes, unseres Chardin früherer Lehrer. Auch er ließ sich täuschen. Largillière sagte dann zu dem Kandidaten: „Sie besitzen da ein paar treffliche Bilder. Nun aber lassen Sie uns auch Ihre Arbeiten sehen.“ — „Mein Herr,“ erwiderte Chardin freudig, „Sie haben sie soeben gesehen.“ — „Wie, diese Bilder haben Sie gemalt? Vortrefflich!“ — Cazes fühlte sich zwar ein wenig beleidigt, daß er sich durch die Kriegslist seines früheren Schülers täuschen ließ, aber schließlich mußte er sich wieder glücklich schätzen, einen solchen Schüler gehabt zu haben. So war die Kommission für den Kandidaten günstig gestimmt und dieser wurde am 25. September 1728 „als Maler von Blumen, Früchten und Stillleben“ in dieselbe aufgenommen. Die oben erwähnte Küche sowie ein Fruchtstück

erhielten die Auszeichnung, als Aufnahmestücke für die Akademie ausgewählt zu werden. Die tote Natur öffnete ihm das Thor zur Akademie, welcher er als Meister des Sittenbildes Ehre machen sollte. Zwar hat er auch noch jetzt Stillleben gemalt, aber sie machen nicht seine Hauptthätigkeit aus. Übrigens fand er immer Gelegenheit, sein Genrebild in die innigste Verbindung mit dem Stillleben zu bringen, indem er auch dem Nebensächlichen seine ganze Kraft weihte und einen besonderen Reiz verlieh.

Unter den holländischen Künstlern fin-

den wir namhafte Vertreter des Stilllebens, so Kalf für Kücheninterieurs, Mignon, Huysum und Ruysch für Blumen, Weenix für tote Jagdtiere. Chardin vereint alle Arten. Er malt Geschirr und Geräte, Blumen und Früchte, Tiere des Feldes und Waldes, Fische und Fleisch. Man bewunderte namentlich den frischen Sammet der Pfirsiche, die Durchsichtigkeit der Weintrauben, den feuchten Purpur der Erdbeeren, den safttriefenden Sprung überreifen Obstes. Mit höchster Naturtreue ist jedes einzelne aufgefaßt, aber es ist keine gedankenlose Abschrift der Natur, der Künstler hat durch reizende Reflexe, durch Anordnung des Einzelnen, durch die Harmonie des Vielartigen dem naturalistischen Bilde die Weihe der Kunst aufgedrückt.

Da sich die Menge durch die öftere Wiederkehr solcher Gegenstände gesättigt zeigte und die Kritik anfing, sich allmählich kühler diesem Genre gegenüberzustellen, machte der Künstler eine Schwenkung. Man glaubte, das Genie des Künstlers ermüde, und Chardin machte einen kühnen Schritt vorwärts, um sich die Gunst der Kunstfreunde neu zu erobern. Er trat als Maler des Sittenbildes auf.

Diese Gattung Malerei hat bekanntlich ein sehr weites Gebiet; es umfaßt geographisch alle Völker, chronologisch alle Jahrhunderte, social alle Stände; das ganze Reich der Seelenstimmungen, von der unschuldigen Freude des Kindes und der innigsten Frömmigkeit bis in die Orgien des Sinnentaumels und in die düsteren Regionen des Verbrechens, bietet reichen Stoff dem Genrebilde.

Chardin bewegt sich in diesem Reiche nur auf einem eng begrenzten Bezirke: er versucht es, uns das Heim der Bürgerfamilie mit ihren einfachen unschuldigen

Der häusliche Unterricht.

Freuden zu schildern; er thut es mit einer Wahrheit, die er sicher der Wirklichkeit treu abgelauscht hat. Der Künstler ist auf diesem Felde überaus glücklich; er selbst gehörte ja durch Abstammung diesen Kreisen an, sein Herz hing mit Treue an diesem einfachen Bürgerhaus, man kann sagen, er schildert nur mit voller Wonne die Scenen, die ihn in seinem eigenen Heim umgaben und die ein Reflex seines Charakters sind.

Es war der Wunsch seines Vaters, daß der Sohn die Tochter eines seiner Freunde, des Kaufmanns Saintar, heirate. Die jungen Leute lernten sich kennen und lieben. Dem Brautvater war gerade der arme Maler nicht sehr willkommen, weshalb die Hochzeit verschoben wurde. Da starb Saintar, und es zeigte sich, daß der vermeintlich reiche Kaufmann nichts hinterließ. Jetzt wollte der alte Chardin von der Ehe nichts wissen, aber der Sohn blieb dem gegebenen Versprechen treu und führte die Erwählte heim (1731). Diese schenkte ihm einen Sohn, starb aber bereits 1735. Chardin vermählte sich 1744 nochmals mit der Witwe Franziska Margarete Pouget, die einiges Vermögen besaß. N. Cochin hat ihr Bildnis gezeichnet, es ist ein freundliches, verständiges Gesicht, das uns ahnen läßt, wie glücklich sich der Künstler an ihrer Seite fühlen mußte. Das Spitzenhäubchen, die weiße Halskrause, alles sitzt so nett und sauber; der Künstler konnte kein besseres Modell für seine Genrebilder finden (s. Abbildung Seite 119). Er hat sie auch auf mehreren seiner Bilder verewigt. Noch als altes liebenswürdiges Mütterchen hat er sie 1775 in Pastell gemalt (im Louvre).

Die Theetrinkerin.

Durchwandern wir nun, von Chardins Bildern geleitet, das einfache Bürgerhaus, wie es sich der Künstler als Ideal dachte.

Da führt er uns in die Kinderstube, wo wir die kleine Welt bei ihren Spielen, Freuden und kleinen Sorgen überraschen. Es sind keine der Phantasie entsprungene Puppen, sondern wirkliche, natürliche Kinder, deren Bekanntschaft uns Chardin machen läßt. Diese Kinderwelt, kerngesund an Leib und naiv im Benehmen, mußte eine rechte Augenweide für die Bürgerfrauen und Mütter abgegeben haben, wenn sie im Salon Chardins Gemälde zu betrachten Gelegenheit fanden. Da ist das kleine Mädchen, welches mit der Puppe spielt und sie in Vorahnung seines künftigen Berufes mit aller Liebe und Sorge umgiebt. Das Mädchen soll das Porträt einer Tochter des Kaufmanns Mahon sein. Der Künstler hat eben das Bildnis zu einem Genrebilde gehoben. Ist ja doch jedes gute Genrebild ein Porträt, wenn auch nicht der einzelnen Person, doch einer ganzen Gattung.

Das Verhältnis der älteren Geschwister zu den jüngeren hat uns Chardin in einem netten Bildchen geschildert. Ein halb erwachsenes Mädchen sucht dem jüngeren Bruder die Geheimnisse des Abc klar zu machen. Das Präceptorgesicht des Mädchens, welches die Sache ganz ernst nimmt, wie auch die Passivität des Jungen, dem die Lektion nicht behagt und dessen Gedanken wohl bei einem Spiel sind, ist sehr gut ausgedrückt (s. Abbildung Seite 120).

Endlich schlägt die Stunde der Freiheit, das Büchlein wandert in die Schublade des Tisches und das Spiel kommt zu seinem Rechte. Da zeigt uns der Künstler Kinder, welche Kartenhäuser aufbauen, auf einem anderen Bilde einen kleinen Knaben, der Seifenblasen macht, und dann wieder einen, der sich mit dem Kreisel unterhält.

Einen kleinen Zeichner hat Chardin dreimal gemalt; einmal zeichnet dieser den Merkur von Pigalle, ein andermal einen Kopf, und das dritte Mal hat er es sich recht bequem gemacht und sich auf die Erde des Ateliers gesetzt, ein Portefeuille vor sich auf den Knieen ausgebreitet und zeichnet nach einem akademischen Akt.

Höchst wahrscheinlich hat uns Chardin in diesen Bildern seinen Sohn vorgestellt, der sich später unter den Augen des Vaters zum Künstler ausbildete, auch im Jahre 1754 den großen Preis für Italien erhielt, aber noch vor dem Vater starb.

Weiter bringt der Künstler die Kinderwelt mit der Mutter in Berührung, um uns die Ordnungsliebe, die Fürsorge, die vernünftige Erziehungsweise der letzteren zu zeigen. Chardin hat dieser Gruppierung die reizendsten Motive zu verleihen gewußt.

Ein Mädchen ist zum Ausgang bereit (vielleicht in die Schule); die anmutige Mutter sorgt dafür, daß das Töchterchen reinlich und ordentlich erscheint und der häuslichen Pflege Ehre macht. Da sitzt eine Masche am Häubchen noch nicht recht, und die Mutter bringt sie in Ordnung. So einfach die Komposition ist, der Künstler hat die Scene recht anziehend geschildert und noch eine reizende psychologische Pointe beigebracht. Das kleine Mädchen schielt nämlich, während die Mutter das Häubchen zurecht macht, als eine echte Evatochter nach dem Spiegel auf dem Toilettentisch hin.

Auch der Knabe darf nicht zur Schule ohne vorhergegangene Musterung der Mutter. Da steht der junge Mann, ordentlich gekämmt, nett angezogen, die Bücher unter dem Arm. Die Spielsachen liegen auf der Erde, das Spiel muß dem Ernst der Schule weichen. Schon will er sich durch die halb offene Thür entfernen, doch halt! der prüfende Blick der Mutter hat noch etwas nicht in Ordnung gefunden; sie nimmt das dreieckige Hütchen des Sohnes, um es ordentlich abzubürsten. Man nannte das Bild: „Die Gouvernante.“ So tritt keine gemietete Pflegerin auf, das ist der Blick der liebevollen, treu sorgenden Mutter, deren Häubchen und Schürze allem uns erzählen, wie nett und reinlich es in ihrem Hause zugeht.

Die Mutter ist die natürliche erste

Lehrerin ihrer Kinder. Das wollte uns auch der Künstler durch ein Bild sagen, auf dem eine Mutter die Lektion dem Kinde abfragt. Köstlich sind die verlegenen Blicke des letzteren, ein Beweis, daß es mit den Antworten seine Schwierigkeit haben muß. Alles ist so einfach, so wahr gegeben, daß man nur die Sache sieht und an die Malerei dabei gar nicht denkt. Chardin hatte das Bild 1747 für die Königin von Schweden gemalt.

Im Louvre befindet sich ein anderes Bild, auf dem die Mutter ihrem Töchterchen Unterricht im Sticken erteilt. Daß bei allen diesen Bildern auch die Nebensachen mit Naturtreue wiedergegeben sind, brauchen wir wohl nicht besonders bei einem Maler zu betonen, der zugleich ein Meister jeglicher Art des Stilllebens war.

In derselben Sammlung ist ein zweites Bild unseres Künstlers zu sehen, das uns das einfache bürgerliche Mittagsmahl vergegenwärtigt. Der Tisch ist mit schneeweißem Linnen gedeckt, und die Mutter bringt eben die dampfende Schüssel herbei. So ohne weiteres dürfen sich die Kinder nicht zu Tische setzen: der kleine Junge muß schön die Hände falten und das Tischgebet laut vorsagen; die ältere Tochter betet still für sich, und die Mutter hört aufmerksam zu. An der Lehne des kleinen Stuhles hängt die Trommel, die wohl oft Lärm genug im Hause macht. So hat alles seine Zeit: das Spielen, das Essen und auch das Beten. Das Bild fand großen Anklang, und der Künstler mußte es darum mehrmals wiederholen.

Nun führt uns der Künstler auch in die Wohnstube der jungen Frau und läßt uns diese belauschen, wenn sie allein ist. Das haben wohl auch andere Maler, Chardins Zeitgenossen, gethan, es ist aber ein großer Unterschied zwischen der Schilderung dieser und jener unseres Künstlers. Ein Baudouin oder Freudenberg hatte bei der Schilderung seine Phantasie walten lassen und darum dem sinnlichen Reize Zugeständnisse gemacht, Chardin hingegen hat sich an die Wirklichkeit gehalten, und keine seiner Damen hat Ursache zu erröten, wenn fremde Augen ihre Einsamkeit belauschen. Liebenswürdig erscheinen sie alle, mögen sie thätig sein, ihr Hauswesen ordnen oder einer angenehmen Ruhe pflegen. Auch ihre Toilette, so einfach sie für den ersten Augenblick erscheint, gewinnt in ihrer Einfachheit und Reinlichkeit unsere Bewunderung. Die gelösten Ärmel, die reine weiße Schürze, das Brusttuch, der gestreifte Unterrock, das kokette Häubchen, nichts hat der Künstler vergessen, um uns seine Damen ebenso einfach als elegant erscheinen zu lassen.

Auf einem Bilde finden wir sie mit häuslicher Arbeit beschäftigt. Sitzend hält sie eine Stickerei über den Knieen und neigt sich, um aus dem Körbchen ein Knäuel gefärbter Wolle zu nehmen. In einem Gestelle an der Wand bemerken wir einige Bücher — ein Beweis, daß über der Hausarbeit hier auch Interesse an geistiger Erholung wohne. (In Stockholm.) Auf einem anderen Bilde sehen wir sie bei Tisch, wie sie Thee trinkt (s. Abbildung S. 121).

Sehr ansprechend ist auch ein weiteres Bild; sie sitzt vor dem Kamin im gemütlichen Winkel, den eine spanische Wand um sie herum gebildet hat, das halb geschlossene Buch ruht in ihrer Hand. Sie hat sich also mit Lektüre beschäftigt und ist entweder gestört worden oder sieht sinnend aus dem Bilde heraus, als ob sie über das Gelesene nachdächte. Ein sinniges Genre-Stillleben, das nachzudenken giebt, wenn es sich darum handeln sollte, die Gedanken der reizenden Frau zu erraten (s. Abbildung S. 124).

Poetisch ist vom Künstler auch ein anderer Gedanke, so einfach er auch ist, aufgefaßt. Eine junge reizende Dame in Morgentoilette sitzt im Lehnstuhl vor ihrem Stickrahmen. Die Arbeit ruht für einen Augenblick, und sie hält eine kleine Drehorgel über den Knieen, um mit deren Tönen den Naturgesang ihres Lieblings, des Kanarienvogels, der rechts im Käfig sichtbar ist, zu kultivieren. Da ist auch wieder alles mit liebevoller Sorgfalt behandelt, bis auf den Vogel, dem man die

Die Lektüre.

Aufmerksamkeit und das Bestreben, sich ausbilden zu lassen, ansieht, wie auch die Dame mit Vergnügen zu bemerken scheint, wie gelehrig sich ihr Liebling stellt.

Als eine rechte Hausfrau finden wir sie endlich beim Tische sitzend, das Ausgabebuch vor sich, welches sie revidiert. Sie scheint die letzten Ausgaben soeben eingetragen zu haben. Diese Beschäftigung, die an die Thätigkeit auf einem Bureau erinnert, von dem sie doch gar nichts besitzt, dieser Fleiß, im Buche wie im Hause Ordnung zu halten, steht der jungen Frau ganz allerliebst.

Wie es im Wohnzimmer der jungen Frau aussieht, so wird es sicher auch in ihrer Küche aussehen. Ist dort Reinlichkeit und Ordnung herrschend, so wird sie auch hier anzutreffen sein. Chardin beweist uns die Wahrheit dieser Bemerkung an weiteren Bildern. Er hat öfters Kücheninterieurs dargestellt. Das Talent des Stilllebenmalers fand hier vielfach Gelegenheit, in seinem Elemente sich zu bewegen. Da giebt es unzählige Gegenstände, die seinen Pinsel herausforderten: das hölzerne oder blanke Geschirr, die verschiedenen Viktualien wie Fleisch, Fische, Gemüse. Aber auch die Personen, die diese Räume beleben, hat der Künstler so hingestellt, daß man nicht weiß, ob man dem Raume oder ihrer lebenden Staffage den Preis zuerkennen soll.

Auf einem dieser Bilder schöpft das Dienstmädchen Wasser aus einem großen kupfernen Behälter. Der Glanz des Kupfers ist bis zur Täuschung naturwahr gegeben.

Auf einem Seitenstücke zum vorigen Bilde ist die Wäscherin abgebildet, welche Wäsche einseift, und ein Junge benutzt die Gelegenheit, Seifenblasen zu machen (s. Abbildung S. 125). Beide Gemälde erwarb die Königin von Schweden. Ähnliche Scenen hat der Künstler noch mehrmals wiederholt. Gerühmt wurde auch eine Scheuerfrau, welche ein Küchengefäß, und ein Gasthausjunge, der eine Kanne reinigt.

Dann hat er uns auch ein Küchenmädchen vorgeführt, welches Rüben schält. Besonders ansprechend ist aber das jugendliche, schlanke Mädchen in der Speisekammer. Sie hat eben zwei Brote auf den Küchentisch gelegt und hält in einem schneeweißen Tuch das Fleisch. Dieses Bild befindet sich im Louvre.

Die erwähnten Gemälde, die uns ein so klares Bild des bürgerlichen Hauses aus der Zeit des Künstlers geben, sind natürlich nicht in derselben Reihenfolge entstanden, wie wir sie angeführt haben. Wir wollten nur zeigen, daß der Künstler mit seiner Kunst in der Familie wurzelt, der er seine feinste Beobachtungsgabe, sein naivstes Verständnis entgegenbringt.

Um aber das Bild seiner Kunstthätigkeit einigermaßen abzuschließen, müssen wir noch einzelner Kompositionen erwähnen, die, streng genommen, außerhalb des bis jetzt berücksichtigten Rahmens stehen, aber auch keinen strengen Gegensatz zu demselben bilden. Hier ist also der blinde Bettler zu nennen, der, vom Hunde geleitet, am Eingang einer Kirche bettelt. Der Künstler soll eine in der Stadt bekannte Persönlichkeit hier abgebildet haben, und der Mangel des Augenlichtes, der dem Unglücklichen immer einen besonderen Habitus verleiht, ist hier trefflich charakterisiert. Das Original befindet sich im Besitz des Barons Rothschild.

Außerdem malte Chardin einen lesenden Gelehrten, der allgemein gelobt wurde und den man selbst einem Rembrandt an die Seite stellte (!). In dem Gelehrten hat uns Chardin das Bildnis seines Freundes, des Malers Aved, gegeben. Es wird keineswegs befremden, daß Chardin auch ein guter Bildnismaler war. Das genannte Porträt war eine Art Replik auf eine spitzige Bemerkung des Dargestellten. Chardin — so wird erzählt — befand sich eines Tages bei seinem Freunde Aved, bei dem eine Dame ein Porträt bestellte und ihm dafür vierhundert Livres bot, was dieser zurückwies. Der Preis war ihm zu

Die Wäscherin.

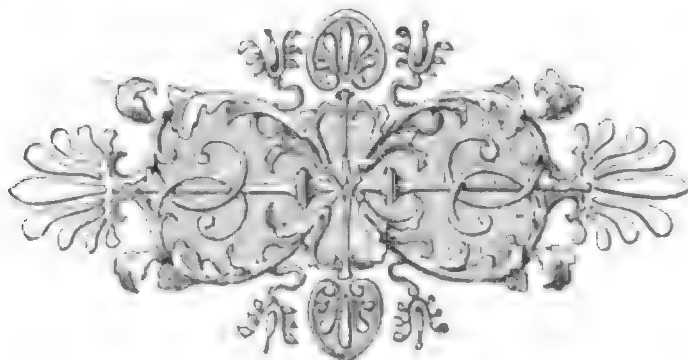
gering. Chardin, dessen Bilder keine hohen Preise erzielten, suchte den Freund zur Annahme des Auftrages zu überreden: vierhundert Livres seien immerhin ein guter Preis, meinte er. Aved aber erwiderte: „Jawohl, wenn ein Porträt so leicht zu malen wäre wie eine Wurst.“ Nun, Chardin bewies, daß er noch etwas mehr zu malen verstand — und porträtierte Aved im Charakter eines Gelehrten.

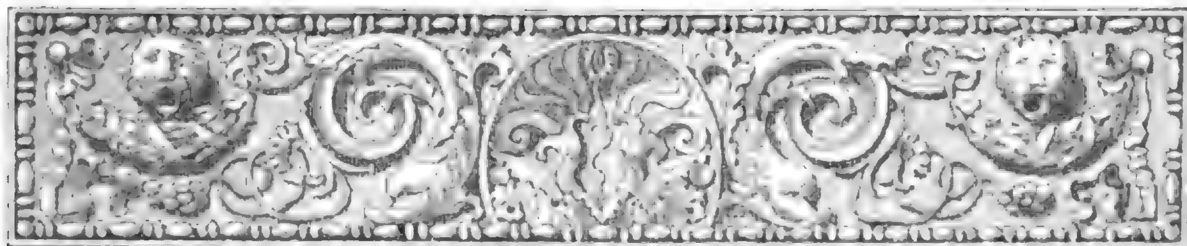
Chardin malte, besonders in seiner letzten Zeit, mehrere Bildnisse. Auch sich selbst hat er in Pastell porträtiert (das Original im Louvre), und wir geben dieses in Abbildung. Die Gutmütigkeit und biedere Einfachheit seines Charakters spricht sich unverhohlen darin aus. Auch zwei satirische Bilder malte er, aber die Satire beißt nicht, man muß sie als gelegentlichen Witz hinnehmen. Die beiden Seitenstücke stellen Affen dar, welche menschliche Thätigkeit nachahmen, das heißt nachäffen. Der eine derselben sitzt im Schlafrock am Tisch und mustert mit der Lupe eine Medaille (Der Antiquar); der andere, modisch gekleidet, sitzt vor der Staffelei und zeichnet nach einer Kinderfigur (Der Maler). Die Pointe liegt darin, daß als Resultat seiner Kunstthätigkeit nicht das Bild des Kindes, das ihm zum Vorbilde dient, sondern die Gestalt eines Affen zu Tage tritt. Chardin wollte mit diesen beiden Gegenstücken offenbar gewisse Kunstsammler und Dilettanten geißeln, die ohne inneren Gehalt dem Affen gleich nur die äußere Form nachahmen und damit schon echte Kenner und Künstler zu sein meinen.

Daß der Künstler von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt wurde, ersehen wir aus den vielen Kupferstichen, welche die besten Künstler nach dessen Werken ausgeführt haben und die, wie unsere ihnen nachgebildeten Reproduktionen zeigen, sich bemühen, in den Geist des Meisters einzudringen. Ihre Anzahl ist beträchtlich, so daß sie eine reiche Sammlung bilden; der bemessene Raum erlaubte uns, nur einzelne zu bringen, welche indessen den Kunstcharakter Chardins glücklich betonen dürften.

Chardin wurde 1743 zum Rat und 1752 zum Schatzmeister der Akademie ernannt und erwarb sich in dieser schweren Stellung, die mit großer Verantwortlichkeit verbunden war, allgemeine Anerkennung.

Chardin starb am 6. Dezember 1779 im achtzigsten Lebensjahre. Er gehört keineswegs zu den bahnbrechenden Künstlern, aber er ist immerhin ein der Anerkennung würdiges Glied in der großen Kette der Kunst und verdient diese Anerkennung um so mehr, als er mitten im Taumel einer frivolen Zeit stark genug blieb, um dem verdorbenen Zeitgeist das ernste und reine Bild der häuslichen Tugend, des ernsten Familiensinnes entgegenzuhalten.





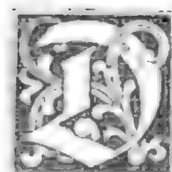
Korrespondenzen.

Aus Sicilien.

Von

August Schneegans.

Christentum und Heidentum.



Die Religion trägt nicht in jedem Lande dasselbe Gewand. Je nach den Himmelsstrichen, den althergebrachten Sitten, Anschauungen, Überlieferungen, auch je nach den physischen Eigentümlichkeiten des Volkes wirft dies Gewand engere oder weitere, in reicherem oder gedämpfterem Farbentone schimmernde Falten. Das nordische Christentum hat mit dem südlichen zwar die Grundcharaktere gemein; in ihrer beiderseitigen äußeren Erscheinung sind die beiden aber grundverschieden. Tritt uns diese Verschiedenheit schon in Mittelitalien vor die Augen, so hebt sie sich im eigentlichen Süden und ganz besonders in Sicilien noch viel greller hervor. Es darf uns dies übrigens nicht wundern. Sicilien liegt schon auf der Schwelle der afrikanischen und orientalischen Welt; das Morgenland hat vor Jahrhunderten diese Insel überflutet; Phönicier, Griechen, Karthager, Saracenen haben der Reihe nach hier geherrscht. Das jetzige Volk ist nach allen Richtungen hin von orientalischen Elementen durchsickert; das altspanische Element, das sich später noch dazu gesellte, trug nicht dazu bei, dies orientalische Gepräge zu verwischen oder abzuschwächen, und sogar das Normannentum mußte sich diesem dem Lande und Volke bis tief in die Wurzeln nun innewohnenden Charakter anbequemen. Die Normannengotik, wie sich dieselbe uns in den Kirchen von Palermo, von Monreale, von Cefalu offenbart, ist eine ganz andere als unsere nordische Gotik; mit dem maurischen, an die Formen der Alhambra erinnernden, schwellenden Spitzbogen, mit den feinen, in glänzendem Musivgewande schimmernden und von schlanken, langgezogenen Kapitälen gekrönten Säulen hat der dies Land beherrschende orientalische Geist die germanische Gotik umgewandelt und eine besondere, eigens diesem Volkscharakter angepaßte Gotik hergerichtet.

Betrachten wir das Christentum, wie es sich auf dieser Insel offenbart, und zwar sowohl in den Kirchen als in den öffentlichen Festen und auch bis in die mehr inneren Formen und Gestaltungen des Glaubens, so fühlen wir uns betroffen von der für uns Nordländer so seltsamen religiösen Auffassung, welche diesem Volke innewohnt und die dasselbe viel mehr mit dem Morgen- als mit dem Abendlande verbrüdert. Nicht nur dem Mittelalter, der Periode der Kreuzzüge, fühlen wir uns hier näher gerückt; die Wurzeln dieses Wesens scheinen noch tiefer in die Vergangenheit hinunterzureichen. Die christlichen Kirchen sind aufgemauert auf den alten Tempeln der Römer und Griechen; die Säulen, auf welchen der Dom der Muttergottes in Messina ruht, waren Säulen eines Poseidontempels; in Syrakus hat sich die Kathedrale auf die Grundsteine eines der Diana oder der Minerva gewidmeten Hexastylos Peripteros aufgebaut, und die heidnischen Säulen stehen in der christlichen Seitenwand eingefaßt; und unter jenen griechischen Grundsteinen entdeckt der Altertumsforscher noch eine ältere Grundmauer eines älteren, einer anderen Gottheit gewidmeten Tempels. Die olympische Mythologie aus Hellas fand schon eine vorgriechische, vielleicht phönicische Religion hier vor, und wer könnte mit Sicherheit behaupten, daß nicht vor dieser schon ein altsicilischer Glauben hier oder anderswo seine Gotteshäuser besaß? Spuren von dieser, im Nebel der Urgeschichte ver-

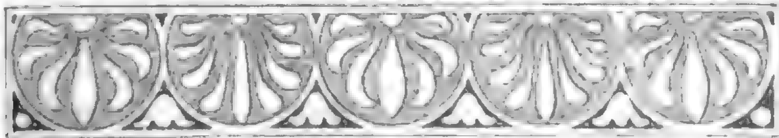
schwimmenden Religion liegen zerstreut auf der Insel; die Geschichte erwähnt Gottheiten, die hier verehrt wurden und die weder mit dem Olymp noch mit den phönicischen Göttern verwandt sind: so das fabelhafte Brüderpaar der Paliken, den unbekannten Ätnagott, dessen Tempel in dem heutigen Städtchen Aderno stand, und endlich die Kreta verwandten, von Goethe aus der sicilischen Mythologie in die Faustsage hereingetragenen „Mütter". Wie dem nun auch sein mag und wie weit zurück die religiösen Anfänge dieses Volkes reichen mögen, ein besonderes Gepräge liegt auf dessen jetziger Religion. Der sicilianische Katholicismus deckt sich nicht vollständig mit dem von Norditalien oder gar von den germanischen Ländern; er hat, wenigstens in seiner äußeren Erscheinung, etwas Originelles, Morgenländisches behalten; er bewegt sich in einer leichteren, sonnigeren, vielleicht aber auch weniger religiösen Atmosphäre als der nordische; er hat mehr äußeren Prunk, einen sinnlicheren Glanz als jener, es fehlt ihm aber das mystisch Ergreifende; das Herz der Gläubigen scheint weniger berührt zu werden als ihre Sinne. Dies ist der Eindruck, den wir beim Betreten der weitaus größten Mehrzahl der sicilianischen Kirchen und Kathedralen empfinden, derjenige auch, der uns bei den Kirchenfesten überfällt. In diesen von lachenden Sonnenstrahlen durchströmten Gotteshäusern herrscht ein frohes, lustiges Leben; die von hellfarbiger Mosaik überzogenen Wände, Pfeiler und Decken werfen nach allen Seiten hin ein so fröhliches Licht, die schweren Gold- und Silbereinfassungen des Altars und der Bilder blitzen und schillern so lebendig, die Andacht der Gläubigen paart sich mit so seltsam auffallendem, unseren Kirchensitten so tief widersprechendem Gebaren, die Priester selbst verrichten ihre Gebete und kirchlichen Handlungen mit einer so gewohnheitsmäßigen, leicht hingeworfenen Routine, daß es uns fast vorkommen muß, als befänden wir uns eher in einem weltlichen Festraum als in einer Kirche. Ein einziges Gotteshaus möchte ich von diesem Urteil ausnehmen: es ist dies die Capella Palatina im alten Königsschloß von Palermo, dies herrliche Kleinod der normannischen Gotik. Ein Kleinod wahrlich, im vollen Sinne des Wortes! Welch mystischer Zauber erfüllt diese hohen, in golddurchfunkeltem Halbdunkel ruhenden Gewölbe! Wie geheimnisvoll gleiten aus den oberen Fenstern herunter die über die weich abgerundeten Kanten sich hinschmiegenden Sonnenstrahlen! Welch Leuchten in der Kuppel, wo das gewaltige Christushaupt in seiner altbyzantinischen Formung, mit seinem Ausdruck von so göttlich ernster Ruhe herunterblickt zum Hochaltar! Nein, in dieses Gotteshaus verirrte sich kein altheidnisches Fühlen noch Denken; hier webt und lebt christliche Religion; hier auf dieser Schwelle verstummt das fröhliche Lachen der Außenwelt; hier fühlt der Geist sich gebannt und mächtig ergriffen; ein Hauch des Nordens weht noch durch diese von nordischen Fürsten erbauten Hallen; die Sonne, die alte heidnische, olympische Sonne des Südens, hier verliert sie ihre Kraft! Noch in anderer Hinsicht sticht die Capella Palatina und mit ihr die normannischen Kirchen von Monreale und von Cefalu gegen die übrigen sicilianischen Kirchen ab, und auch hier wieder, um sich einer, ich möchte sagen reineren christlichen Auffassung anzuschließen: das Bild, das in diesen Kathedralen alle anderen überragt, ist nicht dasjenige eines Heiligen, auch nicht das Marienbild, sondern der Erlöser selbst. Hoch oben unter der Kuppel, umgeben von betenden Engeln und in gewaltigen Dimensionen, strahlt das Christusbild; die Heiligen, die Evangelisten, die Muttergottes, die an den Wänden und Säulen abgebildet sind, sie verschwinden vor diesem strahlenden Antlitz. Wie ganz anders ist es in den übrigen Kirchen! Die Heiligen verdrängen hier den Heiland; das Volk vergißt ihn; nicht zu ihm erheben sich seine Hände und Gebete, sondern zu der heiligen Rosalia, oder zu der heiligen Agata, oder zu einer von besonderen Attributen umgebenen Maria, Madonna della Lettera oder Madonna della Scala und wie all die Madonnen heißen, deren Tempel die sicilischen Städte füllen.

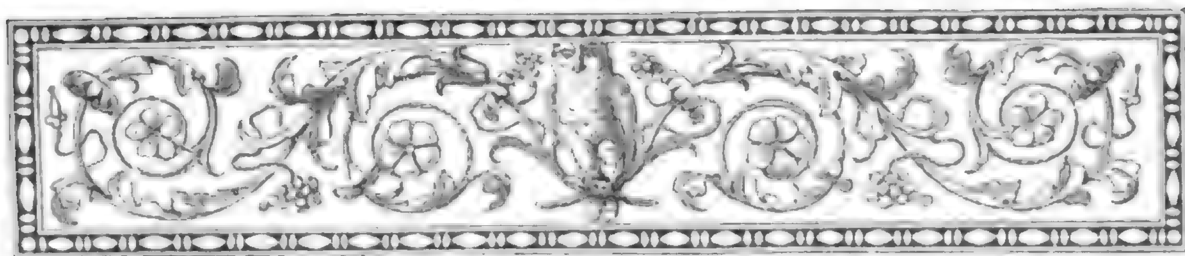
Ich weiß nicht, ob es ein anderes Land giebt, wo der Heiligenkultus verbreiteter ist als in Sicilien, wo derselbe tiefer als hier im Herzen des Volkes wurzelt. Fast möchte man glauben, daß diesem Volke das Gefühl innewohne, als ob Gott zu hoch und zu entfernt sei, um sich um die Welt zu bekümmern, und als ob die Heiligen eingesetzt seien als Vermittler, mit denen die Menschen sich menschlich unterhalten können, fast wie mit ihresgleichen. Das Verhältnis, das sich im Laufe der Jahrhunderte zwischen Menschen und Heiligen herausgebildet hat, trägt diesen Stempel eines gemütlichen Zusammenlebens. Die Sicilianer lieben ihren Heiligen, sie zanken aber zuweilen mit ihm, wenn er ihnen das nicht gewährt, um was sie zu ihm beteten. Es giebt auch besondere Heilige zu besonderen Zwecken. Auf der kalabresischen Küste beten die Uferbewohner zu dem heiligen Rocco, daß er doch fremde Schiffe möge stranden lassen; der heilige Pancrazio soll dem Regen vorstehen. Man hat schon blutige Kämpfe erlebt zwischen den Verehrern von zwei verschiedenen Heiligen; eine jede Partei behauptete, der ihrige sei der beste, und es kam zum Raufen und Schlagen. Ein italienischer Schriftsteller hat darin den Vorwurf einer seiner reizendsten Novellen ge-

funden.* — Man erzählt sich, daß in einer kleinen Stadt Siciliens die Verwaltung einem solchen Heiligenkrieg nur dadurch ein Ende zu machen vermochte, daß sie die beiden Heiligenstatuen unter Schloß und Riegel brachte und sie in dieser gemeinsamen Haft dem Wüten der beiderseitigen Parteien entriß.

Denkt man zurück an die Vergangenheit Siciliens und an die lange Herrschaft, welche hier Griechenland und Rom ausübten, und an die tiefen Wurzeln, die das olympische Heidentum in diesem Volke geschlagen hatte, so darf man sich fragen, ob dieser besondere und ganz lokale Heiligenkultus nicht etwa auf jene Zeiten zurückzuführen sei, in welchen die verschiedenen Götter des Olymp ihre speciellen Heiligtümer hatten, die sich untereinander beneideten und bekriegten. Das Gewand ist ein anderes geworden, aber was sich die heutigen Sicilianer dabei denken, mag von demjenigen nicht so sehr verschieden sein, was sich ihre Urväter darunter dachten. In konkreterer Weise übrigens sehen wir die alten mythologischen Überlieferungen heute noch unter diesem Volke spuken. In der nächsten Nähe von Messina erhebt sich eine von einer Kuppel gekrönte Kirche; man nennt sie la Grotta; und hier soll in heidnischer Zeit ein Tempel des Neptun oder auch ein Heiligtum der Nymphen oder der Sirenen gestanden haben. Von Odysseus wissen die Fischer dieser Küstengegend nichts; was und wer die Sirenen waren, das haben sie längst vergessen; aber zuweilen, wenn die Schiffer zum Fischfang ausgefahren sind und wenn die wettergebräunten Seeleute zurückkehren, hört man sie nachdenklich zu ihren Weibern sagen: „Die Sirene hat wieder gesungen!“ — Und wenn die Sirene gesungen, so hat dies eine ganz besondere Bedeutung; dann kommt nämlich eine Seuche, die den in guter Hoffnung stehenden Frauen besonders gefährlich ist; Wöchnerinnen und Neugeborene sterben in diesem Jahre. Nicht nur unter dem Schiffervolk ist der Glaube an den Sirenengesang verbreitet, er dringt bis in die Stadt, und heißt es eines Morgens, daß die Sirene gesungen habe, so kann man sicher darauf zählen, daß eine Anzahl von Frauen, die sich eben unter die Bedrohten rechnen, aus Messina in irgend ein höher gelegenes Städtchen auswandern, wo sie der Fluch dieses Gesanges nicht mehr erreichen dürfte. Was die Schiffer eigentlich unter dem Singen der Sirenen verstehen, habe ich nicht zu ermitteln vermocht; die Antwort lautet einfach: „Wir haben es gehört.“ Die Sirenen singen auch nicht gerade bei stürmischem Wetter, daß man also annehmen könnte, es sei ein besonderes Pfeifen des Windes oder Rauschen der tobenden Wellen — nein, dies sonderbare Singen ertönt meistens bei ganz ruhigem Wetter, und keine Macht des Himmels oder der Erde würde im stande sein, den Schiffern auszureden, daß sie dies Singen gehört hätten. Daß dieser Aberglaube ein Überbleibsel der alten griechischen Zeiten ist, wird wohl niemand bestreiten; woher käme diesem ungebildeten Fischervolk der Gedanke an einen Sirenengesang als aus den Überlieferungen der griechischen Mythologie? Sonderbar bleibt es jedenfalls, daß gerade diese ganz untergeordneten Halb- oder Viertelsgötter sich durch die Jahrhunderte im Munde des Volkes erhalten haben, während Zeus und Poseidon und sogar Aphrodite längst verschwunden sind. Eine andere mythologische Legende hat sich auch vielleicht noch auf die Jetztzeit übertragen, wenn auch in ganz modernem Gewande. Es wird bei den Alten erzählt, daß Orion (oder auch Nimrod) von Kalabrien nach Sicilien übersetzte, in gewaltigem Sprunge, ohne von dem Wasser verhindert zu werden; heute erzählen die Fischer, daß der heilige Francesco di Paolo von dort herüberkam, indem er seinen Mantel wie ein Segel ausbreitete und vom Winde, ohne das Wasser zu berühren, nach Sicilien geführt wurde. Vielleicht dürfte man noch manche andere Legende auf die älteren Legenden zurückführen, besonders in den inneren Gebieten, wo die großen, heute völlig entschwundenen Heiligtümer der verschollenen sicilischen Gottheiten standen, bei Castrogiovanni, dem alten Enna, oder in der Umgebung des Ätna. Nur ein eingeborener Sicilianer könnte dies aber unternehmen, denn dem Fremden eröffnet sich dies Volk nicht leicht. Und wer nicht die Sprache dieses Volkes spricht, der bleibt ein Fremder, und wäre er auch der italienischste Italiener.

* Verga: Guerra dei Santi.





Litterarische Mitteilungen.

Neuere Dramen.

Nach der guten alten Regel: „Das Beste zuletzt", sei einzelnes Treffliche aus der Hochflut der vorliegenden dramatischen Werke zum Schluß der Besprechung aufgespart und vorerst einiger Werke gedacht, die, obwohl mehr oder minder anfechtbar, immerhin von erfreulichem Talent, von etwas Wissen, ja gelegentlich von wirklicher Bühnenkenntnis zeugen. Dagegen ist einem stattlichen Quantum von Versuchen gegenüber, welche vom Dramatischen fast nichts als die äußere Sceneneinteilung besitzen, während sie innerlich an Wert null und nichtig erscheinen, ein schonendes Schweigen geboten.

Unter der Menge der den Luthertagen gewidmeten Verherrlichungen verdient das Reformationsdrama in fünf Akten und einem Vorspiel **Martin Luther** von Wilh. Henzen (Leipzig, Karl Reißner) besondere Beachtung. Es zeugt von großem Fleiß der Ausführung, und die zahlreich darin vorkommenden Volksscenen sind frisch und lebendig. Dagegen erscheint die Hauptgestalt nicht mannhaft und poetisch genug erfaßt (sie dramatisch zu gestalten, wird wohl keinem gelingen!), um eine tiefere Wirkung zu erzielen. Was die Menge bei den etwaigen Aufführungen packen wird, das ist die Reihe lebender Bilder, aus denen das Stück eigentlich besteht.

Etwas weiter zurück in die Geschichte der Menschheit faßt Gottfried Aga: **Die Sklaven** (Halle, C. E. M. Pfeffer), der den Sklavenaufstand des Spartacus in theatralischen Situationen effektvoll behandelt. Figuren und Handlung zeigen eine verständige Steigerung. Der gute Eindruck wird indessen durch Unfertigkeiten und Naivetäten der Sprache und der Fabel vielfach wieder aufgehoben. Der Verfasser wird sich noch sehr um die Kenntnis der Bühne bemühen müssen. — Emil Wolff hat sich diese unumgängliche Bühnenbekanntschaft im Laufe der Jahre erfreulicherweise immer mehr angeeignet. Sein früher erschienener und auch in den „Monatsheften" besprochener „Hochmeister" zeigte gegen seine älteren und ersten Veröffentlichungen einen ganz bedeutenden Fortschritt. Auch das vorliegende Trauerspiel in fünf Aufzügen: **Herzog Ernst** (Kiel, Lipsius und Tischer) ist durchaus bühnenfähig, enthält energisch und konsequent gezeichnete Charaktere, echt dramatische Motive und einen fesselnden gedanklichen Inhalt. Leider werden diese Vorzüge verdunkelt und zum Teil in ihrer Wirkung vernichtet. Der einfache Stoff: politischer Streit zwischen dem deutschen Kaiser Konrad II. und Ernst von Schwaben, welchen Streit die Gemahlin des Kaisers und Ernsts Mutter vergeblich zu vermitteln sucht — wird durch die Breitschweifigkeit der Sprache schier erdrückt. — Das entgegengesetzte Princip eilender Knappheit wendet Freiherr v. Vincke an, der Calderons **Das Leben ein Traum** (Freiburg i. Br., Fr. Wagner) mit sehr „freier Benutzung" des Originals derart drunter und drüber schüttelt und rüttelt, daß das Unterste zu oberst, das Hinterste nach vorn gerät — eine wohlgemeinte, jedoch gewagte Vergewaltigung, deren künstlerische Berechtigung zu beweisen, nur ausgezeichnete Aufführungen bei vorzüglichem Spiel versuchen dürften. — Ein neueres spanisches Drama, das (größere) Erstlingswerk des Don José Echegaray: **Die Frau des Rächers** (Wien, L. Rosner), hat der in der jüngeren spanischen Litteratur bewanderte Dr. J. Fastenrath in das Deutsche übertragen, nachdem er schon früher ein bedeutenderes Werk desselben Dichters dem deutschen Publikum zugänglich gemacht. Vorliegendes Drama behandelt eine von Leidenschaft erfüllte Liebestragödie zwischen einem feurigen jungen Edelmann und einem zarten Mädchen, einer bei der Ermordung ihres Vaters durch Schreck Erblindeten. Der Mörder, den sie in jenem Schreckensmoment nur gesehen, nicht gekannt und gehört hat, ist eben jener Edelmann, der

dann später der Blinden zärtlichste Liebe gewinnt und ihr geloben muß, wenn sie es verlangt und den Mörder erkennt, an diesem Rache zu üben. Ein psychologisch-pathologisches Motiv von echt spanischer Grausamkeit und Kühnheit der Erfindung. Mit der von Akt zu Akt steigenden Leidenschaft der Liebenden und der zugleich steigenden Aussicht auf Heilung der Blinden geht trotz aller künstlerischen Bedenken eine nagende Spannung des Lesers Hand in Hand. Die Lösung ist furchtbar aber schön. Leidenschaft und Seelenkunde sind Echegarays Kennzeichen. Die eigentümliche, in der deutschen Übersetzung fast an Monotonie grenzende feierliche Getragenheit der Sprache, die mehr typischen als individuellen Gestalten, der Zug zur Grausamkeit in der Fabel, die bilderreiche Darstellung glühender Empfindung geben diesen spanischen Dramen das Gepräge düsterer Romantik, für deren ideale Wiedergabe die Vertreter auf der deutschen Bühne ausgestorben sind. Dennoch sollte der Versuch gemacht werden, durch pietätvolle und kunstsinnige Interpretation diese echt dichterischen Erzeugnisse auch auf dem deutschen Theater einzubürgern. — Resolut greift Andreas May ins Menschenleben. In seinem **Zögling von San Marco**, Trauerspiel in fünf Aufzügen (München, Th. Ackermann), schildert er eine charaktervolle, fein individualisierte Frauengestalt, Imperia, deren Schicksal nur leider sehr äußerlich mit den Vorgängen des Stückes — Kampf und Empörung zwischen den Feinden und Freunden Savonarolas und tragischer Untergang eines Schülers des letzteren, der nur episodisch in die Aktion tritt — verknüpft ist. Die Titelrolle, eben dieser Schüler, ist in ihren unvermittelten Gefühlsexplosionen gar zu unglaubhaft, um wärmeres Interesse zu erregen. Die Wandlung eines asketischen Mönches in einen feurigen schwertgegürteten Liebhaber muß denn doch besser vorbereitet werden, als es hier geschieht. — G. Thies, der Verfasser eines recht talentvoll geschriebenen Tendenzdramas, „Otto von Pack“, macht in dem vorliegenden Schauspiel in vier Aufzügen: **Im Hause des Kommerzienrats** (Kassel, Ernst Hühn) den Versuch, zeitgemäße Figuren und Zustände nach dem Leben zu zeichnen, doch fehlt ihm noch die Kraft einer überzeugenden Anschaulichkeit und die Erkenntnis der nötigen Bedürfnisse des modernen Theaters, zudem sind seine Personen gar zu alltäglich: realistisches Reden und Handeln ist keineswegs immer gewöhnliches Reden und Handeln, und Originalität hebt auch das Kleinste in das Reich der Poesie. Doch fehlt die Originalität, so mögen auch diese erfolglosen Versuche fehlen. Du lieber Gott, man ist ja nicht verpflichtet, Dramen zu schreiben, am wenigsten moderne, bei denen so bequem kontrolliert werden kann, ob sie auch der Wirklichkeit entsprechen. Dennoch scheint unseren jüngeren Dichtern eine Art von Zwangsteufel im Nacken zu sitzen, der sie, unerachtet aller Erfahrung, immer wieder verleitet, die spröde Muse zu umwerben. — **Die Tochter des Präsidenten** von O. Felsing (Braunschweig, Fr. Wagners Hofbuchhdlg.). Dieses mit allen Ingredienzien eines „modernen“ Bühnenopus versehene vieraktige Schauspiel enthält außer den erforderlichen zeitgemäßen Anspielungen und großstädtischen Typen den in Mode gekommenen Feuilleton-Redacteur, der hier eine mehr als zweideutige Rolle spielt. Außerdem agiert die altbekannte Kindesunterschiebung als drohendes Verhängnis, um zwei sich liebenden vermeintlichen Geschwistern unter mancherlei Ach und Weh zu einem schließlichen Verlobungsfest zu verhelfen. Mehr als diese Vorgänge interessiert eine Nebenperson des Stückes, die von Geheimnis umwobene Mutter des Helden, welche an die Mad. Bernard in „Haus Fourchambault“ erinnert. Weit mehr als dieses anspruchsvoll auftretende Schauspiel spricht die graziöse einaktige Plauderei **Immergrün** (Verlag von A. Entsch) für das Talent des Verfassers. Anknüpfend an die italienische Sitte, nach welcher statt der prosaischen Knackmandel das poetische Immergrünzweiglein als „Vielliebchen“ gilt, verbindet sich die schalkhafte Komik eines schmollenden und dann sich versöhnenden Paares mit liebenswürdigen Feinheiten des Dialogs. — Ein ähnliches gefälliges Scherzspiel präsentiert sich in dem einaktigen **Die Aufrichtigen** von Ludwig Fulda (Heidelberg, Georg Weiß). Das Extrem, welches ein allzu „Aufrichtiger“ befolgt, wird mit harmloser Munterkeit bespöttelt; in der Art, wie der Wahrheitsfanatiker durch die Liebe zu civilisiertem Mittelmaß zurückgeführt wird, erfreut, trotz großer Unwahrscheinlichkeiten, manch hübscher Zug. — Diesen harmlosen Scherzen geistesverwandt zeigt sich ein dreiaktiges Lustspiel von Albin Rheinisch: **Die Freunde der Frau** (Berlin, Freund und Jeckel). In merklicher Anlehnung an französische Vorbilder persifliert der Autor ein Cicisbeotum, wie es bei uns wohl kaum existiert. Die fernliegende Voraussetzung indessen zugegeben, ist die Frische und gute Laune anzuerkennen, mit welcher ein kaum für ein einaktiges Stück ausreichender Stoff durch allerlei Einfälle ausgedehnt und glücklich verwertet worden ist. Manche gelungene Wendung, manch geistvoller satirischer Hieb auf moderne Zustände und die sogenannte „Dankbarkeit“ der Rollen haben dem Stück freundliche Erfolge am Berliner Schauspielhause gesichert. — Bedeutender in der Erfindung und Gestaltung der Fabel und der Charaktere zeigt sich **Der Kurier nach Paris**, Lustspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn (Leipzig, Breitkopf und Härtel). Nach einem

frischen, sprühenden ersten Akt mit klarer, durchsichtiger Exposition, kecker Steigerung und kräftigem Schluß zeigt sich der stark possenhafte zweite Akt zwar matter, doch der dritte effektreiche Akt im Palast der Marquise, in welchem das nach französischem Muster gewobene Intriguennetz scheinbar unlöslich festgeknotet wird, spannt die Neugier des Lesers auf das höchste. Mit dieser Spannung und Befriedigung einer rein äußerlichen Neugier hat das Stück seinen Zweck erfüllt. Das als „Kurier nach Paris“ gehende verkleidete deutsche Mädchen, welches mit seiner Zofe (beide unerkannt in ihren Husarenuniformen!) in Paris sogar bis an den Hof König Ludwigs XV. gelangt, sich in allerhand erotische und — militärische Händel verwickelt, glücklich die Befreiung des Herzallerliebsten bewerkstelligt (nicht ohne eine bedenkliche Attaque des Königs siegreich abgeschlagen zu haben), stellt an die allgemein übliche Glaubhaftigkeit zwar sehr starke Ansprüche; doch, wer wird das so genau nehmen! Auch daß der Schluß des Stückes eine frappante Kopie der peinlichen Situation der überraschten Herrscherin und des sich für sie scheinbar opfernden Paares im „Glas Wasser“ darbietet, mag nicht ins Gewicht fallen. Genug, das Stück ist amüsant und giebt Darstellerinnen für sogenannte „Hosenrollen“ sogenannte „brillante“ Partien. Es weht ein Hauch von parfümierter Hofeleganz durch das Lustspiel, welcher die Sinne angenehm umschmeichelt. — Kein größerer Gegensatz läßt sich dazu denken als die derb zufassende, das Ding beim Namen nennende Art, wie sie dem auch in Deutschland heimischen schwedischen Dichter Henrik Ibsen eigen ist. Der Verfasser des hochbedeutsamen „Brand“, der erfolgreichen „Stützen der Gesellschaft“, der pikanten „Nora“ erscheint hier mit einem stark tendenziösen Schauspiel in fünf Aufzügen: **Ein Volksfeind** (Leipzig, Ph. Reclam jun.) vor seinen Verehrern. Die Charaktere treten in sicheren Umrissen hervor und prallen in heftigen Konflikten auseinander. Das Thema ist äußerst drastisch concipiert: durch die Enthüllungen eines wohlwollenden Bürgers der Stadt, eines Dr. Stockmann, erfährt man, daß der Ort, ein neuerdings in Aufschwung kommendes Bad, eigentlich eine Pesthöhle sei. Statt dem Entdecker zu danken und Vorkehrungen zu treffen, Wasser und Luft zu reinigen, wird Stockmann als ein Volksfeind denunziert und verfolgt. Das tendenziöse Stück beraubt sich durch Übertreibungen und undramatische Längen selbst jeder besseren Wirkung. Es befremdet, ja es ermüdet endlich trotz seiner Vorzüge. — Ein noblerer Geist spricht aus den drei von Paul Heyse vorliegenden Dramen. **Das Recht des Stärkeren** hat an mehreren größeren Bühnen einen entschiedenen Erfolg davongetragen. Auch bei der Lektüre gewinnt das Stück durch die Schärfe der Charakteristik und die anmutende Erfindung die Sympathie des Lesers. Zwar läßt es sich anfänglich ganz wie eine Wichert'sche Badenovelle an: die rätselhafte Einsame als Lockvogel für etliche Lieutenants und Muttersöhnchen, die bald einem interessanten Doktor oder Professor weichen müssen, Frau „Toutlemonde“ mit ihrem anscheinend naiven Gänschen von Tochter, das sich zur rechten Zeit als eine ganz raffinierte kleine Kokette erweist, eine brave Hauswirtin, Badegäste u. s. w. sind nicht eben ganz neue Bekannte, auch der praktische Amerikaner und sein bleiches, exotisches Töchterchen, dem die Millionen und die Anbeter nur so zu Füßen liegen, sind dem Leser resp. dem Theaterbesucher schon vielleicht begegnet — auch die Handlung beruht auf bekannten Motiven: das unverstandene Weib, der aus Mißverständnissen hervorgehende Liebeskonflikt ließen sich wohl aus dem einen oder dem anderen Roman oder Theaterstücke herbeicitieren. Dagegen schuf der Dichter in der die kleine Amerikanerin begleitenden Hindufrau Maya eine originelle und rührende Gestalt, die zu wahrhaft poetischen Konflikten und Scenen Anlaß giebt. Die sechste Scene des dritten Aktes zwischen Maya und dem Konsul, als in letzterem etwas von der früheren Liebe für die Mutter seines Kindes erwacht, ferner jene Scene, in welcher Liddy entdeckt, daß Maya ihre Mutter ist, und dieselbe mit ausbrechender Zärtlichkeit liebkost, endlich der Moment, in welchem Liddy mit souveräner Naivetät der versammelten Gesellschaft die Mutter vorstellt, das sind Züge liebenswürdiger Dichternatur. Die Handlung ist spannend trotz ihrer Durchsichtigkeit und trotzdem ihr eine eigentliche Hauptgestalt, ein festgesetzter Mittelpunkt fehlt. Anscheinend dreht sich alles um Liddy, doch Candida tritt energischer vor, schließlich ist uns Maya am interessantesten. — Eine form- und gedankenvolle Dichtung ist **Don Juans Ende** desselben Autors. Doch mag es sein, wie es will: Don Juan als Vater macht trotz aller berufenen und unberufenen Versuche einen ernüchternden Eindruck. Eine gewisse Sentimentalität ist dabei nicht zu umgehen, und damit steigt der faustische Held herab von der Höhe dämonisch-romantischer Poesie in zwar menschlicheres aber alltäglicheres Prosaleben. Ein alltäglicher Don Juan ist aber nicht Don Juan mehr, und so ergiebt sich ein unvermeidlicher Widerspruch zwischen künstlerischer Absicht und thatsächlicher Wirkung. So wenigstens erscheint es uns nach der Lektüre des Stückes. Wir wollen uns gern geirrt haben, wenn uns, wie ja sehr wohl möglich, die Aufführung eines Besseren belehrt. — Jedenfalls macht bereits bei der Lektüre einen ungleich reineren und erhebenderen Eindruck das dritte vorliegende

Werk des Dichters, die dreiaktige Tragödie **Alkibiades**. Mag der moderne Geschmack noch so sehr derartigen weit zurückliegenden Stoffen abgeneigt sein, die geistvolle, gedankenreiche, schlagfertige Heysesche Dialektik nimmt den Sinn sofort unwiderstehlich gefangen. Eine noch energischere Anziehungskraft des Dichters beruht in seiner Vorliebe für das Hohelied der Liebe, dieser echtesten und wichtigsten Lebensquelle der Poesie, der dramatischen insbesondere. Er weiß wie kaum ein anderer dies Lied immer neu zu variieren, und unermüdet lauscht der Hörer den lockenden Klängen. In diesem Liebesdrama — denn ein solches ist es lediglich, ohne jegliche sokratische Zugabe — kommt dem Dichter die griechische Vorstellungswelt trefflich zu statten. Die Handlung ist von klassischer Einfachheit, die Charaktere plastisch, die Sprache voll edlen Schwunges. Alkibiades kommt mit Timandra, als Flüchtling den Schutz des persischen Satrapen Pharnabazos zu erbitten. Nur widerwillig wird ihm dieser Schutz bewilligt, doch Mandane, des Satrapen Schwester, erst voll Haß, dann von Leidenschaft für den Griechen erfaßt, will mit ihm fliehen, ihn retten und mit einer Fürstenkrone seine Hand erkaufen. Schon ist er von dannen gegangen und eben rüstet sich die zurückgebliebene Timandra, sich den Tod zu geben, als Alkibiades voll Reue zur Geliebten zurückkehrt und beide unter den Geschossen vergifteter Pfeile gemeinsam den Tod finden. In hohem Grade ergreifend ist Timandras Treue und Hingebung geschildert. Der Dichter fand hier Töne von hinreißender Kraft und Innigkeit. — Diese drei Stücke sind bei Wilhelm Hertz in Berlin herausgekommen.

Und nun zum Schluß ein erfreuliches Ergebnis der letzten Bühnenernte: Arthur Fitgers neues fünfaktiges Trauerspiel **Von Gottes Gnaden** (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung). Auch dieses Werk ist wie jenes von H. Ibsen ein Tendenzdrama. Es spielt im Herbst 1792 in einem kleinen deutschen Staat am linken Rheinufer. Die kulturhistorischen Beziehungen und Reminiscenzen sind mit der dramatischen Handlung eng verknüpft. Das zu Grunde liegende Thema: Liebe der Herrscherin zu einem Manne aus dem Bürgerstande. Demokratische Wortführer wie ein Dr. Starke in dem Stück kennzeichnen die maßgebende Idee desselben; er sagt von der Fürstin, sie wisse nicht alles, sie sähe nicht alles und „doch übe sie die Gewalt dessen, der alles weiß“. Dagegen spricht die Fürstin: „Nicht das fürstliche Blut, das fürstliche Amt ist heilig.“ Sie wird, von Leidenschaft hingerissen, des einfachen Forstwartes Wolfgang Gattin. Die sonderbare Stellung des unfürstlichen Gemahls hat eine Menge peinlicher Auftritte zur Folge. Der Hof lästert und spottet, Wolfgang empört sich, Anna Leonore gerät mit ihrer Umgebung, mit dem Geliebten, ja mit sich selbst in heftiges Zerwürfnis. Leider verliert die anfänglich so verständliche Zeichnung der Fabel und der Charaktere bald an Einfachheit und Klarheit und gerät ins Gekünstelte. Die Fürstin, indem sie sich vermaß, allem Herkommen zum Trotz dem Niedriggeborenen zu gehören, vermag die Pflichten der Herrscherin mit jenen der Gattin nicht zu vereinen. Soweit ist die Disposition vortrefflich; für den an Übermut grenzenden Starrsinn, mit welchem sie nicht nur keine Vermittelung sucht, sondern ihr „Von Gottes Gnaden“ thöricht überschätzt, empfängt sie die Vergeltung in der Demütigung durch den eigenen Gatten, der sie bei einer revolutionären Bewegung der Krone beraubt. Die starrsinnige Herrscherin wandelt sich in das gehorsame Weib des Forstwartes, der statt des „Von Gottes Gnaden“ das „Er soll dein Herr sein“ zu Ehren bringt. Die Versöhnung ergiebt sich fast von selbst. Leider hat der Dichter diesen befriedigenden Schauspielschluß einem erzwungenen Trauerspielende geopfert. Wolfgang und Anna Leonore, beide bisher so starkgeistig, entwickeln plötzlich eine unerwartete befremdliche Gereiztheit. Bei einem Auftritt voll thörichter, unverständlicher Leidenschaftlichkeit stößt Anna Leonore dem Geliebten ein Messer in die Brust. — Ein erschreckender, unbegreiflicher Schluß. — Abgesehen von dieser Seltsamkeit ist das Stück voll großer dichterischer und dramatischer Schönheiten. Eine Fülle psychologischer Details und köstlicher Lichtblicke entzücken und fesseln den Leser. Freilich fehlen auch gelegentlich die Schattenseiten nicht, es schmeckt manches nach allzu billiger Effekthascherei, doch sind dies Auswüchse, die dem Regiestift anheimfallen können.

H. Hettners „Kleine Schriften“.

Viel zu früh, erst einundsechzig Jahre alt, ward Hermann Hettner im vorigen Jahre durch den Tod mitten aus einer vielseitigen litterarischen, akademischen, organisatorischen Thätigkeit abberufen. Noch manche Förderung der Kunstsammlungen, denen er vorstand, noch manche Bereicherung der Litteratur in den verschiedenen Gebieten, die er gleichmäßig beherrschte, wäre wohl von ihm zu erwarten gewesen. Inzwischen bleiben seine wertvolle „Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“, welche das geistige Leben der drei bedeutendsten modernen Kulturländer, Deutschlands, Englands und Frankreichs, um-

faßt, seine „Romantische Schule“, sein „Modernes Drama“, nicht minder seine Schriften kunsthistorischen Inhalts, wie „Die Vorschule zur bildenden Kunst der Alten“, „Die Bildwerke der Königlichen Antikensammlung zu Dresden“, „Das Königliche Museum der Gipsabgüsse zu Dresden“, endlich die aus seinen letzten Lebensjahren stammenden „Italienischen Studien zur Geschichte der Renaissance“, redende Zeugnisse seiner ebenso vielseitigen als gründlichen und geistvollen litterarischen Thätigkeit. Zu diesen von ihm selbst bei seinen Lebzeiten herausgegebenen Schriften tritt nun der oben angezeigte Band von **Kleinen Schriften** (Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn), die nach seinem Tode erscheinen und durch deren Veröffentlichung die trauernde Gattin nachträglich einen Wunsch des Verewigten erfüllt, dessen Verwirklichung diesem selbst nicht mehr möglich war. Es ist allerdings nichts Neues noch Ungedrucktes, was wir hier aus Hettners Feder erhalten; vielmehr sind es Aufsätze, die er zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat — einzelne weit zurückreichend bis in die Anfänge seines Schriftstellertums (wie die Aufsätze „Gegen die spekulative Ästhetik“, „Die neapolitanische Malerschule“, „Drangsale und Hoffnungen der modernen Plastik“), andere noch kurz vor seinem Tode geschrieben (wie „Die Franziskaner in der Kunstgeschichte“). Abgesehen aber davon, daß auch die besten Aufsätze in Zeitschriften meist nur ein kurzes Dasein haben und rasch aus dem Gedächtnis der Leser, ja oft auch gänzlich von der Tagesordnung litterarischer Diskussion verschwinden, weshalb ihre Sammlung in Buchform allezeit wünschenswert ist, hat eine Sammlung wie die vorliegende auch noch ein nicht geringes persönliches Interesse, indem man durch sie den Schriftsteller in seiner Entwickelung und seinem Wachstum in die Tiefe und Breite kennen lernt. Ist nun auch dieses letztere Interesse vorzugsweise bei den näheren Freunden Hettners (deren es sicherlich eine große Zahl giebt) vorauszusetzen, so bieten die hier zusammen gedruckten Aufsätze doch auch sachlich ein so vielseitiges Material der Belehrung, daß sie gewiß weiten Kreisen willkommen sein werden. Da ist zuerst eine Reihe von Biographien bildender Künstler (A. Rethel, E. Rietschel, P. v. Cornelius, M. v. Schwind, G. Semper), sämtlich mit ebensoviel Sachkunde als liebevollem Eingehen in den Stoff behandelt. An diese schließt sich eine Biographie des talentvollen, so früh und so plötzlich verstorbenen Sängers Ludwig Schnorr v. Carolsfeld an, eines Sohnes des berühmten Malers, ferner eine des Grafen Wolf v. Baudissin, jenes in dem hohen Alter von neunundachtzig Jahren 1878 in Dresden gestorbenen merkwürdigen Mannes, der, ein in Deutschland leider noch immer nicht häufiges Beispiel, obschon durch Geburt und Besitz auf behaglichen Lebensgenuß hingewiesen, gleichwohl seine ganze Zeit und Kraft einer weit mehr als bloß dilettantischen Thätigkeit auf dem Gebiete der schönen Litteratur widmete, des Genossen der Schlegel und Tieck bei der großen Shakespeareübersetzung, des Übersetzers der Komödien Molières und vieler altdeutscher Dichtwerke. Auch dem 1863 verstorbenen Baron Stockmar (von dem Hettner eine Tochter in erster Ehe zur Frau hatte) ist hier ein biographischer Nachruf geweiht, der bei aller Kürze und Gedrängtheit dennoch seinen Wert auch neben den 1872 erschienenen „Denkwürdigkeiten“ Stockmars (von seinem Sohn Ernst) behauptet.

Es folgen ein paar Aufsätze philosophischen Inhalts, der eine zur „Beurteilung Ludwig Feuerbachs“, der sich gegen das Buch von Konstantin Frantz über Feuerbachs „Wesen des Christentums“ richtet; der andere (schon erwähnte) „Gegen die spekulative Ästhetik“, worin der damals erst vierundzwanzigjährige Kunstkritiker mit anerkennenswerter Selbständigkeit ebensowohl gegen die einseitig aprioristische Kunsttheorie Hegels wie gegen gewisse praktische Kunstrichtungen, die gerade damals Mode waren, kühnlich polemisiert.

Unter der Rubrik „Zur Kunst“ sind zusammengefaßt zunächst die zwei auch schon angeführten Aufsätze über die „Neapolitanische Malerschule“ und über die „Moderne Plastik“, ferner einer über die „Landschaft und die Gegenwart“ (anknüpfend an den oldenburgischen Landschaftsmaler Ernst Willers), der über die „Franziskaner in der Kunstgeschichte“, mehrere Abhandlungen über monumentale Bauten in Dresden (Museum, Kreuzschule, Zwinger), über J. Schillings Gruppen ebenda (auf der Treppe zur Brühlschen Terrasse), über die Entwürfe zu einem Wellington-Denkmal in der Paulskirche zu London, endlich über den mutmaßlichen Verfertiger einer Prachtrüstung des Kurfürsten Christian II. im Historischen Museum zu Dresden.

In dem letzten Abschnitt endlich „Zur Litteraturgeschichte“ werden allerhand interessante Stoffe abgehandelt: das altfranzösische Theater, Hamlet und das Wintermärchen von Shakespeare, Goethes Wilhelm Meister (hauptsächlich mit Bezug auf darin enthaltene socialistische Ideen), Goethes Iphigenie, Goethes Stellung zur bildenden Kunst seiner Zeit (ein Thema, welches Hettner nach seiner genauen Kenntnis beider Gebiete, des künstlerischen wie des dichterischen, mit besonderer Sachkenntnis und mit besonderem Interesse abhandelte), endlich L. Tieck als Kritiker.

Angehängt sind Gelegenheitsreden, die Hettner bei verschiedenen Veranlassungen gehalten,

und ein chronologisches Verzeichnis aller litterarischen Arbeiten des Verstorbenen. Diese beginnen mit dem Jahre 1843 und enden mit dem Jahre 1882, umfassen also einen Zeitraum von nahezu vierzig Jahren. Sie bekunden eine seltene schriftstellerische Rührigkeit und zugleich Vielseitigkeit und lassen immer aufs neue schmerzlich bedauern, daß ihrem Verfasser nicht vergönnt war, auch weitere litterarische Pläne, mit denen er gewiß sich trug, noch auszuführen.

Litterarische Notizen.

Von dem vor kurzem uns entrissenen Carlyle erhalten wir die Übertragung eines seiner Hauptwerke nebst einer Biographie in: **Sartor Resartus.** Von Thomas Carlyle. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von A. Fischer. (Leipzig, Otto Wigand.) Dies Werk gehört einer Epoche Carlyles an, in welcher die ungefügigen Kräfte dieses großen Schriftstellers noch in einer wilden Gärung sind befanden. Auf einem kleinen Gütchen, welches ihm seine Frau zugebracht hatte, in völliger Einsamkeit hat Carlyle das Buch geschrieben. Es war natürlich, daß in der damaligen Verfassung seines Geistes Schriftsteller mehr untergeordneten und barocken Charakters Einfluß auf ihn gewannen. So ist denn die Form seines Werkes meistens von Jean Paul bestimmt. Aber so wenig er sein Vorbild in den poetischen Partien wie in der Geschichte seiner ersten Liebe zu erreichen im stande war, so weit läßt er es andererseits hinter sich zurück in Rücksicht auf die Energie einer männlichen und geschlossenen Weltansicht. Die Keime aller seiner späteren Werke sind in diesem enthalten. Die Bildungsgeschichte Carlyles ist in ihm mit einer seltenen Offenherzigkeit dargelegt.

Welch ein Abstand, wenn man dies Werk vergleicht mit der Darstellung, welche uns ein anderer berühmter Zeitgenosse von seiner Bildung gegeben hat: **Erinnerungen aus meiner Kindheit und Jugendzeit.** Von Ernest Renan. Autorisierte Übersetzung von Stephan Born. (Basel, M. Bernheim.) — Das Leben Jesu dieses berühmten Schriftstellers hatte seiner Zeit nicht wenige durch eine süßliche Sentimentalität abgestoßen. Die vorliegenden Erinnerungen machen uns den Charakter dieses Mannes verständlicher, in welchem eine echte Gelehrsamkeit auf dem Gebiet der orientalischen Sprachen mit einer weichlichen und oberflächlichen Eleganz verbunden ist. Renan ist der Zögling eines Priesterseminars. Er schildert uns in einer rührenden Kindergeschichte das dörfliche Leben, in welchem er aufwuchs, dann seine Erziehung im priesterlichen Seminar, und er ist selbst voll davon, daß hier die bestimmenden Eindrücke seines Lebens lagen. In einem gewissen Sinne ist er Zeit seines Lebens ein Zögling seiner geistlichen Lehre, ein Priester geblieben. Er zählt die Züge auf, welche dies beweisen, und auch dies ist richtig, daß seine biblische Kritik sich niemals von dem katholischen Ideal emancipiert hat, welches in den asketischen Schriften der Kirche lebt. Er urteilt: „In meiner Urgeschichte des Christentums hingegen hat jene Bedachtsamkeit mir gute Dienste geleistet, denn ich befand mich mit dieser Arbeit angesichts einer übertreibenden Schule, derjenigen der Tübinger Protestanten, Professoren ohne litterarischen Takt und ohne Maß, denen durch die Schuld der Katholiken die Studien über Jesum und das apostolische Zeitalter fast ausschließlich anheimgefallen waren. Wenn erst die Reaktion gegen die Schule durchbricht, wird man vielleicht finden, daß meine nach und nach von der Überlieferung emancipierte Kritik, die katholischen Ursprungs ist, mir gewisse Dinge im richtigen Licht gezeigt und mich vor manchem Irrtum bewahrt hat."

Den Blick in ein ernstes, fruchtbares deutsches Forscherleben eröffnet: **Johann Heinrich von Thünen.** Ein Forscherleben. Zweite Auflage. Mit dem Porträt J. H. v. Thünens. (Rostock und Ludwigslust, Karl Hinstorff.) — Früh hat Thünen, ein Schüler von Albrecht Thaer, in der Verknüpfung der Erfahrungen auf seinem Gute mit den vorhandenen Theorien den Plan seines berühmten Werkes gefaßt und es durch langsame Gedankenarbeit erst viele Jahre später zum Abschluß gebracht.

In ein süddeutsches Idyll lassen blicken: **Briefe von J. P. Hebel.** Herausgegeben von Otto Behaghel. Erste Sammlung: Briefe an K. Ch. Gmelin, an die Straßburger Freunde, an Justinus Kerner. (Karlsruhe, H. Reuther.) — Das Leben dieses volkstümlichen Schriftstellers stellt sich hier in seinen Briefen höchst anschaulich dar. Nichts von den großen Ereignissen, welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Welt erschüttert haben, beschäftigt diesen innigen friedlichen Geist. Er hat sich ganz in die Enge des nächsten ihn umgebenden Lebens angesiedelt. Sein unvergleichlicher Humor ist das natürliche Ergebnis einer Lebensfreudigkeit, welche mit der Enge dieser Verhältnisse spielt.

Wir fügen eine Schrift hinzu, welche einen älteren Schriftsteller zum Gegenstande hat: **Albrecht Hallers Tagebücher**, seine Reisen nach Deutschland, Holland und England, 1723 bis 1727. Von L. Hirzel. (Leipzig, S. Hirzel.) — Diese Aufzeichnungen Hallers werden hier zuerst durch den Druck bekannt gemacht und sind ein wichtiger Beitrag für die Geschichte von Wissenschaft und Dichtung in jenen Tagen.

* *
*

A. Hartlebens elektrotechnische Bibliothek. Lfrg. 21 bis 40. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Das ungemein weitschichtig angelegte, aber sehr umsichtig behandelte Sammelwerk, dessen wir bereits Erwähnung thaten, schreitet rüstig vorwärts. Der Umstand, daß die elektrotechnische Bibliothek nicht als ein unteilbares Ganzes aufgefaßt, sondern aus einzelnen für sich selbständig bestehenden Werken zusammengesetzt worden ist, um die Anschaffung zu erleichtern, hat für den Abnehmer des ganzen Werkes allerdings den Übelstand, daß er sich viele Wiederholungen gefallen lassen muß, ohne welche aber der Endzweck des Unternehmens nicht erreichbar gewesen wäre. In den vorliegenden Heften bespricht zunächst J. Sack die Telegraphie, deren Wesen und praktische Anwendung. Dann folgt ein Aufsatz von Th. Schwartze, welcher eine recht übersichtliche Zusammenstellung der Telephone, Mikrophone und Radiophone enthält. Besonderes Interesse für den Laien bietet die Besprechung der Elektrolyse, Galvanoplastik und Reinmetallgewinnung von Ed. Japing, während sich die Abhandlung über die elektrischen Meßinstrumente von A. Wilke an die eingeweihteren Kreise wendet. Dasselbe ist der Fall mit dem elektrotechnischen Formelbuch von Zech, wohingegen der Aufsatz über die Grundlehren der Elektricität von W. Ph. Hanik keine intimeren Vorkenntnisse voraussetzt. Die Aufsätze sind durchschnittlich knapp und klar geschrieben; reiche Illustrationen tragen wesentlich zum Verständnis bei.

Die Elektricität im Dienste der Menschheit. Von Dr. Alf. Ritter v. Urbanitzki. Eine populäre Darstellung der magnetischen und elektrischen Naturkräfte und deren praktische Anwendungen. Mit sechshundert Illustrationen. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Dieses Werk gehört zur Klasse jener Bücher, welche, unterhaltend geschrieben, zur Belehrung der Leser auf denselben unbekannten Gebieten hinwirken wollen. Daß dieser Endzweck eine etwas freie Behandlung der Wissenschaft verlangt, leuchtet ein. Das vorliegende Werk dürfte besonders für die reife Jugend bestimmt sein, um derselben die Erfolge der Elektrotechnik in recht drastischen Beispielen vor Augen zu bringen, dabei aber gleichzeitig in die Wissenschaft selbst einzuführen und deren Wesen klar zu legen. In den uns vorliegenden fünf Anfangslieferungen wird eine einleitende Geschichte der Wissenschaft gegeben und dann in die Grundzüge derselben eingetreten. Das Werk ist hübsch ausgestattet.

Die Mechanik in ihrer Entwickelung. Historisch-kritisch dargestellt von Dr. Ernst Mach, Prof. der Physik an der deutschen Universität zu Prag. Mit 250 Abbildungen. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Auf etwas breiter, aber ungemein leicht verständlicher Grundlage entwickelt Mach nur in einer oft zu selbstbewußten Ausdrucksweise die Geschichte der Mechanik, beziehungsweise die Entstehung und Ausbildung ihrer allgemeinen Ergebnisse. Es ist dieses Werk als ein populäres Nebenstück zu Dührings preisgekrönter „Kritischer Geschichte der Mechanik“ anzusehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Gebunden.

Novelle

von

Margarete v. Bülow.

Wenn Regen und Kälte sämtliche Fliegen der Provinz getötet hatten, so waren die in dem „Schwarzen Bären" der Kreisstadt Rucksdorf in Schlesien sicherlich noch lebendig. Träge saßen sie auf dem Rand des Grogglases, das der Landrat vor sich stehen hatte, und dem jungen Amtsrichter Bauer umschwebten sie beharrlich die nachdenkliche Stirn. Die Herren wehrten die lästigen Gäste geduldig ab, ohne sich darum zu kümmern, daß sie sofort wiederkamen; sie waren es nicht anders gewohnt, denn solange sie den „Bären" besuchten, Sommer und Winter waren die Fliegen dort.

Der Landrat kam jetzt nicht mehr so regelmäßig wie früher, er hatte sich kürzlich verheiratet. Um so sicherer fand sich der Doktor Korteck ein, der mit der zunehmenden Korpulenz bequem wurde und die Praxis immer mehr seinem Kollegen, dem emsigen Kreisphysikus Kurz, überließ; es kam ferner der katholische Pfarrer mit den schwermütigen Augen und dem Gedankenstrich an Stelle des Mundes, der Baumeister Wegerich und Herr Bonn, Lehrer an der evangelischen Stadtschule, hervorragend als Musiker. Diese, eingerechnet den jüngst nach Rucksdorf versetzten Amtsrichter Bauer, waren die allabendlichen Stammgäste im „Bären".

Der katholische Pfarrer hatte seinen Platz neben Herrn Bonn; das war sehr wichtig, denn die beiden mußten jeden Abend miteinander streiten, und obwohl Kolinsky stets auf seinem Gesicht den Ausdruck des Friedensengels festhielt, war er fast noch mehr auf den Disput erpicht als der lärmende Gegner.

Der Baumeister sprach mit dem Landrat über die neue Kirche, die einen akustischen Fehler hatte, und bekam, wie stets bei dieser Gelegenheit, einen roten Kopf; der Doktor hörte hier und dort mit halbem Ohre zu, lächelte und gähnte ab-

Am 2. Januar ertrank leider die talentvolle jugendliche Verfasserin dieser Novelle im Rummelsburger See unweit Berlin bei dem heldenmütigen Versuch, einen Knaben aus dem Wasser zu retten. Anm. der Red.

wechselnd und ließ endlich den Blick auf dem Amtsrichter ruhen, der andauernd auf den Tisch starrte.

„Nun? Ist Ihnen das Muster dieser infamen Wachstuchdecke jetzt klar geworden, Herr Bauer?“ fragte er mit der langsamen anspruchsvollen Redeweise, die sich zwischen jedem Gespräch Gehör verschaffte.

Der junge Mann sah auf. „Ich dachte an das Abenteuer, das mir heute begegnete.“

„Wie? — Was? — Ein Abenteuer?“ Sämtliche Herren fuhren bei dem Worte wie elektrisiert herum.

„Jawohl, meine Herren, und ich erwarte von Ihnen, als hiesigen Ureinwohnern, nähere Auskunft.“

„Na, reden Sie erst mal, dann werden Sie vielleicht auch hören,“ sagte der Landrat in blasiertem Ton und mit arroganter Miene; dieser Ton und diese Miene waren das schlimmste an ihm und die Herren längst daran gewöhnt, so daß sie es gar nicht mehr merkten. Nur der Kreisrichter fühlte sich noch bisweilen dadurch beleidigt. Er wandte sich darum jetzt auch ausschließlich an den Doktor.

„Heute nachmittag, wie ich über meinen Büchern sitze, wird mir der Kopf so warm, daß ich mich kurz entschließe, an die Luft zu gehen und einige Stunden zu verlaufen. Ich spaziere über den Wall hinunter an des Bürgermeisters Garten vorbei, den Kirchhof entlang und komme auf eine mir noch unbekannte Fahrstraße (die nota bene, meine Herren, sehr im argen liegt). Hügel hinauf, Hügel hinunter; schon zeigt sich mir die dunkle Waldgrenze, da sehe ich mitten auf dem einsamen Wege eine Amazone, die neben ihrem Pferde steht, mit den Sattelgurten beschäftigt. — Sie sehen sich so verständnisvoll an, meine Herren —?“

„Weiter, weiter!“ sagte der Landrat.

„Eiligst steuere ich ihr zu. Eine große vollendet schöne Gestalt; das Kleid, ungeschickt mit dem Ellbogen aufgenommen, läßt den Reitstiefel sehen. Sie zieht an den Riemen, das Tier zuckt jedesmal auf und bewegt wild den Schwanz — ein großer Fuchshengst war es. ‚Verzeihen Sie, meine Gnädigste,‘ redete ich sie an, ‚würden Sie diese Arbeit vielleicht meinen Händen anvertrauen?‘ Sie wandte mir ein schöngeschnittenes, unbewegtes Gesicht zu mit ein Paar klugen blauen Augen, die mich gleichgültig ansahen.

„‚Der Sattel rutscht — schlecht aufgeschnallt — ich mußte eben einmal nachziehen; so, sehen Sie, es ist schon gemacht. Ich danke Ihnen.‘

„‚Allein sind Sie hinuntergekommen, allein wollen Sie wieder hinauf, Hippolyta?‘

„Sie lachte ein wenig — so wie etwa ein Schneemann lachen könnte oder der Apoll vom Belvedere, wenn er sein Konterfei in den ‚Fliegenden Blättern‘ erblickte. ‚Dort unten ist eine Brücke, deren Geländer ich dazu benutzen kann; da Sie aber gerade hier sind und mir Ihre Hilfe angeboten haben ...‘ Sie faßte die Gabel, und ich hatte die Ehre, ihren Stiefel ziemlich fest auf meiner Hand zu fühlen. Als sie oben saß — der Fuchs stand leidlich — bückte sie sich herunter und sah mir scharf ins Gesicht.

„‚Ich danke Ihnen, Herr Amtsrichter Bauer, Sie haben das ganz gut gemacht.‘ Damit ritt sie weiter und zwar im Schritt, aber der alte Hengst griff so kolossal aus, daß sie bald um die Biegung war. Ich hatte nicht Lust, mich noch lange an dieser Rückansicht zu weiden, und kehrte um. Nun, meine Herren?“

Der Landrat trommelte auf dem Tische, Herr Bonn pfiff leise, der Doktor wischte aufmerksam seine Brille ab, der Baumeister nickte nachdenklich mit dem Kopfe und Pastor Kolinsky sah melancholisch nach der Wand.

„Nun, meine Herren?“ wiederholte der Amtsrichter.

„So hatten Sie sie also noch nicht gesehen?“ fragte Bonn.

„Mit dem Hengst und dieser Soloreiterei wird sie noch mal verunglücken!“ bemerkte der Doktor brummig.

„Wäre das sehr schade?“ Der Landrat sah ihn mit böse glänzenden Augen an.

„Na, na, na!“

„Herr Landrat!“

„Aber um Himmelswillen!“

Der Landrat jedoch bot dem Sturm, der sich erhoben, kühn die Stirn. — „Sie ist ein herzloses Frauenzimmer, ein abscheulicher, wollte sagen schöner Automat, von einer Feder bewegt — der Koketterie. — Und nun bitte ich Sie, nicht zu denken, daß gekränkte Eitelkeit mich also reden läßt. Ja, ich war verliebt in sie, ich will's nicht leugnen — es gab eine Zeit, in der ich jede freie Stunde, wie von einem Magnet gezogen, nach dem Landhause hinüber mußte, um es wenigstens von außen zu beschauen. Aber warum sollte mich kränken, was uns gemeinsam betraf? — Ich rede so aufrichtig, um unseren Freund hier vor einer Thorheit zu bewahren, durch die wir wohl mehr oder weniger uns alle durcharbeiten mußten.“

Und der Landrat sah sich höhnisch im Kreise um.

„Na, ich bin ein verheirateter Mann,“ sagte zuletzt der Baumeister.

„Und doch thun Sie ihr bitter unrecht!“ rief jetzt der Lehrer eifrig. „Ich kann es nicht verstehen, wo Sie in diesem klaren, kühlen, unbefangenen Wesen das Kokette entdeckten — der Wahrheit die Ehre, meine Herren: ist einer von Ihnen anderer Meinung?“

„Bonn hat recht,“ sagte der Doktor; „ich als älterer unbeteiligter ...“

„Unbeteiligt?!“ rief der Landrat.

„Unbeteiligter Mann,“ fuhr der Arzt gelassen fort, „muß ihr das Zeugnis ausstellen: sie ist absonderlich im höchsten Grade; es mag ihr an Gemütstiefe etwas abgehen; ihre Voreltern waren Eisbären, ihr Verstand ist ihr Götze, aber von Koketterie hat sie keine Ahnung. Und das ist schade,“ setzte er leiser hinzu.

„Aber nun möchte ich endlich wissen, wer ‚sie‘ ist!“ sagte der Amtsrichter, der dem lebhaften Gespräch mit Interesse gefolgt war.

„Ja so! — Na, sie heißt Hildegard von Wablernburg, bezieht eine Rente aus Norddeutschland und lebt hier bei einem alten Oberstlieutenant a. D., dessen Landhaus vor der Stadt Sie bereits gesehen haben müssen.“

„Es ist von mir gebaut,“ bemerkte Wegerich, „sehr hübsch, sehr praktisch.“

„Der Oberstlieutenant wird wohl eine Art Verwandtschaft sein, die sie zu Tode pflegt. Der Alte ist manchmal recht menschlich, manchmal völlig ungenießbar. Aber die Hildegard nimmt's abscheulich krumm, wenn man den würdigen Herrn einmal anranzt. Mir hat sie dafür den Stuhl vor die Thür gesetzt,“ so sagte bedächtig der Doktor. „Ich bin eigentlich dort Hausarzt.“

„Sie ist protestantisch,“ bemerkte Kolinsky mißbilligend, „während der alte Herr sich zur Kirche bekennt.“

„Sie hat eine Stimme von wunderbarer Kraft und Schönheit,“ sagte Bonn, „doch konnte ich sie nicht dazu bekommen, in unserem Kirchenchor mitzuwirken — na, das ist am Ende keiner guten Kraft zu verdenken. Ein Unrecht, das schwerer wiegt, ist, daß sie überhaupt so wenig singt.“

„Sie sollten einmal sehen, Herr Amtsrichter, wie sie Ihnen mit Grund- und Aufriß umgeht, geometrisch und perspektivisch — und versteht, was man ihr bringt, auf den ersten Blick.“

„Jawohl, Herr Wegerich, ihre Kunst ist eben, mit jedem in seiner Sprache zu reden,“ sagte der Landrat; „glauben Sie vielleicht, die Dame interessiere sich für Baupläne? ha, ha, ha! oder für Musik? oder für Pferde? oder für Verwaltung? oder für Religion? — Für nichts, sage ich Ihnen, für nichts, 's ist ein Puppenspiel, um die Langeweile des Lebens auszufüllen, heute so, morgen so — und, du lieber Gott, was thut man nicht, um sich zu amüsieren?!“

Er stand auf. „Gute Nacht, meine Herren, ich muß heute bald gehen, meine Frau erwartet mich.“

„Armer Kerl!“ sagte der Doktor, als

der Landrat das Zimmer verlassen hatte. „Er kann doch gar nicht darüber weg. Gut, daß seine Frau nicht heimlich im Mauseloch saß.“

„Na, wenn sie niemals Schlimmeres hörte ... aber seine Eitelkeit ist an allem schuld; wenn man solch kühle Behandlung nicht versteht und sich beizeiten zurückzieht, kommt die lange Nase.“

„Die Hildegard kann man nicht tadeln.“

„So wenig wie die Rose, wenn man sich an den Dornen sticht,“ bestätigte der Doktor mit einem listigen Lächeln.

* *
*

Inmitten der Stadt Rucksdorf, auf der Höhe des Hügels, den ihre Häuser umklammerten, lag das „Schloß“, ein alter kasernenartiger Bau, dessen Räume verschiedentlich verwertet wurden. Sowohl der Amtsrichter Bauer wie der Pfarrer Kolinsky hatten daselbst, wenn auch in verschiedenen Flügeln, ihre Wohnung. Zwischen ihnen lag ein breiter Hof, in welchem ein untergeordnetes Menschenkind einen Küchengarten pflegte; wollten sie auf anderem Wege zusammenkommen, so mußten sie durch die katholische Kirche, die im Mittelflügel eingerichtet war.

Indessen hatten sie vom „Bären“ aus doch einen Rückweg und waren durch diese zufällige Gelegenheit, das Besprochene noch einmal „unter sich“ durchsprechen zu können, einander nahe gekommen.

„Sie waren heute abend so still, Kolinsky, als die anderen über das Mädchen sprachen, kennen Sie sie nicht?“

„Sehr wohl kenne ich sie, sie liest meine Bücher und ich die ihrigen.“

„Und doch schweigen Sie zu all den verschiedenen Meinungen?“

Der Geistliche zuckte die Achseln. — „Warum nicht? Wäre einer durch meine Reden klüger geworden? wären Sie's? — Aber jetzt will ich Ihnen eins zur Warnung sagen. Unsere kleine Stadt ist eine geistige Wüste, in der jeder auf die Schätze angewiesen ist, die er in sich selbst findet. Bei dieser armseligen Kost wächst die Gier nach der seltenen Nahrung ins Enorme, und der Fund, den wir thun, wird in gleichem Verhältnis kostbar. Das merken Sie sich — bewahren Sie Ihre Menschenaugen und hüten Sie sich vor der Brille der kleinen Stadt.“

Gilt das der Vielbesprochenen? dachte Bauer. In der That war seine Neugier derartig rege gemacht, daß er bereits den folgenden Tag nach dem Landhaus hinausging, in der Hoffnung, Hildegard zu sehen. Sie stand in dem Garten, der durch eine niedrige Mauer vom Wege getrennt war, und sprach mit einem ältlichen Gärtner; in der behandschuhten Hand hielt sie ein Buch und wies mit langsamen, schönen Gesten des öfteren nach einem Boskett, in dem mehrere Büsche umgelegt worden waren.

Als sie den Amtsrichter bemerkte, grüßte sie und trat an die Mauer.

„Hübsch, daß Sie sich sehen lassen — interessieren Sie sich für ‚Gartenbau‘? — Kommen Sie herein.“

Damit öffnete sie das Gitterpförtchen und ließ ihn ein, gelassen, kaum freundlich.

Er gewahrte jetzt, daß das Gesicht, obschon es kein Fältchen zeigte, nicht mehr jung war. Das Haar trug sie glatt gescheitelt. Die Haltung der ganzen Gestalt hatte etwas Ruhiges und Bestimmtes, ohne energisch zu sein. So auch wurde der Reichtum des Blickes beeinträchtigt durch den Zug von Gleichgültigkeit, der über ihr ganzes Wesen ging.

„Und nun fällt das Laub schon wieder!“ sagte sie, als sie ihn an schönen Baumgruppen vorbei in das Innere des Gartens führte. „Wie rasch es geht — ich erwarte immer, mich eines Morgens im Spiegel mit grauem Haar zu finden. Sie — ja Sie sind noch jung; es muß Ihnen einsam vorkommen bei uns, etwas langweilig — nicht? Seien Sie aufrichtig. Nun, Sie haben Kolinsky zum Gefährten, das ist ein bedeutender Mensch. Und dann der Doktor, Korteck meine ich. — Bonn -- nein, das ist nichts für Sie, an

die beiden anderen müssen Sie sich halten. Spielen Sie Schach?"

„Mit Leidenschaft!"

„Welch ein Ausdruck!" sagte sie und lachte. „Ich spiele es ohne Leidenschaft, aber gut; wenn Sie einmal Zeit haben, kommen Sie zu einer Partie heraus. Und dann weg mit der Leidenschaft! ‚Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.'"

„Auch der Bürger von Rucksdorf?"

„Nun, erst recht ... da weht der Wind den Blumensamen umher — der Wind schafft und zerstört."

Sie sah einige Augenblicke lebhaft interessiert vor sich hin, dann wandte sie ihm wieder den kühlen Blick zu.

„Sie sehen ja so nachdenklich aus?"

„Habe auch wohl Stoff genug zum Nachdenken, nicht gerade über den Wind ... doch zum Beispiel wie es kommt, daß Sie mir die Ehre erweisen, mich als alten Bekannten zu behandeln."

„Ich behandle Sie nur als Normalmenschen; fühlen Sie sich jedoch als Rätsel, so will ich mich gern (sie lächelte) danach richten."

Es regte ihn auf, daß er sich auf keine Weise gegen diese Überlegenheit wehren konnte. Soll man denn hier von vornherein in die Rolle des dummen Jungen gezwängt werden? — Gehen und nicht wiederkommen? Nein, das war unmöglich richtig. Indessen langten sie beim Hause an, und Bauer folgte ihr zerstreut in die Halle.

„Ich werde Sie zu meinem Oberstlieutenant bringen, ja? darf ich? — Er sieht gern Leute, und Sie haben ein Gesicht, als ob Sie sich einem alten Mann zuliebe auch einmal eine halbe Stunde langweilen könnten."

Und dabei sah sie ihn mit einem bittenden, schmeichelnden Lächeln an, das im Gegensatz zu ihrem gewöhnlich so kalten Ausdruck geradezu bezaubernd war.

Das ist der Blick, der uns um Willen und Bewußtsein bringt, dachte er.

Durch eine Reihe vornehm und behaglich eingerichteter Zimmer führte sie den Amtsrichter nach einer kleineren Eckstube, deren Wände rings von angefüllten Büchergestellen umzogen waren. Eine heiße Luft wehte den Eintretenden entgegen, auch brannte in dem Kaminofen ein helles Feuer. Davor saß in einem Lehnstuhl ein grauhaariger Mann mit stark verfallenem Gesicht, daraus die hellblauen Augen sonderbar hervorblitzten. Er richtete sich ein wenig auf, aber Hildegard eilte zu ihm hin und nötigte ihn, seinen Platz zu behalten; sie schien ihm durch wenige Gesten begreiflich zu machen, wer der Besucher sei.

„Freut mich, freut mich," sagte der alte Herr laut und heiser, „setzen Sie sich ein wenig zu mir, lieber Amtsrichter — so hier, bitte, daß ich Ihr Gesicht sehen kann."

Hildegard wies ihm einen Sessel an und blieb selbst hinter dem Stuhl des Oberstlieutenants stehen. Bauer fühlte, daß sie ihn andauernd musterte. Er drehte, ohne es zu wissen, den breitkrempigen Filzhut in den Händen und sah dem alten Herrn zerstreut ins Gesicht. Der aber erging sich ohne Absetzen über die Vorteile des Lebens in der Kleinstadt und ließ den Gast höchstens zu einem Ja oder Nein kommen. Er sprach gar nicht schlecht, es war alles durchdacht, aber dies fortgesetzte Reden ermüdete den Zuhörer. Auch war das Organ des Oberstlieutenants scharf und rauh, und er kam bisweilen ins Schreien. Bauer konnte nicht länger folgen, so angestrengt er dem alten Herrn in die unruhigen Augen sah, nur einzelne Stichworte hörte er aus dem Redeschwall, und immer stand Hildegard unbeweglich, den Blick auf ihn gerichtet. War's das, war's die Hitze, die ihn einschläferte? Er hatte das bestimmte Gefühl, es würde nun in Ewigkeit so fortgehen, er brauche nur die Augen zuzumachen.

„Das ist meine Ansicht," sagte endlich der Oberstlieutenant und lehnte sich erschöpft in den Stuhl zurück. Die tiefe Stille war es, die den Amtsrichter nach einer Weile ermunterte; er strich mit der Hand langsam über die Stirn. — Was

war das? dachte er; geschlafen habe ich doch nicht ... am Ende ein hypnotischer Zustand? Ich werde mich bei Heidenreich als höchst wünschenswertes Medium melden.

„Sie brauchen sich mit einer Erwiderung nicht anzustrengen," sagte jetzt Hildegard halblaut, „der Oberstlieutenant ist so schwerhörig, daß er sich mit solch einseitiger Unterhaltung zufrieden giebt. Aber Sie haben Ihre Sache gut gemacht — nicht ganz geschlafen — ich sage Ihnen meinen Dank dafür. Und nun kommen Sie."

Bauer stand auf und verbeugte sich; der Alte schien nichts anderes zu erwarten. Er entließ ihn mit freundlichen Blicken. „Kommen Sie bald wieder, junger Freund, ich habe Sie in dieser kurzen Stunde schätzen gelernt."

Hildegard winkte ihm mit den Augen, und er folgte ihr in das anstoßende Gemach, ein kleines helles Eßzimmer. Sie trat an das hohe Büffett, nahm eine Flasche daraus und ein Glas und schenkte es voll; der Duft des Portweins durchströmte sofort das Zimmer.

„Hier, trinken Sie — ich bin nicht hartherzig."

„Liebes Bübla, weil du artig warst, sollst du nun auch etwas Gutes kriegen!" sagte er.

Sie lachte. — „Freuen Sie sich doch, ‚liebes Bübla', daß Sie hier so unvermutet eine gute Tante finden, die es nicht sehen mag, wenn das Gesicht weiß wird wie ein Vorhang."

Sie sah ihn ernst und freundlich an. Er leerte hastig das Glas, und dann stand er wieder vor ihr wie ein Fragezeichen.

„Was wollen Sie noch?" fragte Hildegard?

„Ich soll wohl gehen?"

„Nun freilich!"

Er verbeugte sich tief und blieb doch stehen.

„Aha, das Schach, richtig! Wann wollen Sie wiederkommen? — Übermorgen? Morgen?"

„Heute."

Sie lachte wieder. — „Also morgen kommen Sie, ja? — Aber dann auch sicher. Ein zuverlässiger Mensch achtet seine Zusage und wenn sie das Geringste betrifft — sein Wort bindet."

„Darüber denke ich wie Sie — genau so."

„Wirklich?" sagte sie und bog den Kopf zurück, wie um ihn besser zu sehen. „Ihr Männer seid den äußeren Zwang so gewohnt, daß ihr von innerem Zwang wenig wißt ... die Umstände, ja gegen die Umstände werdet ihr nimmer streiten, aber das Gebiet, das sich deren Herrschaft entzieht, wollt ihr gesetzlos haben — frei." Sie hatte zu ihm gesprochen, doch mit zerstreutem Blick. „'s ist nicht für Sie gemeint," sagte sie jetzt lächelnd und reichte ihm die Hand, eine große schöngeformte Hand.

„Nicht für mich? — nein." Er wandte sich zu gehen.

„Grüßen Sie Kolinsky!" rief sie ihm nach.

* *
*

„Haben Sie heut wieder ein Abenteuer gehabt, Amtsrichter?" fragte diesen Abend im Privatzimmer des „Bären" der Doktor.

„Nun nein, Doktor," erwiderte Bauer.

„Das freut mich. Sie müssen nämlich wissen, in Rucksdorf rechnet jeder dem anderen nach, wo und wie er seine Stunden zugebracht hat."

Der junge Amtsrichter sah den Arzt scharf an, der aber klapperte mit dem Deckel des Bierseidels und legte so viel Dummheit in sein Gesicht, als er irgend auftreiben konnte.

Den nächsten Abend fehlte Bauer, ein Ereignis, das den ganzen Stammtisch in Aufregung brachte.

„Kolinsky, wo haben Sie ihn gelassen?"

„Ehrwürden, wo steckt er?"

Der aber erwiderte ruhig: „Ich weiß es nicht," und wandte sich sofort an Bonn, um ihm mit düsterem Blick einen liberalen

Zeitungsartikel vorzulegen, den er ausgeschnitten hatte.

„Meine Herren," sagte der Doktor, „ich fürchte, unser Freund Bauer ist wieder ins Abenteuerliche geraten."

Gegen mitternacht trat Kolinsky leisen Schrittes in das Zimmer des Amtsrichters.

„Verzeihen Sie, ich sah von unten, daß Sie noch Licht hatten."

Bauer lag lang auf dem Sofa, die Hände unterm Kopf gefaltet; er wandte gerade nur die Augen nach dem Eintretenden. Kolinsky setzte sich ihm gegenüber an den Tisch, legte die Arme übereinander und die weißen Hände wurden beide auf den schwarzen Ärmeln sichtbar. Seine langen dunklen Brauen standen so winkelig gegeneinander, daß sie dem Gesicht einen ernsten Ausdruck aufzwangen, der sich leicht sogar ins Schmerzliche steigerte.

„Wann sind Sie nach Hause gekommen, Bauer?"

„Bald, Sie müssen gerade nach dem ‚Bären' gegangen sein."

„Und warum folgten Sie nicht?"

Der Amtsrichter richtete sich auf dem Ellenbogen in die Höhe.

„Es war mir unmöglich. Nein, wahrlich, Kolinsky, ich hatte nicht die Stimmung dazu."

Der Geistliche zuckte die Achseln. — „Stimmung!" wiederholte er geringschätzend.

Bauer saß jetzt in der Mitte des Sofas und stützte das Kinn in beide Hände. So sahen sie sich an.

„Sie läßt Sie grüßen — das ist immer ihr letztes Wort."

„Danke; wie ging's mit dem Schach?"

„Bis in die Mitte gut. Plötzlich hatte ich den Kopf verloren — ich weiß nicht, wie es kam. Sie merkte es sofort und warf die Steine durcheinander. — ‚Ich habe von Natur weder Talent noch Lust zu dem Spiel,' sagte sie — ‚um so weit zu kommen, wie ich bin, mußte ich mich gewaltig anstrengen. Ich sehe es als Übung an für meinen Verstand — so, wie wir leben, weiß eine kluge Frau manchmal wirklich nicht, wo genügend Arbeit finden.' — Sie spricht mit der Aufrichtigkeit eines Menschen, der sich um die Meinung seiner Umgebung nicht kümmert. Und dann ihre Freundlichkeit, nun, die ist geradezu kränkend. Guter Himmel, sie ist keine alte Frau und ich bin kein Knabe!"

Kolinsky lächelte mit geschlossenen Lippen.

„Kein Knabe, nein. Sie sind weiser als die meisten anderen, die sich nicht daran erinnern konnten, daß bei der Frau das offen gezeigte Interesse wertlos ist."

Bauer nickte zustimmend. — „Es wird mir ganz gut thun, Sie manchmal über den Punkt zu hören, mein Sokrates."

„Es wird Ihnen noch besser thun, wenn Sie Ihre Besuche in dem Landhause möglichst einschränken. Vielleicht finden Sie anderswo — Vergnügen."

Der Amtsrichter drohte mit dem Finger. — „Seelenhirt, Sie werden mir zu klug!"

Aber Kolinsky zuckte wieder die Achseln, ohne das ernste Gesicht zu verändern.

„Da höre ich den Protestanten, der einen Arzt verlangt ohne Kenntnisse." Er stand auf. „Legen Sie sich schlafen, Bauer, wir sind in einer kleinen Stadt; in Rucksdorf ist die Nachtruhe wohlfeil, und man muß weit sein, ehe man sie verscheucht." Und dann ging er, eine lange schwarze Linie, unhörbar davon. Die Gespenster, die um mitternacht in der Kirche spuken sollten, empfanden wohl Scheu vor ihm, denn es zeigte sich keins. Drüben aber in seinem Zimmer holte er aus einem Fach des Schreibtisches ein kleines Paketchen und begann sorgfältig Papier und Faden zu lösen. Es kam ein schmales Elfenbeinplättchen daraus hervor, das er aufmerksam gegen das Licht hielt. Das feine Brustbild einer Dame war darauf gemalt, doch die Arbeit stark beschädigt.

„Sie ist's zweifellos," sagte er vor sich hin — „wie oft werde ich das Bild noch hervorholen, um mir dasselbe zu sagen?" Und mit unmutig gefalteter Stirn packte er es wieder ein.

Er trat an das Fenster, davor die

Dunkelheit lag wie ein schwarzes Brett — seine Gedanken wanderten zurück, und mit der Erinnerung kamen ihm die wunderlichen Verse Byrons, und er wiederholte sie sinnend:

When the moon is on the wave
And the glow-worm in the grass
And the meteor on the grave
And the wisp on the morast;
When the falling stars are shooting
And the answer'd owls are hooting
And the silent leaves are still
In the shadow of the hill,
Shall my soul be upon thine
With a power and with a sign.

Die beiden letzten Zeilen sagte er wieder und wieder, und dann kniete er an seinem Betpult und sprach Gebete für einen Toten, bis die Sonne heraufkam.

* * *

An einem kalten Spätherbsttag wollte der Doktor Korteck einen seiner wenigen Patienten auf dem nächsten Rittergut besuchen; als er jedoch an des Oberstlieutenants Landhaus vorüberkam, ließ er den Wagen halten und stieg ab.

„Ist Besuch da?“ fragte er den Diener, der ihm im Hausflur den schweren Mantel abnahm.

„Jawohl, der Herr Amtsrichter.“

Der Doktor schnitt eine Grimasse. „Ich denke, er war gestern hier.“

„Jawohl,“ sagte der Diener, „und der Herr Baumeister Wegerich kam auch wegen der Luftheizung. Das will nicht recht gehen.“

Der Doktor stapfte die Treppe hinauf und trat in den Salon. Da saß der Amtsrichter am Feuer, Hildegard am Fenster; sie hatten keinerlei Beschäftigung vor.

„Guten Tag, Doktor!“ rief die Dame, eilte ihm entgegen und bot ihm herzlich beide Hände. — „Wie lange haben Sie sich nicht sehen lassen!“

„Nun, Sie jagten mich ja fort,“ brummte er.

„Wenn ich's that, so habe ich es schon längst bereut. Denken Sie nur, mein Oberstlieutenant macht mir ernstlich Sorge. Aber vor allen Dingen lassen Sie sehen, wie es Ihnen geht ... hier an das Fenster. O, o, die große Stirnrunzel ist noch tiefer geworden, lieber Doktor, der Bär ist wirklich bald fertig!“

„Sie sind ja ganz besonders aufgeräumt,“ bemerkte er bissig.

Hildegard lächelte.

„Das bin ich auch, und daß ich's bin, verdanken Sie dem Amtsrichter, der hat mich so gut unterhalten — da, Sie haben ihn noch nicht einmal begrüßt.“ — Die Herren verbeugten sich. — „Wie die Holzpuppen,“ sagte sie lachend. „Und nun müssen Sie uns einige Augenblicke entschuldigen, Herr Bauer, wir wollen den Oberstlieutenant besuchen, der Doktor und ich.“

„Ich möchte wohl gehen,“ sagte Bauer.

Sie sah ihn ernst an. — „Bleiben Sie!“ Es war seltsam eindringlich gesprochen. — „Hier ist Byron, darin mögen Sie blättern, bis wir wiederkommen.“

Er schlug das Titelblatt auf: Max von Wablernburg stand dort geschrieben, und darunter: „Ich schicke dir mein Exemplar, daß du beim Lesen auch an mich denkst. Dein Max.“ Und Bauer sah die Handschrift an, als ob sie ihm etwas erzählen müsse.

Es verging wohl eine Stunde, ehe Hildegard wiederkam; sie sah ernst, etwas erregt aus — der Doktor hatte sich im Vorzimmer von ihr verabschiedet.

Heinrich Bauer saß über die Armlehne des Stuhles gebeugt und starrte auf den Teppich; er sah auch nicht auf, als Hildegard neben ihm stand.

„Ich bat Sie, zu bleiben, weil Sie verstimmt waren,“ sagte sie. „Ich sehe, Sie sind es noch. Reden Sie, sagen Sie frei heraus, was Sie bedrückt oder belästigt, vielleicht können wir's ändern.“

„Frei heraus?“ — er hob den Blick mit plötzlich hervorbrechender Leidenschaft — „ich bin verzweifelt eifersüchtig!“

Sie trat zurück, sah ihn starr an, wandte sich und ging zum Fenster. Er stand auf und folgte ihr.

„Verzeihen Sie mir, ich weiß, meine

Worte waren beleidigend. Und doch, Sie leben so anders wie andere Frauen, Sie verwerfen tausend Rücksichten, die jene ängstlich innehalten — Sie müssen auch mir erlauben, den Ballast über Bord zu werfen... Hildegard, Ihre arme Spielpuppe hat ein Herz, auf dem Sie herumtanzen. Sie wollen gerecht sein und wahr — sind Sie wahr gegen sich und gegen mich gerecht? Sind Sie's?"

Immer noch stand sie schweigend, aber unter ihren gesenkten Lidern drangen Thränen hervor. Er faßte ihre Hand. — „Sie wissen's wohl nicht, Hildegard, wie Sie mich zwischen Furcht und Hoffnung halten — einmal sagen Sie mir's geradezu, daß ich Ihnen wert bin, und dann wieder betrachten Sie den Sperling im Hofe mit dem Blick, der meine Tage glücklich machte."

Sie richtete sich auf und sah ihm gerade ins Gesicht.

„Es ist richtig, Sie sind mir lieber geworden, als ich's für möglich hielt... Nein! Lassen Sie meine Hand augenblicklich los! — Dort setzen Sie sich und hören Sie, was ich Ihnen erzählen werde — 's ist heute das erste Mal, daß die Fessel wirklich drückt."

Sie verbarg das Gesicht in den Händen; nach einer Weile hatte sie ihre ruhige Haltung wieder zurückerobert und begann, indem sie langsam im Zimmer auf und nieder ging.

„Ich rede, weil mir an Ihrer guten Meinung liegt — ich mag es nicht, daß Sie von mir gehen in Zorn und Verachtung; 's ist wohl möglich, daß ich gefehlt habe, geglaubt, was ich glauben wollte — ach, es ist ein menschlicher Fehler! Und soll ich allem entsagen, mich lebendig ins Grab der öden langen Weile legen? Ich kann es nicht! Ich will leben, nicht bloß essen, trinken und schlafen allein. Ich will leben!

„Da sehe ich im Spiegel ein steifes altes Gesicht. Das bin ich. Und es sind doch nur wenige Jahre darüber vergangen, daß Jugend und Grazie mir die Schmeichelei zum täglichen Brot machten! Wenige Jahre noch und Worte, wie ich sie eben von Ihnen hörte, werden unmöglich. Es klingt böse — es scheint hart. Ist mein innerer Wert geringer als der eure, daß ihr mich nach meinem Äußeren abschätzt?

„Doch ich rede thöricht. Frau bin ich, werde es bleiben. Daß mich ein Unstern um der Frauen Glück bringt, kann die Sache nicht ändern — ich aber will stolz sein, wenn ich des Lebens schwere Aufgabe gut löste. Das ist mehr als Schachspiel.

„Ich habe meine Eltern früh verloren, so früh, daß meine Erinnerung kaum mehr ihre Bilder vorzuführen vermag. Mein Vormund, der Bruder meines Vaters, nahm mich in sein Haus auf, und dort wurde ich mit meinem Vetter Max erzogen. Wir kletterten zusammen auf die Bäume des wilden Gartens und hatten bei demselben Hauslehrer Unterricht. Aber auch Max verlor früh den Vater, und seine Mutter fand es so schwer, den wilden Knaben zu bändigen, daß sie manchmal meinen Einfluß zu Hilfe nahm. Er war ein überaus zärtlicher Bruder — ich kann mich nicht erinnern, daß wir uns je ernstlich gestritten hätten, obgleich er gegen andere bis zum Jähzorn heftig sein konnte.

„Wir lernten zusammen reiten, schossen nach der Scheibe, und selbst da gelang es ihm, seinen Ärger darüber zu bezwingen, daß ich ihn meist an Geschicklichkeit übertraf. Sein Lerneifer, namentlich für Sprache und Litteratur, war nicht zu überbieten. Manchmal haben wir zusammen über den Büchern bis lange nach mitternacht gesessen.

„Der letzte Hauslehrer, den wir hatten, machte unserem Treiben ein Ende, indem er durch seine äußerst energisch ausgesprochene Mißbilligung die Tante in Unruhe versetzte. Ich habe niemals so viel verächtliche Blicke aushalten müssen und niemals einen Menschen so gehaßt wie diesen Herrn. Er setzte es durch, daß Max zur Vollendung seines Studiums auf ein Gymnasium geschickt wurde und ich eine französische Erzieherin erhielt.

„,Sie sind ein innerlich verwachsener Mensch, Fräulein Hildegard,' sagte er mir beim Abschied, ,ich hoffe, es ist noch nicht zu spät für die Heilung.'

„Wir fühlten uns sehr unglücklich, Max und ich. Anfangs behauptete er, ohne mich überhaupt nicht lernen zu können; ich aber war in der Zeit, wo ein starker äußerer Eindruck den ganzen Menschen erschüttert — ich wußte mit mir selbst nicht ein und aus.

„Die Französin lehrte mich allerhand schöne Künste: Tanzen, Sticken und eine elegante Verbeugung machen. Ich mochte es wohl recht nötig haben; doch fand ich bei ihr keinen Halt, so wenig wie bei der Tante, die stark kränkelte. Ich mußte mir allein weiter helfen und harrte sehnsüchtig der Ferien. Sie kamen endlich, und Max kam, ein wenig poliert wie ich. Einen ganzen Tag brauchten wir, um das Einverständnis herzustellen, dann war es wie sonst, nur doppelt schön. Wir wanderten zusammen durch den Wald und sprachen mit roten Köpfen über Schiller; ich lernte eiligst Maxens Lehrer und Kameraden kennen und brachte ihm dafür einige Fertigkeit im Tanzen bei. Als er dann ging, schrieben wir uns ganz regelmäßig.

„Nach zwei Jahren machte er das Abiturientenexamen und kam von der Schule fort zu einem Gutsherrn der Nachbarschaft, um die Landwirtschaft zu erlernen. Von dort aus ritt er oftmals des Abends zu uns herüber und erzählte mir bis ins kleinste, was er erlebt hatte.

„,Hildegard,' sagte er einmal, ,heute ist mir etwas Sonderbares begegnet, du rätst es nicht: ich habe ein Mädchen geküßt, weil es so sehr hübsch aussah.'

„,O pfui, Max,' erwiderte ich, ,ich dachte, du würdest niemals solche Dinge treiben!'

„,Doch, ich kann das gar nicht ändern, und wenn du nicht ein Mädchen wärest, würdest du es nicht nur begreifen, sondern gerade so machen. Schiltst du aber, dann werde ich dir nichts mehr davon sagen.'

„Ich schalt nicht, aber er wahrte nun doch seine Worte, und mir war's von der Zeit an unangenehm, wenn er mich beim Kommen und Gehen küßte. Einmal merkte er's. ,Bist du mir denn böse?' fragte er so gut und zärtlich, daß ich mich meines Widerstrebens schämte.

„Es kamen höchst selten junge Leute in unser Haus, mit Mädchen meines Alters hatte ich gar keinen Verkehr, und sah ich sie einmal zufällig, so konnte ich mich nicht mit ihnen zurechtfinden. Das wurde auch nicht anders, als Max zurückkam und das Gut übernahm.

„Wir lebten sehr zufrieden miteinander. Da traf uns ein harter Schlag: Maxens Mutter starb. — Er war halb von Sinnen vor Schmerz, ich hatte gar nicht Zeit, an anderes zu denken, als wie ich ihn aufrecht halten wollte, so daß ich über meinen eigenen Kummer hinwegkam, ohne es zu wissen.

„Eines Abends saßen wir zusammen in seinem Zimmer, Hand in Hand, ohne zu reden; da trat plötzlich eine uns wenig bekannte Tante, die Schwester seines und meines Vaters, mit ihrem Mann bei uns ein. Sofort raffte sich Max aus seiner schlaffen Traurigkeit auf, um sich in den liebenswürdigsten Wirt umzuwandeln. Er kam jetzt erst recht zum Bewußtsein, daß er nun Hausherr sei.

„,Wir kommen, um Hildegard zu einer Reise nach Italien abzuholen,' sagte die Tante, und auf unsere bestürzten Blicke fügte sie lächelnd hinzu: ,Ihr werdet einsehen, Kinder, daß ihr so harmlos nicht zusammen weiterleben könnt.'

„Max widersetzte sich ernstlich. Den angegebenen Grund wollte er durchaus nicht begreifen und fügte sich erst, als die Tante erklärte, ich müsse durchaus etwas von der Welt sehen.

„Es wurde mir unsäglich schwer, die Heimat zu verlassen und ihn, der so allein dort hauste. Immer wieder mußte ich ihm versprechen, bald zurückzukommen. — ,Vergiß uns nicht über dem, was du Neues siehst, das Haus und die Hunde und mich!'

„Und in der schönsten Natur, in der lebhaftesten Gesellschaft dachte ich mit stiller Sehnsucht nach Hause.

„In Rom, wo meine Tante regelmäßig den Winter zubrachte, hörte ich, daß Max sich verlobt habe. Seiner Meinung nach schrieb er auch recht ausführlich über die Braut: ‚Lätitia ist eine entzückende Elfe, gefeiert, umschmeichelt von allen Seiten. Die jungen Leute der Nachbarschaft rasen vor Neid, daß ich der Glückliche bin. Du kannst es mir glauben, Hildegard, ihre Augen sind größer als ihr Mund.‘

„Was sollte ich damit anfangen? — Es ging mir wie den meisten Schwestern: die beste Frau, ein wahres Ideal, schien mir für Max eben gut genug. — Fortgesetzt bat er mich, zurückzukehren, doch ich hatte inzwischen gründliche Zeichenstudien begonnen und lebte gern im Hause unserer Tante; ich fand dort Anregung nach allen Seiten und sehr zusagenden Verkehr.

„Die Reflexionen, die nach und nach in Maxens Briefen über die Frauen erschienen, beunruhigten mich etwas. ‚Den Frauen, wie du weißt, darf man mit Geschäftlichem nicht kommen‘ — ‚Frauen haben ja im ganzen keinen Sinn für die klassische Litteratur‘ — ‚Frauen können niemals über Kleinigkeiten fort‘ u. dergl. Ich übersetzte die Mehrzahl immer in ‚meine Frau‘, und es bekümmerte mich nicht wenig.

„Im Winter — es war zwei Jahre nach ihrer Hochzeit — schrieb mir die Schwägerin, daß Max bei Glatteis mit dem Pferde gefallen sei und den linken Arm gebrochen habe. Ich kannte ihn ja zur Genüge, um zu wissen, wie wenig Geduld er für solche Fälle bereit hatte. Das gab mir den längst erwünschten Anstoß, ich packte sofort meine Sachen und fuhr nach Hause. Noch nicht drei Jahre war ich aus der Heimat entfernt, — und wie fremd war mir alles geworden — fremd aber sehr teuer. Als ich bei der Parkmauer aus dem Wagen stieg und unter den alten beschneiten Bäumen hinging, in denen die Sperlinge flatterten, mußte ich mühsam die Thränen zurückdrängen, mein Herz war so voll von wehmütiger Freude. — Hier am Bach haben wir gefischt — dort bauten wir das Osterfeuer — unter jener Steinlinde las ich zum erstenmal den Faust und wollte darüber verzweifeln, — da ist auch noch unser gemeinschaftliches Blumenbeet. Max hat es stehen lassen, so plump es war... Ich eilte die Steinstufen zum Wall hinauf — da kam er mir entgegen, und im nächsten Augenblick hielt er mich so fest umfaßt, daß ich fast aufschrie.

„‚Max, laß gut sein ...‘

„Nun sah er mich prüfend an. ‚Allmächtiger Himmel, was bist du schön geworden!‘ Noch einen Schritt weiter trat er zurück. ‚Du bist nicht mehr die alte Hildegard.‘

„‚Doch, Max, glaub mir's nur, ein wenig sonnenbraun, das ist alles.‘

„‚Und nicht verlobt?‘

„‚Nein.‘

„‚Und nicht verliebt?‘

„‚Ebensowenig.‘

„‚Nun, das ist gut, dann haben wir Aussicht, dich zu behalten.‘

„Jetzt erst sah ich, daß seine Frau hinter ihm stand, eine zierliche, äußerst elegante Erscheinung. Ich hatte stark den Wunsch, mit ihr in ein gutes Verhältnis zu kommen, doch war der erste Eindruck kein sympathischer; ihrer Begrüßung mangelte jeder herzliche Ton. Sie ist mir trotz des besten Willens niemals näher getreten, immer wieder berührte es mich peinlich, für die Pflicht der Frau bei ihr niemals ein Verständnis zu finden.

„Max nahm mich sofort in Anspruch; kaum, daß er mir Zeit gönnte, mich auszuruhen, so mußte ich sehen und hören, wie alles im Hause stand.

„Seine Eigentümlichkeiten hatten sich ausgeprägt, oder meine Augen waren schärfer dafür geworden: ich fand ihn in hohem Grade liebenswürdig und ebenso rücksichtslos.

„Für mich hatte er die alte Zärtlichkeit behalten, und die Art, wie er sich jedem meiner Wünsche sofort fügte, war seltsam bei dem eigenwilligen Mann. Wir

fanden uns merkwürdig rasch wieder ineinander; manchmal schien es mir ein Traum, daß ich Jahre hindurch in der Fremde gelebt hatte, ohne Max. Auch mochte er es gar nicht hören, wenn ich von Italien sprach.

„‚Wir hätten's zusammen sehen sollen.‘ An stillen Abenden nahm er die Bücher, die alten Freunde, vor, und dann las er mit so wunderbarer Feinheit des Tones, solch einer hinreißenden Leidenschaft, daß ich bisweilen kaum zu atmen wagte. Es geschah freilich auch, daß er, selbst überwältigt, das Buch schloß, unfähig fortzufahren — dann wurde die Schwägerin ungeduldig. Er ließ sie reden, wir verständigten uns mit einem lächelnden Blick.

„Nur seinen Liebling Byron wollte er mir nicht gönnen: ‚Du bist eine kalte Natur, Hildegard, er ist nichts für dich; mein Dichter will nicht verstanden sein, sondern empfunden.‘

„Allerdings forderte Max meine Gegenwart fast beständig, und ich war anfangs so unklug, ihm darin nachzugeben; interessierte mich doch alles, was er vorhatte.

„Aber ich sah bald genug ein, daß es ein Unrecht war gegen die Frau, und arbeitete daran, das Verhältnis zu ordnen; doch Max wollte nicht zur Besinnung kommen.

„‚Wir haben dies alles ja immer zusammen getrieben,‘ war seine stehende Redensart. Es konnte nicht so fort gehen.

„Einmal kam er auf mein Zimmer, wo ich verstimmt am Fenster saß. Die Sonne, die in Wolken unterging, warf ein rotglühendes Licht durch den ganzen Raum. Mitten in dem Rot stand er mit den glänzenden Augen, die immer nur das sahen, was ihnen gefiel.

„‚Wo bleibst du so lange? — Ich warte schon eine Viertelstunde. Was treibst du hier oben; kannst du nicht ebensogut den Abendhimmel mit mir betrachten?‘

„Ich raffte meinen Mut zusammen, ich mußte ja doch einmal aufrichtig mit ihm reden; so stand ich auf, faßte ihn bei der Hand und führte ihn zum Sofa.

„‚So feierlich, Hildegard?‘ fragte er lächelnd.

„‚Ja, Max, es ist auch eine ernste Sache, die ich mit dir besprechen möchte.‘

„‚Sprich von Tod und Grab, wenn du Lust hast, dir sei's erlaubt.‘

„‚Du vernachlässigst deine Frau,‘ sagte ich geradezu; ‚es scheint, du vergißt, daß sie der Schwester vorgeht.‘

„Er runzelte die Stirn. ‚Was, sollte ich die Freiheit verloren haben, mit dir wie früher zu verkehren? Unsinn!‘

„‚Aber du darfst es nicht leiden, daß sie eifersüchtig ist... Lieber Max, wenn wir uns auch als Geschwister fühlen, so wird doch deine Frau daran festhalten, daß wir in Wahrheit es nicht sind ...‘ Ich sah ihn an, und das Wort, ja der Gedanke erstarb vor jähem Schreck. Auch er wußte sehr genau, daß er nicht mein Bruder war.

„Er hielt mich zurück, als ich aufstehen wollte, und sagte mit schlecht beherrschter Leidenschaft: ‚Höre mich an, ich bitte dich! Sieh, Hildegard, du machst das Leben schön, wie die Sonne den Tag; wie nötig du mir bist, hab ich in diesen öden Jahren erfahren; die höchste Unnatur wär's, wenn ich dich dafür nicht liebte! Ich war ein Narr, daß ich Glück wo anders suchte als mit dir! ... Und nun habe ich mich gemäßigt — überwunden wie ein Heiliger, und du machst mir Vorwürfe? Meinst du denn nicht, ich würde lieber —‘

„Er gewann es über sich, zu schweigen, aber meine Hand, die er hielt, war wie in einem Schraubstock.

„Ich fand keine Worte — wie eine Mauer schob es sich zwischen ihn und mich, es war, als ob mir alles entrissen würde, was ich besaß.

„‚Frei!‘ sagte er und starrte mir in die Augen; ‚warum soll ich nicht alles zerbrechen und dich dafür gewinnen?‘

„‚Es wird nie geschehen, Max, du hast gewählt ohne Zwang, dein Recht ist aus.‘

„‚O Hildegard, du rechnest nach? du liebst nicht. Ich weiß es ja ... du betest

vor deinem Gedankengötzen, dem Stolz, der Pflicht oder wie du ihn gerade nennst — du liebst nicht. Schade.‘ Er sah mich ruhig, fast mitleidig an; plötzlich kam der Sturm wieder herauf, und er warf sich stöhnend auf den Boden nieder.

„‚Ich werde es sehen, wie ein anderer kommt und dich fortholt — dich mir entreißt; ich werde ihn lächelnd meinen lieben Bruder nennen. — Nein, glaub es nicht, erwürgen werd ich ihn — und dich, wenn du darüber weinst — es soll mir eine Lust sein.‘

„Er raste noch eine Weile fort. Armer Max, wie zerriß er mir das Herz! Endlich faltete er die Hände auf meinen Knieen und fragte traurig: ‚Wirst du mich nun verlassen?‘ Seine Stimme war gebrochen, ich konnte es gar nicht ertragen, ihn in diesem Zustand zu sehen.

„‚Ich gehe nicht, wenn es vorüber ist mit diesem einen Mal; wenn du mir versprichst, dich streng an das zu halten, was ich verlange.‘

„‚Ich verspreche,‘ sagte er wie ein Kind, ‚bitte, bitte, verlaß mich nicht!‘ Er küßte mein Kleid und ging hinaus, mein lieber Max, der verlorene Bruder, und ließ mich wohl kaum weniger unglücklich zurück, als er es war.

„Er hielt Wort, aber das Leben war aus ihm gewichen, so matt war sein Blick. Er bat nicht mehr um meine Begleitung, er folgte mir nicht mehr, wenn ich ausging, nur die traurigen Augen fragten immer wieder: Ist's denn so recht?

„Das Mitleid füllte mir das ganze Herz — gehen und bleiben, es schien gleich unmöglich. Niemand auf der weiten Erde stand mir näher als er, und das Verhängnis ließ mich sein Unglück schaffen. Manchmal fragte ich mich, ob das, was mir Pflicht schien, nicht einfach Härte sei, die mir nur möglich wurde, weil ich anders für ihn fühlte wie er für mich. So begannen meine Begriffe sich zu verwirren — ich fühlte, daß eine böse Unordnung in mir entstand, und unbestimmte Angst erfaßte mich vor mir selber. War denn irgend etwas in der Welt wert, daß er so litt? O, wie mein Kopf brannte, wie manche Nacht ich schlaflos, wie im Fieber lag.

„An einem trüben Tag stand ich vor Sonnenaufgang auf, um hinaus in den Park zu gehen. Es war noch dämmerig, die Wolken hingen unbewegt in langen dunklen Streifen über dem Himmel.

„Als ich die Thür meines Zimmers öffnete, lag Max quer davor auf der Erde. Er schlief, die Hände unterm Kopf gefaltet. Vor meiner Thür schlief er, wie ein Hund!

„Ich stand wohl minutenlang, ehe ich fähig war, mich zu bewegen; aber dann war auch der Nebel zerrissen, der mir die Augen verschleierte. Ich packte einige Sachen zusammen und machte mich reisefertig. Dann schrieb ich einige Zeilen an Max, um mich für immer von ihm und der Heimat zu verabschieden. Als ich annehmen konnte, daß er seinen Ruheort verlassen habe, ging ich leise hinunter aus dem Haus, aus dem Park. Es sah mich niemand als die stillen Bäume.

„Da lagen die Felder vor mir im fahlen Morgenlicht und hinter ihnen dunkel die Berge. Ein weißlich gelber Fleck am Himmel war das einzig Helle in der schwermütigen Landschaft. Ich folgte dem Fußpfad, der zwischen Hecken im feuchten Grunde hinlief, zur Seite rieselte das Regenwasser in einem kleinen Graben, das Gras in der Mitte des Weges war naß wie ein Schwamm.

„Im Felde stand eine einsame Linde, darunter eine Brücke über einen ausgetrockneten Graben führte. Dort setzte ich mich auf das Steingeländer, um ein wenig zu ruhen. Ich war todmüde von der kurzen Wanderung.

„Ohne darauf zu achten, merkte ich, daß ein Mann auf die Brücke zukam; erst als er vor mir stehen blieb, sah ich auf: es war Max.

„‚Wo willst du hin, Hildegard?“ fragte er. Die Stimme war klanglos, der Blick unerträglich.

„‚Halte mich nicht, Max, es muß sein!“

„‚Ich halte dich nicht,‘ sagte er so

ruhig wie vorhin. ‚Geh nur, und wenn du mich vergessen kannst, sollst du auch glücklich werden, sonst nicht.‘

„‚Glück? o Max — hier meine Hand, daß ich darauf verzichte! Ich suche Ruhe für dich und für mich, und das ist der Weg dazu!‘

„‚'s ist nicht der rechte,‘ erwiderte er düster; ‚werden wir nicht denselben Morgenhimmel sehen, dieselben Sterne? Kannst du einen Tag durchleben, ohne an mich erinnert zu werden? — Werde ich eine Stunde sein ohne Qual? — Aber geh nur, und wenn du mich vergessen hast, sollst du glücklich sein.‘

„Sein Blick war wild genug, doch blieb er ganz ruhig, sah mich einige Augenblicke schweigend an, wandte sich langsam und ging weiter. Wenig Schritte, dann sah er sich nochmals um: ‚Wenn ich dich zwingen könnte, mit mir zu leben oder zu sterben! Du hast mir beides verdorben, beides — ich wünsche, daß du lebst und stirbst wie ich.‘

„Das waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte, so voll Unheil, so voll Wahrheit.

„O, wie öde ist das Leben, lichtlos, liebelos! Vielleicht, wenn ich nicht unabhängig gewesen wäre, würde die Arbeit mir neue Lust am Dasein gegeben haben. Ich habe es tausendmal gesehen, daß sie es ist, die dem Menschen die wahre Selbständigkeit giebt, in der er alles andere entbehren kann.

„Ich hatte mich so eingerichtet, daß Max auf keine Weise von mir hören konnte, auch ich wollte ohne Nachricht bleiben, was sollte uns eine halbe Trennung nutzen? — Ich reiste durch mehrere Bäder — an den Rhein, nach der Schweiz — es ist nicht angenehm für ein junges, hübsches Mädchen, so einsam durch das Treiben zu wandern, überall Aufsehen erregend und selten Teilnahme. Und wer soll die finden für eine Unbekannte? Ich erwartete sie nicht. Anfangs peinigte mich die Erinnerung an Max — er hatte es ja gesagt, daß jeder Tag sie bringen würde. Ich wußte nicht, wie ich ihn mir jetzt denken sollte: lebte er auf? Ich wollte es glauben, aber dann kam die Nacht, und die Träume mochten sich nicht nach Wunsch und Willen fügen. In der Zeit hatte ich eine merkwürdige Abneigung gegen jedes Studium. Ich war geradezu unfähig dazu; hatte ich in energischer Weise begonnen, so überfiel mich ganz plötzlich in überwältigender Weise das Bewußtsein der Nichtigkeit meiner Arbeit. Wozu denn nur! An mir selbst arbeiten für mich? — Ich fühlte mich gut genug, gebildet genug — ich hatte oft die Empfindung, als ob etwas weniger mir dienlich sei.

„Es war im zweiten Sommer, den ich in einem kleinen Ort des Thüringer Waldes zubrachte, da machte ich eine Bekanntschaft, die mich für kurze Zeit aus meiner Dumpfheit aufriß. Es war ein Maler, ein Mann in den besten Jahren, mit einem Gesicht, darin die gründliche Kenntnis des Lebens aus jedem Zuge sprach. Er litt zur Zeit in hohem Grade an den Nerven, ohne dadurch irgendwie beeinflußt zu scheinen. Nur suchte er die Stille wie ich.

„Jeden Tag führte ihn sein Weg an der Stelle vorüber, wo ich immer wieder dieselbe Tannenwand in verschiedener Beleuchtung zeichnete. Lange hatte er sich mit einem schweigenden Blick begnügt, endlich gab er seiner Ungeduld Worte.

„‚Ist denn eine solche Zeichnerei menschenmöglich! Sie haben Ihre tausend Jahre Lebensdauer wohl verbrieft im Kasten liegen?‘

„Und damit machte er sich zu meinem Lehrer. Er gefiel mir durchaus nicht immer, mein Gefühl mußte sich im Verkehr mit ihm abstumpfen; ich glaube, es machte ihm Freude, mich in rücksichtsloser Weise daran zu gewöhnen, auch das milde zu beurteilen, was mir widerstrebte.

„Für äußere Rücksichten hatte er die größte Verachtung, und die Beweise, die er für seine Argumente immer aus dem Leben griff, waren schlagend. Da er gegen mich stets die richtige Stellung behielt, mir bei allem, was er auch sagte,

durch sein Wesen vollkommene Achtung abzwang, überließ ich mich willig dem Einfluß, den er auf mich übte.

„Eines Abends kam ich von einem weiten Spaziergang nach unserem Gasthaus zurück; da stand er mit seinem Skizzenbuch, öffnete es und hielt es mir hin. Ich sah mein Bild, ideal gehalten: die Hände gefaltet, den Kopf erhoben, hatte er mich gezeichnet, auf einer Berghöhe, von wo aus ich heute den Sonnenuntergang betrachtete.

„Ich war betroffen; so mußte er unbemerkt in meiner Nähe gewesen sein!

„Wie um meinen Gedanken zu antworten, sagte er mit einem wunderlichen Ausdruck in den Augen:

‚Though thou seest me not pass by,
Thou shall feel me with thine eye
As a thing that though unseen
Must be near thee and has been.‘

Und als er's sagte, ging es mir wie ein elektrischer Schlag bis in die Fußspitzen. Vor meinen geschlossenen Augen erschien Max, mit den von Schmerz und Leidenschaft entstellten Zügen; ich sah ihn so deutlich, ich las von seinen Lippen den Wunsch: Du sollst leben und sterben wie ich!

„Und wieder sank alles andere um mich her in matte Leblosigkeit zurück.

„Ich verließ den Ort noch denselben Abend. Doch hatte ich von dem Gefährten gelernt, mir das Leben besser einzurichten. Ich dachte nicht mehr viel an den Eindruck, den ich etwa machen könnte, sondern nahm auf und ließ fallen, was mir gerade zusagte.

„So ist das Älterwerden nicht allmählich, sondern bewußt und sprungweise bei mir gegangen.

„Mag für den Mann ein solches Leben erträglich sein — die Frau hält's nicht aus. Das Bedürfnis nach Häuslichkeit, nach einem Menschen, für den ich sorgen durfte, nach einem Ort, der mir mehr sein konnte als ein Durchgang, wurde immer stärker; der Anblick einer glücklichen Familie konnte mir Thränen in die Augen bringen. Und wofür diese Strafe? Hatte ich ihm unrecht gethan?! Folgte ich nicht dem einfachen Gebot der Pflicht? Und doch, ich weiß es, hätte er Ruhe gefunden, auch für mich wäre sie gekommen.

„Zufällig traf ich eine Offiziersfamilie, die von ihrem Verwandten, meinem tauben Oberstlieutenant, sprachen und dessen Einsamkeit bedauerten; sofort kam mir der Gedanke, die meine dazu zu werfen. Ich reiste hierher, stellte mich vor, und seitdem leben wir zusammen in Frieden. — Ich habe die weitgehenden Wünsche der Jugend hinter mir — ich fühle mich wohl, wohl bis zu dem Augenblick, wo das Herz sich erwärmt und ein Interesse darin so stark macht, daß es droht, mich meinem Versprechen untreu zu machen: ich will kein Glück. Dann seh ich den Lieben, dessen flehende Blicke mich nicht erreichen durften — ich seh ihn, wie er sich in zornigem Schmerz von mir wandte, und ich sage wieder: ‚Wenn du entsagen mußtest, Max — ich habe es auch gethan.‘“

* *
*

Als der Pfarrer Kolinsky von einem Krankenbesuch nach Hause kam, fand er den Amtsrichter in seiner Wohnung. Bauer saß am Fenster, nickte, als Kolinsky eintrat, und wandte den Blick wieder hinaus, wo langsame Fuhrmannswagen die steile Straße am Fuße des Schlosses hinunterzogen. In den kleinen Arbeiterhäusern gegenüber brannte noch kein Licht.

„'s liegt Schnee in der Luft,“ sagte Kolinsky.

„Ja — Schnee,“ erwiderte Bauer zerstreut.

Kolinsky zündete die Lampe an, wusch sich im Nebenzimmer die Hände und kam zurück.

„Nun, Amtsrichter?“

Der starrte noch immer auf die Straße und antwortete nicht. Eine Weile stand der Pfarrer wartend, dann setzte er sich an den Tisch und nahm ein Buch zur Hand. Das genügte, um den Träumer zu ermuntern. Er sprang auf und ging

mit raschen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Kolinsky hob eben die Augen. „Nun, Sie scheinen ja so weit zu sein.“

„So weit? — wie weit? Meinen Sie mit ihr; nun ja, da bin ich so weit — und doch wieder nicht. Wenn ich's nicht zu gewiß wüßte, daß sie mich ...“

„Liebte?“

„Finden Sie doch ein anderes Wort dafür — es hat ja kürzlich einer behauptet, daß nur Treue Liebe sei. Verwünschte Treue!“

„Wenn sie einem anderen gilt.“

„Kolinsky, macht es Ihnen Freude, mich zu reizen? — Nein, sie ist wahr gegen mich gewesen, völlig wahr — ich will für jedes dieser Worte sterben. Aber der Teufel hole die Menschen, die sich selbst und den nächsten martern, um einen ferner stehenden zu schonen. Sich selbst — gut — zieh dir das Fell ab, meinetwegen, aber mich frage erst, ob ich selbst Lust dazu verspüre! — Wenn du mich liebst, so liebe mich und nicht zehn andere Dinge nebenher, darunter und darüber! Es ist unwürdig, verächtlich, halb ... Und doch, o menschliche Schwäche, der arme Bettler nimmt auch die Kupfermünze, die ihm zugeworfen wurde, und küßt wohl noch die Hand, die er von sich schleudern sollte — so sind wir, so! Ein erbärmliches Pack! — Aber ich könnte dich achten für deine Festigkeit. Meine Liebe ersticken und aus der Asche einen hübschen Hausaltar bauen, dich darauf setzen und anbeten? — Oho! meinesgleichen bist du; der eine Gott im großen Weltall ist mir genug, und wenn ich beten will ...“

Er lehnte mit geschlossenen Augen gegen die Wand. Kolinsky hatte ihm mit steigendem Staunen zugehört, jetzt ging er zu ihm hin und legte die Hand auf seine Schulter. Bauer sah ihn mit halbem Lächeln an: „Ich habe mich in Aufregung geredet, nein, ich war es schon. Es ist das Schlimme, daß ich nicht weiß, wie das Verhältnis sich stellen wird — ich will, ich kann sie nicht aufgeben! Gebunden! ... Und könnte der Unselige nicht längst in dem Munde der heißhungrigen Erde verschwunden sein? Sie um einen Toten den Lebenden quälen?“

„So ist es,“ sagte Kolinsky ernst.

Heinrich Bauer faßte mit heftiger Bewegung seine Hand.

„Was wissen Sie darüber? Aber reden Sie doch!“

Da trat im beschneiten Mantel der Diener des Oberstlieutenants ein, nahm ehrerbietig die Mütze ab und blieb an der Thür stehen, wo sofort die Feuchtigkeit von ihm abtropfte.

„Der Herr Pastor möchten doch gleich herüberkommen, unser Oberstlieutenant liegt im Sterben.“

Kolinsky nickte zusagend und machte sich sofort fertig, während er den Diener nach seinem Küster schickte.

„Gute Nacht, Bauer.“

„Ich komme mit.“

„Sie?“

„Ja, vielleicht kann ich ihr doch etwas nützen.“

Dann gingen sie zu vier schweigend durch die stillen Straßen. Es war recht kalt geworden, die Schneeflocken fielen klein und dicht aus der dunklen Luft herab, und trübe brannten die spärlichen Laternen. Selten und eilig zeigten sich noch einige Fußgänger, aber sie grüßten alle den Pfarrer, wenn sie ihn erkannten.

Als sie in dem Landhause anlangten, blieb Bauer allein im Salon zurück. Er hatte Hildegard nicht gesehen; er wußte, sie war im Krankenzimmer. Er setzte sich vor das Feuer, das allein den Raum erhellte, und überließ sich ernsten Gedanken. Im Hause herrschte leise Unruhe, die man fühlte, trotz der vorsichtigen Bemühungen, jedes Geräusch zu vermeiden.

„Geht der Himmel nicht hart mit ihr um, daß er ihr diese letzte Stütze nimmt? Aber freilich, was darf die Jugend anderes vom Alter erwarten! Wir sollen unser Herz nicht an sterbliche Menschen hängen — sie gehen alle, alle. Und doch, auch wenn du mir morgen entrissen wirst,

heut will ich dich lieben — und morgen weinen!"

Das Feuer brannte herunter, die Stunden gingen, und zwischen die Gedanken, die seiner Aufregung gefolgt waren, stahl sich mit der zunehmenden Müdigkeit das unbewußte Bedürfnis nach befriedigter Ruhe und wurde zum glücklichen Traum. „Es ist gut, es ist gut," sagte er im Halbschlaf leise, als wenn er jemandem wehren wollte, ihn zu stören.

Draußen fiel der Schnee still und unermüdlich. Als das zögernde Morgenlicht aufstieg, lag die ganze Stadt, die Hügel ringsum, die Felder und Wege unter einer glatten glänzenden Decke, die in ihrer Einfarbigkeit tiefe Ruhe über das Land brachte.

In dem Zimmer, wo Heinrich Bauer schlief, war's gerade so hell geworden, daß die Formen der Gegenstände hervortraten; da öffnete sich leise die Thür, um Hildegard und Kolinsky einzulassen. Sie schirmte das Licht, das sie trug, mit der Hand, so daß die feinen Finger rot umrändert schienen, näherte sich dem Schläfer und beugte sich ein wenig, um ihn zu betrachten.

„Du aber wirst die Augen wieder öffnen," sagte sie leise vor sich hin.

Der Pfarrer stand mit gekreuzten Armen und düsterblickend neben ihr, zu deutlich las er auf ihren Zügen die Bestätigung von Bauers Worten, das Geständnis ihrer Neigung. Sie war matt vom Wachen, das blasse Gesicht hatte seine gleichmäßige Ruhe verloren, er sah eine erschöpfte blasse Frau.

„Frailty," sagte er, „thy name is woman!"

Sie wandte sich rasch nach ihm um. „Warum das mir?"

Das Licht war darüber in andere Richtung gekommen und fiel auf den Schlafenden. Er erwachte, öffnete die Augen mit einem blöden erstaunten Blick und sprang dann auf.

„Hildegard, weißt du, daß er tot ist?"

Sie war zurückgetreten und sah jetzt betroffen von ihm zu Kolinsky: „Der Oberstlieutenant?"

„Nein, nein," rief er lebhaft, „ihn meine ich, Max! Sie sehen mich an wie einen Verrückten, aber es ist wahr, hier, Kolinsky wird es Ihnen bestätigen."

Sie stellte das Licht fort und faßte mit beiden Händen die Lehne eines Stuhles. — „Ist es richtig? — Wissen Sie von ihm?" sagte sie zögernd.

„Ich glaube zu wissen," erwiderte Kolinsky, „doch ist mein einziges Erkennungszeichen ein Miniaturbild auf Elfenbein — Ihr Bild, wenn ich nicht irre. Hören Sie und urteilen Sie selbst, ob Sie den Unglücklichen kannten. — Ich habe unter der barbarischen Fahne des Halbmondes den Krieg von 1877 mitgemacht. Es scheint seltsam für einen christlichen Prediger; doch sollte ich meine polnischen Landsleute in den Tod gehen lassen ohne die Möglichkeit der Versöhnung mit ihrem Gott? — Aber wahrlich, nicht Liebe für die Türken war es, die uns trieb, sondern der ewige Haß gegen Rußland; es gelang den wenigsten von uns, sich mit den Verbündeten einzuleben.

„Unsere heiße Ungeduld hatte manches zu ertragen, dabei wurden wir über die Pläne unserer Anführer völlig im Dunklen gelassen und von dem gemeinen Soldaten, falls er nicht völlig stumpf war, mit Mißtrauen betrachtet. — Und mit Recht: es giebt keine größere Scheidewand als die Religion.

„Verzeihen Sie, ich vergaß mich, ich wollte ja nicht von den Polen erzählen. Nur so viel: Wir waren mit der Widdinarmee nach Plewna gekommen und erwarteten hinter unseren guten Verschanzungen den Angriff der Russen. Wann und wo sie zum erstenmal angriffen, ist bekannt.

„Die Schlacht begann morgens; gegen mittag hatten wir unsere erste Position aufgeben müssen, gezwungen durch das höllenmäßige Artilleriefeuer. Mein Freund, ein junger polnischer Edelmann, war vor Mut halb von Sinnen. ‚Ich will diesen Tag nicht überleben, wenn wir unter-

liegen,‘ schwor er mir zu. — Am Nachmittag hatten wir einen furchtbaren Sturm auszuhalten; — ich, der ich fortwährend in den Feldern und Weinbergen umherging, war so betäubt von dem Lärm, dem Schießen, Drängen, Schreien, dem Vor- und Rückwärtswogen, daß ich mich wie im Halbschlaf bewegte. Eine dumpfe Gleichgültigkeit hatte mich erfaßt, in der ich weder Furcht noch Mitleid empfinden konnte. Ich wußte schließlich nichts mehr von dem Verlauf der Schlacht. Man sagt, die Russen seien bis in der Stadt gewesen; ich kann es nicht glauben, gegen abend hatten wir ja unsere ganze Stellung vollständig zurückgewonnen.

„Ich wurde wach, als mit dem Dunkel der Nacht der Lärm der Geschütze sich abschwächte und herzzerreißend statt dessen das Stöhnen der Sterbenden neben mir und weit in der Ferne hörbar wurde. Jeder Stein am Boden, jeder Halm in den zertretenen Feldern schien eine Stimme zu haben, um diesen Chor der Schmerzen zu ermöglichen. Wo war ich? — Es lag alles in wüstem Knäuel durcheinander, Türke und Russe, und wo war mein Freund? Ich suchte weiter nichts als seine Leiche.

„Der Himmel, der tags über umwölkt gewesen, klärte sich auf. Der Mond kam und zeigte die wilden schwarzen Gestalten unserer barbarischen Bundesgenossen, die freudebrüllend auf dem Totenfelde noch eine Nachlese hielten; er zeigte mir vor den Füßen einen jungen russischen Offizier, der lautlos und regungslos lag, die Augen weit offen.

„Ich wandte mich ab, in unserem Lager war kein Lazarett für Feinde. Da rief er in deutscher Sprache und mit klarer Stimme zweimal hintereinander: ‚O Gott, vergieb mir meine schwere Sünde!‘

„Doppelt gefesselt beugte ich mich zu ihm nieder, um ihm die Vergebung zuzusagen, danach er verlangte. Er schien befriedigt und lag eine Weile still. Als er wieder sprach, war die Stimme so schwach, daß ich ihn nur mit Mühe verstand. ‚Nehmen Sie das Bild, es soll nicht unter die Hyänen fallen mit mir. Ach, es ist hart zu sterben ohne sie — mein Geist hängt an der Erde! Doch nur ein Narr trägt ein verdorbenes Leben — ich nicht — nein, ich nicht! Ungern geh ich — ungern!‘ ... Er umfaßte krampfhaft meine Hand und richtete sich mit einer wilden Bewegung auf: ‚... my soul be upon thine ... with a power ...‘ sagte er und sank zurück, ein Schauer ging durch seinen Körper — er starb mit einem Gesicht, in dem auch der Todeskampf die Leidenschaft nicht verdrängen konnte.

„Es waren wenige Minuten, und doch hat alles, was ich seitdem erlebte, die Erinnerung daran nicht ausgelöscht. Die Art, in der dieser Mensch über seinen sterbenden Körper herrschte, verrieten eine Willensstärke, die ans Unnatürliche grenzte. — Und diese Kraft, zu was war sie nütze? Vergeudet! Jawohl, ein verlorenes Leben.“

Kolinsky schwieg und sah finster zu Boden. Hildegard, die am Tische Platz genommen hatte, bedeckte die Augen mit der Hand.

Rot und trübe brannte das Licht in den zunehmenden Tag, von einem Luftzug bewegt, den niemand fühlte als die Flamme. Ein langes Schweigen herrschte. Endlich richtete Hildegard sich auf. „Soll ich trauern, daß er tot ist?“ sagte sie, vor sich hinsehend. „Ich kann es nicht mehr, Max, ich habe zu viel schon um dich getrauert! Und während du dir Ruhe erzwingst, willst du sie mir nicht gönnen ... ach, ich weiß es wohl, was mir ein schweres Opfer scheint, für die Liebe ist's nichts — eben gerade nichts! Und du weißt, daß es nichts ist, was ich dir gebe, und dies harte Nichts ist dir nicht genug!“

„Es ist genug, und viel mehr als genug!“ rief Heinrich Bauer und faßte in heftiger Erregung ihre Hand. Sie ließ es geschehen, es war fast, als ob sie ihn weder sehe noch höre. „Du hast ihn geschont, mit heldenhafter Selbstüberwindung, Hildegard; es war wunderbar zärtliche Rücksicht für den Lebenden —

willst du sie auch dem Toten bewahren, so ist's Wahnsinn!"

Jetzt sah sie zu ihm auf mit klaren Augen: „Der Tote hat keine Rechte? — Wohl wahr. Aber dieser ist mit dem Bewußtsein geschieden, daß auch nicht haarbreit umgangen wird, was ich ihm gelobte. Sprach ich in den Wind? Sprach ich zum Schein? Gab ich mein Wort, um es zu brechen, sobald er's nicht gewahr werden kann? Gesehen oder ungesehen, gewußt oder ungewußt, es ist dasselbe, nicht nur für mich, auch für dich, der du weißt, daß mein Wort ohne Rückhalt bindet! — Wenn ich's nicht wüßte, Heinrich," sagte sie sanfter und lächelte dabei, „daß auch du der Lüge unfähig bist, daß du ebensowenig drehen und wenden kannst, was deine Pflicht ist, glaub mir's, ich hätte dich nie geliebt. Ich bitte dich. zürne mir nicht, du selbst wirst in die Lage kommen, gegen dich hart sein zu müssen und gegen die, die du liebst; es wird dich schmerzen, wie jetzt mich; dann denke meiner und verzeihe mir."

Sie brach ab und wandte mit einem Seufzer den Blick, doch ruhte ihre Hand noch in der seinen. Auch er war ruhig geworden und sah sie ernst und traurig an. „Ich habe in mir den Glauben an eine Liebe, vor der Gedanken und Bedenken verfliegen wie Spreu im Winde, größer und besser als höchste Moral — du aber kennst sie nicht ..."

Hildegard sprang heftig auf — sie wehrte mit der Hand seine Worte ab. Hatte nicht so, genau so Max gesprochen und ihr Rechtsgefühl ihn dafür verdammt? Und er, den sie mit Freuden so hoch gestellt, auch er trat ihr mit diesem vorwurfsvollen Blick entgegen! — War er's wirklich selbst, war's nicht der Geist des Toten, der sie zu verfolgen kam?

„Soll ich dich immer wiederfinden, Max?" rief sie. „Sie reden mit deinen Worten, sie borgen deine Gedanken — ach, es ist keine Gefahr da, daß ich dich vergesse!"

Sie stand mitten im Zimmer und sah gerade vor sich hin; die Augen, die in dem blassen Gesicht besonders groß schienen, leuchteten in fieberhaftem Glanz.

„Doch, haben Sie mir nicht Freundschaft erwiesen?" wandte sie sich jetzt wie zerstreut an die Herren. „Ich danke Ihnen dafür, beiden. Nun bitte ich Sie, mich allein zu lassen, ich möchte schlafen."

Und mit Schmerz begegnete Bauer ihrem fremden Blick.

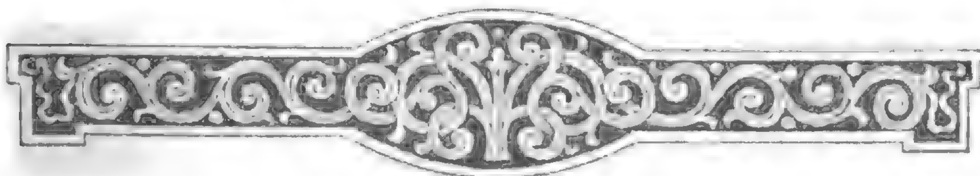
„Hildegard, kein anderes Lebewohl für mich?"

Sie strich mit der Hand über die Stirn.

„Ich wünsche Ihnen alles Gute, ich erwarte alles Gute von Ihnen. Ihre Freundschaft ist mir teuer gewesen, möge Ihnen die Erinnerung nicht bitter sein."

„Und Sie," fragte er, „wie werden meine Gedanken Sie finden?"

Sie führte ihn an das Fenster. — „Sehen Sie den klaren stillen Wintertag, der auf den Herbststurm folgte? Solch einen Wintertag erhoff ich noch für mich."



Über Entstehung und Verfassungsgeschichte der Städte in Deutschland.

Von
Felix Dahn.

Die beiden in dem Titel dieses Aufsatzes angeführten Begriffe sind scharf auseinander zu halten; ihre Vermischung und Verwechselung hat lange Zeit die richtige Erkenntnis gehemmt und trübt auch heute noch Auffassung und Darstellung von Arbeiten, welche an sich in dem einen oder dem anderen der beiden Probleme Verdienstliches zu Tage fördern.

Die Antwort auf die Frage: „Was ist eine Stadt?“ ist durchaus nicht so einfach und leicht, als man wohl zu meinen sich versucht fühlt.

Nicht nur in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern wechselt die Begriffsbestimmung selbstverständlich sehr erheblich — auch in derselben Zeit und bei demselben Volk, das in eine Mehrzahl von Stämmen oder Staaten gegliedert ist, können sich abweichende Definitionen finden.

So kann man z. B. nach heutigem preußischem Recht jene Frage nur ganz formal dahin beantworten: Stadt ist eine Siedelung, in welcher eine der zehn preußischen Städteordnungen gilt.

Dies allein ist entscheidend; weder auf Größe noch auf Grundlage des wirtschaftlichen Lebens des Verbandes kommt es an; regelmäßig zwar werden umfangreichere und überwiegend auf Handel und Gewerk ruhende Gemeinden Städte sein; aber es ist wohl denkbar daß eine kleinere, überwiegend auf Ackerwirtschaft ruhende Niederlassung (von sogenannten „Ackerbürgern“) Stadt ist, weil eines jener Gesetze in ihr gilt, während ein größerer, überwiegend Handel und Handwerk treibender Verband Dorf oder Marktflecken geblieben ist.

Im Mittelalter war das Kennmal (wie wir mit einem guten deutschen Wort sagen können, ohne das griechische „Kriterium“ zu bemühen) ganz ebenso ein rein formales wie heute nach preußischem Recht: eine Stadt war eine Siedelung, welche „Stadtrecht“ erworben hatte durch besonderen Erwerbstitel, meist durch königliche, später landesherrliche Verleihung, aber auch wohl durch Ersitzung oder, bei fehlendem nachweisbarem Rechtstitel, durch unvordenkliche Zeit, welche durch eine Rechtsvermutung den fehlenden Beweis des Titels ersetzte.

Mit dem Erwerb des Stadtrechtes war ausnahmslos verbunden der Erwerb des „Mauerrechtes“, jus murorum („Den Bürger und den Bauer scheidet nit wan die Mauer,“ sagt ein Rechtssprichwort), und fast ebenso ausnahmslos das „Marktrecht“, jus nundinarum.

Diese Begriffe mußten festgestellt sein, bevor die Erörterung einerseits der thatsächlichen Entstehung der Städte, andererseits ihrer Verfassungsgeschichte als besonderer, von dem flachen Land unterschiedener Verbände anheben konnte.

Es handelt sich zuerst um die geschichtliche, dann um die juristische Genesis der Städte.

* *
*

Der thatsächlichen Gestaltungsweisen, in denen die Städte in Deutschland erwuchsen, gab es eine mannigfaltig abgestufte Reihe.

Jedermann weiß: die Germanen im späteren Deutschland lebten in Einzelhöfen und in Dörfern. Städte kannten sie nicht, und sie mieden es lange Zeit, sich in die keltisch-römischen und römischen Festungsstädte zu setzen, welche sie an Donau und Rhein vorfanden und seit Ende des dritten Jahrhunderts allmählich eroberten, plünderten, durch Feuer zu entwehren sich oft vergeblich abmühten und dann halb verbrannt und halb entfestigt liegen ließen, begnügt mit der Ansiedelung auf dem offenen Lande um die bezwungenen Städte her.

Immerhin ist thatsächlich eine nicht unbeträchtliche Zahl von späteren deutschen Städten aus solchen alten keltisch-römischen und römischen Städten auch in dem späteren Deutschland (abgesehen von dem späteren Frankreich) hervorgegangen: wir nennen nur beispielshalber Salzburg, Augsburg, Kempten, Regensburg, Passau, Linz, Wien, zahlreiche Städte der Schweiz, Straßburg, Mainz, Koblenz, Trier, Köln, Leyden und gar viele der kleinen rheinischen und holländischen Orte.

Wie sich im einzelnen diese Erhaltung oder Fortführung oder Erneuerung der Römerstädte gestaltet hat, wissen wir freilich fast nie zu sagen; wir stellen neben die Erhaltung die Erneuerung, denn die Fälle sind nicht allzu selten, in denen wir römische Orte vorübergehend völlig verödet und verlassen, erst nach geraumer Zeit gleichsam neu entdeckt und wieder besiedelt wissen. (Salzburg).

Offenbar waren in der Erhaltung vor anderen solche Städte begünstigt, welche der Sitz eines Bischofs waren oder das Grab eines hervorragenden Heiligen oder, seit der Verbreitung des Mönchswesens, ein berühmtes cœnobium bargen.

Abgesehen davon, daß Bistümer nach kanonischer Vorschrift nur in bedeutenderen Städten, in vorteilhafter Lage errichtet werden sollten, trug das hohe geistliche und sittliche Ansehen, trug die mutvolle und treue Beharrlichkeit der Bischöfe und Äbte in solchen Städten gar viel dazu bei, die Bewohner auch nach Flucht und Abzug der kaiserlichen Beamten und Legionen, nach Niederbrechung der Mauern, unter der Herrschaft und in der Nachbarschaft der Barbaren beisammen zu halten an den altvertrauten, heiligen, kulturreichen Stätten. Gerade der Umstand, daß die Germanen in den ersten vier bis fünf Jahrhunderten sich durchaus nicht in die Städte selbst drängten, mußte das Verbleiben der alten Bewohnerschaft erleichtern. Die Germanen aber mißhandelten nun nicht weiter die unschädlich gemachten unterworfenen Städte, deren Märkte sie gern aufsuchten, Erzeugnisse einer Kultur zu kaufen, welcher sie nicht mehr entraten mochten, ohne sie schon selbst herstellen zu können.

Abgesehen von diesen altrömischen Niederlassungen, sind Städte sehr häufig entstanden durch Erweiterung von Dörfern, wie Einzelhöfe bei Vermehrung der Gesippen oft zu Dörfern erwuchsen, indem sich die heranwachsenden Söhne, aus der Were des Vaters und des ursprünglichen Hofes scheidend, neben demselben in eigenen Höfen auf neu von ihnen gerodetem Lande niederließen; so ist gar manches Dorf im Laufe der Jahrhunderte zur Stadt erwachsen, indem die Zahl der Häuser fortwährend stieg und die für Handel und Verkehr oder für Verteidigung oder Beherrschung des Umlandes günstige Lage einen König oder Landesfürsten bewog, die Umwallung der bisher offenen Siedelung zu verstatten oder anzuordnen.

Ganz besonders häufig haben sich Dörfer, ja auch wohl bloße Fährenhäuslein und Einzelgehöfte an Furten und Brücken allmählich zu Städten erweitert, wie zahlreiche Städtenamen darweisen: Furth, Fürth, dann Ochsenfurt, Schweinfurt, Frank(en)furt, Bruck, Brück (in Zusam-

mensetzung, wie Zweibrücken u. s. w.). Selbstverständlich ist die Überschreitung von Flüssen mittelst der Furten viel älter als die mittelst der Brücken; daher finden sich schon in der freilich arg verderbten Aufzählung von bewohnten oder doch mit einem bestimmten Namen bezeichneten Orte in Deutschland, welche Ptolemäus (c. 150 n. Chr.) gewährt, mehrere mit —φοῦρδον, Furt, vadum, Schließende: z. B. Tuliphurdum, Super-phurdum, welche nicht als Dörfer oder gar als Städte, vielmehr meist eben nur als Bezeichnungen von Flußübergängen aufzufassen sind.

Eine dritte Gruppe von Städten ist entstanden durch Anziehung, durch Umsiedelung, welche wir von „Erweiterung“ unterscheiden; diese Ausdrücke sind hier zum erstenmal gebraucht, sie scheinen unentbehrlich, um bestimmte, an sich verschiedene Veränderungsformen scharf auseinander zu halten, was durchaus nicht ausschließt, daß in einzelnen Fällen Erweiterung und Anziehung, Umsiedelung zugleich, nebeneinander oder nacheinander in Wirksamkeit traten.

Sehr oft war der Ausgangspunkt der späteren Stadt ein einzelnes Gebäude, nicht in der Weise, daß die nachwachsenden Kinder und Enkel des Begründers der ursprünglichen Siedelung, aus dieser selbst hervorgegangen, die Umgebung rodeten und mit jüngeren Gehöften bedeckten, sondern so, daß die ursprüngliche Einzelniederlassung wegen der Vorteile, welche sie zu gewähren schien, andere mit ihr in keinem Zusammenhang stehende aus Nähe und Ferne anzog, sich in der Nachbarschaft dieses Magnetes anzusiedeln.

Der Grund oder die Mehrzahl von Gründen, welche solche Anziehungskraft übten, konnte sehr verschieden sein: wirtschaftliche, strategische, geistliche Ursachen konnten wirken.

Wir greifen Beispiele dieser drei Gruppen heraus.

Fähren, Furten, Brücken und die an denselben errichteten Gehöfte erwiesen sich als Ausgangspunkte größerer Siedelungen nicht nur durch „Erweiterung“, auch durch Heranziehung Fremder; wie ja überhaupt Ströme, Flüsse, Seen, auch schon größere Bäche die Dorfsiedelung begünstigen (im Gegensatz zur Hofsiedelung), da, wer überhaupt in solcher Landschaft wohnen will oder muß, sich an das Wasser und dessen mannigfaltige Vorteile und Reize herandrängt.

Oft waren es Gründe der Sicherung, welche, wenn einmal an bestimmtem, etwa durch natürliche Festigkeit empfohlenem Ort ein wehrsam Gebäude ragte, die Bewohner der Umgegend heranlockten, sei es für immer, sei es für Zeiten der Gefahr hier Zuflucht zu suchen.

Unter diesen Gesichtspunkt fallen uralte Niederlassungen: ein hoch aufsteigender, fast unzugänglicher, jedenfalls leicht zu sperrender Felskegel, ein Bergkamm oder auch eine „Aue“, ein „Wört“, ein Eiland in Strom oder See gewährte zuerst einer Sippe oder einer geringen Zahl von Nachbarn Schutz; ferner Wohnende erkannten die Vorteile solchen Sitzes und zogen, vorbeugend drohender oder ausweichend hereingebrochener Gefahr, dahin nach, siedelten sich dicht um die schirmende Burg, die später diese Häuser manchmal in den Kreis ihrer äußersten Umwallung einzog.

In späteren Zeiten traten dann an die Seite der einfachsten natürlichen Festungen auf Fels und Berg und im Wasser künstlich errichtete: Ringwälle, Schanzen aus Erde, Rasen, Steinblöcken; noch später, nachdem man von Kelten und Römern den Steinbau kennen gelernt, aufgemauerte Warttürme, Schutz- und Zufluchtorte, allmählich burgähnlich, in welche das Landvolk zusammenflüchtete, die Wehrunfähigen, die Herden und Vorräte mitführend, von der Höhe herab sich verteidigend und durch die Ummauerung vor Niederbrennung geschützt, bis der übermächtig in das Land gefallene Feind wieder abgezogen oder durch heranrückenden Entsatz verscheucht worden war; viele Jahrhunderte vor den Tagen Heinrichs I. hatten sich die Germanen (übrigens ganz früher ebenso Gräco-Italiker, Kelten, später Slaven, Italiener u. s. w.) vor Römern,

vor feindlichen germanischen Nachbarn, dann vor Hunnen, Avaren, Bulgaren, später vor Normannen, zuletzt vor Ungarn in solchen Ringwällen geborgen.

Es war also durchaus nichts Neues, nichts Unerhörtes, als jener wackere König Heinrich I. gegen die magyarischen Unholde an geeigneten Plätzen Wart- und Schutztürme, auch wohl hier und da umfangreichere Zufluchtsburgen anzulegen den meist bedrohten Gauen einschärfte; es war nur die kraftvolle, zielbewußte und der Häufigkeit nach verstärkte Anwendung uralter Schutzmaßregeln, welche wider Feinde jeder Art seit grauer Vorzeit gebraucht worden waren.

Aus dem Angeführten erhellt, daß der tüchtige Sachse ganz ebenso ungeschichtlich der „Städteerbauer“ wie er der „Vogler“, der „Finkler“, der „Vogelsteller“ heißt.

Es ist kaum begreiflich, wie man immer wieder Deutschland „unter der Regierung dieses Königs mit zahlreichen, wohl bevölkerten Städten bedeckt werden“ läßt.

Wirtschaftliche Vorteile jeder Art boten Einzelhöfe (villæ) oder Dörfer (vici) für Neuanziehende besonders dann, wenn die ältere Siedelung im Eigentum oder doch in der Schutzgewalt des Königs oder einer Kirche, zumal eines Bistums oder Klosters, stand. Diese Wirtschaften wurden unvergleichlich besser, sorgfältiger, mit reicherem Betriebskapital geführt als andere; alle Verbesserungen des Ackerbaus, der Viehzucht (z. B. Einführung wertvollerer Rassen), später dann des Wein-, Obst- und Gemüsebaus wurden in den königlichen und in den geistlichen Besitzungen früher angewendet, aus Italien eingepflanzt. Die Aufsicht über die Wirtschaftspflege war hier durch Königsrecht und durch Kirchenrecht viel strenger vorgeschrieben, viel genauer gehandhabt; dazu kam, daß der königliche villicus oder der der geistlichen Anstalt, später dann der Vogt (advocatus) hier stets bereit war, mit gewaffneter Schar Raub und andere Verbrechen abzuwehren oder zu verfolgen und zu bestrafen.

So erklärt es sich, daß zahlreiche Städte allmählich um königliche, bischöfliche, klösterliche Einzelhöfe (villæ) oder auch aus solchen Dörfern (vici) erwachsen sind, seltener, aber auch zuweilen, um Höfe von weltlichen Großen, häufiger dann in späterer Zeit, nach dem Wiederaufkommen der Stammesherzöge und der Ausbildung der Landeshoheit, um fürstliche Besitzungen her.

Mit den weltlichen, wirtschaftlichen Anziehungsgründen der Kirchen- und Klostergüter verknüpften sich, der Natur der Sache nach, meist unscheidbar für unsere Wahrnehmung, religiöse Beweggründe, welche die Nähe einer Kirche, eines Klosters empfahlen, unvergleichlich wertvoll machten.

Galten doch dem frommen Glauben der Zeit als Rechtssubjekte, als Eigentümer solchen Kirchengutes nicht die juristischen Personen, nicht die Kirchenstiftung des Bistums oder die Korporation des Klosters, sondern, in voll überzeugtem Ernst, die im Himmel lebenden Heiligen, welche die Namengeber und Schutzpatrone dieser Kirchen oder Klöster waren; es galt nun aber zugleich als fromme, für das Seelenheil im Jenseits ersprießliche That, wie es eine kluge, für das wirtschaftliche Gedeihen auf Erden vortrefflich fördersame Maßregel war, sich in der Nähe der Kirche, des Klosters als Schutzbefohlener, Pfleghafter, Vögtling niederzulassen, vom Bischof oder Abt Land zu nehmen oder die eigene Scholle dem Heiligtume zu schenken, wenn nicht gar als unfreier Knecht selbst in Eigentum des Heiligen überzugehen, dessen Fürsprache im Himmel, desses besondere Fürsorge auf Erden man dadurch gewann.

So sind um Kirchen und Klöster viele Dörfer, später dann Städte erwachsen.

Endlich fehlt es auch nicht ganz an Beispielen dafür, daß mit bewußter Absicht gleich von Anfang an von Fürsten nicht bloße Burgen oder Dörfer, sondern Städte durch Herbeirufung von Kolonen gegründet wurden.

Wir meinen hier nicht nur die der Zeit des aufgeklärten Absolutismus — dem

siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert — angehörigen Fälle der künstlichen Anlegung fürstlicher Residenzen, z. B. Karlsruhe; auch im Mittelalter schon begegnet Ähnliches. So ward Freiburg im Breisgau durch planmäßige Kolonisation von den Zähringern gegründet: begonnen von Berthold II. 1091, ausgeführt von dessen Sohne Konrad 1120.

Damit haben wir die wichtigsten thatsächlichen Entstehungsursachen und Entstehungsformen der Städte aufgezählt.

* *
*

Ein noch so großes Dorf ist aber keine Stadt. Wir haben daher nun zu untersuchen, in welcher Weise juristisch eine Siedelung, welche bisher nicht Stadt gewesen und geheißen, zur Stadt wurde.

Ein Rechtssprichwort jener Tage besagt:

Den Bürger und den Bauer
Scheidet nichts als die Mauer;

und richtig ist, daß es ebensowenig ummauerte Dörfer als mauerlose Städte gab.

Allein dadurch, daß die Bewohner oder etwa der Vogteiherr eines Dorfes dasselbe mit einem Graben umzog und mit Steinmauern umhegte, wurde eine Stadt nicht hergestellt; vielmehr hatte diese Thatsache solche Wirkung nur dann, wenn sie rechtmäßigerweise geschah, das heißt mit Bewilligung des deutschen Königs, der ursprünglich allein im Reiche das jus circumvallandi, jus muniendi besaß und aus dieser Machtfülle heraus einzelnen Fürsten auf deren Antrag die Erlaubnis erteilte.

Es scheint, daß anfänglich und in einzelnen Fällen wenigstens dies, das heißt die mit königlicher Erlaubnis vollzogene Umwallung, genügte, einer solchen Siedelung die Bezeichnung Stadt, civitas, urbs, oppidum, einzutragen.

Aber dies wäre ein bloßer Name und die Ummauerung ein rein Thatsächliches geblieben; ein Institut des öffentlichen Rechtes und folgeweise die Möglichkeit einer Verfassungsentwickelung im staatsrechtlichen Sinne konnte sich an solchen Vorgang erst dann knüpfen, wenn die Siedelung nicht ein bloßes Rechtssubjekt des Privatrechtes blieb, wie etwa eine Stiftung, sondern wenn die Stadt als eine besondere Persönlichkeit des öffentlichen Rechtes anerkannt, wenn sie nicht nur thatsächlich, auch staatsrechtlich ausschied aus dem Verbande des sie umgebenden offenen Landes: das heißt, sie mußte der Amtsgewalt des Gaugrafen entrückt und als ein unter besonderer Gerichtshoheit und Polizeigewalt stehendes Gemeinwesen anerkannt werden.

Dies geschah in den allermeisten Fällen durch ausdrückliche königliche (später, bezüglich der Territorialstädte, landesherrliche) Verleihung; man nannte das „urbem libertare“, „eine Stadt freien“: das heißt frei machen von der Amtsgewalt des Grafen (oder sonstigen ordentlichen Beamten) des umliegenden Gaues, auch einer Siedelung „Stadtrecht schenken“; nun geschah dies gewöhnlich zugleich in derselben Urkunde, in welcher der König dem Fürsten (oder den Einwohnern des bisher offenen Fleckens selbst) das jus circumvallandi, das Mauerrecht, verliehen hatte.

Sehr früh (wenn auch wohl nicht, wie man behauptet, ursprünglich allein) geschah die Lösung der Stadt aus dem Verbande des umgebenden Gaues in den bischöflichen Städten, das heißt jenen, in welchen ein Erzbischof oder Bischof seinen Sitz hatte.

Hier erwarben die Bischöfe bald die Grafschaftsrechte für ihre Stadt und deren Weichbild, im Zusammenhang mit den uralten, zum Teil bis in die Merowingerzeit emporsteigenden, sogenannten Immunitätsprivilegien der Kirchen und Klöster, gemäß welchen diese nicht nur von den Steuern und sonstigen Leistungen (munera) der Grundbesitzer befreit (negatives und älteres Moment der Immunität), sondern obenein mit der Befugnis versehen wurden, selbst für eigene Rechnung Steuern, Gebühren, Gefälle von

den Insassen zu erheben (positives, jüngeres Moment der Immunität). Daher durfte der Graf des Königs das immune Gebiet einer solchen Kirche gar nicht betreten oder doch nur, um über solche Einwohner oder Grundstücke die königlichen Hoheitsrechte zu üben, welche zwar innerhalb der Immunität lebten oder lagen, aber nicht dem Bischof untergeben waren. Um nun Streitigkeiten über die Kompetenz in solchen Fällen abzuschneiden, auch um den der Immunität nicht untergebenen Insassen die Vorteile der Rechtshilfe und des Schutzes durch eine stets leicht nahe zu erreichende Behörde — den Ding- und Waffenvogt der Kirche — zu gewähren, wurde, meist auf Antrag dieser Einwohner selbst, die Zuständigkeit des Bischofs auch über die nicht zur Immunität Gehörigen ausgedehnt, so daß er durch seinen Vogt (oder andere Beamte) über Stadt und Weichbild die Grafschaftsrechte überhaupt ausübte: es ward nun von Rechts wegen mit dem Bistum die Grafenwürde verknüpft und mit demselben zugleich übertragen. Der Bischof, selbst als Graf Lehensmann des Königs, belehnte weiter seinen Vogt mit der Grafschaft; nur den Blutbann, das heißt die Befugnis, einem Gericht, das auf Todesstrafe erkannte, vorzustehen und das Todesurteil zu vollstrecken, mußte ein solcher Vogt unmittelbar vom König, konnte ihn nicht vom Bischof empfangen, weil nach einer schönen, aber leider sehr geschichtswidrigen Redensart „die Kirche nicht nach Blut dürstete“ (ecclesia non sitit sanguinem).

Solche Immunitätsprivilegien für das Stadtgebiet erhielten, in Bestätigung schon früher erteilter Rechte, die Bischöfe von Trier 898, Hamburg 937, Würzburg 996 (wiederholt 1017, 1025, 1049), Schleswig, Ripen, Arhus 998, Worms 979 (1014, wiederholt 1056, 1061), Chur 959, Straßburg 982 (wiederholt 988), Speier 989, Bamberg 1034 (wiederholt 1058, erweitert 1103), Passau 999, Magdeburg 965 (wiederholt 973, 976, 979, 985). Früher noch als in Deutschland erhielten in Italien die Bischöfe Stadt und Weichbild im Umfang oft bis zu vier oder fünf Meilen, und zwar nicht bloß (wie z. B. Trier) die Immunität für die Hintersassen der Kirche, bald auch die vollen Grafschaftsrechte über den ganzen Gau: so Trient 1027, aber auch Cambrai 1007.

Dazu drängte wie die Frömmigkeit so auch der weltliche Vorteil der Umwohner, denn damals war allerdings „unter dem Krummstab gut wohnen“: das heißt, Wirtschaft, Rechtspflege und Polizei in den geistlichen Besitzungen waren strenger geregelt, sorgfältiger überwacht und — meistens wenigstens — milder und menschlicher gehandhabt, von mehr gebildeten und gesitteten Machthabern, als die weltlichen Großen zu sein pflegten. Aber auch die Politik der Könige hatte gute Gründe, diese Entwickelung zu begünstigen.

Gegenüber dem immer erfolgreicheren Trachten der großen weltlichen Geschlechter, ihren Machtbesitz abzurunden und sich aus Beamten des Königs in erbliche Dynasten zu verwandeln, empfahl es sich dringend, Grafschaften mit Bistümern zu verknüpfen, wobei das erbliche Festsetzen bestimmter Familien ja ausgeschlossen war; und es gab damals gar manche wackeren Bischöfe und Äbte in Deutschland, welche in dem schweren Doppelkampf der Könige wider die päpstlichen Anmaßungen und die Felonie der rebellischen Fürsten des Königs treueste Verbündete waren — bald sollten die heranwachsenden Städte der Krone ebenfalls zahlreiche kräftige Stützen werden. So erklärt es sich, daß mit Ende des zehnten Jahrhunderts die Bischöfe nicht nur über ihre Stadt, auch über andere Gebiete die Grafschaftsrechte von den Königen erhielten.

Was zuerst in bischöflichen Städten geschehen war, wurde bald auch in anderen Städten nachgeahmt: nicht der Gaugraf des umgebenden flachen Landes, ein anderer Vasall des Königs ward mit der Grafschaft oder mit der Vogtei und mit den zahlreichen hieran geknüpften Hoheitsrechten des Gerichtsbannes, Polizeibannes,

Finanzbannes belehnt; z. B., wenn oberhalb der Stadt eine diese schirmende und beherrschende Burg sich erhob, ein Burggraf, wie zu Nürnberg.

Erst jetzt konnte sich eine besondere Verfassungsgeschichte der Stadt entwickeln, denn erst jetzt war sie wie thatsächlich so juristisch eine Sonderexistenz geworden, die nun durch königliche Verleihung, durch Privileg, dann auch durch Ersitzung oder durch unvordenkliche Zeit zahlreiche Rechte erwarb.

Unter „Stadtrecht“ verstand man aber (auch abgesehen von der Bedeutung oben S. 160: Anerkennung als Stadt) anfangs ganz etwas anderes als später; wir nennen heute z. B. „Augsburger Stadtrecht“ den Inbegriff der Sätze objektiven Rechtes, welche in Augsburg z. B. im Nachbarrecht, im Mietrecht, im ehelichen Güterrecht gelten.

Ursprünglich aber bedeutete „Stadtrecht“ nicht das objektive Recht, das in einer Stadt galt, sondern den Inbegriff der subjektiven Befugnisse, Freiheiten und Rechte, welche einer Stadt, durch besondere Rechtstitel (Verleihung, Kauf, Verpfändung, Ersitzung, unvordenkliche Zeit) erworben, als juristischer Person zukamen; ganz ebenso, wie „Handelsrecht“ ursprünglich nicht das in Handelsgeschäften anzuwendende Recht bedeutete, sondern das subjektive Sonderrecht, das Standesrecht der Kaufleute, wie es ein Fürsten-, Ritter-, Dienstmannen-, Handwerker-, Bauernrecht gab, nach welchem diese lebten und durchaus nicht nur in ihren Geschäften, z. B. auch im ehelichen Güterrecht und im Familienerbrecht, beurteilt wurden.

In solchem Sinne, als Zusammenstellung der Rechte der Stadtkorporation, wurde das Stadtrecht zuerst aufgezeichnet, das heißt es wurden die königlichen Verleihungsurkunden, die Verträge mit dem Bischof oder weltlichen Vogteiherrn hintereinander in ein „Stadtbuch“ zusammen geschrieben.*

Indessen lag ein Übergang zu der späteren objektiven Bedeutung von Stadtrecht in folgender Richtung nahe.

Das deutsche Recht kannte z. B. keine Testamente, sondern nur Familienerbfolge. Oft wurde nun einer Stadt (als Korporation) vom König das Privileg verliehen, daß ihre Bürger sollten Testamente errichten und aus solchen erben können (testamenti factio activa und passiva). Dies war freilich zunächst ein Stadtrecht im subjektiven Sinn, aber infolge desselben ward es eben doch objektiven Rechtes in der Stadt, Testamente zu errichten und aus ihnen zu erben. Ähnliches kam bei dem ehelichen Güterrecht vor, z. B. wenn nach dem privilegium Albertinum für München dieser Stadt das Recht verliehen ward, daß bei unbeerbter Ehe ein Münchener Bürger seine Ehefrau mit Ausschluß ihrer Gesippen beerbte, so ward dies eben objektives Erbrecht in München.

Hatte sich nun in einer Stadt das allmählich so zusammengewachsene objektive Stadtrecht längere Zeit bewährt, so erbaten sich andere Städte von jener die Übersendung desselben in Abschrift und nahmen das Recht für sich an, oder sie ließen sich mit demselben „bewidmen“ (was keineswegs nur in den höchst seltenen Fällen geschah, in denen eine Stadt durch Kolonisation von einer anderen gegründet ward); die Tochterstadt erblickte dann in der anderen ihre Mutterstadt, und obzwar es eine Appellation im germanischen Prozeß nicht geben konnte, wurde doch ein „gescholtenes“ (das heißt angefochtenes)

* Die wichtigsten und am häufigsten angestrebten und erreichten „Stadtrechte“ in diesem Sinne, das heißt Privilegien, waren außer dem selbstverständlichen Mauerrecht und dem Marktrecht das Recht der Bürger, nur vor dem Gericht der eigenen Stadt Recht geben zu müssen, vom gerichtlichen Zweikampf ganz oder doch vor allen auswärtigen Gerichten befreit zu sein; dann Privilegien der Meß- und Marktgäste wie auch der Bürger gegenüber solchen Gästen, z. B. Arrest und Arrestprozeß, das Recht eigener Münzung, das Kran-, Umschlags- und Stapelrecht an allen Waren, welche zu Schiff oder Wagen die Stadt passierten, römisches Testierrecht, gegenseitige Beerbung der Gatten bei unbeerbter Ehe, das Recht, daß Stadtluft binnen Jahr und Tag frei mache, Befreiung vom Besthaupt, von anderen Besitzänderungsabgaben, vom Schürzenzins (fälschlich sogenanntes jus primae noctis).

Urteil an das Schöffengericht der Mutterstadt als Oberhof eingesendet; oder auch die Schöffen der Tochterstadt wandten sich um Rechtsbelehrung an diesen „Oberhof", wenn sie erklärten, „des Rechtes nit weise zu sein", das heißt, ohne solche ein non liquet aussprechen zu müssen, was sie nicht durften. — Wie viel stärker die neuen gemeinsamen Handels- und Standes-, das heißt eben die specifisch städtischen Interessen und Bedürfnisse waren als die althergebrachten Gruppierungen, ja sogar als die Gliederung in Stämme, geht daraus hervor, daß solche Übertragungen von Stadtrechten nicht nur an Städte des gleichen, sondern selbst an solche anderen Stammesrechtes vorkamen. So wurde das Recht des niederrheinischen Köln (Uferfranken) auf das alamannische Freiburg und von diesem auf das alamannisch-burgundische Bern übertragen. So wurde Köln Oberhof für Freiburg, Freiburg dann für zweiunddreißig Städte. Frankfurt ward Oberhof für die Städte der Wetterau. Andere Bewidmungen waren die von Lübeck auf Stralsund sowie zahlreiche andere Städte, daß das Sprichwort im Schwange ging: „Lübisch Recht und lübisch Geld regiert die ganze (norddeutsche) Welt"; aber Lübeck selbst war von Soest aus bewidmet worden. Zumal magdeburgisch Recht ward wie auf Brandenburg und Stendal, so auf Kulm und von da aus — indirekt — als Kulmer, Kölmer Recht auf viele Städte des Nordostens verpflanzt.

Die Städte gewannen nun aber, abgesehen davon, daß sie eigene Gemeinwesen mit einer besonderen Verfassung wurden, eine große Bedeutung wie für die wirtschaftliche und Kulturgeschichte, so auch für die politische und für die Verfassungsgeschichte einmal dadurch, daß innerhalb ihrer Mauern, unter Verwischung der alten Ständeunterschiede, ein neuer Stand sich bildete: der deutsche Bürgerstand, der in Ersetzung und Nachfolge des auf dem flachen Lande fast völlig ausgestorbenen oder vielmehr in Hörigkeit herabgedrückten Standes der Gemeinfreien der Träger einer neuen Zeit und ihrer Bildung werden sollte; dann aber dadurch, daß die Städte als juristische Personen Sitz und Stimme auf den Reichstagen: die Reichsstandschaft, erlangten, so daß das Reich, außer auf den Reichsfürsten, Reichsgrafen und Reichsfreiherren, auch auf den Reichsstädten als reichsunmittelbaren Trägern ruhte bis in die Tage seiner Auflösung (1803 und) 1806.

Erledigen wir zunächst das zuletzt Angedeutete. Ursprünglich waren und hießen alle Städte „königliche", da ja der ganze Reichsboden ursprünglich unmittelbar und ausschließend unter dem Könige stand, dessen Herzöge und Grafen lediglich als Beamte dessen Gewalt auszuüben hatten.

Allmählich aber unterschied man „bischöfliche" Städte, in welchen der Erzbischof oder Bischof als solcher die Grafschaft, mit der geistlichen Würde verknüpft, erwarb, und „königliche" oder „Reichsstädte", in welchen ein königlicher, nicht ein bischöflicher Vogt die Hoheitsrechte übte; beide zusammen bildeten die „freien" Städte im Gegensatz zu den einem weltlichen Landesherrn untergebenen Territorialstädten. Die „freien Städte" erlangten auch die Reichsstandschaft, doch schwankte der Sprachgebrauch. Freie Städte nannte man eine Zeit lang nur diejenigen bischöflichen Städte, welche sich von der bischöflichen Stadtregierung frei gemacht und Selbstverwaltung erlangt hatten; Reichsstädte hießen alle, welche Reichsstandschaft hatten. Seit dem siebzehnten (oder schon dem sechzehnten) Jahrhundert aber nannte der Kaiser auch die Städte der ersten Kategorie „Reichsstädte", und nun kam für alle, welche nicht Territorialstädte waren, der Doppelname: „freie und Reichsstadt" oder „freie Reichsstadt" in Übung. Nachdem zuerst die Reichsstädte in Gruppen nach ihren großen „Konföderationen", Städtebündnissen („Hansa", „rheinischer", „schwäbischer Städtebund") eine anfangs nicht fest geregelte Vertretung auf dem Reichstag erlangt hatten, nahm diese Gliederung und Vertretung später eine durch Gewohnheitsrecht, zuletzt

durch Reichsgesetz genau fixierte Gestaltung an; das „Kollegium der Reichsstädte“ als ein drittes neben dem der Kurfürsten und dem der Fürsten und Herren spaltete sich seit 1474 in zwei „Bänke“, die „rheinische“ (mit 14) und die „schwäbische“ Bank (mit 37 Städten), also zusammen 51. Das Direktorium führte die Stadt, in welcher der — ursprünglich ja wie der Aufenthalt des Königs wechselnde — Reichstag gehalten wurde; erst spät wurde Regensburg Sitz des Reichstags und noch später (seit 1663) ward derselbe hier permanent.

Länger müssen wir verweilen bei der anderen durch die Städte und in ihren Mauern bewirkten Umgestaltung: der der Stände.

Wie wichtig auch für die Rechtsentwickelung das rein Thatsächliche der Umwallung wurde, haben wir gesehen. Aber diese gemeinsame Mauer, wie sie nach außen den Bürger von dem Bauer schied (siehe oben), schloß auch nach innen alle, die hinter dieser Umhegung lebten, zu einer engen Gemeinschaft der Interessen zusammen. Zunächst Gemeinschaft der Sicherung: es war für den Edlen wie für den Gemeinfreien, ja auch für den Halbfreien und den Unfreien, für den Hauseigner wie für den, der zur Miete wohnte, für den Kaufmann wie für den Handwerker, für den Schöffenbaren wie für den Pfleghaften von gleichem Wert und Interesse, daß die schirmende Mauer verteidigt werde gegen die Fürsten oder gegen den Landadel der Nachbarschaft, welche gar gern die freie Stadt sich unterwarfen, die reiche Stadt plünderten oder brandschatzten. So ward denn für alle Wehrfähigen gleich verpflichtend ein Reihendienst der Wache bei Nacht und Tag auf den Wällen, in den Türmen, an den Thoren eingerichtet, dem sich keiner entziehen durfte; Waffen- und Wachtgemeinschaft verband so alle Einwohner. Dann Gemeinschaft der wirtschaftlichen Grundlagen: auf Gewerk und auf Handel beruhte der Reichtum und mit diesem die Macht, der Einfluß der Städte; das gemeinsame Markt- und Meßrecht, gemeinsame Handelsfahrten, gemeinsame Verteidigung der Schiffe und Wagen auf den so wenig sicheren Wasser- und Landstraßen des Reiches und seiner Nachbarländer verknüpfte Angehörige der verschiedenen alten Geburtsstände; dazu kam die gemeinsam zu betreibende äußere Politik des vielgefährdeten Gemeinwesens, die gemeinsamen Interessen bei den Verhandlungen mit dem König, dem Bischof, dem Vogt, dem nächsten Landesherrn, den befreundeten oder auch feindlichen, nebenbuhlerischen Städten, endlich die gemeinsamen Interessen, welche die Nachbarschaft, das dichte Nebeneinanderleben in den engen Gassen der ursprünglich so schmalen Stadt mit sich brachte; Sicherung dieser Gassen und Plätze gegen Räuber, Diebe, Brand, bald auch die Anfänge einer Bau-, Feuer-, Straßen-, Markt-, Lebensmittel-, Sanitätspolizei, wie denn in den „Statuten“ der Stadt zu allererst, früher als in den Reichsgesetzen und den Landrechten, ein polizeiliches Element hervortritt.

Vor diesen sehr stark wirkenden gemeinsamen Interessen des praktischen, zumal des wirtschaftlichen Lebens der Gegenwart traten nun die älteren Unterschiede ständischer Gliederungen, mochten sie auf dem offenen Lande auch noch fortbestehen, innerhalb der Stadt ganz in den Hintergrund. Es bildete sich hier ein neuer Stand, der, an sich weder Berufs- noch Geburtsstand, lediglich auf dem Wohnort und der Zugehörigkeit zu der Stadtgemeinde sich gründete: der Stand der Stadtbürger, „cives“, „burgenses“. Dies waren ursprünglich, der Bedeutung der Mauer gemäß, nur die innerhalb der steinernen Umwallung Wohnenden. Nun gab es aber eine Klasse von geringeren, ärmeren Leuten, welche zwar nicht hinter der Steinmauer, wohl aber unmittelbar vor derselben wohnten und innerhalb der äußeren vorgeschobenen Befestigung, welche nicht aus Stein, aber aus Pfahlwerk errichtet zu sein pflegte. Man nannte die hier Wohnenden, sofern sie auch als Bürger gelten sollten, „Pfahl-

bürger"; es waren Halbfreie oder meist Schutzhörige, Pfleghafte, homines advocatitii, welche als Winzer, Gärtner, Taglöhner, kleine Bauern meist auf fremder Scholle hier lebten und diese die Stadt unmittelbar umgebenden Gärten und Felder bebauten. Ließ man aber einmal jemand als Bürger gelten, den „die Mauer nicht befing", so konnte man nun diese Überschreitung der ursprünglichen Voraussetzung leicht noch weiter ausdehnen, falls ein Bedürfnis der Stadt dies erheischte. Ein solches Bedürfnis oder doch lebhaftes Interesse bestand aber allerdings; von hohem Wert war es den Kaufleuten, z. B. von Nürnberg, auf ihren weiten und vielgefährdeten Handelsfahrten, etwa über den Brenner bis nach Venedig, häufig an den unsicheren Straßen befreundete Männer zu treffen, welche mit Rat und That den Reisenden beistanden, sie „hausten und hoften", ihnen so die Einkehr in den meist unsauberen und oft unsicheren Herbergen ersparend, etwa auch gewaffnetes Geleit gewährend und bei jeder Fährlichkeit als Beistand, zumal als Bürgen, eintretend, so von dem Gast die Verhaftung abwehrend, welche über Fremde leicht verhängt ward auf Klage eines Einheimischen. So suchten die Städte ganz systematisch freie Landsassen, schöffenbar Freie auf dem offenen Lande, auch etwa Ritter in wichtig gelegenen Burgen, oft viele hundert Stunden weit wohnend, als Pfahlbürger — Ehrenbürger würden wir heute sagen — zu gewinnen, welche alsdann reisende Bürger zu schützen ein (oft gut bezahltes) Interesse und eine ausdrücklich übernommene Verpflichtung erhielten. Die Kaiser schritten später auf Antrag der Fürsten und Ritter durch Reichsgesetze gegen das Institut der Pfahlbürger in diesem Sinn, das heißt fingierter oder Ehrenbürger fern von den aufnehmenden Städten, ein; wenn auch Eifersucht und Neid der Städtefeinde hierbei mitwirkten, so ist nicht zu bestreiten, daß die häufige und maßlose Anwendung solcher Fiktionen schädliche Folgen hatte; insbesondere ward dadurch die Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte oft unleidlich durchbrochen und damit die Rechtssicherheit gestört, da diese Pfahlbürger ganz wie die Mauerbürger sich auf das sehr vielen Städten zukommende Privileg beriefen, nur vor dem Rat ihrer Stadt Recht geben zu müssen, so daß der Kläger sein Recht wider sie fern von seiner Heimat und gegen alle Regeln über die Zuständigkeit der Gerichte vor einem für den Pfahlbürger meist im voraus parteiisch eingenommenen Richter zu suchen hatte. Reichsgesetze hoben das Institut auf.

Wenn so in den „Bürgern" ein neuer Stand erwuchs, trat ein Teil dieser Bürger in einen Stand ein, der sich im Lauf des elften Jahrhunderts auf dem offenen Lande gebildet hatte: in den Stand der Ritter. Ursprünglich war dies ein reiner Berufsstand. Ritter war jeder, der sich der rittermäßigen Lebensweise befliß, das heißt, nachdem er (nach voraufgegangener Lernzeit als Knappe) den Rittergürtel, das cingulum militare, erhalten, in den Ritterwaffen, zu Roß, im Heerbann und in den Fehden auszog, während der Bauer, dem die Waffen aus der Hand genommen waren, zu Hause blieb, das Feld baute und eine Wehrsteuer entrichtete. Allmählich aber war dieser Stand ein Geburtsstand geworden: man verlangte außer dem cingulum militare des bisherigen Knappen noch mindestens zwei rittermäßige Ahnen: das heißt, auch Vater und Großvater mußten bereits Ritter gewesen sein; man sprach jetzt nicht mehr von rittermäßigen, sondern von ritterbürtigen Leuten. Manche Bürger in den Städten traten nun ebenfalls in diesen Ritterstand ein — unter Erfüllung der beiden Voraussetzungen. Selbstverständlich konnten dies nur die reicheren, und so erwarben die Geschlechter, „die Patricier", das heißt eben die ältesten, angesehensten schöffenbarfreien Sippen, also große Grundbesitzer von Häusern in und von Gütern vor den Mauern, diesen weiteren Vorzug, der sie von den anderen ärmeren, neu angekommenen Bürgern unterschied. Freilich ward den patricischen Rittern, dem Stadtadel, von

den Schloß- und Landrittern lange die volle Ebenburt, zumal die Turnierfähigkeit bestritten.

Betrachten wir in Kürze auch die anderen Berufs- und Geburtsstände, deren Vertreter in bunter Abstufung die Straßen einer solchen Stadt erfüllten, so sind vor allem zu nennen die Welt- und die Ordensgeistlichen sehr verschiedener Arten, die mit ihren Klöstern zumal in den bischöflichen Städten, wie z. B. Würzburg, sehr zahlreichen Straßen und Plätzen ihre Namen bis heute aufgedrückt haben. Alsdann die Ministerialen, Dienstmannen des Bischofs oder des Königs oder dessen Vogtes, in deren Händen das Stadtregiment lag, indem alle wichtigen Ämter der städtischen Verwaltung durch bischöfliches oder königliches Lehen (Amtlehen, feudum officii) ihnen übertragen war, so das des Zöllners, des Münzmeisters, des Marktmeisters, des Brückenwarts, der Befehl über die Reisigen der Stadtwache. Von irgend welchem Anteil der Bürger am Stadtregiment war ursprünglich in keiner Stadt die Rede. War dies doch auch weder möglich noch nötig, da ja die Stadt anfangs unter der Amtsgewalt des Gaugrafen gestanden — und auf dem flachen Lande nahmen die Freien an der Regierung, der Verwaltung (wohl zu unterscheiden von der Urteilfindung im Genossengericht) ja ebenfalls nicht teil — und, als sie hiervon gelöst worden, unter die ausschließende Amtsgewalt des Bischofs oder des königlichen Vogtes gestellt ward.

Ferner die oben erwähnten Patricier oder Geschlechter, das heißt die ältesten, ersten Geschlechter, welche ursprünglich fast allein als Schöffenbarfreie die Bevölkerung der Stadt gebildet, also selbstverständlich von jeher Häuser innerhalb der Mauern, Gärten, Wiesen, Äcker im Weichbild besessen und zuerst allein den Namen Bürger geführt hatten im Gegensatz zu später angekommenen, welchen man keineswegs Gleichstellung mit den alten Bürgern, Vollbürgern, den Geschlechtern gewährte, auch wenn sie persönlich frei waren oder, als Unfreie oder Halbfreie ihren Herren oder Schutzvögten entlaufen, vermöge des Rechtssatzes: Stadtluft macht frei — ein Privileg, das viele Städte erwarben — binnen Jahr und Tag (ein Jahr, sechs Wochen und drei Tage) die Freiheit ersessen hatten, so daß die Vindikationsklage des Herrn nun abgewiesen ward.

Diese Patricier wurden zum größten Teil ritterbürtig, und als Schöffenbarfreie bildeten sie, wenn sie nur das erforderliche Minimalmaß von Grundbesitz in der Stadt in ihrer Sippe behaupteten, das Material, aus welchem die Gerichtsschöffen genommen wurden, welche unter Vorsitz und Leitung des bischöflichen oder königlichen Vogtes im Civil- und Strafprozeß über Freie das Urteil fanden. Sie lebten anfangs nur von dem Ertrag ihrer Güter, welche sie, ganz wie die Schöffenbarfreien auf dem offenen Lande, durch Unfreie, Halbfreie, Kolonen, Hintersassen jeder Art bebauen ließen; seit aber zu Ende des zehnten und im Laufe des elften Jahrhunderts der Handel, wie in Italien, so auch in den mächtig aufblühenden deutschen Städten, die Grundlage des wirtschaftlichen Lebens geworden, da waren es diese von Hause aus reichsten Geschlechter, welche, allein über ein großes Betriebskapital und vermöge ihres Grundbesitzes über Kredit (eben Immobiliar-, Realkredit) verfügend, den Großhandel in den einträglichsten Zweigen, auch den Geldhandel, das Bankgeschäft, seit es aus Italien eingeführt war, an sich rissen und geraume Zeit ausschließend behaupteten. Reichtum, Bildung, Weltkenntnis, Geschäftserfahrung, Verbindung mit auswärtigem Adel, mit den Prälaten, mit den stets geldbedürftigen Fürsten, daher großer Einfluß, kam ihnen allein zu, nicht den Neubürgern, Kleinbürgern, den erst später und nicht mit Gleichberechtigung von auswärts her in die Stadt aufgenommenen, welche sehr oft nicht auf eigener Scholle saßen, sondern Häuser, Kramläden, auch Garten-, Wiesen- und Ackerland von den Geschlechtern empfingen. Man darf diese den Plebejern im alten Rom

vielfach vergleichen: sie waren oft Schutzhörige (obzwar persönlich freie) der Patricier, oft deren Schuldner, und hatten von dem Ertrag des mit geliehenem Kapital an Geld und Waren betriebenen Geschäftes Prozentsätze an die vornehmen und reichen Gläubiger zu entrichten. Sie lebten vom Kleinhandel und zumal vom Handwerk, meist nicht vollfrei, sondern halbfrei, schutzhörig. Außer Kram oder Werkstatt in der Stadt besaßen sie wohl vor den Thoren einen Garten oder ein Stück Ackerfeld, von deren Ertrag sie lebten, unmittelbar oder durch Feilbieten auf dem Marktplatze der Stadt.

Nicht viel tiefer als diese Neuangesiedelten standen die alten Grundholden des Bistums oder des königlichen Vogtes oder der Patricier, die ebenfalls als Taglöhner, Gärtner, Ackerbauer, auch als Handwerker für ihre Schutzherren auf deren Äckern oder in deren Fabriken, Werkstuben arbeiteten.

* * *

Nachdem wir so die ständische Gliederung der städtischen Bevölkerung kennen gelernt, betrachten wir zum Schluß die Entwickelung der Verfassung dieser Gemeinwesen; sie verläuft in drei Perioden: 1) die Zeit der Vögteregierung; 2) die Zeit der Geschlechterregierung; 3) die Zeit der gemeinsamen Regierung der Geschlechter und der Zünfte.

1) Ursprünglich und mehrere Jahrhunderte hindurch auch noch nach der Lösung der Stadt vom Gau, begegnet in derselben keine Spur von Selbstregierung oder Selbstverwaltung, oder auch nur von Anteil der Bürger am Stadtregiment, ja nicht einmal eine Kontrolle desselben.

Vielmehr lag die gesamte Regierung der Stadt in der Hand des Bischofs (oder des Königs), der sie durch den bischöflichen (oder königlichen) Vogt ausübte. Dieser, der Dingvogt, waltete der Gerichtsbarkeit in den casus majores, er handhabte die Polizei, gewährte Schutz und Hilfe gegen Verbrechen, erhob die herkömmlichen Abgaben, verteilte und überwachte die Reihendienste (Fronden) und bot auf und befehligte das Fähnlein der Bürger, wenn es auszog in den Fehden des Bischofs oder in dem Heerbann des Königs, sowie bei Bewachung und Verteidigung der eigenen Mauern; manchmal aber stand für diese kriegerischen Aufgaben ein besonderer Schirm- oder Waffenvogt neben dem Dingvogt. Wie bemerkt, waren es die ganz von dem Bischof (oder dem König) abhängigen, weil persönlich unfreien bischöflichen (oder königlichen) Ministerialen oder Dienstmannen, deren sich der Bischof (oder König) und dessen Vogt bei dieser Handhabung des Stadtregimentes bedienten; alle städtischen Ämter, z. B. auch das des Untervogtes (subadvocatus), auch Vikarius genannt, waren diesen Dienstmannen zu Lehen gegeben, welche auch in der Burg oder in dem Palatium wohnten und die Person des Bischofs und des Vogtes unmittelbar zu schützen hatten: so war es in Magdeburg, in Osnabrück, in Köln, in Speier, in Trier, in Mainz, in Würzburg, in Straßburg, in Augsburg.

2) Aber allmählich gelang es einem Teil der Städter, selbstverständlich dem durch Reichtum und altvererbten Einfluß meist hervorragenden, Anteil an dem Stadtregiment zu erwerben.

Die Ausgaben und die Lasten, zumal die Waffendienste der Stadt, konnten bei stetem Anwachsen nicht mehr, wie dies ursprünglich der Fall gewesen, von dem Bischof oder königlichen Vogt aus seinen Einkünften und von den Dienstmannen allein getragen werden, man mußte die Bürger und zwar immer stärker mitheranziehen. Nun bestand aber keineswegs ein Besteuerungsrecht des Bischofs oder eine Befugnis des Vogtes, die Waffendienste der Einwohner einseitig, ohne deren Zustimmung zu steigern. Die Geldnot der Bischöfe und Könige ward immer stärker, immer häufiger; die Bürger ließen sich auch meist bereit finden, für Zwecke, die ihnen ja selbst im Interesse der Stadt notwendig oder nützlich schienen, dem Bischof Geld zu leihen oder ihre bisherigen

Lasten zu steigern, aber selbstverständlich nicht ohne Gegenleistung und zumal nicht ohne eigene Prüfung der Ersprießlichkeit der angestrebten Zwecke und der wirklichen Verwendung der bewilligten Gelder für die angegebenen Zwecke. War schon hierdurch eine gewisse Überwachung und Kontrolle des Stadtregiments, wenigstens nach einzelnen Richtungen, besonders des städtischen Haushaltes, gegeben, so verstanden es doch die weltklugen, geschäftskundigen, reichen Kaufherren vortrefflich, die Geldverlegenheiten der Könige, der Bischöfe und Stadtvögte oder Burggrafen zur Einräumung viel weiter gehender Befugnisse zu verwerten. Insbesondere die damals übliche Form des Pfandrechtes benutzten sie ganz systematisch hierzu: sie schossen dem Bischof die gewünschte Summe vor, ließen sich aber dafür die Ausübung der wichtigsten Hoheitsrechte in der Stadt in der Weise verpfänden, daß sie, die Bürger, diese Hoheitsrechte an des Bischofs Statt so lange ausüben sollten, bis der Bischof durch Heimzahlung des Kapitals das Pfand einlöste. Sehr oft kam der Bischof oder sonstige Stadtherr, wie wir ihn kurz nennen wollen, nie in die Lage, diese Einlösung bewirken zu können, und so blieb denn die Ausübung des verpfändeten Hoheitsrechtes so lange bei der Bürgerschaft, bis die Säkularisierung und Mediatisierung (1803 und 1806) das Recht des Stadtherrn ganz aufhob. In derselben Rechtsform kam es dann freilich auch wohl vor, daß eine frühere Reichsstadt ihre Freiheit verlor, wenn der König einem Landesherrn die Vogtei über die Stadt verpfändete bis zur Heimzahlung eines Darlehens, das nie heimgezahlt wurde; so erging es z. B. Eger und Boppard. Auf diesen und ähnlichen Wegen, manchmal auch durch unverschleierten Abkauf, erlangten die Bürger nach und nach Zollrechte, Münzrecht, Brücken- und Wegegelder, Marktgelder, Marktpolizei, Geleitsrecht, Judenschutzgelder, aber auch geradezu die ganze Gerichtsbarkeit, ja die Vogtei selbst, das heißt die eigentliche Regierung und Polizeigewalt über die Stadt. So geschah es in Lübeck 1247, Soest 1278, Goslar c. 1280, Erfurt 1283 (1284?); auch die niedere Gerichtsbarkeit des Schultheißen erwarb Erfurt 1291, Magdeburg 1294, Frankfurt a. M. 1372. Es wurde nun unter Zustimmung des Bischofs, des Königs, des Vogtes ein Rat der Stadt gebildet, selbstverständlich durch Wahl von und aus den reichsten Schöffenbarfreien, welche ja ohnehin an den drei großen echten Dingen (tria magna placita) in jeder Stadt für die Urteilsfindung unentbehrlich waren; von und aus den Gerichtsschöffen wurden nun auch die Ratsschöffen gekoren: an der Spitze stand ein Bürgermeister (consul, syndicus) oder auch zwei, welche die laufenden Geschäfte führten, aber in wichtigen Fällen an die Zustimmung des Rates (senatus, senatores, aber auch consules) gebunden waren, welchem sie auch Jahr für Jahr Rechnung zu stellen hatten.

Manchmal wurden diese Rechte wohl auch nicht so friedlich erworben, sondern durch einen dem Stadtherrn, der etwa von den Waffen der Bürger aus der Stadt in die Burg vertrieben und dort belagert ward, abgetrotzten Vertrag.*

Wie die obigen Jahreszahlen zeigen, kommt diese Bewegung im Laufe und gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Deutschland zum Abschluß; in Italien vollzieht sich ein ganz ähnlicher Vorgang vermöge der früher erreichten Handelsblüte der so viel reicheren Städte um ein, ja fast um anderthalb Jahrhunderte früher.

3) In der Natur der Sache lag es begründet, daß diese ganze Bewegung zu-

---

* Einen solchen Vertrag mit Gewalt wieder zu brechen, wenn sie sich stark genug dazu fühlten, erachteten die Bischöfe dann freilich auch „nicht für Raub“, und gar manche Stadt wurde von dem Bischof, den benachbarte Fürsten und Ritter oder gar der König dabei unterstützten, wieder unter sein Regiment zurückgezwungen: so Osnabrück, Münster, Trier, Mainz, Würzburg, Magdeburg. Später ward dann gar manche Reichsstadt von den übermächtigen Landesherren, die nie ein Recht auf die Stadt besessen, mit Gewalt mediatisiert: so Donauwörth, Zwickau, Altenburg.

nächst nur ausgehen konnte von denjenigen Bürgern, welche dem Stadtherrn durch Geld diese Gewährungen abkaufen, ablösen, abpfänden, auch durch Macht und Waffen in der Stadt etwa abtrotzen konnten und welche bisher schon wenigstens als Gerichtsschöffen in die Geschicke der Stadt eingegriffen, z. B. auch das Grundbuch der Stadt geführt hatten. Das waren aber nun ganz ausschließend die Reichen (in Köln hießen sie geradezu die Richeren, die Richer-Zechheit), das heißt die Geschlechter, die Patricier, die jetzt auch meist ritterbürtig waren.

So liegt denn nun nach dem Sieg der emporstrebenden Bewegung das Stadtregiment, sofern es dem Stadtherrn entzogen ist, ausschließlich in den Händen der Geschlechter; diese allein sind „ratsfähig", das heißt wählbar in den Rat; lange Zeit übten sie allein auch die Wahl.

Allein kaum ist die eben geschilderte Erhebung zur Ruhe gelangt, als eine neue auf viel breiterer demokratischer Grundlage beginnt; auch sie endete mit dem Sieg der emporstrebenden, bisher unbillig ausgeschlossenen, tiefer gelagerten Schichten der Einwohnerschaft.

Es beginnt nun der Kampf der Zünfte, das heißt der Handwerker, mit den Patriciern, das heißt den meist ritterlichen Großkaufherren, um Anteil am Stadtregiment; das vierzehnte, fünfzehnte, zum Teil noch der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist von diesen Kämpfen erfüllt — in Italien wieder ein Jahrhundert früher –, Kämpfe, welche unvergleichlich langwieriger waren, als das Emporringen der Geschlechter gegen die Stadtherren gewesen. Sehr oft gelingt es den herrschenden Familien, die ersten Anläufe der Handwerker abzuwehren, bis diese, durch patricische Härte und Willkür gereizt, immer grimmiger auftreten. Sehr viel Blut floß damals in den Straßen unserer Städte in heißen Gefechten der ritterlichen Junker in Helm und Brünne gegen die Schmiedehämmer und Eisenstangen der Männer im Schurzfell; das Rathaus, auch wohl manch festes Patricierhaus mit bezinnten Türmen, ward gestürmt und verbrannt, und mochten die Geschlechter, mochten die Zünfte siegen — auf dem Marktplatz fand der Nachrichter tagelang Arbeit an den Gefangenen.

Zuletzt aber gewannen auch hier überall die Emporstrebenden die Oberhand, wie es Vernunft und Gerechtigkeit erheischte. Denn es ist lehrreich, zu verfolgen, wie bei diesem zweiten Kampfe die Zünfte ganz die gleichen Gründe der Billigkeit gegen die Geschlechter geltend machten, welche diese in dem ersten gegenüber den Stadtherren so lange und so eifrig vorgebracht hatten: daß nämlich die veränderte Verteilung der städtischen Lasten — der Steuern und der Waffenleistung — notwendig auch eine Veränderung der Verteilung der Berechtigungen erheische. Wie die Patricier mit vollem Recht gegenüber dem Bischof oder Vogt Anteil an Stadtregiment, Beschlußfassung und Überwachung der Ausführung im Gebiet des städtischen Haushaltes, Entscheidung über Fehde und Friede verlangt hatten, weil nicht mehr, wie im zehnten und elften Jahrhundert, der Stadtherr und seine Ministerialen diese Lasten allein oder doch weit überwiegend zu tragen hatten, so führten jetzt die Zünfte den Geschlechtern gegenüber aus, daß ihr früher begründeter Ausschluß vom Stadtregiment jetzt eine schreiende Ungerechtigkeit sei, da die Geldsteuern und die Blutsteuern nunmehr ganz überwiegend von den kopfreichen Zünften getragen würden.

Im Kriege der Stadt zum Beispiel gaben jetzt nicht mehr — und seit dem Aufkommen der Feuerwaffe immer minder — die wenig zahlreichen Patricier den Ausschlag, welche zu Roß, in Ritterwaffen fochten, sondern die dichten Massen der gezünfteten Handwerker, die aus den reich gefüllten Zeughäusern die trefflichsten Waffen holten, zu Fuß auszogen, falls es Eile galt, auf Wagen, die von vielen Pferden gezogen wurden, dahinjagten und mit den Donnerbüchsen besser als die „Ritter" umzugehen wußten.

Es ist fast überraschend, zu beobachten,

wie damals in den deutschen Städten von den Zunftmeistern oft wörtlich die gleichen Gründe angeführt werden, welche anderthalb Jahrtausende früher am Tiber von den tribuni plebis gegen die römischen Patricier waren geltend gemacht worden; und doch hatten die deutschen Grobschmiede gewiß Livius nicht gelesen, der in den italienischen Kommunen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts allerdings als Waffe von den „popolari“ verwertet wird. Die Gleichartigkeit der Verhältnisse, zumal die gleich stürmische Anrufung der Billigkeit gegenüber der starren Festhaltung an Rechten, die ihre wirtschaftlichen und politischen Gründe, ihre thatsächlichen Voraussetzungen eingebüßt, auf welchen sie sich dereinst wohl motiviert erhoben hatten, erklärt diese Übereinstimmung zur Genüge. Wieder einmal war ein ursprünglich vernünftiges Recht ein gehässiges, weil nicht mehr begründetes Vorrecht geworden.

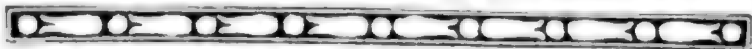
Entsprechend der Heftigkeit des Kampfes, der grimmen Erbitterung der Anstürmenden war denn auch die Umgestaltung der städtischen Verfassung oft eine sehr grundstürzende; in Köln zum Beispiel wurde, nachdem ein Ausgleich von 1370 dauernde Ruhe nicht hatte bringen können, nach langen, harten Kämpfen 1396 die ganze alte Verfassung, vor allem die Gliederung der Bürgerschaft, umgeworfen und zur Grundeinteilung erhoben die Gliederung der Sieger, das heißt der Zünfte, unter Aufhebung der früher allein herrschenden Richerzechheit.

In anderen Städten ging es glimpflicher ab. Doch wurde überall der bisherige Rat umgestaltet, entweder so, daß nur ein Rat bestehen blieb, der aber eine Zahl neuer, von und aus den Zünften gewählter Glieder aufnahm, oder so, daß neben den alten, kleinen ein junger, großer Rat, ausschließlich von und aus den Handwerkern gekoren, gestellt wurde, dessen Zustimmung der alte, kleine, patricische in allen wichtigen Fällen einholen mußte und der ein allgemeines Überwachungsrecht gegenüber der Geschäftsführung hatte. Auch die Neuerung begegnet oft, daß, ganz wie im alten Rom, die Plebejer je einen Konsul für sich in Anspruch nahmen, der zweite Bürgermeister von oder doch aus den Zünften gewählt werden mußte.

Lange Zeit bewährte sich die so umgestaltete Verfassung der deutschen Städte.

Ihren Verfall führte materiell und wirtschaftlich die unsägliche Not des Dreißigjährigen Krieges herbei. Dazu kam aber, daß jene Tugenden, welche dereinst seit dem elften Jahrhundert die deutschen Städte erhoben hatten, von den Bürgern mehr und mehr wichen.

Ihre kriegerische Tüchtigkeit, ihre warme Gemeingesinnung, ihr weiter Gesichtskreis, ihre begeisterte Hingebung an das Reich und an die Stadt, ihr wagender Unternehmungsgeist hatte die Städte erhoben, so daß die Galeeren der Hansa die Könige der skandinavischen Reiche demütigten; als aber alle diese Tugenden in ihr Gegenteil umschlugen, als die Bürger, unkriegerisch, weichlich und feige geworden, sich durch Geld und durch bezahlte Söldner von ihrer Kriegspflicht loskauften, als Vetterschaft und Eidamschaft wie die Zünfte so den Rat verdarben, als Krämergeist und kurzsichtige, kleinlich selbstische Kirchturmspolitik die Beschlüsse des kleinen wie des großen Rates leiteten — da waren die Städte, von innen heraus verrostet, nicht mehr imstande, dem Staat des aufgeklärten Absolutismus, der Landeshoheit der gewaltig aufstrebenden Landesherren, zu widerstehen, welche sie mit Hilfe des römischen Rechtes und der stehenden Heere unterwarfen. So wahr ist der Satz: Gemeinwesen werden nur durch dieselben Tugenden erhalten, durch welche sie begründet worden sind.



Zu Nordenskiölds Grönlandsfahrt 1883.

Von

A. Woldt.

Es ist eine der wunderlichsten Thatsachen, daß Grönland, welches an Flächeninhalt mehr als viermal so groß wie das Deutsche Reich ist, heutigestags nur wenig mehr bekannt ist als vor neunhundert Jahren, wo der verwegene und abenteuerliche Normanne Erik der Rote das Land entdeckte und zu seiner zweiten Heimat machte. Die Geschichte jener kühnen Seefahrten, welche die alten normannischen Kolonisten Grönlands ausführten, ist hochinteressant und reich an Erzählungen, in denen sich das thatkräftige Vordringen jener Leute im Kampfe gegen feindliche Elemente kundgab. Die Sagen berichten uns von einer Menge Gefahren und Entbehrungen der alten Helden, von Schnee und Eis, Sturm und Ungemach, von untergegangenen Schiffen und Eistriften, ganz wie dies die Polarforschung der Gegenwart meldet. Die Ostküste Grönlands ist den ersten Entdeckern jedenfalls in ihrem südlichen Teile genauer bekannt gewesen als uns, und wahrscheinlich werden wir auf ihr noch mehr Ruinen aus der Normannenzeit entdecken, als bereits bekannt geworden sind. Unter den vielen Sagen, welche die ersten Jahrzehnte nach der Besitzergreifung Grönlands schildern, verdient diejenige des Seehelden Thorgils Orrabeinsfostre hier mitgeteilt zu werden, da sie nach jeder Richtung hin für jene Zeit charakteristisch ist. Thorgils hatte schon in Norwegen mit Erik dem Roten ein Freundschaftsbündnis geschlossen und war nach manchen Seefahrten nach Island gelangt, als ihn Erik nach Grönland einlud. Thorgils nahm darauf sein Weib Thorey, seinen Gutsverwalter Thorarin und eine Anzahl von Gefährten und Knechten in ein Schiff und segelte in der Richtung nach Grönland ab. Stürme und Unwetter hielten die Reisenden während des ganzen Sommers des Jahres 998 von ihrem Ziele fern, bis es ihnen endlich im Oktober gelang, von Eisbergen bedrängt, auf dem nördlichen Teile der Ostküste Grönlands zu landen, wobei das Schiff — gerade so wie in unseren Tagen die „Hansa“ — vom Eise zerdrückt wurde und unterging.

Mit Hilfe des geretteten Bootes führten die Schiffbrüchigen eine Winterhütte auf und nährten sich von einer Quantität geretteten Mehles und den Erträgen des Fischfangs. Da wurde Thorey von einem Knaben entbunden, den sie indessen nur mit großer Mühe ernähren konnte. Gegen Frühjahr starb der größte Teil der Mannschaft, und als der Sommer herankam, drängte das Packeis mit solcher Gewalt gegen die Küste, daß an eine Fahrt mit dem Boot nicht zu denken war. Thorgils und seine Gefährten sammelten während des Polarsommers so viele Lebensmittel ein, daß es ihnen gelang, auch während des zweiten Winters das Leben zu fristen.

Der zweite Frühling erschien, aber das Eis stand draußen auf der See noch immer fest, während eine schmale Rinne am Ufer gestattete, Fischfang zu betreiben. Die Mannschaft sann inzwischen auf Verrat, und als eines Tages Thorgils auf einen hohen Gletscher gestiegen war, um auszuschauen, ob das Eis sich noch nicht geöffnet hätte, ermordete der Verwalter Thorarin seine Herrin Thorey und entfloh nebst den Knechten unter Mitnahme des Bootes und der Kisten mit Lebensmitteln. Der unglückliche Vater fand nur den Säugling am Leben. Da er in seiner Angst und Verzweiflung nicht wußte, wie er das Kind nähren sollte, wählte er das heroische Mittel, sich seine Brustwarzen einzuritzen und den Knaben daran saugen zu lassen. Die Sage erzählt, daß an Stelle des Blutes, welches zuerst hervordrang, im Laufe der Zeit allmählich Milch entstand und so das junge Leben erhalten blieb. Es waren Thorils noch drei erwachsene Begleiter geblieben, mit deren Hilfe es ihm gelang, den zweiten Sommer hindurch abermals einen ausreichenden Vorrat von Lebensmitteln für den Winter zu sammeln, wobei sie sich eines Bootes bedienten, das sie aus einem Treibholzgerüst mit darübergezogenen Tierfellen angefertigt hatten.

Die Ostküste Grönlands war schon damals, wenn die Sage recht berichtet, von Eskimos, die Skrälinger genannt werden, bewohnt, resp. wurde von solchen Leuten, die vielleicht aus dem Inneren kamen, zur Sommerzeit betreten. Das erste Zusammentreffen, welches Thorgils mit ihnen hatte, wird folgendermaßen geschildert:* „Eines Morgens war Thorgils allein draußen auf dem Eise und fand in einer Wuhne ein großes Seetier angetrieben und zwei zwergenhafte Weiber bei demselben, die große Bündel Fleisch zusammenbanden. Die Normänner betrachteten diesen Volksstamm mit einem gewissen Aberglauben; Thorgils lief mit dem Schwerte in der Hand darauf zu und hieb so nach der einen, daß sie die Hand verlor und das Bündel Fleisch fallen ließ, worauf sie fortlief. Sie sammelten nun hinreichende Lebensmittel von dem Kadaver und begaben sich, da sich endlich das Eis vom Lande löste, in ihrem gebrechlichen Fahrzeug auf die Reise, um diese schreckliche Aufenthaltsstätte zu verlassen.“ Nun beginnt die Geschichte ihrer Fahrt nach Süden, längs der Ostküste Grönlands. Den zweiten Sommer erreichten sie eine Stelle, die sie Seehundsohr nannten, und blieben daselbst den dritten Winter über. Im dritten folgenden Sommer zogen sie weiter und arbeiteten sich unter fürchterlichem Hunger bei Gletschern und steilen Küsten vorüber. Zuletzt ereignete es sich an einer Stelle, wo sie ihr Zelt aufgeschlagen hatten, daß ihr Boot plötzlich verschwunden war. In seiner Verzweiflung war Thorgils nahe daran, seines unglücklichen Kindes Leiden durch einen schnellen Tod zu enden, aber seine treuen Begleiter hielten ihn davon ab. Kurze Zeit darauf wurde ihnen ihr Boot, das, wie es scheint, von den Skrälingern gestohlen war, wiedergebracht, und Thorgils war so glücklich, einen Bären zu töten, dessen Fleisch in kleine Portionen zerlegt wurde, um sparsam damit umzugehen. Sie zogen nun weiter und kamen bei vielen Buchten und Fjorden vorbei. Endlich sahen sie ein leinenes Zelt auf

* Grönland. Von A. v. Etzel. Stuttgart, 1860.

dem Lande aufgeschlagen und trafen dort Thorarin, den Gutsverwalter Thorgils, der mit den Knechten entflohen war. Er wollte sich entschuldigen und behauptete, von den Knechten gezwungen zu sein, die ihn mit dem Tode bedroht hätten. Thorgils tötete ihn aber und begrub ihn an der Stelle, worauf er mit seinen Gefährten weiter zog. Endlich näherten sie sich gegen Ende des dritten Sommers einem bewohnten Platz. Sie hatten indessen immer noch nicht, wie es in der Sage heißt, den „Ostbau" der Normannen erreicht; die Gegend, wo sie jetzt waren, wurde von einem gewissen Rolf bewohnt, der aus dem Ostbau landesverwiesen war und sich hier nordwärts angesiedelt hatte. Nun war das Ende der Not herbeigekommen, denn Rolf nahm die Schiffbrüchigen gut auf, bewirtete sie den Winter über und übergab das Kind der Obhut der Frauen. Als der vierte Sommer herbeigekommen war, erhielt Thorgils von seinem Landsmann ein Schiff, mit dem es ihm gelang, noch in demselben Jahre den Wohnsitz Erik des Roten zu erreichen. Dort fand er indessen nicht die gewünschte Aufnahme, und obgleich er hier im Ostbau manche rühmliche That verrichtete, unter anderem einen Bären tötete, was ihm das Recht gab, eine Steuer vom ganzen Lande zu erheben, obgleich er dann weiter nach dem „Westbau" zog, wo er eine Bande Räuber, die ihren Aufenthalt auf den Inseln hatte, überwand und tötete und sich dadurch Ansehen erwarb, so wollte der Entdecker Grönlands doch nichts mit ihm zu thun haben. Thorgils kehrte deshalb wieder nach Island zurück, nachdem er noch vorher die treulosen Knechte, die am Tode seines Weibes schuld waren, verfolgt und vernichtet hatte.

In dieser sagenhaften Erzählung tritt uns die Ostküste Grönlands in meteorologischer und geographischer Beziehung genau so entgegen wie heutigestags. Doch es fehlt auch nicht an anderen Mitteilungen aus jener Zeit, welche eine derartige Annahme bestätigen. So wird in Bezug auf eines der Weihnachtsfeste, die bei der eben erst christlich gewordenen Bevölkerung einen starken Beigeschmack des gleichzeitigen heidnischen Festes hatten und durch Schmausereien gefeiert wurden, erzählt, daß Erik der Rote nur durch Unterstützung der Vorräte von Handelsschiffen im stande war, das nötige Gastmahl zu bereiten, da der Boden Grönlands keinerlei Früchte zeitigte; so wird ferner von vielen Schiffbrüchen, zahlreichen Unfällen durch Schnee und Eis, von Stürmen, Gletschern und so weiter berichtet.

Ich möchte gerade diesen Umstand etwas betonen, weil ich mich nicht jener Ansicht anschließen kann, der zufolge Grönland früher ein wärmeres Klima und günstigere Lebensbedingungen besessen hat als heute. Man hat bekanntlich die Besiedelung des Ostbaues und des Westbaues durch zahlreiche Normannenfamilien dadurch für möglich erklärt, daß man annahm, Grönland sei in der That eine Art „Grün-Land" gewesen. Wir dürfen aber nicht ohne zwingenden Beweis den Satz aufstellen, daß sich die klimatischen Verhältnisse Grönlands — wie überhaupt irgend eines anderen großen Gebietes auf Erden — im Laufe der letzten neunhundert Jahre wesentlich geändert hätten. Für die Unveränderlichkeit der meteorologischen Verhältnisse Grönlands seit sehr viel längerer Zeit spricht vor allem die großartige Gletscherthätigkeit, welche zahllose Thalwände abgeschliffen hat, zu welcher Arbeit sicherlich viele Jahrtausende gehört haben.

Das eine ist aber für jene Normannenzeit zuzugeben, daß die Nahrungsmittel Grönlands damals reichlicher geflossen sind als heute; besonders wird in den Sagen die große Menge der Fische gerühmt, welche in den Gewässern schwammen. Es hatte jener gewaltige Vernichtungskrieg, welchen das große Raubtier Mensch gegen alle nutzbringenden Mitgeschöpfe mitleids- und erbarmungslos namentlich in den Tagen des Mittelalters bis zum hohen Norden ausdehnte — ein

Krieg, dem jetzt allmählich die Tschuktschen zum Opfer fallen, da sie aus Mangel an Walfischen und anderen Specktieren verhungern müssen —, noch nicht begonnen. Ferner muß man zugeben, daß die alten Wikinger, die in Abenteuern und kühnen Fahrten aufgewachsen waren, diese Seehelden, denen der Sturm das Schlummerlied sang und die sich stets auf der Kriegsfahrt befanden, die Witterungsverhältnisse Grönlands viel leichter ertrugen, namentlich im Anfang, wo sie noch Vorräte aus der Heimat erhielten, als etwa unsere heutigen nordeuropäischen Bewohner.

Dieselbe Beschreibung des Landes wie damals tritt uns zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entgegen, als der Missionär Hans Egede den heroischen Entschluß ausführte, in Rücksicht auf die frühere Ausbreitung des Christentums unter den grönländischen Normannen den Einwohnern Grönlands wiederum das Christentum zu predigen.* „In dem vom 60. bis 74. Grade bekannten Grönland," so schreibt ihm im Jahre 1709 ein Verwandter, der eine Reise nach Grönland gethan hatte, „wurden an der Stræt Davis wilde Menschen angetroffen. Was aber den östlichen Teil von Grönland, welcher Island gegenüberliegt und woselbst sich vor alters norwegische Kolonien niedergelassen, betreffe, so könne man heutzutage, wegen der schwimmenden Eisschollen, welche die Annäherung an die Küsten verhinderten, keine Nachrichten von daher einziehen."

Als Hans Egede zwölf Jahre später als Missionär nach Grönland fuhr, beschreibt er den ersten Eindruck, den die Südspitze Grönlands auf ihn machte, folgendermaßen: „Das Land kam uns im geringsten nicht annehmlich vor, denn es war ganz mit Eis und Schnee bedeckt, und nahe der Küste erblickte man große Haufen Eises, unter denen wir einige, welche wie hohe Berge ausgesehen, antrafen. Von dem vierten des Brachmonats an litten wir fast beständig von dem Sturme und den an die zehn bis zwölf Meilen weit von den Küsten auf der See herumschwimmenden Eisschollen Schaden. Selbige erstreckten sich weit weg nach Norden zu. Bei schönem Wetter segelten wir längs an dem Eise und suchten eine Öffnung, um an das Land zu kommen, es war aber unmöglich, denn die Eisschollen waren gleichsam aneinander befestigt, welches gar gräulich anzusehen war, und man konnte kein Ende davon wahrnehmen. An dem vorgenannten Tage befanden wir uns in der größten Gefahr. Wir erblickten uns nämlich gänzlich im Eise eingeschlossen und hatten nur noch zwei Flintenschüsse weit frei, um von einer Seite nach der anderen umzukehren." Auf Grund langjährigen Aufenthaltes in Grönland giebt der alte Hans Egede alsdann sein Gesamturteil über das Land kurz in folgendem ab: „Grönland ist ein hohes und mit Felsen besetztes Land, von denen die höchsten, sowie das ganze Land, die Seeseite, und inwendig in den Meerbusen ausgenommen, mit Eis und Schnee, welche niemals schmelzen, bedeckt sind. Man kann die Höhe dieser Gebirge daraus ermessen, weil einige über zwanzig Meilen weit in der See gesehen werden können. Die ganze Küste dieses Landes ist mit großen sowohl als kleinen wie auch Halbinseln gleichsam befestigt. Nach dem Lande zu laufen von allen Seiten her ungemein viel große Meerbusen und Flüsse. Der wichtigste unter diesen Flüssen ist der sogenannte Baalsfluß unter dem 64. Grade, woselbst die erste dänische Loge im Jahre 1721 angeleget worden. Es erstreckt sich selbiger an die achtzehn bis zwanzig Meilen weit in das Land." Zum Überfluß ist in der dem Hans Egedeschen Werke beigefügten Karte von „Alt Groenland nach beyden Theilen, dem Oest- und Westlichen Theil oder Oster- und Westerbygd vorgestellet; nebst denen Meerbusen und daneben liegenden Inseln und Klippen" auch noch für das Innere Grönlands die

* Herrn Hans Egede, Missionärs und Bischofes in Grönland, Beschreibung und Naturgeschichte von Grönland, übersetzt von D. Joh. Gl. Krünitz. Mit Kupfern. Berlin 1763.

Bezeichnung gewählt: „Gebirge, welche mit beständigem Eise und Schnee bedeckt sind.“

Hier haben wir die Nachricht von dem „mit ewigem Eise bedeckten Innern Grönlands“, wie es scheint, aus erster Hand. Der Sohn von Hans Egede, der grönländische Bischof Paul Egede, trat in seinem etwa dreißig Jahre später veröffentlichten Werke der Ansicht seines Vaters bei.* Das Innere Grönlands trägt auf seiner Karte die Worte: „Das ganze Oberland liegt unter Eis und Schnee begraben von (der Südspitze) Staten Huk bis hinauf zum äußersten Norden.“ Der erste Versuch, einen Weg nach der Ostküste Grönlands von Westen her über das Eis zurückzulegen, geht bis zum Jahre 1728 zurück. Das unter dem alten Hans Egede stehende Werk der Mission wurde im gedachten Jahre von Kopenhagen aus kräftig unterstützt. Paul Egede, der Sohn, berichtet darüber: „Es kamen mehrere königliche Schiffe aus dem Vaterlande an. Ein beladenes Schiff hatte sechs Pferde mit. Fünf waren unterwegs gestorben. Diese Pferde waren zur Entdeckung der östlichen Küste bestimmt, die quer durchs Land versucht werden sollte, welches hernach unthunlich befunden wurde, weil das Eis, welches über das ganze Land liegt, tiefe und breite Spalten hat und daher die östliche Seite zu Lande unzugänglich macht.“ In einem anderen Werke aus dem vorigen Jahrhundert** ist über diese Angelegenheit etwas Näheres angegeben. „Es kamen,“ heißt es da, „vier, wo nicht fünf Schiffe aus dem Vaterlande an und brachten Materialien, Geschütz und Munition mit zur Anlegung eines Kastells und einer neuen Kolonie. Die Offiziere brachten Pferde mit, auf welchen sie über die Berge reiten und das verlorene Grönland (die normannischen Ansiedelungen des Ostbaues) entdecken sollten; und zu gleicher Zeit sollte eines von den Schiffen auf der Rückreise nochmals versuchen, auf der Ostseite Grönlands ans Land zu kommen. Aber es riß gar bald eine ansteckende Krankheit unter dem Volk ein; die tauglichsten Leute und die Handwerker starben weg, und weil die Pferde nicht ordentlich gewartet werden konnten, so krepierten sie alle. Es wurde also nicht nur in die Reise über die Berge, wiewohl dazu die Pferde ohnedem nicht zu brauchen waren, sondern auch in die zu errichtenden Kolonien ein großer Strich gemacht. So sehr nun auch die Mannschaft geschmolzen war, so suchte doch der Gouverneur dem königlichen Befehl wegen der Reise auf die Ostseite nachzuleben und begab sich am 25. April 1729 mit seinem Lieutenant und des Kaufmanns Assistenten nebst fünf Mann durch die Amaralik-Fjorde auf den Weg, kam aber den 7. Mai unverrichteter Sache zurück, weil er das ganze Land mit Eis überdeckt gefunden, welches nicht nur so glatt und uneben gewesen war, daß man nicht darauf hatte stehen können, sondern auch so viel große und kleine Risse besessen hatte, daraus vieles Wasser mit großem Sausen hervorgequollen.“ Ebensowenig gelang es darauf mit dem Schiffe auf der Rückreise einen Zugang zur Ostküste zu finden, da Eis und Sturm dies verhinderten.

Es ist zu bedauern, daß über diesen, volle zwölf Tage dauernden Eismarsch, der von einem der am weitesten in die Westküste sich hinein erstreckenden Wasserarme aus unternommen wurde, kein ausführlicher Bericht vorliegt. Zwar war es von vornherein aussichtslos, die Ostküste Grönlands, deren nächste Punkte immerhin 400 bis 500 km entfernt lagen, auf diese Weise zu erreichen, aber immerhin konnte ein recht erheblicher Zuwachs unserer Kenntnisse über die Eisbedeckung im Inneren Grönlands gewonnen werden.

---

* Nachrichten von Grönland. Aus einem Tagebuche, geführt von 1721 bis 1788. Vom Bischof Paul Egede. Kopenhagen 1790.

** David Cranz' Historie von Grönland, enthaltend die Beschreibung des Landes und der Einwohner u. s. w., insbesondere die Geschichte der dortigen Mission der Evangelischen Brüder zu Neu-Herrenhut und Lichtenfels. Zweite Auflage. Barby 1770.

Eine etwas ausführlichere Beschreibung der Eisverhältnisse hat uns Paul Egede hinterlassen, der neun Jahre später von der Diskobucht aus, welche zwischen dem 68. und 69. Grade nördlicher Breite liegt, eine derartige, wenn auch kurze, Wanderung unternahm: „Gegen abend kam mein Wirt mit seinen Bogen und Pfeilen herein und fragte mich, ob ich am folgenden Morgen mit ihnen auf die Renntierjagd gehen wollte, aber es wäre so hoch im Lande hinauf, daß man über alle die höchsten Felsen wegsehen könnte, die um uns herumlagen. Ich antwortete ja und ging morgens um vier Uhr mit ihnen. Gegen mittag waren wir dem festen Landeise nahe, womit alle Thäler angefüllt sind und das beinahe die höchsten Berggipfel bedeckt hat. Bis jetzt waren wir lauter Steinfelsen, mit Moos und Heide bewachsen, hinangestiegen. Auf dem Wege kamen wir zu einem Berge, der von oben an bis in einen Abgrund hinunter nicht mehr als ungefähr zehn Ellen weit voneinander gespalten war. Die beiden Seiten des Risses zeigten, daß sie ehedem nur eine Masse ausgemacht hatten.

„Jetzt sollten wir den Eisberg besteigen; hier blieb nur ein Mann bei mir, die übrigen suchten einen anderen Weg als den, den wir uns zu besteigen vorgenommen hatten. Indes wir hier ausruhten, betrachteten wir die Gipfel der Berge unter uns, die wir vorher über uns in den Wolken gesehen hatten. Ein herrlicher Anblick für einen Maler. Nachdem wir einen schnellen Strom durchwatet hatten, kamen wir ohne große Schwierigkeiten für mich, der ich im Klettern von Jugend an geübt war, zu dem rechten Eislande hinauf; hier merkte ich, daß wir durch die Wolken gegangen waren, die wir vorher über uns sahen; nun sahen wir sie unter uns und unsere Schatten oben auf den schneeweißen Wolken liegen, die das untenliegende Land unseren Blikken entzogen. Die Sonne schien hell und so warm, daß viele Flüßchen und Bäche in dem scharfen und unebenen Eise flossen. Endlich kamen wir zu einer Öffnung im Eise, nur eine Elle breit, über die ich gleich hinsprang; aber als mein grönländischer Begleiter dasselbe thun wollte, glitt er in die Öffnung hinein; doch blieb er zu seinem Glücke an seinem Bogen hängen, den er quer über dem Rücken unter den Armen trug; ich konnte ihn also leicht ergreifen und retten. Wir standen lange und betrachteten diesen Kanal; so weit, als wir hinuntersehen konnten, war sein Bett lauter Eis, den Boden sahen wir nicht, sondern hörten nur das Wasser rieseln und sausen. Der Grönländer war bekümmert, wie wir wieder zurückkommen sollten, aber ich fand dies nicht gefährlich.

„Ich sehnte mich indessen nach einem Berge hin, dessen Gipfel wir ungefähr eine Meile von uns über das Eis hervorragen sahen. Der Weg dahin war bequem genug, aber das scharfe Eis nutzte die Sohlen so von unseren Schuhen ab, daß ich anfing, die Kälte desselben unter meinen Fersen zu fühlen, und also froh war, daß wir wieder zum Lande kamen. Der Berg war wie andere im Lande, obschon er wie eine kleine Insel in einem großen Eismeer lag, mit Heide, Moos und neben einem Strome mit ein wenig Gras bewachsen. Als wir eine Strecke den Berg hinangekommen waren, wurden wir ein großes Renntier gewahr. Wir trachteten beide danach, es zu schießen, fehlten aber. Als wir auf den Gipfel kamen, suchte ich mit einem Fernrohr von einer Elle Länge, ob ich im Westen Land entdecken könnte, aber ich sah kein Land. Die Kälte der Nacht erlaubte uns nicht, lange still zu sitzen; wir kehrten also wieder zurück und kamen geschwinder zum Eismeer hinunter, als wir heraufgekommen waren; auf diesem war es mir bei weitem nicht so angenehm, als zur See zu gehen. Wir hatten ungefähr anderthalb Meilen zu gehen; daraus machten wir uns nichts, wenn unsere Schuhe nur ganz gewesen wären; aber wir waren beinahe barfuß. Dies ging an, solange wir auf dem Lande waren, aber nun soll-

ten wir auf das scharfe Eis hinaus. Ich nahm daher das Heu aus den Schuhen und ein Stück von dem Köcher meines Gefährten zu einem Paar Sohlen, die ich zuerst hineinlegte, nahm darauf meine wollenen Strümpfe, legte sie dreidoppelt oben drauf und band die Schuhe mit den Riemen an die Füße, so daß ich in recht guten Stand kam; aber es währte nicht lange, so war ich naß, denn die Sonne Tage und eine Nacht bei nichts als Wasser und Brot abwesend gewesen war, von allen mit vieler Freude aufgenommen."

Aus dem vorigen Jahrhundert ist uns noch über eine andere Eistour berichtet, bei welcher der Kaufmann Lars Dalager unter $62^1/_2$ Grad nördlicher Breite etwa 13 km weit über das Inlandeis gelangte. „Den 3. September 1751 kamen

Kluft im Inlandeise.*

schmolz das dünne Eis, das sich die Nacht über auf den kleinen Wasseröffnungen des Eismeeres gebildet hatte. Nachdem die Spalte glücklich passiert war, sahen wir beim Hinabsteigen von den Eisfeldern wieder unsere Schatten auf den Wolken, aber nur ganz schwach. In einer Stunde ungefähr kamen wir die Eisfelsen hinab und durchschritten den Strom, von wo ich den Rest des Weges barfuß zurücklegte. Ich wurde, nachdem ich zwei

wir," so erzählt er, „ans feste Eis. In meiner Begleitung war ein alter Grönländer, seine Tochter und drei junge Grönländer. Den vierten früh begaben wir uns auf das Eis, um zu der ersten Bergspitze zu kommen, die mitten auf dem Eisblink liegt, wohin wir ungefähr eine Meile hatten. Der Weg dorthin war so eben als auf den Straßen in Kopenhagen. Eine Stunde nach Sonnenaufgang kamen wir auf die Höhe; da liefen wir den gan-

* Die Abbildungen auf Seite 177, 181 und 185 sind aus dem bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Werk „Nordenskiölds Nordpolreisen" reproduziert.

zen Tag nach den Renntieren und schossen eins, wovon die Grönländer das Fleisch erhielten. Weil aber weder Reisig noch Gras auf diesem Felsen war, um Feuer zu machen und mir was zu kochen, so begnügte ich mich mit einem Stück Brot und Käse. Den fünften reisten wir weiter über das Eis, um zu dem obersten Felsen auf dem Eisblink zu kommen, wohin wir ungefähr eine Meile weit zu gehen hatten. Wir gebrauchten hierzu aber sieben Stunden, weil das Eis uneben und voller Spalten war, die wir umgehen mußten. Um elf Uhr kamen wir zu dem Felsen, und nachdem wir eine Stunde lang geruht, fingen wir an, ihn zu besteigen. Gegen vier Uhr kamen wir mit vielem Schweiß und Mühe auf die Spitze. Hier geriet ich in Verwunderung über die große Aussicht nach allen Seiten, namentlich über das weite Eisfeld längs dem Lande und hinüber bis zur Ostseite, deren Berge ebenso wie diese mit Schnee bedeckt waren. Anfangs kam es mir vor, als könnte es nicht über vier bis sechs Meilen bis da hinüber sein. (Einschaltend sei hier bemerkt, daß die Entfernung nach der Ostküste Grönlands an dieser Stelle mehr als 300 km beträgt.) Da ich aber die Berge bei Godhaab — 24 Meilen nördlich davon — sehen konnte, die sich ebenso groß präsentierten, und die Distanz dazwischen betrachtete, so mußte ich es weiter schätzen. Wir blieben bis abends sieben Uhr auf der Spitze des Berges, gingen hernach ein Stück herunter und legten uns nieder. Ich konnte aber vor Gedanken und Kälte nicht viel schlafen. Den sechsten früh wurde in der Nähe unseres Nachtlagers ein Renntier geschossen; und da ich in fünf Tagen nichts Warmes genossen hatte, so trank ich eine gute Portion von dem noch warmen Blut, wovon ich mich gar nicht übel befand. Die Grönländer speisten ein gut Stück roh zum Frühstück und nahmen einen Schenkel des Tieres mit. Ob ich wohl noch gern eine Tagereise auf dem Eisfelde weiter gegangen wäre, um über die Entfernung bis zur Ostküste einige Mutmaßung zu machen, so mußten wir doch aus vielen Ursachen auf die Rückreise bedacht sein, unter welchen namentlich wichtig war, daß wir so gut als barfuß gingen. Denn obgleich jeder von uns mit zwei Paar guten Stiefeln versehen war, so waren sie doch von dem scharfen Eis und den Steinen ganz durchlöchert, und das grönländische Mädchen konnte sie nicht flicken, weil sie ihr Nähzeug verloren hatte.

„Soll ich meine Ansicht über die große Eisbedeckung sagen, die die Kommunikation mit der Ostküste verhindert, so glaube ich" — sagt Lars Dalager am Schlusse seines Berichtes — „daß die Reise, was den Weg betrifft, wohl ausführbar wäre, indem mir die Eisfelder bei weitem nicht so gefährlich und die Spalten auch nicht so tief zu sein schienen, wie man vorgiebt. Denn in einigen dieser Spalten kann man gehen wie in einem Thal, über einige kann man hinüberspringen, wie wir oft mit Hilfe unserer Flinten thaten, und überhaupt habe ich sie nicht tiefer als vier bis fünf Klafter gefunden. Es ist wohl wahr, daß hier und da Spalten angetroffen werden, die scheinbar grundlos sind, dieselben sind aber nicht lang und können umgangen werden. Aus folgenden Ursachen aber würde es wohl nicht möglich sein, eine solche Reise vorzunehmen, weil man nicht so viel Proviant mit sich führen kann, als dazu gehört, und weil es niemand aushalten würde, so viele Nächte nacheinander auf dem Eisfelde zu kampieren." Den siebenten abends war die Reise beendet.

Mit diesen Erfahrungen über die Eisbedeckung im Inneren Grönlands war für die Bewohner Grönlands das Zeichen gegeben, von ferneren Versuchen, quer über das Festland zu dringen, abzustehen und jedermann davon abzuraten. Es dauerte länger als ein Jahrhundert, bis — erst in unseren Tagen — einer unserer ersten Bergsteiger, Herr Whymper, im Jahre 1867 unter 69½ Grad nördlicher Breite über das Inlandeis vorzudringen versuchte, wobei er jedoch infolge der ungemein schwierigen Beschaffenheit des Eises

nur einen Bruchteil einer englischen Meile vorwärts kam.

Der eigentliche Anfang der wissenschaftlichen Erforschung des Inneren von Grönland fand im Jahre 1870 mit dem durch Nordenskiöld und Berggren unternommenen Versuche statt. Es war ursprünglich Nordenskiölds Absicht gewesen, eine Tour quer über das ganze Festland auszuführen, da er schon damals die Überzeugung aussprach, daß aus mehr als einem Grunde die Annahme zulässig sei, das Inlandeis bilde nur einen zusammenhängenden Eisrahmen, welcher, mit der Küste parallel laufend, ein eisfreies, ja im südlichen Teile vielleicht gar bewaldetes Land einschließe, das für das übrige Grönland von größter ökonomischer Wichtigkeit sein könnte. In seinem im Laufe des Jahres 1883, kurz vor Antritt seiner gegenwärtigen Grönlandsfahrt, an Dr. Oskar Dickson abgegebenen Promemoria * äußert sich Nordenskiöld hierüber folgendermaßen: „Der Versuch ging im Juli 1870 von Auleitsivik-Fjord unter $68^1/_2$ Grad nördlicher Breite aus. Begünstigt durch herrliches Wetter, konnten wir ungefähr fünfzig Kilometer weit über ein anfänglich ziemlich schwieriges und von bodenlosen Abgründen durchschnittenes Terrain vordringen, das sich jedoch besserte, je weiter wir in das Innere des Landes eindrangen. Wir hatten anfänglich zwei Eskimos als Begleiter, doch verließen uns diese nach Verlauf von zwei Tagen. Da Kenner der grönländischen Küstengletscher mir davon abgeraten hatten, an ein so vollkommen aussichtsloses Unternehmen Zeit und Mittel zu verschwenden, so war meine Ausrüstung äußerst mangelhaft; wir entbehrten beispielsweise der notwendigen Seile, Zelte, geeigneter Schlitten und konnten nach Entfernung der Eskimos nicht einmal die nötigen Gerätschaften mit uns führen, um uns ein warmes Mahl zu bereiten. Ich konnte daher diesmal nicht besonders weit vordringen. Aber ich gewann hier die Überzeugung, daß ich mit einigen tüchtigen Matrosen oder Walern als Begleitern und mit einer ordentlichen Ausrüstung versehen ohne große Schwierigkeiten die Wanderung wenigstens bis zwei- oder dreihundert Kilometer in das Innere Grönlands würde ausdehnen können."

Die hier angeführte Reise Nordenskiölds und Berggrens im Jahre 1870 war die weiteste von allen, welche bis dahin über Grönlands Inneneis ausgeführt wurde. Sie ist zugleich dieselbe Route, welche Nordenskiöld für das Jahr 1883 gewählt hat. Als die nach Trennung der beiden Eskimos mitgenommenen, für fünf Tage ausreichenden kalten Mundvorräte so weit zusammengeschmolzen waren, daß die Reisenden an die Rückkehr denken mußten, beschlossen sie, zuvor noch eine Wanderung nach einem Eishügel zu machen, der nach Osten hin hoch aus der Ebene hervorragte und von dessen Gipfel man eine weite Aussicht haben mußte. Um dieses Ziel so schnell wie möglich zu erreichen, ließen sie die spärlichen Reste ihres Proviants und den Schlafsack an der Stelle zurück, wo sie die Nacht zugebracht hatten, prägten sich die Form der Eisfelsen ringsum so gut wie möglich ein und schritten dann ohne Aufenthalt und ohne Hindernisse eilig vorwärts. Die Entfernung war bedeutend größer, als sie angenommen hatten, doch wurde der anstrengende Marsch durch eine ungemein weite Aussicht belohnt. Deutlich sahen sie von hier aus, daß das Inlandeis nach dem Inneren zu immer mehr anstieg, so daß der Horizont im Osten, Norden und Süden durch einen Rand von Eis begrenzt erschien, der kaum weniger eben war als der des Meeres. Eine noch weitere Reise landeinwärts konnte also, selbst wenn man in der Lage gewesen wäre, Wochen dazu verwenden zu können, woran die Forscher jedoch Mangel an Zeit und an Proviant verhinderte, wahrscheinlich nicht mehr Kenntnis über die Natur des Eises verschaffen, als man schon erlangt hatte. Der Punkt, von dem sie ihren

* Den blifvande expeditionen till Grönland. Promemoria afgifven till Dr. Oscar Dickson af. A. E. Nordenskiöld. 1883.

Rückzug antraten, lag 2200 Fuß über dem Meere und 83 Minuten östlich von der Spitze des nördlichen Armes des Auleitsivik-Fjordes.

Das erreichte Resultat, namentlich aber auch die Gewißheit der Existenz einer nach dem Inneren Grönlands immer mehr ansteigenden Eisbedeckung, war durchaus nicht geeignet, die fast allgemeine Ansicht, daß das Innere Grönlands Tausende von Fuß hoch vollständig eisbedeckt sei, zu beseitigen. Auch die darauf folgenden Versuche thaten dies nicht. Im Jahre 1871 unternahm der Handelsassistent A. Mölbrup einige Meilen nördlich von der Stelle, wo Nordenskiöld seine Eiswanderung begann, eine Fahrt mit Hundeschlitten über das Eis, kehrte aber nach sechstägiger Abwesenheit um, nachdem er nur bis auf wenige Meilen Entfernung von der Küste vorgedrungen war. Die nächste Forschungsreise nach dem grönländischen Inneneis wurde vom 14. Juli bis 4. August 1878 auf 62 Grad 14 Min. nördlicher Breite von den Dänen J. A. D. Jensen und A. Kornerup ausgeführt. Die Expedition war diesmal mit aller Sorgfalt ausgerüstet, das Terrain aber sehr ungünstig, ebenso auch das Wetter. In einem dänischen Bericht* über dieses Unternehmen wird mit großem Selbstgefühl darauf hingewiesen, daß die Expedition eine viel größere Strecke auf dem Binneneise zurückgelegt habe als Nordenskiöld im Jahre 1870. Die Differenz beträgt nach dänischer Angabe zwei und eine halbe Meile. Wie es scheint, war die Route ganz dieselbe, welche Dalager bereits im Jahre 1751 ausgeführt hatte. Man erreichte zunächst den zwei Meilen landeinwärts befindlichen Berg, wo jener damals umgekehrt war, und von dort aus nach zehn Tagen jene hohen Berge im Osten, die Dalager, wie schon oben bemerkt, irrtümlich für die Gebirge der Ostküste gehalten hatte. Sechs Tage lang hielten sich die Reisenden am Fuße der Berge auf, ohne hinaufkommen zu können, der Proviant begann zu schwinden, die Schneeblindheit nahm überhand, da klärte es sich glücklicherweise am nächsten Morgen auf, und so wurde der Berg bestiegen, der ungefähr fünftausend Fuß Meereshöhe hat. Die Aussicht von oben erstreckt sich verschiedene Meilen weit, aber so weit man sehen konnte, fand man eine stetig steigende Eisfläche ohne irgend welchen eisfreien Boden. Nach dreiundzwanzigtägigem Aufenthalt auf dem Binneneis kehrte die Expedition zurück.

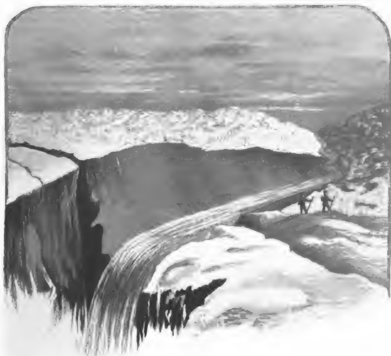
Die Schlußfolgerungen, welche von seiten der dänischen Forscher hieraus gezogen wurden, wandten sich direkt gegen jene Annahme, daß sich im Inneren von Grönland große, eisfreie Terrains mit grünen Thälern und Renntieren befinden sollten. Wenn man den Weg, welchen die Expedition landeinwärts zurücklegte, zu der Strecke hinzurechne, die sie vom Gipfel des letzten hohen Berges aus übersah, so betrage dies den dritten Teil der Breite Grönlands von Frederikshaab landeinwärts. Daher sei die Theorie von grünen Thälern und so weiter im Inneren Grönlands stark erschüttert.

Dem gegenüber behauptete nun Nordenskiöld in seinem oben angeführten Promemoria, daß man durchaus nicht berechtigt sei, den Schluß zu ziehen, daß die Eisdecke sich über das ganze Innere Grönlands erstrecke. Es sprächen im Gegenteil gewisse Betrachtungen dafür, daß es eine physikalische Unmöglichkeit sei, daß das Innere eines sich so weit ausdehnenden Kontinentes wie Grönland unter solchen klimatischen Verhältnissen, wie sie südlich vom 80. Grad nördlicher Breite auf unserer Erdkugel herrschen, ganz und gar mit Eis bedeckt sei. Er schließt seinen Brief mit folgenden Worten: „Wie es sich hiermit auch verhalten mag: ob nun das Innere Grönlands ebenso reich mit Wäldern geschmückt ist wie die Länder an Sibiriens Kältepol oder eine baumlose aber eisfreie Tundra, oder eine Wüste von ewigem Eise — sicher steht fest, daß die Erforschung seiner wirk-

* Geografisk Tidskrift 1878, IX und X. Professor Erslevs Bericht über eine Wanderung auf dem Binneneis von Grönland.

lichen Beschaffenheit in wissenschaftlicher Beziehung eine so große und durchgreifende Bedeutung hat, daß in der Gegenwart für die Polarforschung kaum ein wichtigeres Ziel bezeichnet werden könnte als gerade die Erforschung der Naturverhältnisse des Inneren dieses Landes."

Kjellström, Steuermann Johannesen, den Matrosen Andersson und Jonsson, den Fangmännern Sevaldsen und Krämer und den beiden Lappländern Lars Tuorda und Anders Rossa. Am ersten Tage ging es in direkt östlicher Richtung, aber die Schwierigkeiten, welche das rauhe Eis hervorrief, waren für den Transport der



Grönländisches Inlandeis.

In der That hat die vorjährige Grönlands-Expedition Nordenskiölds, wenn sie auch nicht seine Hypothese von dem eisfreien Inneren Grönlands unterstützte, viel lehrreiches Material ergeben. Im Herbst vorigen Jahres wurde diese Expedition beendet, und es liegt seit kurzem darüber ein eigenhändiger Bericht des schwedischen Forschers an Dr. Dickson vor. Die große Eiswanderung begann am 4. Juli 1883. Die Expedition bestand aus Nordenskiöld, Dr. Berlin, Sergeant

Schlitten so groß, daß die Expedition am nächsten Tage nach dem Ausgangspunkte zurückkehrte, um in nördlicher und nordöstlicher Richtung vorzudringen, in der Hoffnung, dort ebenere Eisflächen anzutreffen. Anfänglich erwies sich allerdings dieselbe als trügerisch, da das Eis durch Spalten und Risse derart zerklüftet war, daß man mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Der Lappländer Lars Tuorda, welcher vorausgegangen war, um die Eisverhältnisse zu untersuchen,

gab, als man am ersten Tage bis zu einer Erhebung von etwa 240 m gelangt war, den Rat, zunächst noch eine mehr nördliche Richtung einzuhalten. Hierbei gebrauchte Nordenskiöld die Vorsicht, alle irgendwie entbehrlichen Vorräte in einem Depot zurückzulassen und nur mit Proviant für fünfundvierzig Tage und den notwendigsten wissenschaftlichen Instrumenten, welche auf sechs Schlitten verladen wurden, die Reise fortzusetzen. So ging es langsam ansteigend nach Osten zu immer über das Eis hinweg; hierbei wurde die geographische Position jedes Nachtlagers astronomisch bestimmt und die Länge der Tagemärsche durch Pedometer nachgewiesen.

Eigentümlich waren die meteorologischen Verhältnisse während der Wanderung. Bis zum 13. Juli herrschte trockene Witterung bei fast wolkenlosem Himmel und schwachen südöstlichen Winden; in der Höhe von einem Meter über dem Eis zeigte das Thermometer im Schatten eine Temperatur von 2 bis 8 Grad Celsius an, in der Sonne stieg es bis auf 20 Grad Celsius. Außer Schneeblindheit verursachte der Sonnenbrand große Qualen, indem er auf allen ungeschützten Stellen, besonders im Gesicht, eine fortwährende Abschälung und Erneuerung der Haut hervorrief. Am 15. Juli berührte die Sonnenscheibe zum erstenmal um mitternacht den Horizont, und sechs Tage später verschwand auch ihr oberer Rand für kurze Zeit. Von jetzt an wurden die Nächte empfindlich kalt; man beobachtete Kältegrade von —15 Grad bis —18 Grad Celsius. Je höher die Expedition emporstieg, desto glatter wurde die Eisfläche, auf welcher die Schneedecke jetzt gänzlich verschwunden war. Es fehlte allerdings nicht an Spalten, in welche die Schmelzwasser sich hinabsenkten; bei der starken Senkung des Terrains konnten sie sich jedoch nirgends sammeln, und so bereiteten diese Flüsse beim Überschreiten weniger Schwierigkeiten als in den ersten Reisetagen. Dagegen wurden öfter Höhlungen angetroffen, welche so zahlreich wie die Baumstümpfe in einem gefällten Walde waren und durch deren dünne Oberdecke von Eis die Reisenden unaufhörlich einbrachen. Die Entstehung dieser bis zu einem Meter tiefen Höhlen erklärt Nordenskiöld seiner Theorie gemäß, die er über die Entstehung unserer Erde aus kosmischen Staubmassen aufgestellt hat, aus der Wirkung von Kryokonit, welcher Körper sich in Körnergestalt dort vorfindet und nach Ansicht des Forschers aus dem Weltraum herabgefallen ist.

Am 13. Juli nachmittags entstanden bei heftigem Südostwinde starke Regengüsse, welche am nächsten Morgen in Schneesturm übergingen. Die Eistour wurde am achtzehnten Wandertage beendet, da die Schwierigkeiten für eine weitere Fortsetzung zu groß waren. Man befand sich in einer Höhe von 1492 m über dem Meere. Die beiden obengenannten Lappländer, welche sich vermöge ihrer Schneeschuhe mit großer Leichtigkeit selbst über den steifen Schneebrei hinwegbewegen konnten, der sich täglich nachmittags bildete, wurden zunächst zu einer Rekognoszierung vorausgesandt, aber sie brachten die Nachricht, daß sich die Verhältnisse weiter nach Osten hin keineswegs änderten.

Somit entschloß sich Nordenskiöld zur Rückkehr. Er gestattete jedoch den beiden Lappen, einen Versuch zu wagen, mit möglichst geringem Gepäck auf ihren Schneeschuhen nach dem erhofften eisfreien Inneren Umschau zu halten und eine möglichst schnelle Wanderung zu diesem Zwecke weiter nach Osten zu unternehmen. Diese Lappen kehrten nach siebenundfünfzig Stunden zurück, da sie kein Wasser mehr gefunden hatten und auch keine Feuerungsmittel mehr besaßen. Sie hatten während dieser Zeit nur vier Stunden geschlafen und im ganzen 230 km zurückgelegt, während die Expedition vorher nur 180 km weit vorwärts gekommen war. Die größte Höhe, welche sie erreicht hatten, betrug 1971 m über dem Meeresspiegel. Von Land war keine Spur zu entdecken, terrassenförmig, un-

unterbrochen allmählich ansteigend baute sich die Eisdecke zu immer größerer Höhe auf, so weit das Auge reichte. So schnell als möglich wurde die Rückreise angetreten und die Westküste Grönlands am 4. August glücklich wieder erreicht. Damit war die Hypothese Nordenskiölds endgültig für unrichtig erkannt, wenigstens für diesen Breitegrad, in dem sie sich bewegte. Es erhellt hieraus, daß unter Berücksichtigung der Erfahrungen früherer Expeditionen nunmehr angenommen werden muß, daß die ganze Südhälfte Grönlands, welche südlich vom 70. Grad nördlicher Breite liegt, ein mit einem Gletschermeer bedecktes, allmählich von Westen nach Osten sich erhebendes Land ist. Dies schließt indessen nicht aus, daß vielleicht viel weiter nach Norden ein eisfreies Innere von Grönland späterhin einmal aufgefunden werden wird.

Sehr interessant war der weitere Verlauf der Expedition, soweit es sich um die Erreichung und Untersuchung der Ostküste handelte. Nachdem das Expeditionsschiff „Sofia“ am 16. August von einer Tour nach dem Norden wieder in Egedesminde angelangt war, ging Nordenskiöld mit den Teilnehmern der Eisfahrt sofort an Bord und brach nach dem Süden Grönlands auf. Nach siebzigstündiger Segelfahrt erreichte man Ivigtut, woselbst das Schiff nochmals in aller Eile aufs beste mit allem versehen wurde. Als die „Sofia“ diesen Hafen verließ, war sie mit Kohlen für volle Fahrt während elf Tagen und Nächten, entsprechend einer bei gutem Wetter zurückzulegenden Strecke von über zweitausend Seemeilen, versehen, und die Besatzung hatte reichlichen Proviant für zwölf Monate. Am 23. August früh wurde der Anker wieder gelichtet und spät am Abend Julianehaab erreicht.

Nordenskiöld machte mit dem Dampfer hierselbst einen Ausflug in den Igaliko-Fjord, wo nach Ansicht mehrerer dänischer Forscher das Haus Erichs des Roten „Brattahlid“ gelegen haben sollte. Für den Fall, daß es ihm gelingen würde, einige nordische Ruinen auf der Ostküste Grönlands anzutreffen, wollte er wenigstens mehrere der so häufig beschriebenen Überreste auf der Westküste gesehen haben. Diese Exkursion war in ihrem weiteren Verlaufe so interessant, daß ich sie nach Nordenskiölds Bericht etwas ausführlicher darstellen möchte.

„Am 24. August,“ schreibt er, „dampften wir in aller Frühe in den Igaliko-Fjord hinein und ankerten nach mehrstündiger, bei herrlichem Wetter zurückgelegter Fahrt am innersten Ende des Fjordes, gerade außen vor einem kleinen Eiland, auf dem eine in den ‚Grönländischen historischen Merkwürdigkeiten‘ beschriebene nordische Ruine gelegen ist. Die Bucht war von grünenden Grasflächen umgeben, welche nach grönländischen Ansprüchen ziemlich ausgedehnt waren und auf deren Steinfundamenten eine Menge alter nordischer Häuser belegen waren. Die bedeutendsten Ruinen wurden photographiert; sie waren unbedeutender, als ich erwartete, und selbst die Ruine, welche man als diejenige des Hauses Erichs des Roten bezeichnet, war nicht so groß als die Grundmauer vieler unserer nordischen Kossätenwohnungen. Neben den Baustellen wurde eine Menge ausgedehnter, aus der Vorzeit herrührender Steingärten gefunden, welche sicher als Einzäunungen für das Vieh gedient hatten. Das Merkwürdigste bei diesen Ruinen ist die Größe der zu den Grundmauern verwendeten Steinblöcke. Es ist schwer zu verstehen, wie dieselben fortbewegt und genau eingefügt werden konnten, jeder an seinen Platz, ohne Anwendung guter Hebebäume und Blöcke.

„Auf Veranlassung des grönländischen Handels wird jetzt auch Viehzucht in dieser Gegend betrieben, aber nicht von Europäern, sondern von Eskimos. Außerdem werden hier Wurzelpflanzen angebaut, hauptsächlich Kartoffeln und Rüben; beide jedoch sind, wie es scheint, nicht für festen Boden oder solchen, der wie dieser ungenügend gedüngt ist, geeignet. Infolge dessen waren auch die Rüben, obgleich sehr groß und wohlschmeckend, den-

noch schwammig, und die Kartoffeln, von denen einige Lasten für Rechnung der Expedition eingekauft wurden, zwar groß, aber lose und wässerig. Auch hiervon brachte unser Botaniker einige neue Beiträge zu Grönlands Flora mit heim. Ungeachtet eifrigen Suchens trafen die Zoologen nur drei Arten Landmollusken, eine Physa, eine Vatrina und eine Helix, an, welche sogar alle sehr selten vorkamen. Die Ausbeute an Insekten betrug nur wenige Arten Hartflügler und einige Schmetterlinge und Insekten anderer Ordnungen. Im nördlichen Norwegen, dessen Klima nicht viel besser als dasjenige von Südgrönland ist, werden Landmollusken und Hartflügler in weit größerer Menge angetroffen, sowohl was die Anzahl an Arten wie Individuen betrifft. Man kann möglicherweise hieraus schließen, daß die Küste Südgrönlands während einer viel kürzeren Zeit als diejenige Norwegens frei gewesen ist von der Eisdecke der Glacialperiode, und sich einen Begriff machen von der langen Zeit, die erforderlich ist, ehe eine Art der ansässigen Tierformen sich über neue Gebiete ausbreiten kann.

„Als die Abenddämmerung uns alle wieder an Bord der ‚Sofia‘ versammelt hatte, dampften wir aus dem Fjord hinaus und nach der dreißig Minuten entfernt gelegenen Kolonie. Es wurde schnell fast stockfinster; das Fahrwasser war wenig bekannt und die Eskimo-Lotsen mit dem Lotsen eines Fahrzeuges nicht vertraut. Die ‚Sofia‘ konnte deshalb nur mit halber Kraft dampfen, so daß bereits der Morgen dämmerte, ehe wir im Hafen von Julianehaab Anker werfen konnten.

„Als wir während des stillen Wetters und ruhiger See in der dunklen Nacht über den schmalen Fjord hindampften, sahen wir plötzlich auf der Meeresfläche hinter uns einen breiten, aber scharf begrenzten Lichtgürtel. Derselbe leuchtete mit einem gleichmäßigen, etwas goldigen Scheine, ähnlich dem Lichte verschiedener phosphoreszierender Substanzen. Trotzdem wir mit einer Schnelligkeit von vier bis sechs Knoten dahinfuhren, näherte sich uns der Schein mehr und mehr. Als er dem Fahrzeug ganz nahe war, sah es aus, als ob wir in einem See von Feuer oder geschmolzenem Metall uns befanden.

„Nach einer Stunde war der Lichtschein an dem Fahrzeug vorübergegangen und verschwand schließlich weit am Horizont. Ich hatte bedauerlicherweise nicht Zeit, dieses Phänomen mit dem Spektroskop zu untersuchen. Es war entschieden von anderer Art als das gewöhnliche blauweiße Meeresleuchten, das sich zu derselben Zeit ganz klar im Kielwasser des Schiffes zeigte. Da der Schein vollkommen gleichmäßig war, so kann er nicht von Phosphorescenz herrühren, die von irgend einem Fischhaufen ausgestrahlt wird, welcher an dem Fahrzeug vorbeigeschwommen ist. Ein Fischhaufen würde sich auch durch irgend eine Bewegung zu erkennen gegeben haben, da zufällig das Wasser vollkommen spiegelglatt war und die von den Fischen herrührende Phosphorescenz ein bläuliches, nicht so goldähnliches Licht wie dieses, das sich hier zeigte, verursacht haben würde. Die Eskimos erklärten, daß ein in der Nähe sich ergießender Gletscherbach eine dünne Lage von salzärmerem Lehmwasser über die Oberfläche des Fjordes ausbreite, und glaubten, daß dies in irgend welchem Zusammenhange mit der großartigen, bisher von ihnen nicht beobachteten Naturerscheinung stände. Ein Nordlicht wurde gerade nicht am Himmel bemerkt, der ziemlich dicht bewölkt war.

„Die Ursache dieses merkwürdigen Phänomens, das während zehn bis fünfzehn Minuten die ‚Sofia‘ durch ein Feuermeer fahren ließ, kenne ich nicht; möglicherweise ist es eine derartige Lichterscheinung gewesen, welche zu dem in der Vorgeschichte Grönlands bekannten Bericht Lig-Lodins an König Harald Sigurdson Veranlassung gab, daß nämlich er (Lig-Lodin) einmal über eine Stelle gesegelt sei, wo das Meer in lichten Flammen stand.“

Am 26. August früh morgens verließ

die „Sofia“ Julianehaab. Da Nordenskiöld dort keinen Eskimo-Dolmetscher erhalten konnte, beschloß er, vor dem Antritt der Fahrt längs der Ostküste noch einen Versuch zu machen, sich einen solchen zu verschaffen, und einen von der Brüdergemeinde in Südgrönland ansässigen Missionär zu überreden zu suchen, ihm mit auf der „Sofia“ zu folgen. Zu diesem Behufe war es nötig, die fast an graphische Untersuchungen vorzunehmen. Bereits auf dem Wege dahin hatte die Expedition viele Eisberge angetroffen, und es begegneten ihr auch ferner im Laufe des Tages nicht allein Eisberge und Kalbeis, sondern auch eine bedeutende Menge Meereis — ein gewöhnlich schlechtes Anzeichen für das Segeln längs der Ostküste. Der Anker fiel im Hafen von Friedrichsthal nachmittags halb vier Uhr.

Grönländischer Eisfjord.

Grönlands Südspitze gelegene Missionsstation Friedrichsthal anzulaufen. Das Wetter war herrlich. Ungefähr um zehn Uhr vormittags passierte man ein hohes Vorgebirge, welches von verschiedenen Erforschern Grönlands mit dem in den isländischen Sagen häufig erwähnten Hvarf identifiziert wird. Dies beruht anscheinend auf einem Mißverständnis. Aber Nordenskiöld verweilte auf alle Fälle eine Stunde bei diesem Vorgebirge, um die prachtvollen Berge photographieren zu lassen und in dem Meere außerhalb desselben zu dreggen und hydro-

Die Schweden wurden hier sehr freundlich von Herrn Pastor Brodbeck empfangen, der durch seine interessante Bootsfahrt im Sommer 1881 nach dem Kangerdlukssuaitsiak-Fjord bekannt ist, welcher Fjord auf 60 Grad 25 Min. nördlicher Breite an der Ostküste Grönlands liegt. Hierbei hatte er am nördlichen Ufer des Fjordes eine normännische Ruine entdeckt, welche die erste in Ostgrönland bekannt gewordene ist. Er hatte auch eine Menge interessanter Angaben über die gegenwärtigen Bevölkerungsverhältnisse, das Klima, den Pflanzenreichtum

Digitized by Google

auf der Ostküste Grönlands von den Eskimos eingesammelt, welche zum Einkauf von europäischen Waren Handelsreisen nach Friedrichsthal unternehmen von einem stark bevölkerten Fjord, der sich gegen das nördliche Island erstrecken soll.

Nordenskiöld drückte sofort dem Pastor Brodbeck seinen Wunsch aus, für die Expedition einen in der grönländischen Sprache wohlbewanderten europäischen Mann als Dolmetscher zu engagieren. Letzterer erklärte, daß er selber große Lust habe, mitzukommen, aber noch keine bestimmte Antwort geben könne, bevor er nicht die Erlaubnis seiner Vorgesetzten eingeholt habe. Diese wohnten in Lichtenfels, einer mehrere Meilen weiter nördlich belegenen Station der Herrnhuter Mission. Dieses, sowie der Wunsch, daß, ehe man die schwere und als sehr gefährlich betrachtete Fahrt längs der Ostküste Grönlands antrat, der Kessel der „Sofia" gereinigt und die Maschine nachgesehen wurde, veranlaßte die Expedition, in Friedrichsthal bis zum 29. August zu bleiben. Nach Lichtenfels wurde ein Kajak-Expreßbote abgesendet, der mit der Erlaubnis für Pastor Brodbeck zurückkam, daß derselbe der Expedition nach der Ostküste folgen und, falls Umstände dies erforderten, sich auch nach Europa begeben könne. Außerdem nahm man für die Fahrt während der letzten Tage auch zwei Eskimos an Bord, welche dem Fahrzeug den Weg nach der Ostküste durch irgend einen nördlich von Kap Farewell gelegenen Sund zeigen sollten.

Einer dieser Lotsen hatte einen großen Teil seines Lebens an dem Sunde Ikek, nördlich von der Südspitze Grönlands, zugebracht und war daselbst viel in Berührung mit den Eskimos der Ostküste gekommen. Er war ein gesprächiger Mann, der mit Pastor Brodbecks Hilfe viele Aufschlüsse über den für die Geschichte der Geographie so außerordentlich interessanten Teil von Grönland lieferte. Das wichtigste davon war folgendes:

Nach verschiedenen Mitteilungen, welche die gegenwärtigen Bevölkerungsverhältnisse und Wohnplätze an der Ostküste betrafen und die völlig mit ähnlichen Berichten übereinstimmen, welche von dem dänischen Premierlieutenant G. Holm während seiner Reise nach der Südostküste im Jahre 1881 eingesammelt worden sind, berichtet der Lotse, dessen Name Timotheus Kujanaugitsok ist, daß Ruinen von Gebäuden, die nicht von Eskimos errichtet sind, sich fast in jedem größeren Fjord der Ostküste Grönlands vorfinden, besonders in dem großen Fjord bei Umanak, in den Fjorden Ekallumiut und Igdluluarsuit.

Irgend welche vollständig erhaltenen Mauern werden nicht gefunden. Die Mauern sind immer niedrig, aber die Ausdehnung der Ruinen manchmal sehr groß. Die größte soll sich bei Igdluluarsuit finden. Ein vortrefflicher Talkstein wird in einem Berge oder auf einer Insel gerade südlich von Umanak gefunden. Die größten daraus geschnittenen Kochtöpfe haben einen Durchmesser von zwei bis drei Fuß. Das Vorkommen dieses Minerals, welches bereits in der Beschreibung von Kapitän Grahs Reise erwähnt wird, ist für die alte Geographie Grönlands von Bedeutung, weil Ivar Baardson in seiner bekannten Beschreibung Grönlands angiebt, daß Grönlands beste Talksteine auf „Renö" außerhalb des Einar-Fjordes gefunden werden, und daß man Bottiche so groß daraus schneiden könne, um zehn bis zwölf Tonnen Inhalt zu fassen.

„Sollte nicht," fragt Nordenskiöld, „Renö und das Vorkommen des Talksteines südlich von Umanak ein und dieselbe Stelle sein? Wenn dies bewiesen werden könnte — was nicht so schwer sein dürfte, wenn der Talksteinbruch sorgfältig untersucht wird —, so hätte man hier einen festen Ausgangspunkt für die Entwickelung der Lage der altgrönländischen Ansiedelungen. Diese und andere ähnliche Mitteilungen, welche Pastor Brodbeck und Kolonieverwalter Lützen von den Eskimos der Ostküste erhielten, mit denen sie in

Berührung kamen, sowie anderenteils, wie der alte Egede bemerkt, der ausgeprägte nordische Gesichtszug der Ostländer scheinen im entschiedenen Widerspruch zu stehen gegen die nach meiner Ansicht unnatürliche Erklärung, welche verschiedene Forscher den alten isländischen Sagen gegeben haben, als sie die ehemalige Ostansiedelung nicht nach der Ostküste Grönlands, sondern nach dessen Südwestküste verlegten — eine Erklärung, deren äußerst günstige Aufnahme wohl nicht zum geringen Teil auf dem Mißgeschick der vielen Expeditionen beruht, welche Dänemark mit großen Opfern nach seinen alten, wie man sich einbildete, sehr wertvollen Besitzungen in der Neuen Welt entsandt hatte."

Nunmehr begann die Fahrt um die Südspitze von Grönland. Nach mancherlei vergeblichen Bestrebungen, die einige Tage Zeit kosteten, gelang es endlich, auf einem großen Umwege, unter Umsegelung eines Treibeisfeldes, die Gegend östlich von Grönland zu erreichen. Am Vormittage des 1. September hatte man sich infolge dessen noch nicht dem 62. Grad nördlicher Breite genähert. Das Wetter war herrlich. Nördlich vor dem Schiffe schien ein dichtes Treibeisfeld zu sein, das sich von den von den Einwohnern, die in ihren Frauenbooten längs der Küste fahren, gefürchteten Gletschern von Puisortok weit in das Meer hinaus erstreckte. Aber südlich von dem Eiskap schien das Meer nach dem Lande hin überall eisfrei zu sein. Von dem Marstop konnte keine Spur von Eis wahrgenommen werden. Es sah wirklich aus, als ob das bis dahin breite Eisland an dieser Stelle gebrochen wäre, und Nordenskiöld gab daher schnell Befehl, den Kurs gegen das Land zu richten. Erst nachdem man ein paar Stunden in dieser Richtung vorgegangen war, konnte man an den dunklen Strandabhängen merken, daß die Küste auch hier von einem vielgegliederten Perlbande von blauweißen Eisblöcken umgeben war, welches indes nur eine Breite von sechs Seemeilen zu haben schien.

Der Eisgürtel war ziemlich dicht, so daß ein wirkliches Durchbrechen nötig gewesen wäre, um der Küste sich zu nähern.

Da die Küste hier den Mitteilungen der Ostgrönländer zufolge unbewohnt ist, so war Nordenskiöld wenig willens, an dieser Stelle die Expedition dem Abenteuer auszusetzen, welches eine solche Eisdurchbrechung immer mit sich führen muß. Als die Küstenberge photographiert worden waren, dampfte er daher weiter, um Land ungefähr auf 63 Grad nördlicher Breite zu suchen, wo in den großen Fjorden von Umanak und Ekallumiut nach Angabe des ebengenannten Timotheus Kujanaugitsok eine Menge Grundmauern von Nordmannshäusern vorkommen sollen. Das Treibeis, welches sich von Puisortok fünfundzwanzig bis dreißig Seemeilen weit vom Lande erstreckte, wurde umsegelt, worauf die Reise längs der Eiskante gegen Norden fortgesetzt wurde. Es ging nur sehr langsam vorwärts, teils infolge der vielen Krümmungen, die beim Verfolgen der Eiskante gemacht werden mußten, teils wegen der starken nördlichen Strömung, die in dem Kaltwassergebiete längs der Küste herrschte. Man durfte sich aber nur ein kurzes Stück vom Lande entfernen, sonst kam man plötzlich in eine warme südliche Strömung. Der Eisgürtel wurde auf 62 Grad nördlicher Breite wieder so breit, daß man fast die Hoffnung verlor, dem Lande nahe zu kommen. Aber bereits zur Mittagszeit traf man eine tiefe Bucht, die in das Land hineinschnitt, daß es wieder aussah, als ob ein vollständiger Durchbruch in dem Eisgürtel längs der Küste vorkäme. Wieder dampfte das Schiff gegen das Land hin, aber wieder wurde es durch ein schmales Eisband verhindert, sich dem Ziele zu nähern. Die ganze Küste besteht hier aus einem wilden Alpenland, welches nach dem zu urteilen, was man von dem Meere aus sehen kann, aus hohen schwarzen schneefreien Bergen gebildet ist. Die Thäler zwischen letzteren sind oft mit größeren oder geringeren Eisanhäufungen erfüllt, die jedoch nur an wenigen Stellen

wirkliche, bis an das Meer reichende Gletscher zu bilden scheinen.

Nirgendwo sieht man hier, wie so oft an der Westküste von dem Meere aus, den senkrecht aufsteigenden Wall des Inlandeises.

Das Treibeis, welches jetzt den Eisgürtel längs der Küste bildet, besteht hauptsächlich aus dem, was die Fangmänner Knattereis nennen, das heißt aus kleinen Eisstücken, die die letzten Reste größerer, durch Sommerwärme oder den Einfluß des Golfstromes zerstörter Stücke bilden. Weiter hinein wurden Eistafeln von bedeutender Ausdehnung gefunden, die selten aufeinander gehoben und oft durch breitere oder schmalere Wasserrinnen getrennt waren. Zwischen dem Treibeise wurde hier und dort ein oder der andere große Eisberg gesehen. Eisberge kommen jedoch in weit geringerer Menge an der Ost- als an der Westküste vor.

In der Hoffnung, recht bald bei Umanak oder Ekallumiut landen zu können, wollte Nordenskiöld sich hier nicht allzulange mit einem Versuche, den Eisgürtel zu forcieren, aufhalten, obgleich letzteres kaum eine besondere Schwierigkeit verursacht hätte. Er dampfte daher wieder weiter, doch änderte sich jetzt das bisher schöne Wetter. Die ganze Küste und die umliegenden Eisfelder wurden in eine dichte Schneewolke gehüllt. Teils um nicht während des dicken Wetters zwischen dem Treibeise festzufahren, teils um nicht plötzlich im Nebel auf eine zu spät wahrgenommene Eisklippe zu stoßen, und schließlich, um nicht während der Fahrt gegen die Strömung zu viel Kohlen zu verlieren, ließ er die „Sofia“ etwas vom Lande weiter ab aus der kalten, von Norden her kommenden in die warme, nach Norden gerichtete Strömung steuern.

Am Abend des 3. September legte sich der Wind wieder, und das Wetter klärte sich auf. Die südliche Strömung hatte damals bereits die „Sofia“ an der Stelle vorbeigeführt, wo Nordenskiöld beabsichtigte, ans Land zu steigen. Die Jahreszeit und der Kohlenvorrat ließen es nicht rätlich erscheinen, zu wenden. Er gab also zu seinem großen Bedauern den früheren Landungsplan auf, um an dessen Stelle irgendwo südlich von Kap Dan eine Landung zu versuchen. Dieses Vorgebirge würde, falls der Ejnarsfjord bei Umanak oder Ekallumiut läge, anscheinend mit dem ehemaligen grönländischen Herjolfsnaes identisch sein.

Am Morgen des 4. September bekam man Kap Dan in Sicht. Das Meer schien in der Richtung gegen dieses Vorgebirge vollkommen eisfrei zu sein. Nordenskiöld dampfte wieder dem Lande zu, entschlossen, diesmal einen ernsthaften Versuch zu machen, den Eisgürtel zu forcieren, welchen er hier schließlich anzutreffen vermutete und der ihm auch wirklich etwa zwanzig Seemeilen vom Lande entgegentrat. Das Treibeis war, nachdem dessen dicht gepackte Außenkante passiert worden war, ziemlich zugänglich. Es bestand aus gleichartigen, nicht zusammengeschobenen Eistafeln, welche sich nur wenige Fuß über die Wasserfläche erhoben und selten mehr als dreißig bis vierzig Fuß im Durchmesser besaßen. Hier und dort traf man große Eisberge an. Nach der Landseite war der Eisgürtel wieder von einer dichteren Kante begrenzt, hinter welcher sich eine so gut wie eisfreie, drei bis vier Meilen breite Küstenrinne befand. Das Wasser war hier glatt wie in einem Teiche, so daß man überall mit einem Boote am Ufer landen konnte. Die Küstenberge traten an den meisten Stellen in das Meer mit fast steilen Abhängen, ohne irgend ein niederes grasbewachsenes Unterland freizulassen.

Gerade gegenüber der Stelle, wo das Schiff durchgebrochen war, sah man eine offene Bucht sich tief in das Land hineinerstrecken. Nordenskiöld wollte anfangs hier ankern, um daselbst, ehe es zu spät wurde, einige Sonnenhöhen aufzunehmen; aber bei der Ankunft zeigte es sich, daß die Bucht keinen Schutz für das Schiff gewährte und daß sie wegen der Meerestiefe und Beschaffenheit des Bodens keinen brauchbaren Ankerplatz bildete. Auf alle Fälle ging er hier mit den Gelehrten der

Expedition auf einige Stunden ans Land, wobei er einige Mann aussandte, um von den Bergesspitzen die nahegelegene Küste zu rekognoszieren und zu sehen, ob nicht ein wirklicher Hafen sich in der Nähe befände. Alle Mann waren um vier Uhr an Bord zurück: die Gelehrten mit einer über Erwarten reichen Ernte von den steilen, mit üppiger Vegetation bedeckten Bergabhängen; die ausgesandten Mannschaften mit dem willkommenen Bescheide, daß ein dem Aussehen nach guter, gegen Wind und Treibeis geschützter Hafen in der Nachbarschaft entdeckt sei. Man dampfte schnell dorthin und ließ den Anker daselbst um sechs Uhr nachmittags fallen. Es war ein schöner, in mehrere Arme geteilter Fjord, der nur durch eine sehr schmale Mündung in Verbindung mit dem Meere stand und in seinem Inneren an vielen Stellen herrliche und wohlgeschützte Ankerplätze bot. Auch unter der an vielen guten Häfen so reichen Küste Skandinaviens würde dieser für den allervorzüglichsten gehalten werden.

Nordenskiöld benannte diesen Hafen mit dem Rechte des Entdeckers „König Oskars-Hafen". Es ist der erste Hafen an der Ostküste Grönlands südlich vom Polarkreise, wo Fahrzeuge in den letzten Jahrhunderten ankerten. Wenn Kap Dan das alte Herjolfsnaes wäre, so würde König Oskars-Hafen vielleicht dem bei Herjolfsnaes gelegenen, von Ivar Baardsön erwähnten Hafen „Sand" entsprechen, der „allgemein von Kaufleuten und Normännern benutzt wurde". Daß die Nordmänner verschiedene Male hier waren, scheinen zwei auf den Bergeshöhen aufgeführte Steinwälle anzudeuten, welche vermutlich als Einsegelungsmarken behufs Wiedererkennen der von Klippen verdeckten Mündung des Fjordes gedient haben. Außerdem wurden hier Steinanhäufungen von einem kleineren Hause derselben Art wie die Grundmauern der Normannenhäuser an der Westküste getroffen. Gewiß sind diese ehemaligen Überreste allzu unbedeutend, als daß man aus denselben mit Sicherheit schließen könnte, man habe hier wirklich eine der „Bygden" des alten Grönlands vor sich. Aber sie verdienen auf alle Fälle als Fingerzeige für künftige Untersuchungen an der Ostküste Grönlands beachtet zu werden.

Schnell, nachdem der Anker gefallen, gingen die Mitglieder der Expedition an Land und zerstreuten sich zum Zweck der Untersuchung nach allen Richtungen.

König Oskars-Hafen ist an vielen Stellen von schönen Thälern mit dichten ebenen Grasmatten und üppigem Buschwerk umgeben. Der Pflanzenwuchs erscheint hier üppiger und die Grasmatten weniger mit Moos gemischt als die auf demselben Breitengrade belegenen und von granitischen Bergarten umgebenen Fjorde an der Westküste Grönlands.

Aus einem der Thäler floß ein Bach hervor, dessen Strandgefälle an mehreren Stellen aus losen, von keiner Grasmatte gebundenen Sandlagern bestand. Hier sahen die Schweden Spuren von Eskimos. Ein Teil dieser Spuren war einige Tage alt, andere so kurz vorher eingedrückt, daß der durch den Fuß entblößte, unter der Oberfläche liegende feuchte Sand noch nicht getrocknet war. Augenscheinlich hatten die Eskimos den Platz geräumt, als sie sahen, daß zum erstenmal ein Fahrzeug die Eismauer durchbrach, welche die Küsten bisher so sicher gegen unwillkommenen Besuch geschützt hatte.

An mehreren Stellen am Strande fanden die Reisenden ziemlich wohlerhaltene Überreste von Eskimowohnungen aus Stein und Torf aufgeführt, von Eskimogräbern, von labyrinthförmigen Steinanhäufungen — vielleicht Spielplätze — von Feuerstellen, Speckgruben, Fuchsfallen u. s. w. Die letztgenannten waren sicherlich kürzlich in Gebrauch gewesen und auf eine höchst sinnreiche Weise aus Steinfliesen und Rollsteinen ohne Zuhilfe von Holz oder Knochen verfertigt. In einem Kindergrabe — ein Steinhaufen am Fuße eines vorspringenden Klippenweges — wurden ganz schön verfertigte Miniatur-Fanggerätschaften gefunden.

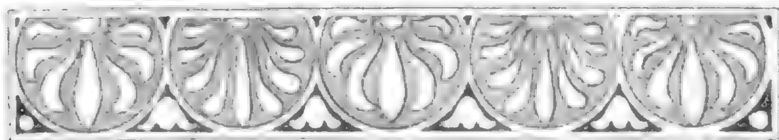
Die Naturforscher erhielten hier eine

Menge neuer Beiträge zur Fauna und Flora von Ostgrönland. Unter diesen muß besonders erwähnt werden die aus Skandinaviens Bauernhöfen, Bauplätzen und bebauten Äckern wohlbekannte Gewächsart Potentilla anserina, welche in Grönland bisher vorzugsweise an den alten Ansiedelungsplätzen der Normannen getroffen worden und deren Vorkommen deshalb vielleicht als ein Anzeichen dafür betrachtet werden kann, daß die Normänner einst auch diese Gegend bebaut haben. Es wurden Renntierspuren, aber keine Spuren von Moschusochsen gesehen und auch weder Bären noch Walrosse, sondern nur einige wenige Seehunde angetroffen.

Daß die Eskimos geflüchtet waren, war äußerst zu bedauern. Nordenskiöld hätte nämlich sonst gewiß von ihnen viele wichtige Nachrichten über das Land und Volk in diesem Teile Grönlands erhalten, welche Aufschlüsse vielleicht viele bisher angezweifelte Fragen betreffs der Lage der alten normännischen Kolonien definitiv hätten lösen können.

Da er weder auf dieser Stelle die Anwesenheit von Eingeborenen feststellen oder von hier aus weiter ins Innere des Landes vordringen konnte, so lichtete er bereits am folgenden Tage den Anker, um weiter zu gehen, womöglich nach dem großen, stark bevölkerten Fjord, der nach den Nachrichten, welche die Ostländer dem Premierlieutenant Holm und dem Pastor Brodbeck gegeben hatten, ein Stück nördlich von Kap Dan angetroffen werden müßte. Vor der Abreise hatte er zwei Fangmänner auf die Felsen gesandt, um zu rekognoszieren. Sie kamen mit der Nachricht zurück, daß der Eisgürtel außerhalb der Küste jetzt schwächer wäre als bei der Ankunft. Dieses bestätigte sich auch anfangs, aber es wurde späterhin sehr schwer, von der niedrigen Takelage des Fahrzeuges aus den besten Weg auszuspähen, und bald war man daher wieder an Stellen, wo die „Sofia“ sich einen Weg durch dichtes Treibeis bahnen mußte. Am schlimmsten war es, als das Schiff an die äußerste Grenze des Eisgürtels gelangte. Hier war das Treibeis nicht allein sehr dicht, sondern es wurde auch mit Krachen und Getöse von einem sehr starken Wellenschlage hin- und hergerollt. Es sah bedenklich aus, mit dem gebrechlichen Fahrzeug sich in dieses Wühl- oder Stampfwerk zu wagen, wo die gewaltigsten Eisblöcke nach und nach zerrieben und zerstört wurden. Nichts blieb aber übrig, im Falle Nordenskiöld nicht warten und sich etwa einer Überwinterung aussetzen oder den Durchbruch des Eises unter weit schwierigeren Verhältnissen als jetzt ausführen wollte. Glücklicherweise war der Gürtel, wo dieses Eisrollen stattfand, ganz schmal; der Durchbruch durch denselben ging auch, so gefährlich er aussah, glücklich, ohne eine andere Spur für die „Sofia“ von statten, als daß sie mit ihrer roten Mennigefarbe die Stellen markierte, wo sie die blauweiße Eisbarriere zerbrach.

Wenige Wochen darauf befand sich der kühne Forscher wohlbehalten mit allen Teilnehmern der Expedition wieder in der schwedischen Heimat, reich an Erfahrungen und Kenntnissen über viele bis dahin gänzlich unbekannte Teile und Verhältnisse Grönlands, aber dennoch gegenüberstehend einer Reihe neuer Rätsel der nordischen Sphinx!



Ein Besuch auf Borneo
und ein Ausflug zu den Dayaks.

Von

Emil Marburg.

Vier lange Wochen hatte ich in dem eintönigen Batavia verlebt, umgeben von europäischem Luxus und Civilisation. Java hatte ich nach allen Richtungen hin durchstreift und nur wenige von der Kultur fast unberührte Orte gesehen. Das berühmte Gift- oder Todesthal hatte ich besucht, ebenso das Moro Api oder das ewige Feuer; in den großen Städten Surabaya und Batavia wochenlang verharrt — was Wunder, wenn ich mich schließlich von der zum größten Teil europaisierten Insel hinwegsehnte!

Nach einem anderen Teile des Indischen Archipels stand mir schon lange der Sinn, und bloß aus Mangel an günstiger Fahrgelegenheit hatte ich meinen Plan von Woche zu Woche verschieben müssen. Borneo, jener noch so wenig bekannten und nur an den Küsten von Europäern bewohnten riesigen Insel, wollte ich um jeden Preis einen, wenn auch nur kurzen, Besuch abstatten und wenn irgend möglich eine Partie ins Innere zu den Dayaks, den berüchtigten Kopfjägern, unternehmen. Mein Gastfreund in Batavia riet mir zwar auf das allerentschiedenste ab, dieses furchtbare Land zu bereisen, wo Mord und Räuberei zu Hause seien, wo Dayaks und wilde Tiere bei Nacht das Lager überfielen, riesige Giftschlangen mit Krokodilen vereint auf jeden Wanderer lauerten und noch sonst alles Schreckliche dieser Erde zusammengehäuft schien. Mir kam es aber so vor, als wenn Borneo für ihn wie für viele andere Holländer hier eine terra incognita wäre; daß sie in diesem Falle wie überall mit allen möglichen Ungetümen im Inneren bevölkert wird, passiert ja stets. Nur die Küstenstriche, an denen holländische Kaufleute wohnten, mit denen sie in Handelsbeziehungen standen, waren ihnen genauer bekannt.

Mein Entschluß wurde noch dadurch bestärkt, daß sich mir ein junger englischer Arzt anschließen wollte, der seine naturwissenschaftlichen Studien in dem pflanzenüppigen Java gemacht und nun Lust

hatte, dieselben auf Borneo fortzusetzen. Mir konnte das nur angenehm sein; denn was geht über einen wissenschaftlich gebildeten Reisebegleiter, besonders wenn er noch dazu ein Jünger des Äskulap ist!

Eine günstige Gelegenheit kam uns sehr zu statten: ein Hamburger Dampfer sollte morgen die Anker lichten, um erst noch die Südküste Borneos und Celebes anzulaufen und dann nach den Besitzungen seines Hauses auf den Südseeinseln zu gehen. Über Passage wurden wir bald mit dem Kapitän einig; am Abend noch wurde unser Gepäck an Bord geschafft, und am anderen Morgen früh fünf Uhr verließen wir die Reede von Batavia, begleitet von unzähligen Dschunken und Fruchtbooten, die noch zuletzt einen Handel mit uns anknüpfen wollten. Bald waren die letzten Häuserreihen unseren Blicken entschwunden, noch ein Bogen mußte gemacht werden, und dann dampften wir in das herrliche Indische Meer hinaus.

Eine köstliche Fahrt! Ein freundlicher Himmel lachte auf uns herab, um uns her spielte in dem spiegelglatten Wasser eine Herde lustiger Delphine und hin und wieder tauchte ein farbenglänzendes Korallenriff aus der Tiefe auf. Die Nacht verbrachte ich, in einer Hängematte träumend, auf Deck und erfrischte mich an der linden gewürzreichen Seeluft dieser Zone. Unsere Reisegesellschaft bestand aus einigen holländischen Kaufleuten, die Geschäfte halber nach Borneo reisten. Nach einer viertägigen Fahrt liefen wir in den breiten Baritostrom ein, uns zur Rechten lag die Stadt Bandjermasin, das bornuesische Venedig genannt. Wir mieteten eine kleine Prau, luden unser Gepäck ein und fuhren dann durch eine Menge kleiner Kanäle hin, bis wir nach kurzer Zeit das beste Gasthaus der Stadt, das Hotel Pasengerahan, erreicht hatten. Wir fanden es dort recht komfortabel für hinterasiatische Verhältnisse und vor allem gemütlich. Wir speisten auf echt holländische Art zu Mittag und machten nachmittags eine größere Spazierfahrt, teils auch einen Spaziergang durch die Stadt.

Bandjermasin ist hauptsächlich auf Pfählen erbaut, nur einzelne Gebäude sind auf den festen Inseln aufgeführt. Die Stadt zählt etwa 40000 Einwohner der verschiedensten Nationalität, ist aber in drei streng voneinander abgesonderte Teile geschieden. Der eleganteste und der Hauptteil ist der der Holländer auf der Insel Tatta; hier wohnen sämtliche holländische Regierungsbeamte, Kaufleute und höhere Militärs, wohl an hundert. Die Straßen sind wie in den Niederlanden eng und werden bei Hochflut unter Wasser gesetzt. Die Häuser sind fast durchgängig aus Holz hergestellt, die hervorragendsten und stattlichsten sind der Regierungspalast, das Klubhaus, das Hospital und die mehr abseits liegenden Kasernen. Viel Interessantes giebt es da nicht zu sehen.

Deshalb wandten wir uns auch bald dem chinesischen Quartier zu. Wie überall haben sich die Chinesen nur des Handels wegen hierher gezogen; sie betrügen dabei die Malayen und die Eingeborenen, wo sich auch nur eine Gelegenheit darbietet. Die ganze Vorderfront ihrer unansehnlichen Häuser ist zu Läden eingerichtet; da giebt es Opiumhallen, Rattenschlächtereien, Materialwarenhandlungen, Diamantverkaufsläden, Spielhöllen und ähnliche Lokale. Gegen die Dayaks hegen sie dieselbe Antipathie wie diese gegen sie, während sie mit den Malayen schon auf freundlicherem Fuße stehen; gegen die Europäer aber sind sie die Liebenswürdigkeit und Höflichkeit selbst. Von einem alten, fetten Sohn des Himmlischen Reiches wurden wir eingeladen, eine Tasse Thee bei ihm einzunehmen. Wir acceptierten dankend; es wurden aber ihrer zehn, was bei der vortrefflichen Theesorte und den kleinen Tassen noch eben nicht zu viel sagen will. Draußen wollten einige jüngere Chinesen gleich einen Goldhandel mit uns anfangen, ließen aber bald von dem Versuch ab, als sie merkten, daß wir wohl zu anderen Zwecken als zum Geldverdienen hergekommen sein möchten.

Nach zwei Stunden trug uns eine bequem eingerichtete Prau nach den malayischen Behausungen. Dieses Viertel machte auf uns den unbehaglichsten Eindruck: überall Schmutz, sumpfige Pfützen und Kanälchen; enge Spelunken, schon mehr Höhlen dienten den Insassen zur Wohnung. Meistenteils sind diese Malayen wohlhabend, ja sogar reich; sie besitzen dann einen eigenen Kohlenschacht, und Dayaks müssen wie Sklaven jede Arbeit für sie verrichten. Den Handelssinn haben sie übrigens mit den Chinesen gemeinsam. Auch mit uns wollten sie sich in Kohlenspekulationen einlassen, und wir hatten genug zu thun, uns ihrer zu erwehren.

Zeit genug behielten wir noch übrig, ein in der Nähe im Betrieb befindliches Kohlenbergwerk zu besuchen. In Körben gelangten wir in den Schacht hinab, eine schreckliche Atmosphäre empfing uns. Die Luft ist hier unten erstickend heiß und ganz mit dem für die Lungen so gefährlichen Kohlenstaub gefüllt. Wir schritten einen Gang ein Stück hinunter, über uns glitzerten die schwarzen Steinkohlenmassen. Die Steinkohlen Borneos sind von anerkannter Güte und werden nach der ganzen Welt verschickt. Die Arbeit in den Bergwerken verrichten die Dayaks, die Eingeborenen Borneos. Ihre Kleidung beschränkt sich wegen der unerträglichen Hitze sowohl bei Männern als auch Frauen auf einen Lederschurz um die Hüften; so arbeiten sie von morgens bis spät abends, langsam dabei hinsiechend. Eine eigentliche Sklaverei besteht da, wo die holländische Regierung gebietet, nicht, aber es ist doch eine Art von Zwangsarbeit für die Dayaks eingeführt, um dieselben zu geregelter und nutzbringender Thätigkeit anzuhalten. Wir waren froh, als wir das dumpfe, unterirdische Gefängnis verlassen konnten.

Teppanbaum (Polyalthea).

Nach zweitägigem Aufenthalt in Bandjermasin traten wir unsere so heiß ersehnte Tour ins Innere an, um in den heiligen Urwald einzudringen. Wir hatten eine hübsche etwa zwanzig Fuß lange Prau

gemietet, die mit breiten Bänken, gutem Steuer und einer gemütlichen kleinen Kajüte ausgestattet war. Unsere Besatzung, welche das aus einem Baumstamm gehöhlte Fahrzeug rudern sollte, bestand außer dem Führer, einem intelligenten Malayen, aus zehn Männern, lauter friedliebenden Dayaks. Dem Doktor und mir hatte sich noch der Sohn eines höheren Beamten aus Bandjermasin angeschlossen, den sein weißer Diener begleitete. Wir versahen uns noch reichlich mit kleiner Münze, verschiedenen Geschenken und frischen Lebensmitteln und lichteten dann, wenn man so sagen darf, die Anker.

Wir fuhren den mächtigen Barito hinauf. Zuerst sind seine Ufer flach und sumpfig, aber nach zweistündiger Fahrt sahen wir sie schon wellig und mit Bäumen bestanden; bald befanden wir uns in dem dichtesten, stillen Urwald. Hin und wieder schlug ein größerer Fisch in die Höhe, Wasservögel zeigten sich am Ufer und einsam schwebte ein mächtiger Raubvogel gerade über uns. Von Raubtieren, die etwa zum Trinken ans Wasser gekommen wären, sahen wir ebenso wie von Schlangen keine Spur, nur eine Herde Affen bildete über einen kleinen Nebenfluß eine langgestreckte Kette.

Gegen abend erreichten wir Marabahan, eine lebhafte Handelsstadt, bei welcher der Nagara in den Barito mündet. Auch in der Umgebung dieser Stadt befanden sich Kohlenminen, wie denn überhaupt Borneo über unerschöpfliche Kohlenlager verfügt. Die Nacht blieben wir hier und kampierten schlecht und recht in dem Hause eines angesehenen Chinesen. Gegen morgen setzten wir unsere Reise fort, um so bald als möglich in das Gebiet der unabhängigen Dayaks zu kommen.

Die zweite Stadt, die wir antrafen, war Marganari. Sie ist äußerst umfangreich und bevölkert, der ganze Distrikt soll sogar 300000 Einwohner zählen. Früher stand hier die Waffenfabrikation in voller Blüte, besonders wurden vortreffliche Schwerter angefertigt; seitdem aber die Holländer dieselbe verboten haben, ist auch der Handel der Stadt bedeutend zurückgegangen.

Am anderen Mittag ruderten wir weiter den Nagara hinauf. Beide Ufer waren von üppigem tropischem Walde bekränzt, ringsherum herrschte Totenstille. Wir hatten bereits die äußerste Grenze der Civilisation überschritten und befanden uns im Gebiet der wilden Völkerschaften. Nach dreitägiger, anstrengender Fahrt gelangten wir zu einem kleinen Dorfe, dessen Name mir jetzt entfallen ist. Dies sollte der Zielpunkt unserer Wasserfahrt sein und von hier der Marsch quer durch den fast undurchdringlichen Urwald angetreten werden. Die Wohnungen im Dorfe standen öde und leer, die Bewohner mußten wohl den Fischfang schon beendigt haben. Wir quartierten uns in einer der Hütten ein. Die Nacht, die wir dort zubrachten, war schrecklich. Es wimmelt hier alles von Moskitos und Ameisen. Besonders war eine kleine weiße und eine ähnliche rötliche eine fürchterliche Plage für uns. Wo sie nur die bloße Haut berührten, entstanden Blasen, und es war das Gefühl, als würden wir mit Nesseln gepeitscht. Wir waren deshalb auch herzlich froh, als der Morgen goldig anbrach und wir unsere Weiterreise fortsetzen konnten. Freilich mußte dieselbe von jetzt an zu Fuß gemacht werden, da es auf Borneo keine eingeborenen Pferde giebt. Aber dafür wurden wir reichlich durch die kostbare Luft, die in allen Farben spielende echt tropische Vegetation und das muntere Gezwitscher der Vögel entschädigt. Wir rückten nur langsam vorwärts, weil oft erst der Weg durch die üppig wuchernden Schlingpflanzen mit dem Beile gebahnt werden mußte. Raubtiere und giftige Schlangen trafen wir ebensowenig an als Nashörner und Elefanten, und wir konnten jetzt sehen, was von den Schilderungen auf Java zu halten sei. Wir bemerkten nur eine kleine, unschädliche Leopardenart. Desto mehr sind die Grasfresser vertreten: ganze Herden lustiger Affen schaukelten sich über uns in den Bäumen, und hübsch gefleckte Zibethkatzen kletterten in unge-

zählter Menge von einem Stamm zum anderen.

Wir fanden die herrlichsten und geschätztesten Bäume, deren Produkte in Europa allgemein bekannt sind. So den Teppanbaum (Polyalthea), dessen Wurzeln sich weithin über der Erde verzweigen und in dessen Gewirre die Vögel zahlreiche Nester gebaut haben; dann den Tabanbaum, von dem das beste Guttapercha gewonnen wird; ferner das spanische Rohr, den beliebten Sagobaum und die schlanken Baumfarn. Vor allem aber die Durianen, welche köstliche Früchte tragen, die aber die Malayen verachten, weil der Kern einen überaus unangenehmen, zwiebelartig scharfen Geruch besitzt. Wir Europäer delektierten uns desto mehr an der aromatischen, melonenähnlichen Frucht. Die Nacht wurde in einem improvisierten Zelte zugebracht, und trotz aller Insektenplagen und Affengekreisch schliefen wir bei der linden Tropenluft vortrefflich.

Vier Tage vergingen so unter mannigfacher Abwechselung, am fünften kam uns das erste Dorf der Dayaks in Sicht. Unsere malayischen Führer zeigten einige Unruhe, denn sie wußten ebenso wie wir, daß die Dayaks zwar niemals Europäer, wohl aber bei jeder passenden Gelegenheit die Malayen und Chinesen, die sie als ihre Todfeinde ansehen, angriffen und, wenn der Sieg wie fast immer wegen ihrer Übermacht auf ihrer Seite war, ihnen dann ohne weiteres die Köpfe abschnitten. Als unsere Führer und Diener hofften wir aber, daß sie von den Dayaks friedlich behandelt werden würden. Ungescheut betraten wir deshalb das Dorf und wandten uns zunächst der Behausung des Häuptlings, in der Dayaksprache Panglima genannt, zu. Nachdem wir ihm unsere Geschenke übergeben hatten, wurden wir auch freundlich willkommen geheißen und uns wie den Malayen, welche man von allen Seiten argwöhnisch beobachtete, eine Abteilung der ersten Hütte als Wohnung angewiesen. Uns allen, auch den Malayen, war der persönliche Schutz des Panglima zugesagt worden. Wir trugen kein Begehren, sogleich in unsere enge Wohnung einzuziehen, und machten deshalb erst einen Gang durch den Ort.

Das ganze Dorf bestand aus drei Hütten, jede etwa hundertundsechzig Fuß lang, welche vollständig auf Pfählen erbaut sind und zwar so hoch, daß ein mittelgroßer Elefant bequem darunter hinweggehen könnte. Die Form der Hütten ist rund, mit einem aus Palmenblättern bestehenden, spitz zulaufenden Dache, statt der Thüren sind leichte geflochtene Matten aufgehängt. Das Gebäude hat etwa das Aussehen eines Leinewandcirkus auf unseren Jahrmärkten. Die ganze Hütte, in der eine Unmenge Menschen wohnen, ist in zwei Hälften geteilt, deren eine den Schlafraum und deren andere den gemeinsamen Arbeitsraum bildet; eben hier wohnt auch das ganze Geflügel: Hühner, Tauben und Enten, zu welchen auch wir ohne Umstände einquartiert wurden. Über übergroße Reinlichkeit konnten wir deshalb wenigstens nicht klagen. Als wir in das erste Zimmer — wenn wir diese Schmutzhöhle euphemistisch so nennen dürfen — eingetreten waren, sahen wir an beiden Wänden eine lange Reihe alter und junger Dayaksweiber sitzen, alle mit Mattenflechten beschäftigt. Wir sahen ihnen eine Weile mit Interesse zu und wandten uns dann, den zweiten Raum zu besichtigen. Vor Schreck traten wir ein paar Schritte zurück, denn über der Thür hingen wie eine Guirlande etwa fünfzig getrocknete Menschenschädel, in deren Augenhöhlen weiße Muscheln eingesetzt waren. Jetzt kehrten wir voll Abscheu um und kletterten eilig die eingekerbten Baumstämme hinab, die zum Fußboden führten.

Was das Äußere der Dayaks anbetrifft, so sind sie geradezu, Männer wie Frauen, häßlich zu nennen. Der Mund ist groß, die Nase platt mit breiten Flügeln, die Lippen blaß und dick, oft durch das fortwährende Betelkauen verzerrt. Ihre Haut ist schieferartig und äußerst rauh, von hellbrauner Farbe, Augen und Haare sind schwarz. Das Sonderbarste aber sind ihre Ohren. Von frühester Jugend an

werden Stäbchen durch die Läppchen gesteckt, dieselben dann stets durch größere ersetzt, schließlich dicke Pflöcke, so daß die Ohren bei den Erwachsenen bis auf die Schultern herabhängen, was abscheulich aussieht.

Die Kleidung der Männer im Frieden besteht nur in einem Bastgürtel um die Lenden, sonst sind sie vollständig nackt. Ihre Kriegskleidung ist etwas vollkommener: auf dem Kopf ein kugelförmiger Helm,

Junger Dayak.

um den Leib ein mit Perlen, Muscheln und Perlmutter reich verziertes Wams, an dem Fuße eine Art Sandalen. An Waffen führen sie einen Köcher, aus Rohr gearbeitete und mit einem scharfen Fischzahn versehene Pfeile, welche in ein furchtbares Gift getaucht sind, und ein Blaserohr, welches etwa fünf Fuß lang ist und aus dem sie ihre Pfeile mit nie fehlender Sicherheit abschießen. Da das Rohr auch mit einer scharfen Spitze, gleichsam einem Bajonett, versehen ist, dient es ihnen außerdem zur Lanze. An der Seite tragen sie den Klewang, eine Art Schwert, das in seiner Form mit einem großen Rasiermesser Ähnlichkeit hat und von furchtbarster Wirkung ist. Außerdem haben sie noch den Parang, einen kurzen, breiten Dolch. Man sieht, daß die Dayaks wohl ausgerüstet sind wie ein richtiges Kriegsvolk, und in der That leben sie in beständigen Fehden mit anderen Stämmen.

Das Kleid der Frauen bildet ein knapp anliegendes, ebenfalls geschmücktes, kurzes Tuchröckchen, das durch einen aus Bambusringen und blinkenden Messingstreifen bestehenden Gürtel zusammengehalten wird. Überhaupt behängen sie sich gern mit allerlei glitzerndem Tand.

Die Mädchen heiraten mit zehn und zwölf Jahren, machen also darin von den Javanerinnen keinen Unterschied. — Die Sprache der Dayaks ist ein schlechter Dialekt des Malayischen.

Am Nachmittag hatten wir noch Gelegenheit, einem der beliebten Schwerttänze beizuwohnen. Zwei geschmückte junge Männer tanzten, die graziösesten Stellungen einnehmend, um ein paar kreuzweis auf dem Boden liegender Schwerter. Ihre Bewegungen waren wirklich kunstvoll, wie man es sonst bei so wilden Völkern selten findet. Zuletzt ergriffen sie die Schwerter und fochten auf die geschickteste Weise, gleich den besten Fechtern.

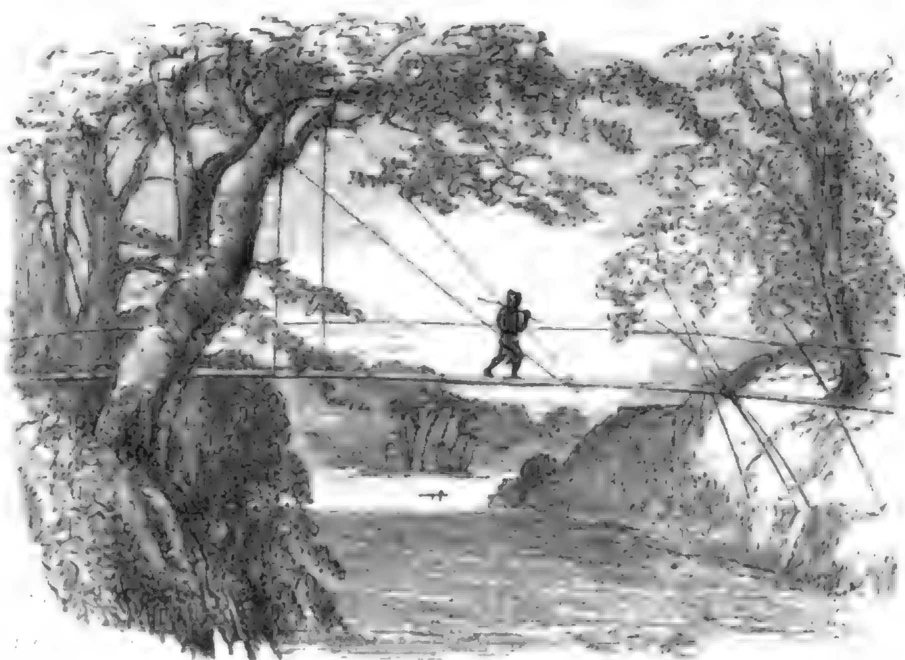
Was das Kannibalentum der Dayaks anbetrifft, über welches ich weiter unten noch eine kurze Schilderung geben will, so ist es vollständig mit in ihre Religion, ihr Leben und ihre Sitten verwachsen. Kein Dayak darf einen eigenen Hausstand gründen, bevor er nicht mindestens drei Köpfe in seiner Hütte hängen hat.

Um Panglima zu werden, muß der Aspirant erst mindestens hundert Köpfe erbeutet haben. Die Lebensweise der Dayaks steht noch auf der niedrigsten Kulturstufe. Sie konsumieren nur das, was Jagd und Fischerei ihnen darbieten, und auch dieses roh, höchstens mit etwas Salz bestreut. Alle nur irgend fangbaren Tiere werden verzehrt, sogar Schlangen, Eidechsen, Ratten, Mäuse und Krokodile. Sie gleichen hierin vollkommen den Chi-

Digitized by Google

nesen. Kleinere Tiere werden nicht einmal erst ausgenommen, sondern einfach auf Kohlen ein klein wenig geröstet. Als Zukost haben sie Reis, der nie fehlen darf und, in Wasser gesiedet, als Lieblingsspeise dient. Ihre Gefäße sind meistenteils Menschenschädel, große und kleine, je nach Bedarf.

Abends machte ich der Behausung einer alten Frau einen Besuch, sie war der Arzt des Stammes. Ich sah auch ein hübsches Beispiel ihrer Heilkunst. Ein junger Dayak war ungeschickt gewesen und von einem Baume gestürzt, wodurch er sich wohl innerlich verlezt hatte. Das Weib machte ihm Kräuterumschläge, aber wunderbarerweise um den Kopf, was jedoch leider keinen Erfolg hatte, denn der Patient stöhnte herzzerreißend. Sie rieb ihm deshalb den ganzen Körper mit Schlangenfett ein, das die Dayaks durch Erlegen großer Riesenschlangen zu gewinnen wissen; auch dieses kostbare Mittel half nichts. Jetzt sollte ich als Wunderdoktor eintreten. Ich gab ihm aus meiner Reiseapotheke eine gute Dosis Glaubersalz, was ihm auch zu bekommen schien. Unser englischer Arzt war leider gerade auf einem botanischen Ausfluge nach den nahen Bergen.



Bambusbrücke.

Schon acht Tage waren wir im Dayaksdorfe, alles war seinen gewohnten Lauf gegangen, und wir dachten bereits unsere Heimreise anzutreten, als ein Umstand eintrat, infolge dessen wir noch längere Zeit hier verweilten. Ein Bote vom Panglima Oppurna brachte uns die Ankündigung, daß nach drei Tagen ein großes Tiwah stattfinden werde, wozu auch wir freundlichst eingeladen wären. Tiwah bedeutet „Totenfest"; es wird zu Ehren der Verstorbenen abgehalten und dauert gewöhnlich acht Tage. Da wohl erst wenige Europäer einem solchen Feste beigewohnt hatten, so war es uns natürlich sehr interessant, davon Augenzeuge zu sein. Große Vorbereitungen, wie wir es eigentlich erwartet hatten, trafen die Dayaks zu ihrer Nationalfeier nicht. In dem nächsten Felde wurden ungefähr zwanzig Pfähle fest in die Erde gegraben und einige lange Gräben gezogen, zu Sitzen für die Zuschauer bestimmt.

Am Tage vor dem Beginn des Festes kam eine Abteilung Dayaks von einem kleinen Kriegszuge heim. Fast sämtliche Krieger trugen abgeschlagene Köpfe, diejenigen, welche die meisten hatten, gingen voran. Alle daheim gebliebenen Dayaks zogen ihnen entgegen, um die Sieger im Triumph einzuholen. Am Schluß des Zuges wurden etwa dreißig Gefangene geführt, die jedenfalls zu einem jener schrecklichen Mahle bestimmt waren, deren Teilnehmer wir als Kannibalen bezeichnen.

Am folgenden Morgen begannen die Festlichkeiten. Die Liaus, das heißt die Priester des Stammes, riefen die Götter, besonders den Dewata Dugingang an, dann erschienen die Bliangs, sechs Prieste-

rinnen, die jeder Stamm besitzt, und stimmten eine herz- und ohrenzerreißende Totenklage an, vor der wir aber bald flüchten mußten. Das Singen und Beten dauerte den ganzen Tag; während dessen hockten die übrigen Dayaks in den Gräben und hörten voll Andacht zu. — Am nächsten Tage wurden zuerst drei Kriegsgefangene vorgeführt; die Liaus schienen sie zu verfluchen und den Zorn Dewata Dugingangs auf sie herabzurufen. Darauf wurden sie entkleidet, das heißt ihnen der Lederschurz abgenommen, und an die Marterpfähle gebunden. Ein Dayakskrieger nach dem anderen kam nun schnellen Schrittes heran, stieß ihnen den scharfen Klewang leicht in den Körper und kehrte dann in einem Bogen auf seinen Platz zurück. Hierauf wurde von allen Seiten mit den Parangs auf sie geworfen, bis die armen unglücklichen Opfer ganz von Wunden und Blut bedeckt waren. Keine derselben jedoch war tödlich, die bedauernswerten Menschen sollten sich nun langsam verbluten; oft leben sie aber noch vier bis fünf Stunden unter den schrecklichsten Qualen. Wir konnten diese Grausamkeit gar nicht mehr mit ansehen und gingen in unsere Hütte. Als wir uns gegen mittag wieder nach dem Festplatze begaben, waren die armen Gefangenen auch richtig zu Tode gemartert. Die Leichen wurden nun von den Pfählen gerissen, und siegestrunken warfen die Dayaks die von den toten Körpern abgeschnittenen Stücke Fleisch auf ein Kohlenfeuer, um sie nach kurzer Zeit zu verschlingen. Oft können sie selbst das Rösten nicht einmal abwarten und verzehren, so unglaublich es auch scheinen mag, die Leichen roh. Auf solche Weise sollten jeden Tag zwei bis drei Gefangene gemartert werden, da dies Fest uns zu Ehren zehn bis zwölf Tage dauern sollte. Wir hatten jedoch genug von dem einen Tage, und trotz aller Bitten und Einwendungen des Panglima beschlossen wir, schon morgen in aller Frühe aufzubrechen. Auch unsere Malayen, denen die ganze Zeit über in nächster Nähe ihrer grimmigsten Feinde nie wohl war, waren von Herzen mit der sofortigen Abreise einverstanden.

Am Nachmittag wohnten wir noch der Beerdigung des trotz Glaubersalzes verstorbenen Dayak bei. Ein langer Zug bewegte sich an uns vorüber, voran gingen mehrere Liaus, dann folgten drei Bliangs, Trauergesänge heulend, nach ihnen kam die Leiche, unbekleidet, von vier Sklaven auf Stangen getragen, zum Schluß gingen wieder drei Bliangs. Die Richtung desselben war zu unserer Verwunderung nach dem Urwalde zu; an einer besonders dichten Stelle in demselben wurde endlich Halt gemacht. Die Liaus zeichneten einen Kreis in den Rasen, mitten hinein wurde die Leiche gesetzt. Nach mannigfachen Gesängen, Beschwörungsformeln und rasenden Tänzen der Priester und Priesterinnen, während wir uns zurückziehen mußten, nahmen die Träger, recht kräftige Männer, die Leiche und erkletterten mit ihr einen besonders hohen Baum. — Wir wußten gar nicht, was sie eigentlich mit derselben da oben anfangen wollten. — Auf dem höchsten Gipfel wurde der Tote mitten in dem frischen Gezweig befestigt und so den schon in der Luft kreisenden Raubvögeln preisgegeben. Nach einigen Tagen wird dann das Gerippe heruntergenommen und unter Ceremonien der Erde übergeben.

Die letzte Nacht im Dorfe verlebten wir unruhig, da wir fortwährend durch das Geschrei der vom Opiumgenuß erregten Dayaks aufgeschreckt wurden. Früh sechs Uhr erhoben wir uns, wenig gestärkt, teilten noch einige Geschenke aus und verabschiedeten uns dann feierlichst von dem alten Panglima und den Stammesältesten. Sie sahen auch recht freundlich aus, und besonders war uns die Frau des Häuptlings gewogen. Auf ihren Wunsch bekamen wir einen Führer mit, der uns den kürzesten Weg zum Nagara zeigen sollte.

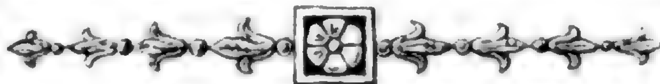
Bald umfing uns wieder der frische Urwald, und wir atmeten ordentlich auf, daß wir uns jetzt nicht mehr in der Nähe jener Menschen befanden, deren

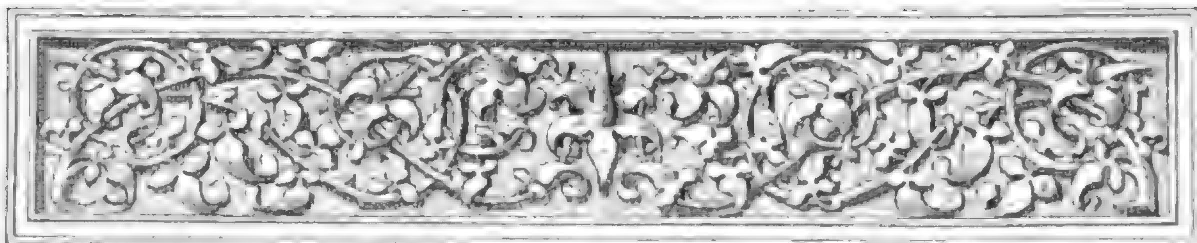
sämtliche Sitten widerwärtig und grausam sind.

Nach einem achtstündigen Marsch standen wir an einem weiten Schlammfeld. Es kommen nämlich auf Borneo Gebiete vor, die während der tropischen Regenzeit vollständig unter Wasser gesetzt sind, die heiße Sonne trocknet sie dann später nach und nach aus. Jetzt war jedoch der lehmige Boden noch von Feuchtigkeit durchdrungen, das ganze Thal war von einem etwa einen halben Fuß tiefen, zähen braunen Schlamm überzogen, welchen wir leider durchschreiten mußten. Wir ruhten uns zu der mühsamen Arbeit erst tüchtig aus, und dann wurde der unangenehme und ziemlich gefährliche Marsch über das öde Feld angetreten. Fortwährend sanken wir tief ein und konnten oft nur mit Hilfe unserer langen Stöcke die Füße aus der klebrigen Masse wieder hervorheben. Überall trafen wir Fische, Krebse, Schnecken und Schildkröten an, die vom Wasser hierher gespült waren und nun mühsam im Schlamme ihr Leben fristeten. — Nach den furchtbarsten Anstrengungen war auch dies überstanden, und nachdem wir noch den nächsten Hügel erklettert hatten, sahen wir in der Ferne die trüben Fluten des Nagara.

Der Führer verließ uns, reich beschenkt, und wir verbrachten die Nacht besser als alle vorhergehenden, da ein leiser, kühlender Luftzug vom Wasser herüberstrich und so etwas die Fliegen und Moskitos vertrieb.

Am anderen Morgen begaben wir uns zum Flußufer, nahmen ein stärkendes Bad und zogen dann etwa eine Stunde am Wasser hin. Hier sahen wir auch eine jener Brücken aus Bambus, welche die Dayaks so geschickt aus diesem Material fertigstellen. Gegen sechs Uhr waren wir wieder in dem Dorfe, von wo wir unseren Marsch angetreten hatten. Glücklicherweise fanden wir unsere Prau in gutem Zustande noch vor, so daß wir schon gegen neun unsere Wasserfahrt beginnen konnten. Da es jetzt stromab ging, fuhren wir natürlich nun auch mit verstärkter Geschwindigkeit. Bald lagen die Städte Marganari und Marabahan hinter uns, die Ufer fingen wieder an kahl und sumpfig zu werden, und nach einigen Tagen hatten wir Bandjermasin erreicht. Herzlich wurden wir von den Europäern bewillkommnet, einige derselben hatten uns schon als ermordet aufgegeben. Wir verlebten noch vier angenehme Tage in dieser lebendigen Handelsstadt. Ich hatte Briefe aus der Heimat und einen aus Kanton bekommen und wurde durch die günstigsten Nachrichten erfreut. Der Brief aus China war von einem jungen Amerikaner, den ich in San Francisko früher kennen gelernt hatte, und der mich freundschaftlichst zu einem Besuche in seiner Villa einlud. Da ich so wie so die Absicht hatte, später China zu besuchen, so änderte ich meinen Reiseplan und wartete nicht auf einen Dampfer nach Java, sondern bestieg am Sonnabend mittag einen kleinen englischen Dampfer, der nach Hongkong bestimmt war. Die Abschiedsbesuche hatte ich gemacht, die holländische Gastwirtin richtig bezahlt, und am Nachmittag lichteten wir die Anker. Bald waren die Pfahlbauten von Bandjermasin unseren Blicken entschwunden, wir fuhren noch eine kurze Strecke an der Küste, welche hier von einem acht bis zehn Meilen breiten Gürtel von Anschwemmungen umgeben ist, hin, dann wurde Kurs Nordnordwest genommen, und schnell verschwammen die letzten Umrisse von Borneo, bis sie mit dem Wasser eine Linie bildeten und unserem Auge entrückt waren. — Wir steuerten mit voller Dampfkraft dem Reich der Mitte entgegen.





Die Sprengstoffe der Neuzeit.

Von
Hans v. Spielberg.

Von den überaus zahlreichen Explosivstoffen, welche die moderne Chemie kennt, haben eigentlich nur die Nitroverbindungen praktische Bedeutung erlangt und das Schwarzpulver auf ein bestimmt abgegrenztes Feld, auf die Verwendung als Schießpulver, zurückgedrängt. Es scheint, als ob dasselbe und mit ihm alle ähnlich zusammengesetzten Stoffe, bei denen der Sauerstoffträger — Salpeter — und der verbrennende Körper — Kohle, Schwefel — mechanisch gemischt sind, dieses Gebiet zwar mindestens für die nächste Zukunft behaupten würden, als ob sie aber einer wesentlichen Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit durch Veränderung oder Verbesserung ihrer Zusammensetzung nicht mehr in bedeutendem Maße fähig wären. Die für das Pulver vorgeschlagenen Veränderungen zielen daher heute fast ausschließlich auf erhöhte Gleichmäßigkeit der Wirkung durch bessere Fabrikationsmethoden und auf ein zweckmäßiges Anpassen der bekannten Mischungen in der Form und Größe der Körner wie in ihrem Gehalt an die verschiedenen Verwendungsarten.

Die explosiven Nitroverbindungen entstehen, wie bekannt, durch die Einwirkung konzentrierter Salpetersäure auf organische Substanzen; in der Verbindung der Salpetersäure und des Glycerins erhalten wir das Nitroglycerin, die Behandlung der Baumwollenfaser mit Salpetersäure ergiebt die Schießbaumwolle, Holzfaser mit Salpetersäure nitriert den erst seit einiger Zeit auf den Markt gebrachten Bautzener Sprengstoff u. s. w. Von diesen Stoffen erster Linie und zwar besonders von den beiden erstgenannten zweigt sich nun eine ganze Reihe weiterer Variationen und zusammengesetzter Explosivkörper ab, deren Besprechung im wesentlichen die Aufgabe dieser Abhandlung bilden soll — wir können uns um so mehr auf sie beschränken, als weitere ganz entsprechend gebildete Verbindungen, wie z. B. die Pikrinsäure aus Phenol und Salpetersäure, das Knallquecksilber aus Quecksilber und Salpetersäure, immerhin nur hilfsweise zur praktischen Verwendung gelangt sind.

Allgemein gesagt, scheidet bei der Nitrierung aus den organischen Substanzen (Glycerin, Schießbaumwolle) Wasserstoff aus, aus der Salpetersäure dagegen tritt Stickstoff und Sauerstoff ein; je nachdem sich bei dieser Reaktion auf ein Molekül der organischen Substanz ein, zwei oder drei Moleküle Salpetersäure beteiligen, wird ein Mono-, Bi- oder Tri-Nitropräparat erhalten. Die Explosivität und die Stärke der Nitroverbindungen ist wesentlich davon abhängig, wie weit die Nitrierung in ihnen fortgeschritten ist; man erstrebt daher bei der Schießbaumwolle die Trinitrocellulose, bei dem Nitroglycerin das Trinitrin. Bei dem Fabrikationsprozeß wird mit der Salpetersäure ge-

mischt Schwefelsäure verwendet; dieselbe spielt indessen nur eine rein sekundäre Rolle, sie hat nur den Zweck, der nitrierenden Salpetersäure ihre Konzentration zu wahren, indem sie das überschießende Wasser bindet. Nach erfolgter Fabrikation werden die Nitrokörper von den Säuren getrennt, sie werden durch wiederholtes Waschen in Wasser und später in Sodalauge gereinigt, und es sei hier vorweg bemerkt, daß sie erst durch die in dieser Hinsicht verbesserten Fabrikationsmethoden jenen Grad von Ungefährlichkeit und Sicherheit des Gebrauches wie Gleichmäßigkeit der Wirkung erlangt haben, der sie heute dem Schwarzpulver auch nach dieser Richtung hin überlegen zu nennen erlaubt.

Die Mehrzahl aller Nitroverbindungen, speciell Schießbaumwolle in der Form, wie sie heute zur praktischen Verwendung gelangt, Nitroglycerin und Dynamit, brennen nämlich in freiliegenden Ladungen einfach ab, wenn sie mit der Flamme in Berührung gebracht werden, da ihre Explosionstemperatur höher liegt als die Entzündungstemperatur — sie explodieren im allgemeinen nur durch starke mechanische Impulse (in ihrer heutigen Form sogar nur durch ganz enorm heftige), bei längerer Lagerung unter mehr als 60 Grad Celsius und plötzlichem Erhitzen auf cirka 180 Grad. Es bedarf also einer besonderen Auslösungsform ihrer Kraft, wenn sie willkürlich zur Explosion gebracht werden sollen. Gerade dieser Umstand, welcher ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal gegenüber dem Schwarzpulver bildet, war es, welcher die Verwertung des bereits 1847 von Sobrero gefundenen Nitroglycerins fast zwanzig Jahre lang verhinderte, bis Nobel 1864 die Detonationszündung entdeckte und damit eine neue Ära der Sprengtechnik überhaupt inaugurierte.

Detonation ist die augenblickliche Explosion der ganzen Masse eines Körpers — augenblicklich wenigstens im Sinne der Praxis, denn eine auf ca. 6000 m in der Sekunde berechnete Fortpflanzungsgeschwindigkeit kann man nur als eine momentane bezeichnen. Indem Nobel von der Erfahrung ausging, daß ein sehr heftiger Stoß das Nitroglycerin zu einer derartigen rapiden Explosion veranlaßt, fand er in gewissen Knallpräparaten, vor allem dem Knallquecksilber, das bisher vergeblich gesuchte Mittel, diese Detonation willkürlich mit Sicherheit hervorzurufen: die Wirkung der Gase von ein bis zwei Gramm Knallquecksilber läßt jede Nitroglycerinladung detonieren und bringt deren Explosionsgase zu einer so rapiden Entwickelung, daß selbst freiliegende, unverdämmte Ladungen eine enorm zerschmetternde Kraft entfalten. Die Schnelligkeit der Explosion ist eine so große, daß die Luft gar keine Zeit zum Ausweichen hat und die Gase daher ähnlich wirken wie im eingeschlossenen Raum. Beim Atmungsprozeß des menschlichen Körpers, sagt der bekannte Sprengtechniker Tranzl, wird ein Gramm Kohle in cirka drei Minuten zu Kohlensäure verbrannt, bei der Explosion des Nitroglycerins im 48000. Teile einer Sekunde, die Verbrennungszeit ist im letzteren Fall also acht Millionen mal kürzer als beim Atmen — in welchem Verhältnis aber diese Schnelligkeit der Gasentwickelung zur Kraftleistung der Explosivkörper steht, geht aus der Berechnung derselben Autorität hervor, nach welcher ein Würfel Schwarzpulver von drei Zoll Seitenlänge im 250. Teil, ein Würfel Dynamit von nur zwei Zoll Seitenlänge im 100000. Teil einer Sekunde dieselbe Kraft entwickelt, die ein Mann in einem Tage zu leisten vermag. Treffend bezeichnet er daher die Explosivkörper als Träger von Arbeit in der konzentriertesten Form.

Man würde indessen irren, wenn man die Detonation eines Explosivkörpers ausschließlich auf die stoßartige Wirkung der Gase des Knallpräparates zurückführen wollte. Neuere Forschungen haben festgestellt, daß außer dem kalorischen Impulse auch andere als Wärmeschwingungen die Einleitung von Explosionen bewirken können. Dr. Schellbach wies u. a. in

einer sehr interessanten Programmschrift der Falk-Realschule zu Berlin mit Recht darauf hin, daß, wenn die Wirkung von Knallzündern einfach auf der Umwandelung von Energie und Wärme beruhte, das kräftigste Knallpräparat auch das sicherste Agens sein müßte, um Explosionen hervorzurufen. Da dies jedoch keineswegs der Fall ist, so folgert er, daß bei der Übertragung von Explosionen auch Licht oder Schallschwingungen mitwirken. In der That genügt z. B. die Hervorbringung tiefer musikalischer Töne auf einem Kontrabasse in einem Raume, in welchem sich Chlorstickstoff befindet, um dessen Explosion zu veranlassen.

Es ist bekannt, daß das Nitroglycerin heute nicht mehr praktisch gebraucht wird. Als Flüssigkeit an sich unbequem in Patronen zu verwenden, wurde es bald durch die Erfindung leichter zu handhabender Stoffe in den Hintergrund gedrängt. Epochemachend wirkten in dieser Beziehung die von Nobel seit 1868 in die Praxis eingeführten Dynamite: poröse, mit Nitroglycerin getränkte Stoffe, bei denen entweder die Aufsaugematerialien chemisch unwirksam sind, also bei der Verbrennung keine Rolle spielen, oder aber eine besondere, wenn auch meist nebensächliche Bedeutung haben. Zu der ersten Kategorie gehört das Kieselguhrdynamit, bei welchem das Nitroglycerin von Infusorienerde (Kieselguhr) aufgenommen wird, zu der zweiten zählen neben vielfach wechselnden Mischungen, von denen noch fortwährend neue auftauchen, vor allem das Cellulosedynamit aus präpariertem Holzstoff und Nitroglycerin und die ganz neuen Sprengstoffe: Gelatinedynamit und Sprenggelatine, bei denen Schießbaumwolle das Aufsaugematerial bildet. Auf sie wird später noch specieller zurückzukommen sein.

Die älteren Dynamite lassen sich als teigartig-plastische Massen kennzeichnen, fühlen sich fettig an und sind geruchlos oder sollen es bei guter Fabrikation sein. Ihre Kraftäußerung ist sehr bedeutend und der des gewöhnlichen Schwarzpulvers um das Zwei- bis Vierfache überlegen — bestimmte Zahlen über dies Kräfteverhältnis anzugeben, ist freilich sehr mißlich, da nach dem Urteil aller Sprengtechniker ein zuverlässiger Kraftmesser für Explosivstoffe noch nicht gefunden ist. Jedenfalls hat die gewaltige Leistungsfähigkeit der Dynamite ihnen in Verbindung mit ihrer relativen Ungefährlichkeit, großer Handlichkeit und einer mehr schiebenden als stoßenden Wirkung, wie sie besonders der Bergmann wünscht, fast sofort nach der Erfindung ein weites Gebrauchsfeld erobert.

Dennoch zeigten sie und besonders das Kieselguhrdynamit einige Mängel, welche ihre Verwendung erschwerten und speciell für die Kriegssprengtechnik bedenklich machten. Einmal gefrieren sie bereits bei 8 Grad Celsius und sind dann nur schwer zur Explosion zu bringen, resp. müssen vor dem Gebrauch aufgetaut werden, was Veranlassung zu zahlreichen Unglücksfällen bot; sodann geben sie unter Wasser in kurzer Zeit ihr Nitroglycerin ab und verlieren damit ihre Wirkungsfähigkeit; endlich explodieren Dynamitpatronen selbst auf 1000 m Entfernung durch den Aufschlag einer Gewehrkugel. Gerade dieser letzte Übelstand machte sie für militärische Zwecke wenig empfehlenswert und führte einmal dazu, daß die fast in Vergessenheit geratene Schießbaumwolle wieder in Gnade aufgenommen wurde, sodann aber auch zur Erfindung der erwähnten neuesten Errungenschaften der Sprengtechnik: der Sprenggelatine und des Gelatinedynamits.

Die bereits 1833 von Braconnot entdeckte Schießbaumwolle wurde 1846 zuerst von Schoenbein in Basel und Böttger in Frankfurt a. M. fast gleichzeitig praktisch in größerem Maßstabe dargestellt und in ihren explosiven Eigenschaften richtig beurteilt. Es folgte dann die bekannte Episode, in welcher der Deutsche Bund seligen Angedenkens die neue Erfindung zu Kriegszwecken anzukaufen beabsichtigte; die Verhandlungen zerschlugen sich, Österreich nahm sie selbständig wieder auf und

führte die Schießbaumwolle in den Jahren 1853 bis 1864 sowohl als Sprengstoff für seine Genietruppen wie als Ersatz des Geschützpulvers ein. Die Epoche der „Schießwollbatterien“ war jedoch nur eine sehr kurze; man erkannte bald die zerstörende Offensivität und die ungleichmäßige Wirkung des damaligen Materials, und als schließlich zwei große Schießwollmagazine aus zu jener Zeit nicht ermittelbaren Ursachen in die Luft flogen, gab man die Fabrikation definitiv auf. Erst den fortgesetzten Bemühungen des Chemikers der englischen Admiralität, Mr. Abel — neben dem sich besonders der Österreicher Lenk und in neuester Zeit deutscherseits der Ingenieur v. Foerster und der Hauptmann Muencke um die Verbesserung der Schießbaumwolle verdient gemacht haben — gelang es, die Übelstände, welche diesen Sprengstoff bisher so wenig brauchbar hatten erscheinen lassen, zu beseitigen und ihm speciell als Sprengmittel für kriegerische Zwecke den ersten Rang zurückzuerobern. Es waren wesentlich Fabrikationsveränderungen, welche dies günstige Resultat ermöglichten: einmal vermeidet man heute eine Selbstzersetzung der Schießbaumwolle, welche die früheren Explosionen hervorrief, durch die sorgfältigste Entsäuerung des im Holländer feinst zerkleinerten Stoffes nach erfolgter Nitrierung, sodann aber verwendet man die gewöhnliche (flockige) Schießbaumwolle gar nicht mehr, sondern nur noch komprimierte, die eine weit höhere Gleichmäßigkeit der Wirkung garantiert. Endlich hat das Muenckesche Verfahren, die Patronen zu paraffinieren, das Fabrikat derart verbessert, daß selbst trockene Schießwollpatronen von dem Schlag einer Gewehrkugel nicht mehr zur Detonation gebracht werden.

Man unterscheidet nämlich trockene und nasse oder vielmehr feuchte Schießbaumwolle — jene mit nur 1 Prozent, diese mit 20 bis 25 Prozent Feuchtigkeitsgehalt. Die letztere ist in ihrer Kraftwirkung nach den neuesten Untersuchungen des Herrn v. Foerster stärker, dabei so wenig der Entzündung oder Explosion unterworfen, daß sie, ins Feuer gelegt, nur in dem Maße abbrennt, in welchem die äußeren Schichten trocknen; ihre Explosion läßt sich nur durch eine fast doppelt so starke Initialdetonation erzielen als diejenige der trockenen oder durch die Einschaltung eines Mittelgliedes von trockener Schießbaumwolle. Ihre Verwendung war bisher durch den Umstand erschwert, daß der Feuchtigkeitsgehalt bei der Lagerung verdunstete und die feuchte Masse der Pilzbildung verfiel. Seitdem man aber nach dem Mueckeschen Patent die Patronen in ihrer äußeren Schicht mit Paraffin tränkt, resp. nach einer neuen Foersterschen Erfindung durch Essigäther eine dünne wasserdichte Haut auf ihnen bildet, ist auch dieses Bedenken voraussichtlich im wesentlichen hinfällig geworden.

Wenn wir die Vorzüge der Schießbaumwolle den älteren Dynamiten gegenüber zusammenfassen, so treten nachstehende Punkte besonders hervor:

1) Die Dynamite gefrieren sehr leicht und bedürfen dann eines umständlichen und nicht ungefährlichen Auftauens — die Schießbaumwolle bleibt bei allen praktisch in Betracht kommenden Temperaturen unverändert.

2) Das Kieselguhrdynamit giebt unter Wasser sein Nitroglycerin ab und ist daher nur im Trockenen zu verwenden;* das Cellulosedynamit ist in dieser Beziehung vorteilhafter — am vorteilhaftesten jedoch die paraffinierte feuchte Schießbaumwolle.

3) Die Dynamite explodieren unter dem Aufschlag einer Gewehrkugel — die feuchte Schießbaumwolle kann selbst auf die nächsten Entfernungen anstandslos durchschossen werden, die trockene explodiert eben-

* Es kam z. B. vor, daß in feuchten Bohrlöchern das Nitroglycerin austrat, sich infolge seines hohen specifischen Gewichtes zu Boden setzte und durch Klüfte und Spalten so weit fortsickerte, daß es später von der Explosion der Mine nicht erreicht wurde. Wenn dann beim Weiterarbeiten der Bohrer auf die Stelle traf, wo es sich gesammelt hatte, so erfolgte eine unerwartete und scheinbar unerklärliche Detonation.

falls nicht, brennt jedoch ab. Während die Detonation einer unter Wasser befindlichen Dynamitladung noch auf 30 m Distanz andere Ladungen zur Detonation bringt, affiziert selbst eine detonierende Ladung von 200 kg komprimierter Schießbaumwolle andere Ladungen auf die gleiche Entfernung nicht. Es würde also bei der Explosion eines mit Dynamit geladenen Torpedos das ganze Minensystem eines Hafens wirkungslos gemacht werden — ein Mißstand, der durch die Verwendung von Schießbaumwolle vollständig vermieden wird.

4) Die Art der Kraftäußerung ist bei der Schießbaumwolle enorm brisant, fast nur auf den Augenblick der Explosion beschränkt — bei den Dynamiten dagegen eine allmählichere, die Gasentwickelung findet nicht so rapide statt. In einem Bohrloch im Felsen findet man nach einer Schießwollexplosion das Gestein in kleine Partikel zermahlen, ein Umstand, der die Verwendung der Schießbaumwolle beim Bergbau, wo eine mehr schiebende als stoßartige Wirkung gewünscht ist, im allgemeinen nicht beliebt gemacht hat.

5) Die gesundheitsschädliche Wirkung der Explosionsgase dürfte entgegengesetzt den Behauptungen von beteiligter Seite bei beiden Stoffen wohl in ihrer Äußerung verschieden, in ihrem Schlußeffekt jedoch gleich sein.

Es ist bekannt, daß die Schießbaumwolle, für deren Anfertigung Deutschland zwei Fabriken, Kruppamühle und Walsrode, besitzt, in der Mehrzahl aller Marinen und auch als Sprengmaterial der Genietruppen bei fast allen Armeen eingeführt ist. Interessant ist ein neues Patent der Walsroder Fabrik auf ein Sprenggeschoß mit einer Ladung aus komprimierter Schießbaumwolle (Deutsches R.-P. 24 674), von dessen weiterer Ausbildung und Verwertung sich anerkannte Autoritäten eine bedeutende Steigerung der Leistungsfähigkeit der Artillerie, besonders der Belagerungsartillerie, versprechen. Übrigens ist es leicht, der Schießbaumwolle ihre Explosivität ganz zu nehmen, es bedarf dazu nur eines Kampferzusatzes. Dieser Verbindung verdankt das allbekannte Celluloid seine Entstehung, ein Stoff für alles, der sich beliebig färben, beizen, drehen und schneiden läßt und vermittels dessen ebensogut Elfenbein wie Malachit imitiert als Brochen oder Billardbälle verfertigt werden. Daß diese Celluloidfabrikate irgendwie gefährlich wären, wie bisweilen behauptet wird, ist mindestens bei gewissenhafter Fabrikation ein entschiedener Irrtum; mit einer Flamme in Berührung gesetzt, brennen oder glimmen sie vielmehr einfach ab.

Die großen Erfolge, welche die Schießwollfabriken im letzten Jahrzehnt erzielten, feuerten die Chemiker der Dynamitfabriken zu erneuten Anstrengungen an. Nobel selbst wie der Direktor der Nobelschen Fabriken in Österreich gelangten denn auch bei ihren weiteren Versuchen bald zu in der That überraschenden Resultaten.

Nobel fand nämlich, daß sich eine bestimmte Abart der Schießbaumwolle, die auch in der Pharmakopöe vielgenannte Kollodiumwolle (Dinitrocellulose), in Nitroglycerin vollständig auflöst und in einen Körper von gummiartiger Beschaffenheit, die Sprenggelatine, übergeht. Dieselbe entwickelt den früheren Dynamiten gegenüber bedeutend größere Sprengkraft, da sie bis zu 93 Prozent Sprengöl enthält, während das Kieselguhr nur ca. 75 Prozent aufzusaugen vermochte, auch ist sie unter Wasser nahezu unempfindlich und bei allen in Frage kommenden Temperaturen fast unveränderlich.

Das Gelatinedynamit, ebenfalls eine Nobelsche Erfindung, ist eigentlich nur eine Varietät der Sprenggelatine; es ist nämlich der Zusatz von Kollodiumwolle verringert, es sind dafür salpeterhaltige Zumischpulver hinzugenommen und hierdurch eine Nitroverbindung mit (eigentlich doppelter) aktiver Basis gewonnen worden, welche nach den Versicherungen der Fabrikanten 10 Prozent stärker als Guhrdynamit sein soll. Nach Beobachtungen von anderer Seite giebt das Gelatine-

dynamit unter Wasser jedoch sehr schnell seinen Salpetergehalt, mindestens einen großen Teil desselben, ab.

Es ist nun gelungen, diese neuesten Sprengmittel durch Zusatz gewisser im Nitroglycerin löslicher Stoffe, Acetin, Benzin, Nitrobenzol, vor allem aber wiederum Kampfer, gegen alle eine Detonation verursachenden mechanischen Impulse, Schuß oder Stoß, ebenso unempfindlich zu machen wie die feuchte Schießbaumwolle, ohne ihre Wirkung, wie die Berichte sagen, „allzusehr" zu beeinträchtigen. So entstand die österreichische „Kriegssprenggelatine", welche in ihrem Verhalten gegenüber dem praktischen Gebrauch der feuchten Schießbaumwolle ziemlich gleich zu stellen ist, wenn auch die leichte Verflüchtbarkeit des Kampferzusatzes die chemische Stabilität immerhin beeinflussen dürfte. Entschieden ungünstig erscheint ferner der Umstand, daß die schwere Explosibilität der Kriegssprenggelatine zu ungemein starker Initialdetonation, also zur Verwendung einer bedenklich starken Zündpatrone nötigt.

Augenblicklich sind so paraffinierte komprimierte Schießbaumwolle (und zwar besonders feuchte) einerseits und Sprenggelatine andererseits die vornehmsten Rivalen auf dem Gebiete der Sprengtechnik — die sonst in den Zeitungen herumschwirrenden neuen „unwiderstehlichen und dabei durchaus ungefährlichen" Explosivstoffe entstammen im allgemeinen nur der erregten Entdeckerphantasie. Was aber die praktische Brauchbarkeit jener beiden Konkurrenten anbetrifft, so scheint es, als ob sich der alte Gegensatz zwischen den Dynamiten und der Schießbaumwolle auch auf sie übertragen ließe, als ob die Sprenggelatine den Bedürfnissen der civilen Sprengtechnik, besonders des Bergbaues, besser entspräche, während letztere das Kriegssprengmittel par excellence bleibt. Es kommt hierbei wesentlich in Betracht, daß die Schießbaumwolle der teuerste unter allen modernen Explosivstoffen ist, daß sie größere Bohrlöcher braucht als die Dynamite und ihrer Starrheit halber sich nicht so leicht und bequem in diese einfügen läßt.

Es liegt nicht im Rahmen dieser Skizze, die ausgedehnte Verwendung der besprochenen Explosivstoffe eingehend zu besprechen; ihre Bedeutung für die verschiedensten Gebiete der modernen Technik ist wohl auch hinreichend oft erörtert, während die Grundzüge ihrer Zusammensetzung und Wirkungsart weit weniger bekannt sind, als im Interesse aller Beteiligten wünschenswert ist. Mannigfache traurige Ereignisse der letzten Zeit haben ihre trüben Schatten auch auf die blühende Sprengstoffindustrie geworfen, und es fehlt nicht an Stimmen, welche ihre Beschränkung oder doch strengste Beaufsichtigung fordern. Dem gegenüber erscheint es notwendig, darauf hinzuweisen, daß die Fabrikation der modernen Sprengstoffe, wie unsere kurze Darlegung wohl bereits zeigte, eine relativ so einfache ist, daß es wahrlich keiner hohen chemischen Bildung bedarf, um selbst ohne besonderes Laboratorium eine fast beliebig große Masse derselben herzustellen — das Produkt würde dann bei der immerhin mangelhaften Fabrikation aber nur doppelt gefährlich sein. Andererseits sind die thatsächlichen Unglücksfälle stets der geradezu bodenlosen Leichtfertigkeit zuzuschreiben, mit welcher die Arbeiter die Sprengstoffe nur allzu häufig behandeln. So sehr wir also für jede mögliche Erleichterung der Sprengstofffabrikation, speciell auch mit Rücksicht auf den Transport ihrer Erzeugnisse, sind, so möchten wir andererseits nicht unterlassen, im Anschluß an einen vor etwa Jahresfrist im Berliner Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes von Direktor Tranzl gehaltenen Vortrag, auf die unbedingte Notwendigkeit der staatlichen Prüfung aller in der Industrie verwendeten Explosivstoffe in Bezug auf ihre chemische Stabilität hinzuweisen.

Villa Schönow.

Eine Erzählung
von
Wilhelm Raabe.

II.

Einige Augenblicke später aber hatte Giftge im Erdgeschoß des Hauses an einer anderen Thür nicht gehorcht, sondern leise und vorsichtig geklopft und war von einer gleichfalls recht weinerlichen Stimme aufgefordert worden, hereinzukommen.

„Sind Sie es endlich, Jistge?“ klang es ihm ölig aus einem Sessel am Fenster eines im buntesten, schlimmsten Geschmack aufgedonnerten umfangreichen Gemaches entgegen. „Hier reibe ich mir auf mit meine spanische Fliege hinters Ohr und meine moralische Wut, und Sie gehen da oben ja wohl nur Ihren jesuitischen Liebhabereien nach als diplomatischer Dilettante und Amateur. Könnte ich nur aus meine Kissen, ich wollte Sie schon an Ihren Hals! Na, wie ist es? hat sie auch wieder einen von ihm?“

„Acht Seiten mindestens, Mada— gnädige Frau,“ flüsterte Giftge hinter vorgehaltener Hand und zugleich den Nackenwirbel reibend. „Ich habe sie genau umblättern sehen in ihren erregten Gefühlen, Madam Schö— gnädige Frau — gut zwanzig Minuten in gebeugter Stellung —“

„Und äußern gegen sich selber that sie nichts?“

„Nur viel Erstaunen und etwas Rührung, und gegen den Schluß mehreremal die Worte: Schönow und Compagnie. Nachher bat sie mich leider zu rasch, lieber einzutreten.“

„Bleiben Sie mich gefälligst mit Ihre Flausen vom Leibe, Jistge!“

„Auf mein Gewissen und per Zufall! leider Gottes durch einen unglücklichen Zufall. Und sie holte mich am Arm in ihr Zimmer. O Frau, Madam Schönow, was hilft es mir, daß ich alle Injurien Tag für Tag zu Buche bringe? Sie hat sich diesmal sogar zu einer körperlichen Beleidigung herabgelassen. O Madameken, und alles doch nur für Schönow und Compagnie. Wenn es nur nicht — dafür allein wäre, so wollte ich ja

gar nichts sagen. Für Sie, Madam Schönow, würde ich ja gern, gern alles doppelt und dreifach dulden und auf mich nehmen — das wissen Sie ja! Was ich mir erlaube, in diesen Fällen unter Schönow und Compagnie zu verstehen, das —"

„Brauchen Sie mich freilich nich noch näher auf die Nase zu binden!" schrillte es aus den Kissen des Lehnstuhles dem auch hier am Orte jetzt scheu gegen die Wand zurückweichenden Hausgenossen zu. Es war unbedingt ein Verlust für die Frage nach dem Dämonischen in der Welt, daß Eckermann und Goethe Frau Helene Schönow nicht gekannt hatten; die beiden Herren würden ihre Ansicht über das Nichtvorkommen des Dämonischen in der Stadt Berlin sonst sicherlich bedeutend modifiziert haben. Etwas Dämonischeres wie das sonderbarerweise dem „alten Krokodil" W. Schönow (gegenwärtig in der Provinz) wirklich angetraute eheliche Weib gab es in diesem Moment vielleicht rund um den Erdball nicht.

In voller Entrüstung, in ihrem ganzen Umfang und mit ihrem vollen Gewicht von mindestens zweihundertfünfzig Pfund erhob sich Frau Helene Schönow trotz Zahntuch und Ohrenpflaster, stand in ihren umfangreichen Filzpantoffeln und schleuderte ihrem besten Vertrauten ein zusammengeknittert Blatt vor die Füße.

„Da! ... Das schreibt det Scheusal an mir! Lesen Sie es mich meinswegen nochmal laut vor, Jiftge. Vielleicht kriege ick dadurch eine deutlichere Idee davon, was der Kunde oojenblicklich im Sinne hat und was für eene neue Art er jetzt herausgefunden hat, um an dem Sarge von sein unglückliches Weib zu zimmern! Ja, lesen Sie nur! Eene Villa will er mich meine Jesundheit wejen gekauft haben oder demnächst dorten kaufen. Meiner Jesundheit und det Friedens meiner Seele wegen! et steht wirklich darin. Ja, lesen Sie nur zwischen die Zeilen, Jiftge; wenn er mir im Frieden unter die Erde hätte, dat ick ihm auf seinen Wegen die Treppe hinauf nich mehr länger im Wege wäre, dat würde ihm freilich noch lieber sein. Na, haben Sie den Text noch nicht, Sie oller langweiliger Peter? Halten Sie sich nur ja nicht auf bei die ersten Komplimente, lieber Mann."

Letzteres that der so ausgezeichnet zwischen den Zeilen lesende Herr Privatsekretär Giftge doch. Mit allem berufsmäßigen Respekt vor dem geschriebenen Wort hatte er das zerknitterte Briefpapier möglichst geglättet und las tonlos wie ein Protokoll über seine eigene Verurteilung zu zehn Jahren Zuchthaus:

„Geliebte meiner Seele! Weib meines Herzens! Sonne meines Daseins — altes gutes Gespenste, vivat, er lebet noch, dein Jeliebter, und schließt dir jeden Abend in sein Nachtgebet —"

„Ick danke. Dreimal lieber draußen!" sagte Helene.

„Und wenn er es ja mal aus menschlicher Schwäche vergessen haben sollte, merkt er et bei jedem neuen Morgenlicht sofort an sein erwachendes Gewissen und eenem ungewissen reuigen Zustande, den er seinen schlimmsten Freunden nich wünschen möchte als perennierende Mitgabe fürs ganze irdische Leben und ersten Lerchentriller vons kommende jüngste Gerichte."

„Faule Witze," murmelte Helene.

„Daß sich deines Gatten hiesige Geschäfte ohne vielem Anstand abwickeln, mein Herze, das versteht sich bei seine Praxis in diese Art Dinge ja wohl so ziemlich von selber; aber wie er ihm selber an jedem neuen Tage mehr ab-, ent- und verwickelt, das ist etwas, worauf er immer noch mit das erste menschliche Erstaunen und frische Interesse paßt, und was dir, liebe Seele, hoffentlich auch noch dann und wann ein bißken wundert. Richte dir also wieder mal ein, süßere und größere Hälfte von mich, dir vor allen Dingen zu setzen und zwar weich und mit eine Rücklehne hinten gegens Überkippen. Versetze dir janz ins erste Buch Moses, Leneken! Versetze dir janz in Sarah ihre Gefühle: dein Jatte ist Vater jeworden — doch noch — endlich noch!!

Zwillinge sogar!!! Lehne dir dreiste ohnmächtig rücküber, olles gutes Mädchen; wenn du dir aber in diesem gegenwärtigen gegebenen Moment an deinen wohlgesinnten Mann, Patriarchen und Vater Abraham — siebtes brandenburgisches Infanterieregiment Numero sechzig —, an deinen ollen guten Jemahl und Freund Wilhelm Schönow aus unsere gemeinsame Vaterstadt lehnen wolltest, wäre ihm das freilich am liebsten. Kenntest du die gegebenen Verhältnisse am hiesigen Platze so wie ich, so würdest du dir freilich nicht im mindesten wundern, sondern gelassen zurücktelegraphieren: ‚Allerhöchste Zeit!‘ Könntest du mir mit die Kleenen auf den Armen erblicken, wäre ich schöne mit meine Rechtfertigung bei dir aufs Trockene, aber du in Rührung aufgeweicht!

„Da du es nicht kannst, nämlich mir in meine schönste Situation mit leiblichen Augen sehen, denke jroß, Geliebte in die Ferne. Denke jedenfalls das möglichst Beste von deinem getreuen, geriebenen neuen Weltstädter und alten Berliner Wilhelm und auf das Ausführlichere demnächst mündlich! Richte dich wieder mal ein mit die bekannten sechzig Patronen (scharf) für den Kampf mit die allgemeine Menschenliebe und im Haß gegen das janz Gemeene. Deutschland hat's, weiß Gott, nötig, daß von Zeit zu Zeit auch mal eine geriebene Berlinerin für seinen lieblichen, edelmütigen guten Geruch und Wohlduft unter die übrigen und sonstigen Nationen was thut.

„Sie sind beide mannbar. Die Kinder nämlich: der Junge und das junge Mädchen, mit die ich, mir selber unbewußt, plötzlich in die allgemeine, große, von allerobeerst garantierte Verlosung von menschliche Schicksale herausgekommen bin. Nich wahr, Alte, een kleener Trost, selber in unsere Jahre, ist das immer noch? Gerhard Amelung heißt det eine Wurm, Wittchen Hamelmann das andere! Wie ich vor cirka einem Menschenalter unserer ersten und letzten Wohlthäterin im obersten Stock — nennen will ich sie dir aus den mir leider janz genau bekannten Gründen nicht — vom lieben Herrgott in die Vormundschaft gegeben worden bin, so sind mich nun diese zwei unglückselige Geschöpfe aufgehalst mit ihre sämtliche Papiere in schönster Unordnung, gerade wie bei mir an meinem fröhlichen Geburtstage auf die Rixdorfer Chaussee und nachher, als mir Fräulein Julie als wilden Straßenindianer unter die Treppe vorholte.

„Ihre Eltern freilich waren meine Freunde, was ich von meine Eltern in ihrem Verhältnis zu meine Wohlthäterin und Vormünderin wohl nicht behaupten kann.

„Frau, was thätest du mich für einen Gefallen, wenn du wenigstens einmal in deinem Dasein Gnade für Recht ergehen lassen wolltest und deinem Manne schreiben: Oller Sünder, oller fauler Kunde, für halb verrückt habe ich dir immer gehalten, Schönow, olles Ausbeutungsobjekt; aber da deine Fahrten ins Ungewisse merkwürdigerweise immer noch besser ausgefallen sind, als ich eigentlich für möglich gehalten hatte, na, so auch diesmal meinetwegen, Kind; blamiere dir in drei Deubels Namen nochmals vor deine hiesige und dortige Geschäftsfreunde, gute Bekannte und vernünftigere Zeitgenossen. Als du mir zum erstenmal beim alten Thürnagel in die Leipzigerstraße zum Cotillon auffordertest, habe ick es ja jleich jeahnt, daß ein zu weiches Herz und oft übel angebrachtes Mitleidsgefühl deine Hauptforße und Schwäche ist; königlich preußischer Finanzminister willste ja doch wohl nicht werden, und was mein Auskommen als Witwe vielleicht betrifft, na, so kann ich ja wohl immer noch einiges Vertrauen hegen, daß ick selber, Gott sei Dank, dir auf die Finger, det Portemonnaie und die Couponschere gepaßt habe!

„Geliebte Frau, du brauchtest bloß diese hiesige Gegend von das Waggonfenster zu sehen, um dir eine Villa drin zu wünschen! Ein Blick, und du würdest dir nie nach das unnatürliche Gelüst nach eine in unsere heimatlichen Rieselfelder zurücksehnen! Ganz Deutschland könnte

man mit das Prachtmaterial decken, was mich hier zwischen Blumen und Blüten und Wald und Bächen in die Hand wächst und worauf ich sie gestern noch gelegt habe, wo wir einen neuen Bruch aufgeschlossen haben; der reine Zucker, und vollständig lieferungsfähig im Moment für Wallot, Thiersch und sämtliche übrige Konkurrenzpläne und Dachdeckerarbeiten erster und zweiter Ausschreibung fürs neue Reichs-Reichstagsgebäude. Geliebte meiner Jugend, wie wäre es mit eine kleine Spritze endlich einmal aus das eklige Nest und ewige Berlin heraus? Ein Wort telegraphisch oder schriftlich, und dein süßes Männeken stellt dir zum Durchgehen den durchgehendsten Salongwagen. Und alles sollste mitbringen dürfen: Zahnschmerzen, Kopfweh, Rheumatismus und selbst deinen intimsten Freund und Stillen im Hause, die olle heimtückische Schreiberseele Giftge. Wir kurieren dir hier in die liebliche gesunde Luft und reizende Umgegend von allem —"

„Lesen Sie ruhig weiter, Jiftge!" sagte Madam Schönow zu dem innehaltenden intimen Freunde. „Bald sind wir jottlob zu Rande. Keen Worte is in det Geschmiere, was sich det unsägliche Ungeheuer nicht janz jenau überlegt hat, um mir zu injurieren. Ja, seien Sie nur janz stille im Hause, Jiftge; det Teil, wat auf Jhnen jerechnet ist, nehme ick natürlich auch auf mir und werde Quittung darüber ausstellen. Jleich ist der Fuchs mit die letzte Schwanzspitze aus dem Loche!"

„Unter blühenden Mandelbäumen nun wohl nicht," las Giftge weiter, „aber dafür doch inmitten von die reizendste Obstbaumplantage liegt der Punkt, auf dem ich mein Auge gerichtet halte und was ich im Konkurs für ein Butterbrot habe. Aus die Kabache drauf mache ich dir als bauverständiges Naturgenie im Handumdrehen eine elejante Schweizerhütte, wo Schiller sicher nicht mit solchem Komfort gekannt hat, als er sang, daß in die kleinste von die Sorte Raum für ein glücklich liebend Paar, nämlich uns zwei, sei. Für intime Freunde baue ich an. Bringst du dich Giftge mit, so habe ich für mir an unsere gemeinschaftliche Freundin, Fräulein Julie, geschrieben — o, die zärtliche Familie in die Menagerie in unsere Kindheit! — Katze, Maus, Hund, Fuchs, Karnarienvogel und so weiter durcheinander hinter einem Gitter, was uns heute noch in die Erinnerung viel höher steht als alle jetzige erhabene zoologische Wissenschaft im zoologischen Garten, soll gar nichts gegen Ablegung von unsere angeborenste Charakterschwächen sein. Das Lamm soll bei die Tigerin liegen, so wahr ich unter die Treppe heraufgekommen bin und das Glück hatte, dir in Hennings Sommertheater kennen zu lernen — lieblich in der Unschuld Prangen — weißt du noch? erinnerst du dir noch dran? Jck mich alle Tage und manchmal auch mitten in die Nacht im Traume, wo andere vom Turme zu fallen pflegen oder in heller Angst auszureißen haben und doch kein Glied rühren können. Olle Meffistofelia, bring die unmenschliche Sehnsucht nach deinem süßen Leib nich wieder vor die ganz konfusen fünf Sinne, wie Faust oder doch so ähnlich sagt. Das heißt, altes Herz, hier sitze ich und habe die zween Mündel im Sofa neben mir, wie Herkules am Scheidewege, und weiß wirklich nicht, was ich thue; es wäre mir, weiß der liebe Himmel, wirklich herzlich lieb, wenn du mich eine Notiz über deine gegenwärtige Jesundheitszustände zukommen lassen wolltest, und ob du dir im Notfall fähig fühltest, meinen und ihren Anblick zu ertragen, wenn wir dir demnächst unversehens mal in Berlin auf den Leib rückten. Der olle jute Benedeck im Nebel bei Chlum —"

An dieser Stelle trugen's Körper und Seele nicht länger mehr.

„Was sagen Sie? was sagen Sie, Jiftge?" brach Frau Helene Schönow mit zeterndem Geheul los, dem Hausgenossen das in der That etwas konfuse Schreiben des Ehegenossen entreißend und es in grimmigster Entrüstung zusammenknitternd. „Et liegt auf der Hand, et liegt klar vor die Augen, daß er wie ge-

wöhnlich lügt. Eene erwachsene Vormundschaft will er mir ufbinden? Lächerlich, wenn et nich so niederträchtig wäre! O Jistje, hab ick es Ihnen nich immer gesagt, daß dies ewige Reisen in die Provinz nichts weiter als een nichtsnutziger Vorwand von seine heimtückische, miserable Schändlichkeit wäre, womit er mich, sein treues Weib, aufs scheußlichste hintergeht? Wat Villa! Wat hierherbringen nach Berlin! Durch die Polizei werd ick ihn mir jetzt janz einfach nach Hause holen lassen. Uf die Stelle besorgen Sie mich das, Jistje! Sie als Juriste werden ja den jradesten Weg kennen; ick unterschreibe jeden Steckbrief, der mich das Monstrum treu und greifbar in seine janze Verworfenheit abphotographiert. Ick ihm nachreisen in seine Liederlichkeit? Madai werde ick ihm schicken! Vor den Jraf von der Lippe soll er mir! an den Reichstag werde ick mir wenden, Bismarck muß einschreiten! O Jistje, Jistje, Jistje, ick bin det unglücklichste Jeschöpf uf Jottes plattestem weitestem Erdboden! Menschenkind, stehen Sie mich doch nicht da wie 'ne sauer jewordene Milchsuppe; soll ick et auch aus Sie jetzt endlich durch 'nen Schutzmann herausholen, was Sie mich heute zur noch jrößeren Erhöhung von mein häusliches Jlück von det jelehrte, in't Kraut jeschossene Rieselfeld da oben an Kohl, Quecken und faule Kiebitzeier mitzuteilen haben? Wat soll immer noch vorher det ewige Gedrehe, Gewende und Geseufze? Reine heraus mit Ihre heutige Schnüffeleien, oller Abfuhrsystematiker! Det et Ihnen hier im Hause nicht schadet, davon haben Sie ja wohl lange die Erfahrung an Wohnungs- und sonstigen Ersparnissen! Oder nicht?"

„Schönow und Compagnie bis auf den letzten Blutstropfen!" stöhnte Giftge, voll schlauer, hungriger Inbrunst die wohlbeleibte Gönnerin von unten auf anschielend. „Injurien und Thätlichkeiten — alles mit Vergnügen für die gekränkte Unschuld, Madam Sch— gnädige Frau! Sonst aber heute nur ein Kompliment und Fräulein ließen bitten, sich nicht zu beunruhigen die nächsten Tage durch wegen verschlossener Thür und vergeblichem Anklopfen, Fräulein verreisten auf einige Tage."

„Jistje?!" ächzte die Herrin des Hauses.

Giftge zuckte kläglich und bedauernd, aber stumm die Achseln.

„Und von Schönow und Compagnie haben Sie ihr durcht Schlüsselloch reden hören?"

Giftge zuckte bedauernd und kläglich, aber bestimmt bejahend die Schultern.

„Es wird mich alles einerlei!" stöhnte Helene, in ihren Sessel sinkend. „Det einzige möchte ick bloß noch wissen, nämlich wo sie et *fertig gebracht haben*? Ich jloobe, nachher könnte ich ruhig sein und wirklich von seinem Salongwagen Jebrauch machen und bei ihre mündig jewordene Sünde und Schande nachträglich Jevatter stehen."

* *
*

Ein Eisenbahnzug, der Deutschlands gelehrteste Tochter mit sich brachte, hatte wohl das Recht, sich ein wenig zu verspäten. Der klassische Gleichmut, mit dem Julia selber jegliche Verspätung oder Verfrühung im Leben ertrug (wenigstens, nachdem sie in die Jahre der Gelassenheit gelangt war), war bewunderungswürdig und beneidenswert. Nicht nur ihr seliger philosophischer Papa und die hohen Alten, sondern auch ihr eigenster Charakter, ihr eingeborenstes Temperament, ihr gemütlich-behäbig Strümpfestricken unter ihres Vaters nachgelassenen Büchern hatten sie mit allem ausgerüstet, was dazu gehört, die kleinen und großen Täuschungen und Ärgernisse des Daseins mit Achselzucken an sich herankommen zu lassen, und gerade deshalb gab es keinen zweiten Menschen in ihrer Lebensumgebung, der das so zu würdigen wußte wie Herr W. Schönow, der am liebsten nichts an sich herankommen ließ, sondern allem gern und „wenn auch hier und da een bißken schräg, so doch stets mit gehobenen Ellbogen" entgegenging.

Es war ein Sommerabend, wie er nicht im Buche stand — aus dem einfachen Grunde nicht, weil noch kein Buch im stande gewesen ist, dergleichen leiswandelnde Dämmerung, laue Luft, schämig-mutwilliges Sternflimmern, lieblichen Hauch aus Wäldern und von Wiesen her und was sonst dazu gehört zwischen seinen Druckpapierblättern fest zu bannen, noch dazu jetzt, wo sie in der deutschen Orthographie aus dem Thau ein Tau gemacht haben. Gott gebe euch Alexandrinern einen recht feuchten Niederschlag, vorausgesetzt, daß er euch nicht lieber einen zweiten Kalifen Omar schicken will!

Wir fallen immer in die entferntesten gelehrten Reminiscenzen, wenn von Fräulein Julie Kiebitz die Rede ist; aber wir retten uns immer wieder daraus und zwar stets mit freiestem Atem in das tau- und sonnenfroheste, fröhlichste und verständigste Grün des Daseins, wenn wir uns nur erst wieder ganz genau auf uns selber und die gute Seele dazu besonnen haben.

„Die jute Seele!“ seufzte kopfschüttelnd und gerührt unser alter Freund Schönow, auf dem Provinzialbahnhofsperron neben dem Bahnhofsvorstand einsam in den schönen Abend hinausschauend. „Ick will Ihnen eines sagen, Männeken: keen Mensch weiß, was er an dem anderen hat, ehe er ihn sich fünfzig Meilen weit her zur Hilfe verschrieben hat. Ob sie wohl kommen mag am Allerseelentag? fragt der Dichter, aber der jewöhnlichere Mensch bejnügt sich einfach mit die Frage: Kommt sie überhaupt, wenn ick ihr rufe? ... Stationskommandant, sie kommt! vorausjesetzt, daß ihr unterwegs nich noch was passiert ist. Aber, Herr, der Deubel soll Ihnen holen, wenn —“

„Nur noch zehn Minuten, Herr Schönow,“ meinte beruhigend der Beamte. „Sie wissen, es ist eben ein gemischter Zug, und da giebt es immer hier und da eine kleine Verzögerung. Wird aber alles eingeholt.“

„Schöneken!“ brummte der „erwartungsvolle Waisenvater“ Schönow mit ein wenig unsicherer Stimme. „Wird alles eingeholt. Gemischte Züge! Anzüglichkeeten verbitte ick mich dringend, lieber Herr; zwei geschlagene Stunden in Ihre öde Bahnhofsrestauration ist eben en bißken ville für 'n aufgeregtes Gemüte. Und überhaupt, kennen Sie Fräulein Julchen Kiebitz, daß Sie ihr so mit meine jemischte Züge und ihre Gefühle in Verbindung bringen? Bin ick oder Sie schuld, Herr, daß ick jetzt wie 'n Pendel zwischen Ihr mangelhaftes Büffett und Ihr konfuses Telegraphensystem seit Mondaufgang hin und her schwanken muß? Sind Sie vielleicht Gallileohgallileih, daß Sie an mich eene neue Art Umdrehung der Erde studieren wollen? Ick danke und bitte mir dafür doch lieber meine gemischten und ungemischten Züge fahrplanmäßig aus und ohne alle frivolen Anspielungen auf die mäßige Feuchtigkeit, die ick an diesem schwülen Abend notgedrungen und noch dazu wejen meine Nerven mich gestattet haben könnte.“

Die beiden Kellner in der Pforte des Restaurationslokales lächelten ungemein verständnisvoll, von dem übrigen so spät noch auf dem Perron anwesenden geringfügigen Publikum lachten einige und treuherzig stimmte Schönow in die Heiterkeit ein. Er hatte zu jeder Zeit das volle Bewußtsein davon, daß er über den hiesigen Dingen stand (und nicht nur über den hiesigen), und das erhält den Menschen zu jeder Zeit und unter jeder Gesellschaft oben. Daß in diesem Augenblick aber die bekannte Bewegung bei Annäherung eines etwas verspäteten Zuges unter dem Völklein vor dem kleinen Bahnhofsgebäude entstand, war jedoch auch nicht von Übel.

„Zwölf eine halbe Minute hinter der Zeit,“ meinte der Stationsvorstand.

„Und doch immer um mindestens een halb Jahrhundert ihr vorauf!“ rief Schönow, sich den Hut fester auf den Kopf drückend, aber zugleich mit der anderen Hand lüftend sich in die Krawatte fassend. „Is sie et wirklich? Richtig! die glühen Oogen leuchten mich schon durch die Dämmerung. Endlich trägt der Palm-

baum Früchte — endlich blüht die Aloe! Jetzt aber Platz, Kinnerkens; ick höre ihr, Jott sei Dank, endlich ooch schon. So lassen Sie doch dat verfluchte Gebimmel, Portier; et will ja doch keener weiter mit! Da läßt sie Dampf, janz wie eene antike Jöttin mitten in't Ende vons neunzehnte Jahrhundert! Ici, Fräulein! Fräulein Julie! ... Mein einziger Trost is, dat Sie es wissen, daß Sie ooch mir bei Tage und bei Nacht herausklopfen dürfen."

„Guten Abend, lieber Schönow," sagte das Fräulein ohne jegliche Erregung. Sie hätte vom Nordpol oder von Timbuctu anreisen können, ohne sich lebhafter zu äußern; und daß sie sofort auch die etwas schwankenden Zustände ihres besten Freundes erkannte, that ihrer Gelassenheit nicht den mindesten Abbruch. Der Bahnhofslaternenpfahl, unter dem sie rasch aber freundlich den Arm ihres alten Schützlings nahm, hätte vierzig Jahrhunderte am Nil stehen und hineinleuchten können, ohne einem zweiten gleich weinerlichen Krokodil wie diesem feuchtseligen Berliner das Licht zu halten.

Er winselte. Die hellen Thränen flossen ihm unaufhaltsam die Wangen hinab.

„Seit sie mir wie Moses in eene Cijarrenkiste auf dem Strom des Lebens ausgesetzt haben, bin ick nich so hilflos hingeschwommen wie in diesem Momente," schluchzte er glückselig. „Also wirklich auch diesmal auf die erste Notiz parat mit Ihr liebes Herz, königliche Hoheit? Janz einverstanden, ohne sich irgend vor die Leute zu genieren, jede Dummheit wie jewöhnlich mitzumachen! O Fräulein — Fräu—lein!"

„Sie — lieber Mann," schnarrte plötzlich die hohe Jungfrau, nach einem kurzen Blick auf die grinsende Menschenumgebung sofort das gegenwärtig brauchbarste Individuum herauserkennend, „Hotel Daemel! Ein Zimmer wird bestellt sein! Gepäckschein? Ne, nur hier diesen Reisesack. Den Regenschirm trage ich selber. Greifen Sie diesem Herrn lieber doch auch ein wenig auf der linken Seite unter den Arm. Und nun vorwärts! Also da geht es zu Thal nach dem Ort hinunter? In der That, lieber Schönow, das Städtchen mit Ihren Schieferbrüchen und übrigen neuesten Extravaganzen scheint, soweit sich das bei der jetzigen Beleuchtung erkennen läßt, ganz nett zwischen seinen Bergen zu liegen ... aber, ortseingeborenes Menschenkind, Sie wußten doch wahrscheinlich, daß hier auch eine Treppe vorhanden ist? was? Mit heilen Beinen möchte ich doch lieber als mit gebrochenen an Daemels Ecke ankommen. Zu Wagen dorthin zu gelangen, ist wohl nicht möglich?"

„O doch," meinte der Autochthone ein wenig gekränkt, „aber das ist der gewöhnliche Richteweg, und die Herrschaften gehen ihn auch viel seiner Schönheit wegen bei Tage."

„Schön," sagte Julie, „denn aber jetzt bei Nacht doch ein bißchen vorsichtig, mein Bester. Es ist ja wohl auch ein Wasser, was da unten rauscht?"

„Möglichst unvermischt. Schlemmsystem am hiesigen Loco nur in seine ursprüngliche Naturbedingung bekannt. Weiter oben in't Gebirge, Forellen," murmelte Schönow.

„'s Mühlwasser heißen wir es, Fräulein," erklärte der Eingeborene. „Die Mühle heißt man die Klostermühle. Sie stammt noch aus der alten katholischen Zeit und wird manchmal auf Papier gezeichnet; Bösche aber, der sie jetzt hat, ist erst voriges Jahr angezogen."

„Sehr angenehm!" seufzte Fräulein Julie, mit wirklichem Behagen nach der langen ungewohnten Fahrt durch den heißen Tag den kühlen Thal- und Wasserhauch einatmend. Überhängendes dichtes Baumgezweig machte die „Mühlentreppe" noch dunkler, als sie um diese Stunde sonst schon sein mußte; für das Überschreiten des gebrechlichen, geländerlosen Holzsteges, der zuletzt über den Bach führte, war es in der That von Segen, daß ein Lichtschein aus der Thür und einigen Fenstern der alten Klostermühle drauf fiel.

Und immer mehr Lichter des Städtchens leuchteten bei der nächsten Wendung

des Heckenweges um das mittelalterliche Bauwerk auf. Da war die breite weiße Chaussee, die selbstverständlich vom Bahnhof in die Stadt führte, da war die durch Gaslaternen erhellte Hauptstraße, und — nach weiteren zehn Minuten — Fräulein Julia Kiebitz als alte aber höchst muntere gelehrte Jungfer da, wo sie vor einer ziemlichen Reihe von Jahren schon einmal gewesen war als junger melancholischer Backfisch, nämlich in ganz derselben Stimmung, in welcher sie ihren Freund Schönow seiner Zeit unter der Treppe hervorholte.

Der alte Freund, der sich auf der Treppe bei Böschens Mühle nicht ohne Grund ganz still verhalten hatte, blickte jetzt im erhelltesten Mittelpunkt des Städtchens auf und aus verwunderten, schwimmenden Augen umher.

„Na, zum Deibel, ja aber wat soll denn dies? Wo befinden wir uns denn eegentlich, Koppenberg?"

„An Daemels Ecke, wie gewünscht, Herr Schönow," sprach sachgemäß der eingeborene Führer. „Hotel Daemel meinten Fräulein, und da meinte ich —"

„Hotel Daemel? Daemels Ecke, Daemel!" schnarrte der alte Berliner Schieferbrecher. „Wat is denn dat für 'n neuet Blech, Sie kupferbeschlagene Dachnase? — Hotel de Prusse, Schafskopp! Sechs Fenster Front, gut durchjewärmt, alle Kellner in weiße Binden und mit silberne Leuchter parat! ... Daemels Ecke? So 'ne Dummheit, und bloß, weil man die letzten Schritte vor Rührung und Dankbarkeit ein bißken zu tief in Jedanken jeschritten is! ... Naturellement, Hotel de Prusse — Berliner Hof uf provinziell; — jroßer Jott, Fräulein, wie würde ick Ihnen in Daemels Ecke einlogieren?!"

„Gedacht hab ich's mir wohl," brummte Koppenberg; „dann, bitte Fräulein, nur noch 'n fünfzig Schritte weiter."

Die hohe Jungfrau war der Sache vollständig gewachsen. Es interessierte sie recht, Daemels Ecke sofort kennen zu lernen. Doch nach einem kurzen Blick in die offenen Bogenfenster des berühmten Lokals nahm sie den Arm des Freundes fester und sagte lächelnd:

„Also Berliner Hof, Koppenberg!"

Einige Schritte um die nächste Straßenecke brachten sie und ihre beiden Begleiter oder Führer wirklich vor das „Hotel de Prusse", und was etwa von Daemels Fenster aus nachgeguckt hatte und was etwa von der Bevölkerung der Umgebung nach dem Berliner Hof mitgegangen war, war für die große Berlinerin, augenblicklich wenigstens, so wenig vorhanden wie der Pöbel in den Gassen von Rom für die römische Patricierin in ihrer Sänfte auf den Schultern ihrer aus allen Provinzen des Imperiums zusammengestoppelten buntfarbigen Sklavenschar.

Und sie war in der That am heutigen Abend im Berliner Hofe erwartet worden.

Da waren die Kellner im Frack und mit möglichst weißer Wäsche. Da war der Wirt zum Berliner Hof, Herr Maushacke, selber und zwar mit der bunten betroddelten Hausmütze in der linken Hand und mit der rechten Faust im Rockkragen seines jüngsten „Garçons", der es in wirklich etwas frivoler Weise nicht lassen konnte, ein gluckſend Gegrinse hinter einem schlecht gemimten Stickhustenanfall zu verbergen.

„Nur jetzt nich jrob, Maushacke!" stammelte aber Schönow, immer vergnüglicher lächelnd. „Wir haben ihr, und ick schwimme in Thränen und Wonne! Allen Sündern sei vergeben, und det Porzellan, wat mich dieser, wie mich scheint, wirklich nich janz im Fundament richtige Jüngling vielleicht ooch jetzt verbrochen hat, nehme ich ooch auf mir. Maushacke — Fräulein Julia! Unser erster hier in seiner Branche. Fräulein Julie Kiebitz aus Berlin — Maushacke. Sie wissen, wat ick Ihnen jesagt habe, Mann! und er hat sich nach besten Kräften druf einjerichtet, Fräulein! Schlafappartemang, Salong in schönster Ordnung; anstoßender Ballsaal bei jetziger Säsong gleichfalls bei Tag und Nacht zur Verfügung. Bougies nich bloß uf die Rechnung, Thee parat, und jetzt zeijen Sie uns endlich den Weg

die Treppe ruf. Nehmen Sie ruhig meinen Arm wieder, Jnädigste, Liebste, Hochverehrteste. Sie haben die vollkommene Berechtigung, sich nich janz feste auf die Beine zu fühlen nach so 'ne strapaziöse Tour an so 'nem schwülen Sommertage. Ick kenne det ja. Et war ooch in eenem hübsch heißen Monat Juli, als wir am sechsten die Ordre kriegten, als Avantjarde vom dritten Corps den Feind auseenander zu marschieren. Hat mehr als een Kamerade jemeint: Leihen Sie mich Ihren Arm, Schönow! Und ick lieh ihm ihn, wenn et irgend möglich war, und trug ihm den Kuhfuß noch dazu. Aber det Abkochen am elften in Brünn! ... Da sind wir denn ooch jetzt — ih, sehen Sie mal, Sie Schenkenknabe, jroßartiger schmeißt ja keen weltstädtischer Garçon die Flügelthüre uf — und nun, Julie, treten Sie ein — et is wirklich nich bloß die Aufregung von die Zugverspätung, et is janz allein die Rührung, die Rührung und zum drittenmal, hurra, die Rührung!"

In dem Lichterglanz, der aus dem Gemache auf die Berliner Jungfrau fiel, hob der alte gute Freund (ebenfalls aus der dann und wann etwas verleumdeten Stadt Berlin), wie allein auf einem fernen einsamen Sterne stehend, die Augen zur Decke und sprach kopfschüttelnd allein zu sich:

„Sie is jöttlich!"

* *
*

Was der Preußische Hof an Silberzeug, feinstem Porzellan und kostbarstem Damastgedeck herzugeben hatte, blitzte, glänzte, leuchtete von der Tafel im Schein der Lichter und des Kronleuchters. Was an Delikatessen zu einem feinen Theetisch gehört, war aus der Nähe wie aus der weitesten Ferne gleichfalls zusammengebracht, und Fräulein Julie — wunderte sich über nichts.

Ganz gelassen wendete sie sich zu ihrem Gefolge, suchte sich ihren Schützling und Beschützer darunter aus und sagte:

„Sie sind und bleiben ein verrückter Mensch, lieber Freund. Macht Ihnen denn der Unsinn wirklich immer noch so vielen Spaß, Schönow?"

„Ja!" sprach Schönow mit vollster, herzlichster Gewißheit. „Entweder unter die Treppe jeblieben und im Verborjenen jeblüht und verduftet oder — alles jroßartig, alles mit volle Musik. Dat jroßartigste in der Welt bleiben trotz Düppel, sechsundsechzig und siebzig doch immer Sie, Fräulein; und was den armen Schönow anbetrifft, wat hat er denn in und an sich, wat Sie ihm nich als eene verjoldete oder versilberte Frucht von Ihre Erziehung einjetrichtert und anjehängt haben, Fräulein? Eegentlich is et nur schade dabei, daß Sie mich nich die Lichter von Ihre janze Intelligenz haben aufstecken können, man hätte mir wahrscheinlich sonst schon längst als Berliner Weihnachtspirjamide mitten ins Deutsche Reich an eenem heiligen Christ uf 'n Tisch gepflanzt, und der Deubel soll mir holen, wenn nich mehr als eener, wenn man erst ordentlich jeklingelt wäre, sagen sollte: Ih, verflucht! Is et die Möglichkeet? Guck eener an, wie nett und jemütlich doch det sonderbare Jewächse leuchten kann? Jejloobt hat's bis jetzt keener."

„Wenn gnädiges Fräulein vorher erst einige Toilette zu machen wünschen," sagte Maushacke, mit wiederholten Verbeugungen die Hände reibend, „so ist nebenan im Schlafgemach alles bestens in Ordnung. Wenn gnädiges Fräulein einer der Hausjungfern bedürfen —"

„Danke, Herr," sagte Julie, „ich wasche mich selber. Einen Kamm und eine Zahnbürste bringe ich auch mit. Gnädiges Fräulein, lieber Herr Maushacke, bin ich nur so weit, als es unbedingt nötig ist. Also eine Wasserkanne und Zubehör ist nebenan vorhanden; — dann trägt wohl einer der jungen Leute meinen Reisesack in die Kammer und stellt ein Licht vor den Spiegel. Ja, ich bringe einen Sack weniger mit als der Kalif Omar bei seinem Einzuge in Jerusalem. Dafür komme ich aber auch nicht auf einem Kamel geritten, sondern mit der Eisenbahn von Berlin."

Sie trat unter dem Vortritt des Oberkellners in das Nebengemach, und — „wie det Käthchen von Heilbronn aus Fräulein Kunigundes Badezelle kam er sofort wieder 'rausgestürzt, der Garsong nämlich!“ erzählte Schönow später ziemlich häufig, wenn die Rede auf seiner Freundin Einzug in den Preußischen Hof kam.

Aber an dem glänzenden Theetisch standen jetzt Maushacke und Herr Schönow einander allein gegenüber und sahen einander eine geraume Weile stumm an. Endlich hielt es der Wirt des besten Hotels der Stadt nicht länger aus.

„Sie nehmen es wohl nicht übel, Schönow,“ stotterte er, „aber ein bißchen anders hatte ich mir die Fürstin, die Sie mir angemeldet haben, vorgestellt! Na, na, also wirklich mit eigener Zahnbürste und Privatkamm? Na, man erlebt freilich vieles als Gastgeber mit seiner Fremdenliste, aber dies ist doch das Höchste, was ich in meiner hiesigen Praxis jemals an einer Prinzeß notiert habe. Na, na, na, so inkognito wie heute abend ist die Ihrige wohl immer durchs Leben gereist?“

„Immer!“ schnarrte der kaiserlich-königliche Hof-Schieferdeckermeister Schönow. „Und nun, mein lieber hiesiger Herr und Stadtrat und juter Bekannter von Daemels Ecke, wenn Ihnen an unsere fernere jute jejenseitige Verhältnisse was liegen sollte, ersuche ick Ihnen, et Ihrer weißboomwollene Handschuhjanymedenschaft ja recht dringend einzupauken, dat ick diese Prinzessin, meine janz speciellste Privatprinzeß, wie eene Königin behandelt zu haben wünsche. Jngenommen? Über mir mögen Sie meinetwegen Ihre dummen Bengel und faulen Schwalbenschwänze jrinsen lassen, wat die Maulaffen leisten können. Noch aber eene eenzige Respektswidrigkeit jejen die Dame nebenan — Fräulein Julia Kiebitz aus Berlin — und, na, Sie wissen ja, wie et in die Leihbibliothek in diese zärtliche oder freundschaftliche Zuneigungen heißt: sie standen und waren uf eenmal aus'nander un Weltmeere schwammen thränenlos zwischen sie.“

Der Wirt zum Preußischen Hof stand auch jetzt schon und sah hin, als sehe er vom äußersten Rande der Welt in das öde Nichts. Da er ganz genau wußte, was Schönow ihm während seines Provinzaufenthaltes seit Jahren regelmäßig wert wurde, wie gern er andere splendid zu Gaste lud, wie gern er als großstädtischer Kenner renommierte und wie ihm sein Geldbeutel manches erlaubte, rieb er, Maushacke, durchaus nicht mehr die Hände vor Behagen umeinander.

„Verehrtester Herr,“ stammelte er, „ich versichere auf meine Ehre —“

„Weeß ick ja und erloobte mich deswegen ooch nur diesen leisen Wink mit 'n Lilienzweig in betreff des O de lih de Lohse unseret geschäftlichen und vertraulichen Verkehrs, hier im Hause sowohl wie ooch bei Daemel. Und nun keenen Ton, keenen Hauch mehr! Da is det Kind. Sie klingelt, wenn wir noch was brauchen.“

Ja, da war das „Kind“, das brave alte Mädchen, und kam, wie es dem oberflächlichen Betrachter erscheinen mußte, gerade so wieder heraus aus ihrer Kammer, wie sie hineingeschritten war. Keine wirkliche Prinzessin aber hätte Maushacke zu einer tieferen Verneigung bringen können. Höchst eigenhändig stellte er ihr den Stuhl zurecht und rückte ihr die silberne Tischglocke an den Teller.

„Schöneken, schöneken, oller Waldkater,“ sprach Schönow, jetzt seinerseits grinsend, aber vor unendlichem Behagen. Die Thür schloß sich hinter dem katzenbuckelnden Wirt vom Hotel de Prusse, und das sonderbare Freundespaar war „Jott sei Dank endlich alleene mit sich selber.“

Während flüchtiger zehn Minuten überlassen wir sie auch sich selber, verlassen den Preußischen Hof gleichfalls während dieser kurzen Zeit und nehmen unseren Weg noch einmal in die schöne Sommernacht hinein. Als wir diesen unseren jetzigen Weg zum erstenmal gingen, war es auch später Abend, aber das Wetter um ein beträchtliches schlechter. Es regnete sehr und der Wind blies, und Wittchen Hamelmann hatte viel Not in betreff

ihrer weißen Strümpfchen und mit ihrem Samariterkorbe und Regenschirm und Röcken. Ach, wie vieles ist anders geworden seit jenem Abend und — wie manches darunter, was nun nie mehr anders werden kann!

Wie gut und fröhlich hatte damals trotz seiner Betrübnis um seinen guten Gehilfen und tapferen Soldaten Ludolf Amelung der Papa gelächelt, wenn er stehen blieb und die Laterne hoch hielt und rief: „Jetzt aber gilt's das Leben, Witha! Ich rate dir, spring mit Überlegung, Kind, wenn du nicht als Mohrin nach Hause kommen willst. Der Stein wackelt bedenklich in der Brühe. Zwölf Centimeter beizu, und kein Färber wird dich schwärzer färben können, Wittchen, Schneewittchen!"

Ach Gott, ach Gott, wie lieb und schön zur Erinnerung war das damals trotz aller herzlichen Bekümmernis um den armen Ludolf Amelung gewesen! ... Und alle Leute meinten ja auch nur, nur der arme Ludolf würde sterben und endlich von seinen schrecklichen, langen Leiden nach so langer Zeit aus der Schlacht in Frankreich erlöst werden.

Da war Malchen Liebelotte, die an jenem Abend so gute Geschäfte im Glocke- und Hammerspiel mit dem Wirtshause gemacht hatte, und sie freute sich, daß man das Begräbnis mit den Fahnen und Kriegervereinen und Schützen von ihres Vaters Fenstern so bequem sehen könne. Wie hätte sie es ahnen können, daß ihr Papa so bald nach dem armen Ludolf sterben müsse und nicht mehr in seinem großen Hause aus dem Fenster sehen werde und nicht mehr in seinem schönen Garten sitzen und mit seiner Familie in dem hübschen neuen Gartenhaus mit den breiten Glasfenstern und der goldenen Kugel auf dem Dache Kaffee trinken werde?

Ach Gott, ach Gott, und war denn das das Schlimmste?

Hatte die Welt sich in so kurzer, kurzer Zeit nicht noch viel schrecklicher, trauriger, thränenreicher verändert?

Es war immer noch nur wie ein böser Traum ... seine gute, freundliche Stimme, sein leises, fröhliches Lachen mußte ja gleich draußen erschallen. Wenn er die Treppe heraufkam, stieß er immer leicht mit dem Gehstock auf und hustete auch wohl einmal. Gleich mußte er doch den Kopf in die Thür stecken und nach seiner lieben Weise nicken und sagen: Guten Abend, Wittchen, wie geht es in der Wirtschaft, Wittchen, ist der Tisch gedeckt für sieben, sind die sieben Stühle zugerückt? der Papa hat einen Hunger für sieben, und sieben Zwerg- und Höpperstühle sind auch gar nicht zu viele für seine langen müden Beine. Es war ein mühseliger Tag heute, und viel unbotmäßiges, widerwärtiges Gesindel treibt sich heute auf den Bauplätzen im ehrbaren Gewerk um. Gieb mir einen Kuß, Witha, und bring mir meine Pantoffeln."

O Gott, es ist ja wahr, daß alle Menschen sterben müssen; es steht in der Bibel und in den Büchern, und die Lehrer sagen es und die Herren Prediger predigen davon — jeder spricht davon und lacht dabei und kann dabei ruhig weiter essen und trinken und daran denken, daß morgen die Schneiderin kommt oder Dienstag, Mittwoch oder Donnerstag ist.

O Gott, und wenn es dann wirklich auf einmal — auf einmal selber kommt — gekommen ist! und es einem ist, als ob alles andere: Sonne und Licht und grüne Bäume, Menschen und Tiere und Kinder und die Häuser in den Straßen, sich gar nicht darum zu kümmern brauchen — wie schrecklich, wie schrecklich!

Die ganze Stadt war wohl mitgegangen nach dem Kirchhofe, und es hatte ihr gewiß auch sehr leid gethan (die Leute sagten es ja alle!), aber alles hatte doch nur mit sich selber zu thun: es war wie gestern gewesen, und wie, als ob es schon tausend Jahre her sei, lag der Papa jetzt unter seinem Hügel neben der Mama, die vor noch längerer Zeit dort hingelegt war, und alles war der ganzen Welt und der ganzen Stadt und allen Bergen um sie her ganz einerlei.

Der ganzen Welt?

Wir gehören mit dem Onkel Schönow und noch ein paar anderen auch zu dieser merkwürdigen ganzen Welt, die sich um nichts bekümmert, was sie doch so allerpersönlichst angeht; und wir sind doch auf dem Wege zu dir und deinem Unterschlupf unter den grünen Büschen und Bäumen der Hundstwete, kleines, betrübtes, liebes Mädchen mit dem uralten, langen, berühmten Namen.

Hroswitha Hamelmann! Lieb, klein Wittchen Hamelmann, wir sind auf dem Wege zu dir, zu dir und noch einem fast gleich bekümmerten Geschöpfe Gottes, während die Welt ihren Weg weiter geht und Herr Wilhelm Schönow und Fräulein Julie Kiebitz aus Berlin im Preußischen Hof eben die Servietten über die Kniee breiten, wobei Schönow sagt: „Ick danke für Milch, Fräulein."

Es regt sich kein Blatt — weder an den hohen Wipfeln und Ziersträuchern des Liebelotteschen Gartens, noch an den niederen Obstbäumen und Stachelbeerbüschen des Amelungschen Anwesens. Die Frösche sind sehr munter und laut im Liebelotteschen Teiche; aber Liebelottes vornehmes Gartenhaus ist dunkel, und schwere Holzläden mit starken Nägelköpfen verschließen die Fenster. Der kleine Lichtschein, der dort die Sommernacht erhellt, fällt wieder aus dem Fenster unter dem so tief zum Erdboden niederhängenden Dach, zu dem uns vordem der Wind und der Regen und das gute, mitleidige Herz des in seinen irdischen Angelegenheiten im Herzen so insolventen Herrn Baumeisters Hamelmann und seines Töchterleins hintrieben.

Damals waren die Scheiben vom Dunst beschlagen, und es half uns nichts, hineinzugucken, als wir bänglich eintraten. An diesem warmen Abend stehen die Fensterflügel noch weit geöffnet, und es hindert uns nichts, einen Blick in den bekannten Raum zu werfen, ehe wir uns von neuem unhörbar, vorsichtig einschleichen.

Da sitzen sie, die beiden Mündel des alten, so leicht weinerlichen und häufig so sehr vergnügten alten Spreekrokodils und Schieferdeckers — die ganze Länge des Tisches zwischen sich; und mit der Tante Fiesold im gewohnten Winkel in der gewohnten liebenswürdigen Leib- und Seelenstimmung und in der ganz ungewohnten Rolle als — Ehrendame des Hauses in der Hundstwete.

Weiß und verweint und in einem schwarzen Kleidchen saß das junge Mädchen an ihrer Seite des Tisches, ein Nähkörbchen vor sich und eifrig in der Arbeit auf ihr Nähzeug gebeugt. Hinter einem beträchtlichen Bücherhaufen saß Gerhard Amelung bei Tinte, Feder und Papier. Es war rührend komisch anzusehen, wie sie beide scheu und ängstlich einen möglichst weiten Raum zwischen sich frei gelassen hatten und welch ein weites neutrales Feld auf der Tischplatte die kleine Lampe beleuchtete!

Sie reden wirklich, wie es scheint, dann und wann miteinander, und bei jedem ersten Wort fährt das immer nur angesprochene junge Menschenkind wie erschreckt auf und wird sehr rot.

Sie scheinen eine entsetzliche Furcht voreinander zu haben, und in dieser Beziehung ist es ein wahres Glück, daß die Tante Fiesold aus ihrem Winkel von Zeit zu Zeit auch ihr Wort in die Verlegenheit giebt und somit durch ihre mürrischen Bemerkungen die Sommernacht nicht gänzlich zu einem süß-bangen Märchen werden läßt.

Die Gefahr für uns, durch Horchen unsere eigene Schande zu hören zu bekommen, ist noch nie so gering für uns gewesen wie bei dieser Gelegenheit, wo wir ohne Bedenken so vorsichtig als möglich die Büsche unter dem Fenster auseinander biegen und so verstohlen neugierig als möglich den Hals vorstrecken und die Hand hinters Ohr halten.

Ach, und sie da drinnen sind doch sehr mit dem beschäftigt, was wir, die ganze Welt, zu ihrem winzigen, gegenwärtig so sehr in Verwirrung und so tief in Kummer und Schmerz geratenen jungen Da-

sein sagen können. Sie — und freilich von beiden natürlich zumeist das kleine Wittchen, Fräulein Hroswitha Hamelmann — haben eine so große Angst vor uns, eine so schlimme Meinung von uns, der ganzen, großen, weiten Welt!

Es schickt sich so vieles gar nicht! und es ist so traurig, sich in keiner Weise selber raten und helfen zu können und die Tante Fiesold noch gar dazu guten Rat geben zu hören!

„Es sind schlimme Sachen, Gerhardchen,“ sagte die Tante, plötzlich aus ihrem Winkel an den Tisch humpelnd, mit der einen dürren Hand ächzend die Seite haltend und die andere auf den neutralen Raum der Tischplatte legend und sich darauf stützend. „Kannst mir keine Schuld geben, daß ich es nicht von Anfang an so kommen sah und nicht immer meine Meinung darüber sagte. O Herr, Herr, wenn du's mir nur endlich offenbaren wolltest, wo du mit deiner unglücklichen Kreatur noch hin willst! Da fährt auch das Fräulein schon wieder mit dem Taschentuch vor die Augen, wo ich nur den Mund aufthue, um ein leises Wort über mein Elend vorzubringen. Und der Junge steckt nach seiner Art den Kopf nur noch tiefer hinter seine dummen Bücher! Was soll denn nun werden, wo die ganze Stadt steht und von Tag zu Tag den Kopf mehr schüttelt?“

Nur selten war ein Kopf so rasch hinter einem Bücherhaufen hervorgehoben worden wie jetzt der Gerhard Amelungs.

Mit einem angstvollen, scheu-zärtlichen Blick auf sein scheues, ängstliches, betrübtes Gegenüber am Tisch warf er auch der guten Tante einen Blick zu, aber einen ganz anderen.

„Dreh mir nur nicht den Hals um,“ kicherte höhnisch die liebe Tante, wie im hellen Schreck einen Schritt zurückweichend. „Daß du es gern möchtest, weiß ich schon längst. Daß ich dir seit meines Ludolfs Tode überleidig bin und tagtäglich mehr zum Überdruß werde, ist mein herzzerbrechender Kummer bei Tage und bei Nacht. Hast ja nun auch 'ne viel hübschere, liebere Gesellschaft als deiner seligen Mutter alte, elende, gichtbrüchige Schwester. Ich gönne sie dir ja von Herzen, aber —“

Der junge Mensch hielt jetzt wirklich die Alte am Arm mit einem Ausdruck, als ob er sie in der That lieber am Halse gefaßt haben würde. Und daß die Menschheit und die Welt außergewöhnlich viel verloren hätte, wenn er ein wenig zu fest zugedrückt haben würde, wollen wir ganz gewiß nicht behaupten.

„Tante Jakobine,“ keuchte er und flüsterte freilich mehr zu sich selber als zu der unzurechnungsfähigen alten Person vor ihm, „sie kann es nicht wissen, daß du nicht ein einzig Mal in deinem Leben fähig gewesen bist, Vernunft anzunehmen; aber ich will es nicht, daß du ihr das Herz noch schwerer machst! Hörst du? Du hast noch immer den weichsten Sitz unter diesem Dache, und die besten Bissen gehören dir auch, und keiner nimmt sie dir; aber das — fremde Kind soll nicht anhören und tragen, was wir, mein Bruder Ludolf und ich, unser Leben durch seit unserer Mutter Tode von dir haben hören und tragen müssen und mit aller Geduld getragen haben.“

Das stupide alte Weibsbild wand sich boshaft winselnd unter dem festen, aber gewiß nicht rohen Griff des Jünglings. Es war zum erstenmal in seinem Leben, daß er das schlimme Hauskreuz so angriff; aber sein Atem ging schnell und wie im Fieber. Der arme Knabe zitterte an allen Gliedern, und die Thränen drohten ihn fast zu ersticken.

Er fühlte sich so grenzenlos hilflos diesem bitteren Leben gegenüber und mit allem, was er wußte und gelernt hatte, so ganz und gar unfähig, einem anderen, noch schwächeren, hilfloseren Wesen — dem schönsten, süßesten, unschuldigsten, und dem noch dazu eine Zuflucht unter dem Dache seines Vaters gegeben worden war, im geringsten gegen die arge Welt zu Hilfe zu kommen.

Er hatte es nie so bitter gefühlt, daß er nichts war, nichts wußte und daß

ihm nichts, gar nichts in dieser schlimmen Welt zu eigen gehörte.

In ohnmächtiger Ratlosigkeit knirschte er mit den Zähnen, wie er die Alte aus dem Lichtschein der Lampe, in den auch sie eben sich von neuem so gespenstisch eingedrängt hatte, zurückdrängen wollte in ihren Winkel hinter dem Ofen. Da aber fühlte auch er eine Hand auf seinem Arme, eine leichte zitternde Hand, und Wittchen Hamelmann sagte mit gleichfalls von unterdrückten Thränen halb erstickter Stimme:

„O Gerhard, lassen Sie doch nur! Sie hat ja recht. Wie sie es auch sagt — die Tante Fiesold hat ja ganz recht, und es geht wirklich nicht so länger! Der Onkel Schönow kann uns so, wie es jetzt ist, mit aller seiner Herzensgüte nicht länger helfen; — die Welt leidet es nicht! Männer können das wohl nicht so leicht merken wie wir Frauen. Ich habe mich schon als kleines Mädchen darüber wundern müssen, wie der arme Papa immer so gleichgültig gegen das war, was die Welt von ihm sagte. Ach, Gerhard, lieber Herr Gerhard, daß die Tante meint, ich stehe Ihnen zu viel im Wege in Herrn Schönows Anteilnahme, und es wäre besser für Sie und Ihr Fortkommen in der Welt, wenn ich nicht wäre — das ist gar nichts! Aber das andere ist etwas! nämlich, daß wir keine Kinder mehr sind und die Welt sehr auf uns achtet, und keine Dornenhecke wie im Märchenbuch um Ihr kleines Haus wächst, Herr Amelung! Wenn wir in einem Urwalde miteinander als elternlose Waisen allein wohnten, wäre es ja alles schön und lieb. Ich könnte Ihnen den Haushalt führen wie Schneewittchen den sieben Zwergen, und Sie erzählten mir am Abend von der Welt und den großen Kriegen und den großen Gelehrten, und läsen mir auch wohl, was ich verstände. Wir brauchten uns um keinen Menschen zu kümmern, und wenn der gute Onkel Schönow aus seinen Geschäften oder von Berlin zu uns käme, sollte er es recht behaglich bei Ihnen finden, Herr Gerhard. Ach, es würde zu schön sein; aber, o Herr Amelung, wie es ist, geht es wirklich nicht länger, und die Tante Jakobine hat ganz recht, und ich darf Ihnen nicht länger zur Last sein, Herr Gerhard. Ich denke, wenn ich auch weiter nichts gelernt habe, so mag ich doch wohl mit Kindern umgehen können, und so meine ich, wenn ich mich in die Zeitung setzen ließe, so fänden sich wohl gute Leute, die mich ein Kind warten ließen, und das Abc würde ich ihm im Notfall ja auch beibringen können."

„O Fräulein —" schluchzte der arme ratlose Junge, und es wird gottlob nur selten so viel Elend in eine höfliche Anrede zusammengepreßt wie in diesem Falle. Er saß wieder auf seinem Stuhl am Tische und hielt das Gesicht in den Händen, und mit gefalteten Händen stand Fräulein Witha Hamelmann neben ihm, und in ihrem Winkel stieß die Tante Fiesold ganz sonderbare Töne schadenfrohen Wohlbehagens aus.

Ein großer Nachtfalter war aus dem Garten in das offene Fenster gekommen und flatterte in immer näheren Kreisen um die Lampe. Allerhand Blütenduft des Gartens füllte auch das niedere Zimmer, in dem wir einmal, des Eiterdunstes aus der Schlacht bei Beaune la Rolande wegen, so schwer Atem zu holen vermochten. Das Atemholen wird den Jungen wie den Alten, den Gesunden wie den Kranken eben auf die verschiedenste Art in dieser Welt schwer gemacht. Und die Alte im kalten Ofenwinkel hatte vollkommen recht: zu viele Leute auf einem engen Raume benehmen einander gewöhnlich den Atem, ganz abgesehen von der behaglichen täglichen Leibesnahrung für Menschen und Vieh.

* *
*

Wir sind wohl schon etwas länger als zehn Minuten vom Preußischen Hofe weggeblieben; es thut aber nichts. Der lauen Nächte wie die gegenwärtige giebt es wahrlich nicht allzu viele im manchmal zu unverfroren gegen besseres Wissen be-

lobten deutschen Vaterlande. Und außerdem — dem guten Onkel Schönow und Fräulein Julie können wir unbedingt bis über mitternacht hinaus solus cum sola trauen und sie trotz Frau Helene und Herrn Privatsekretär Giftge dreist beisammen lassen, vorzüglich bei Tische, und noch dazu an einem gedeckten Tische, auf welchem kein leerer, ängstlich-blöder Raum zwischen den beiden Geschlechtern sich dehnt.

Höchstens sagt da die Jungfrau: „Schönow, Schönow, das bezeichnen Sie wieder nur als eine Idee Rum? Ich nenne es Spirituosa mit Thee, wie ich auch das, was Sie vorhin Ihre freudige Aufregung am Bahnhofe nannten, vielleicht anders nennen könnte. Kellner, wir haben Sie wirklich nicht mehr nötig, und diese Flasche Liebfrauenmilch nehmen Sie unbedingt wieder mit fort. Ich habe wahrhaftig nicht Lust, mich noch konfuser machen zu lassen, als ich schon bin."

Wenn dann auch Schönow tief seufzend nichts weiter als: „O Fräulein!" sagt und für seine übrigen Gefühle und Bedrängnisse vergeblich nach Worten ringt, so können wir seelenruhig Fräulein Julie über ihrer letzten Tasse Thee mit Milch ihre Gelegenheiten abpassen lassen, um von ihrem alten Freunde wenigstens nach und nach ein wenig mehr in Erfahrung zu bringen, wie es eigentlich kommt, daß sie so urplötzlich so fern von ihrer gewohnten häuslichen Umgebung hier sitzen muß und mit nicht abzuleugnendem Behagen den Hauch dieser fremden Berge und Wälder, der durch die geöffneten Fenster auch in diesen Provinzialgasthof dringt, einatmet.

Wir können es jetzt nicht mehr voraussagen, wie lange wir noch das Hotel de Prusse sich selber überlassen müssen: die Nacht da draußen ist zu lieblich, und die Tante Fiesold hatte zu sehr recht!

Anderwärts, zum Exempel in den Städten Wien und Berlin, ist es noch ziemlich früh in der Nacht und sind die Gassen noch recht lebhaft. In unserem Städtchen ist um diese Stunde der Bach bei Böschen Mühle wohl das lebendigste, wenn auch bei Daemel noch Licht ist, dumpfes Gemurmel hinter den herabgelassenen Vorhängen der Bogenfenster hervordringt und verschiedene Stammgäste noch lange nicht die Absicht haben, nach Hause zu gehen. In den Heckenwegen und Gärten um die Stadt ist es ganz still, nur daß die Heimchen ihr Konzert noch fortsetzen, auch wohl ein Hund anschlägt oder ein Säugling in einer der Hütten schreit.

Ganz merkwürdig aber ist's jetzt mit dem kleinen Hause der Gebrüder Amelung in der Hundstwete. Es liegt um diese Zeit vollständig da wie im pfadlosen Walde der guten Zwerge Anwesen, als Schneewittchen — das andere Schneewittchen — seinen Weg zu ihm fand und auch keinen anderen Laut darin vernahm als vom Heimchen unter dem Herde.

Die Tante Fiesold ist gar nicht zu rechnen. Die hat den Schlüssel am Küchenschrank umgedreht und weiß ihn sicher unter ihrem Kopfkissen. Sie hat noch ein Vaterunser gebetet und dann noch mürrisch nach ihrer Art etwas in sich hineingemurmelt, und jetzt liegt sie und schläft tief und fest, nur daß sie merkwürdigerweise dabei im Traume unter magistratlicher Polizeiaufsicht auf dem Gefängnishofe recht hartes Holz zu sägen hat und nur zu oft auf einen nichtsnutzigen Astknorren stößt. Bei letzteren Vorkommnissen ruckt sie jedesmal das Kinn aufwärts und zieht ein ander Register in der Nase.

Auf dem Tische in der Wohnstube liegen auf der einen Seite noch immer die römischen Geschichten des Titus Livius aufgeschlagen und die Grammatik und das dicke Lexikon daneben. Auf dem leeren Raum in der Mitte des Tisches brennt noch immer die Lampe, und das Nähkörbchen steht auf seiner Seite auch noch am alten Flecke; aber — wegtragen könnte das alles jeder, dem's beliebte: nicht bei den Brüdern Grimm noch in irgend einem anderen germanischen, römischen oder sonstigen Geschichtenbuch war

jemals irgend ein persönliches Eigentum mit bedingungsloserem Vertrauen in die Ehrlichkeit der Menschen in dem wilden Walde dieser Welt sich selbst überlassen worden.

Waren sie etwa auch zu Bett gekrochen, die beiden jungen Bewohner des kleinen Gartenhauses? Hatten sie sich so sehr ohne die Gesellschaft der Tante Jakobine in der Einsamkeit und der Nacht voreinander und der bösen Welt gefürchtet, daß sie gleichfalls die Decke über den Kopf gezogen hatten, nachdem sie nach guter braver Kinder Sitte leise ihr Gebet gesagt hatten:

Lieber Herr Jesus, mach mich fromm,
Daß ich zu dir ins Himmelreich komm.
Und sollt ich das nicht werden,
So nimm mich lieber von der Erden!?

In diesem Falle war es doch zu unvorsichtig, Thür und Fenster offen zu lassen, so weit draußen vor dem Thor, in dem allerletzten Häuselein der Hundstwete! Gehört einem auch von Rechts wegen und Gerichts wegen nichts mehr von allen Notwendigkeiten und Herrlichkeiten der Erde wie im vorliegenden Fall, so bleibt doch immer noch das allgemein menschliche Gefühl, daß es hinter vorgeschobenem Riegel besser und sicherer sei, und jener vacuus viator, der vordem in dem alten lateinischen Vers (Fräulein Julie kennt ihn vom Papa her) coram latrone sang, der sang und pfiff wohl auch mehr aus Herzensangst als aus leichtem und sorglosem Herzen.

Es giebt aber verschiedenartige Ängste in der Welt. Einige treiben einen in das Haus, hinter möglichst feste Mauern, Gitter und Läden; andere hingegen treiben ihr Spiel und Wesen anders mit der unruhigen Menschenseele, und ob einen dann das Gefühl des Erstickens im weiten Prachtsaal oder unter dem niedrigsten Strohdach überkommt, das ist ganz einerlei.

Vorzüglich junge Leute halten es dann und wann schwer aus zwischen Hausmauern und Stubenwänden; besonders wenn ihnen eben erst von neuem deutlich gemacht wurde, wie klein und unbedeutend ihr Recht und Anspruch sowohl an die nächste Nachbarschaft wie an das übrige Weltall rundum von Rechts wegen und von eigenen Verdiensten, Künsten und Fähigkeiten aus sei.

Ach, nur allzu leicht glaubt der Mensch jedem aufs Wort, daß er nichts sei, nichts habe, nichts könne, nichts bedeute. Und es ist nicht immer der „Vater, der Lehrer, der Aldermann“, der so spricht: die Dummheit, die Bosheit, die Selbstsucht haben nur allzuoft das große und leider fast immer überzeugende Wort in diesem Falle. Und, o, wie viel besser hat es dann alles da draußen als der arme gebundene Mensch drinnen in seinem Gefängnis! Ach, und nur selten kriecht die Tante Fiesold, nachdem sie „nochmals ihre Pflicht gethan hat“, zu Bette und bekümmert sich weiter nicht darum, daß die Fenster und die Hausthür noch offen stehen, und von den Bergen der laue Wind kommt, und die Sterne flimmern, und das Wasser von ferne rauscht.

Der verstorbene Bruder hat noch, ehe er in den Krieg mußte, die kleine Laube an der äußersten Grenze des Gartens, dem Berge zu, aufgerichtet, die Zweige der Hainbuche darüber gezogen und die Holundern angepflanzt. Auch den kleinen Tisch und die Bank hat er gezimmert und nach dem Kriege gern dort gesessen, wenn sein kranker Fuß es zuließ. Es ist ein hübsches Plätzchen, sowohl am sonnigen Tage wie auch in der späten Sommernacht. Man hat von ihm aus einen netten Blick in das Thal und über einige der letzten Dächer der Stadt. Man kann darin sich von der großen Belagerung der Festung Metz und der Winterschlacht bei Beaune la Rolande erzählen lassen, und man kann darin den Homer lesen und die lateinische Syntax studieren, und man kann darin auch beide Ellbogen auf den Tisch stützen und den Kopf zwischen beide Hände nehmen und laut seufzen, ja auch leise und hilflos in sich hineinschluchzen.

Was alles kann man noch darin?

Wenn man Glück in seinem kleinen, alltäglichen, ganz gewöhnlichen und gemeinen Unbehagen hat, das schönste, lieblichste, tröstlichste Wunder in dieser unbehaglichen Welt an seiner ratlosen, gequälten Seele erleben!

Glück freilich muß man haben. Es wird nicht jedem, der es innerhalb seiner vier Wände nicht aushielt, so gut, daß ihm den Berg hinauf, in die dämmerige Nacht, den Baumschatten und das Blättergeflüster hinein ein gleich ratloses, gequältes Seelchen nachschleicht, daß sich ihm eine kleine, scheue, angstvoll-mitleidige Hand auf die Schulter legt und jemand sagt:

„O Gerhard, wie weh hat das mir gethan! ... Und mein Vater hat erst sterben müssen, daß auch ich erfahre, wie schlimm es uns auf Erden gehen könne! O Herr — Gerhard — lieber Gerhard, ich habe es ja gar nicht gewußt, wie es in der Welt draußen aussieht. Ich hatte es zu gut in unserem Hause, von dem ich nicht wußte, daß es eigentlich auch nicht uns gehörte. Es ist freilich wohl betrübt, daß wir gar kein Eigentum haben; aber, o bitte, Herr Gerhard, nehmen Sie es sich nicht zu sehr zu Herzen. Viele reiche und gelehrte Leute haben in — in Ihrem Alter auch nichts gehabt und stehen doch jetzt als berühmte und reiche Menschen in den Büchern, und was ihre Stadt zu ihrer Zeit von ihnen sagte, darauf kommt es jetzt gar nicht mehr an. Sie sollen Mut haben, Herr Gerhard; ich habe ja auch Mut, und wenn ich nicht noch um den armen Papa so betrübt wäre, so könnte ich ganz gewiß über die Tante Jakobine und die übrigen lachen. Und wie gut sind doch auch viele Menschen gegen uns gewesen! Und wie gut ist der Onkel Schönow, wenn er auch nicht recht was mit uns anzufangen weiß! Und wer weiß denn, ob er nicht schon viel klüger oder lieber ebenso klug als barmherzig und mitleidig für uns gehandelt und in der letzten Zeit so viel nach Berlin geschrieben hat? Wenn er zu seinem weinerlichen Ton so lächerlich den Mund zieht, kommt immer was heraus, was auf die eine oder andere Weise zur Sache gehört, hat mein Papa so oft, so oft gesagt und ihn als Freund immer nur noch gerner gehabt. — Eine merkwürdige Dame hat er zu seiner Hilfe, wie er sagt, der Onkel Schönow, von Berlin verschrieben, und eigentlich wollte er uns beide ja heute abend mit an den Bahnhof nehmen, um sie abzuholen. Wer weiß, weshalb er sich anders besonnen und uns zu Hause gelassen hat? Ich habe zwar auch vor ihr eine entsetzliche Angst, wie jetzt seit des Papas schrecklichem Tode vor jedem fremden Menschen; aber, Gerhard, lieber Gerhard, fürchte du dich nur nicht, habe du nur guten Mut, sie ist ganz gewiß anders, die fremde Dame, wie die Welt und die Tante Jakobine, und weiß ganz sicher das rechte Wort und die beste Hilfe für dich und — für mich wohl ein bißchen mit. O, habe du nur Mut, lieber Gerhard!“

Es ist jedenfalls ein seltsames Ding um das Muthaben auf dieser Erde. Der, der ihn nicht hat, habe ihn einmal auf guten Rat und vernünftiges Zureden lieber Freunde, guter Bekannten und wohlmeinender Nachbarschaft hin!

Und doch wie leicht und unvermutet und so ganz selbstverständlich bringt ihn oft ein leiser Hauch von Menschenatem oder Westwind, ein Ton aus der Ferne oder ein Geräusch in der Nähe, ein Lichtstrahl aus einem Kinderauge oder aus trübe ziehendem Regengewölk! Dann ist er, den Roß und Reisige und alles noch so sehr verbesserte Geschütz dem mächtigsten Könige nicht geben können, da: in dem dunkelsten Gefängnis erhebt er dem Gebundenen das Gesicht; Krankheit und Sorge sind ein Nichts, selbst der Sterbende richtet sich noch einmal auf dem Ellbogen empor; in blitzender Rüstung steht der Mensch, der vor einem Augenblick noch im Erdendreck und Lumpenbehang sich verkommen fühlte, und alles ist Freiheit, und alles ist Kraft, und alles ist Ergebung — alles ein Wohlduft, ein

Rauschen jungen Frühlingsgrüns, ein blaugoldenes Leuchten und Funkeln auf allen Seiten, und klare See und freie Fahrt bis in alle Fernen!

„So lange, wie es dauert,“ murmelt dann wohl die gute Freundschaft, Bekanntschaft und Nachbarschaft, die merkwürdigerweise in solchem Fall mit einem anderen guten Rat und verständigem Zureden sofort bei der Hand ist, nämlich: um Gottes willen nicht zu übermütig zu werden, sondern wohl zu bedenken, daß — und so weiter.

Jawohl, und so weiter!

Zehntausend gute Freundschaften, Bekanntschaften und Nachbarschaften würden in diesem Augenblick den armen Jungen und verunglückten Studenten in der Holunder- und Hainbuchenlaube in dem kleinen, bei Tage allen Augen, Ohren und Mäulern ausgesetzten Garten an der Hundstwete nicht mehr daran gehindert haben, guten Mut zu fassen. Der Hauch, der Ton, der Strahl von den Inseln der Seligen war wieder einmal in einen Erdenwinkel gedrungen; keine Tante Fiesold, keine Familie Liebelotte, keine Madam Helene Schönow und kein Giftge, aber auch kein Fräulein Julie Kiebitz und kein guter Onkel Schönow hinderten es mehr, daß Herr Gerhard Amelung so mutig wurde, als man nur immer von einem schüchternen jungen Mann an einem so dunklen Abend verlangen konnte.

Wir sagen es nicht zum erstenmal, daß es ein dunkler Abend war. Das wäre auch noch besser gewesen, daß gar Mondschein im Kalender gestanden hätte! Nun aber hatten selbst die wenigen Sterne sich im warmen Dunst der Sommernacht verloren, und die zwei armen jungen Bettler in der Laube, die ihnen gleichfalls nicht gehörte, waren ganz unbeaufsichtigt.

Und der Schreiber ihrer kläglichen Geschichte, der Erzähler ihrer gänzlich bankerotten, betrüblichen Zu- und Umstände muß sich ganz allein auf sein feines Gehör verlassen, und auch das hilft ihm während geraumer Pausen zu gar nichts. Sie flüstern miteinander — leise — und dann und wann immer noch leiser. Sie scheinen in ihrer Hilflosigkeit und Schutzbedürftigkeit ganz nahe aneinander gerückt zu sein auf der Bank des toten Siegers von Beaune la Rolande. Nicht im geringsten scheint ihnen daran zu liegen, daß ihre jetzigen gegenseitigen Mitteilungen, Dikta und Fakta treu, ehrlich und gewissenhaft auf die Nachwelt kommen.

Von der Ewigkeit spricht der junge Mensch einmal und flüstert dabei:

„O, es ist wie ein Traum! o Witha, mein Wittchen, Schneewittchen, und es ist doch wahr! Und o, wir wollen doch schon unseren Weg finden, nun wir in alle Ewigkeit beisammen bleiben. Mein, mein, in alle Ewigkeit!“

„O, und ich weiß auch gar nicht, wie das so plötzlich gekommen ist!“ flüstert Hroswitha Hamelmann leise und glücklich schluchzend, um auf einmal laut und laut weinend zu rufen: „Ach Gott, und der Papa ist tot! Hat denn der arme Papa so auf einmal sterben müssen, daß das so käme?“

Darauf wird es wieder ganz still; denn was der verunglückte Student jetzt bemerkt, versteht kein Mensch und er selber wohl auch nicht.

Zehn Minuten wollten wir aus dem Preußischen Hof wegbleiben; die Verpflichtung, uns auch nach der hohen Julia und dem lieben alten Schieferbrecher und Dachdecker Schönow umzusehen, brennt uns von Augenblick zu Augenblick mehr auf den Nägeln; könnten wir doch wenigstens noch ein verständiges Wort aus der kleinen thörichten, aller menschlichen Träume und seligen Wunder vollen Laube in der Hundstwete mit in die Stadt nehmen!

Ah!

Ist es denn möglich, daß es in so feierlichen, erhabenen Momenten gleich einem verstohlenen Mädchenkichern durch die laue, süße, geheimnisvolle, ernste Sommernacht klingt?

Ist es denn glaublich, daß in alle Welteroberungs- und -bezwingungsgedan-

ken einer aller Welt und Zeit entrückten Jünglingsseele es plötzlich kichert:

„O Gerhard, hattest du denn noch gar nichts von dem dummen Geschwätz gehört? Seit dem Februar schon habe ich mich oft bis zu Thränen darüber geärgert. Hast du bei deinen Büchern gar keine Ahnung davon gehabt, daß ich dich in der dummen Lotterie zu deinem Besten bloß für mich ausgespielt und mit Hilfe des Onkel Schönow ganz genau gewußt habe, wer das erste Los ziehen werde? Es war doch nur ein Ofenschirm, der höchste Gewinn; aber Malchen Liebelotte hat, trotzdem daß ihr Vater gleichfalls gestorben ist, ihr möglichstes gethan, daß sich das lächerliche Gerücht in der Stadt ausbreitete. Sei mal ganz ehrlich — hast du bei deinen Büchern gar nichts davon zu Ohren gekriegt?"

Es war möglich und es war glaublich; wir aber haben bei dem besten Willen wahrhaftig nicht länger Zeit für die beiden augenblicklich sonnenhoch über alle Unmöglichkeiten der dunklen Erde hinausgehobenen kleinen Narren in der kleinen Laube übrig.

Ein anderes ungemein ineinander verliebtes Pärchen hat unsere Beaufsichtigung ebenso nötig wie die Zwei in der Laube.

„Der Mensch ist rein verrückt!" sagt Fräulein Julie Kiebitz, mit untergeschlagenen Armen allein in den Prachtgemächern des Preußischen Hofes vor dem Theetisch in ihrem Sessel lehnend. „Das unglückliche Geschöpf verdient unzweifelhaft zu viel Geld infolge dieser Entwickelung unseres Berlins zu einer größeren Stadt. Das wäre nun wohl ganz allein seine Sache; aber daß er mich mit konfus mache, möchte ich mir doch gehorsamst verbitten. Ist es denn möglich, daß ich hier sitze und bis jetzt noch keine Ahnung davon habe, weshalb eigentlich? Die Kreatur wird unbedingt zu wohlhabend — ich muß sie unbedingt auf die eine oder die andere Weise in die Stadtverwaltung zu bringen suchen, um sie wenigstens bei dem gewöhnlichen gesunden bürgerlichen Verstande zu erhalten. Ist es denn glaublich, daß ich — ich einen ganzen Abend hindurch nichts als ein seliges Gegrinse, Händereiben und Gegluckse aus diesem alten, grauköpfigen, unmündigen Kinde herauskriege und einfach darauf mich verweisen lasse: heute abend mir bloß janz jemütlich von die Reisestrapazen zu restaurieren und morjen früh bei helle Sonne, Himmelblau un wat sonst so dazu jehört, in jewohnter Herzensjüte und mit ausjeschlafene Seelenkräfte still mal mitzujehen und allens ooch hier wieder in Ordnung zu bringen?! Na, Schönow, Schönow, ausgeschlafene Seelenkräfte werde ich ja einmal wohl noch in den nächsten Morgen hinüberbringen, und nachher —"

Sie vollendete nicht, sondern gähnte, wie nur die Tochter eines so gelehrten Vaters gähnen konnte, und zog die Glocke des Hotel de Prusse. Wir warten es nicht ab, daß sie die Pforte des Nebengemaches, ihres Schlafzimmers, hinter sich verriegelt. Wir kennen die wundervolle Nachthaube und noch wundervollere Nachtjacke, die sie ihrem Reisegepäck gleich entnehmen wird. Zu schildern sind sie nicht, höchstens zu malen; wir aber verzichten auf beides.

Dagegen treffen wir draußen im jetzt ganz todesstillen Städtchen unter der letzt erlöschenden Laterne jemand, der leider noch nicht die Absicht hat, seine Nachtmütze über die Ohren zu ziehen, und der in seinem unsäglichen Behagen schlau mit dem Finger an der Nase bemerkt:

„Jetzt müßte ick jemalen werden! Jetzt müßte mir ein jroßer Künstler in irgend ein beliebijes Material auffassen, um das Universum zu beweisen, daß et noch eenen behaglichen Kerl, eenen ollen, lieben, verjnügten Jungen in ihm jeben kann. Hat sie mir wahrhaftig ooch eenen ollen Krokodil jenannt, der die Leute durch klagenvolles Jewinsele von ferne anlockt, und wenn er sie hat, nichts hat als seinen alten jottjesegneten Appetit, seinen ewijen Durst und sein nichtsnutziges, dummes, seit seine unschuldige Jugendjahre alt-

bekanntes Jejrinse. Jott sejne det olle Mädchen! Morjen früh kriegt sie die janze Last auf den Puckel und ick bin sie los, diese Vormundschaft, bei die die Jeschichte nie janz jenau rauskriejen wird, wer det ratloseste Wesen war: ick unmündiges Wurm oder die zwee armen Jöhren in die Binsenhütte in die Hundstwete. Du liebster Himmel, drei Monate schlaflose Nächte von wejen verweinte kleene Mädchengesichter und verrückte Dummejungenmienen, det hält keen Steinbrecher, keen Dachdecker und ooch keen Serjeant vons siebte brandenburgsche Numero sechzig aus. O du meine Jüte, und wenn ick bedenke, wat sie als vom höchsten Schöpfer bestellte Vormünderin aus mich von unter die Treppe aus zu stande jebracht hat, wat wird sie aus die beide liebe unschuldige Herzen in die Hundstwete, wo ick ihnen nur zusammen wie zwee allerliebste Laubfrösche hübsch in een Glas und uf eene Leiter setzen konnte, zu wege bringen. Puh, det janze Innere weitet sich bei diese Idee, diese Verantwortlichkeet los zu sein; und jrausam will ick ja janz jewiß nich sein: die Tante Fiesold behalte ick mich mit Verjnüjen ufs eegene Konto. Morjen früh brauchen sie sick eenander bloß vorzustellen und ihre Karten überjeben; für det übrige werde ick dann schon mit Verjnüjen Sorge tragen. Die nimmt jeder zoologische Jarten mit Handkuß; aber mit Jeld und jute Worte bringe ick ihr ooch jewiß nach ihre Natur menschenwürdig konfortabel unter, und womöglich zu Hause in Berlin, um ihr immer, wenn Helene nich ausreicht, ooch noch als Jejenjewicht jejen zu jroßen Übermut, Leichtsinn und alle übrijen Seelenmängel von die pläsierliche Sorte an die Hand zu haben. Himmel, is det eene Lust diese Nacht! Det wird unbedingt een entzückender Morjen — janz Heu und Tau und Natur; — bei Rejen stände ick hier wahrhaftig ooch nich so jemütlich mit dem Jedanken an Julien und meine armen Kleenen in die Hundstwete. Der liebe Herrjott meent et dann und wann doch immer noch janz passabel mit seine närrischen Kostjänger; — — ei je, und da ist ja wirklich noch Licht bei Daemel!"

* *
*

Schön ging die Sonne auf, und zwar, wie es in dieser Jahreszeit ihre Gewohnheit ist — was aber nicht alle Leute aus eigener Erfahrung wissen — bereits zwischen drei und vier Uhr. Und Punkt vier Uhr kam Fräulein Julie Kiebitz aus Berlin die Treppe herunter und überraschte den eben die Pforte des „Hotels" erschließenden Hausknecht des Preußischen Hofes nicht wenig durch ihre vollständig gerüstete Erscheinung. Die Treppe knarrte unter ihrem soliden Schritt, mit geschürztem Kleid, mit Hut und Schirm trat sie einher —

„Fräulein wollen schon aus?" fragte der verwunderte Pförtner, dem neulich zu ebenso früher Stunde ein anderes Fräulein, aber freilich von anderer jüngerer, munterer Erscheinung, vorübergeschwebt war, ihn holdselig lächelnd einen reizenden alten Knaben genannt hatte, ihm eine Kußhand zugeworfen hatte, aber leider ohne zum Kaffee wieder zu erscheinen und die Rechnung für acht Tage Logis, Bougies und Service zu berichtigen.

Was an unmenschlichen Verwünschungen und scheußlichen Rachedrohungen infolge hiervon auf das Haupt eines treuen „langjährigen" Knechtes gehäuft werden konnte, das hatte Maushacke besorgt; es war deshalb auch nicht zu verwundern, daß nach dem kurzen Gruß und kurz bejahenden Nicken dieser Frühaufsteherin Peters sich erst dann wieder beruhigte, als er sich an den großen Fremden und zugereisten Millionär des Ortes, Herrn Schönow, erinnerte.

„Der müßte diesmal ja wohl alles decken," brummte er, sich an sein zweites Geschäft im Preußischen Hofe, das Stiefelputzen, begebend.

„Ein Reservepaar muß sie ja auch im Koffer gehabt haben," bemerkte er kopfschüttelnd. „Na, hübsch schief getreten, diese hier, die ich mir gestern abend von

ihrer Thür abholte. Und geräumig! Du heiliger Strohsack! in der Hinsicht gar nicht zu vergleichen mit dem kleinen Komödiensatan von neulich. Kein Engel konnte unsereinem mehr ans innerste Gemüte kitzelnde vor die Stubennummer setzen! Ja, ja, Peters, Putzen und Putzen ist 'n Unterschied, und Tugend, Sittsamkeit und ein volles Portemonnaie nicht die Hauptsache dabei. Ja, ja, 'ran ans Werk, Peters, Wichse bleibt ewig Wichse, und Menschheit ist Menschheit; aber unsereinen sollten die Gelehrten um Rat fragen, wenn sie endlich genau wissen wollen, auf was für 'n Fuß die Welt gestellt ist... Herrgott, da geht sie hin und hält die Hand untern Brunnen!"

Man sah durch die geöffneten Thorflügel des Gasthofes den kleinen, reinlichen, wohlgepflasterten Platz vor demselben still im ersten Sonnenschein liegen. Am äußersten Ende des Ortes stieß jetzt der Kuhhirt zum erstenmal in sein Horn; aber in der Nähe regte und rührte sich noch nichts als eben der Brunnen, der mit kühlster, frischester Fülle den alten moosgrünen Steintrog zum Überfließen brachte, und ein flatternd Taubenpaar, das aus ihm zu trinken wünschte. Und — wahrhaftig! — an diesem Brunnen stand die absonderliche Fremde, die der große Schönow dem Preußischen Hofe so sehr empfohlen hatte, und hatte nicht einmal einen Handschuh abzuziehen, ehe sie die Hand in den erquicklichen Strahl hielt und gleichfalls trank wie eine richtige Vagabundin, ein Handwerksbursch, ein Bettelkind oder — ein Schulkind, ehe sie weiter in den Morgen vorschritt.

Vorschreiten ist hier wohl das ganz richtige Wort. Eine andere würde anders gehandelt haben, z. B. länger im Bett geblieben sein, auf Schönow oder wenigstens den Kaffee gewartet haben: diese hohe Tochter des gelehrtesten Vaters schritt auch jetzt und hier, wie meistens und überall, am liebsten nach eigenstem Ermessen vor.

„Nur nicht einspinnen lassen!" war ihre Devise; und in der Erwartung, demnächst doch in diesem kleinen netten Berg-, Steinbruch- und Waldstädtchen mit allerhand Gespinst zu kämpfen zu haben, stieg sie hier wie — in Berlin ruhig und ohne jemand nach dem Wege zu fragen, so bald als möglich so hoch als möglich — zu Berge.

Zu Berge! Eine andere hätte anders gehandelt, das heißt Peters wenigstens, nach der Lage des nächsten schönen Aussichtspunktes gefragt; Julia aber, um vorerst mal einen Blick über das „Ganze" zu bekommen, that das nicht. Daß sie schon von ihrem Fenster aus hier und da einen goldgrünen Gipfel über die in der Morgensonne glänzenden Schieferdächer des Städtleins leuchten sah, genügte ihr vollständig, um sich in den Gassen sofort von selber zurechtzufinden.

Hier und da einer aus ihrem Stall oder Hofraum hervortretenden Kuh gern und mit Interesse Raum machend, gelangte sie bald über die Hauptstraße hinweg durch ein enges gewundenes Gäßchen, das bald wieder sich in eine von grünem Gezweig überhangene Treppe verwandelte, auf die ersten Gärten- und Wiesenhöhen und sah seit langer Zeit zum erstenmal wieder den Dunst der Städte zu ihren Füßen.

Es war sehr angenehm, und zum erstenmal seit dem Empfang von Schönows kurioser Epistel wußte sie dem alten Schützling und Freunde Dank für sein „bis jetzt noch völlig undefinierbares Geschrei nach Hilfe".

„Hm," sagte sie, „er wäre auch im stande, meiner selbst wegen, und um bloß mir mal ein Vergnügen zu machen, so kläglich zu thun!" Ein gleichfalls völlig undefinierbares Lächeln verbreitete sich bei dieser Vorstellung über ihr häßlich Altjungferngesicht, und mit einem Seufzer vollkommen gesicherten Behagens schritt sie weiter, um nach drei Schritten von neuem stehen zu bleiben und zwar mit dem Ausruf:

„Brombeeren!"

Kopfschüttelnd, wehmütig, freudig betrachtete sie das struppige, stachlichte, eben

Früchte ansetzende, an einer Mauer zwischen Steinnelken und Tausendgüldenkraut hinkletternde Gewächse. Aus welcher unergründlichen Märchentiefe in ihrer so vereinsamten und doch so heiteren Seele es emporwucherte, können wir nicht sagen; aber sie kannte oder erkannte es wieder, und blitzende Tropfen mit allen Regenbogenfarben hingen an den Blättern, und sie streifte einen Teil mit fast zitternder Hand ab und wusch sich zum zweitenmal an diesem Morgen die Augen.

„Es ist den Augen gut. O Julchen, alte Närrin, und seit zwanzig Jahren hast du vielleicht nicht Gelegenheit gehabt, die zu gebrauchen, wie an diesem in der That wundervollen Morgen! Die unsterblichen Götter segnen uns die Stunde!“ murmelte sie und sah um aus Augen, deren kindlicher Klarheit es gottlob noch nicht Abbruch gethan hatte, daß sie nicht immer auf schöne Hügel, liebliche Triften und fruchtbare Ackerfelder sahen, daß sie sich nicht immer in Ätherglanz und Sonnenklarheit baden konnten.

Sie wandelte den Höhenzug entlang, immer die Stadt im Thal unter sich. Gärten erstreckten sich bis zu ihrem Pfade hinauf, und ein anderer Weg, der mit dem ihrigen in der Tiefe parallel lief, nannte sich die Hundstwete, ohne daß sie das wußte und sich viel darum gekümmert haben würde, wenn sie es gewußt hätte.

Aber es nimmt alles einmal ein Ende, selbst ein so gedeihliches Gemeinwesen wie dieses. Noch ein rotes Dach im Grün, daneben ein stattlicher größerer Garten mit hohen Bäumen und — das Städtlein hatte ein allerletztes Ende genommen. In die gewöhnliche Chaussee lief die städtische Gasse drunten aus, und in den Wald, den echten wirklichen Wald in der Morgensonne, trat Fräulein Julia Kiebitz; — dem alten Mädchen war das Weinen näher als das Lachen, und zu reden und zu schreiben ist nicht über die Art und Weise wie. Dies Kind ging eine geraume Weile in Betäubung durch das lichtgrüne Glänzen, und man hätte ihm nicht einmal wünschen dürfen, daß es in diesem Augenblick um dreißig Jahre jünger gewesen sei, um mit weitoffenen Jugendaugen alles lustig und — nüchtern als selbstverständlich hinzunehmen. Mit jungen Armen und vorgestreckten Kinderhänden durch die glitzernden Nußbüsche zu brechen, die kühlen Tropfen im Haar, Gesicht und bis zum Ellenbogen, und von der lichten Stelle ins Thal zu jauchzen und zu kreischen, ist gut; aber auf dem verwachsenen Wege zu bleiben und Tau von Thränen, Lust von Wehmut nicht recht unterscheiden zu können, ist auch gut.

Um diese Zeit war es der gelehrtesten Berlinerin ganz einerlei, wie sie hierher kam und wer sie hierher gebracht hatte. Willenlos, wehmütig-glücklich ging sie weiter im Wald, ganz allein mit sich, und in allem Licht und Leben und Stimmengewirr der Natur mit einer wohligen, dunklen Angst vor dem Sichselberverlieren im Walde gleich dem alten Zauberer Merlin und dem jungen Mönche von Heisterbach.

Daß sie auf etwas dem letzteren ungemein Ähnliches traf und dadurch gezwungen wurde, „ihre fünf Sinne wieder zusammen zu suchen“, gehörte denn auch ganz und gar dazu und zersprengte den Zauberkreis durchaus nicht, sondern dehnte ihn nur weiter aus und schaffte Raum in ihm für verschiedenes andere, was von Rechts wegen hineingehörte.

Es waren so früh am Tage trotz der Sonne Stellen in der lieblichen Wildnis, an denen auf ihre Gesundheit achtende, ältliche Weiblichkeit doch besser die Röcke ein wenig empor- und zusammenzog. Es war hier und da noch recht feucht, und allerlei Schrecknisse an plötzlich vor die Füße hüpfenden Fröschen und zierlich, aber doch recht überraschend über den Weg gleitenden Blindschleichen barg die erquickliche Provinzialwildnis. Auch Olympia Morata und sämtliche andere die Klassiker in den Ursprachen lesende Damen sollen jedesmal gekreischt haben, wenn ihnen derartiges Naturspiel beim Lustwandeln begegnete. Fräulein Julie that mehreremal das Gleiche und zwar im

höchsten Diskant. Den hellsten Ausruf jagte ihr aber natürlich der Mensch ab durch sein unvermutetes Erscheinen in der Einsamkeit. Bei einer Wendung des Weges um eine Felsenecke stieß sie auf ihn, und wir wollen es ihr zugestehen, daß sie wahrscheinlich nicht so laut: „Mein Gott!“ gerufen haben würde, wenn sie ihn nicht lang ausgestreckt, die Hände unterm Kopfe, mit geschlossenen Augen und offenem Munde von der Morgensonne im todähnlichen Schlaf beschienen, auf einer Natur-Steinbank quer hinein in ihren Pfad vor sich gehabt hätte.

Der Specht zu ihrer Rechten hielt vor ihrem Ausruf mit seinem Hämmern am Baum inne; aber die frühen Fäustel und Schlägel in einem fernen Schieferbruche ihres Freundes Schönow klangen melodisch weiter. Der junge Mensch aber vor dem alten Mädchen fuhr ohne Schrei empor, warf die Beine von seiner Steinplatte, strich die wirren Haare aus dem Gesicht und wußte unbedingt längere Zeit nicht, wo er war, was um ihn war und wer er selber war.

„Guten Morgen!“ sagte Julia; aber von diesem Schläfer im Walde war es nicht zu verlangen, daß er den Gruß höflich, klar und deutlich zurückgebe. Jener bereits erwähnte verunglückte junge Mönch von Heisterbach, der vier Jahrhunderte in der schönen Wildnis verschlafen hatte, vermochte das so wenig wie der verunglückte junge Gelehrte von heute, unser und des Onkels Schönow unzurechnungsfähiges Mündel Gerhard Amelung, den seine durchaus nicht zu rechtfertigende Seligkeit im Walde wach und auf den Beinen erhalten hatte bis — in die erste Morgendämmerung. Da war es wahrlich die höchste Zeit, daß die helle, vernünftige Sonne und ein verständiges Frauenzimmer kamen, um dem Jungen wieder den Kopf zurechtzurücken.

Gegenseitige höfliche Vorstellung war bei den Unterhaltungen, welche die Berlinerin mit jedermann, der ihr in den Weg kam, leicht anzuknüpfen verstand, nicht immer vonnöten. Auch bei der gegenwärtigen interessanten Begegnung fiel dergleichen fürs erste weg; aber daß er jemand vor sich habe, mit dem unter Umständen scharf gerechnet werden mußte, merkte der zwischen Traum und Wirklichkeit in aller Konfusion seines jungen, dummen Daseins taumelnde schlaftrunkene, durchfröstelte, absonderliche Nachtschwärmer bald. Das übrige gab sich so ziemlich von selbst.

Eine etwas unheimliche Erinnerung an allerlei kuriose Berichte der Polizei aus dem heimischen Tiergarten nach einem zweiten genaueren Blick auf diesen seltsamen Schlafgänger unseres Herrgotts bei Mutter Grün von sich weisend, fragte Julia zuerst einfach nach dem Pfade.

„Dieser Weg führt wohl nicht wieder in das Thal und die Stadt hinunter, junger Herr? Ich bin ein wenig aufs Geratewohl vom Gasthofe in die Berge gestiegen.“

Den Hut, der ihm zum Kissen gedient, in den Händen, die zerzausten, taufeuchten Haare im Gesicht, stand der Jüngling und sah auf die Fragerin wie einer, der zuerst selber noch das entschiedenste Bedürfnis hatte, sich nach dem richtigen nächsten Wege zu Thal, in die Stadt, zu den Menschen zu erkundigen.

„Ich wünschte womöglich durch die Hundstwete nach meinem Hotel, dem Preußischen Hof, zurückzukehren,“ fügte Julie ihrer Frage an und traf dabei wenigstens auf ein Wort, an das sich der arme Teufel vor ihr in seiner halben Schlaf- und Traumtrunkenheit und ganzen Verwirrung noch zu klammern im stande war.

Im ganzen Lexikon sämtlicher Straßen, Gassen und Kehrwieder der Welt gab es keinen zweiten Namen, der den übernächtigen Waldläufer so sehr auf seinen eigenen Weg und Heimweg hinwies wie die Hundstwete.

„Ich wohne dort,“ stotterte er, immer noch scheu auf die fremde, scharf lächelnde, kuriose Dame und dann wieder nach allen Seiten in den sonnedurchleuchteten Wald stierend. „Ich gehe dahin — nach —

Hause. Wenn Sie so gütig — ja, es führt ein Holzstieg für die armen Leute hinab — an Liebelottes Garten. Ich werde gern —"

„Einer älteren Dame den Arm an den gefährlicheren Stellen bieten, wenn ich mir erst ganz wieder den Schlaf aus den Augen gewischt habe," sprach Fräulein Julie. „Nehmen Sie es mir nicht übel, junger Mann, aber wie mir deucht, verschläft man selbst in Ihrem Alter die schönste Sommernacht nicht ungestraft im Walde. Um Gottes willen, junger Mensch, sehen Sie mich nicht so übergeschnappt an! Kommen Sie zu sich, und wenn's vielleicht gestern abend ein wenig zu fidel auf der Kneipe war, so verspreche ich hiermit gern für mein Teil, da unten in der Stadt nicht weiter nachzureden. Ich stamme auch ein wenig von Universitäten — jetzt aber im Ernst, Kind, was ist Ihnen? Ist es etwas anderes als die Furcht vor der Mama? Sind Sie in irgend einer Weise krank? wirklich nicht bei sich?"

Sie hielt nun bereits den armen Narren des Glücks am Oberarm und erlaubte sich, ihn ziemlich heftig zu schütteln.

„Ich bin hier in die Gegend gerufen, um allerlei Unmündigen aus der Verwirrung zu helfen: wünscht das Schicksal vielleicht, auch Sie mir noch zu Freund Schönow und dem übrigen aufzupacken? Na, Kind, dann nur 'rein ins Vergnügen! Mein Name ist Kiebitz — Fräulein Julie Kiebitz aus Berlin, und — somit — wie heißen **Sie**, lieber Freund, damit **ich** Sie fürs erste wenigstens möglichst sicher zu Hause abliefern kann?!"

Des Onkel Schönows Mündel und Schützling stammelte seinen Namen, und des großen Berliner Dachdeckers Vormünderin, beste Freundin und Gönnerin sagte nachher nichts weiter als mit anscheinender Gelassenheit:

„So mußte es kommen."

Eine halbe Stunde später war sie es, die den Findling, ihn womöglich noch fester am Arm haltend, in das Thal, die Stadt, zu den Menschen, nach der Hundstwete zurückbrachte und zwar kopfschüttelnd und mit dem Seufzer:

„Nun laß sehen, Junge, was für ein Unglück du in deiner Dummheit angerichtet hast!"

* *
*

Es würde vielleicht wünschenswerter gewesen sein, daß dies alte gescheute, gelehrte Mädchen nicht so ganz nüchtern, das heißt nur nach einem Trunk klaren kalten Brunnenwassers aus der Hand, auf die Berge und in den Wald gegangen wäre. Es berauscht einen bei leerem Magen mancherlei, was wohl immerhin diese Macht und Fähigkeit in sich trägt, aber doch gottlob nicht allezeit sie ausübt.

Helle Sonne, Waldschatten und -Lichter, kühler Gebirgswind und Morgentau zum Exempel.

Die Tochter des weiland verstaubtesten Hegelianers der Friedrich-Wilhelms-Universität zu sein, selber Latein und Griechisch bis zum Exceß zu verstehen und (gestern noch ruhig in Berlin!) ohne eine Tasse Kaffee im Leibe so auf einmal auf einem recht kühlen Felsblock mitten in der Wildnis neben dem konfusesten dummen Schlingel der Provinz zu sitzen und ihm seine Weltanschauung abzufragen, ihm seine bisherigen Lebensbedingungen sehr stückweise herauszuholen, das konnte selbst der Schärfsten alle Quantitäten, Qualitäten, Relationen und Modalitäten des Universums wenigstens auf Momente durcheinander rütteln.

Der Junge paßte nur zu gut in die außergewöhnliche naturwohlige Morgen- und Märchenstimmung der alten Großstädterin. Sie redete, nachdem sie so merkwürdig herausgekriegt hatte, wer er war, auf des „verrückten Burschen" Schönows Brief hin natürlich in gelehrten Zungen mit dem verblüfften provinzialen Autodidakten, bekam jedoch sofort heraus, daß ihm die seinige in dieser Hinsicht durchaus noch nicht vollständig gelöst worden sei. Der Kuckuck rief auch zu spöttisch in diesem jetzt vollständig durch-

sonnten deutschen Buchenwalde in die Sprachen der Griechen und Römer hinein, und Julchen Kiebitz kehrte bald einfach die gute, aber sehr neugierige und inquisitorische Tante aus der Residenz hervor. Im echtesten Berliner Jargon (der Onkel Schönow konnte es nicht besser) fragte sie, und der „Jüngling“ hatte zu antworten. Beides genau! — Sie wickelte das Kind so zu sagen nochmals aus den Windeln. Von seinem ersten Denken an hatte Gerhard Amelung über sich Bericht zu erstatten; und es war wohl wiederum der ungewohnte Morgenrausch und ihre gänzliche Nüchternheit, daß ihr mehr als einmal zu Mute war, als sei sie mehr als dreißig Jahre jünger und sitze wieder auf der obersten Stufe der Treppe ihrer väterlichen Berliner Mietwohnung in der Mittelstraße und lasse sich von einem anderen armen Teufel seine Geschichte erzählen.

„Der arme Teufel!“ murmelte sie, meinte diesmal aber nicht den Knaben neben ihr auf der Steinbank. „Und ein Vogel hat natürlich sofort den Kameraden an den Federn wie am Pfeifen erkannt,“ fügte sie für sich hinzu mit einem Blick über die Schulter, wie nach dem Onkel Schönow hin.

„Dein Bruder, mein Kind, war jedenfalls ein vortrefflicher Mensch!“ sagte sie laut und deutlich. „Daß er so wenig wie wir anderen in der Welt Bescheid wußte, dafür konnte er nichts. Also — ihm hast du es in erster Linie zu danken, daß du heute an diesem wirklich angenehmen Morgen unter den vernünftigen Leuten nichts kannst, nichts weißt, nichts hast und nichts bist!? . . . Na, nur weiter — also auch der Herr Baumeister Hamelmann hat ihm und dir dabei geholfen? Du lieber Himmel, bis zu seinem Bankerott! Und dann ist Herr Schönow gekommen — Herr Schönow aus Berlin, und hat sich eurer angenommen — Fräulein Withas und deiner?! Die Tante Fiesold scheint wirklich die einzige Verständige in der ganzen Gesellschaft zu sein, und ich freue mich auf ihre nähere Bekanntschaft. Also nach deines Bruders Tode übertrug dir Herr Schönow aus Berlin seine Schreibgeschäfte? Na, na, die kenne ich, mein Sohn, und weiß, wie viel Zeit du dabei wie er selber für alle möglichen Allotria vollübrig behalten hast. Seine Lebensgeschichte hat er dir in die Feder diktieren wollen? Das ist ja ein wahres Glück, daß ich da noch zur rechten Stunde komme, um auch das Meinige dir dabei zu Papier zu geben! Ja, ja, gewurmt hat es den alten Potsdamer schon lange, daß er in der Kriegsgeschichte von Düppel und Anno Tobak — sechsundsechzig meine ich — nicht ein einziges Mal gedruckt vorkommt! . . . Also da hat er auf diese Weise Abhilfe treffen wollen? Ich sehe den Schwarm Vögel von denselben Federn immer dichter beisammen auf einem Ast! In Berlin waren wir dem alten Jungen, seit wir nicht mehr unter uns Berlinern sind, seit der fremde Zuzug uns zu einer Weltstadt gemacht hat, längst nicht mehr gemütlich genug. Da hat er sich denn in seiner Wehmut da unten bei euch und speciell in seines Kameraden Zelt in der Hundstwete einen Unterschlupf einrichten wollen, die Hypothek der Familie Liebelotte angekauft und wieder einmal, wie man sagt, die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Hast es ja auch schon erfahren, wie der Tod besser als irgend ein anderer mit der Feder umzugehen weiß. Auf Schriftzeichen, Schnörkel, Haar- und Grundstriche läßt der sich nicht ein. Einfach dicke schwarze Striche macht der durch den angenehmsten gesellschaftlichen Verkehr in der Gegenwart und die erfreulichsten Hoffnungen für die Zukunft. Meinem alten guten Freunde Schönow strich er seinen Freund Hamelmann aus der Provinzidylle, gab ihm hier am Ort noch eine unmündige Kreatur auf den Arm und reduzierte ihn von neuem oder besser wieder einmal auf einen Hilfeschrei nach — mir; — — dieser Morgen ist entzückend für jemand, der dergleichen lange nicht genossen hat! . . . und auf das kleine Mädchen bin ich wirklich recht ge-

spannt. Von dir und deinen Unzurechnungsfähigkeiten weiß ich nun so ziemlich genug; jetzt also zu diesem armen Kinde mit dem närrischen berühmten Namen, diesem Fräulein Hroswitha, das auch unter dem Namen Fräulein Witha — Wittchen — Schneewittchen Hamelmann in meines Alten Briefen und hier in euren sieben Bergen läuft! Ich würde mich am Ende gar nicht darüber wundern, wenn ich auch es an einer anderen Stelle in diesem kuriosen Zauberwalde, sich den Schlaf aus den Augen reibend und die Zöpfe flechtend, vorfände.

Nüchtern und — berauscht durch den glorreichen Morgen war sie, wie gesagt, genug, die alte Jungfer aus Berlin, um vieles hinzunehmen und über sich ergehen zu lassen. Alles, was Flügel hatte um diese Stunde (die Eulen ausgenommen), gebrauchte dieselben, und alles, was Stimme hatte, zierte sich gar nicht, die frühe, lichte, warme Stunde melodisch zu loben: wie kam es, daß jetzt plötzlich Fräulein Julia Kiebitz aus Berlin mit dem größtmöglichsten Mißlaut in das liebliche Zusammenklingen von Himmel und Erde hineinfuhr?

„Na, det muß ick sagen!“ klang oder schnitt es mit dem vollsten, echtesten Ton und Gestus der Reichshauptstadt durch das Märchen der Provinz, und Sergeant Kamerad Schönow vom siebenten Brandenburgischen, dicht vor einem Parademarsch einen Mann mit „drei fehlende Knöppe, een janzet Federbett in die Frisur und die Motten und den Rost in die janze Jarnitur“ sich aus dem Gliede langend, würde Ausdruck und Gebärde kaum inniger der Gelegenheit angepaßt haben.

Julia hielt den armen Jungen vor ihr nicht mehr am Arm; sie hatte ihn fest am Kragen genommen, hielt ihn so auf Armeslänge vor sich, besah ihn sich noch einmal ganz genau und setzte ihn durch einen kräftigen Stoß von neuem auf den kühlen Stein am Waldwege.

Sie selber blieb aufrecht, hörte wohl noch dumpf den Finken schlagen, Drossel und Zeisig singen und den Kuckuck lachen, hatte aber gegenwärtig keine Zeit mehr, genau auf ihr Konzert zu achten.

Und der arme Sünder Gerhard Amelung hatte doch nichts weiter gethan, als seine Stimme zu dem glückseligen Naturgesang, ihr Antwort auf ihre Fragen gegeben und ihr aus bänglichem, jubelndem, zitterndem Herzen hergestottert, was er über den Verbleib des zweiten Mündels des guten Onkels Schönow, was er von Fräulein Hroswitha Hamelmann seit gestern abend wußte.

Was dann weiter von Fräulein Julie bemerkt wurde, steht bereits am Ende des vorigen Kapitels zu lesen.

* * *

Wie der Wald allgemach lebendig geworden war von allerlei Vogelsang, das war gar nichts gegen das Zwitschern und Tirilieren, welches um diese Stunde nunmehr das Thal und vor allem die Gärten um die Dächer der Menschen erfüllte. In die Berge wagten sich die Schwalben nicht, und auch die klugen Sperlinge blieben da, wo sie am sichersten zu ihrem täglichen Brot und Vergnügen gelangten. Für jeglichen Schnabel, der sich oben in der schönen Wildnis öffnete, die neue Sonne zu loben, ließen Hunderte sich vernehmen in der Tiefe aus den Obstbäumen und Büschen, von den Dachfirsten, Fahrwegen und Düngerhaufen; und in der neuen Sonne, in dem fast betäubenden Gezwitscher und umflattert von Wolken von Kohlweißlingen lag vor allem das kleine Gärtneranwesen weiland der Gebrüder Amelung und jetzo unanfechtbares, ins Hypothekenbuch eingetragenes Eigentum der sicheren Firma W. Schönow und Compagnie.

Wenn über irgend was in der Welt in dieser Nacht eine Veränderung gekommen war, so war's dies kleine Haus, und dazu war's wirklich, als ob alles, was gleichfalls Flügel hatte, wie Fräulein Hroswitha Hamelmann heute, längst ganz genau wisse, was hier passiert war in dieser Nacht.

Daß die alten Hausfreunde, die sich noch der gute Kriegsmann von Beaune la Rolande zugezogen hatte (die schlimmsten Halunken, wie die Tante Fiesold meinte), zutraulich zum Glückwunsch auf das Fensterbrett flatterten oder über die Schwelle hüpften, wollte wenig bedeuten; aber daß auch das jüngste, eben erst in den Nestern flügge gewordene Gesindel kam und seinen Kratzfuß machte, das sprach doch sehr für einen feinen Instinkt in der Nachbarschaft — wenigstens was das Spatzenvolk anbetraf. Über Nacht, um die kleine Laube hatten sie doch alle gethan, als ob sie fest schliefen und sich auch im Traum um nichts, was in der kleinen Laube sich ereignete, kümmerten. Und nun war Wittchen, Schneewittchen fest überzeugt, daß sie alles gehört hatten, was doch eigentlich niemand als zwei in der ganzen Welt was anging, und daß sie viel lauter davon in den hellen Morgen hinausschrieen, als angenehm war.

Und die Kleine hatte noch nie in ihrem jungen sechzehnjährigen Dasein ein so selig-böses Gewissen gehabt und hatte sich bei Sonnenaufgang so sehr vor allem geschent — vor der Sonne selber, vor ihrem Spiegelchen, vor der Tante Fiesold und — vor den lärmenden Spatzen und Schwalben vor ihrem Fenster auch!

Zu Bette war sie gegangen und hatte ihr Kopfkissen in ihrem ängstlichen Glück naß geweint, und hatte sich zuletzt doch an den Namen ihres gestorbenen Vaters und ihrer leider Gottes auch schon so lange gestorbenen Mutter, und natürlich noch einem anderen Namen und über allerlei abgerissene Zeilen aus ihrem Kindernachtgebet hinweg in den Schlaf gemurmelt. Und — o! — wie zum Erschrecken war der blendende Strahl, in dem sie sogleich wieder erwachte, da es doch eben noch gottlob dunkelste, stillste Nacht war! . . . Da mußte man wohl, auf seinem Bettchen sitzend, eine geraume Weile sich auf sich selber besinnen und auf die ersten Tagestöne im Hause und draußen im Garten und von der Hundstwete her horchen! . . . Im Schwalbenneste unter dem Dachrande war es am ersten lebendig gewesen, und die Spatzen hatten sich auch vernehmen lassen, und ein Hund hatte bei dem Nachbar gebellt, und in der Twete war ein Mann ärgerlich über Pferd und Karren gewesen; aber im Hause war es still geblieben.

Tante Jakobine pflegte als recht zu schonende, bresthafte, bedauernswerte Pfleglingin in diesem irdischen Elendsthal zwar immer ein wenig weit in den Tag hineinzuschlummern; aber da war doch noch jemand im Hause, der sich sonst gewöhnlich ziemlich früh rührte und regte. Wir wissen, wo dieser letztere die Nacht zugebracht hatte und wo er aus dem tiefsten Schlaf aufgestört worden war; doch Witha Hamelmann wußte es nicht und horchte doch eigentlich nach ihrem Erwachen nur nach ihm allein.

Es war ein verzaubertes Haus in dieser heiligen Frühe — im Grün, mit den Sommerblumen, Schmetterlingen und Vögeln rundum, und trotz ihrem Glück ängstigte sich Schneewittchen bald halb zu Tode darin.

Sie stand nun in der kleinen, schwarzen, verrauchten Küche und sah die Flammen um den Wasserkessel tanzen; aber die Tante Fiesold ließ sich noch lange nicht sehen und — Gerhard Amelung auch nicht. Es wurde allgemach immer unbegreiflicher — das letztere nämlich.

Nach der Tante Fiesold sehnte sich sonst gewöhnlich das Kind nicht gerade sehr; aber gegen fünf Uhr, als nicht bloß die fleißigen Schwalben und Bienen, sondern auch alle übrige Welt rundum an der Arbeit waren, verlangte ihr doch, da wunderlicher-, wunderlicherweise kein anderer kam, ihr guten Morgen zu wünschen — selbst nach dem Husten und nach den gewöhnlichen verdrießlichen, winselnden Lebensäußerungen der Alten.

Um fünf Uhr war die arme Kleine in dem verzauberten Hause selber dem Weinen nahe, und als die Wanduhr — die, solange der Invalide von Beaune la Rolande sie stellte und aufzog, stets so richtig ging und jetzt so unzuverlässig —

aushob, um beinahe eine halbe Stunde zu früh halb sechs zu schlagen, weinte Hausmütterchen in der Wildnis dieser Welt wirklich.

Hausmütterchen! Ja, das Kind ließ seine Thränen in die stille fleißigste Hausfrauenarbeit fließen. Während das Wasser auf dem Herde sang und ihr Herz im Horchen und Sehnen fast verging, hatte sie die Fenster geöffnet und mit dem Besen hantiert, und ein weißes Tuch über den Tisch gedeckt und das Kaffeegeschirr geordnet: da die Tasse der Tante Fiesold mit der Inschrift: Aus Liebe und Freundschaft, und da Gerhards Tasse mit der Inschrift —

O, wo blieb er? Was war ihm geschehen, daß er so gar nichts und gerade heute morgen so gar nichts von sich merken ließ?! O, wie konnte er so sein — o, wenn er nach dem gestrigen — Abend gar auch gestorben war und droben in seiner Kammer lag — o Gott, o Gott!...

Die Spatzen und die Schwalben halfen dem Kinde zu gar nichts. Sie machten es nur noch immer ängstlicher, immer ratloser mit ihrem lustigen Gezwitscher. Und die Blumen halfen ihr auch nicht, als sie es versuchte, sich an sie zu halten.

Sie stand im Garten vor dem Hause unter ihnen und schluchzte leise, während sie mit bebenden Händen einen Strauß aus ihnen pflückte für den so sorglich hausfraulich geordneten Frühstückstisch in dem verzauberten, in allem Leben so todstillen Häuschen in der Hundstwete.

Den Strauß hatte sie bald beisammen, und sie wendete sich mit ihm gegen die offenen Fenster des Hauses, durch welche man den weißgedeckten Tisch sah, gegen die offene Thür, durch welche man in der Küche auf dem kleinen schwarzen Herde das Feuerchen tanzen sah; und in diesem Augenblick wurde ihre Angst und das Gefühl, doch allein und von allen verlassen in der Welt zu sein, am schlimmsten in ihr. Sie stand und wagte sich nicht wieder hinein. Dazu hatte sie doch auch wieder Scheu vor dem Leben, das jetzt von Gehenden und Kommenden in der Hundstwete herrschte, und vor jedem Gruß, der ihr über den Zaun zugeschickt wurde. Da stieg sie zwischen den Stachelbeerbüschen bergan bis zu der kleinen Wunderlaube.

„Es ist nicht recht von ihm," murmelte sie, plötzlich durch ihre Thränen lächelnd, „er ist natürlich längst schon wach, und nun will er mich bloß noch mal recht erschrecken. Er hat sich versteckt hinter dem Holunder; aber — ja, es soll ihm nicht gelingen. Gerhard! Gerhard! gieb dir nur keine Mühe; ich sehe dich doch, ich sehe dich schon!"

Laut hatte sie die letzten Worte in den Schatten hingerufen, den die Liebelotteschen hohen Bäume noch auf die Laube warfen, und wirklich antwortete jemand und zwar durch ein helles und leider etwas höhnisches Lachen.

Es klang ein Mädchenlachen von des seligen Liebelottes „Parkmauer" herunter, und ein schwarzer Trauersonnenschirm dunkelte von der Terrasse, und Fräulein Malchen Liebelotte rief herab aus dem Pavillon:

„Guten Morgen, Wittchen! Suchst wohl deinen Lotteriegewinst, armes Kind? Ist er dir über nacht abhanden gekommen, Witha? Mußt lieber künftig die Hausthür sicherer verschließen. Mama meint, das wäre überhaupt schicklicher; aber euer jetziger Vormund, Herr Schönow, ist ja wohl anderer Meinung; und alle Leute können nicht einen Geschmack haben und einerlei Begriff von Anstandsgefühl. Gut geschlafen und hübsch geträumt, Herz? Mama trinkt ihren Brunnen und hat mich so früh aus den Federn dummerweise mit hinausgezogen. Dein Schatz ist aber gestern abend wohl ein bißchen zu lange bei — seinen Büchern aufgeblieben und dehnt sich nun in den Federn und läßt dich allein dein Bouquet zusammensuchen. O ihr Turteltauben, ihr solltet doch wenigstens mich zur Gesellschaft des Abends mit in die Laube da nehmen; ich wollte auch gewiß nur zu eurem Besten nachher in der Stadt reden.

Aber, Mädchen, was ist dir denn? weshalb hast du denn so früh schon geweint?"

„Ich habe nicht geweint!" rief Hroswitha zu dem Sonnenschirm und dem rosigen, wohlgenährten, so hübsch im Lachen die Zähne zeigenden Jungen-Damen-Gesicht hinauf, und sie log leider arg, das wissen wir.

„Und du weinst ja noch, Kind!" klang es zurück aus dem morgendlichen Tau, Grün und Sonnenschein.

„Und ich habe dir nichts zuleide gethan, Amalie. Und mein Onkel Schönow auch nicht. Und Ger— Herr Amelung auch nicht! O Malchen, wir sind als Kinder doch so gute Freunde gewesen —"

„Und haben so lange und artig Fuchs und Gänse, Glocke und Hammer, Blindekuh und was weiß ich miteinander und den anderen gespielt!" kicherte das aus dem Nachbargarten hernieder. „Ja, es war sehr hübsch; aber wir bleiben doch gottlob nicht immer dumm und Kinder; — Mama meint, du wärest merkwürdig gewachsen in den letzten Wochen, und andere sagen: Kummer zehrt! und meinen, Herr Schönow aus Berlin meinte es so gut mit dir und sorgte so zärtlich für dich, daß es eigentlich am Ende unrecht von dir sei, daß du dich um deinen seligen Papa immer noch bleich und dürr und zu Tode grämtest. Du solltest dich wirklich ein bißchen zusammennehmen, Kind; die ganze Stadt freut sich ja über euch hier in eurem Turteltaubennest und über Herrn Schönows allerliebste Idee, euch mit der alten Fiesold als Wärterin in ein hübsches Bauer zu setzen. Da ruft Mama — guten Morgen, Wittchen; mach ein freundlicher Gesicht, Wittchen, Schneewittchen:

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß
Als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß!"

Die liebe Weise schmetterte wie aus einer Trompete geblasen in die Welt hinein, nachdem die Sängerin zugleich kichernd von ihrem Sitz auf der Mauer niedergehüpft war; und auf dem Wiesenwege, der steil von den Bergen und aus dem Walde zu den Gärten der Hundstwete niederführte, hielt jemand im Niedersteigen ein wenig verwundert an und meinte zu einem etwas geknickt und verwildert-geduckt aussehenden Begleiter:

„Nun, eine recht gesunde Lunge scheint die Kleine zum wenigsten zu haben."

Was der arme Sünder zur Seite Fräulein Julias zur Abwehr des Irrtums vorbrachte, lassen wir auf sich beruhen: mit einem singenden Herzen stand Schneewittchen augenblicklich wahrhaftig nicht in ihrer verwüsteten Sommermorgenmärchenwelt; und das herzige Volkslied, das in dieser Art des Vortrages Fräulein Julchen Kiebitz nur in einiges Erstaunen setzte, hätte, wenn die Sängerin ihren Willen bekommen, sicherlich unserem armen kleinen Mädchen alles Selbstwiedersingen für immer verleidet.

Tau und Thränen hafteten nicht länger an dem Strauß in ihren zuckenden Händen. Die armen Blumen, die doch wirklich nichts dafür konnten, bedeckten, in der Angst zerzupft und zerzerrt, den Boden vor der kleinen Laube; aber Hroswitha Hamelmann scheute sich vor niemand mehr, nicht vor den Menschen, nicht vor der Sonne. Sie weinte laut und bitterlich und schluchzte an ihrem ersten Brautmorgen:

„O, wäre ich doch bei meinem Vater und der Mutter auf dem Kirchhofe!"

Und so schlich sie durch den engen Buchsbaumweg zurück zu dem unheimlichen hübschen Häuschen, in welchem nach des Onkels Schönow Absicht und Ansicht die Wände von Honigkuchen, die Fenster von Bonbontafeln und die Dachziegel von Marzipan und Pfeffernüssen sein mußten. Die alte Hexe, die brave Tante Jakobine, die schlummerte immer noch sänftiglich in den Tag hinein weiter; aber Wittchen hielt sie nicht mehr für die Grausamste und Böseste auf Erden; und schöne melancholische Volkweisen sang die Tante Jakobine auch nicht, und es war eigentlich nur lieb und gut, wenn sie dann und wann ein altes, weises, warnendes Sprichwort zum Besten gab. Ach, was war alle Verdrießlichkeit und Übellaunig-

keit und Unlust, die so des Abends in der Dämmerung aus dem Ofenwinkel her gemurmelt wurden, gegen die Bosheit und die Schadenfreude, die mit junger frischer Stimme und gesundesten Lungen in den Morgensonnenschein ausgejubelt und der ganzen Stadt und Welt zugesungen wurden!

Das kleine Haus war noch immer wie von seinen Bewohnern für alle Zeit verlassen, das Feuer auf dem Herde in sich zusammengesunken. Hroswitha saß auf dem Stuhl der Tante Fiesold hinter dem kalten schwarzen Ofen, fröstelnd, mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen. Sie hörte nur noch wie ganz von ferne die Spatzen auf dem Fenstergesims und die Schwalben unter dem Dachrande, und daß einer von den vielen Buttervögeln draußen sich in die Stube verirrt hatte und über dem weißgedeckten Tisch flatterte, sah sie gar nicht. Jetzt war der richtige Moment, daß entweder eine Dornenhecke um das Märchenhaus aufwuchs, das Kind auf hundert Jahre einschlief und dann erst von neuem durch einen Kuß geweckt wurde; oder daß eine vernünftige Person kam und Ordnung stiftete in der Hundstwete.

* *
*

Daß das Vernünftige geschieht, daß das Verständige sogar in Person kommt, ist nicht die Regel. Daß es, wenn es in Person erscheint, häufig einem einen mehr oder weniger gelinden Schrecken einjagt, haben die gescheitesten Leute unserer Bekanntschaft erfahren. Hroswitha Hamelmann, die trotz ihres gelehrten Namens nicht zu den gescheitesten Leuten gehört, erschrak heftig ob Berlins gelehrtester und sehr kluger Tochter.

Daß das Verständige und Vernünftige stets solide in die Thür tritt, nachdem es jedesmal vorher angeklopft hat, ist nicht immer der Fall. Fräulein Julie, von dem Walde und der Bergwiese, mit ihrem Führer und Begleiter *hinter* sich, niedersteigend, hatte das Hinterpförtchen in der grünen Gartenhecke zehn Schritte weiter aufwärts von der kleinen Laube passiert, war selbstverständlich weiter hinabgewandelt auf dem Buchsbaumwege gegen das kleine Haus und — guckte natürlich erst mal in das Fenster, ehe sie in die Thür trat.

Es ist eine Thatsache, daß der Verstand und die Vernunft sehr gern zuerst einmal in das Fenster sehen, ehe sie eine Schwelle überschreiten. Geschieht das aus purer Verständigkeit, so kann das sehr beängstigend wirken; geschieht es aber, weil die höchste, schönste und beste der Göttertöchter, die Phantasie, mitkommt, weil der Humor, das Mitleid, kurz die Teilnahme an der großen Brüder- und Schwesterschaft der Erde dabei ist, so haben selbst die verbogensten Strohhüte mit den fettigsten Seidenbändern, die spitzesten Nasen und die grellsten graugrünen Augen gegründetste Aussicht, nachträglich mit erleichternden Thränen gegrüßt zu werden und dazu vielleicht einmal mit dem Geständniß:

„O, wie gut, daß ihr kamet!“

Fürs erste freilich stieß arm Wittchen ob der Erscheinung am Fenster einen angstvollen Schrei aus. Als ob das liebe Lied von vorhin, natürlich wie es von der Jugendfreundin dem Publikum zugesungen worden war, menschliche, altjungferliche Gestalt und Form angenommen habe, guckte Fräulein Julia Kiebitz herein; und mit abwehrenden, machtlos zitternden Händen, mit abwehrend ausgestreckten Armen fand sich das Kind — im Arme des armen Sünders, den keine Vernunft und kein Verstand der Erde jetzt mehr im Griff der hohen Jungfrau am Fenster gehalten hätte.

Er hatte nur einen Blick über die Schulter Juliens nach dem Stuhl der Tante Fiesold geworfen, dann war er sofort im Winkel hinter dem Ofen gewesen und hielt das schluchzende dumme Ding und schluchzte selber und redete Unsinn wie die Gescheitesten — die Verständigsten und Vernünftigsten bei derartigen Gelegenheiten und in ähnlichen Situationen, Arm in Arm und Mund auf Mund.

„Hierbleiben, junger — Mann,“ wollte das alte Mädchen am Fenster rufen, aber es blieb beim Wollen. „Es sind siebenhundert Jahre her, seit ich vorgestern von meines Papas Bücherleiter heruntergeholt wurde,“ murmelte sie. „Seit ich mit dem ollen Schönow auf der Treppe saß, habe ich so nicht wieder in einer Kindergeschichte mitgespielt! Träumt mir das oder bin ich wirklich und wahrhaftig von zu Hause weg? Wird dies, wenn ich bis drei gezählt habe, nicht zu einem Ladenfenster in der Kaisergalerie, so sage ich einfach: Ruhig Blut, Julchen, und schreite kühl ein. Es geht ja nicht, es geht ja wahrhaftig so noch nicht! und — det olle Kind, Compagnon Schönow, den soll ick vooch nur erst wieder zu packen kriegen!“

Ob die alten Klassiker Cicero und Platon zu Hause sich stets im hohen Ton ihrer Schriften und nicht auch dann und wann gemütlich im Ton von „jenseits dem Tiber“ oder im Dialekt des Kydathenischen Demos ausgedrückt haben, wollen wir nicht weiter erörtern: nachdem die hohe Julie im Ton des Kameraden Schönow auf seinem früheren Exerzierplatze richtig bis drei gezählt hatte, schritt sie weniger ein, als daß sie gleichfalls endlich die Hausthür benutzte, um der Sache näher zu treten.

„Na, Kinderkens,“ sagte sie, „Entzücken und Jammer? Jammer und Entzücken?! Natürlich! ... Na, ich denke aber, fürs erste habt ihr jetzt genug und laßt mal einander los. Da bin ich, Fräulein Hamelmann, und daß ich genug weiß, das ist fürs allererste doch die Hauptsache, Wittchen! ... Juten Morgen, Wittchen Hamelmann — mein Name ist Julie Kiebitz; — ach, Herrje, und — dies — ist wohl die Tante Fiesold? Richtig! Ganz so, wie sie sich schon meine selige Mutter als Kind geträumt hat; und, Jott, wie angenehm riecht es hier nach einem anständigen Kaffee! So komplett nüchtern habe ich mich in meinem ganzen Leben noch nicht empfunden. Een Königreich für 'ne Tasse und 'ne altbackene Semmel, Hroswitha!“

Die Tante Jakobine, in einer Toilette, der man's ansah, daß sie keinen Wert darauf gelegt hatte, für jeden Knopf das richtige Knopfloch zu treffen; die Tante Jakobine, eben wie gewöhnlich mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bette gekommen, die Tante Jakobine ungekämmt, in einer Nachthaube, vor der sich noch der ältere der Gebrüder Amelung in seinen letzten Fiebernächten gefürchtet hatte, die Tante Fiesold — stand, gaffte, wurde ihrerseits von der taufrischen, hellen Berlinerin lächelnd angesehen und — versank unter diesem Lächeln gänzlich.

„Der Anblick brachte in mir natürlich alles ins Reine, Schönow,“ sagte Julie später. „Nie während unserer Bekanntschaft, Alter, ist es mir so klar geworden, was für ein Esel Sie unter günstigen, Ihr Gemüt anregenden Umständen zu werden im stande sind, Schönow. Fiel es Ihnen denn gar nicht ein, was für eine Verantwortlichkeit Sie auf sich nahmen, als Sie mein armes kleines Mädchen mit diesem Haufen übelrüchiger wollener Lumpen und dem dummen Jungen, meinem Freund Gerhard, in ein Bauer sperrten und es im Grünen an dem blauen Sommerhimmel aufhingen?“

„Ne, Fräulein! Ick verließ mir ja hierin wie in allem anderen auf Ihnen, wie ick Ihnen während unserer längeren Bekanntschaft kennen jelernt hatte. Und übrigens hatte ick Ihnen ja ooch jleich meine leisesten möglichen Skrupel schriftlich mitjeteilt. Da konnte ick denn ja wohl nachher ruhig — “

„Zu Daemel gehen. Jawohl, Kamerad Schönow!“ — —

(Schluß folgt.)

Schilderungen aus Holland.

Von
Werner v. Melle.

Amsterdam verdankt wie Hamburg seine Bedeutung, seine Größe und seinen Reichtum der günstigen Lage und dem Unternehmungsgeist seiner Bürger. Nicht durch eine Fürstenlaune geschaffen, hat es sich in natürlicher und stetiger Fortentwickelung zu einer Großstadt von mehr als 300 000 Einwohnern aufgeschwungen. Obgleich nicht Residenz, ist es doch unbestritten die Hauptstadt des Landes.

Durchwandert man die Straßen, so wird man auf Schritt und Tritt an diesen Entwickelungsgang erinnert. Im eigentlichen Herzen der Stadt, wo sich das Geschäftsleben und der Hauptverkehr konzentrieren, findet man durchgehends schmale, sich vielfach windende und durchschneidende Gassen, ein kleines Labyrinth, in dem sich der Fremde leicht verirrt, das aber der Einheimische schnell und sicher durchschreitet. Man sieht auf den ersten Blick: diese innere Stadt ist nicht wie Mannheim oder Karlsruhe nach dem einheitlichen Plane eines Kopfes, sondern allmählich, dem jedesmaligen Bedürfnis entsprechend aufgebaut und im wesentlichen bis heute nicht verändert, wenn auch mit der Zeit größere und schönere Häuser an Stelle älterer Gebäude getreten sind. Die Kalverstraat, eine der belebtesten Hauptstraßen Amsterdams, in der sich Laden an Laden reiht, ist noch heute so schmal, daß man trotz der bescheidenen Trottoirs kaum begreift, wie dort zwei Wagen aneinander vorbeifahren können; die zahlreichen Seitengassen aber, welche in diese Hauptverkehrsader münden, sind für Fuhrwerke überhaupt nur mit größter Mühe passierbar.

Mitten durch die innere Stadt fließt die Amstel, ein Fluß von mäßiger Breite, der sich in das Y ergießt und, wie in Hamburg die Alster, mit zahlreichen, dem Handel dienenden Kanälen in Verbindung steht. Diese Kanäle, die bekanntlich hier Grachten genannt werden, verleihen der Stadt ein besonders charakteristisches Gepräge. Sie befinden sich regelmäßig in der Mitte der Straße und sind an beiden Seiten von schönen Baumreihen eingefaßt. Die Bäume, das Wasser und die zahlreichen Brücken, von denen manche sich durch hochragende Träger mit herabhängenden Ketten als Zugbrücken kennzeichnen, bieten zusammen oft ein ungemein malerisches Bild. Am vornehmsten erscheinen die drei größten, die Heeren-, die Keizers- und die Prinsengracht, welche die im Norden durch den Hafen begrenzte innere Stadt wie mit einem dreifachen breiten Bande umschlingen. Man erhält

eine Idee von dem Umfange Amsterdams, wenn man hört, daß die dem Mittelpunkte der Stadt am nächsten liegende Heerengracht etwa eine Stunde lang ist. Die an diesen Hauptgrachten belegenen Wohnhäuser und Speicher unterscheiden sich durchgehends nur wenig von denen der übrigen Straßen. Überall sieht man dieselben schmalen, hohen Backsteinhäuser mit spitzem, mehr oder weniger verschnörkeltem Giebel. Die Backsteine sind dunkel, meist rot oder braun, zuweilen auch schwarz, die Thür- und Fensterumrahmungen aber und die sonstigen vorspringenden Bauteile ganz hell angestrichen. Dies giebt einen seltsamen Kontrast, der durch die Regelmäßigkeit, mit der er sich wiederholt, noch verstärkt wird. Die schlichten Façaden sind nicht durch Erker oder Balkone belebt, doch führen zu dem meist hochgelegenen Parterre oft stattliche Freitreppen, ähnlich denen, die man noch jetzt im Hamburger Wandrahm findet. Auch ragen von den Giebeln der Speicher aus Vorrichtungen zum Aufwinden in die Straße hinaus.

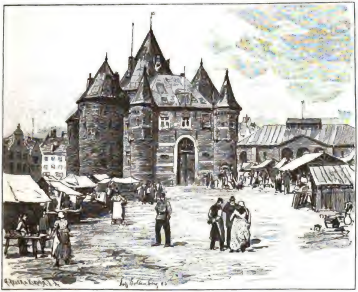
Wer wie wir an einem Sonntag mittag zuerst die Geschäftsstraßen Amsterdams durchwandert, der findet dieselben zwar eigentümlich, doch zugleich nüchtern und eintönig, denn den eigentlichen Reiz gewinnt das Ganze erst durch die wechselnde Staffage der Schiffe und der geschäftigen Menschen. Wenn große und kleine Fahrzeuge ein- und ausladen, wenn die Speicherthore sich öffnen und die Winden in Thätigkeit treten, wenn die Zugbrücken auf- und niedergehen und die backsteingepflasterten Straßen von zahlreichen rührigen Menschen erfüllt sind, dann bieten die ernsten Häuser- und Baumreihen einen trefflichen Hintergrund für das lebensvolle Geschäftsbild der alten reichen Handelsstadt. Noch schöner aber präsentiert sich das Ganze des Abends im Mondenschein. Dann erinnert das von zahlreichen Wasserstraßen durchzogene Amsterdam wirklich in mancher Beziehung an Venedig, mit dem es wie Hamburg so oft verglichen wurde und dem es beim klaren Tageslichte doch eigentlich nur wenig ähnlich ist. Ja, wer dann auf der hohen Amstelbrücke steht, kann trotz der fehlenden Kuppeln und Marmorpaläste bei einiger Phantasie sogar sich in den Gedanken hineinträumen, daß er vom Ponte Rialto herab den stolzen Canal grande überschaue. Einen gewissen Ersatz für die Kuppeln bieten übrigens die barocken Türme Amsterdams. Man hat von diesen Kirchtürmen in Anknüpfung an ein Bonmot Victor Hugos über die vlämischen Architekten gesagt, ihre Erbauer hätten successive ein Richterbarett, eine umgekehrte Salatschüssel, eine Zuckerbüchse, eine Flasche und eine Monstranz aufeinander gestülpt. Das ist natürlich stark übertrieben, aber dennoch insofern bezeichnend, als die Türme aus verschiedenen, oft bizarr geformten Stockwerken in wenig stilvoller Weise zusammengefügt sind. Dennoch und vielleicht gerade wegen dieser Seltsamkeit ist den betreffenden Bauten ein gewisser malerischer Reiz nicht abzusprechen. Bemerkenswert ist auch, daß von diesen und den meisten holländischen Türmen herab am Ende jeder Viertelstunde ein Glockenspiel ertönt. Zuerst erstaunt der Fremde darüber, mit der Zeit langweilt es ihn und schließlich wird er es wie der Einheimische kaum noch beachten. Auffallend aber bleibt es, daß der selbst so schweigsame Holländer die Stimme seiner Türme viermal in einer Stunde erschallen läßt.

Als eine andere Eigentümlichkeit Amsterdams ist noch hervorzuheben, daß die Stadt auf neunzig oder nach anderen Angaben gar hundert Inseln erbaut ist und daß die einzelnen Häuser wegen des morastigen Bodens der Inseln wie in Venedig auf Pfählen errichtet werden müssen. Schon Erasmus von Rotterdam hat daher mit Bezug auf Amsterdam gesagt, er kenne eine Stadt, deren Bewohner gleich Krähen auf den Gipfeln der Bäume wohnten. Da in einer so großen Stadt stets alte Gebäude niedergerissen und neue errichtet werden, so hat man leicht Gelegenheit, den sorgfältigen Fundie-

rungsarbeiten zuzuschauen und sich davon zu überzeugen, daß dieselben den Bau sehr erheblich verteuern müssen. Man sagt sogar, daß bei Errichtung eines Hauses die Arbeiten unter der Erde ebenso kostspielig seien wie die oberhalb derselben.

* * *

Die alte innere Stadt wird, wie bereits erwähnt, im Norden durch den am tückischen Meere nicht auf die Dauer begünstigt, denn mit der Zeit sahen die meisten von ihnen ihre neugeschaffenen Häfen wieder versanden. Die Erbschaft dieser älteren Handels- und Seestädte, wie Edam, Enkhuizen, Stavoren, ging dann größtenteils auf das jüngere, schon seit dem vierzehnten Jahrhundert mächtig aufstrebende Amsterdam über, das sich im siebzehnten Jahrhundert zu dem ersten



Die alte Wage in Amsterdam.

Y belegenen Hafen begrenzt. Das Y ist bekanntlich eine westliche Seitenbucht der Zuider-Zee, jenes über siebenhundert Quadratkilometer großen Meerbusens, der erst im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts durch wiederholte Einbrüche der See in das holländische Festland gebildet wurde. Die großartige Naturumwälzung hatte den jähen Untergang zahlreicher Ortschaften verursacht und das Aufblühen anderer wichtiger Plätze an den Ufern des neuen Wasserspiegels hervorgerufen. Doch auch die letzteren wurden von dem Handelsplatz Europas aufschwang und, wenn es auch inzwischen von anderen modernen Seestädten überholt ist, doch heute noch wie ehemals einen großartigen Welthandel betreibt. Zur Erhaltung und Erleichterung dieses Welthandels hat Amsterdam im Laufe dieses Jahrhunderts wahrhaft großartige Wasserbauten unternommen. Da die an vielen Stellen seichte Zuider-Zee, zumal für tiefergehende Schiffe, ein überaus gefährliches Fahrwasser bot, so grub man in den Jahren 1819 bis 1825 vom Y aus nach der

Die Singelgracht in Amsterdam.

Nordspitze des holländischen Festlandes den Amsterdam direkt mit dem Meere verbindenden Nordkanal. Dieser Kanal, welcher über 80 km lang, 36 m breit und 6 bis 7 m tief ist und dessen Wasserstand durch gewaltige Schleusen reguliert wird, kostete etwa sieben Millionen Gulden. Doch auch er genügte den gesteigerten Ansprüchen der neuesten Zeit nicht mehr. Man wünschte noch schneller und bequemer das offene Meer erreichen zu können und führte daher einen neuen kürzeren, aber breiteren Kanal vom Y aus westlich durch die Dünen der Nordsee zu. Diese 1876 dem Verkehr eröffnete, mit einem Kostenaufwande von etwa fünfundzwanzig Millionen Gulden geschaffene Wasserstraße, welche, da sie die schmalste Stelle Hollands durchschneidet, „Holland op zijn smaalst“ genannt wird, hat eine Länge von 25 km, eine fast der des Suezkanales gleichkommende Breite von 60 bis 100 m und eine Tiefe von 7 bis 8 m. Drei mächtige, 1872 vollendete Schleusen schützen die westliche Einfahrt gegen den Andrang der Flut. Bei Ausführung des Unternehmens ist aber gleichzeitig ein großer Teil des Y zu beiden Seiten des neuen Kanales eingedämmt und in Land umgewandelt. So ist denn auch das Y jetzt nichts mehr als ein Teil des neuen Kanales, der, auch nach der Zuider-Zee zu durch Schleusenwerke abgeschlossen, nicht unter dem Wechsel von Ebbe und Flut zu leiden braucht. Amsterdam aber hat dadurch den weiteren Vorteil, nunmehr vor Sturmfluten und den mit diesen verbundenen Überschwemmungen geschützt zu sein. Die Gefahren, welche die Zuider-Zee der Stadt und ihrem Handel brachte, sind demnach beseitigt. Doch hiermit noch nicht zufrie-

den, hat man neuerdings sogar eine Austrocknung dieses Meerbusens in Erwägung gezogen. Wenn man auf Andrees Handatlas bereits in der Zuider-See einen „projektierten Abschließungsdeich für die Trockenlegung“ von Enkhuizen aus östlich nach der Nähe von Kampen gezeichnet sieht, so sollte man denken, daß das etwas fabelhaft klingende Projekt schon in nächster Zeit ausgeführt werde. So weit scheint indes die Sache doch noch nicht gediehen zu sein. Die Meinungen darüber in Holland sind, soweit wir erfahren konnten, geteilt. Die einen verteidigen den Plan, indem sie darauf hinweisen, daß es bereits gelungen, das Haarlemer Meer trocken zu legen; die anderen entgegnen vielleicht nicht mit Unrecht, daß das doch ein weit weniger großes und gefahrvolles Unternehmen gewesen sei, und daß, abgesehen von technischen Bedenken, auch der Kostenpunkt noch erhebliche Schwierigkeiten bereiten dürfte. So läßt sich denn wohl zur Zeit noch nicht sagen, ob, geschweige denn wann das kühn geplante Werk, welches der See das vor Jahrhunderten eroberte Terrain wieder entreißen soll, zur Ausführung gelangen wird.

Doch neben den vorerwähnten großartigen Unternehmungen verdienen auch die eigentlichen Hafenbauten unsere Aufmerksamkeit. Schon vor Jahren sind zwei geräumige Hafenbassins, das Wester- und das Ooster-Dok durch lange Dämme von dem nunmehr kanalisierten Y abgetrennt. Inmitten beider Bassins aber hat man jetzt auf drei neugeschaffenen, durch Dämme miteinander verbundenen Inseln den Centralbahnhof errichtet, von dem aus zwei Schienenwege, der eine westlich und der andere östlich am Hafen und den Quais entlang führend, eine direkte Verbindung zwischen den letzteren und den verschiedenen Eisenbahnlinien Amsterdams bilden. An der äußeren Seite der Bahnhofinseln befinden sich große Quais mit Landungsbrücken für die nach näher gelegenen Plätzen fahrenden Dampfer. An das Wester- und Ooster-Dok schließt sich ferner westlich und östlich eine Reihe weiterer Hafenbassins mit mehr oder weniger umfangreichen Dockanlagen, deren auch nur oberfläch-

Die Oude Schanz (Alte Schanze) in Amsterdam.

liche Beschauung schon der räumlichen Ausdehnung wegen erhebliche Zeit in Anspruch nimmt. Hervorzuheben sind neben dem Holzhafen und dem großen, die Handelskade benannten Quai insbesondere das für die Kriegsmarine hergestellte Rijks-Maritime-Dok und das zur Lagerung unverzollter Waren dienende, von hohen Mauern umschlossene Entrepot-Dok, in dessen Mitte sich ein für Seeschiffe bestimmter, 7 m tiefer und durch Schlängel vom übrigen Hafen abgetrennter Kanal befindet. Am jenseitigen Ufer des Y liegt neben dem von Bäumen umgebenen Tolhuis (Zollhaus), einem beliebten Vergnügungsort der Amsterdamer, von dem aus man eine schöne Aussicht auf Stadt und Hafen genießt, der Petroleumhafen. Die Verbindung zwischen beiden Ufern wird durch Fährboote hergestellt.

Interessant ist auch ein Spaziergang an der die inneren Hafenanlagen begrenzenden Prins-Hendrik-Kade, einer langen Uferstraße, die in mancher Beziehung an die Hamburger Vorsetzen erinnert. Am östlichen Ende derselben befindet sich die 1785 von Privaten gegründete „Kweekschool voor de Zeevaart“ (Seemannsschule) und das stattliche Zeemanshuis, das wie das Sailor's Home in London und Liverpool mehr Zuspruch zu haben scheint als das jenen nachgebildete Hamburger Institut. Ein anderes den Interessen der Seefahrer dienendes Gebäude ist im Inneren der Stadt von der Gesellschaft „Zeemanshoop“ errichtet. Diese Gesellschaft sorgt nicht nur für Witwen und Waisen von Seeleuten, sondern bemüht sich auch, ähnlich wie der Londoner Lloyd, für ihre zahlreichen bei der Schiffahrt interessierten Mitglieder die neuesten Nachrichten über in See gegangene Schiffe zu erlangen. Kapitäne, welche Mitglieder von „Zeemanshoop“ sind, führen als solche am Topp des Großmastes eine kleine rote Flagge mit der Nummer, unter welcher sie in den Listen der Gesellschaft eingetragen sind. Infolge dessen können sich die betreffenden Schiffe bei einer Begegnung auf See gleich erkennen und Nachricht voneinander nach der Heimat bringen.

Beim Gebäude der Gesellschaft „Zeemanshoop“ angelangt, haben wir bereits dem Hafen den Rücken gekehrt. Kein Fremder aber wird denselben definitiv verlassen, ohne von hier aus eine Fahrt nach Zaardam gemacht zu haben. Zaardam, oft unrichtig Saardam genannt, eine Stadt von über 12000 Einwohnern, ist in erster Linie durch Peter den Großen berühmt geworden, der hier seiner Zeit als schlichter Schiffszimmermann gearbeitet hat. Durch neuere Forschungen soll freilich festgestellt sein, daß der Zar sich dort nur acht Tage aufhielt und dann nach Amsterdam zurückkehrte. Dennoch ist die Hütte Peters des Großen daselbst noch immer der Stolz aller Zaardamer und ein Wallfahrtsort für alle Holland besuchenden Fremden. Das alte, aus rohen Brettern zusammengefügte Gebäude neigt sich bedenklich nach der einen Seite, ist aber auf Veranlassung der verstorbenen Königin Anna Paulowna, einer russischen Prinzessin, zum Schutz gegen Wind und Wetter durch ein auf Backsteinpfeilern ruhendes Holzdach gleichsam mit einem großen Etui umgeben. Die imponierende Einfachheit des Inneren wird leider durch in die Wände eingefügte Marmortafeln, die an den Besuch späterer russischer Herrscher erinnern sollen, beeinträchtigt. Man meint, der Schatten des großen Peter müßte durch die niedere Thür treten und zornig die Entfernung dieser Tafeln verlangen, durch die seine späten Nachfolger in so prunkvoller und aufdringlicher Weise für alle Zeiten bescheinigen, daß auch sie die Stätte seines Ruhmes in Augenschein genommen. Doch wer eine Anschauung von Holland gewinnen will, unternimmt nicht nur des Zaren wegen die Fahrt nach Zaardam. Der Ort selbst nämlich bietet ein ungemein anziehendes und für Holland charakteristisches Bild, denn der wesentliche Teil desselben besteht aus zwei langen Reihen von Windmühlen nebst dazu gehörigen meist kleineren Ge-

bäuden. Diese Mühlen werden wie überall in Holland zu den verschiedenartigsten Zwecken benutzt; sie zermahlen nicht nur Korn, sondern sie sägen auch Holz, sie fabrizieren Papier und alle möglichen anderen Dinge, und sie dienen vor allem dazu, das in Holland so reichlich vorhandene überflüssige Wasser abzuleiten und so das schöne Acker- und Weideland trocken und kulturfähig zu erhalten. Die Mühlen selbst aber sind weit größer und stattlicher als in anderen Ländern. Auf starkem, oft steinernem Unterbau strecken sie ihre mächtigen Flügel stolz in die Lüfte. Eine wie malerische Staffage solche einem festen Turm vergleichbare Windmühle für die sie umgebende Landschaft bildet, ist von den holländischen Malern vielfach gezeigt, insbesondere aber von dem großen Ruysdael, der wie kein anderer die eigentümliche, etwas schwermütige Poesie der holländischen Landschaft auf der Leinwand wiederzugeben verstand. Um seine Bilder ganz verstehen und nachfühlen zu können, muß man selbst in Holland gewesen sein.

Interessant ist ferner die kurze Fahrt von Amsterdam nach Zaardam. Hier sieht man hinter den hohen Deichen die vielgerühmten holländischen Wiesen mit Viehstaffage, die ein Potter so künstlerisch wiederzugeben wußte; hier erkennt man aber auch erst recht die Großartigkeit der früher erwähnten Wasserbauten, die Land in Wasser und Wasser in Land verwandelt haben. Fürwahr, die Natur hat dem Holländer das Leben nicht leicht gemacht. Zu jeder Stunde muß er sein Land gegen die See verteidigen, aber er scheut den Kampf nicht, und er hat, durch diese stetige Arbeit gestählt, dieses Land zu einem der fruchtbarsten und reichsten der Erde gemacht. Der oft beneidete Wohlstand, den er genießt, ist seiner Hände Werk.

* * *

Am Dam, dem ältesten und belebtesten Platze der Stadt Amsterdam, erhebt sich gegenüber der kleinen Börse, deren antikisierender Stil wenig zu den sie umgebenden Baulichkeiten paßt, das königliche Palais (het Paleis). Der mit einem Turme gekrönte mächtige Quaderbau diente anderthalb Jahrhunderte als Rathaus der Stadt, wurde dann 1808 Residenzschloß des Königs Louis Napoleon und blieb auch später für den Monarchen des Landes reserviert. Nur einmal im Jahre aber kommt der König der Niederlande auf kurze Zeit nach Amsterdam; dann werden die schweren Vorhänge an den Fenstern zurückgezogen, die seidenen Stühle von ihren Überzügen befreit, und der Fürst nimmt im prächtigen Thronsaale die obligaten Huldigungen seiner getreuen Amsterdamer entgegen. Man sagt, er sei verpflichtet, vierzehn Tage zu bleiben, und die Stadt müsse ihn während dieser Zeit fürstlich bewirten. Würde er indes einmal länger verweilen und dann am fünfzehnten Morgen auch nur eine Cigarette verlangen, so habe er diese wie alles Fernere aus eigener Tasche zu zahlen. Können wir auch die Richtigkeit dieser uns gemachten Mitteilung nicht verbürgen, so ist dieselbe doch jedenfalls schon an sich charakteristisch genug. Der König soll es übrigens auf eine Probe bezüglich der Cigarette bisher nicht haben ankommen lassen, und zwar wohl weniger aus finanziellen Gründen, als weil er sich an seinem Hofe im Haag weit wohler fühlen wird als unter den bürgerstolzen Patriciern von Amsterdam.

Das Paleis gleicht auch heute noch mehr einem stattlichen Rathause als einem Königsschloß. Was zunächst das Äußere anbetrifft, so fehlt dem Gebäude seltsamerweise ein eigentlicher Haupteingang; die Amsterdamer aber meinen diesen oft wiederholten Vorwurf abweisen zu können, indem sie erklären, den Vorstehern eines freien Bürgertums habe keine stolze Eingangspforte geziemt. Im Innern werden dem Fremden der alte Gerichtshof, der große Bürgersaal, die Ratshalle, das Bürgermeisterzimmer und andere ehemals den Behörden der Republik dienende Räume geöffnet, die noch jetzt überall an den

Wänden, an der Decke, an den Fensterbogen und Thürpfosten die Bilder und Skulpturen zeigen, mit denen sie einst zu Ehren der Stadt von hervorragenden Künstlern des siebzehnten Jahrhunderts geschmückt wurden. Nur ungern werden die Behörden Amsterdams aus diesem Prachtbau nach dem nunmehrigen Stadthause übergesiedelt sein, einem zwar gleichfalls alten, jedoch weit weniger ansehnlichen Gebäude an einer der Grachten. Indes fehlt es auch hier im Stadthause nicht an größeren Lokalitäten, die ihrer Bedeutung entsprechend ausgestattet sind. Insbesondere machte uns das Zimmer des Bürgermeisters, das wir in dessen Abwesenheit besichtigen durften, einen durchaus würdigen Eindruck. Zur Ausschmükkung dieses Raumes trägt neben der Holzdecke und der dunklen Wandtäfelung vor allem eine Reihe jener schönen alten Gemälde bei, die man in Holland nicht nur in den Museen, sondern auch in vielen öffentlichen Gebäuden finden kann. Neben verschiedenen charaktervollen Einzelporträts sehen wir hier vor allem wertvolle Exemplare jener bekannten Regenten- und Doelenstücke, in deren meisterhafter Durchführung Rembrandt, Franz Hals, van der Helst und andere ihren Hauptruhm suchten. Die Vorsteher (Regenten) der verschiedenen Korporationen und gemeinnützigen oder wohlthätigen Anstalten, die Mitglieder der zahlreichen Gilden und vornehmlich die Schützengesellschaften ließen sich in Gruppen vereinigt porträtieren und stellten diese meist lebensgroßen Bilder dann in ihren Zunfthäusern und Doelen (Schützenhäusern) auf. Von dort wanderten die Gemälde zum Teil in die Galerien, zum Teil in die Beratungszimmer der Behörden. Wie in den ersteren, so erscheinen sie uns auch in den letzteren sehr wohl am Platze, denn wenn auch die in der Regel fröhlich zechenden Schützen nicht immer zum Ernst der Debatte passen mögen, so bieten sie doch, ganz abgesehen von dem Kunstwerte der Darstellung, ein erquickendes Bild gesunden, lebensfreudigen Selbstbewußtseins und Bürgerstolzes. Man sieht, diese Männer freuen sich der nach langen und heißen Kämpfen errungenen politischen Freiheit und würden, wenn es not thäte, der ganzen Welt keck die Stirn bieten. Sie können also der späteren Generation immerhin in mancher Beziehung zum Vorbilde dienen.

Weniger interessant als das Paleis und das Stadhuis sind die Kirchen Amsterdams. Zwar stammen einzelne derselben aus älterer Zeit, doch sind diese nach der Reformation von fanatischen Bilderstürmern ihres ehemaligen Schmuckes beraubt, so daß sie jetzt außer einigen Glasmalereien und den Grabmälern holländischer Seehelden nur kahle weiße Wände zeigen. Welch ein Gegensatz zwischen diesen nüchternen Räumen und den schönen, auf das prächtigste ausgeschmückten Kirchenbauten in Antwerpen und Brüssel! Hervorzuheben ist indes, daß Amsterdam, wo von jeher große Toleranz herrschte, Gotteshäuser für die Anhänger der verschiedensten Bekenntnisse besitzt. Da giebt es zehn reformierte Kirchen, drei für Evangelisch-Lutherische verschiedener Richtung, zwei wallonische, eine englisch-presbyterianische, eine englisch-episkopale, eine für Remonstranten, drei für christlich Reformierte (Christelijk Afgescheidene), neunzehn kleinere und größere katholische, worunter zwei jansenistische, sowie neun Synagogen für deutsche und portugiesische Juden.

Noch zahlreicher als die Gotteshäuser sind die hauptsächlich durch kirchliche und Privatwohlthätigkeit unterhaltenen milden Anstalten, für die vielfach monumentale Gebäude errichtet sind. Besonders scheint es an Freiwohnungen nicht zu fehlen. Auch sagt man, daß täglich zwanzigtausend Arme unentgeltlich gespeist werden. Daneben giebt es aber ferner noch eine Reihe gemeinnütziger Societäten und Institute. Beachtenswert ist vor allem die 1784 errichtete „Maatschappij tot Nut van't algemeen“, die hier ihren Sitz hat, jedoch über ganz Holland verbreitet ist und so großen Einfluß übt, daß man sie die zweite Regierung des Landes genannt hat. Von dieser Gesellschaft, die dreihun-

dert lokale Zweigvereine und vierzehntausend Mitglieder zählt und der auf der Pariser Weltausstellung von 1867 eine besondere Auszeichnung zuerkannt wurde, schreibt ein Amsterdamer: „Ihre Einrichtung ist durchaus republikanisch, eher zu wenig als zu viel centralisiert. Deshalb wird man in anderen Ländern vergeblich etwas Ähnliches suchen. Sie ist eine Gesellschaft der Wohlthätigkeit, nicht weil sie die Armut zu lindern sucht, sondern weil sie ihr vorbeugen will. Zu diesem Zwecke ist sie bestrebt, Kenntnisse und Bildung zu verbreiten. Ihren Bemühungen ist der gute Zustand des Volksunterrichtes in den Niederlanden zu danken, an dessen Verbesserung sie unablässig arbeitet, indem sie die Unwissenheit durch ihre Volksschriften bekämpft. Dem öffentlichen Armenwesen hat sie in mancher Beziehung eine gute Richtung gegeben. Aus den kleinsten Anfängen hervorgegangen, ist sie in den Niederlanden eine sittliche Macht geworden.“ Auf die Bestrebungen dieser Gesellschaft und anderer ähnlicher Institute näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Ihr stilles Wirken ist auch dem Fremden bei kurzem Aufenthalt nicht so leicht erkennbar. Doch würde unseres Erachtens in dem Bilde Amsterdams etwas fehlen, wenn man nicht auch, wenigstens vorübergehend, dieser menschenfreundlichen Interessen seiner Bürger gedächte.

Das königliche Schloß in Amsterdam.

Der Hauptanziehungspunkt aber sowohl dieser Stadt wie Hollands überhaupt liegt wohl für die meisten in den Kunstschätzen der öffentlichen und Privatgalerien. Wollten wir dieselben im einzelnen beschreiben, so könnten wir nur wiederholen, was ältere und neuere Schriftsteller über sie gesagt. Wir beschränken uns daher hier auf wenige Andeutungen über persönliche Eindrücke. Das zur Aufnahme aller öffentlichen Galerien bestimmte neue Rijks-Museum, ein umfangreicher, mit Türmen gezierter Backsteinbau, steht noch unvollendet da. Man muß daher zur Zeit noch die verschiedenen alten, in mancher Beziehung recht ungenügenden Ausstellungsräume aufsuchen. Die wertvollsten Bilder enthält zunächst das nach einem früheren Besitzer genannte Trippenhuis, dessen

größtenteils aus Vermächtnissen zusammengeflossene Sammlung als das „Rijks-Museum van Schilderijen en Prenten“ bezeichnet wird. Daneben nennen wir, andere Kollektionen übergehend, nur noch das kleinere aber gediegene Museum van der Hoop, welches von seinem früheren Eigentümer der Stadt hinterlassen ist. Beide Sammlungen enthalten fast ausschließlich alte holländische Meister, die uns gemeinsam ein überaus anschauliches Bild von Stadt und Land im siebzehnten Jahrhundert entrollen. Die holländische Malerei ist eine durchweg realistische; sie sucht nicht nach idealen Vorwürfen, sondern sie schildert die Welt, wie sie ist, oder richtiger, wie sie dem Auge des Malers erscheint; denn in der künstlerischen Auffassung des Einfachsten und Gewöhnlichsten liegt noch mehr als in der virtuosen Technik der eigentliche Reiz ihrer Bilder. Da schildern uns Wilhelm van der Velde und Bakhuizen den Hafen von Amsterdam, die Zuider-Zee und das offene Meer, durchfurcht von den mit schwellenden Segeln majestätisch dahinziehenden Handels- und Kriegsschiffen früherer Tage; da malen uns Potter und Cuyp die bereits früher erwähnten fetten Wiesen mit behaglich darauf weidendem Mustervieh; da entfalten uns Hobbema, Ruysdael und Everdingen die Reize der holländischen Landschaft; da führen uns Terburg, Dow und Metzu in die feineren Zirkel der Stadt, Ostade in die niederen Kreise, Jan Steen in die Kneipen; da bringt uns Hondekoeter sein stattliches Federvieh, Weenix sein totes Geflügel und Rachel Ruysch ihre Blumen. Dazu kommt noch die große Zahl der lebensvollen Porträts und der gewissermaßen an die Stelle der Historienmalerei getretenen Regenten- und Doelenstücke. Zwei der letzteren, die sich im Gegensatz zu den vielen kleinen Kabinettstücken der alten Holländer meist durch ein großes Format auszeichnen: Rembrandts Nachtwache und van der Helsts Schützenmahl, bilden, einander gegenüber hängend, den Glanzpunkt des Trippenhauses. Van der Helst zeigt uns fünfundzwanzig Schützen, die an reichbesetzter Tafel den Abschluß des Westfälischen Friedens feiern. Man weiß nicht, was mehr zu bewundern: die ungezwungene Gruppierung, die harmonische Farbenwirkung oder die treffliche Wiedergabe jeder einzelnen Individualität. Bekannt ist, daß man schon im achtzehnten Jahrhundert von den überaus wahr und charakteristisch gemalten Händen sagte, wenn sie alle auf einen Haufen geworfen würden, so könnte man doch mit Leichtigkeit erraten, zu welcher Figur sie gehörten. Auch Rembrandt hat in seiner berühmten Nachtwache ein Schützencorps gemalt, doch wie ganz anders hat er seine Aufgabe aufgefaßt! Der eigentliche Reiz dieses Gemäldes liegt in der genialen Verteilung von Licht und Schatten, die auf den ersten Blick so außergewöhnlich erscheint, daß man früher meinte, man habe ein Nachtstück mit Fackelbeleuchtung vor sich, während doch in Wahrheit die Handlung bei Tageslicht vorgeht, welches durch die dem Beschauer unsichtbaren Fenster der hochgewölbten Halle von links einfällt und den ganzen Doelenraum naturgetreu in der Dämmerung läßt. Infolge des zur Hauptsache gemachten Lichteffekts sind ferner die einzelnen Schützenporträts sehr verschieden behandelt. Das Corps zieht eben aus seinem Doelenhause hinaus ins Freie. Alles ist Leben und Bewegung. Während aber die vordersten grell beleuchteten Gestalten aus dem Rahmen herauszustürmen scheinen, breitet sich über die hinteren ein auch bei längerer Betrachtung nur schwer zu durchdringendes Dunkel. Man fragt aber auch nicht weiter nach diesen Personen im Hintergrunde, sondern die Augen haften wie geblendet an der über die vordere Mitte des Bildes ausgegossenen Lichtfülle. Doch die Wirkung dieses Bildes läßt sich eigentlich kaum beschreiben, man muß ihn selber schauen, diesen so überaus geistreich aufgefaßten und virtuos durchgeführten Triumph des Lichtes über die Finsternis. Mögen die Schützen, welche ein Gruppenporträt zu haben wünschten, durch das

jedem einzelnen in gleicher Weise gerecht werdende Bild van der Helsts auch weit mehr befriedigt gewesen sein — an künstlerischer Bedeutung ist demselben Rembrandts Nachtwache doch bei weitem überlegen.

Amsterdam hat im siebzehnten Jahrhundert viele große Künstler in seinen Mauern gesehen, aber Rembrandt war und bleibt doch der größeste unter ihnen. Mit Recht ist ihm daher auch auf dem stattlichen Rembrandtplein als „hulde van het nageslacht“ ein Kolossalstandbild errichtet. Außerdem bezeichnet noch eine Gedenktafel in der Jodenbreestraat das Haus, in welchem der große Maler in den Zeiten seines Glückes zusammen mit der vielgeliebten und vielgemalten Gattin Saskia van Uilenburgh wohnte. Seltsam bleibt wohl trotz aller Erklärungsversuche, daß Rembrandt gerade ins Judenviertel zog, das sich wenigstens jetzt durch enge und schmutzige Straßen auszeichnet. Durchschreitet man dieselben, so muß man übrigens ferner denken, daß hier die Wiege Spinozas stand und daß hier die Scenerie für manche Scene von Gutzkows Uriel Acosta zu suchen ist.

Doch verlassen wir das Judenviertel und die mancherlei Erinnerungen aus alter Zeit, um zum Schluß noch einen Blick auf das neue Amsterdam zu werfen. Auf Schritt und Tritt erkennen wir, daß wir uns hier in einer modernen Großstadt bewegen. Ein Pferdebahnnetz durchzieht die Hauptstraßen; Fremdenführer und Schuhputzer bemühen sich, ihre Dienste aufzudrängen; prachtvolle Teppichbeete und Gartenanlagen, wenn auch nicht immer ganz so geschmackvoll arrangiert wie in Paris oder Hamburg, zieren eine Reihe öffentlicher Plätze; der große Vondelpark wie die Plantage mit dem botanischen und dem an schönen Tierexemplaren reichen zoologischen Garten gewähren schattige Spaziergänge; neue glänzendere Stadtteile und Villenvororte umkränzen die alte innere Stadt. Auch an einer glasgedeckten Ausstellungshalle, die hier Paleis voor Volksvlijt genannt wird, sowie an Panoramen und sonstigen Schaustellungen fehlt es nicht. Kurzum, Amsterdam weiß den mannigfachen Anforderungen, die man jetzt an eine Großstadt macht, in jeder Beziehung gerecht zu werden.

* *
*

Zwischen Amsterdam, Haarlem und Leyden erstreckte sich bis zur Mitte dieses Jahrhunderts das jetzt ausgetrocknete Haarlemer Meer. Entstanden aus der Vereinigung einer Reihe kleinerer Seen, hatte sich dasselbe durch spätere Überschwemmungen mit der Zeit immer mehr vergrößert. Zwar verhinderten glücklicherweise im Westen die hohen Dünen eine Verbindung mit dem Meere, doch bedrohten die Fluten im Osten alljährlich die Felder und Wiesen bis in die Nähe von Amsterdam.

Der begreifliche Wunsch, dieser Kalamität abzuhelfen, führte schon 1640 den holländischen Ingenieur Leeghwater auf die für jene Zeit doppelt kühne Idee einer Austrocknung der ganzen Wasserfläche. Er veröffentlichte ein Buch, in dem er die Ausführbarkeit dieser Idee nachwies, doch sein Plan geriet bald wieder in Vergessenheit. Erst 1819 kam man wieder auf denselben zurück. Man schritt zu Entwürfen und Vorstudien aller Art, doch ging man nicht eher ernstlich ans Werk, als bis 1836 die Fluten des Haarlemer Meeres, die ihnen gezogenen Dämme durchbrechend, auf der einen Seite bis Leyden und auf der anderen bis an die Thore von Amsterdam vorgedrungen waren. 1840 begann die eigentliche Arbeit. Man umgab zunächst den See mit einem doppelten Deich und einem großen Kanal, der das ausgepumpte Wasser aufnehmen und dasselbe mit Hilfe anderer Kanäle dem Meere zuführen sollte. Drei enorme Dampfmaschinen genügten für das Auspumpen. Eine derselben ward bei Haarlem, eine andere zwischen Haarlem und Amsterdam und die dritte bei Leyden postiert. Die letzte, nach dem alten Ingenieur Leeghwater benannt, dient noch jetzt zur Entfernung

des Regen- und Grundwassers. Als diese Riesenmaschinen in Thätigkeit getreten waren, sank das Niveau der auf 724 Millionen Kubikmeter geschätzten Wassermenge täglich um einen Centimeter. Nach neununddreißig Monaten war das gewaltige Werk zu Ende geführt; der gefahrdrohende See war verschwunden, und an seiner Stelle hatte Holland ein fruchtbares Terrain von mehr als drei Quadratmeilen gewonnen, welches jetzt von 10000 Menschen bewohnt wird.

Dieses ruhmreichen Kapitels aus der Geschichte der holländischen Ingenieurkunst muß man mit Bewunderung gedenken, wenn man auf der kurzen Eisenbahnstrecke zwischen Amsterdam und Haarlem an den ehemaligen Ufern des Sees entlang fährt. Bei Halfweg, der einzigen Station zwischen beiden Städten, wird man ferner auf großartige Schleusenwerke aufmerksam gemacht, welche früher das Y von dem Haarlemer Meer trennten. Durch ein Öffnen derselben würden Amsterdam und ein weiter Landstrich mit Hunderten von Ortschaften unter Wasser gesetzt werden können. Wie die Russen 1812 Moskau in Brand steckten, so haben zwar die Holländer, um einem sie bedrohenden Feinde zu trotzen, in früheren Zeiten wiederholt einen Teil ihres eigenen Landes von den Fluten überschwemmen lassen; daß man aber unter ähnlichen Umständen noch in unserem aufgeklärten Jahrhundert solche verderbenbringende Maßregel ergreifen sollte, erscheint uns doch kaum glaublich. Dennoch soll dieselbe für den schlimmsten Fall von den Behörden der Landesverteidigung in Aussicht genommen sein. Praktisch wichtiger ist es wohl jedenfalls, dafür Sorge zu tragen, daß sich das Wasser nicht eigenmächtig einen Weg ins Land bahnt. Um letzteres zu verhindern, sind denn auch die Schleusen von Halfweg, die man die Thermopylen Hollands genannt hat, wie alle Deiche des Landes einer steten Beaufsichtigung durch eigens dafür angestellte Wasserbau-Ingenieure unterworfen, deren Chef das alte, ehemals am Ufer des Haarlemer Meeres belegene Schloß Zwanenburg bewohnt. Was würden wohl die früheren Besitzer dieses Gebäudes sagen, wenn sie sähen, wie jetzt ein Techniker in ihren exklusiven Räumen residiert.

Kaum hat man Halfweg hinter sich, so tauchen schon die charakteristischen alten Türme von Haarlem am Horizonte auf, die uns nicht nur aus alten, sondern auch aus neueren Gemälden bekannt sind, denn eins der Panoramen in Amsterdam vergegenwärtigt seinen Besuchern in lebendiger Weise die Belagerung dieser Stadt durch die Spanier im Jahre 1573, eine Belagerung, die, obgleich sie im Gegensatz zu der früheren Leydens mit einer Übergabe des Platzes endete, doch wegen der mutigen Ausdauer der Belagerten zu den besonders denkwürdigen Begebenheiten der holländischen Geschichte gerechnet wird. Haarlem, dessen Blütezeit, wie die Hollands überhaupt, in das siebzehnte Jahrhundert fiel, ist jetzt eine stille, freundliche Stadt mittlerer Größe, die, was die äußere Erscheinung ihrer Straßen und Plätze anbetrifft, gleich den meisten Orten des Landes ein Amsterdam im kleinen genannt werden kann. Es fehlt das Getreibe der Großstadt, dafür aber haben manche Partien der von schönen Bäumen beschatteten Grachten ihren besonderen, mehr idyllischen Reiz.

Unter den alten Kunststädten Hollands ist Haarlem nächst Amsterdam die bedeutendste. Wie Antwerpen auf Rubens und Amsterdam auf Rembrandt, so kann Haarlem mit Recht auf seinen Franz Hals stolz sein. Jahrhundertelang blieb dieser große Künstler wenig beachtet, bis ihm die Kunstgeschichte vor noch nicht langer Zeit endlich den verdienten Ehrenplatz neben Rembrandt eingeräumt hat. Neuere Forschungen haben ergeben, daß Franz Hals seiner Zeit in der guten Stadt Haarlem ein mehr als lustiges Leben geführt hat, ja daß er sogar vom Bürgermeister wegen Mißhandlung seiner Frau gerügt wurde und versprechen mußte, sich der „Dronkenschappe“ zu enthalten. Vielleicht mag der dadurch entstehende schlechte Ruf seinem

Ruhme hinderlich gewesen sein. Vor seinen Meisterwerken aber im Museum der Stadt vergißt man jene alten Geschichten, da aus ihnen, wie auch dem Laien erkennbar, ein wahrer Künstler von Gottes Gnaden zu uns spricht. Diese acht Bilder, die in einem einfach dekorierten Saale einen passenden und würdigen Platz gefunden haben, sind sämtlich Doelen- oder Regentenstücke. In anziehendster Weise ist das gleiche, auch von anderen so oft auf den Marktplatz, so erblickt man gegenüber die Groote Kerk, ein besonders seiner großartigen Raumverhältnisse wegen beachtenswertes Gebäude aus dem fünfzehnten Jahrhundert, und vor demselben das Denkmal von Laurens Janszoon Coster. Wer war aber dieser Coster? Die Holländer behaupten — der Erfinder der Buchdruckerkunst. Mit Verwunderung betrachtet man den ernsten Mann im langen Talar, der Gutenbergs Ruhm für

Im Judenviertel von Amsterdam.

gemalte Thema variiert. Jedes einzelne muß man mit Vergnügen betrachten. So ungemein lebensvoll und lebenswahr treten uns die einzelnen dargestellten Persönlichkeiten entgegen, so flott und zugleich liebevoll ist das Ganze gemalt und so frisch leuchten noch heute die prächtigen Farben, daß man fast meinen könnte, man sähe diese lustigen Offiziere der Schützencorps und jene ernsten Regenten des Altmännerhauses nicht nur im Bilde, sondern in Wirklichkeit vor sich.

Tritt man aus dem Rathause, in dessen einem Flügel sich das Museum befindet, sich zu beanspruchen wagt. Doch so wenig man auch zuerst geneigt ist, die Sache ernst zu nehmen — die in Erz gegrabene Inschrift des Denkmals läßt für keinen Zweifel Raum. Man hört dann weiter, Laurens Janszoon mit dem Beinamen Coster sei zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Küster zu Haarlem gewesen und habe früher als Gutenberg die ersten praktischen Versuche in der Buchdruckerkunst gemacht. Schmählicherweise aber habe ihm in der Weihnachtsnacht des Jahres 1440, während er selbst alt und krank in der Kirche der Mitternachtsmesse

Digitized by Google

Kostümbild aus Nordholland.

nannten Haarlemer Holz, wo er seine ersten Buchstaben geschnitten haben soll.

Das Haarlemer Holz ist ein schöner parkartiger Wald im Süden der Stadt. An der anderen Seite der letzteren, im Nordwesten, liegt das seiner schönen Gärten wegen beachtenswerte Dorf Bloemendal. Hier sieht man, daß Haarlem nicht ohne Grund seiner Blumenzucht wegen berühmt ist, hier zeigt sich aber auch der Reichtum seiner Bewohner, denn welche Stadt ähnlicher Größe besitzt in nächster Nähe eine solche Reihe stattlicher, vom üppigsten Blumenflor umgebener Landhäuser. Bemerkenswert ist auch, daß hier wie in anderen Gegenden Hollands die Villen der Vornehmen meist durch eine besondere in Buchstaben über der Hausthür angebrachte Inschrift bezeichnet sind. Dies findet man zwar auch in anderen Ländern, insbesondere in England, eigentümlich aber ist, daß die holländischen Landhäuser oder Buitenplaatsen statt eines Namens gewissermaßen ein Motto führen, das in Gestalt eines kurzen Spruches, wie „Wel tevreden", „Vriendschap en Gezelschap", „Buiten zorg" 2c., der, wie es scheint, durchweg sehr behaglichen Stimmung ihres Besitzers Ausdruck giebt.

assistierte, ein undankbarer Schüler Namens Fust seine sämtlichen Instrumente, Lettern und Bücher gestohlen, um dieselben nach Mainz zu bringen. Dort sei Gutenberg in den Besitz derselben gelangt und habe die Erfindung des Holländers zusammen mit Fust, seinem bekannten Genossen, weiter auszunutzen gewußt. So hübsch diese Geschichte klingt und so sehr sie dem holländischen Nationalgefühl schmeicheln mag, es fehlt an dem erforderlichen Nachweis, der natürlich durch den Umstand, daß man im Rathaus ein angeblich von Coster hergestelltes Druckwerk aufbewahrt, noch nicht erbracht sein kann. Neuerdings soll denn auch selbst ein Holländer, Dr. van der Linde, in einer Schrift über die „Legende von Coster" die ganze unbeglaubigte Tradition in das Gebiet der Fabel verwiesen haben. Die Haarlemer aber sind nach wie vor stolz auf ihren alten Küster, der hier nicht nur durch das vorerwähnte Standbild geehrt ist, sondern auch durch Ausschmückung seines Geburtshauses mit Gedächtnistafel und Büste sowie durch Bezeichnung derjenigen Stelle im soge-

Doch noch weit sehenswerter als Bloemendal selbst ist die in ihrer Art vielleicht einzige Aussicht, die man von dem unweit desselben belegenen Brederoder Berg aus genießt. Dieser Brederoder Berg, der auch die blaue Treppe genannt wird, ist der höchste Punkt der Dünen bei Haarlem. An der einen Seite sieht man die Stadt selbst und Bloemendal, an der anderen überblickt man weithin die wellenförmigen Linien unzähliger Dünenhügel und ganz fern am Horizont als einen schmalen, silbernen Streifen das Meer. Der öde und gleichmäßige Charakter der Dünen trägt nur dazu bei, die Großartigkeit der Scenerie zu erhöhen, die

uns einen kaum weniger tiefen Eindruck hinterließ als die Bergriesen der Schweiz.

* * *

Auf dem Wege von Haarlem nach Haag statten wir der alten Stadt Leyden einen kurzen Besuch ab. Bekanntlich ist hier der Schauplatz von Georg Ebers' „Frau Bürgermeisterin", einem Roman, der uns in der eingehenden Schilderung der Belagerung der Stadt durch die Spanier im Jahre 1574 eins der glorreichsten Kapitel der holländischen Geschichte vor Augen führt. Vier Monate lang trotzten die Bürger allen Schrecken der Belagerung unter Führung ihres trefflichen Bürgermeisters van der Werff, dem Ebers mit dichterischer Freiheit in der „Frau Bürgermeisterin" eine jugendlich schöne, kluge und beherzte Gattin zur Seite gestellt hat. Damals machten die Holländer zur Entsetzung Leydens von dem Radikalmittel einer Überschwemmung ihres eigenen Landes Gebrauch. Wilhelm von Oranien ließ die sonst so sorgfältig gehüteten Deiche durchstechen und brachte mit den hereinbrechenden Fluten und den von ihnen getragenen Schiffen der Wassergeusen der Stadt die ersehnte Hilfe. Welch ein Jubel mag hier geherrscht haben, als man von den Wällen herab das glückbringende Vorwärtsdringen des Wassers verfolgte! Zur Belohnung für den heldenmütigen Widerstand jener Tage erhielt Leyden 1575 seine Universität, deren Errichtung die Bürger der ihnen gleichzeitig offerierten Befreiung von gewissen Abgaben vorgezogen haben sollen. Man hatte recht gewählt, denn durch diese Universität und ihre hervorragenden Lehrer war Leyden Jahrhunderte hindurch eine der berühmtesten Städte Europas. Doch nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die Kunst ist die Stadt von Bedeutung gewesen, denn in ihren Mauern lebte der lustige Maler und Kneipwirt Jan Steen, und ihr entstammten ferner Lukas van Leyden, Rembrandt, Jan van Goyen, Frans van Mieris und andere bedeutende Künstler. Jetzt freilich ist die einstige Größe Leydens dahin. Es hat kaum mehr als 40000 Einwohner, obgleich hinreichend Raum für die doppelte Anzahl vorhanden sein soll. Die Straßen sind, wenn sie nicht gerade von einer klingelnden Pferdebahn durchfahren werden, wie ausgestorben; hier und da wächst sogar Gras zwischen dem Pflaster, und der alte Vater Rhein, der die Stadt durchfließt, scheint sich, altersschwach und melancholisch, wie er hier ist, des Verfalles von Leyden wie seiner selbst zu

Holländische Trachten.

Am Strande von Scheveningen.

schämen, indem er unter dem unschönen Namen Galgewater gewissermaßen inkognito seine trüben Fluten mühselig und langsam dem nahen Meere zuwälzt. Inmitten der engen Gassen erhebt sich ein Erdhügel mit einem breiten Turm, der die Burg genannt wird und dessen Fundamente noch aus der Römerzeit stammen sollen. Von oben herab würde man einen Überblick über Stadt und Land haben, wenn nicht schöne alte Bäume nach allen Seiten hin die Aussicht versperrten. Nur mit Mühe entdeckt man zwischen den Zweigen hindurch die Spitzen einiger Häuser und Kirchtürme. So kommt es dem einsamen Wanderer, der hier steht, fast vor, als befinde er sich im Schlosse Dornröschens, das durch eine himmelhohe Hecke von der Außenwelt getrennt ist. Diese Eigentümlichkeit der Burg steht aber in gewissem Einklang mit dem Charakter der Stadt. Man möchte meinen, beide seien in tiefen Schlummer versunken.

Doch wenden wir uns von der melancholischen Stadt der Vergangenheit zu der lebensfreudigen der Gegenwart, von der altberühmten Hochschule zu der modernen Residenz des Königs der Niederlande. Haag oder, wie die Holländer sagen, 's Graven Haag macht keinen specifisch holländischen Eindruck. Es ist eine schöne, regelrecht erbaute Stadt mit langen geraden Straßen, weiten Plätzen und vielen stattlichen Gebäuden. Seine Bedeutung liegt fast ausschließlich in dem Umstande, daß es Sitz der höchsten Behörden des Landes ist und daß hier der Hof, die bei demselben accreditierten Diplomaten sowie eine Reihe vornehmer Familien ihren dauernden Aufenthalt genommen haben. Man sieht daher zwar manche glänzenden Läden, aber wenig Verkehr in den Straßen, deren großartige Anlage und Unbelebtheit an Karlsruhe und andere künstlich geschaffene oder groß gewordene Residenzen deutscher Mittelstaaten erinnern. Inmitten der Stadt liegt, zum Teil von schattigen Alleen umgeben, der Vijver (Weiher), ein länglich viereckiger Teich mit Schwänen und einer durch ihren üppigen Baum- und Gebüschwuchs fast einem Stückchen Urwald gleichenden Insel. An der einen Seite bespülen die Fluten des anmutigen Vijver die Mauern des Binnenhofes, einer unregelmäßigen Masse teils älterer, teils neuerer um einen mittleren Hof gruppierter Gebäude. Im Binnenhof haben die beiden gesetzgebenden Körper Hollands, die Generalstaaten, ihre Sitzungsräume. Die erste aus neununddreißig Mitgliedern bestehende Kammer wird durch die eine Vertretung der Provinzen bildenden Provinzialstaaten, die zweite aus achtzig Mitgliedern zusammengesetzte durch Bezirkswahlmänner gewählt. Die Sitzungssäle sind nicht eben imponierend. Man kann sich kaum denken, daß in diesen einfachen, schmucklosen Räumen, in denen etwas erhöht ein simpler Thronsessel für den König und noch bescheidenere Stühle für die königlichen Prinzen reserviert sind, die Geschicke des Landes und der Kolonien entschieden werden. Dieselbe Einfachheit finden wir im königlichen Palais wieder, dessen Säle sich kaum von den Luxusräumen eines reichen Privatmannes unterscheiden. Die Holländer lieben es ersicht-

lich nicht, die Person des Monarchen mit besonderem Pompe zu umgeben. Man achtet den König als den höchsten Repräsentanten des Staates und als den Nachkommen der berühmten Oranier, welchen die Niederlande ihre Freiheit und Selbständigkeit verdanken, aber man macht nicht soviel Aufhebens von ihm und seinen Angehörigen wie in manchen anderen monarchischen Ländern. In den Blättern sucht man vergeblich nach einer offiziellen Rubrik „Hofnachrichten", in welcher dem Leser mitgeteilt wird, wie jedes Mitglied der königlichen Familie den letzten Tag verbracht hat, und in ganz Haag fanden wir nur in einem Schaufenster eine kleine Photographie des Königs ausgestellt; Bilder der jugendlichen zweiten Gemahlin des Fürsten und des zur Thronfolge berufenen Prinzen von Oranien waren nirgends zu entdecken. Dagegen sind einzelnen früheren Regenten des Landes auf öffentlichen Plätzen eherne Denkmäler errichtet. Ja, der eigentliche Nationalheros, Prinz Wilhelm I. von Oranien, ist sogar durch zwei Standbilder geehrt. Das eine stellt ihn hoch zu Roß, das andere stehend mit leise erhobenem Finger dar, einer Geste, die auf die bekannte Schweigsamkeit des Fürsten und seinen Wahlspruch „Sævis tranquillus in undis" (Ruhig inmitten stürmischer Wogen) hindeuten soll. Übrigens sagt man, daß Wilhelm von Oranien ebensowenig wie Moltke ein eigentlicher Schweiger gewesen sei, sondern daß er nur verstanden habe, das nicht über seine Lippen kommen zu lassen, was er nicht sagen wollte.

Zu den Gebäuden des Binnenhofes gehört auch das Mauritshuis, in welchem die berühmte Gemäldegalerie der Residenz aufgestellt ist. Diese Galerie ist mit Recht der Wallfahrtsort aller Fremden, denn sie enthält wie die öffentlichen Museen Amsterdams eine köstliche Auswahl holländischer Kabinettstücke.

Als Glanzpunkte der Sammlung pflegt man die Anatomievorlesung von Rembrandt und den lebensgroßen Stier von Potter zu bezeichnen; an diese aber reiht sich eine große Zahl weiterer Gemälde, die als Meisterwerke in ihrer Art gefeiert zu werden verdienen. Doch würde uns auch nur eine Nennung derselben schon zu weit führen. Wir übergehen ferner die kleineren Galerien sowie die sonstigen Sehenswürdigkeiten der Stadt und wandern zum Thor hinaus nach dem Busch, einem wunderschönen, von Alleen durchzogenen Gehölz, das sich eine Stunde weit ausdehnt und der Überrest einer großen, früher ganz Holland bedeckenden Waldung sein soll. Jetzt bildet dasselbe inmitten des kahlen Flachlandes eine herrliche Oase, deren hochragende und weithin schattende Prachtbäume in Europa ihresgleichen suchen. Im Waldesdickicht versteckt aber liegt wie ein verwunschenes Schloß das sogenannte Haus im Busch (t' Huis ten Bosch), ein königliches Sommerpalais, das in seinem „Oraniensaal" große farbenprächtige und lebenstrotzende Wandgemälde enthält, welche teils von

Holländische Fischer am Strande.

dem großen Meister Rubens selbst, teils auch von seinen Schülern entworfen sein sollen.

Mit dem berühmten Busch sind indes die landschaftlichen Reize der nächsten Umgebung der Residenz keineswegs erschöpft. Wer in dem köstlichen Schatten jener Waldung hin und her gewandert, den treibt es mächtig weiter nach Westen, nach Scheveningen und der See. Auf breitem, von hohen Bäumen eingefaßtem und zum Teil von Gehölz umgebenem Wege gelangt man etwa in dreiviertel Stunden zu Fuß dorthin, doch vermitteln auch, abgesehen von Wagen, eine Dampf- und verschiedene Pferdebahnlinien den zur Zeit der Saison sehr beträchtlichen Verkehr. So ist denn Scheveningen gewissermaßen ein Vorort der Residenz geworden. Die Bewohner und Besucher der letzteren wie die zahlreichen Badegäste der ersteren gelangen auf das schnellste und bequemste von einem Platze zum anderen.

Man kann mit Leichtigkeit die Gemäldegalerie im Haag, die Waldwege des Busch und die See an einem und demselben Tage sehen und genießen. Scheveningen ist bekanntlich ein höchst eleganter Badeort, das Ostende der Holländer, welches von Kurgästen und Besuchern aus aller Herren Ländern wimmelt. Am Strande und vor dem großen Badhause entfaltet sich in den Morgen- und Nachmittagsstunden ein äußerst lebendiges Bild. In den gelben, durch ein gewölbtes Dach gegen die Sonne geschützten Korbstühlen gelagert oder hin und her promenierend und den Klängen der Musik lauschend, genießen alle, die Damen zum Teil in eleganten und pikanten Toiletten, mit vollen Zügen das dolce far niente des Strandlebens. Doch wer das großartige Naturschauspiel der brandenden See ganz und voll in sich aufnehmen will, der wandert, das lärmende Treiben hinter sich lassend, die auf der Höhe der Dünen hergerichtete Terrasse entlang, bis er einsam dem Meere gegenübersteht. Da liegt es dann vor ihm in seiner durch kein kleinliches Beiwerk beeinträchtigten Erhabenheit, das Meer, das ewige Meer, welches heute wie vor Jahrtausenden seine mächtigen, weißköpfigen Wogen dem Strande zuwälzt.

* * *

Vom Haag aus erreicht man mit der Eisenbahn in einer Viertelstunde die Stadt Delft, in deren Mauern 1584 der große Wilhelm von Oranien durch Mörderhand seinen Tod fand und die dann die Grabstätte aller Oranier, das St. Denis des niederländischen Fürstengeschlechtes geworden ist. Umgeben von seinen Nachkommen bis auf König Wilhelm II., ruht der als Begründer der niederländischen Freiheit und Selbständigkeit noch heute mit Begeisterung gefeierte erste Statthalter unter einem prachtvollen Marmordenkmal, welches von Künstlern des siebzehnten Jahrhunderts in der Neuen Kirche (nieuwe Kerk) errichtet ist. Eine lateinische Inschrift hebt hervor, daß der Prinz als mächtiger Gegner Philipps II. von diesem „Schrecken Europas“ gefürchtet wurde. Ja, Philipp II., der finstere, heimtückische Despot, fürchtete und haßte den edlen Mann, der ihm so kühn und erfolgreich die Stirn zu bieten wagte, und er, der als echter Jesuit kein noch so schmähliches Mittel zur Erreichung seiner Zwecke von der Hand wies, wußte auch schließlich durch Aussetzung hoher Preise auf den Kopf Oraniens dessen Ermordung herbeizuführen. Mehrere durch spanische Versprechungen hervorgerufene Attentate waren bereits mißglückt, als Gérard am 10. Juli 1584 in Delft seine verhängnisvollen Schüsse auf den Statthalter abfeuerte. Der letztere wohnte um diese Zeit im Prinzenhof und war eben im Begriff, mit seiner vierten Gemahlin, Luise v. Coligny, sowie anderen Damen und Herren seiner Umgebung nach Beendigung des im Erdgeschoß eingenommenen Diners die Treppe zum ersten Stock hinaufzusteigen, als er von dem im Schatten der Treppe verborgenen Gérard heimtückisch zu Boden gestreckt wurde. Noch jetzt kann man in dem inzwischen zur Kaserne umgewandelten Prinzenhof die Treppe und

eine in die Mauer gedrungene Kugel des Mörders erblicken. Gérard hatte gut gezielt. Der zu Boden gesunkene Statthalter vermochte nur noch zu sagen: „Ich bin verwundet; mein Gott, habe Gnade mit mir und meinem armen Volke.“ Dann verlor er das Bewußtsein, und bald darauf war er eine Leiche. Der Mörder suchte zu entkommen, doch man ereilte ihn bald und ließ ihn dann, um die allgemeine Entrüstung über seine That zu manifestieren, unter schrecklichen Torturen hinrichten.

Wie aber ihm die erhoffte Belohnung entging, so brachte die Blutthat auch Philipp II. nicht die gewünschten Folgen, denn an Stelle des ermordeten Statthalters erhoben sich bald neue thatkräftige Oranier, die ihr Land vor den Angriffen der Spanier zu schützen wußten.

Außer der Erinnerung an den Tod Wilhelms und den Grabstätten der Oranier bietet Delft wenig Bemerkenswertes. Auch seine Blüte ist in der Vergangenheit zu suchen, in den Zeiten, als es ein nicht unbedeutender Handelsplatz war und zahlreiche Fayencefabriken, von denen sich heute nur noch eine erhalten haben soll, die berühmte „Delfter Ware“ in großen Massen und vorzüglicher Qualität verfertigten. Jetzt eilt man aus der Stadt, die so still, so vereinsamt und melancholisch geworden ist, als wenn sie noch immer die vor drei Jahrhunderten in ihren Mauern begangene Frevelthat betrauern müßte, nach kurzem Aufenthalt weiter nach dem nahegelegenen zweiten Handelsplatz der Niederlande, dem mächtig aufstrebenden Rotterdam.

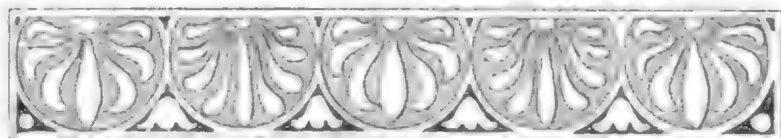
Die Holländer sagen, in Rotterdam erwerbe man ein Vermögen, in Amsterdam lege man es gut und sicher an und im Haag gebe man es aus. Die verschiedenartige Bedeutung der drei ersten Städte des Landes ist damit nicht unzutreffend charakterisiert. Auch Rotterdam hat seine Sehenswürdigkeiten: die Laurentiuskirche, das Erasmus-Denkmal am Markt, eine öffentliche Galerie mit bemerkenswerten Bildern alter holländischer Meister, einen zoologischen Garten, einen öffentlichen Park u. s. w. Doch das alles sind Nebendinge, ja der nüchterne Rotterdamer würde vielleicht sagen Spielereien, denn Handel und Schiffahrt sind es, die in mächtigem Aufschwunge hier dominieren und alle anderen Interessen auszuschließen scheinen.

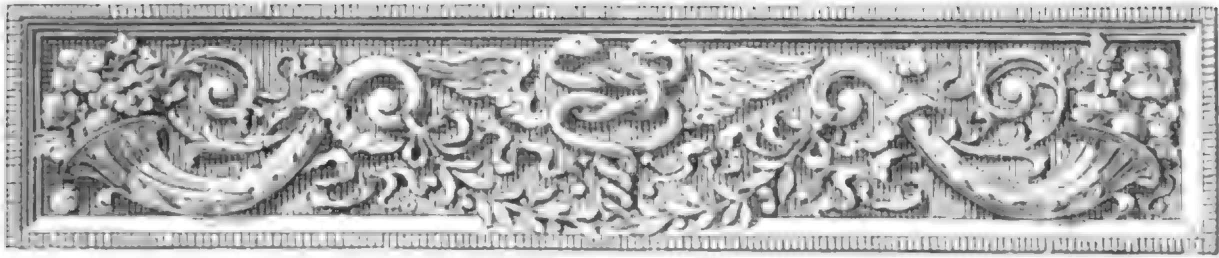
Holländische Fischerboote.

Die Stadt rüstet sich, Amsterdam zu überflügeln. Noch ist sie zwar weit vom Ziel, doch wer weiß, ob sie dasselbe nicht dereinst erreicht. An großartigen Bauten zur Erleichterung des Verkehrs hat man es auch hier nicht fehlen lassen. Auf hohem Viadukt ist die Eisenbahn quer über die Straßen der Stadt weggeführt. Der Lauf der Maas ist mit großen Kosten korrigiert. Mächtige Eisenbrücken mit fünf respektive drei weitgestreckten Bogen überspannen die beiden Arme des mächtigen Stromes und vermitteln den Eisenbahn-, Wagen- und Fußverkehr mit der in der Mitte gelegenen Insel Feijenoord, wo in den siebziger Jahren großartige Dockanlagen geschaffen sind. Freilich stehen diese Docks noch zum größten Teile leer. Man hat die zu erwartende Zunahme des Verkehrs ersichtlich überschätzt, und durch diese Überschätzung müssen große Verluste entstanden sein. Doch es scheint nicht, als wenn man in Rotterdam darum den Kopf sinken läßt.

Wandert man von Feijenoord auf der stattlichen Maasbrücke wieder zum anderen Ufer zurück, so hat man ein Bild des allerregsten Schiffahrts- und Handelsverkehrs vor sich. Die besondere Eigentümlichkeit Rotterdams ist, daß nicht nur am Ufer der Maas, sondern auch in den breiten und tiefen Kanälen, die vom Fluß aus in die Stadt führen, selbst tiefgehende Seeschiffe vor Anker gehen können. So dringen denn große Segel- und Dampfschiffe bis zum Herzen der Stadt vor. Auch die zahlreichen Brücken vermögen sie in ihrem Laufe nicht zu hindern, denn diese sind sämtlich auf ihr Passieren eingerichtet. Man sieht hier Dreh- und Zugbrücken der verschiedensten Art, die sich, um den Straßenverkehr nur auf möglichst kurze Zeit zu unterbrechen, mit großer Leichtigkeit und Geschwindigkeit öffnen und schließen. Handelt es sich um das Durchpassieren eines kleinen Schiffes, so wird für dessen Mastspitze oft nur eine kleine Klappe in der Brücke geöffnet. Eigentümlich ist ferner, daß ein großer Teil der Waren an den Ufern der Maas und der Kanäle frei gelagert wird, nur gegen den Regen durch Persennige geschützt. Diese bunt nebeneinander aufgehäuften Waren und die zahlreichen Schiffe mit ihren hochragenden Masten und ihren schwarzen, qualmenden Schornsteinen inmitten der Stadt verleihen Rotterdam recht eigentlich sein charakteristisches Gepräge. Schon die Uferstraße an der Maas, die nach ihrer spärlichen Baumreihe „De Boompjes“ genannt ist, mit den dunklen Häusern und dem abgestumpften Turm der Laurentiuskirche im Hintergrund, bietet ein ungemein malerisches Bild; noch wirkungsvoller aber präsentieren sich einzelne Partien der breiten und belebten Kanäle, die mit dem trüben holländischen Himmel darüber von vielen Künstlern gemalt, am feinsten und liebevollsten aber vielleicht von der Meisterhand Andreas Achenbachs wiedergegeben sind.

Doch nicht nur die von Schiffen erfüllten Kanäle, auch die nicht ans Wasser grenzenden Straßen der Stadt zeigen ein überaus geschäftiges Leben und Treiben, das in mancher Beziehung an Liverpool und Manchester, ja an London erinnert. Es scheint hier ein jugendlicher Geist über die sonst so behäbigen Holländer gekommen zu sein. Das mächtige Vorwärtsstreben der einzelnen wie des Ganzen tritt überall dem Fremden sichtlich entgegen. Mit gewisser Befriedigung erkennt man, daß für diese Stadt, im Gegensatz zu so vielen anderen Orten Hollands, der Höhepunkt der Entwickelung nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft zu suchen ist.





Über den Mechanismus
in den
Erscheinungen des Seelenlebens.

Von

Friedrich Siebert.

Wir sind gewohnt, die Objekte der Beobachtung in der Welt außer uns in zwei Gruppen: in die der anorganischen und der organischen Körper, zu trennen. Als dem Reich des Anorganischen angehörig bezeichnen wir chemische Verbindungen der Elemente untereinander in einfachsten Zahlenverhältnissen, die den Charakter der Stabilität und Unveränderlichkeit tragen, solange sie nicht accidentiell durch die Einwirkung äußerer Einflüsse gelöst werden.

Der elementare Formentypus ist der Krystall.

In der organischen Welt treten uns komplizierte chemische Verbindungen entgegen, die aus einer verhältnismäßig nur geringen Auswahl der uns als Elemente bekannten Stoffeinheiten bestehen. Zugleich sind diese Verbindungen einem steten Wechsel unterworfen, es finden fortwährend innere Zersetzungen statt, die zur Ermöglichung des Fortbestehens des organischen Individuums eines beständigen Ersatzes bedürfen. Wir bezeichnen diesen Stoffwechsel bei scheinbarem Gleichbleiben des organischen Körpers als Funktion der Ernährung und sind gewohnt, als Typus solcher Ernährungseinheiten die Zelle zu betrachten.

Der organische Körper bedarf vielfach der anorganischen Natur. Hier findet er einen großen Teil seines Ernährungsmaterials; da aber von den Verbindungen und Elementen nicht alle gebraucht werden können, so bedarf der organische Körper Einrichtungen, um eine Auswahl zu treffen.

In Anbetracht des Ernährungsmodus sind zwei Möglichkeiten denkbar. Entweder der organische Körper ruht in der ihn umgebenden Außenwelt und wird von derselben gleichsam umspült, oder derselbe sucht die im Raume befindlichen nötigen Nahrungsquellen auf, er bewegt sich im Raume. Im allgemeinen gelten uns die beiden Gruppen der höher entwickelten Pflanzen- und Tierwelt als die Repräsentanten beider Ernährungsmodalitäten.

Die Pflanze bildet in der Entfaltung von Wurzelfasern, Zweigen und Blättern eine große Mannigfaltigkeit der Berührungsflächen mit der Außenwelt und bedarf zur Nahrungsaufnahme einfacherer Einrichtungen. Das Material, meist nur aus anorganischen Stoffen bestehend, strömt aus der umgebenden Luft und dem Wasser mit den aus dem Boden gelösten Stoffen zu.

Anders verhält sich das Tier. Dieses entnimmt die Hauptmasse seiner Ernährungsstoffe nicht direkt der unorganischen Welt, sondern gewinnt sie in bereits verähnlichter Gestalt aus dem Pflanzenreich oder aus anderen Tieren. Es muß die ruhenden Massen seines Ernährungsmaterials aufsuchen, die vor ihm entweichenden erjagen. Diese gänzlich veränderten Lebens-

thätigkeiten machen neue Einrichtungen nötig, die der Pflanze abgehen. Während die Pflanze ein System sich wiederholender Ernährungseinheiten darstellt, bedarf das Tier eines einheitlichen Kontaktes mit der Außenwelt, ein Organ, das die Auswahl sowie die Ortsbewegung ermöglicht. Dieses Organ stellt das Nervensystem mit den Hilfsorganen, den Sinneswerkzeugen und den Muskeln dar.

Sehen wir von den elementarsten Anlagen eines Nervenapparates bei den niedersten Tieren ab, der sich unseren Beobachtungen bei einzelnen sogar noch völlig entzieht, und betrachten wir das Nervensystem in seinen höheren Entwickelungen.

Die Formelemente desselben sind Fasern und Zellen; erstere stellen vorwiegend die periphere Leitung her, letztere lagern im Centrum. Es ziehen isolierte Fasern von allen Punkten der Körperoberfläche nach zelligen Anhäufungen im Inneren, und von diesen gehen polar entgegengesetzt Faserzüge nach der Peripherie zurück. Erstere entnehmen die Eindrücke der Außenwelt und leiten dieselben zu den Zellen, Ganglienzellen genannt. In diesen geschieht eine Umsetzung der als sensible Leitung zu bezeichnenden Erregungen durch die Hautnerven, es entsteht eine Stromerregung von der Ganglienzelle aus in der ableitenden Nervenfaser, die nicht wieder in die Haut verläuft, sondern sich in ein der Zusammenziehung, „Kontraktion“, fähiges Gebilde, dem Muskelfleisch, einsenkt und hier ein Bewegungsphänomen, eine Zuckung, hervorruft.

Man nennt diesen einfachsten Vorgang „Reflex“. Auf der Auslösung solcher Reflexe durch sensible Anregungen beruhen die ersten Akte der Ortsbewegung des Tieres.

In der Zuleitung äußerer Eindrücke durch die Empfindungsfasern, die Gruppierung derselben in den Koordinationscentren und dem daraus resultierenden Bewegungseffekt im Muskelapparat besteht also die Bedeutung des Nervensystems.

Die Centralisation und Differentiierung des Nervensystems hat ihre höchste Ausbildung erfahren in den Wirbeltieren, vor allem dem Menschen. Hier finden wir die Vereinigung der den Körper allseitig durchziehenden Nervenfasern in einem mächtigen Organe, dem Hirnrückenmark. In dem von weißen Faserzügen umgebenen grauen Kern des Rückenmarkes gehen die einfachen Reflexe von Empfindung auf Bewegung vor sich, die indessen mit dem Aufsteigen nach der Nackenanschwellung und vor dem Übergang in das Gehirn durch Verbindung und Gruppierung der Nervenzellen eine Reichhaltigkeit koordinierter Bewegungen zeigen, daß alle für das Wirbeltier notwendigen Ortsbewegungen bereits zur Erscheinung kommen. Bekannt sind die Experimente am enthirnten Frosch, der bei Reizung der Hautnerven nicht nur in regelrechten Sprüngen zu entfliehen sucht, sondern auch, wenn festgehalten, durchaus zweckmäßige und höchst komplizierte Bewegungen zur Abwehr der feindlichen Einwirkung macht, so daß einige Physiologen nicht anstanden, dem Rückenmark sogenannte seelische Funktionen, wie bewußte Empfindung, Überlegung, Wille, zuzuschreiben, während nur ein unbewußter Koordinationsmechanismus vorliegt.

Das Gehirn, bildlich als die Blüte des Rückenmarkes bezeichnet, ist durch Differentiierung und Umwandlung dieses Organs entstanden, wie die knöcherne Hirnkapsel, der Schädel durch Differentiierung der vorderen Teile der Wirbelsäule. Im allgemeinen die Formelemente des Rückenmarkes beibehaltend, findet sich nur ein sehr viel verwickelterer Faserverlauf, zwischen deren Zügen sich mächtige graue Herde von Ganglienzellen einschieben. Aus diesen entspringen neue weiße Markstränge von Verbindungsfasern, bis sich endlich der ganze Leitungsapparat in bogenförmigem Verlauf in den grauen, vielfach gefalteten Hirnmantel einsenkt. Mit dem Auftreten der größeren Masse grauer Substanz im Gehirn tritt eine wesentliche Funktionssteigerung ein, deren Qualität ebenfalls eine Änderung erfährt. Es differentiieren

sich die Zuleitungsapparate zu den sehr komplizierten, doch dem physikalischen Verständnis zugänglichen Sinnesorganen, die der Aufnahme specifischer Empfindungsqualitäten dienen.

In dem Zellenapparat der Sinnesganglien entwickelt sich nun jener rätselhafte Vorgang, der erste seelische Akt, den wir als bewußte sinnliche Wahrnehmung bezeichnen. Ein Impuls im Sinnesorgan erfährt, zum Ganglienapparat geleitet, eine Umänderung in der Weise, daß die centrale Erregung als specifische Selbstempfindung nachklingt; wir sagen: wir werden der Anregung, Veränderung in den Zellen der Sinnescentra bewußt. Denken wir zum Beispiel die uns umgebende Luft in Schwingungen von hundertachtundzwanzig Undulationen in der Sekunde versetzt, so ist unser Gehörapparat geeignet, diese hundertachtundzwanzig Stöße dem im Cortischen Organ sich ausbreitenden Gehörnerv zuzuleiten, welcher periphere Bewegungsimpuls auf der Nervenbahn den Zellen des Gehörcentrums mitgeteilt wird. Die darauf folgende Erregung der Zellen äußert sich in einer specifischen Selbstempfindung, die Wellenbewegungen der Luft werden umgesetzt in eine bewußte Sinneswahrnehmung, die wir als Ton bezeichnen, und wir hören nun das c der kleinen Oktave. Das Ohr ist im stande, Schwingungen von sechzehn in der Sekunde bis 38 000 (etwa elf Oktaven) klar aufzunehmen, und die Hirnzellen antworten mit den entsprechenden Tonempfindungen. Die Schwingungen des Lichtäthers geben bekanntlich viel bedeutendere Schwingungszahlen. Die Stäbchen- und Zapfenschicht mit den Müllerschen Fasern der Netzhaut im Auge ist im stande, 481—764 Billionen Schwingungen in der Sekunde den Endausbreitungen des Sehnerven mitzuteilen. Die dadurch in den Vierhügelzellen hervorgebrachte Sinneswahrnehmung bezeichnen wir als Licht, und so entsprechen 481 Billionen Schwingungen der Empfindung des roten, 764 Billionen der des violetten Lichtes. Ton und Farbe sind demnach Transsubstantionen von Bewegung in Zellenerregungszustände. Ohne damit eine Erklärung des zur Zeit noch unfaßbaren Vorganges der Selbstempfindung und des Bewußtwerdens gegeben zu haben, können wir doch mit der Hinnahme der Thatsache die weiteren Vorgänge im Seelenorgan leichter einsehen.

Der Effekt der Selbstempfindung eines Vorganges in der Nervenzelle, einer ins Bewußtsein tretenden Zellenfunktion ist ein dreifacher. Erstens: die sogenannte specifische Sinnesenergie, die Empfindung der Reizungsqualität als Licht-, Ton-, Geruchs-, Geschmacks-, Tast- und Wärmeempfindung mit der analogen Äußerung für quantitative Erregung. Zweitens: die Empfindung der Erregungsenergie, der Integrität, Ungestörtheit der Leitung und Funktion, deren Steigerung oder Hemmung; das jedes bewußte Empfinden begleitende Gefühl der Befriedigung, Lust oder Unlust. Drittens: die Fähigkeit, empfangene Eindrücke festzuhalten im sogenannten Nachbild, gewordene Eindrücke bei erneuter Reizung in gleicher Weise zu reproduzieren im Erinnerungsbild, dem Element des Gedächtnisses.

Die sinnliche Wahrnehmung erhebt sich zur sinnlichen Vorstellung in neuen Gangliengruppen. Aus der Perception, das heißt dem Bewußtwerden des äußeren Eindruckes, wird die Apperception, das heißt die Erfassung desselben durch die Aufmerksamkeit. Hier verhält sich das Perceptionscentrum als periphere Zuleitung.

Bereits seelisch gewordene, das heißt bewußte Vorgänge werden das Objekt weiterer Verarbeitung. Es vollzieht sich ein Assimilationsprozeß, indem die Elemente der Sinneseindrücke durch die Aufmerksamkeit fixiert, objektiviert und nach den Gesetzen der Koordination gruppiert werden. In der Vorstellung ist das bewußte Wechselverhältnis des Individuums mit der Außenwelt hergestellt, und die sinnlichen Eindrücke ermöglichen die Unterscheidung, die Auswahl. Nehmen wir nun an, daß im Gehirn, wie im Rückenmark, die sensorischen Centren mit ent-

sprechenden Bewegungscentren in Leitung stehen, so werden die inneren Vorgänge auf dem Wege des Reflexes als lebendige oder Thatkräfte in die Erscheinung treten müssen; aus der sinnlichen Vorstellung resultiert der entsprechende Bewegungsakt. Die Empfindung der inneren Spannung, des Dranges nach Ausgleich bezeichnen wir als Trieb.

Wir sehen leicht ein, warum sinnliche Vorstellungen den Charakter des Trügerischen, Unvollkommenen haben können, warum dieselben nicht bei einem Individuum genau so wie bei einem anderen sein werden. Einmal können Fehler in der Konstruktion des Sinnesapparates unvollkommene Leitung übermitteln, dann können Störungen in den Perceptionszellen, mangelhafte Anlage oder pathologische Veränderungen im Apperceptionsapparat auf die Entstehung von Sinnesvorstellungen modifizierend einwirken. So kennen wir z. B. die Farbenblindheit nicht bloß bei einzelnen Individuen, sondern bei ganzen Völkerschaften als Funktionsdefekte der Netzhaut des Auges. Ja, es ist anzunehmen, daß nach dem Gesetze der Anpassung und Vererbung das Auge erst in langen Jahrtausenden sich zum Leitungsapparat der Differenz in den Farbenschwingungen herangebildet hat. Es mag eine Zeit gegeben haben, in der das Auge überhaupt nur weiß, schwarz und die Mischung grau aufzufassen vermochte, so daß die ganze Natur sich wie eine Tuschzeichnung verhielt. Der Mangel an Interesse für Naturschönheiten bei wilden Völkern und Kindern mag zum Teil hierin begründet sein. In einem höheren Entwickelungsstadium finden wir die Lust an grellen Farbengegensätzen, eben weil die Zwischennuancen nicht empfunden werden.

Abnorme Reizbarkeit im Centrum sinnlicher Wahrnehmung läßt entweder die Nach- und Erinnerungsbilder zu lebhaft erscheinen, so daß dieselben wegen ihrer Intensität nicht mehr von den realen Sinneseindrücken unterschieden werden können — Zustände, die man als Hallucination bezeichnet —, oder es treten fehlerhafte Koordinationen des Empfundenen im Vorstellungscentrum ein, wodurch Illusionen entstehen.

Die Nach- und Erinnerungsbilder klingen in der Regel schwach wieder, doch kann z. B. das Erinnerungsbild einer geliebten Person in der Sehnsucht nach derselben eine besondere Lebhaftigkeit erreichen. Ist durch tagelanges Bangen um deren Wohl das Gehirn bereits abnorm reizbar geworden, so geschieht es leicht, besonders bei mangelhafter Beleuchtung der Umgebung, daß uns plötzlich die Person selbst entgegenzutreten scheint, oder wir erblicken sie in der Situation, die dem Inhalt der Befürchtung entspricht: hilfeflehend auf untergehendem Schiff, sterbend oder tot, aus vielen Wunden blutend u. s. w.

Das Erinnerungsbild hat die Stärke eines wirklichen Sinneseindruckes erlangt, und da nun keine Differenz der Intensität mehr zwischen beiden besteht, so können wir das Reale vom Schein nicht mehr unterscheiden und die Hallucination, Sinnestäuschung, ist vollendet.

Am leichtesten treten Hallucinationen dann ein, wenn das Gehirn durch Krankheit, Nachtwachen, religiöse Büßungen und dergleichen in den Zustand reizbarer Schwäche versetzt ist, oder wenn durch langdauernde Monotonie der Sinneseindrücke Funktionsbedürfnis eintritt, wie in der Einzelhaft. Visionär sind Hallucinanten; der Glaube an Geistererscheinungen und Ahnungen beruht auf diesen Sinnestäuschungen.

Bei der Illusion werden die Sinneseindrücke unrichtig appercipiert, in falschen Zusammenhang gebracht, wie dies besonders leicht durch Mangel an Aufmerksamkeit geschieht. Aber auch rückwirkend aus komplizierten Vorgängen des Urteilens und Schließens kann Störung in der Apperception entstehen. So rufen Furcht, Hoffnung, Aberglaube, verbunden mit Schwächung der Intensität der Sinneseindrücke, Dämmerung, unbestimmten Geräuschen leicht Illusion hervor. Es ist bekannt, wie leicht der in der Walddämmerung Verirrte die Geräusche als Peitschen-

knall, Hundegebell hört, ein Baum mit phantastischen Ästen als Schreckgestalt, ein hängendes weißes Gewand in der Dämmerung für ein Gespenst angesehen wird. Die hübschesten Märchenbilder, der Elfenreigen, die Lokalsagen wurzeln meist in Illusionen.

Aber auch die normalen Koordinationen der Sinneseindrücke wollen erst gelernt sein, die Leitungsbahnen müssen erst eröffnet und geübt werden. Bekannt sind die Wirkungen, welche operative Erschließung des Sehorgans in reiferen Jahren hat. Der zum erstenmal Sehende ist erschreckt, geängstigt von den auf ihn einstürmenden Sinneswahrnehmungen, und nur ganz allmählich ist er im stande, Perspektive und Größenverhältnisse zu erlernen. Wer weiß nicht zu erzählen von den falschen Urteilen über Höhe und Entfernung, wenn z. B. der Bewohner des Flachlandes zum erstenmal die Alpenwelt erschaut. Ich erinnere endlich daran, wie schwer es ist, das Sehen durch das Mikroskop zu erlernen. Wenn man sich bemüht, dem Laien ein interessantes Präparat zu zeigen, so wird man regelmäßig durch die Freude an Luftblasen, eventuell einer farbigen Wollfaser, verstimmt; es lehnt sich die Apperception an alte, bekannte Bilder an, naive Vergleiche folgen und trotz aller Mühe gelingt es oft nicht, die Aufmerksamkeit und das Verständnis für das eigentliche Demonstrationsobjekt zu erwecken. — Doch kehren wir zur Betrachtung weiterer Differentiierung seelischer Thätigkeiten zurück.

Wenn auch ohne Zweifel reichliche Verbindungsbahnen zwischen den einzelnen Sinnesganglien existieren, welche die Vervollständigung des sinnlichen Bildes durch das Zusammenwirken mehrerer Sinnescentra ermöglichen, wodurch bereits eine große Reichhaltigkeit in der Koordination unserer Vorstellungen gegeben ist, so geschieht doch die letzte Vereinigung aller psychischen Erscheinungen und aus seelischen Vorgängen reflektierter Bewegungsakte (psychomotorer Erscheinungen) erst in einer höheren Station: der Rinde des Großhirns. Aus den Centralganglien erheben sich mächtige Faserzüge, die, im sogenannten Centrum semiovale vereinigt, nach den Windungen der Hirnoberfläche sich begeben, um hier in der grauen, sehr komplizierten Zellschicht, die eine fast überall gleich dicke, bandartige Lage bildet, zu endigen. Die vergleichende Hirnanatomie zeigt zwar, daß bei den entwickelten Wirbeltieren dies Organ niemals ganz fehlt, daß jedoch anfangs die Centralganglien weitaus an Masse überwiegen und das Großhirn rudimentär bleibt, dann sich dasselbe über den Hirnstock erhebt und diesen bedeckt, selbst überwächst, endlich beim Menschen seine bekannte Mächtigkeit mit dem größten Windungsreichtum zur möglichsten Gewinnung von grauer Fläche erreicht. Es erscheint daher der Schluß gerechtfertigt, daß die Funktionsäußerungen dieses Organs zwar in stetiger Reihe sich steigern müssen, daß aber kein Grund vorliegt, einen qualitativen Unterschied in den Funktionen selbst anzunehmen. Das Großhirn erhält wahrscheinlich keine direkte Zuleitung von der Peripherie, sondern die Zuleitungsfasern stammen hauptsächlich aus den Sinnescentren. Daher sind seine Funktionsobjekte die bereits vorhandenen sinnlichen Vorstellungen, es vermittelt nicht mehr Prozesse des Bewußtwerdens, sondern des Bewußtseins.

Wie in den Centralganglien der Sinneseindruck sich zur bewußten Wahrnehmung umsetzt und die Summe der Wahrnehmungen zur sinnlichen Vorstellung koordiniert wird, so gruppieren sich die Sinnesvorstellungen im Großhirn zum Begriff, das heißt das Objekt wird nun in seinen Attributen, nach der Art der Erregung, die es in den einzelnen Sinnesapparaten erzeugte, zusammengefaßt.

Die Begriffe werden unter sich nach den Gesetzen des Urteilens und Schließens verbunden und somit die Erkenntnis der Dinge hergestellt. Man bezeichnet die Vorgänge als „Verstandesoperationen“, aus denen als Bewegungseffekt unser bewußtes Handeln resultiert. Die Empfindung der inneren Spannung mit dem Trieb

zum Bewegungsausgleich wird zum Willen. Abnorme unharmonische Spannungsempfindungen, die überstürztes, unbesonnenes Handeln zur Folge haben, stellen sich als Affekte und Leidenschaften dar.

Die Begriffe werden nicht immer unmittelbar aus der sinnlichen Anschauung, sondern häufig auch aus Erinnerungsbildern des Vorstellungscentrums zusammengesetzt. Im letzteren Falle ist die Möglichkeit gegeben, dieselben willkürlich zu gruppieren, so daß sich das Vorstellen und Denken mehr oder weniger von der realen Sinnenwelt entfernt. Auf diese Weise entsteht die Thätigkeit der Phantasie.

In der Vermischung von Erinnerungen aus Erlebtem mit Phantasiebildern schafft man sich mit Vorliebe die Welt des Kommenden, der Zukunft. Aus den Phantasiebildern schöpft die künstlerische Gestaltungskraft. Von besonderer Wirksamkeit ist die Phantasie in der unfertigen Begriffsgestaltung des Kindes, und im Vergleichen mit der Wirklichkeit wird dieses allmählich durch die Phantasie auf die richtige Beobachtung des Erlebten hinübergeleitet. So entsteht das kindliche Spiel, und hierin liegt der selbsterzieherische Einfluß, wodurch das Spielen der geistigen Entwickelung des Kindes so großen Vorschub leistet; freilich muß dasselbe aus dem Inneren des Kindes hervorgehen, müssen die Objekte, an denen sich die Phantasie übt, einfach sein. In beiden Richtungen wird vielfach gefehlt, entweder indem man die Spiele dem Kinde zu fertig giebt, wie dies in den Kindergärten oft genug geschieht, oder indem das Spielwerk zu kompliziert und raffiniert geboten wird, wodurch der kindlichen Phantasie nichts zu schaffen übrigbleibt und überdies die leichte Zerstörbarkeit der Objekte häufig Ursache von Leidwesen und Thränen wird.

Der Inhalt der Verstandesthätigkeiten bezieht sich auf das Verhältnis des Individuums zur Außenwelt, ist also egoistisch im weiteren Sinne des Wortes. Denken wir uns nun die Objekte der Außenwelt in ihren Beziehungen zueinander in Vergleichung gestellt, so entstehen dadurch Reihen von Urteilen und Schlüssen, von denen das denkende Individuum nicht selbst in seiner Stellung zur Welt berührt wird; es tritt aus seinem Verhältnis zur Welt der Erscheinungen heraus und stellt sich über dieselbe. Damit ändert sich die Selbstempfindung dieses seelischen Vorganges, das Begehren wird zum Beschauen. Man bezeichnet diese Thätigkeit des Gehirnes als Vernunftsäußerung und glaubt hierin eine Fähigkeit gefunden zu haben, die man nur für den Menschen, nicht aber für das Tier in Anspruch nehmen müsse. Indessen sind die Elemente vernünftigen Denkens bei den höheren Wirbeltieren überall leicht zu entdecken, wenn auch dieses Vermögen bei dem Menschen durch die hohe Entwickelung des Großhirns, namentlich seines Stirnteiles, ganz überwiegend zur Erscheinung kommt. Nun erst treten die sinnlichen Triebe, der egoistische Wille zurück, die innere Spannung im Vernunftcentrum wird ästhetisches Empfinden, die Funktionsäußerung bezieht sich in ihrer höchsten Leistung auf die Ergründung der Wahrheit, sie wird zur Wissenschaft, oder das ästhetische Empfinden geht in das künstlerische Schaffen über.

Alle diese Vorgänge lassen sich nicht denken ohne völlige Integrität der Leitung und Funktion der Koordinationscentren, die freilich bei dem Leitungsreichtum und der Leichtigkeit der Reizübertragung zwischen den einzelnen Gehirnprovinzen sich noch vielfach der Einsicht entziehen. Pathologische Vorgänge, wie Unterbrechung und Veränderung in den Leitungsbahnen, abnorme Steigerung oder Schwächung der Leitungswiderstände, Druck und Zerstörung einzelner Hirnteile, ändern den normalen Ablauf des Empfindens, Vorstellens, Wollens und bilden den Inhalt jener krankhaften Veränderungen, die wir als Seelenstörung oder Geisteskrankheiten bezeichnen. So erzeugen gesteigerte Leitungswiderstände die Formen der Melancholie, zu leichtes Auslösen der psychischen Reflexe Manie und Tobsucht; Defekte in der

Koordination der Vorstellungen zu Begriffen, Urteilen und Schlüssen verändern das Individuum in seiner Auffassung der Außenwelt und erzeugen Verrücktheit, Störungen im Vernunftleben, äußern sich als Wahnsinn und dergleichen. — Untersuchen wir, wie sich neben den sensorischen Apparaten die Bewegungscentren differentiieren.

Die reflektorischen Akte des Rückenmarkes dienen vorwiegend einfachen Ortsbewegungen, werden aber durch die bewußten Vorgänge im Gehirn vielfach modifiziert, gehemmt oder ausgelöst. Ist einmal der Impuls gegeben, so spielt der Koordinationsmechanismus im Rückenmark sich ohne weiteres Zuthun unseres Bewußtseins in typischer Weise ab. So ruft ein Willensimpuls vom Gehirn her in diesem und dem Rückenmark Bewegungsimpulse hervor, die dem Vorstellungsinhalt, dem Gewollten entsprechen, ohne daß von den dabei erregten Leitungsbahnen Kenntnis nötig ist. Als Beispiel sei hier das Gehen, Hüpfen, Springen, Fliegen u. s. w. erwähnt.

Bei vielen hochorganisierten Wirbeltieren kommt dieser Lokomotionsmechanismus unmittelbar mit dem Eintritt ins Leben fertig zur Erscheinung, bei anderen muß er erst allmählich erlernt werden, wie bekanntlich das Gehenlernen dem Menschen erhebliche Schwierigkeiten macht. Es ist übrigens dieser uns allen so bekannte Vorgang recht geeignet, um an ihm funktionelle Eigenschaften zu beobachten, die sich bis in die kompliziertesten Phänomene seelischer Erscheinungen gleich bleiben. Nehmen wir an, die zum Gehen notwendigen Gebilde, die festen Hebelapparate, die Knochen mit den Gelenken und Bändern, sowie die Muskelgruppen sind vollkommen wohl ausgebildet vorhanden, die Bewegungsnerven laufen ihre typischen Bahnen, sie entspringen im Rückenmark aus den Ganglienzellen der sogenannten Vorderhörner, die Zellen selbst sind typisch gruppiert und untereinander in Leitung gesetzt, auch der Zuleitungsapparat mit dem System der Empfindungszellen ist intakt — so ist hier doch immer nur eine Fähigkeit in der Anlage vorhanden. Soll nun der Apparat in Gang treten, so finden wir anfangs eine Masse von Leitungswiderständen, die die Funktion nur sehr unvollkommen zum Ausdruck kommen lassen. Wird aber die Erregung immer wieder in gleicher Weise wiederholt, so mindern sich allmählich die Widerstände, die funktionelle Auslösung tritt bald leichter und vollkommener ein, bis zuletzt der ganze Organkomplex mit großer Präcision in Funktion tritt, die Anlage sich durch Übung zur vollen Fertigkeit entfaltet hat. Es tritt uns diese Eigentümlichkeit allmählicher Entfaltung der Leitung und specifischen Zellfunktion durch häufige gleichartige Impulse beim Nervensystem überall entgegen, aber der Nervenapparat hält auch solche Qualitäten der Auslösung fest und reproduziert sie bei neuer Erregung stets in gleicher Weise. Daher finden wir auch in der primitivsten Nervenanlage bereits die Elemente des Gedächtnisses und der Gewöhnung.

Wie sich die sensiblen Centren des Rückenmarkes zu den das Bewußtsein vermittelnden Sinnescentren des Gehirnes differentiieren, so werden auch die Phänomene der Bewegung durch die motoren Ganglien des Gehirnes komplizierter; die einfachen Ortsbewegungen genügen nicht mehr zur Erzeugung sichtbarer Effekte des bewußten Empfindungslebens. Sinnliche Wahrnehmungen und sinnliche Vorstellungen rufen eine Reihe von Bewegungsphänomenen hervor, die nicht bloß der Lokomotion, sondern der Wahrung der Integrität des Individuums in allen seinen Lebensbedingungen dienen, der Erhaltung des Individuums und der Gattung, mit andern Worten: der Ernährung und Fortpflanzung. Da aber diese für die Existenz wichtigsten Funktionen nicht erst in langer Übung erlernt, auch durch die Lückenhaftigkeit der Sinnesvorstellungen nicht in Frage gestellt werden dürfen, so sehen wir die Koordinationen darauf gerichteten Handelns auf kaum merkliche psychische Impulse auftreten und mit ty-

pischer Gesetzmäßigkeit ablaufen. Diesen an der Grenze des Bewußtseins entstandenen, durch die Triebe ausgelösten typischen Koordinationsmechanismus, der sich auf Ernährung und Fortpflanzung bezieht, bezeichnen wir bei den Tieren als Instinkt. Das durch reichere Gliederung des Vorstellungslebens freiere Handeln des Menschen läßt diese Äußerung der Triebe sehr zurücktreten und gestattet die Möglichkeit der Hemmung; indessen sind die Reste instinktiven Handelns auch bei dem Menschen noch vielfach zu erkennen.

Die Bewegungskoordinationen, die aus der Intelligenz resultieren, zeichnen sich durch große Freiheit und Variabilität aus, verlieren scheinbar den Charakter der ererbten Stabilität, zeigen aber dafür einen hohen Grad von Anpassungsfähigkeit. Es ist nicht gerade nötig, daß zu allen Handlungseffekten die Leitungsbahnen bereits in der Anlage vorhanden sind, wohl aber, daß diese durch lange Übung der Bewegungsassociationen von den einfachsten vorhandenen zu komplizierten neuen herangebildet werden. Das anatomische Substrat macht eine solche Neuschaffung von Leitungsbahnen, Verknüpfung ursprünglich unverbundener Zellgruppen nicht unwahrscheinlich. Die Zartheit der Nervenzellen des Großhirnes, die Reichhaltigkeit ihrer Protoplasmafortsätze, die Analogie mit der Formbeweglichkeit aller Protoplasmaausläufer bildenden Zellen gestattet die Annahme, daß auch bei den Großhirnzellen die Verbindungsfasern variabel sind, hier veröden, dort mächtiger werden, an anderen Stellen wieder neue Fäden und Verzweigungen entstehen. So sind wir im stande, nicht allein unsere Muskelkräfte über die Norm zu entwickeln, wie dies beim Turnen und den künstlerischen Leistungen der Kraft und Gewandtheit möglich ist, sondern auch allmählich ganz neue Bewegungskombinationen zu erlernen, wie dies z. B. beim Schreiben, Reiten, Tanzen, Schlittschuhlaufen, beim Spielen eines musikalischen Instrumentes geschieht. Bei allen diesen erlernten Leistungen tritt aber zuletzt der Bewegungsmechanismus wieder so leicht ein, daß seine Auslösung nicht mehr besonderer Aufmerksamkeit bedarf, sondern den Charakter des Mechanischen, Unwillkürlichen erhält. Wir haben in der betreffenden Leistung Fertigkeit erlangt, sind Virtuosen in derselben geworden.

Mit der Überwindung der ersten Leitungswiderstände entsteht die Lust an der Beschäftigung, die zuletzt in das Gefühl voller Befriedigung übergeht.

Indessen vermischen sich doch diese neuerworbenen Leitungsbahnen nicht mehr so leicht, werden sogar häufig für die Nachkommen typisch, so daß bei diesen die Leitungswege bereits im voraus existieren, wodurch das Erlernen unendlich erleichtert wird. So entwickelt sich durch Vererbung des durch Anpassung, Übung Erworbenen das Talent.

Wieviel Automatisches, Mechanisches in allen diesen Vorgängen selbst des höheren Seelenlebens vorhanden ist, kann leicht erkannt werden, wenn krankhafte Trübungen und abnorme Zustände des Bewußtseins eintreten. Wir wollen an dieser Stelle nur an die merkwürdig komplizierten und instinktiv sicheren Äußerungsweisen bei krankhaften Schlafzuständen, dem Somnambulismus, den Koordinationskrämpfen mancher Hirnleidender, erinnern.

Zwangshandlungen und Zwangsvorstellungen bilden den wichtigsten Inhalt der Seelenstörungen, und diese, oft nur verursacht durch periphere, aus Erkrankungen von Unterleibs- und Brustorganen entstandene widrige Empfindungen, treten mit einer Notwendigkeit und Regelmäßigkeit auf, daß der Geisteskranke zum Exemplar, zum Typus herabsinkt wie das Tier in der Fabel. Wenn konstante Gefühle der Unlust, Verstimmungen alle Eindrücke schmerzlich empfinden lassen, wenn keine frohe Erregung mehr zu entstehen vermag, mit anderen Worten, wenn die Melancholie ihre Schatten auf alle seelischen Vorgänge wirft, dann wird der Denkprozeß durchaus unfrei, und es stellt sich der Irrwahn, das Delirium ein, dessen Inhalt bei allen Menschen, wie auch

ihre sonstige Geistesentwickelung oder sociale Stellung gewesen sein mag, vollkommen gleich ist; es ist das Delirium der Verfolgung oder Selbstbeschuldigung. Man kann nun jede Handlung, jede Seelenäußerung bei solchen Kranken im voraus mit Sicherheit bestimmen.

„Lesen Sie," sagt Griesinger, „die Krankengeschichten aller Zeiten, gehen Sie in alle Irrenhäuser von Europa und Amerika, beobachten Sie Kranke aus allen Ständen und Menschenklassen, immer und überall werden Ihnen (einige) bestimmte Reihen von Wahnvorstellungen in unerschöpflicher stereotyper Wiederholung aufstoßen; es ist, wie wenn die Kranken es voneinander gehört oder verabredet hätten, was sie sagen sollen."

Das Gleiche gilt von den Angstgefühlen, von der Empfindung überschwenglichen Wohlseins und unverwüstlicher Selbstzufriedenheit.*

Im Vernunftleben erreicht der Mitteilungstrieb seine höchste Entwickelung, der in der Sphäre der Sinnlichkeit, wahrscheinlich durch die Geschlechtsscheidung erweckt, selbst bei sehr niedrig stehenden Tieren in seinen Anfängen bereits zur Beobachtung gelangt. Ursprünglich nur im Betasten bestehend, geht er nach und nach in sichtbare Bewegungsphänomene über, die inneren Stimmungen entsprechen. Erst spät wird der Respirationsakt benutzt, um durch den sich allmählich differentiierenden Stimmapparat mittels der Locktöne, Schmerzenslaute und dergleichen innere seelische Erregungen zum Ausdruck zu bringen. Empfindungslaute und Gestikulationen sind auch bei dem sich entwickelnden Menschen die ersten Äußerungen des inneren Wohlbehagens oder Übelbefindens. Mit dem Auftreten reicher Begriffsbildung wird diese elementare Mitteilungsweise ungenügend, und es entwickeln sich die gegliederten Einzellaute zur Sprache. Es ist hier nicht die Aufgabe, diesen interessanten Prozeß weiterzuentwickeln, die vergleichende Sprachpsychologie liefert den Nachweis, wie Wort und Satzfügung als Spiegelbilder innerer Vorgänge des Vorstellungslebens gelten und die Weiterentwickelung der Sprache gleichen Schritt hält mit der höheren Differentiierung des vernünftigen Denkens. Letzteres kann überhaupt nur mittels der Klangnachbilder vor sich gehen, das heißt wir können überhaupt nur mittels der Sprache (vernunftmäßig) im höheren Sinne denken. Es ist von großem Interesse, daß pathologische Zustände, die gewisse Windungen am Stirnhirn treffen und deren Funktion vernichten, Aphasie (Sprachlähmung) erzeugen, das heißt die Auslösung des Sprachmechanismus unmöglich machen. Ebenso zeigen Experimente, daß Reizung anderer Windungen am genannten Großhirnabschnitt Bewegungserscheinungen auslösen, die der Mimik und Gestikulation angehören.

Was sich von vornherein vermuten ließ, daß die Centren mimischer wie sprachlicher Mitteilung nahe dem Centrum der höchsten Seelenfunktionen, der Großhirnoberfläche, liegen müssen, ist somit durch exakte Untersuchung außer Zweifel gestellt.

Die Leistungen des Vernunftlebens sind für die Entwickelung des gesamten Menschengeschlechtes von der höchsten Bedeutung, doch variieren die Anlagegrenzen in keiner anderen Hirnfunktion so auffallend als gerade hier. Den Totaleffekt beobachten wir in der fortschreitenden Kultur, die allmähliche Anpassung. Die Entwickelung des Vernunftlebens ist das interessanteste Untersuchungsobjekt der vergleichenden Völkerpsychologie. Von Zeit zu Zeit treten Individuen auf, bei denen die Koordinationen vernünftigen Reflektierens besonders leicht und umfangreich vor sich gehen. Bisher unbeachtete, unscheinbare Eindrücke geben Anregung zum folgenreichsten Weiterschließen, und weil die Zwischenglieder der kontinuierlichen Schlüsse gar nicht Zeit haben, im Bewußtsein länger fixiert zu werden, so erscheint das gewaltige unerwartete Resultat wie unwillkürlich unbewußt. So treten die größten Erfin-

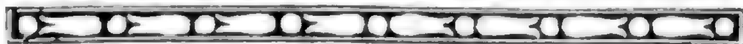
* Leidesdorf: „Über psychiatrische Klinik und psychiatrische Studien." (Prag. Med. Wochenschrift LI, 77.)

dungen und Entdeckungen zu Tage. Bei anderen hochbegabten Naturen erschließt der Gestaltungstrieb, sei es im schneidigen Wort der Wissenschaft oder in der plastischen Formgebung, der Poesie und Kunst neue Thore, die weite Perspektiven erschauen lassen. Hierin liegt die hohe Bedeutung des Genies. Die gesunden, leicht erreglichen Koordinationsbahnen des reproduzierenden Talentes erfassen das Neugebotene und machen es durch vielseitige Betrachtung und weitere Ausbildung zum Gemeingut der Menge. Nicht immer trifft indessen die geniale Schöpfung auf vorbereitete Leitungsbahnen. Verblüfft steht die Mitwelt vor der revolutionären Idee und kann dieselbe nicht erfassen und assimilieren. Die stabil gewordenen Vorstellungen vermögen sich nur zu den althergebrachten Ideen zu gruppieren, und es entsteht wegen der Leitungswiderstände gegen das neu sich Andrängende das Gefühl der Unlust. So entwickelt sich gerade gegen die folgenreichsten, gewaltigsten neuen Wahrheiten ein ernster Widerstand, der durch dunkles Empfinden der andringenden Macht zu affektvoller Erregung, zum erbitterten Kampf sich steigert. Das Reich des Antichrists, sittlicher und materieller Verfall des Menschengeschlechtes, Untergang der staatlichen Ordnung wird in Aussicht gestellt, Tortur und Scheiterhaufen bedrohen den genialen Schöpfer, aber die gefundene Wahrheit läßt sich nicht mehr vernichten; allmählich entwickeln sich die Leitungswege zum Verständnis derselben, und in späteren Generationen, oft erst nach Jahrhunderten, lohnt eine dankbare Nachwelt mit dem Denkmal von Stein oder Erz. Endlich hat sich nach dem Gesetz der Anpassung und Vererbung der Assimilationsprozeß vollzogen.

Es liegt etwas Hochtragisches in der Vereinsamung der Genies, und doch ist die Mitwelt schuldlos an dem ihr untergelegten Undank, denn sie kann sich nicht erheben über das ewig waltende Gesetz der stetigen Entwickelung, dem unsere Denkprozesse ebenso unterworfen sind wie alle übrigen Vorgänge in der Natur.

Mit der Entfaltung des Genies sind wir an die Grenze der Leistungsfähigkeit der Gehirnfunktionen angelangt. Sein Schaffen dient dem Interesse der Gesamtheit des Menschengeschlechtes; aber in dem gewaltigen Streben, welches der Großartigkeit der Leistungen entspricht, treten die Beziehungen zurück, die das Individuum als solches seinem Verhältnis zur Außenwelt schuldet. Hierin liegt eine ernste Gefahr. Der Mangel an Aufmerksamkeit auf die umgebende Natur hat eine Reihe von Kollisionen und Täuschungen im Gefolge, welche vielfach schmerzlich empfunden wird und die Position des Individuums erschüttert; die enorm vorwiegende Begabung und Leistung des Vernunftlebens ist der so notwendigen Harmonie der Seelenthätigkeiten von Nachteil, und so geschieht es nur zu oft, daß der größten Leistungsfähigkeit des Seelenorgans Erkrankung und Erschöpfung, der Entfaltung des höchsten Lichtes die tiefste geistige Nacht, der Irrsinn, folgt.

Doch halten wir ein an der Grenze pathologischer Zustände, die freilich am deutlichsten die Überzeugung aufdrängen würden, daß nur aus der Vereinigung abstrakt philosophischer Untersuchung mit dem Streben nach immer klarerer Einsicht in den Bau und die Funktionen des Seelenorgans sich einst eine gesunde Psychologie entwickeln wird, die, gereinigt von der Selbstüberhebung, von der Annahme einer Sonderstellung der Seelenerscheinungen in der Natur, wieder lernt, die Zusammengehörigkeit der Dinge in und außer uns einzusehen. Aus dieser Vereinigung wird dann eine rationelle Pädagogik emporblühen, die in der Erziehung den Keim zu harmonischer Weiterentwickelung des Menschengeschlechts zu legen berufen ist.



Die Frauen in der Philosophie.

Von
Martin Berendt.

Wir können uns gewöhnlich keine größeren Gegensätze vorstellen als die Philosophie und die Frauen. Wenn wir für das Kennzeichen der ersteren die vollendetste Abstraktheit oder doch wenigstens die höchste Allgemeinheit zu halten gewohnt sind, die von jeder persönlichen Anteilnahme an den Dingen absieht und sie nur kalt und objektiv ins Auge faßt, so ist die charakteristischste Eigenschaft der Frauen gewiß umgekehrt eine durch und durch konkrete Auffassung, die sie für alle Fragen nur insoweit sich interessieren läßt, als diese ihnen eine warme, individuelle Seite zuzukehren vermögen. Wie sehr aber das Urteil des Weibes aus seinem subjektiven Gefühl bestimmt wird, spiegelt sich schon deutlich genug in dem Umstand wieder, daß man den Frauen selbst den Sinn für Gerechtigkeit bestritten hat, weil es bereits hierzu einer Abstraktion von persönlicher Zu- und Abneigung bedürfe, deren das Weib im allgemeinen nicht fähig sei. Viel ferner noch scheint daher das Wesen der Frauen der völlig unpersönlichen Philosophie zu stehen.

Wenn wir im Widerspruch mit diesem Raisonnement dennoch in der Geschichte nicht gar so selten Frauen begegnen, die eine entschiedene philosophische Begabung aufzuweisen hatten, so ist diese abnorme Erscheinung nicht anders zu erklären, als daß besonders geartete Umstände das weibliche Wesen über seine naturgemäßen Schranken hinausgeführt haben müssen, so daß es ausnahmsweise für eine ihm von Natur heterogene Disciplin befähigt wurde. — Wir finden jedoch beim Hinblick auf die Geschichte, daß es nicht sowohl individuelle Befähigungen einzelner Frauen als vielmehr der Einfluß besonderer Zeitverhältnisse auf die Stellung des weiblichen Geschlechtes überhaupt waren, welche letzteres ausnahmsweise zu einer Beschäftigung mit der Philosophie hinführen konnten. Wir sehen im allgemeinen nur zu denjenigen Zeiten Philosophinnen auftreten, in welchen die Frauen überhaupt eine ausnahmsweise hervorragende Rolle in der Gesellschaft spielten. Zuerst treten daher weibliche Philosophen in Griechenland auf, zur Zeit, als dort die alte Sittenstrenge, welche die Frau in eng gezogene Schranken gebannt hatte, sich auflöste und in der emancipierten Gesellschaft die Hetären dominierten, und ebenso unter verwandten Verhältnissen in der späteren römischen Kaiserzeit. Dieser Epoche folgt eine zweite zur Zeit der Encyklopädisten in Frankreich, als wiederum in der geistreichen Gesellschaft die Frauen obenan standen und den Ton angaben, und endlich eine letzte zur Zeit der Romantiker bei uns, als ihnen ebenfalls ein besonders großer Anteil an dem geistigen Leben in der Anregung zu litterarischen Produktionen zufiel. Wo wir außerhalb dieser besonders markanten Zeiten noch einigen philosophisch veran-

lagten Frauen begegnen, sind es meistens Fürstinnen, welche schon durch ihre hohe Stellung vielen sonstigen Bedingungen der weiblichen Natur entrückt sind.

Daß wir, wenn wir zurück in die Geschichte blicken, die ersten philosophierenden Frauen in Griechenland antreffen, ist sehr erklärlich. Als geringste Voraussetzung für eine allgemeinere Teilnahme der Frauen an philosophischen Bestrebungen muß es sicherlich gelten, daß die Philosophie ein Gemeingut der Öffentlichkeit geworden sei, während dort, wo die Weltweisheit eine Geheimwissenschaft bevorzugter Kasten blieb, wie in Indien oder Ägypten, sie bis zu den Frauen natürlich nicht herabdringen konnte. Aus demselben Grunde finden wir aber auch in Griechenland erst Philosophinnen, nachdem die starre Gebundenheit der Sitte, welche die Frauen von jeder höheren geistigen Beschäftigung zurückhielt, wenigstens in betreff der Hetären durchbrochen war und gleichzeitig die Sophisten angefangen hatten, die Philosophie zu einem allgemeinen Bildungsgegenstand der Zeit zu machen. Dieser Betrachtung entspricht es denn auch, daß die erste aller Frauen, von der uns ausdrücklich mitgeteilt wird, daß sie der Philosophie zugeneigt war, uns in Aspasia, der Geliebten des Perikles, entgegentritt, mit der Sokrates häufig und gern über philosophische Fragen sich unterredete, und es bleibt nur lebhaft zu bedauern, daß wir von der Art dieser Unterhaltungen zwischen dem überlegenen Meister der Dialektik und der anmutigen späteren Gattin des Perikles nichts Näheres wissen. — Aber auch noch mit anderen Hetären wird uns Sokrates von den Schriftstellern philosophierend vorgeführt, so mit der Theodote beim Xenophon. — Ferner dürfen wir in diesem Zusammenhange nicht unerwähnt lassen jene Priesterin Diotima im platonischen Symposion, von welcher Sokrates jene herrlichste Lobrede des genannten Dialogs auf den Eros vernommen haben will. Ist diese Diotima nun auch aller Wahrscheinlichkeit nach nur eine fingierte Person und jene Rede sicherlich durchweg ein erhabenstes Erzeugnis des platonischen Geistes selbst, so zeigt doch der Umstand, daß Platon einer Frau eine tiefsinnige philosophische Rede in den Mund legen durfte, ohne befürchten zu müssen, daß man ihm allgemein Unwahrscheinlichkeit vorhalten würde, zur Genüge, daß damals das Philosophieren unter Frauen nicht mehr ungewöhnlich war. — Noch bestimmter steht mit dieser Diotima in Verbindung, daß uns unter Platons philosophischen Zuhörern ausdrücklich auch zwei Frauen namhaft gemacht werden, Lastheneia von Mantinea und Axiothea von Phlius, welche in Mannskleidern an Platons Vorträgen teilnahmen. Damit ist die Reihe der Frauen aus dieser Zeit, von denen uns ausdrücklich mitgeteilt wird, daß sie zur Philosophie in Beziehung standen, zu Ende, wenn auch sicherlich noch mehrere existiert haben werden, die nicht zu unserer Kenntnis gelangt sind.

Von neuem begegnen uns namhaft gemachte Philosophinnen, wie bereits im Eingang bemerkt, in der späteren römischen Kaiserzeit, die jedoch, leicht begreiflich, ohne Ausnahme Griechinnen oder griechisch gebildete Frauen waren. Diese standen sogar in noch engerer Verbindung mit der Philosophie als früher die Frauen in Athen zur Zeit der höchsten Blüte antiker Weltweisheit. Es begegnen uns jetzt Frauen, welche an Akademien dieser Disciplin thätigen Anteil nehmen, und endlich sogar eine, welche regelmäßig Vorlesungen über Philosophie hielt, also ein wirklicher weiblicher Professor der Philosophie, wie wir sagen würden. — Von den Frauen in ersterer Stellung wollen wir hier nur Aspligeneia, die Tochter des Neuplatonikers Plutarch des Jüngeren in Athen, erwähnen. — Eine wirkliche Lehrerin der Philosophie war aber die durch ihren tragischen Tod berühmt gewordene schöne und sittenstrenge Hypatia, welche in Alexandrien im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte und lehrte und in mehr als einer Beziehung die interessanteste Erscheinung

der philosophierenden Frauen des Altertums ist. Zunächst ist ihre ausgesprochene Befähigung für Mathematik und Astronomie, die doch womöglich dem Weibe noch ferner liegen als Philosophie, bemerkenswert. Selbst Tochter eines berühmten Mathematikers, des Theon von Alexandrien, hatte sie die Begabung des Vaters in so hohem Grade geerbt, daß sie den ehrenden Beinamen „die Geometrische“ erhielt. Zur Charakteristik ihres persönlichen Wesens mag vor allem der eigentümliche Umstand dienen, daß sie zeitlebens unvermählt blieb, ja der Ehe geradezu abgeneigt war, während sie für Freundschaft im hohen Grade sich empfänglich zeigte, was auf einen gewissen männlichen Zug ihrer Natur schließen läßt. Ihre Studien hatte die Philosophin in Athen bei dem vorhin erwähnten Plutarch absolviert und las dann in ihrer Vaterstadt über die Philosophie des Neuplatonismus, dem sie leidenschaftlich ergeben war. Diesen Vorlesungen muß die bedeutendste Anziehungskraft innegewohnt haben, da nicht nur die angesehensten Kreise der alexandrinischen Gesellschaft, sondern auch der kaiserliche Statthalter Orestes, ja — durch ein sonderbares Spiel der Ereignisse — ein christlicher Prälat, der Bischof Synesios von Cyrene, zu ihren eifrigen Zuhörern zählten. — Ihr persönliches Wesen im Verkehr muß bezaubernd gewesen sein, da sich nur so die schwärmerische Freundschaft erklären läßt, welche Synesios der Denkerin widmete, von der uns noch einige Dokumente in Form mehrerer Briefe, die der Bischof an sie richtete, erhalten sind. Wo viel Liebe ist, ist aber auch viel Haß; diese Wahrheit sollte leider auch Hypatia zu ihrem vollsten Schaden erfahren. In verhängnisvoller Weise stand sie an der Schwelle des Übergangs der heidnischen Welt in die christliche einsam in ihrer antiken Anschauung da. Dadurch reizte sie den Haß eines anderen vielvermögenden christlichen Bischofs, des Cyrillus von Alexandrien, der in ihr den stärksten Anhaltspunkt für alle dem Christentum Widerstrebenden sah. Infolgedessen hetzte der Bischof den Pöbel von Alexandrien, vor dem er sie der Zauberei beschuldigte, gegen sie auf; bei einer vom Zaun gebrochenen Gelegenheit entfesselte sich der Tumult gegen sie, und der Pöbel bereitete ihr ein zu schaudervolles Ende, als daß es hier wiedererzählt werden könnte.

Daß von dieser Zeit ab eine lange Pause im Auftreten weiblicher Philosophen zu verzeichnen ist, kann beim Dazwischentreten des Mittelalters, das in seiner unfreien, gebundenen Sitte die Frauen von neuem aus der Öffentlichkeit gänzlich zurückdrängte, nicht wunder nehmen, und es begegnen uns vereinzelt erst wieder Philosophinnen in und nach der Zeit der Renaissance. — Als eine auffällige Thatsache, die für unseren Zweck, eine Darlegung der Bedeutung zu geben, welche die Frauen für die Philosophie haben, eminent bemerkenswert und unseres Wissens noch kaum berührt worden ist, tritt uns gleich beim Eingang in die neuere Zeit das merkwürdige Faktum entgegen, daß fast alle bedeutenden Weltweisen der nächsten Jahrhunderte, ein Descartes, Spinoza, Leibniz, Voltaire, jeder mit einer philosophierenden Frau in engster Verbindung stehen — und erst bei unserem strengen nüchternen Kant bricht dieser Zusammenhang der höchsten Vertreter der Philosophie mit den Frauen ab.

Was zunächst Cartesius betrifft, so ist dessen Verhältnis zur Königin Christine von Schweden und wie diese nicht ruhte, bis sie den Philosophen zu sich nach Stockholm gezogen hatte, allbekannt. Christine hatte hier für den Verkehr mit Descartes die frühesten Morgenstunden festgesetzt, um nicht durch Regierungsgeschäfte gehindert oder gestört zu werden, und ließ sich von ihm zunächst methodisch in seine Philosophie einführen. Sie zeigte hierbei einen so geweckten offenen Geist, daß sie den subtilsten Fragen folgen konnte, was freilich bei dieser Fürstin, welche ja in allem einen mehr männlichen Geist zeigte und unter anderem selbst griechische Reden gehalten haben soll, kaum wunderbar

ist. — Im Zusammenhang hiermit wollen wir gleich, Spinoza einstweilen überschlagend, die nahen Beziehungen Leibnitz' zu der geistreichen Sophie Charlotte vorausnehmen. In diesem Verhältnis einer philosophisch veranlagten Frau zu einem berühmten Vertreter dieser Disciplin finden wir auch zum erstenmal eine direkte Einwirkung einer Frau auf eine bestimmte philosophische Produktion. Hauptsächlich auf die Anregung Sophie Charlottens hin und als das Resultat der mit ihr gepflogenen Unterhaltungen ging die Theodicee hervor, jene berühmte Rechtfertigungsschrift des Übels und des Bösen in der Welt, die eine epochemachende Produktion bleibt, wenn sie in letzter Zeit durch die scharfen Angriffe Schopenhauers allerdings auch einiges von ihrem früheren Glanze eingebüßt hat. Die Zusammenkünfte des Philosophen mit der Königin in Charlottenburg sind so vielfach besprochen und gefeiert worden, daß wir uns hier jeder näheren Ausführung entschlagen können. Nur die schönen Worte möchten wir an dieser Stelle noch einmal wiederholen, welche sie vor ihrem nahen Ende an eine sie bejammernde Hofdame richtete, die mehr als alles andere die echt philosophische Gesinnung dieser Königin bekunden: „Beklagen Sie mich nicht, denn ich gehe jetzt, meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts." — Ganz anderer Art als die Verbindung dieser beiden Philosophen mit hohen Gönnerinnen war die Liebe Spinozas zu der philosophisch begabten Tochter seines Lehrers van der Ende, die uns in dem Leben des hoheitsvoll entsagenden Denkers als eine so anmutige Jugendepisode entgegentritt. Freilich scheint Klara Maria — in dem bekannten Roman Auerbachs führt sie den Namen Olympia — vom Geiste der Philosophie bei diesen Unterredungen mit dem jugendlichen Denker nicht allzuviel in sich aufgenommen zu haben, da sie sonst nicht einen Nebenbuhler eines kostbaren Brillantschmuckes wegen, welchen dieser ihr schenkte, Spinoza vorgezogen haben würde. Doch könnte bei dieser Gelegenheit die Frage allerdings sehr wohl berechtigt sein, wie viele Mädchen denn überhaupt, wenn sie zu wählen hätten zwischen der schmucklosen, unscheinenden Philosophie und glänzenden äußeren Gütern, wohl die erstere vorziehen und unerschütterlich treu an ihr festhalten würden.

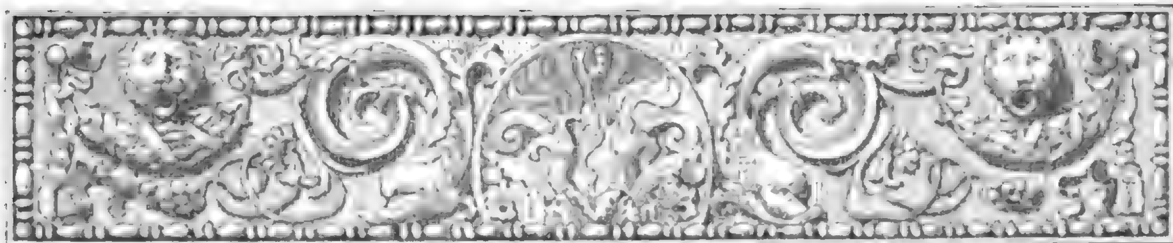
Das glänzendste aller dieser Verhältnisse eines modernen Philosophen zu einer gleichgesinnten Frau ist aber ohne Zweifel dasjenige Voltaires zur Marquise von Chatelet-Lamotte. Diese eigenartige Frau sehen wir unter den modernen Philosophinnen eine ebenso hervorragende Stellung einnehmen wie im Altertum Hypatia, und sie bietet wie diese eines der auffälligsten Beispiele für die ganz entschiedene Begabung einer Frau für abstrakte Untersuchungen und exakte Wissenschaftlichkeit. Den Beweis hierfür haben wir diesmal nicht nur in den Nachrichten anderer über sie, sondern in ihren eigenen vorzüglichen Schriften. Hierher gehört vor allem ihre bekannteste Produktion, die Übersetzung und mathematische Erläuterung von Newtons Hauptwerk „Principia philosophiae naturalis mathematica". Eine andere physikalische Schrift von ihr: „Traité de la nature du feu", wurde von der Akademie gekrönt. Besonders ist hier aber noch zu erwähnen, damit auch ihre Bedeutung als streng philosophische Schriftstellerin hervortritt, daß das erste Werk, durch welches sie sich in der litterarischen Welt einen Namen machte, eine philosophische Abhandlung über Leibnitz' System war. Nicht minder spricht es wohl für den streng geschulten Geist dieser Denkerin, daß sie mit unserem deutschen Wolf in regelmäßigem Briefwechsel stand. — Berühmter freilich als durch ihre sämtlichen Schriften ist die Marquise durch ihre Freundschaft mit Voltaire und den Einfluß, den sie auf seinen geistigen und philosophischen Entwickelungsgang hatte, geworden. Es fehlt uns hier an Raum,

um uns in jenes reizende Idyll zu vertiefen und es von neuem vor unsere Seele zu rufen, wie beide auf Schloß Cirey jenes vielbehandelte, zwischen Liebesfreuden und wissenschaftlichen Arbeiten geteilte, mit allem Zauber der Musen verklärte, wie durch streng arbeitsvolle Pflichterfüllung geweihte zurückgezogene Leben führten. Der Einfluß der Marquise auf die philosophische Entwickelung Voltaires war ein sehr einschneidender, und er ist vielleicht am treffendsten in dem einen Wort bezeichnet worden, wenn sie die Urania Voltaires genannt wird, indem es ihrem Einfluß vorzüglich zuzuschreiben ist, daß der leicht bewegliche, mehr zur Satire und zum Scherz hinneigende Geist Voltaires sich auch zu ernsteren, tieferen Produktionen in der eigentlichen Philosophie und Geschichte angeregt fühlte. — Zunächst für sie schrieb Voltaire die Anfangsgründe der Newtonschen Philosophie, sowie die Abhandlung über Metaphysik, welche dann später der Ausgangspunkt für seine ganze so folgenreiche, nur zu oft unterschätzte philosophische Schriftstellerei wurde. Und ebenso begeisterte sie ihn zu der Schöpfung seines gediegensten, von philosophischem Geiste durchwehten geschichtlichen Werkes: „Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen.“

Mit der Chatelet beginnt nun die Reihe der Frauen in der französischen Gesellschaft, welche ebenso wie früher zur Zeit der Sophisten in Griechenland zwar nicht direkt philosophische Produktionen aufzuweisen haben, aber an der Diskussion über die philosophischen Fragen, welche damals die höheren gesellschaftlichen Kreise durchschwirrten, sich eifrig beteiligten. Hierher können wir also alle jene Frauen rechnen, in deren Salons die Encyklopädisten ihre geistdurchwürzten Zusammenkünfte hatten, wie Madame de Tencin, Geoffrin, die zum Beispiel jeden Mittwoch für die Philosophen eine Zusammenkunft festgesetzt hatte, und jene anderen sattsam bekannten Frauen. — Ein späterer Nachkömmling derselben ist dann noch die berühmte Madame de Staël, welche nicht nur in ihren gesamten ästhetischen Schriften, so namentlich in der bekannten „Sur l'Allemagne“, so viele echt philosophische Reflexionen aufzuweisen hat, sondern auch eine specifisch philosophische Schrift verfaßte. Höchst ergötzlich ist auch über ihr persönliches Verhalten zur Philosophie in den Annalen Goethes nachzulesen, wo unser Altmeister zwar sehr anschaulich, aber doch in der etwas zugeknöpften Manier seiner späteren Jahre über die geistreiche Französin spricht.

Schließlich bleibt uns nur noch übrig, um unsere Skizze zu vollenden, die schwächere Wiederholung dieser Zustände bei uns, zur Zeit der Romantiker, zu berühren. Hier ragt vor allen Frauen die Rahel hervor, in deren Reflexionen und Betrachtungen ja eine so unverkennbare philosophische Ader sich zu erkennen giebt. Ferner ist aus dieser Epoche noch als besonders bemerkenswert zu berichten, daß Schelling, wenn auch in romantisch verzerrter Weise, ein ähnliches Verhältnis zu einer Frau hatte wie die früheren großen Philosophen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts: zu Karoline Schlegel nämlich, seiner späteren Gattin, die in der mächtigsten Zeit seines Schaffens das anregende Element bei ihm war.

Blicken wir jetzt zum Schluß noch einmal auf die vorgeführten Gestalten zurück, so haben wir uns überzeugt, daß die Frauen in dem Entwickelungsgange der Philosophie keine geringe Rolle spielen. Wenn ihre eigenen philosophischen Produktionen im allgemeinen auch nicht von großer Bedeutung sind, so haben sie doch indirekt zu den Fortschritten der Philosophie ihr Teil beigetragen, indem sie, auch hierin ihre persönliche Art bewahrend, von eingreifender Wirkung auf die philosophische Entwickelung mehrerer der bedeutendsten Denker waren.



Korrespondenzen.

Sir Josua Reynolds.

Von

Helen Zimmern.

Die seit einiger Zeit in England Mode gewordenen Gesamtausstellungen der älteren Gemälde unserer toten und lebenden Meister erfüllen in ganz vortrefflicher Weise den Zweck, das Publikum gründlich mit dem Wesen und Schaffen dieser Maler bekannt zu machen. Und in der That ergiebt eine solche übersichtlich geordnete Sammlung der in verschiedenen Lebensperioden eines Künstlers gemalten Bilder den besten Anhalt, die Eigenart des Betreffenden zu erfassen. Wie alljährlich hatte London auch in diesem Frühling eine derartige Ausstellung, und dieselbe war gänzlich den Gemälden Sir Josua Reynolds gewidmet. Das Publikum zeigte eine ungemein rege Teilnahme, und die Idee einer Reynolds-Ausstellung darf als eine besonders glückliche bezeichnet werden. Dieser Künstler erregt nicht nur deswegen ein bedeutendes Interesse, weil er mit Fug und Recht als der Begründer der englischen Schule zu bezeichnen ist, sondern auch wegen der Zeit, in welcher er lebte. Es erhöht wahrlich das Interesse an einem Porträtmaler, wenn demselben die ersten Persönlichkeiten ihrer Zeit gesessen haben, und unser Interesse erreicht einen noch höheren Grad, wenn wir erfahren, daß der Maler zugleich eine hochangesehene Stellung unter diesen Persönlichkeiten eingenommen und in vertrautem persönlichem Verkehr mit ihnen gestanden hat. Und das Zusammenwirken dieser Umstände hat uns im vorliegenden Fall neben dem Genuß der Besichtigung von Kunstwerken, deren Wert unbestreitbar ist, auch das seltene Vergnügen bereitet, eine Reihe von berühmten Leuten aus dem vorigen Jahrhundert in lebenstreuen Abbildungen beisammen zu sehen. Besonders für Beschauer, deren Lebensinteressen außerhalb der rein künstlerischen Ideenkreise liegen, hat dies einen großen Reiz. Man muß sich beim Anblick dieser Porträts in ein anderes politisches, sociales und künstlerisches Treiben versetzt fühlen als dasjenige des heutigen England.

Reynolds Porträts seiner Zeitgenossen ergeben weit mehr als bloß oberflächliche Reminiscenzen. Richtig erfaßt, lassen sie uns seine Zeit selbst erkennen und bergen viel Lehrreiches für unsere Tage. Allerdings waren die Beziehungen des Künstlers zu dem öffentlichen Leben seiner Zeit nur indirekter Art, aber in sein stilles Atelier sind dennoch Reflexe der Außenwelt gedrungen, die wir in seinen Bildern wiederfinden. Die den Zeitraum eines halben Jahrhunderts umfassende Liste aller derer, welche Sir Josua Reynolds gesessen haben, liefert einen fortlaufenden Kommentar zu der Geschichte jener Zeit.

Die tonangebenden Männer in der Politik, der Litteratur, der Mode – sie alle schlenderten in das fashionable Atelier, plauderten über dies und jenes, über das Theater vor und hinter den Coulissen, über Kunst und Leben, und ehe sie das Zimmer verließen, hatte Sir Josuas Pinsel das treue Abbild ihrer Züge auf die Leinwand gebannt. In der damaligen Zeit war von Politur nur äußerst wenig im Verkehr zu bemerken; es war eine derbe, lustige, biedere Zeit mit scharfer Klassensonderung und starker Neigung zu materiellen Genüssen; eine Zeit, in der viel geschmaust, erzählt, gezecht wurde und es in Klubs, Weinstuben und Gartenlokalen lustig herging. Garrik stand auf der Höhe seiner Popularität, Burke hatte sich schon einen Namen gemacht, Johnson schrieb sein Wörterbuch, Richardson hatte den Gipfel seines Ruhmes erreicht, Smollet hatte „Peregrine Pickle" geschrieben und Gray durch

seine Verse Aufsehen erregt. Und die Bildnisse aller verdanken wir Sir Josuas Pinsel. Daher gewährte die Ausstellung seiner Werke den Blick in eine andere Zeit, wie durch eine Camera obscura ferne Gestalten vor unserem Auge erscheinen.

Es ist nicht leicht gewesen, diese Sammlung zu erhalten, und sie war auch keineswegs vollständig. Reynolds' Gemälde sind weit und breit über England zerstreut, und sie befinden sich größtenteils in Schlössern und Herrenhäusern im Besitz von Privatleuten, oft als unveräußerliche Familienerbstücke; doch gelang es, die interessantesten fast sämtlich zur Stelle zu schaffen.

Vor der Zeit Sir Josuas wurden die englischen Künstler von ihren Landsleuten mit Geringschätzung behandelt. Wenn Fürsten und Edelleute sich malen lassen wollten, ließen sie dazu Ausländer kommen. Daher erklärt es sich, daß England eine so reiche Anzahl von van Dycks und Holbeins aufweisen kann. Hätte Reynolds nichts weiter geleistet, als diesem Vorurteil ein Ende gemacht, wie er es durch sein Leben, sein Schaffen und seine öffentlichen Vorträge über Malerei gethan hat, so würde dies allein seinen Namen berühmt gemacht haben. Daß er im Porträtfach einen so hervorragenden Platz errang, ist hauptsächlich seiner glücklichen Gabe zuzuschreiben, Licht, Stellung und Gebärden so vorteilhaft zu benutzen, daß sie das Charakteristische, das Individuelle lebhaft zum Ausdruck brachten. Dieser Vorzug im Verein mit einem ausgeprägten Gefühl für Anmut und mit einem besonders feinen Farbensinn krönt ihn, wahrscheinlich für alle Zeit, zum König der englischen Porträtmaler. Leider haben viele seiner schönsten Bilder infolge seiner eigensinnigen Vorliebe für ungewöhnliche Farbenstoffe gelitten, doch einige sind wunderbar gut erhalten, und in allen ist noch genug vorhanden, um seine Meisterschaft erkennen zu lassen. Seine Kinderporträts waren eine künstlerische Offenbarung für die damalige Generation, und sie sind das Entzücken der heutigen. Ob er die Höhe von Velasquez und van Dyck in der Darstellung von männlichen Charakteren und der Schönheit des Details erreicht hat, bleibt vielleicht dahingestellt, aber es ist — abgesehen von Velasquez' „Infantin" — außer Frage, daß er bahnbrechend für die pittoreske Behandlung des Kinderporträts gewirkt hat und daß seine weiblichen Bildnisse eine außerordentliche Zartheit und Anmut besitzen. Wir sehen die Damen bei ihm in Alltagskleidern bei alltäglichen Beschäftigungen und Zerstreuungen — mit ihren Kindern schäkern, ihr Geflügel füttern oder ihre Hunde streicheln. Dieses triviale Thun ist indessen von realistischer Wirkung und harmoniert vortrefflich mit den Mienen und Anzügen der dargestellten Frauen. Wie viele weibliche Porträts Reynolds im ganzen gemalt hat, ist nicht bekannt, wahrscheinlich sind keine genauen Angaben darüber zu haben; aber so viel ist sicher, daß die Zahl eine erstaunliche ist. Nicht minder erstaunlich ist die große Mannigfaltigkeit in den Stellungen, in den zum Ausdruck gebrachten Stimmungen und dem seine Gestalten umgebenden Beiwerk. Die Kostümfrage hat Reynolds viel Sorgen verursacht. Seinem Princip nach sollte die Tracht von den Regeln der Kunst abhängig sein, aber seine Neigung zum Charakterisieren oder ein günstiger Eigensinn der Damen veranlaßte ihn häufig, die herrschenden Moden seiner Zeit zu malen. Die Tracht des achtzehnten Jahrhunderts — die hohen Frisuren, langen Schnebbentaillen, Casaques u. s. w. — waren so weit vom künstlerischen Geschmack entfernt, daß ein Versuch, sie zu idealisieren, nicht von Erfolg sein konnte. Reynolds' künstlerisches Feingefühl ließ ihn jedoch einen glücklichen Mittelweg einschlagen, und es ist ihm gelungen,

Sir Josua Reynolds.

selbst die Turmfrisuren und ellenlangen Leibchen erträglich zu machen. Eine andere glückliche Eigenschaft Sir Reynolds' ist seine Gewandtheit im Erfassen des Moments. Wie er den flüchtigen Eindruck des Augenblicks für die Wiedergabe des Charakters zu verwerten wußte, und zwar in einer Weise, die den Gesichtszügen nie etwas Ermüdendes oder Gezwungenes gab, ist ein Geheimnis, welches ebenfalls zu den Eigentümlichkeiten dieses Künstlers gehört. Bewundernswürdig ist die Sicherheit, mit der er stets den Charakter der von ihm gemalten Persönlichkeit greifbar deutlich auszuprägen wußte, und hierin liegt eben der historische Wert seiner Werke.

Es ist in der That zu bedauern, daß so viele der Gemälde Reynolds' infolge seiner unseligen Neigung zum Experimentieren nicht Farbe gehalten haben. Diese Lust am Experimentieren war sein Fluch; er glaubte so fest an das venetianische Geheimnis wie nur je ein Alchimist an den Stein der Weisen, und er besaß eine solche Leidenschaft für die Farbe, daß er lieber die Haltbarkeit seiner Arbeit aufs Spiel setzte, als auf einen koloristischen Effekt Verzicht leistete.

Unter den ausgestellten Porträts sahen wir vorerst eine Anzahl Bildnisse des Künstlers von ihm selbst; einige zeigen ihn in blühender Jugendkraft, wie dasjenige, welches wir durch unsere Illustration dem Leser vorführen; andere als alten Mann, nachdem er das Gehör verloren hatte und genötigt war, zur Erhaltung seines Augenlichtes eine Brille mit großen runden Gläsern zu tragen; wieder andere stellen ihn in seiner Amtstracht als Präsidenten der Königlichen Malerakademie dar, deren Mitbegründer er war. Ferner haben wir eine eigenhändige Kopie seines Selbstporträts, welches sich in der interessanten Sammlung von Selbstporträts der Uffizi-Galerie in Florenz befindet. Wir sehen ihn hier im roten Talar und mit dem Amtsbarett, die Hand auf einen Tisch gestützt, auf dem die Büste Michelangelos steht, der das Ideal Reynolds' war. In der Nähe dieses Bildes hing eines seiner schönsten Kinderbildnisse, welches ein kleines Mädchen — Miß Cholmondeley — darstellt. Das in Grün und Braun gekleidete Kind trägt einen Hund über einen Bach. Es liegt etwas ungemein Kindliches und Natürliches in der Art, wie das kleine Wesen sich anstrengt, den Hund über das Wasser zu bringen. Die Farbe der Landschaft ist herabgestimmt, um den Kopf und die Gestalt zu heben, und lieblich genug ist die Kleine, um dieses Opfer zu rechtfertigen. Sodann sahen wir den in England ansässigen Italiener Baretti, Verfasser eines englisch-italienischen Wörterbuches und Freund Garriks, Johnsons und Reynolds'. Er wäre beinahe an den Galgen gekommen, weil er einen Mann in einer Rauferei erstochen haben sollte. Seine Freisprechung dankte er nur der Verteidigung Edmund Burkes, welcher sein Plaidoyer darauf stützte, daß Baretti viel zu kurzsichtig gewesen sei, um die That begehen zu können. Und Reynolds' Pinsel ergänzt diese Beweisführung. Wir sehen den Mann vor uns, wie er lebte; er hält ein Buch nach Art sehr kurzsichtiger Leute ganz nahe vor dem Gesicht, und der Gelehrte ist an der gespannten Aufmerksamkeit zu erkennen, mit der er hineinblickt. Eine Anregung hierzu mag vielleicht durch Michelangelos kurzsichtige Sibylle gegeben worden sein; aber Barettis Stellung und die Art, wie er das Buch hält, in das er vertieft ist, weist keine Ähnlichkeit mit der Attitüde und der Art und Weise der Sibylle auf. Die Züge vieler hervorragender Menschen der damaligen Zeit erkannten wir in zwei Gruppen von Mitgliedern der „Dilettanten-Gesellschaft“ (Dilettanti Society), eines der ersten in England gebildeten Klubs für Kunstinteressen. Es herrschte ein gemütlicher Ton in diesem Klub, wie auch aus den Bildern ersichtlich ist. Den Statuten gemäß war ein Porträtmaler dem Verein unentbehrlich, und Reynolds war viele Jahre hindurch der Maler dieses Vereins. Es war Gesetz, daß jedes Mitglied sich für die Gesellschaft malen lassen mußte. Sonst wurde ihm eine Summe, genannt „face money“, so lange einbehalten, bis das Versäumte nachgeholt war. Aus Reynolds' Notizbuch ist zu ersehen, daß ihm als Vereinsmaler sein Honorar danach berechnet wurde, wie viel Quadratzoll Leinwand der Kopf jedes Porträtierten einnahm — vielleicht die sonderbarste Zahlungsbedingung, die je mit einem großen Künstler vereinbart wurde. Unter diesen interessanten Bildnissen bemerkten wir unter anderem auch den Kunstsammler Sir William Hamilton, der später als Gatte von Nelsons Lady Hamilton zu so trauriger Berühmtheit gelangt ist. Ein anderer Herr, der einen seltsamen schwarzen Fleck im Gesicht hat, ist ein Lord Cathkart, der bei Fontenoy einen Schuß ins Gesicht erhalten hatte und seitdem ein schwarzes Heftpflaster tragen mußte, um die Narbe zu verdecken. Er war stolz auf diesen Fleck, „denn“, pflegte er zu sagen, „es geschieht nicht oft, daß ein Mensch durch den Kopf geschossen wird und am Leben bleibt.“ Und als er Sir Josua zu dem Bilde saß, bestand er darauf, so gemalt zu werden, daß der Fleck sichtbar sei.

Das berühmte Gruppenbild der drei Ladies Waldegrave, Nichten von Sir Horace Walpole, für welches Porträt der Maler 800 Pfd. Sterl. erhielt, war ebenfalls ausgestellt. Schönere Originale dürfte Reynolds nie gehabt haben, und in keinem seiner Bilder ist die Schönheit voller zur Geltung gekommen als hier. Die

frischen Gesichter kontrastieren wunderbar mit dem Weiß der Anzüge und den gepuderten Frisuren. Die drei Damen sitzen um einen Arbeitstisch; die mittlere, Lady Laura, wickelt Seide von einer Docke ab, welche ihr Lady Horatia hält, während die rechts sitzende Lady Maria sich über ihren Stickrahmen beugt. Die Situation ergiebt in natürlichster Weise, daß die Köpfe en face, im Profil und dreiviertel Profil arrangiert sind, und eine hübschere Gruppierung von drei anmutigen vornehmen jungen Damen zu ersinnen, ist kein Maler im stande. Reynolds selbst war von dem Bilde befriedigt, doch hegte er von jedem Gemälde, das er in Arbeit hatte, die Überzeugung, daß es seine früheren übertreffen werde; und dieser Zug ist bemerkenswert, denn durch die Lust und Liebe, die Frische, mit der er jedes neue Werk erfaßte, wurde er während seiner langen künstlerischen Thätigkeit vor der gewohnheitsmäßigen, mechanischen Ausübung der Porträtmalerei bewahrt. Zwei höchst charakteristische Persönlichkeiten ihrer Zeit sind die beiden Beckfords, Vater und Sohn, deren Bildnisse in der Ausstellung waren. Der Sohn war der Begründer der wertvollen Sammlung, welche in jüngster Zeit unter dem Namen der Hamilton-Sammlung verkauft wurde. Seine einzige Tochter hatte nämlich den zehnten Herzog von Hamilton geheiratet. Er war auch als Autor des Romans „Vathek“ bekannt, eines Werkes von kühner, unheimlich phantastischer Erfindung; das ganze französisch geschriebene Buch hat er mit einem wahren Feuereifer in drei Tagen und zwei Nächten anhaltender Arbeit zu Papier gebracht. Nie wurde ein gleichartiges Erzeugnis geschaffen. Es ist ebenso weit von den Romanen der echten morgenländischen Litteratur entfernt wie von allen Nachahmungen derselben. Beckford Vater war ein Aldermann, später Lord Mayor von London, dessen Standbild sich in der Guildhall befindet, wo es zur Erinnerung an seine erfolgreiche, zu gunsten liberalerer Maßregeln gegen die damalige Regierung behauptete Opposition errichtet wurde. Er erwarb ein ungeheures Vermögen an Zucker in Westindien und erhielt infolge dessen den Spitznamen „Sugar Cane“. In demselben Jahre, als er sich von Reynolds malen ließ, wurde sein Haus, welches er mit einem großen Kostenaufwand erbaut und mit den wertvollsten Gemälden ausgestattet hatte, ein Raub der Flammen. Als ihm dies mitgeteilt wurde, sagte er kaltblütig: „O, ich habe an 30000 Pfund im Kasten liegen, ich werde es wieder aufbauen. Es macht für jedes meiner dreißig Kinder nur einen Unterschied von tausend Pfund.“ Von diesen Kindern war nur der oben erwähnte Sohn legitim.

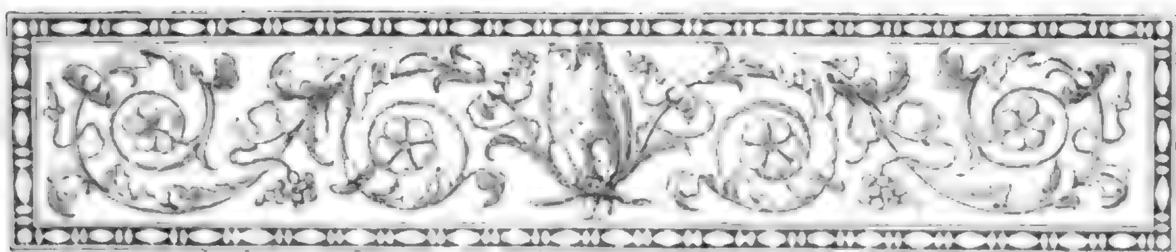
Garrick wurde zu verschiedenen Malen von Reynolds porträtiert, stets vortrefflich, doch am besten in jener von Garrick beliebten Stellung, mit beiden Armen auf den Tisch gestützt, die Finger ineinander gefügt und die Daumen aufrecht zusammengepreßt. Sodann haben wir auch Johnson — kurzsichtig, in linkischer, schwerfälliger Haltung, in einem Buch lesend, in das er, wie man es bei Leuten bemerkt, deren Sehvermögen geschwächt ist, mit halbgeschlossenen Augen hineinblickt. Das Bild hatte keineswegs den Beifall des autokratischen Doktors. Als Reynolds sich selbst mit dem Hörrohr gemalt hatte, sagte Johnson: „Meinetwegen mag Reynolds sich so taub malen, wie es ihm beliebt, aber ich will nicht als der ‚blinzelnde Sam‘ auf die Nachwelt kommen.“ Ein Bild zeigt uns Warren Hastings, dessen Prozeß seiner Zeit so großes Aufsehen erregt hat; ein anderes stellt einen dicken hannoverschen Herzog dar, wie es deren nach dem Regierungsantritt des Hauses Hannover am englischen Hofe so viele gab; wieder andere führen uns Damen aus jener Zeit von unbekanntem Namen und zweifelhaftem Rufe vor, die längst von der Welt vergessen wären, wenn nicht jene wundervollen Bildnisse von ihnen existierten, die uns den Zauber ihrer einstigen Reize noch jetzt empfinden lassen. Es fehlt mir an Raum, auch nur den zehnten Teil der Porträts herzuzählen. Und dann sind auch andere Bilder von ihm vorhanden, da er in der Zeit, welche die Porträtmalerei ihm übrigließ, seine Kunst frei zu üben liebte. Meist schuf er dann Kinderstudien – reizende Bilder, die sich ganz so lebhaft dem Gedächtnis einprägen wie seine schönsten Porträts, denn sie bekunden eine gleiche Lebendigkeit des Ausdrucks, eine gleiche Grazie, Gewandtheit und Kraft in der Ausführung. Ich erinnere mich, mehrere Proben dieser Art von ihm in der Ausstellung gesehen zu haben. Da war zum Beispiel eine kleine Erdbeersammlerin, die ihr Körbchen am Arm trägt und, behutsam kriechend, mit den großen schwarzen Augen schüchtern um sich guckt. Man könnte sie für Rotkäppchen halten, das den Wolf im Gebüsch am Wege rascheln hört, wenn sie eine rote Mütze anstatt der eigentümlichen turbanähnlichen Kopfbedeckung trüge, mit welcher der Künstler die Kleine ausgestattet hat. Zu diesem Genre gehören auch „Muscipula“, welche die Mausefalle emporhält, während die Katze gierig nach dem gefangenen Tier schnuppert; die „Kinder-Akademie“, in welcher ein Kind mit ernster Miene das Konterfei eines anderen darstellt, während die übrigen im Zimmer herumspringen; ein Knabe, der mit einem Hunde spielt und denselben bitten lehrt, wobei er seinen vierfüßigen Kameraden in neckischer Weise ermahnt, was durch eine allerliebste Gebärde ausgedrückt ist. Es dürfte kaum einen zweiten Künstler ge-

geben haben, der Kinder so zu malen verstanden hätte wie dieser kinderlose alte Junggeselle; in allen Stimmungen hat er sie belauscht — in ernsten, lustigen, artigen und unartigen. Wenn Reynolds nichts anderes gemalt hätte als seine Kinderbilder, so wäre er dadurch allein als großer Meister berühmt geworden. Verfehlt sind seine Versuche, die im achtzehnten Jahrhundert so sehr beliebten mythologischen Süjets zu malen. Er war zu natürlich, um sich in dieses Maskenspiel hineinzufinden, das unter seinem Pinsel erst recht zur Maskerade wird. Die Ordner der erwähnten Ausstellung haben daher klug gehandelt, als sie von diesen Bildern, deren er glücklicherweise im ganzen nicht viele gemalt hat, nur wenige aufnahmen.

Ganz vorzüglich sind dahingegen seine Leistungen in einer anderen Richtung, die er zuerst unter seinen Zeitgenossen einführte; er verstand es, den landschaftlichen Hintergrund in glücklicher Weise mit seinen Süjets in Einklang zu bringen. Er war kein eigentlicher Landschafter, es existiert nur eine einzige selbständige Landschaft von ihm. Welches hohe Verständnis er jedoch für die Natur besaß und wie er sie als Ergänzung für seine Stoffe zu verwerten wußte, davon zeugen seine Gemälde für alle Zeit. Mitunter konnte er sogar einen leichten cynischen Zug entwickeln, dieser freundliche, ritterliche alte Herr, indem er im Hintergrund das andeutete, was die Züge der dargestellten Personen zu verbergen trachteten. Immer von neuem überraschte er die Welt durch andere Ideen und Auffassungen, wovon der uns überlieferte mehr drastische als elegante Ausruf eines seiner Zeitgenossen zeugt: „Wie vielseitig der Teufelskerl ist!“ (Damn him, how various he is!)

Ein Schaukasten mit persönlichen Reliquien diente dazu, die Erinnerung an Sir Josuas Privatleben zu unterstützen und uns mit manchem interessanten Zug aus demselben bekannt zu machen. Wir sahen dort zum Beispiel eine Zeichnung, welche er in der Schule gemacht hat — für ein achtjähriges Kind eine außerordentliche Leistung, die eine genaue Kenntnis der Perspektive verrät. Die Skizze scheint jedoch trotz ihrer Vortrefflichkeit seinem Vater durchaus keine Freude gemacht zu haben, denn derselbe hat, augenscheinlich im Ärger, die Worte darauf geschrieben: „Dies hat Josua aus reiner Faulheit in der Schule gezeichnet.“ Der Anblick seines Hörrohrs und seiner Tabaksdose rief uns eine Äußerung Goldsmiths ins Gedächtnis. Dieser schrieb nämlich über den Präsidenten der Königlichen Akademie, daß derselbe, wenn ihn jemand langweilte oder ihn mit Fragen belästigte, die er nicht beantworten wollte, einfach sein Hörrohr vom Ohr wegrückte und eine Prise nahm. Seine Palette wird bis auf den heutigen Tag in der Königlichen Akademie aufbewahrt, sein Farbenmesser bemerkten wir unter den übrigen ausgestellten Reliquien. Wir sahen ferner die Spitzenmanschetten, welche einst auf seine zarten Künstlerhände herabfielen; den Pokal, welchen er bei den gemütlichen Diners, die er zu geben liebte, unter seinen Freunden kreisen ließ; und die große silberne Taschenuhr, welche er seinem Neffen vererbt hat, aus dem er gern einen Maler heranbilden wollte. Dieses Anerbieten schlug dessen Mutter jedoch aus, weil sie ihres Bruders böses Beispiel fürchtete, der die gottlose Gewohnheit übte, am Sonntag zu malen.

Daß sich nur eine geringe Anzahl von Gemälden Sir Josuas im Auslande befindet, ist leicht erklärlich. Sie kommen zu selten in den Handel und werden dann fast immer im Lande angekauft. Aber Kupferstiche, Lithographien und Schwarzkunstblätter nach ihnen sind in Menge vorhanden und werden in jeder europäischen Großstadt kopiert, bald mit Angabe des Künstlers, bald ohne dieselbe, oft sogar unter anderem Namen oder mit verändertem Hintergrund. Es giebt vielleicht keinen englischen Maler, der in der Fremde besser bekannt ist oder in der Heimat mehr geliebt wird als Sir Josua Reynolds, der geniale liebenswürdige Künstler und geistvolle Zeichner seiner Zeit, deren sociales Leben gänzlich verschieden von dem unserigen war und einer längst vergangenen Periode der englischen Geschichte angehört.



Litterarische Mitteilungen.

A. Nemenyis „Modernes Ungarn".

Zu einer Zeit, wo das Charakterbild Ungarns infolge mancher politischer und socialer Vorgänge, von der Parteien Haß und Gunst verzerrt, in der Geschichte schwankt, war es ein sehr zeitgemäßer Gedanke seitens des „Allgemeinen Vereins für deutsche Litteratur" und seines verdienstvollen Schriftführers Dr. Ludwig Lenz, den ungarischen Schriftsteller Dr. Ambros Nemenyi zur Herausgabe eines Buches über das „Moderne Ungarn"* zu veranlassen. Es sollte nämlich in einer zusammenfassenden Schrift die leidige Politik aus dem Spiele bleiben und ein Bild gegeben werden von den geistigen Strömungen im neuen Ungarn, von dem Wirken, von der Bildung, von den Bestrebungen des Landes der heiligen Stephanskrone und des magyarischen Stammes. Und dieser Versuch ist aufs glänzendste gelungen. „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn" — und ebenso glauben wir, daß über eine Nation am besten die Söhne derselben ein Urteil abgeben können. Deutsche, Engländer, Franzosen haben über Ungarn gar manches geschrieben und neben vielem Wahren und Interessanten auch manches Falsche, Anekdotenhafte und Lächerliche zu Tage gefördert; nun sind es Magyaren, welche von ihren Angelegenheiten so sprechen, wie sie dieselben verstehen. Eine Reihe ausgezeichneter Männer, von denen einige zu den besten Namen in der Litteraturwelt Ungarns zählen, haben sich zusammengethan, um dem deutschen Publikum in getreuen Zügen ein Bild der gesamten Zustände und Verhältnisse des modernen Ungarn zu entrollen. Das auch äußerlich höchst elegant ausgestattete Werk ist eine Art Rechenschaftsbericht über die litterarischen, Kultur- und Sittenverhältnisse Ungarns.

* „Das moderne Ungarn." Essays und Skizzen. Herausgegeben von Dr. Ambros Nemenyi. (Berlin, A. Hofmann u. Comp.)

Alle in dem Buche vertretenen magyarischen Schriftsteller schreiben in einem so vorzüglichen Deutsch, daß sie eigentlich ebensogut als deutsche Schriftsteller gelten können; die lichtvolle Darstellung, die klare Übersichtlichkeit und die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Stilarten verleihen dieser Anthologie einen ganz eigenartigen Reiz und bieten eine ebenso fesselnde wie genußreiche Lektüre dar. Von den litterar-historischen Artikeln verdienen die meiste Beachtung der Aufsatz des Grafen Szecsen über Alexander Kisfaludy, den bahnbrechenden ungarischen Dichter, sowie derjenige Eugen Peterfys über Alexander Petöfi, den größten Lyriker Ungarns, und Friedrich Riedls Essay über Johann Arany, den hervorragendsten magyarischen Epiker. Sehr interessant ist der Aufsatz Aigners über die ungarische Volkspoesie; von den eingestreuten Proben sind die Liebes- und die Pußtenlieder wahre Perlen der Volkspoesie. Die letzteren sind Hirten- und Räuberlieder, deren Heimat die großen unbebauten Ebenen Ungarns sind, wo der ungarische Stamm sich in seiner größten Reinheit erhalten hat und wo er auch noch seine ursprünglichste Lebensweise führt; doch auch die Trink-, Kriegs-, geistlichen und satirischen Lieder und Balladen bergen einen hohen poetischen Schatz in sich. Wir können dem Herausgeber nur dankbar sein, daß er uns einige der kostbarsten Kleinode der magyarischen Volksdichtung in deutscher Übertragung zugängig gemacht hat. Wir wollen übrigens hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir die beiden Artikel über die genannten Dichter, wie trefflich sie auch sein mögen, in einem Buche über das *moderne* Ungarn sehr wohl hätten vermissen können, ohne daß das Werk dadurch an seiner Bedeutung eine Einbuße erlitten hätte. Sehr wertvoll ist ferner die Abhandlung Herrmanns über die wissenschaftlichen Institute und die Fortschritte der Wissenschaft in Ungarn. Am Schlusse seiner Untersuchung äußert sich der Verfasser unter ande-

rem dahin: „Wer, die geschichtliche Entwickelung des ungarischen Stammes berücksichtigend, den gegenwärtigen Zustand unseres wissenschaftlichen Lebens und Apparates objektiv betrachtet und überprüft, der wird gewiß zu dem Resultat gelangen, daß dieser Stamm ein großes Anpassungsvermögen und daher auch eine große Lebensfähigkeit besitzt. In einer kurzen Spanne Zeit wurden die Grundlagen für ein modernes, der Entwickelung fähiges wissenschaftliches Leben aus eigenem Antriebe und aus eigener Kraft geschaffen, die Wechselwirkung in Gang gebracht. Mit der Konsolidierung der gesellschaftlichen Zustände werden sich diese Verhältnisse sicherlich noch bessern. Wenn es die Weltereignisse begünstigen, kann darüber kein Zweifel bestehen, daß Ungarn auch voll und ganz ein Kulturstaat im Sinne des fortgeschrittenen Westens werden muß." Ein sehr geistvoll geschriebener Artikel ist „Das ungarische Parlament" von Dr. A. Nemenyi. Aus der Fülle der Urteile über die Parlamentarier Ungarns mag nur folgende Auslassung über den Ministerpräsidenten Koloman v. Tisza hier Platz finden: „Er brachte Ordnung in die Finanzen, er brachte Ordnung in die Verwaltung, sein Wille hielt allein eine große politische Partei zusammen... Es hat größere Minister gegeben auch in der Regierung Ungarns; einen Staatsmann jedoch, der in kritischen Zeiten und im Besitze der Macht so unverbrüchliche Treue dem liberalen Gedanken bewahrt hätte wie Koloman Tisza, hat es selten in irgend einem Lande gegeben." Über den ungarischen Klerus veröffentlicht der berühmte Verteidiger Advokat Karl v. Ötvös einen sehr anziehenden Essay, und die „Ungarischen Frauentypen", die uns Dr. Agay vorführt, sind eine besondere Delikatesse des feuilletonistischen Werkes. Ein wahres Kabinettstück des Humors ist endlich die Skizze des berühmten ungarischen Romanciers Maurus Jokai: „Mein Bühnenleben."

Wir schließen den Bericht über das originelle Werk mit den beherzigenswerten Schlußworten desselben: „Wer Ungarn näher kennen gelernt hat, ersieht, welch günstiger Boden für die mannigfaltigsten Kulturen daselbst vorhanden ist... Das Land ist eine ‚terra benedictissima', nur bedarf dasselbe der Mitwirkung der beiden Faktoren: Arbeit und Kapital, um es jener Stufe rasch zuzuführen, welche andere Länder nur nach Jahrhunderte währendem Ringen allmählich erklommen haben."

A. K.

Litterarische Notizen.

Über die kulturhistorischen Erzählungen werden die Akten sobald nicht geschlossen sein, denn das Studium der Eigentümlichkeiten vergangener Zeiten besitzt einen außerordentlichen Reiz, der noch lange nicht erschöpft ist. Unendlich verschieden ist der Standpunkt, auf den sich die Verfasser, und ebenso verschieden die Ansprüche, welche die Leser stellen. Die richtige Mitte scheint uns Rudolf Baumbach in seinem **Trug-Gold**, Erzählung aus dem siebzehnten Jahrhundert (Berlin, Albert Goldschmidt), eingehalten zu haben. Hier ist die genaue Kenntnis des Charakters der Zeit mit poetischer Erfindung taktvoll vereinigt, und der Leser wird weder mit archäologischen Einzelheiten übersättigt, noch durch gelehrte Exkursionen aus der poetischen Stimmung gerissen. Die alchimistischen Schwärmereien des siebzehnten Jahrhunderts bilden die Grundlage der anmutigen und fesselnden Erzählung.

Etwas mehr mit Gelehrsamkeit verbrämt erscheinen die drei Geschichten, welche **Unterm Löwensteine** betitelt und von Ludwig Hänselmann (Wolfenbüttel, Julius Zwißler) „einer ungeschriebenen aber wahrhaftigen Chronik nacherzählt" sind. Wirklich rührend ist die Geschichte von Hans Dilien dem Türmer und seinem entführten Söhnlein. Hier tritt eine allgemein menschliche Empfindung, die alle Zeiten überdauert, im Rahmen der bestimmten Epoche hervor; das ergreifend Menschliche bleibt dabei die Hauptsache und ist stark genug, dem Chronisten das Gemüt der Leser zu gewinnen. Darauf eben kommt es an. Mögen die Wissenden über das Mehr oder Minder in der Echtheit der Fassung streiten — wenn das Herz nicht erschüttert wird, ist auf eine größere Teilnahme für die gelehrten Studien nicht zu hoffen. Auch die beiden anderen Erzählungen, welche Hänselmann „unterm Löwensteine" hervorgeholt hat, sind charakteristisch und fein ausgeführt.

Die Rose vom Haff. Roman von Emil Erhard. Drei Bände. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) — Den Hintergrund dieser Erzählung bilden die preußischen Militär- und Hofverhältnisse etwa um die Mitte dieses Jahrhunderts, also die vorbereitende Zeit für die großen Ereignisse, denen die Welt ihre Umgestaltung verdankt. Schade nur, daß der Verfasser sich gar zu ausschließlich und geflissentlich an die höchsten Kreise hält und nur nebenbei einmal einen halben Blick auf andere Verhältnisse wirft. Es ist

eine tüchtige Gesinnung in dem Buche, aber sie tritt einseitig hervor. Ohne Zweifel wird der Roman vielen Lesern gefallen, weil die gesellschaftliche Exklusivität bekanntlich eine große Zahl von Verehrern und Verehrerinnen hat, denen hier in recht unterhaltender Weise vollauf Genüge geschieht. Eine sehr anmutige Gestalt ist die Heldin des Romans, für deren schwierige Stellung in der bunten Hofgesellschaft jeder Leser Teilnahme empfinden wird.

Xanthippe. Roman von Fritz Mauthner. (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.) — Das parodistische Talent Mauthners zeigt sich auch hier wieder in sehr geistvoller und vorurteilsfreier Weise. Es sind zwar altgriechische Namen, aber Gestalten aus der modernen Welt. Das Ganze ist eine Art Ehrenrettung der sprichwörtlich gewordenen Xanthippe, der Frau des gelehrten, ewig zerstreuten und für einen bürgerlichen Haushalt sehr unbequemen Professors Sokrates. Zum Schlusse ist die brave Xanthippe selbst die beste Interpretin des Charakters ihres Mannes. Es ist eigentlich eine ganz neue Specialität, welche Mauthner hier vorführt; sie ist vielleicht nicht für jedermann, aber wem sie zusagt, der wird gewiß auch eine rechte Freude daran haben.

Ein Problem. Roman von Gerhard von Amyntor. (Basel, Felix Schneider.) — Es ist schon viel in Romanen mit Versprechungen oder Schwüren gesündigt worden, die man Sterbenden leistet, um sich dadurch lebenslänglich unglücklich zu machen, aber zu so unerfreulichen Folgen hat es selten ein Verfasser gebracht wie Herr von Amyntor in seinem „Problem". Eine ganze Kette innerlich unsittlicher Handlungen entspringt hier aus dem Versprechen am Sterbebette, und weder die gewandte Art des Erzählers noch sein eigenes Bekenntnis am Schlusse des Buches, daß sein Held eigentlich ein trauriger Wicht sei, kann uns damit versöhnen, daß er sein Talent zur Behandlung eines so häßlichen Problems mißbraucht hat.

Magdalena. Roman von Valeska von Gallwitz. Zweite Auflage. (Breslau und Leipzig, S. Schottländer.) Dieser Roman unterscheidet sich vorteilhaft von den meisten Produkten aus weiblicher Feder durch die erbarmungslose Strenge der Verfasserin gegen ihr eigenes Geschlecht; schade, daß ihre Erfindungsgabe etwas zu kurz kommt, denn es handelt sich um die alte Geschichte von dem edlen Mädchen, das den Sündenbock für die leichtsinnige Freundin abgiebt und dadurch große Verwirrung anstiftet. Allerdings ist das Thema neu variiert, aber die Sache erscheint doch nachgerade zu abgenutzt. Gut zu erzählen versteht Valeska v. Gallwitz; sie kennt das menschliche Herz und die Vorurteile der Welt, aber bei der gegenwärtigen Massenproduktion verlangt der Leser zugleich etwas Originalität in der Erfindung.

Schließlich gedenken wir noch eines Romans Amazone von Karl Vosmaer, durch Lina Schneider ganz vorzüglich aus dem Holländischen übersetzt und von keinem Geringeren als Georg Ebers mit einem Vorworte versehen. (Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) Es kommt zwar in dem Roman eine Stelle vor, wo gegen das Vergleichen neuer Werke mit vorhandenen Vorbildern protestiert wird, aber nichtsdestoweniger dient dies oft zur Orientierung über die Gattung, und so möchten wir in bester Absicht diese „Amazone" mit Heinses „Ardinghello" oder der „Corinne" von Frau v. Staël vergleichen, wo der Roman eigentlich dem Leser nur Gelegenheit giebt zur begeisterten Bewunderung von Italiens Natur und Kunstschätzen.

* *
*

Geschichte der Freimaurerei von der Zeit ihres Entstehens bis auf die Gegenwart. Von J. G. Findel. Fünfte Auflage. Zwei Bände. Findels Schriften dritter und vierter Band. (Leipzig, J. G. Findel.) — Es besteht noch heute innerhalb des Freimaurer-Ordens keine völlige Klarheit über den Ursprung und die Entstehung der Freimaurerei. Der auf masonischem Gebiete sehr verdiente und fleißige Verfasser tritt nun seinerseits mit Energie der Annahme entgegen, als ob sie in ihrem Wesen und ihren Gebräuchen auf die Ritterorden des Mittelalters oder gar auf die Mysterien des Altertums zurückzuführen sei. Vielmehr weist er überzeugend an der Hand geschichtlicher Thatsachen nach, daß die geistige Maurerei sich aus den Steinmetzgilden des Mittelalters entwickelt habe, die allerdings nicht bloße Gewerbsgilden, sondern zugleich auch Bruderschaften waren, welche eine geheime Kunstlehre übten. Die Anklänge an ältere Institutionen ähnlicher Art erklären sich aus einem gemeinsamen Zuge der Menschennatur nach ganz bestimmten, auf einer höheren geselligen Grundidee beruhenden Organisationen, deren Wiederaufnahme noch keine direkte Fortpflanzung jener alten Verbindungen bedeutet. Indem der Verfasser, gestützt auf die Zeugnisse anderer maurerischer Schriftsteller, insbesondere des Philosophen Krause, den angedeuteten Nachweis führt, will er die Freimaurerei ihres Charakters als eines Ordens entkleiden und sie als einen freien Bund von Männern betrachtet wissen, welche, allen Völkern des Erdkreises zugehörig, unter symbolischer Annahme der Zeichen und Geräte des Bauhandwerkes an dem unsichtbaren Tempel bauen, der die ganze Menschheit in Duldung, Humanität und Bruderliebe umschließt. Die weitere Entwickelung der Freimaurerei in ihren Verirrungen und Vorzügen, in ihren Enttäuschungen und Er-

folgen erfährt durch den Verfasser eine lichtvolle und vorurteilslose Darstellung, so daß seine „Geschichte", mit Rücksicht auf den Einfluß, der der Freimaurerei auf kulturelle Fragen, insbesondere auf die Entwickelung der modernen Aufklärung, zuzugestehen ist, auch für den Nichtmaurer Interesse beansprucht. — In **Geist und Form der Freimaurerei** (der Schriften zweiter Band) von demselben Verfasser wird der Grundgedanke, der den Bund beherrscht und durchdringt, in seiner praktischen Handhabung und Durchführung erläutert und, wie derselbe durch Gesetz, Überlieferung und geistigen Weiterbau sich gestaltet und fortgebildet hat, des näheren dargelegt. Auch diese letztere Schrift bietet denen, die sich über die Freimaurerei eingehender unterrichten wollen, eine Fülle anregenden Stoffes und insofern eine besonders interessante Studie, als darin das sogenannte „Geheimnis" des Bundes auf seinen wirklichen Wert zurückgeführt erscheint.

* *
*

Die Physik im Dienste der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens. Herausgegeben von Dr. G. Krebs. (Stuttgart, F. Enke.) — Jedenfalls nur die vergebliche Suche nach einem möglichst weit umfassenden Ausdruck hat für dieses Werk, welches doch gerade die praktischen Anwendungen der Physik in populärer Form besprechen will, den oben angegebenen wunderbar widerspruchsvollen Titel zu zeitigen vermocht. Nun, der Inhalt des Werkes scheint mehr zu geben, als jener Titelstil vermuten ließ. Das uns vorliegende erste Heft enthält eine recht angenehm lesbare und mit größter Rücksicht auf das allgemeine Verständnis abgefaßte Abhandlung über das Wesen der Photographie von Professor Vogel, ferner einen jedem Laien Interesse einflößenden Aufsatz über Spektrum und Spektralanalyse. Den Schluß bildet die Einführung in die Einrichtung, Zweck und Wirksamkeit einer meteorologischen Station von dem Herausgeber selbst. Sämtliche Artikel sind reich und gut illustriert.

* *
*

L'Antiquité littéraire. Von Alb. Wittstock. — Dasselbe in englischer Sprache: **The Ancient Classics.** — Dasselbe in deutscher Sprache: **Altklassisches Lesebuch.** (Bremen, M. Heinsius.) — Beim Herannahen des neuen Schuljahres wollen wir nicht unterlassen, auf diese Schulbücher ganz eigener Art aufmerksam zu machen, welche der Konzentration des Unterrichts dienen sollen. Wir haben hier die griechischen und römischen Klassiker in französischer, englischer und deutscher Übersetzung vor uns. Diese Bücher füllen eine wirklich vorhandene Lücke aus. Es ist wohl bis jetzt noch kein solches Sammelwerk vorhanden gewesen wie das Wittstockſche, in welchem Übersetzungen der alten Klassiker, die von französischen, englischen und deutschen Klassikern verfaßt worden sind, sich zum Vergleich nebeneinander befinden. Darum gebührt dem Herausgeber die Anerkennung, die ihm hervorragende Namen der Wissenschaft gezollt haben und die ihm kein Litteraturfreund versagen wird, für seine mühsame interessante Arbeit, welche nur durch große Liebe zur Sache wie durch tiefes Verständnis und wissenschaftlichen Sinn vollendet werden konnte.

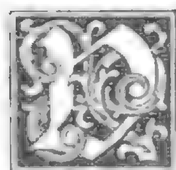
Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Der Hamlet von Tusculum.

Novelle

von

Richard Voß.



Vor einigen Jahrzehnten hütete die tusculanischen Ziegenherden des Prinzen Aldobrandini, welchem Tusculum heute gehört, der Abruzzate Simeone Santis, ein halbwilder Mensch, in zottige Felle gekleidet und von ungewöhnlicher Körperkraft. Man sagte ihm nach, daß er in der Wut einmal eine lebendige Ziege zerrissen — tierisch genug dazu war er.

Der prinzliche Minister hatte ihn in Frascati auf dem Domplatz gedingt. Er war mit einem Trupp neapolitanischer Schnitter gekommen, die mit Weib und Kind zur Ernte ins Römische wanderten, ein Menschenschlag mit Mördergesichtern.

Nachdem Sor Simeone zwei Stunden lang wie ein Wolf den Aufseher umschlichen und zwei andere Stunden mit diesem um den Lohn gefeilscht, wobei er um ein Haar gegen den Beamten des Prinzen sein Messer gezogen, wurden die beiden handelseinig: für so und so viele Felle und einige Scudi verpflichtete sich Sor Simeone, das Jahr hindurch die Ziegen des großen römischen Fürsten zu hüten. Für jedes Tier, das sich verstieg oder das abstürzte, ward ihm von dem Gelde abgezogen. Überdies hatte er ein gewisses Quantum von Käse in der Tenuta abzuliefern; was er davon außerdem bereitete, gehörte ihm.

In seiner Art ganz vergnügt, begab er sich auf den einsamen Ruinenberg, der damals nur wenig von Fremden besucht wurde, richtete sich mit seinem Kochtopf häuslich ein, zählte seine Herde, gab jedem Stück derselben einen Namen und begann, äußerst zufrieden mit den Weideplätzen, sein Hüteramt. Wenn er Tags über bald hier, bald dort in der Sonne lag, abends irgendwo ein Feuer anzündete, um daran seine Minestra zu bereiten und sich dann daneben zum Schlaf auszustrecken, dachte er zuweilen an seine junge hübsche Frau und daß er sie ihrem jungen hübschen Liebhaber fortgenommen; auch kam ihm manchmal in den Sinn, sie sich bald herzuholen, damit er nicht selbst Feuer anzumachen und die Minestra zu kochen

brauche. Manchmal heulte er bei solchen Gedanken vor Behagen laut auf, oder er schlug aus derselben Empfindung seinen Hund, den er nach jenem Liebhaber seiner Frau Marco nannte. Dagegen hatte er die zierlichste Ziege Laurina getauft. Ein besonderes Vergnügen verursachte ihm, den Marco auf die Laurina zu hetzen und hernach den Hund dafür halb tot zu prügeln.

Ein ganzes Jahr brauchte er, bis er zu dem Entschlusse kam, seinen Strohwitwerstand aufzugeben. Er nahm auf einige Wochen Urlaub, dingte einen Stellvertreter und begab sich auf die Wanderschaft. Bevor jedoch die Zeit ganz abgelaufen, kam er mit einem blutjungen und bildhübschen, aber blassen und kranken Weibe zurück, das auf dem Rücken ein Kind trug, erst vor kurzem geboren.

Es war ein Knabe.

Bis dahin hatte Sor Simeone in den Ruinen der ausgegrabenen Stadt gehaust: bald in den Gängen des Amphitheaters, bald in einem unterirdischen Gemache der ciceronischen Villa; in den Versenkungsräumen der griechischen Bühne oder in der Höhlung eines halb zerstörten antiken Grabmals. Diese Wohnstätten hätte er, unbekümmert um Skorpione und Nattern, ohne Zweifel mit Weib und Kind beibehalten, wäre ihm nicht von dem Verwalter, dem der bejammernswerte Zustand der jungen Mutter — sie war unterwegs von ihrem Manne halb tot geschlagen worden — Mitleid einflößte, eine bessere Unterkunft angewiesen worden.

Es war das längst nicht mehr benutzte Wächterhaus, welches auf der Höhe des Hügels auf einem ebenen, freien Platz — dem einstmaligen Forum — aus Trümmern der antiken Stadt: Gebälkstücken, Inschrifttafeln und Statuen, erbaut worden, als Lucian Bonaparte Tusculum ausgraben ließ. Zwischen der sogenannten „Villa des Cicero" und dem griechischen Theater lag das einsame Haus am Rande einer köstlichen Kastanienwaldung, auf drei Seiten von Fluren umgeben, die im Frühling und Herbst Blumenfeldern glichen. Rosen und Menthe begruben hier manches kostbare Marmorwerk, das gespenstisch aus dem Grün und den Blumen hervorleuchtete. Von dem Hause aus genoß man eines weiten Überblicks auf die benachbarten öden Hügel mit ihren unbewohnten Thälern, auf die fernen grauen Felsenriesen der Abruzzen und die schimmernde Meeresküste. Zwischen den Abruzzen und dem Meer, dem tusculanischen Hügel gerade gegenüber, erhob sich das Albanergebirge mit seinem feierlichen Gipfel, dem schwärzlichen Rocca di Papa, den ausgedehnten Weinfeldern von Marino und dem Kraterrand des Albanersees, an dem die Städte aufstiegen.

Inmitten geheimnisvoller Ruinen, unter sich eine gewaltige, unverständliche Welt, ringsum Stille und Öde, wuchs der kleine Salvatore auf, so frei und wild wie die Falken, die auf den Trümmern hausten.

Es war ein hübsches zartes Kind mit schwarzem Lockenkopf und dunklen schwermütigen Augen. Bei dem großen Schweigen, das auf der Höhe herrschte, wurde auch der Knabe schweigsam und überaus ernsthaft. Er kannte niemanden als seine Eltern; wenn er einmal eine fremde Gestalt gewahrte, lief er fort und versteckte sich.

Sehr bald wußte er, daß seine Mutter viel von seinem Vater geschlagen wurde und es ruhig ertrug. Diese Wahrnehmung machte einen mächtigen Eindruck auf das leidenschaftliche junge Gemüt. Wenn Sor Simeone an Sonntagabenden trunken von Frascati heraufkam und in das Haus trat — dieses bestand nur aus einem einzigen Raum —, stellte sich der Knabe schützend vor seine Mutter, die geballten Händchen zum Schlage gegen den Vater erhoben, ihn mit seinen unschuldigen Augen feindselig anblitzend. Gewöhnlich nahm die Mutter den heftig Widerstrebenden rasch auf, trug ihn hinaus und schloß hinter ihm zu. Während der Knabe wild schreiend an die Thür stieß und pochte, hörte er drinnen die Flüche seines berauschten Vaters und das unterdrückte Schluchzen seiner gemißhandelten Mutter. Die Nacht kam, er fürchtete sich, kauerte auf der Schwelle hin, schluchzte: Mutter!

Mutter! und schlief ein. Gegen mitternacht wurde dann stets die Thür leise geöffnet, Sora Laurina trat heraus, hob den Schlummernden sanft auf, trug ihn hinein, legte ihn auf sein Lager, deckte ihn sorglich zu und weinte und betete die ganze Nacht hindurch über seinem jungen Haupte. Am nächsten Morgen erschien dann dem Kinde alles wie ein Traum, ein Traum, den es zu begreifen versuchte. So entwickelte sich Salvatore frühzeitig zu einem Grübler.

Tags über war Salvatore wenig zu Haus. So gern er sich bei seiner Mutter befand — allein zu sein, war ihm lieber. Nach allen Richtungen hin durchkroch und durchkletterte er den Ruinenberg, bis in die Waldungen dringend, die Tusculum von Frascati scheiden. Aber anstatt das Lager des grauen Bergfuchses und den Horst des braunen Falken aufzuspüren, lag er stundenlang regungslos hingestreckt, starrte mit weit offenen Augen in die Luft, hörte dem Lerchenjubel, dem Summen der Käfer zu und ließ die Sonne auf sich niederbrennen, ohne es recht zu empfinden. Der Wind wehte über ihn hin, er schaute den jagenden Wolken nach, lauschte auf das Glockengeläute, das er, der nie in eine Kirche kam, für die Stimmen der Luft hielt, und versuchte, sich bei allem etwas zu denken. Er sah viele Städte unter sich liegen und wußte kaum, daß sie von Menschen bewohnt wurden; er sah das Meer aufglänzen und konnte sich nicht vorstellen, was das wohl sei; er sah die Sonne auf- und untergehen, doch niemand sagte ihm, daß es ein Himmelslicht sei, von einer Gottheit erschaffen.

Des Sonntags stieg seine Mutter nach Frascati hinab zur Kirche, und der Vater lief in die Schenke; er mußte also bei der Herde bleiben. Die Hirten, die auf den anderen Hügeln hüteten, waren nicht verheiratet. So kam es, daß Salvatore keinen Spielgefährten bekam und jedesmal in dumpfes Staunen geriet, wenn seine schweigsame Mutter ihm zuweilen von anderen Kindern erzählte. Andere Kinder „spielten“. Was mochte das sein?

Bei solchem Leben auf der wilden Höhe, inmitten der ausgegrabenen Stadt, wurde der Hang zur Träumerei immer entschiedener zu einer Eigenschaft seines Charakters, die ihn bald ausschließlich beherrschte. Über alles brütend, konnte er über nichts zu einem klaren Gedanken kommen. Nur zweier mächtiger Regungen war er sich bewußt: das war die leidenschaftliche Liebe für seine gemißhandelte Mutter und der leidenschaftliche Haß gegen seinen grausamen Vater. Wenn er nur erst „groß“ wäre!

*　　*
*

Salvatore hütete bereits einen Teil der Herde, und das auf einem Gebiete, welches sich von dem Gipfel, darauf einst die Arx der alten Stadt gestanden, bis zum Molarathal hinab erstreckte. Eine von den Trümmern Tusculums aufgeworfene niedrige Mauer, darin manches weiße Marmorstück leuchtete, trennte den tusculanischen Weideplatz von den Gründen, die zu Rocca di Papa gehörten. Gerade war drüben der Hirt am Fieber gestorben.

Es war eines Sonntagnachmittags im Frühsommer, als Salvatore wie gewöhnlich die Herde hinuntertrieb. Nahe der Grenzmauer aus den Klippen tretend, blieb er plötzlich erschrocken stehen: auf einem Felsblock, um den, wie Kandelaber um einen Altar, hohe blühende Königskerzen standen, kauerte eine kleine zierliche Gestalt in einem hochroten Röckchen, das braune Gesichtchen von weißen Schleiertüchern beschattet. Sie hatte den Schoß voller Blumen und war eifrig beschäftigt, die goldgelben Kelche auf langen, biegsamen Binsenstengeln zu Ketten aneinander zu reihen.

Erstaunt schaute der Hirtenknabe diesem seltsamen Thun zu, als echter Sohn der Wildnis sogleich an Zauberei denkend. Jetzt sah die kleine Berghexe auf. „Sie hat gewiß den bösen Blick.“ Und er wollte schon seine Herde, denn allein um diese war es ihm zu thun, eiligst zurücktreiben. Da fing das Mädchen zu singen an, mit so weicher, süßer Stimme, daß Salvatore, die Rettung seiner Herde ver-

gessend, mit angehaltenem Atem lauschte. — Wie von dem Gesange hingezogen, näherte er sich der Mauer. Das Mädchen blickte zu ihm hinüber, nickte ihm ernsthaft zu, ließ sich aber nicht im mindesten durch seine Gegenwart stören. Als sie ihre Kette fertig hatte, wickelte sie sich, immerfort singend, die schimmernden Blütenreihen vielfach um den Hals. Dann war auch das Lied aus.

„So komm doch herüber!" rief sie und lachte.

Mit einem Sprung war er drüben, stand auch gleich dicht vor dem Felsblock mitten unter den schlanken silbergrauen Blumenstengeln, deren goldige Dolden über seinen Kopf ragten, und schaute andächtig zu ihr empor.

„Nun wollen wir spielen," befahl sie ihm.

Er wußte nicht, wie das sei, war indessen sofort bereit dazu.

Sie spielten. Er mußte ihr glänzende Käfer fangen, die sie in ein aus den sammetartigen Blättern der Königskerze verfertigtes Körbchen sperrte. Nachher ließen sie die Gefangenen wieder frei.

Es war wunderschön!

Um seine Herde kümmerte sich Salvatore nicht mehr. Er war wie in einem Rausch, wie in einem glückseligen Traum. Seine Wangen glühten, seine Augen leuchteten; er hätte aufjubeln und zu gleicher Zeit bitterlich weinen mögen.

Während des Spielens plauderte sie. Sie heiße Marja — Marja Mariani. — Welch wunderhübscher Name! — Wie seiner sei? — Salvatore Santis. — Der Name gefiel ihr. Salvatore erglühte. — Ob er auch von weit her käme? — Er war immer dagewesen, wußte gar nicht, von woher er hätte kommen können. — Ei, von zu Hause! von woher denn sonst? Ihr Vater hatte sie oft getragen, obgleich sie gar nicht müde gewesen; ihr Vater war so gut, so gut! Salvatore wurde plötzlich so traurig, daß er nur mit Mühe die Thränen zurückhielt. Sie merkte es gleich.

„Was hast du?"

„Mein Vater —" stammelte er und stockte. „Ist deiner auch Hirt?" forschte er ängstlich.

„Was sollte er sonst sein?"

„Wir bleiben hier," vertraute sie ihm triumphierend an. „Der Vater baut uns eine Hütte, ganz aus grünen Zweigen. Zu Hause hatten wir eine aus Stein, das war häßlich."

Salvatore mußte gestehen, daß sie auch in einer solchen häßlichen Steinhütte wohnten; dort oben lag sie. Marja dachte eine Weile nach, dann tröstete sie ihn damit, daß sie ihm ein Haus aus Blumen zu bauen versprach.

Salvatore war es zufrieden.

Aber ihr Vater beschäftigte ihn doch am meisten.

„Er ist immer gut gegen dich?"

„Er hat mich schrecklich lieb; ich habe ihn aber auch schrecklich lieb! Du hast deinen Vater doch auch gern?"

In seinem Gesicht zuckte es, aber er schwieg.

„Meine Mutter —" Weiter zu reden vermochte er nicht.

„Meine Mutter ist tot."

„Ach!"

Er seufzte tief auf, sah sie scheu an und begriff nicht, daß sie das so ruhig sagen, daß sie so heiter sein könne.

„Das war schön!"

„Was war schön?"

„Wie sie begraben wurde. Denke dir: in die Erde hinein. Viele bunte Männer gingen mit vielen Lichtern. Und wie die Glocken läuteten! — Ist deine Mutter auch tot?"

„Nein! nein!" rief er heftig und schluchzte krampfhaft auf, worüber Marja so erschrak, daß sie zu weinen anfing.

Bald beruhigten sich beide und setzten Spiel und Plauderei fort.

Ob er oft in die Kirche gehe? — Niemals. Seine Eltern gingen hinein, dann müsse er bei der Herde bleiben. Er wisse gar nicht, was das sei, eine Kirche. — Ein wunderschönes, buntes Haus, mit Blumen und Lichtern und vielen, vielen Menschen. Und dann die Priester. Wie

die angezogen sind! Mit lauter Gold und Silber. Man muß ihnen die Hand küssen — ja wahrhaftig! Und wenn sie dastehen und etwas in die Höhe halten, dann muß man sich hinwerfen — sieh so! Und mit den Händen muß man so machen.

Sie zeigte ihm alles. Ihm wurde von so vielen Herrlichkeiten ganz wirr zu Sinn. Auch schämte er sich, daß er von nichts wußte, daß seine Mutter ihm von nichts gesagt hatte.

Aber von der guten Gottesmutter wußte er durch seine Mutter, sie hatte ihm auch einen Spruch gelehrt, den er jeden Morgen und Abend hersagen mußte. Ganz stolz betete er seiner kleinen Freundin den frommen Vers vor, wobei er die Hände faltete und ein wehmütiges Gesicht machte.

Sogleich kramte auch Marja ihre ganze christliche Gelehrsamkeit aus. Salvatore staunte.

Noch etwas anderes hätte er gar zu gern von seiner kleinen klugen Gefährtin erfahren, lange fand er nicht den Mut, sie zu fragen; dann brach er leidenschaftlich damit hervor:

„Hat dein Vater deine Mutter auch geschlagen — so geschlagen, daß es blutet?!“ Schluchzen erstickte seine Stimme. Er ballte die Hände und blickte voll angstvoller Erwartung seine Freundin an.

„Nie hat der Vater meine Mutter geschlagen,“ versicherte Marja eifrig. „Mein Vater thut keinem Tier etwas zuleide.“

„Ist dein Vater auch nie betrunken?“

„Was ist das?“

„Das ist — ich weiß es auch nicht; aber es ist schrecklich.“

„Dann ist es der Vater niemals,“ entschied Marja in unerschütterlichem Glauben.

„Denke dir: wenn mein Vater betrunken ist, schlägt er die Mutter — so, daß es blutet,“ raunte Salvatore ihr zu. „Aber laß mich nur erst groß sein —“

„Ich weiß, was du dann thust!“ rief das Mädchen mit blitzenden Augen. „Wenn bei uns zu Hause einer einen totschlägt, so wird er wieder totgeschlagen. Mein Vater hat es mir erzählt.“

„Du mußt mir alles sagen, was dein Vater dir erzählt hat,“ flehte Salvatore inbrünstig.

„Dann thut man ein Gelöbnis und dann muß man den Mörder töten.“

„Wer muß ihn töten?“

„Ei, der Bruder oder der Sohn von dem, der gemordet worden ist, oder sonst ein anderer, irgend einer. Wenn er das Gelöbnis gethan hat, dann hilft's nichts.“ Sie sah sich scheu um, rückte dicht zu Salvatore hin und flüsterte: „Wenn du es keinem Menschen verrätst, will ich es dir sagen.“

„Ich will es keinem Menschen verraten.“

„Du mußt es geloben.“

„Wie soll ich das machen?“

„Sage nur: Ich gelobe.“

„Das gefällt mir nicht.“

„Sag's nur.“

„Ich gelobe.“

Er war ganz erblichen, er zitterte. Marja vertraute ihm:

„Auch mein Vater hat solch ein Gelöbnis gethan.“

„Auch dein Vater?“

„Ich weiß es von der Mutter; ich weiß noch viel mehr.“

Sie erwartete, daß Salvatore sie bitten würde, es ihm zu sagen; er war jedoch viel zu entsetzt.

„Also muß dein Vater einen totschlagen?“

„Das wird er wohl müssen. Singt er doch immer das Lied.“

„Welches Lied?“

„Wie du fragst! Ich habe es ja vorhin gesungen.“

„Sing es noch einmal.“

Marja ließ sich nicht lange bitten; andächtig hörte Salvatore ihr zu. Es war eigentlich kein hübsches Lied, aber weil Marja es sang, gefiel es ihm.

Mitten im Gesang unterbrach sie sich.

„Da kommt der Vater. Er mag nicht hören, wenn ich das Lied singe. — Bleibe doch. Mein Vater thut dir nichts.“

Aber Salvatore war bereits über die Brüstung geklettert.

„Morgen komme ich wieder!“ rief er

zurück. Hinter einem Dornbusch versteckt, sah er scheu zu dem Manne hinüber, der Marjas Mutter nicht geschlagen hatte.

— — — — — — — — — — —

Am Abend kam die Herde ohne ihren Hirten auf Tusculum an. Obgleich kein Stück fehlte, tobte und fluchte Sor Simeone, daß es weithin über den Berg schallte. Laurina, ohne sich an den Wütenden zu kehren, lief fort und suchte ihren Sohn. Da hörte sie ihn singen. Sie kannte das Lied, wurde ganz fahl im Gesicht und mußte sich an den Felsen lehnen. Schwankend setzte sie ihren Weg fort und fand den Knaben auf einer Klippe liegend, ins Molarathal hinabsehend, wo der neue Hirt vor seiner Hütte ein Feuer angezündet hatte. Bei der einbrechenden Nacht schlug die Flamme hoch auf, glühenden Schein auf den Lagerplatz werfend. Die Frau erkannte die dunklen Gestalten des Hirten und seines Kindes. Ihre ersten Worte waren:

„Woher kennst du das Lied?"

Salvatore deutete hinab:

„Von Marja. — Marjas Vater hat ihre Mutter niemals geschlagen, und — denke dir: ihre Mutter ist tot."

„Wer ist Marja?"

„Wer Marja Mariani ist —?"

Regungslos stand das Weib und starrte in die nächtige Tiefe hinab. Salvatore glaubte, sie sei ihm böse, weil er mit Marja Mariani gespielt habe, und fing zu weinen an. Da warf Laurina sich neben ihm hin, drückte ihn an sich und küßte ihn, daß der Knabe aufschrie. Hand in Hand traten sie endlich den Heimweg an.

An demselben Abend erfuhr auch Sor Simeone die Ankunft des neuen Hirten und ward darüber ganz wild. Salvatore mußte die ganze Nacht ausgeschlossen im Freien zubringen; drinnen hörte er seine Mutter leise stöhnen: „Wenn er doch nur erst größer wäre!"

* *
*

Marco Mariani, der neue Nachbar des Hirten von Tusculum, der sich den Bauern von Rocca di Papa als Hirt verdingt hatte, erwies sich als ein noch ziemlich junger Mann, schwarzlockig und braun, mit schönen, schwermütigen Augen. Seine wilde Tracht, aus dunklen, langhaarigen Ziegenfellen und dem Vließ eines schwarzen Schafbockes verfertigt, kleidete ihn vorzüglich. Er und Sora Laurina stammten aus demselben Orte. Beider Eltern waren Nachbarn gewesen.

Im Dorfe hatte man allgemein geglaubt, daß die Kinder einmal ein Paar werden würden. Sie waren beide fast gleichalterig, beide ungewöhnlich hübsch und schienen sich einander sehr gern zu haben. Als bei Marcos angehendem achtzehnten Jahre das ganze Dorf ein Verlöbnis erwartete, bewarb sich der zugewanderte Hirt Simeone Santis um das Mädchen. Er war zwar um zwanzig Jahre älter als Laurina, aber um fünfzig Scudi reicher als Marco, bekam also, der Sitte gemäß, die Braut. Schon nach wenigen Wochen ward die Hochzeit gefeiert.

Das ganze Dorf fand das vollkommen in der Ordnung, und vollkommen in der Ordnung fanden es Laurina und Marco; daß aber der beiseite geschobene Liebhaber nicht versuchte, dem glücklichen Nebenbuhler einen Dolchstich beizubringen, fand im ganzen Dorf kein Mensch in der Ordnung, Simeone Santis am wenigsten. So geschah es, daß der hübsche, lustige, allgemein beliebte Marco allgemein mißliebig wurde; er war ein Feigling. Plötzlich erinnerte man sich, daß er als großer Knabe vor einem Wolfe geflohen war, die Herde im Stich lassend.

Sor Simeone verhöhnte ihn öffentlich und hatte die Genugthuung, daß man ihm, obgleich er im ganzen Dorfe verhaßt war, in dieser Sache allgemein recht gab. Seinem jungen Weibe gegenüber hörte er gar nicht auf, ihren schönen und „mutigen" Liebhaber zu verspotten; Laurina entgegnete darauf niemals ein Wort.

Dem hübschen Marco wäre es nach diesem Vorfall schwer geworden, aus dem Ort ein anderes Mädchen zur Frau zu bekommen; keine hätte ihn gewollt, auch hätte kein Vater ihm seine Tochter ge-

geben. Sogar seine Kameraden, deren Stolz er bis dahin gewesen, mieden ihn. Ein Makel lag auf ihm.

Der junge Hirt verfiel in Schwermut. Er scheute die Menschen, blieb bei seiner Herde, die er in die entlegensten Felsenthäler trieb, und wurde, da er immer daran denken, immer darüber grübeln mußte, zu einem Träumer.

Er wußte selbst, daß er feig sei.

Bald nach der Hochzeit verließ Sor Simeone sein junges Weib, um sich im Römischen nach einem guten Dienst umzuthun. Halb im Scherz warnte ihn sein Schwiegervater. Der neue Ehemann lachte laut auf: ein Feigling sei keiner Frau gefährlich.

Seine Frau stand dabei und — lachte mit.

Da er sie jedoch zum Abschied küssen wollte, stieß sie ihn fort, als sei er ein häßliches Tier. Er sah sie mit seinem Mörderblick an und ging.

Ein ganzes Jahr blieb er fort.

Marco wurde zuweilen im Dorfe gesehen, allerdings nur des Nachts oder beim Morgengrauen. Das ganze Dorf wußte, daß er an seinem Todfeind Rache genommen — die Rache des Feiglings. Die Blicke, mit denen man ihn ansah, wurden immer düsterer, immer verächtlicher. Er ertrug diese Blicke nicht und wanderte ganz fort; in das Neapolitanische. Bald darauf gebar Laurina einen Knaben, dann kehrte Sor Simeone zurück, um sein Weib und seinen Sohn nach Tusculum zu holen.

Sie war nicht feig; sie sagte es ihm selbst.

Als er sie darauf mißhandelte, fand sowohl sie selbst, ihr Vater als auch das ganze Dorf das vollkommen in der Ordnung; sie würden es in der Ordnung gefunden haben, wenn er sie getötet hätte.

Mit Marco Mariani war er übrigens fertig; für solche Rache mußte die Frau büßen. Auf Tusculum that sie das auch.

Obgleich sich Marco im Neapolitanischen bereits nach einem Jahre ein Weib nahm, verfiel er doch immer tiefer in Schwermut. Von allen Romanzen und Sonetten, die er früher den lieben langen Tag über gesungen, schien er nur einen einzigen düsteren Gesang behalten zu haben: eine Ballade, in der ein unschlüssiger Jüngling von seiner Mutter zur Blutrache gemahnt wird. Der Sohn ist feige, die Mutter verwünscht ihn, vollbringt den Mord selbst und wird vor den Augen des Sohnes hingerichtet.

Marcos Weib war ein scheues, sanftes Wesen, ihrem hübschen trübsinnigen Manne leidenschaftlich ergeben. Dieser behandelte sie gut; aber sie wußte, daß er eine andere im Herzen trug. Nachts im Traum schrie er zuweilen auf: Laurina! und schluchzte dann kläglich. Auch noch anderes mußte auf ihm lasten; denn wenn in Sonnino ein Rachemord verübt wurde, schlich er eine Zeit lang ganz verstört umher.

Gerade, als die kleine Marja elf Jahre alt geworden, starb ihre Mutter; kaum war sie tot, als Marco mit seiner Tochter in sein Heimatsdorf zurückzog, um jedoch bald wieder, da sein guter Name noch immer nicht hergestellt war, zum zweitenmal ins Albanergebirge auszuwandern. Hier trieb er sich umher, bis die Bauern von Rocca di Papa ihn für schlechten Lohn als Hirten für ihre Herde im Molarathal unterhalb Tusculum dingten.

Feige war er noch immer.

Auch sang er noch immer die Mahnung zur Blutrache.

— — — — — — — — — — — — —

Für die tusculanische Hirtenfamilie kam eine schwere Zeit. Sor Simeone war jetzt auch an Wochentagen betrunken, sein Weib schlich wie ein Schatten umher. Salvatore mußte die große Herde hüten, die nicht vom Berge hinunter durfte. Er lief jedoch fort, ließ die Tiere im Stich und suchte im Molarathal Marja auf. Stundenlang konnte er still dasitzen, ihre Hand halten, auf ihr Geplauder, ihren Gesang lauschen.

Auch ihren Vater, den Mann, der seine Frau nie geschlagen hatte, lernte er kennen; nachdem die erste Scheu überwunden,

gewann er ihn leidenschaftlich lieb. Neben dem Hirten, der selten mit ihm sprach, aber ihn oft lange unverwandt ansah, stumm dazuliegen, machte ihn fast noch glücklicher als die Gegenwart Marjas, die auf ihren heißgeliebten Vater eifersüchtig zu werden begann.

Salvatore brachte es nicht über sich, den großen Schmerz seines jungen Lebens zum zweitenmal einem Menschen anzuvertrauen. Aber seine kleine Freundin hatte geplaudert, und als ihr Vater ihn einmal nach seiner Mutter frug, kam alles heraus. Aschfahl, die Augen mit Blut unterlaufen, hörte Marco auf den leidenschaftlichen Ausbruch des Knaben, der seine Mutter an seinem Vater zu rächen gedachte, sobald er „erst groß geworden“.

Als sich Laurina am Abend über ihren Sohn warf, um diesen vor einem Wutanfall Sor Simeones zu schützen, raunte der Knabe ihr zu:

„Laß nur, Mutter! Marco Mariani haßt den Vater auch.“

Laurina schrie auf. Die Faust ihres Mannes hatte sie so schwer getroffen, daß sie hinfiel.

* * *

Am nächsten Tage ereignete sich auf Tusculum etwas Fürchterliches: Sor Simeone wurde ermordet — im Schlafe.

Die feige That wurde in den Ruinen der ciceronischen Villa verübt.

Sie bestehen aus einem wahren Labyrinth teils halb verschütteter unterirdischer Gänge, Kammern, Gemächer und liegen wie vom Berge abgerissene Felsmassen unter Ginster, Brombeergestrüpp und Holundersträuchern den Abhang hinuntergewälzt, ein Wirrwarr grauer Schollen und Klippen. Wenn die Herde zwischen diesen Trümmern weidete, wo die würzigsten Bergkräuter in größter Üppigkeit wuchern, liebte es Sor Simeone, die heiße Tageszeit in einem besonders kühlen Raume der weitläufigen Ruine hinzubringen.

Das Gemach mochte ein Prunksaal gewesen sein, denn es war groß und hoch und trug über dem schwarzen Netzwerk der Mauern noch vielfach seine ehemalige Marmorbekleidung von Giallo antico. Der Boden, wo er unter Schutt und Gestrüpp sichtbar wurde, zeigte noch Spuren einer kostbaren Mosaik. Der Eingang war bis zur Hälfte verschüttet und die Öffnung überdies dicht mit Epheu überzogen. Wer hineinwollte, mußte die langen Ranken wie einen Vorhang aufheben.

Hier suchte Salvatore seinen Vater auf, als er ihm am Nachmittag die Minestra brachte.

Aus dem blendenden Sonnenglanz plötzlich in tiefe Dämmerung versetzt, vermochte der Knabe zuerst nichts zu erkennen. Er rief: „Vater!“ — erhielt keine Antwort, vernahm ein schreckliches Röcheln. Im ersten Augenblick des Entsetzens wollte er fliehen, dann stand er zitternd da, lauschte, hörte die fürchterlichen Töne wieder und tastete sich bebend in der Dunkelheit vorwärts bis zu der Stelle, wo sich Sor Simeones Lager befand, von wo ihm das Röcheln entgegendrang. Von Grausen gefaßt, kniete er nieder, wollte sich zu dem Schlummernden herabbeugen, griff in eine warme, klebrige Flüssigkeit und schrie entsetzt auf.

Unterdessen hatten sich seine Augen an die Finsternis gewöhnt. Er sah seinen Vater halb aufgerichtet gegen die Mauer lehnen, und sein Vater war's, der so grauenvoll röchelte. Jetzt erkannte er auch das Blut, welches, eine dicke geronnene Masse, den ganzen Körper bedeckte, erkannte er das fahle Gesicht mit verzerrten Zügen, mit weit offenen, stieren Augen.

Die stieren Augen hefteten sich auf den Knaben, der unter dem Blick des Sterbenden seine Sinne schwinden fühlte. Da hörte er sich anrufen von einer Stimme, deren Laute keinem Menschen anzugehören schienen:

„Salvatore!“

„Vater! Vater!“

„Salvatore, du mußt mich rächen!“

Wiederum das schaudernde: „Vater! Vater!“ als Antwort.

„Tauche deine Hand in mein Blut.“

Kaum wissend, was er that, ließ Salvatore seine Hand auf den Körper seines Vaters niedersinken. Es war ihm, als stecke er sie tief in feuchte Erde, als überzöge diese seine Hand, als dringe sie bis unter die Nägel. Sein Arm wurde ihm so schwer, daß er ihn nicht aufzuheben vermochte.

„Und jetzt gelobe.“

Salvatore schauderte bei diesem Wort, vor seinen Augen schwamm alles in Blut; in Blut, in heißem, widrigem Blut versank er selbst. Er wollte wieder aufschreien: „Vater! Vater!“ brachte aber nur einen unverständlichen Laut über die Lippen.

„Gelobe, daß du mich an meinem Mörder rächen willst, sonst sollst du und deine Mutter verflucht sein in Ewigkeit!“

Die schreckliche Stimme erstickte im Todeskampf.

Als der Mann mit übermenschlicher Anstrengung sich noch einmal ins Leben zurückriß, um seinem Rächer den Namen seines Mörders zuzuröcheln, war Salvatore, noch immer die Hand in das erstarrende Blut haltend, über ihn hingesunken.

Sor Simeone stieß eine Verwünschung aus und verschied.

— — — — — — — — — — —

Nach einiger Zeit erwachte Salvatore aus seiner Betäubung; sogleich erinnerte er sich deutlich an alles, was geschehen. — Er lag über seinen Vater hingestreckt — sein Vater war im Schlafe ermordet worden, und er hatte seinem Vater gelobt, ihn zu rächen, sonst sollten er und die Mutter verflucht sein in Ewigkeit.

Aber etwas hatte er über seinem Entsetzen völlig vergessen: den Namen des Mörders.

Ohne sich zu regen, versuchte er, sich darauf zu besinnen. Da empfand er, wie es auch sein Gesicht überzog, als liege feuchte Erde darauf, als sei sie auf seiner Haut getrocknet und dann aufgesprungen; das Gesicht schmerzte ihn davon, und die Hände waren so starr, daß er die Finger nicht krümmen konnte.

Er wälzte sich von dem Leichnam herunter, kroch fort, dem Eingang zu und hinaus. Dann erhob er sich und lief schwankend davon. Plötzlich warf er sich hin und wühlte Gesicht und Hände in das kühle Gras, wobei er fortwährend „Vater! Vater!“ rief. Nach einer Weile richtete er sich empor, riß Blätter ab und rieb sich damit wie unsinnig Gesicht und Hände, aber jenes grausige Gefühl wollte gar nicht aufhören. Als es Abend ward, stand er auf und sah sich um.

In einer dichten Dunstschicht ging die Sonne unter, fast so rot wie das Blut, das noch immer an seinen Fingern klebte.

Die Herde weidete ruhig zwischen den Trümmern, die das Abendrot mit dunkler Glut übergoß.

Purpurfarbige Schatten breiteten sich über die Ebene und die Gebirge. Schimmernd lag das Meer da; am Strande schien es aufzuflammen: die Sümpfe.

Im Molarathal sang eine helle Kinderstimme.

Der Jüngling — denn es war plötzlich kein Knabe mehr — lauschte, bis das Lied verklang, dann ging er nach Hause. Seine Mutter kreischte bei seinem blutigen Anblick gellend auf und schrie ihn an:

„Du hast deinen Vater erschlagen!“

„Ich habe meinem Vater gelobt, ihn zu rächen.“

Er streckte ihr seine gerötete Schwurhand entgegen.

* * *

Sobald der Mord auf Tusculum in Frascati bekannt wurde, zog das Gericht Salvatore gefänglich ein.

Andere Hirten sagten aus, daß der Ermordete mit seiner Familie in wildem Unfrieden gelebt und daß der Knabe seinem Vater Rache geschworen. Dazu kam der Ort der That: ein abgelegener, verborgener Raum, den als gewöhnlichen Ruheplatz des Verstorbenen vor allem dessen Sohn kennen mußte. Ferner die Ausführung der That: am Tage, während der Ermordete schlief. Einen Schla-

fenden konnte auch ein vierzehnjähriger Knabe umbringen; überdies wäre ein solcher Totschlag für den fetten, trägen Sindacus von Frascati kein neuer Fall gewesen.

Als stummes Zeugnis von vernichtender Beredsamkeit sprach die blutbefleckte Kleidung des Angeklagten gegen denselben. Salvatore schien verloren zu sein.

Aber das Wesen des vermeintlichen Mörders verfehlte nicht, selbst auf diese Richter einen gewissen Eindruck zu machen.

„Wäre ich groß gewesen, hätte ich es längst gethan, denn er mißhandelte meine Mutter. Aber ich hätte ihn nicht im Schlaf gemordet; das ist feige. Laßt mich frei! Ich habe dem Vater gelobt, ihn zu rächen, sonst ist meine Mutter in Ewigkeit verflucht."

Beim Verhör gab er den Richtern unaufgefordert eine pathetische Schilderung jener grausigen Scene. Er wiederholte die Worte des Sterbenden, machte dessen Röcheln, seinen stieren Blick nach und erzählte alles, was er dabei gesagt und gethan.

Die leidenschaftliche Darstellung des jungen Halbwilden hätte die Richter überzeugen müssen, außerdem hatte sich bei der ärztlichen Untersuchung des Leichnams erwiesen, daß die Dolchstöße von einer zu starken und sicheren Hand gethan worden, um von einem vierzehnjährigen Knaben herrühren zu können. Trotzdem ließ man ihn nicht frei; denn als er den Namen nennen sollte, den er von seinem sterbenden Vater als den des Mörders erfahren, verfiel er in einen Zustand völliger Stumpfheit: er wisse den Namen nicht mehr. So viel man auch in ihn hineinredete, ihm zusprach, ihm drohte — er blieb dabei, den Namen vergessen zu haben.

Während der Gefangenschaft, die bereits über ein halbes Jahr gedauert, bekam er seine Mutter nur einigemal zu sehen. Ein Wärter führte die Frau in die dunkle vergitterte Zelle und ließ sie eine Stunde mit dem Gefangenen allein. Laurina kauerte sich ihrem Sohn gegenüber auf den Boden nieder, sah ihn unverwandt an, seufzte jammervoll, schrie zuweilen auf: „Madonna mia!" und bewegte die Lippen, als ob sie bete. Sie sah hager und gelb aus, mit tiefliegenden Augen, und schien das Fieber zu haben, das sie oft wie ein Krampf schüttelte.

Auch Salvatore sprach fast gar nichts. Er fragte wohl nach der Herde, aber so gleichgültig, daß er die Antwort der Mutter ganz überhörte. Bei ihrem letzten Besuch erkundigte er sich mit einiger Teilnahme, wer denn jetzt die Ziegen hüte, und fuhr freudig auf, als er vernahm, daß Marco Mariani „einstweilen" die Hirtenstelle seines Vaters übernommen. Nun wurde er lebhaft. Er erkundigte sich nach jedem Stück der Herde und ließ ihrem neuen Hirten durch seine Mutter die besten Plätze anweisen, denn Marco wisse ja nichts von Tusculum. In seinem Eifer beachtete er gar nicht das Aussehen seiner Mutter, die totenbleich geworden und wie geistesabwesend vor sich hinstarrte. Stammelnd und stockend berichtete sie, daß Marco Mariani und Marja ihn hätten besuchen wollen, aber nicht zu ihm gelassen worden wären; und sie erschrak tödlich, als Salvatore plötzlich in Thränen ausbrach, sich hinwarf und mit zuckendem Körper dalag.

Seine Mutter kniete neben ihn hin, und da sie gar nicht wußte, was anfangen, murmelte sie alle Gebete her, die sie kannte, sich in einem fort durch jammervolle Anrufungen der Gottesmutter unterbrechend.

Als Salvatore sich etwas beruhigt hatte, richtete er sich, durch Thränen lächelnd, auf und fing an, mit leuchtenden Augen von Marja Mariani zu reden. Er trug Laurina viele, viele Grüße an sie auf und beschwor sie, das Mädchen an alle die Stellen zu führen, wo die schönsten Blumen wüchsen; die rötliche duftende Menthe und die stolze Königskerze liebe sie am meisten. Die Mutter solle ihr sagen, daß er immer, immer, immer an sie denke und oft das Lied singe, sie wisse schon welches. Er habe jetzt auch etwas

gelobt. Ihrem Vater schicke er gleichfalls freundliche Grüße. Das sei ein Mann!

Scheu versprach seine Mutter, alles bestellen zu wollen.

Sie teilte ihm mit, Marco Mariani und alle sagten, daß er freikommen müsse.

Ob er den Namen denn wirklich nicht mehr wisse? Sie würde es keinem verraten, wolle ihm geloben —

Aber er wußte den Namen wirklich nicht mehr.

Die Frau überfiel ein neuer Fieberschauer.

„Wenn du frei bist, gehen wir fort, in die Abruzzen zurück oder sonst wohin.“

Nun geriet Salvatore außer sich. — Fort von Tusculum? Er wollte nicht fort! Und nicht eher beruhigte er sich, als bis seine Mutter ihm „gelobte“ — er wußte jetzt, was das bedeutete —, auf Tusculum zu bleiben: immer! immer! Die zitternde Frau versprach alles, was er wollte.

Nachdem sie ihm wie gewöhnlich ein Brot, eine Flasche Ziegenmilch und einen großen Käse gegeben — es war alles, was sie ihrem gefangenen Liebling bringen konnte —, ging sie wieder. Marja hatte um das Bündel eine lange Kette aneinander gereihter Blüten der Königskerze geschlungen. Sobald Salvatore allein war, wand er sich die Kette unter seinem Rock von Schaffell wie einen Talisman um den Hals. Er war glücklich: auf Tusculum befanden sich Marja und ihr Vater.

— — — — — — — — — — — —

Wenn er sich auf den Tisch stellte und an das Gitter des kleinen Fensters anklammerte, konnte er die schwachen Umrisse eines Bergrückens erkennen: Tusculum! Seit dem letzten Besuch seiner Mutter hing er an den Eisenstäben, bis seine Arme erlahmten und er vor Ermattung halb bewußtlos herabglitt.

Vorher hatte er, wenn er nicht an die Mutter, an Marja, ihren Vater oder an den vergessenen Namen des Mörders dachte, meistens in fieberhaftem Schlummer auf seinem Heusack gelegen. Wachte er, so fühlte er sich so matt, daß er sich kaum regen konnte. Plötzlich ging es ihm viel besser: das machte Marjas Blumenkette.

Einmal glaubte er, vor dem Gefängnis eine Mädchenstimme singen zu hören. Er sprang auf, kletterte zum Fenster empor, drückte sein Gesicht gegen die Eisenstäbe, gellend aufschreiend: „Marja! Marja!“

Auch ein Priester besuchte ihn zuweilen, ein guter, alter Kapuziner, dessen Kloster unterhalb Tusculum lag. Zuerst scheute Salvatore die dunkle Gestalt und hätte sich am liebsten wie in den alten schönen Zeiten der Freiheit vor ihm verkrochen. Das würdige Wesen des milden Greises machte indessen einen starken Eindruck auf das verwahrloste Gemüt. Mit dumpfem Staunen hörte er die Ermahnungen und Lehren des Mönches, dem ein derartig verwilderter Zustand etwas durchaus Gewohntes war. Aber so verständlich er auch dem jungen Sohne der Wildnis, dessen Begriffsvermögen angemessen, das Christentum predigte — Salvatores Geist war zu leidenschaftlich von anderen Empfindungen in Anspruch genommen, um so viel Wundersames und Geheimnisvolles begreifen zu können. Seine größte That dem Pater gegenüber war, daß er sich einmal zu der Frage aufraffte: ob man ein Gelöbnis halten müsse? Das bestimmte strenge Ja des Priesters verursachte eine mächtige Wirkung. Zagend erkundigte er sich, was ewige Verfluchung sei? — Ewiges Fegefeuer! — Und das Fegefeuer? — Höllische Flammen, in denen die Seelen brennen müßten. Und nun folgte eine haarsträubende Schilderung aller der Qualen der Verdammnis, in bester christlicher Absicht gethan, eine Absicht, die in einer Weise erreicht wurde, daß selbst der gottesfürchtige Mann darüber erschrak. Der junge Christ geriet in einen Zustand von Angst und Entsetzen, der das Mitleid des Mönches erregte. Salvatore dachte jedoch nicht an sich, sondern an seine Mutter.

Es half also wirklich nichts, er mußte das Gelöbnis halten.

Er verfiel in ein Brüten, das Stumpfsinn glich: wie sollte er den Mörder entdecken, wie ihn töten, wie seine Mutter vor den gefährlichen Flammen bewahren?

Zuweilen tauchten, Erscheinungen gleich, die Ruinen von Tusculum vor ihm auf, von goldigen Ginsterwogen umblüht, von Sonnenstrahlen umflossen. — Wundersam, daß die Blumen noch immer blühten, daß die Sonne noch immer schien! Und mitten unter dem Schimmer thronte eine kleine, in Rot gehüllte Gestalt, das Köpfchen mit Glanz gekrönt, eine Königskerze als Scepter in der Hand, ihm zunickend und zulächelnd.

Dann wiederum verschwand alles im Dunkel. Er tastete um sich, er tappte in eine warme Blutlache, in die er versank, die ihn wie feuchte Grabschollen bedeckte. Er sah vor sich das gräßliche Haupt, die brechenden Augen starr auf sich geheftet; er vernahm die furchtbare Stimme: Gelobe! und immer wieder: Gelobe!

Von Zeit zu Zeit führte man ihn zum Verhör, doch man bekam nichts aus ihm heraus. Da er mit jedem Tage mehr und mehr hinschwand, wurde er endlich freigelassen.

Das Gericht hatte seine Pflicht gethan und suchte nicht mehr nach dem Thäter. Der Mord auf Tusculum war irgend ein Racheakt gewesen. Das Gericht kannte das Volk und zählte solche Blutthaten nicht zu den Morden.

Über ein Jahr war der Knabe gefangen gehalten worden.

* *
*

Es war Sonntag und irgend ein Kirchenfest. Salvatore stand in Frascati auf dem Domplatz und starrte halb betäubt um sich. So viele Häuser und Menschen! Nirgends ein Fels oder ein Baum! — Der helle Sonnenschein brannte ihm in die Augen wie Flammen, drang wie glühende Pfeile auf ihn ein.

Er konnte gehen, wohin er wollte: nach Tusculum hinauf zu seiner Mutter, zu Marco — zu Marja.

Er war frei!

Früher hatte er gar nicht gewußt, was das sei.

Salvatore wunderte sich, daß er, der so lange Zeit ausgeruht — er wußte nicht wie lange —, doch so müde sei, daß ihm die Glieder so schwer am Körper hingen, daß er sich kaum aufrecht halten konnte. Auch ängstigte ihn, daß niemand ihn kannte, niemand sich um ihn kümmerte, daß er so allein auf der Welt war.

Auf der ganzen breiten Domtreppe kauerte, Kopf an Kopf gedrängt, fremdes hergewandertes Volk: Ciocciaren, Abruzzaten und Sabiner. Die Männer gingen in Felle gekleidet und die Frauen trugen die Tracht seiner Mutter. Das beruhigte ihn etwas. Einen von ihnen wollte er fragen, wo hinaus es nach Tusculum ginge.

Da fuhr er erschrocken zusammen. Über ihm begann es zu hallen und zu schallen, als ob die Sonnenstrahlen Klänge geworden wären; er erkannte zwar bald, daß es Glocken waren, aber solches Getöse hatte er noch niemals vernommen. Es sauste ihm davon in den Ohren.

Nun nahm das Gewühl um ihn so zu, daß er hin- und hergestoßen wurde. Alles auf der Treppe stand auf und drängte vor. Mitten über den Platz hinweg machte man eine breite Bahn frei. Salvatore sah durch die weit geöffnete hohe Domthür tief in einen gähnenden, dunklen Raum hinein. Durch die Finsternis drinnen zuckten viele kleine Flämmchen.

Ach, die Johanniswürmchen! dachte Salvatore voller Freude und wäre gern hingelaufen. Er hatte so lange keine gesehen.

Dann kam die Prozession.

Fast hätte Salvatore laut aufgeschrieen. An einem hohen Kreuz hing ein nackter Mann; er blutete gräßlich. Aber sie machten hinter ihm lustige Musik, und auf dem Platze wurde aus großen Röhren geschossen; dazwischen krachte und knatterte es unaufhörlich.

Es war ein Höllenlärm.

Salvatore wußte nicht, wie ihm geschah

Dicht an ihm vorbei zogen sie vorüber: seltsam vermummte, bald rot, bald weiß oder blau gekleidete Männer, welche Fahnen und mächtige Bilder schleppten, die, an vielen Stricken befestigt, in der Luft schwankten. So ging es fort in langen, langen Reihen über den Platz, die Treppe hinauf, in die Kirche hinein, wo der glänzende Zug, aus dem Sonnenlicht tretend, von dem Dunkel verschlungen zu werden schien. Aus den Fenstern schütteten die Leute unaufhörlich Blumen und Blätter hinab.

Plötzlich fiel alles auf die Kniee. Eine Frau neben Salvatore zog ihn mit sich herab.

Als er wieder auf den Füßen stand, sah er gerade noch eine Schar schimmernder Männer — sie trugen golddurchwirkte Gewänder, und eine goldene Decke wurde über sie gehalten — in der Kirche verschwinden.

„Marja!“

Er rief es laut, sie sofort erkennend, obgleich sie sehr verändert war. Sie ging unter vielen anderen Mädchen, hatte ein blaues Kleid an, einen weißen Schleier um, einen Rosenkranz auf dem Kopf und trug wie alle anderen eine brennende Kerze. Sie sah krank und blaß aus und hielt die Augen beständig auf den Boden gesenkt.

Salvatores Ruf mußte sie in dem Getös der Musik und der Schüsse nicht gehört haben. Die Mädchen wurden von Nonnen geführt; sie gehörten einer geistlichen Körperschaft an, in der nur solche Kinder Aufnahme fanden, die von ihren Eltern dem Himmel geweiht wurden — gewöhnlich zur Sühne für eine schwere Schuld.

Als Salvatore auch Marja aus dem Sonnenglanz in die Nacht tauchen sah, rief er wieder ihren Namen, schmerzlich, angstvoll.

Jetzt drängte das Volk in die Kirche. Salvatore ließ sich mit fortreißen: er wollte Marja suchen.

In die kühle Dämmerung tretend, fühlte er einen eisigen Schauer bis ins Herz hinein. Die er suchte, sah er nicht.

In der Kirche war es genau so, wie Marja ihm erzählt hatte; auch mit dem Rauch hatte es seine Richtigkeit. Wie Wolken stieg es vor den Lichtern auf, die trübe die dichten Dünste durchdrangen. Plötzlich teilten sie sich. In den Nebeln erschien, gleichsam schwebend, eine leuchtende Gestalt, die dreimal einen Namen rief: „Salvatore! Salvatore! Salvatore!“

Von Entsetzen gepackt, drängte Salvatore sich durch das Volk und entfloh.

— — — — — — — — — — —

Erst gegen abend langte er auf Tusculum an. Er hatte nicht den Mut gefunden, jemanden nach dem Wege zu fragen, und war aufs Geratewohl zugegangen. Nun stand er droben, wie von tagelanger Wanderung zu Tode erschöpft, Fieberschweiß auf der Stirn.

Vor ihm lagen die Ruinen der ciceronischen Villa, ganz so wie vor einem Jahre von Ginster und Holunder umblüht. Von der Herde war nichts zu sehen — auch nicht von Marja.

Sein scheuer Blick, darin bereits das Fieber glühte, heftete sich auf die Stelle, wo der Epheuvorhang die Öffnung in dem braunen Gemäuer versteckte. Dort war es gewesen!

Das gräßliche: Gelobe! seines sterbenden Vaters durchgellte den dreimaligen Ruf seines Namens, und mit dem goldenen Glanze, der um jene Gestalt geflossen, mischte sich das dunkle rinnende Blut, in das er seine Hand hatte tauchen müssen. Aber drunten blieb alles still. Er schwankte weiter, durch einen jungen Pinienwald auf die antike Straße hinab. Auf diesem Weg umging er die unheimlichen Ruinen und gelangte auf die Höhe, wo am Rande des Waldes das Wächterhaus lag. Dort war seine Mutter.

Laurina sah ihren Sohn herangewankt kommen. Sie stieß einen Schrei aus und wollte ihm entgegen, blieb aber zitternd stehen. Aus dem Hause trat ein Mann: Marco Mariani.

Über das fahle Gesicht des Jünglings glitt ein glückseliges Lächeln. „Mutter!“ rief er lallend.

Für Marjas Vater fand er keinen Namen, aber sein glänzender Blick grüßte ihn. Er taumelte auf die beiden zu.

Sie regten sich nicht, sie wagten nicht, aufzusehen. Wie zwei Schuldige standen sie da, wie zwei Verbrecher, zu denen ihr Richter kam. Marjas Vater atmete schwer, seine Augen stierten vor sich hin — was war aus dem Manne geworden!

Da erkannte Laurina den Zustand ihres Sohnes.

„Er stirbt!“ kreischte sie auf und umfing den Sinkenden. Als Marco ihr helfen wollte, den Kranken ins Haus zu schaffen, stieß sie ihn leidenschaftlich zurück: „Du sollst ihn nicht anrühren!“

Allein hob sie ihn auf und trug ihn, wie sie früher so oft gethan, von der Schwelle ins Haus hinein, auf das Lager, warf sich zu ihm nieder und brach in wilden Jammer aus. Der Mann fand nicht das Herz, hereinzukommen — mutig war er ja niemals gewesen.

* *
*

Viele Wochen lag Salvatore bewußtlos, in Fieberphantasien rasend. Seine Mutter verlor fast den Verstand dabei. Ein Arzt wurde natürlich nicht geholt. Laurina und ihr Mann wußten nichts von Ärzten; dafür betete die Frau Tag und Nacht: immer dieselben zwei oder drei Sprüche, die einzigen, die sie kannte; auch gelobte sie eine Wallfahrt nach Loretto. Marco, der sich seit seiner Heirat mit der Witwe des Ermordeten dem Trunk ergeben, that gleichfalls ein Gelübde.

Wenn er das erfüllte und außerdem seine Marja — so oft er an sie dachte, hätte er aufschreien mögen — dem Himmel weihte, dann mußte er ja zur Genüge gesühnt haben, wenn er etwas zu sühnen hatte.

Zuweilen sah der gute alte Mönch nach dem Todkranken. Er brachte allerlei Tränke mit. Mehr jedoch als auf diese Heilmittel verließ sich Laurina auf die Gebete des gottesfürchtigen Mannes, der denn auch versprach, das Seinige thun zu wollen.

Auch Marja erfuhr, daß ihr ehemaliger Spielgefährte am Sterben liege; aber wie sie auch bat und flehte, ihn noch ein einziges Mal sehen zu dürfen, die frommen Schwestern ließen sie nicht fort. Als sie vernahm, daß ein Mensch durch Gebete gerettet werden könne, lag sie die ganze Nacht hindurch auf den Knieen. Tags über mußte sie für anderes beten.

In seinen Phantasien sang Salvatore fortwährend jene Mahnung zur Blutrache. Marco konnte es nicht mit anhören, ging fluchend hinaus, oft noch nachts hinunter nach Frascati in die Bottega und betrank sich. Laurina kauerte am Boden, warf die Schürze über den Kopf und wimmerte vor sich hin.

Eines Nachts erwachte der Kranke. Er fühlte brennenden Durst, konnte sich jedoch weder aufrichten, noch vermochte er zu rufen; alle Erinnerung in ihm war noch tot. Dabei befand er sich bei Bewußtsein und erkannte, von dem matten, flackernden Schein der erlöschenden Öllampe beleuchtet, Wände und Decke der Hütte. Jetzt hörte er auch die Mutter; sie weinte. Wahrscheinlich war sein Vater wieder betrunken und schlug sie. Wie er ihn haßte!

Gewaltsam hielt er sich zurück, seiner gemißhandelten Mutter beizustehen, aus Erfahrung wissend, daß das die Wut des Berauschten gegen sie verdoppelte. Mit weinschwerer, stammelnder Zunge hörte er diesen reden:

„Du weißt, warum ich's gethan — eh, oder weißt du's nicht? Wer hat mich damals auch verachtet, als ich's nicht that?! He, wer?! Ich mußte es thun, ich hätte eher keine Ruh gehabt. Hab's lang genug mit mir herumgeschleppt. Das mit dem Buben hat es nur schlimmer gemacht. Damals hing das Weib gleich an meinem Hals, die Dirne! Damals war ich ihr gut genug — damals! Als ob ich ihr nicht hätte geloben müssen, es zu thun — nun hab ich's gethan! Totgeschlagen hab ich ihn wie einen Hund — den Hund! Nun ist's wieder nicht recht, wegen des Buben. Stirbt er nicht, so

schlag ich ihn auch noch tot, wenn's auch mein eigener ist — Gott verdamm ihn! Heul nicht so! Still, oder ich will dich —"

„Rühr mich nicht an!"

Es war wie ein heiseres Auflachen, wie ein dumpfer Schlag, wie ein erstickter Schrei. Der Kranke hatte sich aufgerichtet. In demselben Augenblick erlosch das Licht.

— — — — — — — — — — — —

Salvatore blieb leben, aber er war blödsinnig geworden — wenigstens behaupteten es die Leute. Auch sein Stiefvater, selbst seine Mutter gaben es zu.

Es war nichts mit ihm anzufangen. Mit leerem Blick schlich er umher, kaum, daß er Nahrung nahm. Seine Mutter scheute er plötzlich, und wenn er deren Mann kommen sah, lief er fort und verkroch sich vor ihm. Die Nächte brachte er in den Ruinen zu und zwar mit einer unheimlichen Vorliebe in dem unterirdischen Raume, in welchem sein Vater ermordet worden war — im Schlafe!

Auch am Tage hielt er sich vielfach hier auf, wo die gelbe Marmorwand noch immer dunkle Flecken trug. Sobald seine Augen sich an die Dämmerung gewöhnt, konnte er sie deutlich sehen. Stundenlang kauerte er auf dem Boden und starrte darauf hin. Zuweilen kam ihm bei diesem Anblick plötzlich in den Sinn, daß er ein Lied wisse. Er sang es.

Seine Mutter war unschlüssig, ob sie nach Loretto pilgern solle oder nicht; schließlich unterließ sie es. Auch ihr Mann wußte nicht, was mit seinem Gelöbnis beginnen. Salvatore lebte ja.

Während Salvatore wie im Traum dahinlebte, drängte sein Stiefvater unaufhörlich, von Tusculum fortzugehen, zurück in die Abruzzen, wo er sich jetzt „zeigen", wo er ein „angesehener Mann" werden könne. Aber Laurina war nicht dazu zu bewegen: sie habe ihrem Sohn „gelobt" zu bleiben. Salvatore, so stumpfsinnig er zu sein schien, hätte sich auch niemals von Tusculum getrennt.

Marco verfiel mehr und mehr dem Trunk, sein Unglück an seinem Weibe rächend, was Laurina auch ruhig geschehen ließ. So vergingen einige Jahre.

Während dieser langen Zeit kam Marja nur ein einziges Mal, eines Sonntags, nach Tusculum hinauf. Ihr eigener Vater erkannte sie nicht.

Sie war groß und schön geworden, aber ganz verwandelt, blaß und stumm. Marco, der zufällig gerade zu Hause war, konnte ihren Anblick nicht ertragen. Er ging fort, in den Wald hinein, warf sich auf den Boden und weinte.

Drinnen saßen Laurina und Marja einander stumm gegenüber. Salvatore war natürlich nicht da. Die Frau sah gedrückt aus und wußte nicht, was sie sagen sollte. Nachdem das Mädchen ihre neue Mutter eine lange Weile still angesehen — ein Blick, dem Salvatores Mutter ausweichen mußte —, begann sie mit leiser, müder Stimme.

„Also Euch hat mein Vater lieb und Ihr seid — seine Mutter?"

Laurina wäre gern auch hinausgegangen; sie hatte Furcht vor dem blassen ernsthaften Kinde. Marja sprach weiter.

„Euer erster Mann ist erschlagen worden, niemand weiß von wem. Wenn Euer Sohn es wüßte, müßte Euer Sohn ihn töten."

„Warum sollte er das wohl müssen," murmelte Laurina.

„Er wird das Lied nicht vergessen können, ich kenne ihn. Ich habe das Lied von meinem Vater gelernt. Mein Vater sang es auch immer — jetzt singt er es gewiß nicht mehr."

„Warum sollte er es jetzt wohl noch singen?"

„Ich wüßt es auch nicht. — Ist's wahr, daß Ihr Laurina heißt?"

„'s ist ein christlicher Name."

„Über eine Laurina hat meine tote Mutter oft bitterlich geweint; ich wußte niemals, weshalb — jetzt weiß ich's. Ihr seid doch wohl diese Laurina?"

„Warum sollt ich's nicht sein?" rief das Weib trotzig. „Ich bin's!"

„Das habe ich gleich gewußt, als ich hörte, daß mein Vater Euch geheiratet

hätte," erwiderte Marja ruhig. „Aber ob seine arme Seele jetzt Frieden hat?"

Warum sollte sie wohl nicht Frieden haben? wollte Laurina hervorstammeln; doch die Worte erstarben ihr auf den Lippen. Sie beeilte sich, etwas Speise für den Gast zusammenzutragen, aber Marja mochte nichts anrühren — nein, keinen Bissen!

Sie wollte ihren ehemaligen Spielgefährten suchen.

„Er soll ja wohl ein Narr geworden sein?"

Seine Mutter nickte heftig und begann zu schluchzen.

„Er hat Euch sehr lieb gehabt, ebenso lieb als ich meinen Vater," sagte das blasse Mädchen und ging.

Vom Walde her kam ihr Vater ihr entgegen. Sie blieb stehen und ließ ihn bis dicht zu sich herankommen. Wie lange das dauerte!

„Ich habe drinnen mit meiner neuen Mutter, die Laurina heißt, gesprochen, Vater. Sie wird Euch wohl sagen, was."

„Wie du mich ansiehst — Was haben sie im Kloster aus dir gemacht?!"

„Nichts anderes, als was Ihr wolltet, daß sie aus mir machen sollten, Vater."

„Willst du wieder heraus? Sag's nur!"

„Ich will nicht wieder heraus. Ich will eine fromme Nonne werden und für Euch beten, Vater."

„Ja, das thu!"

„Freilich thu ich das. Deshalb habt Ihr mich ja auch hineingethan."

„Auch für deine Mutter mußt du beten."

„Für welche? Für die tote oder für die lebende. Die lebende ist Euch die liebere, die bedarf es wohl auch am meisten."

Marco schien sie nicht verstanden zu haben.

„Aber wenn du wieder heraus willst —"

„Was sollte ich wohl hier draußen? Meine neue Mutter lieb haben und mit dem armen, tollen Salvatore Blumen pflücken? Damit ist's vorbei. Da ist's denn besser, ich bleibe drinnen, habe nur die guten Heiligen lieb und winde Kränze für die Gottesmutter. Das will ich auch, bis mir die Hände davon schmerzen; meine Seele thut mir ohnedies weh genug. Wenn's Euch nur zu gute kommt."

Er wollte etwas sagen, irgend etwas, aber sie unterbrach ihn und sah ihn wieder unverwandt an.

„Ach, Vater, armer Vater! Wie seht Ihr aus?! Euch wär's auch besser, Ihr büßtet im Fegefeuer Eure Sünden, als daß Ihr meine neue Mutter küßtet. Jeder Kuß muß Euch ja ärger in der Seele brennen, als eine Flamme das kann, Gott sei Euch gnädig!"

Sie schlug beide Hände vor das Gesicht und ging langsam davon. „Marja!" rief er ihr nach und noch einmal: „Marja!" Da blieb sie stehen und ließ die Hände sinken.

„Ich bin heraufgekommen, um Abschied von Euch zu nehmen. Morgen werde ich Novize, und übers Jahr kleiden sie mich ein. Dann legen sie mich in einen Sarg; dann bin ich für die Welt und für Euch tot und begraben. Ihr seht mich heute zum letztenmal als eine Lebendige. Lebt wohl!"

„Marja! Marja!" schrie er wieder. Aber diesmal ging sie fort, ohne umzusehen.

* *
*

Salvatore lag im griechischen Theater auf der höchsten Stufe und sah zu, wie auf den Treppen und in dem Halbkreis des Chores die Lacerten ihr anmutiges Spiel trieben. Sie jagten einander, schnellten die Stufen hinab und hinauf, huschten durch das hohe Kraut und die Blumen, ein lustiges, glänzendes Sonnenvölklein.

Dasselbe thaten in der Luft Scharen gelber und braunroter Schmetterlinge. Sie hingen sich in dichten Schwärmen an die Kelche und das Gestein, stoben wieder auf und auseinander wie sprühende Funken.

Es war im Frühling. Die großen dunkelvioletten, stark duftenden tusculanischen Veilchen quollen aus allen Fugen und Spalten. Um den alten Opferstein mitten im Chore, der durch ein tief einge-

meißeltes Kreuz dem Christentum überliefert worden, blühte ein Teppich blauer Anemonen, und der ulmenbeschattete Weg mit den antiken Pflastersteinen, der vom Forum her auf die Scena führte, schimmerte von Tazetten und Sternblumen, als sei mitten in den römischen Frühling Schnee gefallen.

Die hohe Brüstung, die den Zuschauerraum ringsum abschloß, trug auf ihrem grauen Gemäuer eine Bekränzung von Goldlack.

Was man über den Bergrücken hinweg sehen konnte: Gebirge, Meeresküste und Campagna, die ganze ungeheure Weite, war Schimmer und Glanz.

Sogar Salvatores verworrenes und umdüstertes Gemüt empfand die bacchantische Stimmung der Natur an einem dumpfen, schmerzlichen Sehnen: er sehnte sich, die Augen schließen zu dürfen und nichts mehr empfinden zu brauchen, nicht Haß und nicht Liebe, nicht Müdigkeit und nicht Schmerz. Selbst eine Bewegung zu machen, kostete ihn Mühe; selbst das Gefühl der Sonnenwärme, das bis dahin immer sein liebstes Lebensbewußtsein gewesen, fing an, ihm zu viel zu werden. Er sehnte sich nach Schlaf, aber nach einem Schlaf ohne Traum; seine Träume mit ihren Bildern und Gesichtern waren schrecklich. Er fürchtete sich vor dem Leben wie vor einem blutigen Gespenst, das ihn ohne Unterlaß reizte, eine fürchterliche That zu begehen. Wenn er dem Gesang der Lerchen und Drosseln zuhören wollte, hörte er eine Stimme donnern: Gelobe! und in jedem Glockenklang vernahm er den Ruf: Salvatore!

Hätte er gewußt, was Selbstmord sei — keinen Tag würde er länger gelebt haben.

That er es nicht: rächte er nicht, so war seine Mutter verflucht — in Ewigkeit!

An sich selbst dachte er noch immer nicht.

Heute hatte er wieder eine seiner Visionen: durch den knospenden Ulmengang, über den grüngoldige Schleier niederzusinken schienen, sah er es auf sich zukommen, langsam, langsam: eine hohe, schlanke Gestalt im blauen Kleide, in einen weißen Schleier gehüllt. Er sah nicht, daß sie dahinschritt; sie schien durch die schneeigen, lichten Blüten zu schweben, von Scharen lichter Schmetterlinge umflattert, die wie Sonnenstrahlen vor ihr aufstoben; der Glanz des Tages umfloß sie.

Er fürchtete sich gar nicht. Wäre er nicht so matt gewesen, er hätte sich aufgerichtet, beide Arme nach ihr ausgestreckt und sie angerufen wie damals: Marja! Marja!

So blieb er liegen und grüßte sie nur mit den Augen.

Sie kam näher und näher; sie betrat die Scena, wandelte langsam um den Altar durch den Chor, stieg die Stufen hinauf und blieb dicht vor ihm stehen.

Er rührte sich nicht.

„Kennst du mich nicht? Ach, Salvatore, Salvatore, was fehlt dir?"

„Du bist es, Marja? Ich weiß es auch nicht, Marja. Aber ich soll meinen Vater rächen. Mein Vater ist nämlich ermordet worden — im Schlaf, Marja."

„Von wem?"

„Weißt du das nicht? — Du hast deinen Vater ja wohl schrecklich lieb; so sagtest du damals: schrecklich lieb. Ich habe es ganz gut behalten, ich bin nicht so toll, wie sie meinen."

„Und du hattest deine Mutter lieb."

„Hab ich das damals gesagt? Ich weiß es nicht mehr. Aber es wird gewiß so sein. Ach, Marja, Marja, warum bist du von uns gegangen?"

„Ich habe gelobt, dem Himmel angehören zu wollen."

„Gelobt hast du es? Weißt du auch, daß du dein Gelöbnis halten mußt?"

„Das weiß ich."

„Sonst wird dein Vater verflucht — verflucht in Ewigkeit, Marja!"

„Ich kann ihn losbitten."

„Was kannst du?"

„So lange beten und bitten, bis der Fluch von ihm genommen wird."

„Wie kannst du das?"

„Eben dadurch, daß ich mich dem Himmel gelobe — du solltest es auch thun."

„Ich auch? — Kann ich denn zweimal geloben?"

„Wenn du dich Gott gelobst, so hat kein anderes Gelöbnis mehr Macht über dich. Das habe ich mir für dich von dem Pater Kapuziner sagen lassen; der Pater Kapuziner will es dir selbst sagen."

„Aber das Fegefeuer, Marja? Die schrecklichen Flammen —"

„Gerad von dem Fegefeuer kannst du deine Mutter losbitten. Gelobe dich dem Himmel an!"

Sie bat ihn flehentlich, mit aufgehobenen Händen.

Er mußte sich erst lange besinnen, bis er es zu fassen vermochte. Doch seit sie vor ihm stand, war etwas in ihm wie aus langem, bangem Schlummer erwacht.

„Wenn ich mich dem Himmel gelobe, so kann ich meine Mutter von den ewigen Flammen losbitten." Er begriff es, plötzlich begriff er's.

„Ach, mein Salvatore, das kannst du gewiß! Du kannst bitten, daß sie selig werde. Die Heiligen sind so gut."

Wiederum schwieg er eine lange Weile, sie unverwandt ansehend. Seine Lippen zuckten, über seine bleichen, eingefallenen Wangen rollten langsam schwere Thränen.

„Neige dich zu mir herab, ich will dir etwas sagen."

Sie that es sogleich, am ganzen Leibe zitternd, mit einem Ausdruck von Schreck und Entsetzen, als erwarte sie Furchtbares zu hören. Mit ersticktem Schluchzen flüsterte er ihr zu:

„Denke dir, er schlägt meine Mutter!"

Da warf sie sich zu ihm nieder, faßte mit beiden Händen seinen Kopf, drückte ihn gegen ihre Brust und weinte mit ihm.

— — — — — — — — — — — — —

Marja hatte ihn wieder verlassen, nachdem er ihr versprochen, sich Gott geloben zu wollen; der alte Mönch sollte ihn holen, gleich am nächsten Tage, schon früh morgens.

Er war wie verwandelt, fühlte sich neu belebt. Die Thränen, die er am Herzen seiner ehemaligen Spielgefährtin geweint, hatten ihn erlöst.

Hoch aufgerichtet, festen Ganges schritt er über den blühenden Berg. Er hörte die Lerchen über sich singen, unter sich die Glocken läuten und vernahm keine gespenstischen Stimmen mehr. Wie ein Auferstandener atmete er den Hauch der auferstehenden Natur ein. Sein Gesicht belebte sich, ein Schimmer ihres alten Glanzes kehrte in seine Augen zurück. Er hätte gern gesungen, aber ihm fiel kein Lied ein außer jenem einen, und das war von jetzt an für ihn verklungen.

Plötzlich blieb er stehen, den Atem anhaltend, wie festgebannt. Seine Augen wurden starr, die eben noch so friedlichen Züge nahmen einen schrecklichen Ausdruck an, ein Schauer durchlief seinen Körper; es überkam ihn wieder jenes entsetzliche Gefühl, als ob sich Gesicht und Hände mit gerinnendem Blut bedeckten.

Im Grase, das über ihm zusammenschlug, ruhte Marco Mariani, fest schlafend; daneben lagen sein langer Hirtenstab und sein Dolchmesser — es hatte dem Gemordeten gehört.

Einen Augenblick war's, als wolle Salvatore sich herüberbeugen, das Messer ergreifen und zustoßen — aber nur einen Augenblick; dann rief er laut:

„Marco Mariani!"

Der Schläfer fuhr in die Höhe, sah den Jüngling vor sich stehen, sah dessen wilden Blick, griff nach seinem Messer und sprang auf.

Über Salvatores Züge glitt es wunderbar hin: Trauer, Gram, tödlicher Schmerz, Verachtung — Vergebung.

„Ich morde nicht im Schlaf!"

Noch einmal sah er in das erblaßte Gesicht des Mörders, ihm fest in die Augen, die vor Grausen aus ihren Höhlen zu treten schienen. Dann wandte er sich langsam ab, dann schritt er langsam davon.

Er brachte die Nacht wachend in der Ruine zu; früh am anderen Morgen ging er dem Pater Kapuziner entgegen. Von seiner Mutter nahm er nicht Abschied.

— — — — — — — — — — — — —

In Frascati war wieder eine große Kirchenfeierlichkeit.

Auf dem Platz drängte sich in ungewöhnlicher Menge das Volk, die Straßen, durch welche die Prozession ziehen würde, waren mit Buchsbaumzweigen bestreut, und die Kinder hatten auf dem Pflaster aus Blumen Namenszüge gebildet. Aus den Fenstern hingen rote Seidendecken herab, hier und dort hatte man Madonnen- und Heiligenbilder aufgestellt, vor denen Kerzen brannten. An verschiedenen Stellen waren aus blühendem Ginster Triumphbogen geflochten.

Der Dom glich einer ungeheuren prunkenden Gruft. Bis zum Ansatz der Wölbungen bekleideten schwarze Draperien die Säulen und Wände; schwarz behangen war auch der Altar, auf dem dreizehn hohe Wachskerzen brannten. Es mußte ein Totenamt gehalten werden.

Die Thüren des tusculanischen Kapuzinerklosters und des Heiligtums des heiligen Augustinus waren bekränzt. Rosen lagen auf der Schwelle.

Aus Rom traf am Morgen der Bischof ein.

Gegen mittag näherten sich von zwei verschiedenen Seiten dem Dom zwei Züge: Vom Kapuzinerkloster herab die Mönche, brennende Kerzen haltend, eine Sterbelitanei singend. In ihrer Mitte schritt in einer schwarzen Kutte, die Abbildung eines Totenschädels auf der Brust, ein Jüngling. Er trug den Kopf, den bald die Tonsur weihen sollte, tief gesenkt und sah aus, als ob er dem Leben entgegenginge. Hinter ihm wurde ein offener Sarg getragen.

Der andere Zug begab sich in feierlichem Pomp vom Kloster des heiligen Augustinus nach dem Dom. Schwarze Schleier verhüllten Gestalt und Antlitz der Himmelsbraut, auch hinter ihr wurde ein Sarg mitgeführt, und die Nonnen trugen Grabkerzen und sangen Sterbelieder.

Sie zogen in den Dom, stellten sich zur Rechten und zur Linken des Hochaltars auf: die Weihen — die Mysterien begannen.

Vor dem Altar standen, von Mönchen und Nonnen umringt, die beiden Särge. Braut und Bräutigam legten sich hinein. Sie konnten sich dabei ansehen: ruhig und hoffnungsvoll, fast freudig.

Während der schauerlichen Klänge des Miserere erlöschte am Altar eine Kerze nach der anderen. Bei der letzten großen Lamentation, welche die Herzen der Hörer erbeben machte, ward es ganz dunkel.

Sie waren für die Welt gestorben und begraben.

Sie wurden für den Himmel, zum Leben erweckt.

Triumphierende Trompeten schmetterten, jubelnd fiel der Chor ein, überall sanken die schwarzen Verhüllungen, in rotem Seidenglanz erstrahlten die Wände, erstrahlte der Altar. Glorie schien sich über die beiden Auferstehenden zu ergießen: blendendes Sonnenlicht!

Die Kerzen flammten wieder auf, das ganze Heiligtum erleuchtete sich. Beim Geläute aller Glocken vermählte der Bischof die beiden dem Himmel.

Mit fester Stimme thaten sie die Gelübde.

Wieder begegneten sich ihre Blicke: glanzvoll, verklärt.

Im Triumph führte man sie durch die Stadt: die junge Nonne schritt in weißen Schleiern dahin, der junge Mönch trug seine Kutte.

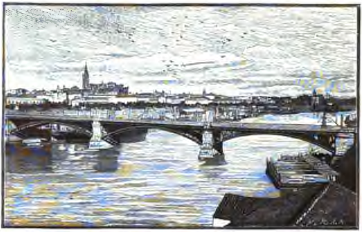
In einer engen Gasse stockte der Zug, geriet er in Verwirrung. Ein trunkener Campagnole hatte sein Weib, das sich dem frommen Zuge auf den Knieen entgegengeworfen, aufgerissen und mit einem Faustschlag niedergeschlagen. Man mußte die Frau forttragen.

Sowohl die Nonne als der Mönch hatten die Mißhandlung mit angesehen; gern hätten beide gerufen:

„Seid getrost, Mutter — Vater! Für diese Welt ist euer Leben Schuld und Jammer — für jene Welt wird es Vergebung und Gnade sein. Eure Kinder bitten für euch!"

Dann gingen die beiden Züge auseinander, jeder seinem bekränzten Heiligtum zu — dann trennten sich die Geschwister.

———



Sevilla von der Vorstadt Triana aus.

In Andalusien.

Von

G. v. Beaulieu.

I.

Andalusien! Wer deine Poesie einmal genossen, wie könnte er anders als mit wehmütigem Verlangen deiner gedenken? Ich will von Sevilla schreiben; ich versuche, mir den Stoff regelrecht einzuteilen: a) das kirchliche Leben, b) das Volksleben, c) die landschaftliche Lage, aber so oft ich auch die Feder ansetze, ich vermag in dieser kühl objektiven Weise nicht von dir zu sprechen. Ich muß erzählen dürfen, zwanglos und warmherzig, wie ich dich gesehen, was du mir in glücklichen Stunden gegeben, und lasse die Abrundung der Artikel und dergleichen nordischen Kram dahin fahren, wo man mehr denkt als lebt, mehr arbeitet als genießt. Von deinen sonnigen Wundern will ich meinen Landsleuten berichten; ich will ihnen die Sehnsucht wecken nach dir, und wenn einer oder der andere dich dann gesehen, wird er mir beistimmen und sagen: Du hast recht, du konntest nicht anfangen: „Nirgends lernt man die Macht des Katholicismus" oder „Der andalusische Volksschlag —"

Für einen Schriftsteller insonderheit, der sich überarbeitet, den das Schwarz und Weiß anstarrt, den die Krähenfüße anfangen zu ärgern, zu reizen — vermag ich mir nichts Köstlicheres zu denken, als unterzutauchen und sich jung zu baden in deinem Leben, lustiges, blütenreiches, lachendes Andalusien! Einmal Monate hindurch das Schwarz nur zu sehen an der Spitzenmantilla deiner reizenden Frauen, das Weiß nur an dem Marmor deiner entzückenden Patios und lauschigen Häuser. Deine Frauen haben nicht viel gelernt, aber sie besitzen Prachtaugen und la sal andaluza — das andalusische, nicht das attische Salz —; deine Patios sind

nicht zur Arbeit geschaffen, aber in ihrem Dämmerlicht plaudert es sich so süß, so beglückend.

Ich stand auf dem Bahnhofe in Cordoba und war im Begriff, el tren de Sevilla zu besteigen. Mit mir eine bunte, lustige, blumengeschmückte Menschenschar. Die Coupés zweiter Klasse sind in Spanien nicht gut eingerichtet, sie sind plebejischer, zugiger als die unserigen, ihre Polsterung härter. Aber wird man sich der Bequemlichkeit zuliebe im Monat Mai in die vornehme Einsamkeit — Einzelhaft hätte ich fast gesagt — der ersten Ordnung begeben, wenn man in den großen, fünf Compartimentos umfassenden Coupés der zweiten fröhliches Volkstreiben beobachten kann?

Es hatte am Morgen geregnet, ein leichter Maischauer bei Sonnenschein; der klarblaue Himmel hatte ein Wölkchen zerflattern lassen, wie ein Kind weint, während ihm der Schalk schon wieder aus den Grübchen guckt. Doch die Schelmerei des andalusischen Himmels hatte eine üble Folge für uns gehabt. Die Decke des Waggons schloß natürlich nicht ganz, wie man überhaupt nicht nordische Präcision auf der Iberischen Halbinsel erwarten darf. Als ich eintrat, stand auf Fußboden und ledergepolstertem Sitz ein hübscher kleiner See, in dem unteren schwammen die Stümpfchen der Cigaretten, welche die Insassen geraucht, munter umher. „Donnerwetter, Schaffner, ist das eine infame Wirtschaft!“ So hörte ich schon im Geiste meine Landsleute bei ähnlichem Mißgeschick rufen. Anders die Andalusier. Der Vorfall bot ihnen nur Anlaß zu erhöhter Heiterkeit. Sie klappten das Lederkissen um, so daß sie wie auf einem tropfenden Throne saßen, zogen die Füße hoch und scherzten über den lago, der den Frauen willkommenen Vorwand bot, ihre zierlichen Füße zu zeigen und den Männern galant zu sein. Die Coupés sind nicht durch Seitenwände abgeteilt, und so konnte ich die verschiedenartigsten Gruppen beobachten. Neben mir befand sich die lustigste, ausgelassenste Gesellschaft. Ein junger Mann war Beschützer von acht Mädchen und Frauen, Sevillanerinnen, die in ihre Vaterstadt zurückkehrten. Sie trugen sämtlich Blumen auf Brust und Haar, ja im Haar förmliche Gärten. Sie sangen, sie lachten, sie schäkerten mit ihrem Beschützer, sie jubelten vor Übermut, als der Schaffner kam und der jugendliche Pascha seine neun Billets, die wie ein Spiel Karten aussahen, zeigen mußte. „Señorito hier, Señorito da!“ Sie ließen ihm keine Ruhe, bis er endlich lachend in mein Coupé stieg, um — wie er meinte — ihre Sachen besser unterzubringen. Da ich an der Endwand saß, befand sich ein Kofferbrett über meinem Kopfe. Er türmte nun die riesigen Bouquets von Nelken, Rosen, Stiefmütterchen, die seine acht bisher auf dem Schoß gehalten, dort auf, dazu die Körbe mit Ziegenkäse, Orangen, mit Reisefourage. Dann setzte er sich pustend mir gegenüber, nahm Tabak und Papier aus der Tasche und wünschte in Frieden einen Cigarillo zu rollen.

„Señorito! Don Juan!“

„Eh!“ rief er, sich umwendend.

Ein Witz flog zu ihm hinüber, den ich nicht verstand, der aber sehr gut sein mußte, denn alle brachen wieder in ein schallendes Gelächter aus. Die älteste und die lauteste der Frauen hatte ihn gerufen. Sie besaß keine Zähne mehr, doch auf dem schwarzen Haar befand sich ein förmliches Beet von Stiefmütterchen und Rosen, und sie hielt das schmale bräunliche Gesicht nicht einen Augenblick still. Nun begann sie ein Lied zu singen, und die anderen stimmten ein. Es war eines jener näselnden monotonen andalusischen Lieder, die man erst sonderbar findet und dann lieb gewinnt, denn sie rufen uns, hört man sie später einmal unvermutet wieder, allen Zauber dieses sonnigen Landes und Volkes zurück: die feurigen Blicke, die witzigschnellen treffenden Antworten, das kinderlustige Lachen, die mit Orangenduft geschwängerte laue Luft, die märchenhaften arabischen Kunstdenk-

mäler, den berückenden Reiz der Landschaft.

Während die Frauen ein Lied nach dem anderen sangen, betrachtete ich sie näher. Sie zeigten mit Ausnahme einer sehr aus dem Leim gegangenen korpulenten „Mujer" sämtlich den andalusischen Typus: zierliche graziöse Gestalten, kleine Hände und Füße, schwarzes Haar und schwarze blitzende Augen in dem bräunlich ovalen Gesicht. Die Männer aus dem Volke dagegen sind stämmig, untersetzt, und auf den dicken glattrasierten Zügen zeigt sich der bläuliche Schimmer starken Bartwuchses. Um die kräftigen Hüften tragen sie eine rote oder violette wollene Faja (Tuch), auf das kurz geschorene Haar setzen sie einen runden schwarzen Filzhut, dessen erhöhter Kopf mit einem rauhen sammetähnlichen Stoffe bespannt ist. Einen eigentümlichen Gegensatz zu diesen derben Gestalten bilden die Männer der vornehmeren Klassen. Während aller Mißgeschicke und Mißregimente, welche die Iberische Halbinsel erduldet, hat man die Besitzenden, die man fürchtete, durch Despotismus, Inquisition, nahe Heiraten zu degenerieren gesucht, während das niedere Volk verhältnismäßig frei in der Dunkelheit wild aufwachsen durfte und, von Luft und Sonne begünstigt, immer wieder Kraft aus der üppigen heimischen Erde sog. Wer einen derben Mann des Volkes neben einem schmächtigen, engbrüstigen, vornehmen Herrn sieht, wird kaum glauben, daß es Kinder eines Stammes sind. Freilich haben diese Caballeros bärtige, dunkeläugige, regelmäßig geschnittene Gesichter auf den schmalen eleganten Gestalten, aber Kraft ist's, was ihnen fehlt. Was würden sie zu einem preußischen Schutzmann, zu einem Garde du Corps sagen?

Einige Señores, die den oben beschriebenen glichen und weiterhin in einem anderen Coupé saßen, gaben mir zu dem Gedanken Anlaß. Sie drehten unablässig Cigaretten mit den mageren Fingern und rauchten eine nach der anderen. Oft rauchen sie dreißig Cigaretten des Tages, und die Spuren dieser Wirksamkeit sind fast bei allen an je zwei braunen Fingern, dem zweiten und dritten der Hand, zu erkennen, die wie poliertes Mahagoni erscheinen. Der Tabak ist feinkrümelig, nicht langgeschnitten und der echte der Havana. Die Cigaretten werden nur gerollt, nicht durch Befeuchten zusammengeklebt, so daß eine Art Kunst dazu gehört, sie in Brand zu erhalten.

Die Anwesenheit dieser rauchenden Herren störte eine Frau in demselben Coupé nicht, uns zu Zeugen ihrer Mutterfreuden zu machen. Sie löste die Knöpfe ihres schwarzen Leibchens und legte ihren schreienden, ziemlich großen Jungen an die volle Brust. Niemand beachtete das, und jeder fand das Natürliche natürlich. Ja, einige guardias civiles unterhielten sich während dieses Aktes mit ihr. Die guardias civiles sind eine Truppe mit polizeilicher Eigenschaft. Sie begleiten zu drei oder vier jeden Eisenbahnzug. Als ich sie zuerst in Barcelona sah, glaubte ich, sie seien ein lebender Beweis für die Unsicherheit der Bahnstrecken, aber bald überzeugte ich mich, daß sie augenblicklich nur ein Überbleibsel aus gefährlicher Zeit und die friedlichsten Leute von der Welt sind, höflich, gefällig und sehr hübsch uniformiert.

Die Sevillanerinnen bekamen Hunger. Don Juan mußte einen der Eßkörbe hinüberreichen, und derselbe wurde ausgepackt. Brot, kaltes Fleisch, Wein, Früchte, Kuchen kamen zum Vorschein; Servietten, Messer und Gabeln, Gläser fehlten nicht. Neben den Frauen, welche meist das Haupt unbedeckt hatten oder das bunte seidene Tuch, die Kopfbedeckung des Volkes, trugen, saß eine Dame, ganz in Schwarz gekleidet, in schwarzer Mantilla. Sie war entschieden in ernster Stimmung. Dennoch hatte auch sie öfter unwillkürlich über die Drolligkeit ihrer Gefährtinnen lachen müssen. Man bot ihr von den Speisen an, dann mir, dann dem Señorito. Es würde in Spanien ein grober Verstoß gegen die Gastfreundschaft sein, wenn man einen Bissen in den

Mund steckte, ohne den Anwesenden von seinem Vorrat etwas darzureichen — ein Anerbieten, das man das erste Mal stets ablehnt, aber — wird es wiederholt — aus Höflichkeit annehmen muß. Eine freundliche Sitte, die zu den hübschesten Picknicks im Eisenbahnzuge Veranlassung giebt und die Menschen rasch miteinander bekannt werden läßt. Wer zusammen gegessen, muß auch zusammen plaudern. Wir könnten uns in manchen Dingen an diesem kindlichen Volke ein Muster nehmen. Hier ist nichts von dem Egoismus zu finden, der hartköpfig und hartnäckig seine geliebte „Ecke“ behauptet. Die Spanier schneiden dir kein finsteres Gesicht, wenn du in ein Coupé trittst; sie räumen dir bereitwillig einen Platz und, bist du eine Dame, den besten Platz ein; sie drücken sich zusammen, damit du die Aussicht siehst, damit du nicht in der Sonne sitzest, damit dein Handgepäck nicht leidet. Sie sind alles in allem die besten, zuvorkommendsten Reisegenossen, die ich bis jetzt kennen gelernt.

Die Sonne hatte inzwischen den See auf dem Fußboden des Wagens getrocknet, und der Señorito Pascha war mir näher gerückt, denn mein rotes Reisebuch interessierte ihn. Ich gab es ihm, und er studierte es emsig; er freute sich naiv über die Stadtpläne, über die Karte von Spanien, auf welcher man alles so hübsch sehen könne, die Flüsse und Städte, ganz wie es da draußen läge. Einmal lachte er hell auf und bewies mit nicht geringem Stolze, daß er etwas aus dem fremdländischen Buche verstehe.

„Si vas a Brenes
Lleva que cenes,“

las er laut. Er hatte die Route Cordoba-Sevilla, Eisenbahn 80¾ Meilen,* aufgeschlagen. Brenes ist ein an dieser Strecke belegener Flecken, der, wegen seiner Armut berüchtigt, zu obigem Spottwort Veranlassung gegeben hatte. Doch soll das jetzt anders sein und man in Brenes nicht mehr zu hungern brauchen. Es erscheint auch so unmöglich in dieser Gegend. Zur Rechten und Linken des Weges blüht und grünt es wie in einem Garten; Wiesen und Felder sind mit Blumen, weißen, gelben, roten, wie besäet. Nicht lange währte es, so gelangten wir

Andalusierin.

* Es sind englische Meilen gemeint.

nach El Empalme, und bald darauf sah ich einen mattrosa Turm mit seiner Spitze auftauchen, die Giralda von Sevilla. Und in kurzer Frist sah ich ihn voll und ganz, den berühmten arabischen Glockenturm, erblickte ich Sevillas riesige Kathedrale, seinen Guadalquivir, seine Palmen und Orangen. Niemand konnte mir das mehr rauben, es war mein, meiner Erinnerung unauslöschlich eingeprägt.

Ich nahm von der lustigen Gesellschaft freundlichen Abschied; es war ein Hin und Her von Zuruf und Scherz, bis jede der acht ihre Blumen, ihren Käsekorb gefunden. Mein Gepäck ließ ich auf dem Bahnhofe, nahm einen Wagen und fuhr, nur mit einem Touristenschirm bewaffnet, in die Stadt, denn ich hatte die Absicht, hier längere Zeit zu verweilen und mich nicht in ein Hotel, sondern in eine casa de huespedes zu begeben. Letztere gleichen unseren gemischten Pensionen, jedoch mit dem Unterschiede, daß hier nicht nur Ausländer, sondern auch viele Einheimische dauernd wohnen: Offiziere, Beamte, Studenten und auch Familien, die keinen eigenen Hausstand führen können oder wollen. Bei uns würde dies Leben als abenteuerlich und zigeunerhaft verdammt werden; in Spanien ist es ganz üblich, und niemand wundert sich darüber. Besonders ältere Leute, welche ihre Kinder verheiratet haben, ziehen sich gern in solche Pension zurück; sie lieben die Geselligkeit zu sehr, um sich zu einem ewigen Duo zu verdammen.

„Auf der Plaza nueva," hatte mir mein italienischer Wirt in Cordoba gesagt, „finden Sie Haus bei Haus casas de huespedes. Suchen Sie nur selbst, man kann da ruhig seinem Eindrucke folgen; wenn Ihnen die Leute gefallen, mieten Sie."

Er war mir wie ein Landsmann entgegengekommen, als er gehört, daß ich schon öfter in Italien gewesen und Land und Menschen dort gern habe, und er hatte sich verpflichtet gefühlt, mir väterliche Ratschläge zu geben, als ob ich in einem verwilderten wüsten Lande reiste und nicht unter so guten ehrlichen Menschen, wie es die Spanier meist sind.

Mein Wagen hielt auf einem großen schönen Platze, Palmen und Orangen beschatteten weiße Marmorbänke, und elegante Gaskandelaber versprachen für den Abend Tageshelle. Ich stieg aus und sah mich um. An der Schmalwand des Platzes Hotel an Hotel. Fonda de las cuatro naciones, Fonda de Londres u. s. w. An der gegenüberliegenden das Renaissancegebäude des Ayuntamiento (Rathaus). Drüben eine Flucht von fast gleich gebauten Häusern: grüne Fensterläden, Balkon an Balkon, sämtlich casas de huespedes oder Cafés. Auf der Seite, wo ich stehe, dasselbe Bild. Ich betrachte sie und erwäge: Wo wendest du dich zuerst hin? Dort, wo die rotröckigen Bedienten erwartungsvoll vor dem Eisengitter lungern, oder hier, wo ich durch Eisengitter und verschlossene Glasthür in einen dämmerigen, blumengeschmückten Patio schaue? Es hat für mich einen eigenen Reiz, in eine fremde Stadt unter ganz fremde Leute zu kommen; ich liebe es, wenn jede Straße mir eine Überraschung, jeder Mensch mir einen Blick in ein anderes Leben, andere Anschauungen, andere Empfindungen giebt.

Mein Entschluß ist gefaßt, ich wähle das bedientenlose Haus. Ich trete in eine Vorhalle, deren Wände und Fußboden mit bunten glasierten Kacheln (dem spanischen azulejo) ausgelegt sind, und ziehe an einem zur Seite der Gitterthür befindlichen Messingringe. Hinter der Glasscheibe erscheint eine reizende Andalusierin; sie öffnet Gitter und Glasthür und verspricht, ihre Tante zu rufen. In ein hellblaues Kattungewand und gewiß mit keinem Unterrock bekleidet, denn jede ihrer imposanten Formen zeichnet sich plastisch ab, pustet Doña Ana herbei, Gutmütigkeit in dem breiten Gesicht, in der Stumpfnase, in den etwas durch die Wangen beeinträchtigten Augen und — in den kleinen runden Händen. Man lache nicht — Hände haben ihre Sprache so gut wie Augen und Mund. Sie führt

mich durch ein halbdunkles, nach dem Patio zu gelegenes Gemach, das nur von ihm sein Licht empfängt. Hier stehen Schaukelstühle und Sessel um einen Tisch; der eine Schaukelstuhl wiegt hin und her, als habe sie ihn und ihre beschauliche Vormittagsbetrachtung eben verlassen. Sie öffnet eine Glasthür in diesem Raume, und wir treten in ein helles, schneeweißes Gemach. Schneeweiß die Wände, schneeweiß die beiden mit fleckenlosen Mullvor-

„Arbeiten — schreiben?"

Das kam ihr seltsam vor bei jemand, der doch anscheinend zum Vergnügen reiste. Daß Schreiben ein Vergnügen, keine saure Strapaze sei, davon hätte ich sie nie überzeugt. Ich versuchte es daher auch nicht. Sie sah mich seit dieser Äußerung mit Respekt an, aber zugleich mit einer gewissen bedauernden Sorge für meine Gesundheit, ob diese unter der unerhörten Anstrengung nicht leide. Daß man, um

Andalusischer Patio.

hängen (Mosquitonetzen) bespannten eisernen Betten, schneeweiß die Gardinen und die Drapierung des Toilettentisches. Der gestickte Mull der Gardinen verhüllt das eisenvergitterte, tief auf den Boden gehende Fenster, und dahinter ragen die Palmen und Orangen der Plaza Nueva empor.

„Reizend — aber wo soll man hier arbeiten? Wo ist ein Schreibtisch? An dem Fenster kann ich nicht schreiben, denn alle Vorübergehenden können mir durch das Gitter die Hand reichen und mich anreden."

Sie sieht mich verwundert an.

ein Amt zu erhalten, ein Examen zu bestehen, studieren, lernen müsse, das hielt sie für eine traurige Notwendigkeit, aber daß man solche trockenen Dinge als Genuß betrachte, wäre ihr tonto (dumm) erschienen.

„Morgen wird ein anderes Zimmer frei, das schönste im Hause, ein Ingles benutzt es jetzt, ein feiner, stiller Herr, das verspreche ich Ihnen. Es hat auch einen grünen Tisch, darauf können Sie malen und studieren. Bleiben Sie diese Nacht noch hier und ziehen Sie morgen hinauf. Usted me gusta," schloß sie,

„Usted soll es billiger als der Ingles haben.“

„Sind viele Leute im Hause?“

„Nein, augenblicklich nur zwanzig.“

„Ausländer?“

„Außer dem Ingles nur Spanier,“ sagte sie entschuldigend. „Aber alle fein und gebildet, die meisten studieren das Gesetz hier auf der Universität. Aber wir haben auch einen Oberst mit Gemahlin und Pepito aus Madrid und einen Capitano der Marine aus Cadix.“

Das wollte ich just — nur unter Spaniern wollte ich leben, um gezwungen zu sein, ihr Idiom zu reden und zu lernen. Und sie hatte nicht zu viel versprochen. Das Zimmer im ersten Stock mit seinem großen Balkon und seinem großen grünen Tische war sehr behaglich, trotz der vier riesigen gemarterten Heiligen in Öl an den Wänden. Und wenn ich an die Aussicht von seinem Balkon auf die schöne Plaza Nueva denke, kommt mir das einförmige gelbe Haus, mein Berliner Visavis, noch langweiliger und häßlicher als sonst vor.

Am anderen Morgen ging ich in die Kathedrale. Wo soll ich anfangen und wo aufhören, sie zu beschreiben? ... Sie bildet ein längliches Viereck, denn sie ist auf den Grundmauern der alten arabischen Moschee errichtet, die 1172 von Abu Yusuf Yakub-Al-Mansur erbaut und bis 1401, also auch noch unter christlicher Herrschaft, als Gotteshaus benutzt ward. Sevilla wurde schon 1248 durch Ferdinand von Castilien den Mauren entrissen, nachdem es eine Reihe von Jahrhunderten afrikanischen Herrschern gehorcht hatte. 1403 begann man den Bau der christlichen Kathedrale und beschloß ein Werk zu schaffen, wie seinesgleichen noch nicht dagewesen. In der That ist der Dom ein Riesenbau, fünfschiffig mit anstoßenden Kapellenreihen, so daß er eigentlich siebenschiffig zu nennen wäre. Er erhebt sich auf erhöhten Stufen, las gradas, wo einst die Wechsler ihre Börse hielten. Neben der Kathedrale, doch gesondert von ihr, steht der Stolz Sevillas, die berühmte Giralda. Dieser quadratische Glockenturm ist bis auf den neuen Aufsatz ganz maurisch, seine rötlichen Wände sind mit einem zierlichen Netzwerk von ajaracas (Arabesken), die an den vier Seiten verschiedene Muster zeigen, bedeckt. Er ist 1196 unter Abu Yusuf Yakub von Jaber, spanisch Gever, erbaut, den man fälschlich für den Erfinder der Algebra hielt. Den Mauren war der Turm so heilig, daß sie ihn bei der Einnahme Sevillas lieber zerstören als in christliche Hände fallen lassen wollten; aber zum Glück wurde ihre fromme Absicht vereitelt. Man drohte ihnen, die Stadt in dem Falle einzuäschern, und so wurde der schöne Turm der Mueddin den ungläubigen Nachfolgern erhalten. Jetzt ist er für Sevilla so charakteristisch, daß man sich die Stadt, dieses Gemisch von arabischen Erinnerungen und katholischem Glanze, kaum ohne ihn zu denken vermag. Auf der Zinne, wo einst der Moslem zum Gebet gerufen wurde, erhebt sich nun der christliche Glockenturm. Die Glocken hängen frei in offenen Nischen; das oxydierte Grün ihres Erzes kontrastiert schön mit dem Mattrosa des Unterbaues. Sie sind sämtlich mit geweihtem Öl getauft, werden von den Sevillanern wie lebende Wesen betrachtet und tragen den Namen eines oder einer Heiligen. Die in der Mitte befindliche Riesenglocke heißt Santa Maria; die anderen zwanzig: Santa Lucia, San Juan Bautista, San José, San Pedro, Santa Ines, San Cristobal, Omnium Sanctorum u. s. w.

Zur Maurenzeit lagerten vier vergoldete riesige Bronzekugeln wuchtig auf der Zinne, jetzt erhebt sich auf leichtem Türmchen eine Bronzefigur, welche der Giralda den heutigen Namen gegeben hat. Es ist eine weibliche Gestalt, die sich beim leisesten Windhauch dreht (spanisch gira). In der einen Hand trägt sie ein Banner, in der anderen einen Palmenzweig. Es stimmt humoristisch, daß diese flatterhafte bewegliche Dame die — Treue darstellen soll. Der Künstler mag den Schalk im Nacken gehabt und seine Andalusierinnen gekannt

haben. So reizend, so verführerisch sie sind, an Beständigkeit fehlt es ihnen; gefällt ihnen Don Fernando besser als Don José, der letztbeglückte, so geben sie diesem den Vorzug.

Ich hatte den Turm erstiegen und stand nahe der Glocken ehernem Mund auf seiner Zinne. Zu deinen Füßen liegt Sevilla, jauchzte ich, die Königin Andalusiens. Muß mir da nicht selbst wie einem Könige zu Mute sein, reich und stolz? Wenn ich geradeaus in die Tiefe blicke, sehe ich in den Orangenhof, die grüne dufterfüllte Vorhalle der Kathedrale, ein lebendes blühendes Zeugnis von den einstigen Herrschern der Stadt. Die Gotteshäuser der Araber sind von den unseren verschieden. Außen stehend, erkennt man kaum ihre Bestimmung; sie sind von hoher, zinnengekrönter Mauer im Viereck festungsähnlich umschlossen, so daß sie aus der Ferne wie eine Burg erscheinen. Der Gläubige schritt durch das Hauptthor dieser Mauer, die schön geschweifte, reich verzierte Puerta del Perdon, und dann über einen orangenbestandenen Hof, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen befand, wo er sich vom Staube der Straße reinigte, ehe er in die dem Thor der Verzeihung gegenüberliegende Moschee trat. In dem Orangenhofe Sevillas vor dem arabischen Thore saßen jetzt schwarzröckige katholische Priester, und an dem heiligen Brunnen spielten schwarzäugige andalusische Kinder, in deren Adern noch mancher Tropfen arabischen Blutes rinnt.

Weiterhin sehe ich auf die weißen Häuser der Stadt, auf grüne Plätze, auf flache, mit Blumen oder Gras bewachsene Dächer oder auf ein vertikal geripptes hohes Ziegeldach. Hier ragt eine Palme, dort eine Cypresse auf; hier sehe ich in einen blütengeschmückten Patio, dort auf einen Balkon, von dem rote und gelbe Nelken, die Lieblingsblumen des Andalusiers, herabnicken. Wäschestücke flattern auf den Dächern, an den Häusern. Die Hauptstraße Sevillas, die Calle de las Sierpes, zieht sich in gewundener Linie von der Plaza de la Constitucion, an der das schöne Rathaus steht, hin. Schlangenstraße würde sie auf deutsch heißen, und eigentlich müßte man allen Verkehrsadern der Stadt diesen Namen geben. Denn die klugen Araber bauten sämtliche Straßen in gewundenen Linien, um der Sonne den Eintritt zu verwehren und auch während der Mittagshitze stets eine Schattenseite zu haben. Diesen engen gewundenen Gassen, den luftigen Patios verdankt Sevilla, daß es trotz seiner südlichen Lage just im Sommer den gesundesten Aufenthalt bietet und man hier weniger als zum Beispiel in Südfrankreich oder auch in nordspanischen Städten von der Hitze zu leiden hat.

Ich gehe unter den Glocken hin und wende mich nach Westen. Dort erhebt sich der edle Renaissancebau der Lonja (Börse) und hinter ihr die Türme des Alcazar, des maurischen Schlosses, welches jetzt die Exkönigin Spaniens, Isabella, bewohnt. Weiterhin auf freiem grünem Platze macht das spanische Militär — Sevilla hat eine ziemlich starke Garnison, 15 000 Mann — seine Übungen. An die Gärten des Alcazar schließt sich ein riesiger Gebäudekomplex, die Tabaksfabrik. Südlich von ihr ragen Palmen, Orangen, Kastanien auf: es ist die reizende Promenade De las delicias, die ihren Namen in der That verdient. Palast und Park San Telmo, die Residenz des Herzogs von Montpensier, werden von ihr umschlossen, und sie zieht sich weit am Ufer des breiten, schiffbedeckten Guadalquivir hin. Der Strom umschließt die Stadt im Süden. Er ist kein schmächtiges Silberband, er trägt auf seinem Rücken große Weltumsegler, denn Sevilla hat direkte überseeische Verbindung nach der Havana, Mexiko und so weiter. Als Spanien noch mächtig und reich und die stolze Herrscherin Amerikas war, barg man in dem Turme, welcher sich hart am Guadalquivir erhebt, die Schätze des neuentdeckten Weltteiles. Torre del oro heißt er noch jetzt, allein er enthält nicht mehr funkelndes Gold, sondern ist eine Station für die Douane.

Nahe dem Turme sehe ich die Caridad, das Hospital, in welchem sich die schönsten Murillos befinden, und weiterhin die Plaza de Toros, die Arena für die Stiergefechte. Eine schöne eiserne Brücke führt über den Fluß; sie verbindet Sevilla mit der Triana, seiner Vorstadt, dem Wohnort der Schmuggler, Schiffer, Zigeuner. Weiterhin erblicke ich die Cartuja, das einstige Kartäuserkloster, jetzt Porzellanfabrik; sehe ich üppig grüne Berge und in der Ferne duftig-zart die Kette der Sierra Morena. Alles in allem ein blühendes Bild, Andalusiens würdig.

Es war am ersten Pfingstfeiertag und gegen neun Uhr morgens. Die Glocken begannen zu läuten, auf einem, auf dem anderen Turme, dröhnend mächtig, hell und fein, in allen Tonarten. Wenn alle Glocken Sevillas läuten, so ist das ein Gesumm in der lauen sonnigen Luft, daß man keinen klaren Gedanken zu fassen vermag.

Hier allein wird man recht inne, welch eine Macht der Katholicismus noch besitzt. In Italien, in Rom verschwindet das Gegenwärtige zu sehr vor der Erinnerung an die antike Welt, vor den großartigen Zeugen sowohl in Plastik wie in Architektur, die Kunde geben von untergegangenen Geschlechtern. Nirgends tritt das kirchliche Leben so in den Vordergrund, greift es so unmittelbar in das Treiben des Tages als in Spanien. Und besonders ist das in Sevilla der Fall. Hier ist die Kirche reicher als anderswo, das Volk mehr zu Schaugepränge geneigt als anderswo; hier findet man die eigentümliche Verbindung von Religion und Genuß, von fanatischer Askese und feuriger Sinnenlust. Hier sieht man noch heute die Gestalten Murillos auf den Straßen, in den Kirchen: Frauen, welche mehr Weib als Madonna sind; Männer, welche in der Santisima Virgen nicht allein die Heiligkeit, sondern auch die Schönheit verehren. Geschlechtsliebe und religiöse Devotion findet man hier seltsam vermischt.

Oft sah ich in einer stillen Kapelle Blicke von verzehrender Inbrunst und Verzückung zu der Darstellung der Heiligen emporgerichtet, die sich von irdischem Verlangen nicht unterschieden. Der Klerus kennt sein Volk und weiß, wie er Macht über dasselbe gewinnt. Alle Künste macht er sich dienstbar, und wer ein eindruckfähiges Gemüt hat, hüte sich, sich in seinen Bannkreis zu begeben. Ich habe die Wirkung an mir selbst erfahren — die herrlichen Kathedralen, die Meisterwerke der Malerei und Skulptur, der süße Gesang, Orgel-, Violinen- und Flötenklang, betäubender Weihrauch, dazu die feierlich schwarzgekleideten, leise murmelnden Beter, die erschreckend natürlich bemalten Holzbildnisse der Heiligen — wer da nicht selbst von Holz ist, dem beginnt bald jeder Nerv zu zittern und der Kopf sich zu verwirren.

Fremde aller Nationen strömen während der Karwoche nach Sevilla, die Preise in den Gasthäusern und casas de huespedes steigen dann um das Zwei- bis Dreifache. Denn die semana santa wird jetzt, da die offiziellen Kirchenfestlichkeiten in Rom suspendiert sind, von der ganzen Welt hier am großartigsten gefeiert. Acht Tage ruht alles bürgerliche Leben, Tag für Tag ziehen Prozessionen durch die Stadt, läuten die Glocken, ist Gottesdienst und feierlich Umzug in den Kirchen. Doch noch interessanter als die Karwoche ist Fronleichnam, weil es eine eigenartige Ceremonie, den Tanz vor dem Hochaltar, besitzt, die nirgends, selbst in Rom nicht, gefeiert wird. Das Fest des corpus domini wird nicht viel von Fremden besucht, dagegen sehr von Spaniern. Erstere scheuen die Hitze, da das Fest spät fällt.

Doch ich muß zum Pfingstmorgen zurückkehren, an dem ich unter betäubendem Glockengeläute von der Giralda niederstieg. Ich ging über den Orangenhof und trat an Blinden, Krüppeln, Bettlern vorüber, die ihre Hand bittend nach jedem Fremden ausstrecken, in die Kathedrale. Anfangs vermochte ich nichts zu sehen, denn ich kam aus hellem Sonnenschein in dunkles Dämmerlicht. Dann schweifte

mein Blick an himmelanstrebenden schlanken gotischen Pfeilern empor, zu dem Reichtum des Coro und Trascoro nieder, in die zahlreichen Kapellen hinein. Die Kathedrale von Sevilla ist die größte Spaniens, 414 Fuß lang, 271 Fuß breit. Die Höhe ihres Mittelschiffes beträgt 171 Fuß, die Seitenschiffe sind um 21 Fuß niedriger. Sie hat dreißig Kapellen, von denen einige eine Kirche für sich bildecken, die Lichter, den donnernd dröhnenden Klang der Musik, den Gesang der vierzig Priester, die hier täglich zweimal Messe celebrieren, so kann man sich den Eindruck auf Sinne und Herz der phantasiebegabten Andalusier vorstellen. Eine Kirche, die so reich, so mächtig ist, sie muß auch die Macht besitzen, ihren Gläubigen den Weg zum Himmel zu eröffnen; so reflektieren sie.

Kathedrale von Sevilla.

den; ihre Orgel besitzt fünftausend Pfeifen; an zweiundachtzig Altären wird gebetet und Messe gehalten. Die Geistlichen der Kirche bestanden früher aus hundertdreiunddreißig, jetzt siebenundneunzig Priestern, das Erzbistum besaß neunhundert Häuser in Sevilla, viele liegende Gründe und Kornrenten. Das sind trockene Ziffern, allein sie geben doch einen Begriff von dem grandiosen Charakter dieser katholischsten aller Kathedralen. Rechnet man dazu den Reichtum an Skulpturen und Malerei, an Holzschnitzarbeit, den Silberschatz, den Glanz der Meßgewänder und Altar-

Die Wirkung der Kathedrale wird etwas durch eine Einrichtung beeinträchtigt, die allen spanischen Kirchen eigentümlich ist. In dem Mittelschiffe erhebt sich, durch eine gerade, mit Skulpturen bedeckte Wand (den trascoro) abgeschlossen, der coro. Letzterer ist der Sitz der Geistlichkeit und innen mit der silleria del coro versehen, deren reichgeschnitzte Sitze, Lehnen und Rücken oft ein Museum für sich bilden. Ein Gitter, die reja, schließt den Chor ab und es folgt, meist unter der Kuppel und in einer Linie mit dem Querschiffe, ein quadratischer freier Raum,

entre los dos coros (zwischen den beiden Choren). Ihn begrenzt ein neues Gitter, dann erhebt sich auf ansteigenden Stufen der Hauptaltar, welcher im Rücken durch einen hoch emporragenden Retablo begrenzt wird. Nach den Seitenschiffen ist die capilla mayor mit dem Hauptaltare entweder durch ein eisernes Gitter wie in Sevilla oder durch eine Skulpturenwand wie in Toledo abgeschlossen, die auch durchbrochen den Einblick in das Allerheiligste gewährt. Die Reja und der Retablo bieten den Künstlern Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Geschicklichkeit. Das eiserne, reichvergoldete Gitter ist oft ein Meisterwerk der Schmiedekunst, der Retablo ein anderes der Holzschnitzarbeit. Gotische Spitzbogen oder Renaissancesäulchen teilen ihn, und er enthält eine verwirrende Fülle von Reliefs, Figuren und Ornamenten, die bemalt oder vergoldet sind. Zuweilen ist auch der Retablo von Stein wie im Dome von Malaga.

Eine zweite Eigentümlichkeit der spanischen Kirchen sind die beiden Orgeln im Chor und die beiden Kanzeln vor dem Gitter des Hauptaltares. Letztere sind nach Südwest- und Nordost in die Seitenschiffe hinein gerichtet. Eine dritte Orgel über einem der Portale, deren Pfeifen schräg in die Kirche hineinstehen, tritt oft noch hinzu. Retablo und Chor erheben sich in halber Höhe des Mittelschiffes; je niedriger besonders der Chor ist, desto reiner hat man den Eindruck des ganzen Bauwerkes. Eine andere Besonderheit, die, obwohl unbequem, die malerische Wirkung erhöht, ist der vollständige Mangel an Stühlen und Bänken in der Kirche. Wer eine Predigt nicht stehend anzuhören vermag, bringt auf dem Arme einen Feldstuhl mit, in dessen Ausschmückung ziemlicher Luxus entfaltet wird. Doch thun das nur Damen und auch nur einige. Die meisten knieen oder kauern auf den Strohmatten oder Teppichen, die man auf den Steinboden entre los dos coros breitet. Die Männer stehen oder sie knien auf einem improvisierten Teppich, ihrem Taschentuch, und stützen den linken Arm auf Stock oder Schirm, der zugleich den abgenommenen Hut trägt. Die Spanierin kleidet sich zur Kirche nur schwarz, und es stimmt feierlich, die Reihen kniender schwarzer Gestalten zu sehen, deren Auge und Sinn, wenigstens anscheinend, alle nach einer Richtung gewandt sind. Ob ein Blick in die von der Spitzenmantilla anmutig umrahmten reizenden Gesichter der Andalusierinnen nicht die Feierlichkeit stören und weltliche Gedanken wekken würde, wage ich nicht zu entscheiden. In spanischen Kirchen dreht man nie dem Hauptaltar den Rücken zu; thut es einmal ein Fremder, in Bewunderung des Coro versunken, so kommt gleich der Sakristan in langem, schwarzem Mantel, den glänzenden Metallstab in der Rechten, und mahnt ihn an seine Pflicht. Nie geht auch ein Spanier an einem Altar vorüber, ohne sich tief zu verneigen, er gehe vorüber, so oft es auch sei. Man erwartet das auch von Touristen, und es ist bei der Menge der Altäre nicht leicht, keinen Verstoß zu begehen. In dem nicht vorschriftsmäßigen Benehmen und der hellen Kleidung erkannte ich in der Kathedrale von Sevilla gleich einige Fremde. Ein paar junge Amerikanerinnen oder Engländerinnen, braun gebrannt, mit großen praktischen Strohhüten, großen praktischen Schuhen und trotz des Festtages in kurzen grauen Waterproofkleidern. Es mußten junge Mädchen sein; sie waren überschlank. Ein Neger, reichlich mit Plaids beladen, ging hinter ihnen. Dann erschien eine korpulente elegante Französin mit vieler Tournüre und vielen Federn auf dem extravaganten Hute. Ein Herr, ebenfalls à quatre épingles, eine rote Nelke (Ehrenlegion imitierend) im Knopfloch, führte sie am linken Arme. Wenn ich auch nicht die Korpulenz der Dame und die Nelke des Herrn gesehen, so würde mich diese Art des Führens jedes Zweifels über ihre Nationalität überhoben haben.

Die Messe war vorüber, unter die Einheimischen und Fremden geriet Bewegung, sie gingen von dem Raume

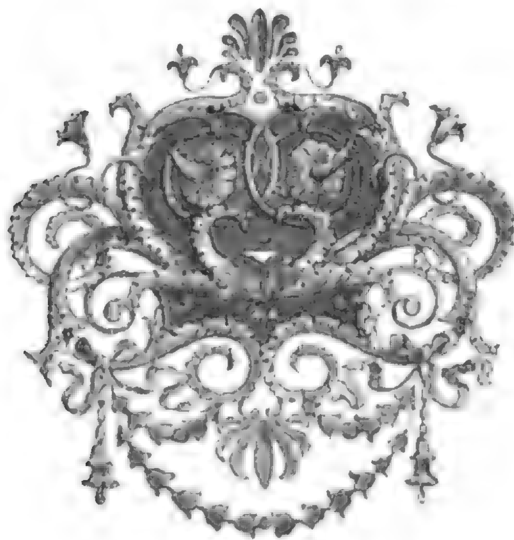
„zwischen den Choren“ nach den Seitenschiffen, die Prozession sollte beginnen. Von Chor und Hauptaltar zog sie aus, die Menge der Sevillaner und Fremden wich, eine Gasse bildend, zurück.

Voran schritt eine merkwürdige Gestalt in langem schwarzem Atlasrock, über den von den Schultern ein runder Kragen fiel. Auf dem Kopfe trug der Mann eine schwarze Perücke, die hinten in ein wohlgedrehtes abstehendes Zöpfchen auslief; sein hageres Gesicht glich den Zügen, welche Velasquez zu malen liebte, charakteristisch, sprechend, stolz und selbstbewußt. In der Hand hielt er einen langen glänzenden Metallstab; er ist der Ordner der Prozession.

Hinter ihm zogen in schwarzem Gewande mit weißen Chorhemden singende Priester. Eine seltsame Musik begleitete den Gesang. Vier Männer — Laien, nicht Geistliche — spielten die Flöte, die Pfeife und das Horn, sie werden zu hohen Festtagen engagiert. Es folgten ihnen rotröckige Chorknaben mit goldenen Diademen auf dem jungen Haupte; sie versuchten, die runden Wangen und den frischen Mund ebenfalls in feierlich asketische Falten zu ziehen. Dann Priester in Violett, ein schwarzes viereckiges Barett, in dessen Mitte sich eine grüne Seidenpuschel befindet, auf der Tonsur; Priester in Meßgewändern, weiß, gelb, bunt, goldgewirkt. Viele dieser Gewänder sind Meisterwerke der Handstickerei in Gold, Silber und Seide, großblumig oder mit stilvollem Ornament; sie und die kostbaren Spitzenmanschetten wie die Chorhemdenbesätze sind von unschätzbarem Wert.

Nun kam auf erhöhtem Postament, von Kerzen beleuchtet, von prunkendem Silber strahlend, in einem Kranze von Brillanten, das Allerheiligste, die Monstranz mit dem Leibe des Herrn. Wie die Mahd vor der Sense des Schnitters, so sank alles Lebende in der Kirche zu Boden, auf die Knie und schlug das Zeichen des Kreuzes. Als es vorüber, standen die Andächtigen auf; viele Herren nahmen den Kirchenbeamten, die, dem Zuge folgend, große Bündel langer roter Wachslichter trugen, die dargebotenen Kerzen ab und folgten mit den brennenden Lichtern der Prozession. Alle zogen nach dem Sagrario, wo eine neue Ceremonie stattfand, dann kehrten sie in derselben Ordnung, weit im Bogen um den Chor gehend, zum Hauptaltar zurück.

(Schluß folgt.)



Quedlinburg.

Städte am Nordrande des Harzes.

Von

Heinrich Pröhle.

Wo als nordwestlichste Grenzpfeiler des deutschen Gebirgslandes neben dem bläulichen Brocken der dunkelgrün gefärbte Bruchberg sein melancholisches Haupt erhebt, stürzt von jenem die Bode dem Elbgebiete und von diesem die Oker dem Wesergebiete zu. Es müssen recht ansehnliche Wassermassen sein, welche dort oben im Gebirgsnebel von den Hexen zusammengebraut werden, denn einige Meilen nördlich vom Harzgebirge flutete in alter Zeit ein See aus den Gewässern der Bode bis zu denen der Oker oder wenigstens der Ilse hin. Diese Sumpflandschaft, der Oschersleber Bruch, ist in alter Zeit ein Schutzgraben für das deutsche Kaisertum gewesen. Hinter ihm ist das sächsische Königtum groß geworden. Wo nicht in Quedlinburg, so hätte es doch schon früh in Goslar sich vor den Ungarn sicher fühlen können, ehe sie besiegt waren. Lange dauerte die Blüte der Kaiserstadt Goslar und noch länger die Nachblüte. Halberstadt, Wernigerode und Blankenburg liegen in dem Viereck zwischen dem Harze, der Bode, der Oker und dem Bruche. Sie alle sind Städte mit selbständigen Regierungen im vollen Sinne des Wortes gewesen. Aber sogar Ballenstedt, welches ich hier aus dem Spiele lassen will, ist jetzt nur noch ein herzoglicher Witwensitz ohne Regierung.

Der im Mittelalter so blühende Verkehr dieser kleinen Harzresidenzen war nicht allein durch die politischen Veränderungen der neueren Zeit gesunken. Auch das Eisenbahnwesen fügte ihnen anfänglich bedeutende Nachteile zu. Einst hatten diese Städte, die den Schlüssel zum Gebirge besaßen, den Verkehr durch ihre Frachtwagen mit den schmucken Pferden über die Gebirgspässe zu leiten verstanden. Nun schien aber die Eisenbahn anfänglich nur für die tiefsten und glattesten Stellen der Ebene berechnet zu sein. Zwischen dem Harze und der Altmark hatten sich seit alter Zeit die Landstraßen von Berlin nach Köln und von Obersachsen nach der Nordsee gekreuzt. Man glaubte diese Kreuzwege eine Strecke weit durch die Eisenbahn in der Bruchlinie vereinigen zu können. Da wurde das kleine Oschersleben ein Knotenpunkt, der

alsbald wieder zerhauen ist. Halberstadt war anfänglich nur so glücklich, ein Plätzchen an der Sekundärbahn nach Thale zu erobern, ist aber jetzt auch schon wieder die Hauptstation zwischen Leipzig und Hildesheim. Sobald sich nämlich das Eisenbahnwesen etwas reicher zu entfalten begann, wurde der Weg von Berlin nach dem Rheine weit nördlich vom Bruch über Lehrte und Hannover gelegt, der ganze Eisenbahnverkehr zwischen Leipzig und Bremen aber, soweit es sich um den Nordrand des Harzes handelt, über die beiden alten Städte Halberstadt und Goslar gelenkt. Es ist dies in Bezug auf Goslar nur gelungen, indem man diese alte Kaiserstadt durch ein geschickt angelegtes Sicherheitsventil für den Verkehr, welches mehr als eine bloße Zweigbahn ist, mit dem Bahnhofe zu Grauhof verbunden hat. Goslar ist nun so vielfältig in das Eisenbahnnetz hineingezogen, daß man sich ihm von Magdeburg aus fast nach Belieben auf dreierlei verschiedenen Eisenbahnen nähern kann. Zugleich ist es bis jetzt die einzige Stadt am Fuße des Harzes, welche nicht allein mit der Ebene, sondern auch schon mit dem Gebirgsplateau durch eine Eisenbahn in Verbindung steht. Ich denke hierbei an die Sekundärbahn von Goslar über Grauhof nach Klausthal. Mit ihr ist auch für den Harz der Anfang gemacht, daß die Eisenbahnen selbst, durch deren erste Anlage in der Ebene die abgelegenen Hüttenwerke im Gebirge zu veröden schienen, nun den „alten Mann“ (die eingegangenen Gruben) im Gebirge wieder aufsuchen und von neuem beleben. Auf einem Hohofen nach dem anderen wird der Hüttenmann mit dem langen Schürhaken das belebende Feuer wieder anzünden, wenn der Dampfwagen erscheint, um die deutsche Arbeit auf den entlegenen Bergspitzen in Empfang zu nehmen und die schwere Eisenware den großen Märkten des Vaterlandes und des Auslandes zuzuführen. Der junge Bergknappe von Klausthal, der mit dem grünen Schachthute „auf die Freit geht“, sowie der Vogelhändler aus den sieben Bergstädten des Oberharzes, der mit seinen Kanarienvögeln die Reise nach Amsterdam antritt, gehören zu den typischen Figuren auf den Bahnhöfen zu Grauhof und Goslar.

Marktplatz, Rathaus und Marktbecken zu Goslar.

Da die sieben Bergstädte des Oberharzes früher wenigstens nur Hafer bauten und weder Gemüsegärten noch Indu-

strie aufweisen konnten, so war der Marktplatz zu Goslar zugleich der Markt für Klausthal und Zellerfeld. Aber nur das Korn wurde durch Saumtiere von Goslar nach dem Plateau hinaufgeschafft. Den Transport von Gemüse und Gosebier besorgten die ihrer Sinnesart wegen verrufenen „Harzweiber“, die Bergmannsfrauen, auf dem Rücken.

Die Töchter der Bergleute in der Gegend von Klausthal und Goslar sind durch Heinrich Heine sehr anziehend geschildert worden. Man findet auch wirklich feine ausdrucksvolle Gesichter, wenn auch selten volle runde Gestalten unter ihnen. Da die männlichen Familienglieder früh schon als Pochknaben ihr Geld verdienten, so fühlten sie sich als Bergknappen in dem Alter von achtzehn Jahren schon vollkommen selbständig. Sie verließen das Elternhaus und lebten, wie sie es nannten, „vor Bursch“ im Hause der Schwiegereltern. Allein endlich mußte neben dem Hausstande der Eltern und Schwiegereltern noch ein dritter für die jungen Leute geschafft werden. Von diesem Augenblick an war gewöhnlich schon die Blüte der Frauen dahin. Wenn der Bergknappe aus dem dunklen Schacht heraufkam und seine Kleider gewechselt hatte, so wollte er nur noch sich durch Goslarsches Bier erquicken, die Zither spielen und singen. Je mehr er selbst aber sein „Verknieng“ (Vergnügen) in der heiteren und geselligen Bergmannsstube verlangte, um so früher wurde die sorgenvolle Hausfrau alt, verachtet, häßlich und zänkisch. Sie lag bald in beständiger Fehde mit den Verkäuferinnen auf dem Markte zu Goslar, welchen sie alles Geld bis auf den letzten Pfennig zutragen mußte. Zu welchen Scenen es dabei auf dem Marktplatze gekommen ist, das läßt uns jetzt der Ratsdiener von Goslar ahnen, wenn er uns die Beißkatze zeigt. Es sind zwei hölzerne Stühle dicht neben einander, in welche je zwei zänkische Marktweiber eingesperrt wurden. Die Köpfe, welche die beiden Gegnerinnen nicht bewegen konnten, befanden sich einander dicht gegenüber. Eine echte Goslarsche Marktfrau aus jetziger Zeit würde jedoch in der Beißkatze nicht Platz haben. So werden denn auch die Ratsherren von Goslar bei der Beißkatze wohl schon gezeigt haben, daß man die kleinen Diebe hängt, die großen und aufgeblasenen Wichte aber trotz Galgen und Beißkatze nur zu oft frei herumlaufen läßt.

Der Dichter Friedrich Wilhelm Zachariä, der 1763 von Braunschweig aus den Oberharz besuchte, redet idealisierend von den „Karawanen der Harzmädchen“, welche die „seltenen Getränke“ von Goslar herauftrügen. Der Weg von Goslar nach Klausthal führt nach Zachariäs Beschreibung durch eine lange Reihe von Bergen, von denen einer immer höher, waldiger und fürchterlicher ist als der andere. Der Reisewagen, den er in der Kaiserswort (Kaiserswôrt) erhalten hatte, bestand in einer stark mit Eisen beschlagenen Karre. Zwei mutige schwere Hengste waren davor „lang“ gespannt. Sie hatten Schenkel wie die Knochen der Elefanten. Auf dem vordersten Rosse saß in die Quere „ein verwegener Harzjüngling mit um das Maul hängenden Haaren“. Er trug einen weiten Leinwandkittel und hielt eine schreckliche Peitsche in der Hand. Während die starken Rosse himmelan kletterten, rief der Knall dieser Peitsche einen tausendfachen Wiederhall in den Bergen hervor. Die herzoglichen Pferde, mit denen Zachariä nach Goslar gekommen war, hatte er von der Kaiserswort aus zurückgeschickt. Der Name wôrt kommt in mehreren niedersächsischen Städten vor. Das niederdeutsche wôrt bedeutet hovestat, Baustätte, umhegtes Grundstück. Die Wort war ursprünglich das Gildehaus der Gewandschneider. Man glaubt gewöhnlich, daß sie erst viel später als Gasthaus eingerichtet ist. Doch geht aus Zachariäs Reisebeschreibung hervor, daß das merkwürdige Haus schon 1763 — wenn auch vielleicht bloß nebenbei oder gar nur vorübergehend — als Herberge gedient hat. Zachariä nennt sie ein verwünschtes Schloß, das er gern für ein

gewöhnliches Wirtshaus gehalten haben würde, wenn die leeren Zimmer und Hallen — ohne Stuhl und Tisch — dies gestattet hätten. Als Heinrich Heine zu Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts nach Goslar kam, scheint die Wort kein Gasthaus gewesen zu sein. Er übernachtete „nahe dem Markte". Das Rathaus zu Goslar nennt er eine weiß angestrichene Wachstube, meint aber, „das daneben stehende Gildehaus" habe schon ein besseres Ansehen. Auch Heine erwähnt den Namen „Kaiserswort" noch nicht. Da er besonders die Kaiserbilder an dem Gildehause bespricht, so hätte er den Namen Kaiserswort vermutlich gebraucht, wenn er ihn gekannt hätte. Er sagt in seiner Weise, diese Standbilder deutscher Kaiser seien räucherig schwarz und vergoldet. In der einen Hand hätten sie das Scepter, in der anderen die Weltkugel, und so sähen sie aus wie „gebratene Universitätspedelle". Erst 1846 erwähnte Brederlow in seinem Buche über den Harz die Kaiserswort unter diesem Namen als wirkliches Hotel, welches aber damals noch der Kaufmannsgilde gehörte. Der neue Aufputz, von dem Brederlow sagt, daß er dem alten Gildehause schon manche ironische Glossen der Reisenden zugezogen habe, scheint erst stattgefunden zu haben, als das alte Gebäude seine kaufmännische Bestimmung verlor, also lange nach Heines Reisebildern, obgleich es in diesen doch auch schon an ironischen Bemerkungen über das alte Gebäude nicht fehlt.

Was würde Heine gesagt haben, wenn er bereits gewußt hätte, daß die Gewandschneider, die sich ja auf Dekorationen verstehen mußten, den Kaisern an ihrem Gildehause zum Teil den Orden vom goldenen Vließ umhängten, der erst mehrere Jahrhunderte nach den Lebzeiten derjenigen Herrscher, die hier dargestellt sind, gestiftet wurde? Indessen läßt es sich doch vielleicht erklären, daß die Tuchhändler ihre Kaiserbilder auf diese Weise ausstaffierten.

Durch das Jahrhundert der großen Entdeckungen ging natürlich eine lebhafte Handelsbewegung, wenn auch später ein Rückschlag eintrat, als durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien um Afrika herum der Zwischenhandel von Italien und auch von Deutschland verödete. Jene Handelsbewegung begann nicht erst mit der Entdeckung Amerikas. Vielleicht bezieht sich schon die Stiftung des Ordens vom goldenen Vließ (1430) auf die Handelsverbindungen. Schon in den Kämpfen mit den Mauren hatten Portugal und Spanien die Wolle des transmarinischen Schafes nach seinem ganzen Werte schätzen gelernt. In Flandern wurde diese Wolle in kostbare Tuche verwandelt. Schon vor dem fünfzehnten Jahrhundert hatten die flandrischen Kaufleute beansprucht, daß ihnen die Verluste, die sie durch Räuber in Norddeutschland erlitten, von Städten wie Goslar und Wernigerode ersetzt werden sollten. Gerade Goslar scheint sich dem nicht widersetzt zu haben, wie es denn auch später, als Maximilian diese den Habsburgern ziemlich gleichgültige norddeutsche Reichsstadt verpfändete, selbst die Summe zahlte, um bei dem Reiche zu bleiben. Goslars Handel, der in der Blüte stand, verlangte dies. Auf die Niederlande waren die Blicke um so mehr gerichtet, als Maximilian, der letzte Ritter, sich schon 1477 mit der Erbtochter Karls des Kühnen verheiratet hatte, dessen Vater bei seiner dritten Vermählung mit einer portugiesischen Prinzessin den berühmten Orden gestiftet hatte. Nachdem Maximilian 1493 noch deutscher Kaiser geworden war, baute die Stadt den Gewandschneidern ihr Gildehaus auf der Wort. Seit Wilhelm von Holland in Goslar war, hatte kein Kaiser mehr die Stadt betreten. Die Gewandschneider setzten auf das Gildehaus die Bilder der Kaiser, die sich um Goslar verdient gemacht hatten. Wilhelm von Holland aus der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" war nicht darunter. Wohl aber stellten sie fünf Heinriche, den zweiten Konrad, Otto den Großen und den sächsischen

Lothar in lebensgroßen Kaiserbildern auf die Front des Gildehauses. Die Stadt Goslar wollte ihre Privilegien verherrlichen, unter deren Schutze die Gewandschneider nur im Gildehause ihre flandrischen Tuche von der Wolle des spanischen Merinos verkaufen durften. Darum beging man den Anachronismus, einige der Kaiserbilder mit dem goldenen Vließe zu schmücken. Über all den Kaiserbildern erhebt sich ein schlanker Turm mit dem vergoldeten Reichsadler. Auch ein Schäferhund ist abgebildet. An seinem Halsbande steht die Inschrift: „Auro cura gregis dignissima est“, die Hut der Herde ist Goldes wert. Das veredelte Schaf hielt ungefähr zu jener Zeit seinen Einzug in England, aber erst mehrere Jahrhunderte später in Deutschland. Zwar könnte der Spruch: „Auro cura gregis dignissima est“ auch eine Verherrlichung Kaiserswort als ein Denkmal der großartigen und eigentümlich gestalteten Handelsverhältnisse im fünfzehnten Jahrhundert betrachten muß.

Am 31. Dezember 1883 saß ich früh am Fenster meines Zimmers in der Kaiserswort. Ich wollte sehen, ob auf dem Markte der alten Kaiserstadt noch etwas von dem alten Volks- und Bergmannsleben zum Vorschein käme. Was hätte ich darum gegeben, wenn ein munterer Bergknappe zum neuen Jahr sein fröhliches: „Glück auf!“ über den Markt gerufen hätte; aber nichts regte sich. Nur einige Tauben umflatterten das schöne alte bronzene Marktbecken mitten auf dem Platze. Die Sage erzählt, der Teufel habe dies einst zur Nachtzeit dorthin gestellt. Vier Kandelaber, von denen jeder vier Arme hat, umgeben zwei runde Steinterrassen. Über diesen erhebt sich

Kaiserswort in Goslar.

der Viehzucht von Goslar sein, die damals eine sehr bedeutende war; jedoch das wahrscheinlichste ist, daß man die zunächst ein breites Becken, und über ihm noch ein kleineres. Beide füllt das köstliche sprudelnde Wasser des Rammels-

berges. Wenn man dreimal an das Becken schlägt, so berichtet die Sage weiter, füllt sich plötzlich der ganze Marktplatz

Das Kaiserhaus in Goslar.

von Goslar mit Tausenden von Bergleuten. So stürmten sie aus dem Rammelsberge heraus, wenn die Kaiserstadt brannte, und standen plötzlich da, wenn der Feind ihr nahte.

Goslar, das am Wege nach Klausthal hinauf eine ungeheure Schiefergrube besaß, ist seiner Bauart nach eine echte Schieferstadt. Auch die Häuser am Markte, der Kaiserswort gegenüber, sind mit Schiefer gedeckt, und freundlich lugen die Fenster der Dachstübchen aus Schiefer hervor, der sie mit schmalem Rande einfaßt. In diesen Häusern befinden sich die bekannten Goslarschen Bergkannen. Die berühmteste derselben, aus dem Jahre 1477, ein hohes Kunstwerk, fand man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in einer feststehenden schmalen hölzernen Bank der Rathausstube.

Einst waren auf der Kaiserswort auch die Gesandten versammelt, welche den Westfälischen Frieden verhandelten. Der damalige Rektor von Goslar führte vor ihnen den verlorenen Sohn auf.

Das ehrwürdige Rathaus, wo die Gesandten schon 1641 den gefährlichen Krieg beizulegen suchten, stammt schon aus dem Jahre 1184. Ziemlich geschmacklos wurde es später umgebaut. Es hat einen Unter- und Oberstock. Zu letzterem führt an der Giebelseite, die sich der angrenzenden Straße zukehrt, eine schöne Freitreppe, mit einem schützenden Schieferdach und kunstvollem Steingeländer versehen. Unten gewährt eine offene Halle den Marktleuten bei Regenwetter willkommenen Schutz. Das Schieferdach des Rathauses hat sechs kleine Vorsprünge, die von den Steinmetzen hübsch verziert sind. Ferner befindet sich auf jeder oberen Ecke ein Aufsatz, einem Scepter ähnlich.

Treten wir in das Rathaus selbst ein, so machen die Kronleuchter aus Hirschgeweihen sogleich einen guten Eindruck, wie wir ihn im Rathause einer von wildreichen Forsten umgebenen Stadt nur erwarten können. Ein Kaiserbild und eine gut kaiserliche Inschrift vermehren unser Behagen, obgleich sie freilich uns auch ins Gedächtnis zurückrufen, daß der mächtigste Kaiser, den Goslar gesehen, hier in der Nähe bei Bodfeld nach der Jagd und nach dem Genusse einer Hirschleber gestorben ist. Übrigens finden wir in diesem alten und ehrwürdigen Gebäude fast alles so klein und äußerlich unschein-

bar, wie man es in einem Rathause erwarten kann, wo die Ratsherren einst auf niedrigen hölzernen Truhen an der Wand entlang ihre Sitze einzunehmen hatten. Neben diesen Truhen und hölzernen Bänken finden sich hier die vorzüglichsten Arbeiten der Holzschnitzer nebst trefflichen Malereien auf Holz. Auf den hier ausgestellten ältesten Kaiserurkunden sieht das Namenszeichen Ottos des Großen mit seinem O und seinem T noch einer Rune ähnlich. Wirklich hat der gewaltige Herrscher von dieser Rune nur einen wagerechten Strich zu machen verstanden, der von anderer Tinte ist. Die schönen Heiligengeschichten als Deckengemälde in dem sogenannten Huldigungssaale des Rathauses rühren das Herz tief durch ihre Einfalt. Allein die schrecklichen Marterwerkzeuge, welche hier vorgezeigt werden, machen es unmöglich, in diesen Sälen die Vorzüge eines humaneren Zeitalters zu vergessen.

Wie schön sich aber die beiden monumentalen Bauwerke — das Rathaus und das Kaiserhaus zu Goslar — ergänzen, mag ein Beispiel zeigen. Beide besitzen einen Kaiserstuhl. Der im Rathause ist bloß eine historische Erinnerung an die Huldigung, die der letzte römisch-deutsche Kaiser, Franz II., in Goslar empfing. Zugegen war er dabei nicht, doch ist sein Bild an der hohen Lehne des Stuhles angebracht. Der keineswegs ganz unansehnliche Kaiserstuhl im Kaiserhause zu Goslar ist von Stein. Er kehrte aus dem Nachlasse des Prinzen Karl von Preußen von Berlin nach Goslar zurück. Was es mit diesem Kaiserstuhle für eine Bewandtnis hatte, ist ungewiß. Möglicherweise stand er nur auf einer alten deutschen Gerichtsstelle, die sich ja immerhin oben auf dem freien Platze vor dem Kaiserhause befunden haben mag. Aber auch so würde er uns eine große geschichtliche Wahrheit veranschaulichen. Es ist die, daß die Könige selbst zu Gericht saßen, wie denn schon zu Tarquinius Priscus die von den Söhnen des Ancus Martius gedungenen Mörder sich durchdrängten, indem sie als zankende Hirten über den Königshof liesen, als ob er ihren Hader schlichten solle. Der Kaiserstuhl im Kaiserhause versinnbildlicht also vielleicht nur eine Idee auf dem Gebiete der Rechtsaltertümer, ähnlich der Nachricht, daß die alten merowingischen Könige sich alle Jahre einmal auf einem von Rindern gezogenen Wagen ihrem Volke zeigen mußten.

Über den schönen Stern hinweg, den das Pflaster des Marktplatzes zu Goslar bildet, führen enge winklige Straßen zum nahen Kaiserbleeke. Wie wunderbar erscheint einem selbst auf diesem kurzen Gange die alte Kaiserstadt! Die alten scheunenartigen, halb durchsichtigen Gebäude mit ihren vielen Stützen, deren gewaltige Schieferdächer beinahe schief über der noch in dem alten Steingemäuer Heinrichs III. dahinfließenden Gose hängen, versetzen uns lebhaft in eine längst vergangene Zeit. Mit Recht wurde daher der alte Zachariä, obgleich man in seinen Tagen weder Liebe noch Verständnis für das deutsche Altertum hatte, bei Annäherung an Goslar doch schon „von einem heiligen poetischen Schauer eingenommen“. Ihm schien's, als hätte die Natur sich besondere Mühe gegeben, die Gegend recht düster, traurig und abenteuerlich zu machen. Heine dagegen sieht nichts anderes, als daß nur die Altertümlichkeiten der Einfassung, nämlich Reste der Mauern, Türme und Zinnen, der Stadt etwas Pikantes gäben.

Pikant ist aber nicht das richtige Wort für den Eindruck, den es auf uns macht, wenn wir im Vorbeigehen in einen kirchenähnlichen Raum hineinschauen, in welchem die alten Spittelfrauen zwischen hohen Christusbildern um die Säulen herumsitzen, oder wenn wir uns gar durch den fremdartigen Ausdruck der Bilder an der alten Kapelle, dem Überreste der herrlichen Domkirche, in eine ganz andere Welt versetzt glauben. Heine sagt mit Rücksicht auf den Dom zu Goslar: „Wir leben in einer bedeutungsschweren Zeit: tausendjährige Dome werden abgebrochen und Kaiserstühle in die

Rumpelkammer geworfen.“ Aber daß der Kaiserstuhl, von dem er hier spricht, wieder aus der Rumpelkammer genommen und von Kaiser Wilhelm in einem der größten Momente des Reiches benutzt worden ist, muß doch auch bedeutungsvoll genannt werden. Sogar den Dom sehen wir im Geiste wieder erstehen. Welche Zeit der Herrlichkeit und Macht muß es gewesen sein, als der römische Kaiser in einem verdeckten Gange mit seinem Gefolge, das sich soeben noch schlaftrunken von den Bänken im Kaisersaale aufgerafft hatte, zur Frühmette im Dom hinuntereilte!

Indem ich mit solchen Gedanken um mich schaute, erschien mir wenigstens das Kaiserbleek plötzlich in einem ganz eigentümlichen Glanze. Genau wie der Mond stand die Sonne über dem Kaiserhause. Nicht größer als Luna, auch von Farbe nicht gelb, sondern weiß, thronte die Sonne an dem kalten Wintertage über dem Reif in den Gärten und auf dem Kaiserbleeke.

Ein Architekt, der an der Wiederherstellung des Kaiserhauses bedeutenden Anteil hat, erklärte dasselbe für den ältesten großen Profanbau Deutschlands, an welchem man den glänzenden Zierat der entwickelten gotischen Architektur nicht suchen müsse. Von Heinrich III., dem viel gefürchteten und viel besungenen Henricus Niger, sei es schon im Jahre 1050 für seine glänzende Hofhaltung erbaut.

Es war kein bloßer müßiger Einfall Heinrichs III., das Kaiserhaus zu erbauen. Auch war es nicht zufällig, daß die bedeutendsten sächsischen Könige oder Kaiser sich noch mit einer bloßen Ritterburg wie das Quedlinburger Schloß begnügt hatten. Heinrich der Vogelsteller war schon dadurch stark gewesen, daß er die Bauern gezwungen hatte, je den neunten Mann in die Ritterburgen zu senden und sie dort zu ernähren. Indem um die Ritterburgen herum statt vieler Dörfer einzelne Städte entstanden, war ein gewisser Wohlstand entsprossen, der von den neuen Ackerbürgern auch auf den Staat überging. Ganz besonders aber konnten jene Kaiser bei ihren heilsamen und notwendigen Unternehmungen fast stets noch auf die Unterstützung durch die Mittel der von alters her überreichen geistlichen Stiftungen rechnen. So war das Quedlinburger Stift in den Händen der sächsischen Frauen geblieben, die noch als Äbtissinnen das Schloß ihrer Väter zu einem wohnlichen kleinen Kaiserhause, zumal für das Osterfest, machten. Längere Zeit hielt sogar auf jenem Schlosse noch die alte Königin Mathilde, die Witwe Heinrichs des Finklers, Haus. Für einen außer der Ehe geborenen Sohn Ottos des Großen, der später Bischof von Mainz geworden war und in selbstloser Weise mit dem deutschen Kaisertume in einer Art von Gütergemeinschaft gelebt zu haben scheint, ordnete sie als Großmutter noch das Totengeläut an. So wohnlich sollte es den fränkischen Kaisern im alten Sachsenlande niemals werden. Wie aber hätte dieses salische Kaisertum noch auf die Unterstützung durch die Güter der Kirche rechnen können? Waren nicht die Tage Heinrichs IV. im Anzuge, da die Soldaten des Bischofs Buko von Halberstadt sogar im Dom zu Goslar gegen die Kaiserlichen kämpften? Heinrich III. gründete daher das Kaiserhaus am Fuße des Rammelsberges, dessen Erze die Unternehmungen des ersten großen Ottonen unterstützt hatten. Goslar sollte vielleicht sein fester Wohnsitz und jedenfalls der Mittelpunkt aller seiner Domänen werden. Im Kaiserhause wollte er die deutsche Kaisermacht konzentrieren. Hier wurde ihm sein Sohn Heinrich IV. geboren, und hier ohne Zweifel war es, wo sowohl Heinrich IV. als auch Heinrich V. der Sage nach jeder ihren ersten Reichstag — charakteristisch genug — unter Donnern und Blitzen hielten.

Solche Gebäude wie dies kaiserliche Wohnhaus werden in den mittelalterlichen Dichtungen beschrieben. Selbst der Kampf der Nibelungen an Etzels Hofe findet in einem ähnlichen Hause statt, wo

im unteren Saale das Gesinde und im oberen die Könige bankettieren, während beide Säle nur wie hier von außen durch eine Freitreppe verbunden sind.

Nach Wiederherstellung des Kaiser-

Das Brustuch in Goslar.

hauses hat die Ausschmückung des Hauptsaales, in welchem nun auch der Kaiserstuhl steht, durch Wislicenus begonnen. Derselbe, im Großherzogtum Weimar geboren, ist Professor an der Malerakademie in Düsseldorf. Die schöne Wandmalerei „Dornröschens Erwachen“ über den Fenstern ist längst vollendet. Der Wert derselben als Allegorie für das wiederhergestellte deutsche Kaisertum wird freilich durch die Wahrscheinlichkeit, daß Dornröschen erst durch Perraults französisches Märchenbuch nach Deutschland herübergekommen ist, etwas verringert. Dornröschen gegenüber befindet sich das Hauptbild: „Die Proklamation des deutschen Kaiserreiches in Versailles“, welches die Porträts des Kaisers, des Kronprinzen, Bismarcks und mehrerer anderer noch enthält. Fertig ist auch das Gemälde, auf welchem Kaiser Heinrich III. bei seinem Triumphzuge über die Alpen nach Deutschland den Papst als Gefangenen mit sich führt. Von Kaiser Heinrich III. befindet sich aber jetzt eine lebensgroße Statue mit einem Hündchen in der Ulrichskapelle, die einen Teil des Kaiserhauses bildet. Diese Statue, im Sarge liegend dargestellt, wurde früher in dem Überrest des alten Domes am Kaiserbleeke gezeigt. Dabei wurde erzählt, das Bildnis solle die Tochter des Kaisers Heinrich III. bedeuten. Er habe dieselbe zur Gemahlin begehrt. Vergebens habe sie die Jungfrau Maria um Schutz gegen ihren Vater angefleht. So habe sie sich denn dem Teufel ergeben, sei aber endlich doch auch von diesem noch durch ihr Hündchen Quedel errettet. Diesem Hündchen zu Ehren sei die Stadt Quedlinburg benannt. Es versteht sich, daß der Kaiser in dieser Sage unschuldig verdächtigt ist, wie denn auch ohne Zweifel der Kaiser selbst in dem Bilde dar-

gestellt worden ist. Auch ist leicht zu begreifen, weswegen Goslar das Bild seines erhabensten Kaisers im Sarge besaß. Der letzte Papst zur Zeit Heinrichs III. war ihm sehr ergeben, weihte den von diesem Kaiser gleichfalls erbauten Dom im Frühling 1884 wieder von da nach Goslar.

Enthält das Bild mit dem Hündchen nichts wirklich Verfängliches, so ist dies bei den meisten Holzschnitzereien in einem anderen merkwürdigen Hause Goslars,

Das Rathaus in Wernigerode.

ein und reiste dann mit ihm nach dem schon genannten Jagdschlosse Bodfeld — jetzt einer wüsten Stelle auf dem Felde bei Elbingerode —, wo den Kaiser jener rasche Tod ereilte. Nur sein Herz wurde in einer goldenen Kapsel dem Dom zu Goslar übergeben. Jedenfalls barg der Sarg mit der Statue des Kaisers diese Kapsel. Jedoch kam sie ins Welfenmuseum zu Hannover und erst dem sogenannten „Brusttuch“, welches seit längerer Zeit zu einer Restauration eingerichtet ist, desto mehr der Fall. Das „Brusttuch“ hat die Gestalt eines Trapezes und ist daher schon seiner äußeren Erscheinung nach absonderlich, ungefähr wie der schiefe Turm zu Pisa oder die unter dem Namen „Studentenmausefalle“ bekannte Grotte über dem Okerthale. Man sagt, wer es einmal gesehen habe,

vergäße dies merkwürdige Haus schon seiner humoristischen Ornamente wegen nie. Den Namen „Brusttuch“ scheint ihm der Volksmund beigelegt zu haben, weil es in seiner eigentümlichen äußeren Erscheinung an die dreizipfelig zusammengelegten Tücher erinnert, welche in früheren Zeiten allgemein und unter der ländlichen Bevölkerung dortiger Gegend noch bis in letztere Zeit von den Frauen bis auf die kleinen Mädchen herab vorn über der Brust übereinander gelegt getragen wurden.

Das Erdgeschoß des Hauses soll etwa zweihundertfünfzig Jahre älter sein als das obere Stockwerk. Es müßte demnach aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts stammen. Es war der Sage nach eins der vielen Klöster in und bei Goslar, welche angeblich durch mancherlei unterirdische Gänge miteinander verbunden waren und von denen eins der merkwürdigsten erst jetzt wieder aus dem Schutte ausgegraben wird. Die großartigen Fenster, die Höhe, auch die schräge Decke führt man zum Beweise an, daß der massive Unterbau des Brusttuches allerdings einem geistlichen Zwecke gedient haben könne. Seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts aber, nachdem man das obere Stockwerk dem Gebäude hinzugefügt hatte, war das Brusttuch jedenfalls ein Patricierhaus, wenn es überhaupt jemals etwas anderes gewesen ist. Das obere Stockwerk trägt an verschiedenen Stellen die Jahreszahlen 1521 und 1526.

Die Schwellen, Bänder und Ständer, Riegel und Rahmhölzer, sowie die Konsolen unter den vortretenden Dachbalken sind mit köstlichem Schnitzwerk bedeckt. Einige der hier befindlichen Figuren und phantastischen Gestalten sind in einem Schriftchen von Theodor Erdmann näher beschrieben worden. Die Anbetung der heiligen drei Könige und allerlei andere Könige und Kriegshelden sieht man dargestellt. Auch die Butterhexe fehlt nicht, welche durch groben Zauber den Inhalt ihres Buttersasses zu mehren sucht. Diese sogenannte Butterhanne soll angeblich das Wahrzeichen des in alter Zeit, wie schon erwähnt, an Herden und Weideplätzen so reichen Goslar gewesen sein, was sie aber doch wohl erst für die neuere Zeit durch dies Bild am Brusttuche geworden ist.

Die größte Bedeutung für das deutsche Altertum enthält das Brusttuch dadurch, daß sich an ihm eine Hexenfahrt befindet, von der man doch wohl wird annehmen können, daß sie nach dem nahen Blocksberge gerichtet ist.

Daß die alten Niedersachsen wirklich ihre Götter Wodan, Donar und Frigg vorzugsweise auf hohen Bergen verehrten, ist nicht erwiesen, ebensowenig, daß nach Einführung des Christentums die letzten Heiden heimliche Zusammenkünfte auf dem Brocken gehalten haben. Möglicherweise ging überhaupt erst von dem späteren christlichen Volksglauben die Vorstellung aus, daß noch immer im Nebel der nur mit Scheu betrachteten hohen Bergspitzen die Hexen mit dem Teufel zu bestimmten Zeiten ein Fest feierten. Diese Teufelsberge nannte man in ganz Deutschland Blocksberge oder Klotzberge, weil man die alten Götzenbilder nun als leblose Klötze oder Blöcke verspottete. Solcher Blocksberge, wohin die Hexen der alten Volksmeinung nach zogen, gab es mehrere in Deutschland, ehe auch der Brocken bei Goslar und Wernigerode als Blocksberg bezeichnet wird. Da nun der Ruhm des Brockens zuletzt den aller anderen Blocksberge so sehr verdunkelte, daß sie neben ihm in Vergessenheit kamen, so ist es interessant zu wissen, seit wann der Brocken unter den Blocksbergen genannt wird. Das Brusttuch enthält das älteste Zeugnis dafür in seiner schon erwähnten Jahreszahl 1521. Nicht weit entfernt davon sieht man den Hexenzug abgebildet, in welchem nackte Weiber auf Ziegenböcken und sonderbar gestalteten Tieren reiten.

Von Goslar aus führte mich am Sylvesterabend die Eisenbahn nach Wernigerode. Nachdem der ermüdende Wagenwechsel in Vienenburg und Wasserleben vorüber war, schlief ich ein, und die alte

Kaiserstadt, die ich verlassen, lebte in einem prächtigen Traum vor mir auf. Ihre Straßen füllten sich in der Sylvesternacht vor meinen Augen wieder. Eine große Menschenmenge wogte heran. Zu meinem Erstaunen sah ich sie wieder den „langen Tanz“ aufführen, dem einst, wie es in einer Chronik heißt, der Magistrat ein „kurzes Ende“ gemacht hatte. Auch die alten Holzbilder der Kaiser wurden lebendig. Sie stiegen von den Dächern. Unter den Kaisern vermißte ich nur Heinrich III., dessen Holzbild den oberen Teil der Kaiserswort nicht verlassen hatte. Auch bemerkte ich, daß die Bürger mit demütigen Gebärden und liebevollen Mienen sein Herz in der goldenen Kapsel einhertrugen. In diesem Augenblicke war der lange Tanz bis in die Mitte des Marktes gekommen und hielt einen feierlichen Umzug um das schöne Marktbecken. Jetzt sah ich an der Spitze des ganzen Zuges in der kalten Neujahrsnacht erst den Oheim Kühleborn, den Teufel, der das schöne Becken in alter Zeit auf den Markt zu Goslar gestellt hatte. Neben ihm erblickte ich zu meiner Verwunderung eine Nonne von Kloster Grauhof, welche die Nymphe des Grauhöfer Sauerbrunnens vorzustellen schien, dessen Wasser neuerdings so weit hin versandt wird.

Die Bergleute stimmten soeben die Hauptweise des langen Tanzes an: „Kaiser Karolus ist hochgeboren.“ Aber plötzlich verstummte das Lied, denn die preußische Schildwache in dem Schilderhause vor der Kaiserswort ließ ihren Ruf ertönen. Es hatte nämlich der Commandeur der Goslarschen Jäger mit mir zusammen in der Kaiserswort logiert, und seinetwegen stand ein Schilderhaus vor der Kaiserswort. Mit dem Ruf der Schildwache waren die Tausende von Bergleuten samt dem Oheim Kühleborn und der Nymphe von Grauhof in dem Marktbecken plötzlich verschwunden. Die Kaiserbilder oben an der Kaiserswort waren in der alten Ordnung dort wieder zu sehen. Da — ein Pfiff der Lokomotive, und ich befand mich in Wernigerode.

Am Neujahrsmorgen saß ich dort am Fenster des Weißen Hirsches, der durch seine Lage „dem altertümlichen Rathause gegenüber“ ebenso der wichtigste Gasthof in Wernigerode wurde wie die Kaiserswort in Goslar. Auch in Wernigerode steht in der Mitte des hier freilich viel kleineren Marktplatzes ein schöner Brunnen. Eine Doppeltreppe führt jetzt zu der gewölbten Rathausthür mit ihrem Kreuz hinauf. Unten meint man zu beiden Seiten der Treppe die gotischen Eingänge zum ehemaligen Ratskeller zu bemerken. Über jeder dieser alten Ratskellerthüren erhebt sich ein dreistöckiger Erker. Ihre beiden schlanken Türmchen ragen noch über das Schieferdach des Rathauses hinaus. Jedes von diesen Türmchen trägt einen vergoldeten Knopf, sowie sich auch über den obersten Zimmern vergoldete Turmknöpfe befinden. Zwischen den beiden Erkertürmen am Schieferdache erblickt man die Uhr, deren Schläge man nach jeder Viertelstunde deutlich in jedem Hause am Marktplatze hört. Ebenso sieht man auf dem Dache noch einen eigenen kleinen Turm mit der Glockenstube für diese Uhr. Es würde zu weit führen, wollte ich mit der Aufzählung aller der vergoldeten kleinen Kuppeln am Rathause zu Wernigerode fortfahren. Schon werden die Leser ahnen, daß dies Rathaus mit der alten gotischen Einfahrt in der Nebengasse ein seltsames Gebäude von heiterem Charakter ist. Dies spricht sich auch in der lustigen Inschrift aus, womit es geziert ist: „Einer acht't's, der andre verlacht's, was macht's?“

Wir dürfen uns nicht über diese lustige Inschrift, die sich auf das Gesetz und seine Handhabung im Rathause bezog, wundern. Der wernigerodische Geschichtsforscher Eduard Jakobs belehrt uns, daß dies Gerichts- und Rathaus nicht umsonst den Namen Spielhaus oder theatrum geführt habe. Als es schon längst ein Rathaus war, gab es dort immer noch einen Bankett- und Speisesaal. Darin wurde

Die Bartholomäuskirche zu Blankenburg.

goldenen „Schauer“, Humpen oder Becher sind längst verschwunden. Wahrscheinlich wurden sie in Zeiten der Not zu Geld gemacht. Nur die zierlichen silbernen Figürchen des heiligen Georg und des heiligen Sylvester sind erhalten, zu deren Ehren der Becher oft geleert wurde. Während die Quedlinburger ihre Weinberge zu einer Zeit, da fast jede Bürgerschaft in Norddeutschland ihre saure Rebe baute, zu rühmen wußten, waren die Wernigeroder dicht am Fuße des Brockens zu verständig, um von ihrem Weinbau viel Wesen zu machen. Hat doch diesem „langen Herrn Philister“ Matthias Claudius später den Weinbau ganz abgesprochen, weil er nur Wind machen könne. Desto mehr benutzte der Magistrat zu Wernigerode seine Felder für den Hopfenbau, der jetzt um wenige Stunden weiter nach Norden gerückt ist. Nicht minder besaß ein hochwohlweiser Rat ein

getrunken, getanzt und gespielt. Das Rathaus wurde auch das Haus auf dem Weinkeller genannt. Der Ratskeller, welcher eine hohe Pacht eintrug, versorgte die Bürgerschaft mit Wein und Eimbecker Bier. Gewürfelt durfte nur auf dem Rathause werden.

An kostbaren Geräten für Speise und Trank fehlte es dem Hause nicht. Goldschimmernde Humpen und Becher gehörten zu den Kleinodien des Rates. Diese

halbes Dutzend Fischteiche, wie denn Wernigerode noch vor zwanzig Jahren durch seine lukullischen Karpfenteiche ein Paradies der Gastronomen war.

Das alte gräfliche Spielhaus zu Wernigerode wurde Eigentum der Stadt, kurz bevor dieselbe von den Grafen zu Wernigerode an die zu Stolberg überging. Jenes Grafengeschlecht kommt seit dem zwölften, dieses seit dem dreizehnten Jahrhundert in der deutschen Geschichte

vor. Das Geschick des alten wernigerodischen Grafenhauses verdunkelte sich, als einer der Grafen wegen eines Überfalles, den er auf den Regenstein gemacht hatte, von seinen Standesgenossen wie durch eine Art von Feme hingerichtet wurde. Aber der letzte Graf (Heinrich) war eine freundlichere Erscheinung, wenn er auch seinem Hause keine Dauer verleihen konnte, da er ohne Söhne war. Seine Erbtochter wurde an den Grafen zu Stolberg verheiratet. Am 15. April 1427 gab er seinen lieben Getreuen, dem Rat, den Bürgern und der ganzen Gemeinde seiner Stadt Wernigerode das spêlhus zu ihrem Nutz und Frommen mit allen Gerechtsamen, wie er es als Graf zu Wernigerode besessen hatte. Nur das eine behielt er sich vor, daß er das Haus zum Tanz und zum Fastnachtsschmause mit seiner Mannschaft und mit seinen Bürgern einmütiglich benutzen könne.

So wurde hier 1495 am Freitag nach Matthäi eine für jene Zeit ganz ansehnliche Summe vorthert un vordruncken. Um Lätare 1500 strahlt das alte spêlhus im Lichterglanze von anderthalb „punt wasz, do me unsen gn. hern die collacien dede.“ Aber auch der Rat wurde auf dem Schlosse bewirtet. Die mächtigen Grafen zu Stolberg versäumten nicht, die Herzen der Wernigeroder auch durch Gastlichkeit zu gewinnen. Man wird sich schwerlich eines Lächelns darüber enthalten, daß die Feste auch zu Walpurgis auf dem Schlosse stattfanden, wenn gerade die Hexen auf den in der Grafschaft Wernigerode gelegenen Blocksberg zogen. Auch wenn Fastnacht kam, sahen die Grafen zu Stolberg den Rat bei sich auf dem Schlosse und ließen Geiger und Pfeifer zum Tanze aufspielen.

Das Rathaus steht auf dem alten Weinkeller, doch ein interessanter Anbau rührt erst von 1586 her. Wie es mit dem Alter des Hauptgebäudes nun aber auch stehen möge, so galt das spêlhus oder theatrum jedenfalls auch als prætorium. Der prætor urbis war nämlich der Stadtvogt. Es fand daher das hochnotpeinliche Halsgericht vor dem alten spêlhuse unter freiem Himmel auf dem Markte statt. Auf dem Rathause aber war um 1500 die „bedeckte Richtebank“. So lud dann auch hier das Mittelalter die schwere und trotz aller Romantik

Schloß und Schloßkirche zu Quedlinburg.

schlechterdings nun durch nichts mehr zu sühnende Schuld auf sich, daß ganz kleine Diebe gehängt und Hexen — unschuldig verbrannt wurden.

Sobald der Hausmann auf den Hausmannstürmen vor dem Schlosse oder der Wächter auf den Thortürmen der Stadt ins Horn stieß, mußte jeder Bürger vor dem Rathause erscheinen, um dem Befehle der Ratsherren oder des gräflichen Hauptmannes zu gehorchen. Mochte die ständische Gliederung am Ausgange des Mittelalters ihre bedenklichen Seiten haben, so verlieh sie doch dem Leben und Treiben in Wernigerode einen seltenen Glanz. Ganz besonders war das Verhältnis der Bürger zur Kirche von hoher poetischer Schönheit. Wenn Feld und Wald sich mit Laub und Blumen schmückten, begannen schon die feierlichen Umzüge der Bürger unter Leitung der Mönche. Die Walpurgisfeier eröffnete die Feierzüge des Sommers. Aber erst nach Michaelis, zu der Zeit, da die Alten das Neujahrs- und Erntefest gefeiert hatten, wurden die Jahresfeiern durch den ersten herbstlichen Grenz- oder Stadtumzug in der Bittewoche beschlossen.

So war das Leben der Alten in der Stadt, welches sich zum Teil auf dem schönen Marktplatze abspielte. Man sieht es dem altertümlichen, aber doch sehr zierlichen Rathause an, daß es der Stolz der Vorfahren war, welche allerorten für ihre Weinkeller sowie für ihre alten Türme eine Vorliebe hatten. In Wernigerode ist an die Stelle der ehemaligen Stadtmauer von dem einen Stadtturme zum anderen die schöne neue Ottostraße als der nächste Weg von der einen Vorstadt zur anderen getreten.

In landschaftlicher Hinsicht hat Matthisson die Gegend von Wernigerode mit einem schönen Saale verglichen, dem es bloß an Spiegeln fehle. Diese Äußerung paßt jedoch noch mehr auf Blankenburg als auf Wernigerode, welches wenigstens seine silberglänzende Flutrenne und seine Holtemme als Gewässer aufzuweisen hat.

Die Zweigbahn von Halberstadt nach Wernigerode und Thale bietet nur zuletzt den imposanten Anblick des Brockens und der Roßtrappe dar. Interessant auf der ganzen Strecke ist die Bahn nach Blankenburg. Fast schon von Halberstadt an führt sie den Reisenden an kleinen Lustwäldchen und buschigen Sandsteinpartien, zuletzt am Hoppelnberge, dem Regenstein und der Teufelsmauer vorbei. Einzelne verknurzelte Fichten scheinen hier in einem gelben Sandmeer zu waten, wie Hexen, welche nach dem Blocksberge reisen. Nirgends wird man eine so charakteristische Hügellandschaft vor das Mittelgebirge gelagert finden als gerade hier. Diese gelbe Hügellandschaft mit ihren Fichten von der einen und die mäßigen Harzberge von der anderen Seite her machen das dazwischen liegende Blankenburg zum gepriesenen klimatischen Kurort. An die Sandflora schließt sich sogleich in den vielen kleinen Gärten von Blankenburg der bis zum Schlosse und weiter hinauf reichende Obstbau an, welcher viel zum Wohlstande dieser Bergstadt beiträgt.

Sie erhebt sich vom Bahnhofe und dem Kriegerdenkmal aus zunächst bis zum Rathause, einem ansehnlichen Gebäude mit Schieferdach, Turm, Galerie und interessantem altem Vorbau. In der Nähe des Rathauses beginnt eine schöne Treppe, die neben dem herzoglichen Fahrwege her zunächst bis an die höchst malerisch zwischen der Stadt und dem Schlosse gelegene Bartholomäuskirche führt. Diese ist von einzelnen Häusern umgeben, die in den dazu gehörigen kleinen Gärten versteckt sind. Tiefer Friede umschwebt das Gotteshaus, das von Tannenwipfeln umweht wird. Früher hat im engen Raume am Bergabhange zu der Kirche sogar noch ein Kloster gehört. Jetzt ist sie die einzige evangelische Kirche der Stadt. Sie ist im dreizehnten Jahrhundert von den alten Grafen von Blankenburg in einem Übergangsstil erbaut. In dem Bartholomäuskloster haben anfangs Mönche und Nonnen, später aber die Nonnen allein gewohnt. Zur Reformationszeit traten die Priorin, die Kellnerin und die anderen

geistlichen Schwestern gegen lebenslängliche Deputate an Nahrungsmitteln die Einkünfte der Stiftung vollständig an die alten Grafen von Blankenburg ab. Nicht einmal auf die Erhaltung der Bartholomäuskirche nahmen sie dabei Bedacht. Bei einer Reparatur im Jahre 1532 mußte daher die reiche und fromme Schneidergilde das Beste thun, wie die an einem Steine abgebildete Schere verrät. 1718 wurde auf den Turm eine Fahne mit einem versilberten Rosse aufgesetzt. Statt des Taufsteins steht in der Kirche die Figur eines Engels, der als Taufbecken eine Muschel in der Hand trägt. Dieser Taufengel soll das Geschenk einer Dame sein, die in dem Engelsgesicht ihr eigenes verewigen ließ. Ihr Antlitz sähe aber (so heißt es in einer älteren Reisebeschreibung) dem Ostwinde gar ähnlich, wie er gewöhnlich mit aufgeblasenen Backen abgebildet werde.

Die Kirche enthält auch einige schöne Epitaphien von hohem Kunstwert. Namentlich ist das jüngste der sechs Sandsteinbilder, welche Grafen von Blankenburg darstellen, von großer Schönheit. Kunstvoll und zierlich sieht man das blankenburgische Wappen und die Stickerei am Mantel des Grafen ausgeführt. Mehr noch als dieses wird das Epitaphium eines im Jahre 1694 verstorbenen Geheimrates als Kunstwerk bezeichnet. Es besteht aus weißem Alabaster. Außer dem schönen Blättergewinde und der Ausführung des Wappens, womit es geschmückt ist, werden besonders die Frauen- und Engelsgestalten daran gerühmt.

Ein neues, von einem Berliner erbautes rotes Häuschen zwischen der Kirche und dem Schlosse steht hier mit den anderen Gebäuden und mit der Landschaft selbst nicht im Einklang. Es sieht aus, als hätte sich ein zweiter Müller Arnold von Sanssouci beim Blankenburger Schlosse eine Villa gebaut.

Wenig höher von dem hölzernen Geländer am Schlosse aus sah ich am Abend des schönen und hellen Neujahrstages die Landschaft in prächtiger Beleuchtung. Ein helles, scharf abgegrenztes Abendrot lag rechts wie Feuer über dem Ziegenkopfe, einer Bergspitze, wohin eine Restauration den Wanderer einladet, und über der ganzen Bergkette im Süden. Zur linken Hand aber kam hinter zwei hervorragenden Tannen des Mondes Sichel immer schöner herauf. Mehrere Hirsche sah ich in seinem Scheine auf dem bereiften Grunde des Wildparkes langsam vorüberschreiten, um in dem nahen Schuppen unter schützendem Dach zu verschwinden. Unter den Tannen am Schloßthore stand ein Soldat aus der Lüneburger Heide auf Wache, der wie im Traume auf die ihm ungewohnten Harzberge zu blicken schien.

Da 1546 ein Schloßbrand stattfand, kann von einem hohen Alter des Gebäudes nicht wohl die Rede sein. Doch verschwand die Form der Ritterburg erst 1831, als Blankenburg die zweite Residenz des Herzogtums Braunschweig werden sollte. Von jeder Thür her, die sich nach dem Hofe zu an den gelb angestrichenen Gebäuden findet, blicken uns stattliche Hirschgeweihe an. Mögen sie hier befestigt sein, wann sie wollen: man fühlt einen herzlichen Anteil an den längst entschwundenen Geschlechtern, die da aus- und eingegangen. Zu den Frauen, die hier ihre Jugend verlebten, gehört außer der Mutter der Maria Theresia jene Prinzessin von Wolfenbüttel, welcher Zschokke in einer Novelle noch nach ihrer Ehe mit dem Sohne Peters des Großen ein späteres geheimes Leben mit dem Chevalier d'Aubert angedichtet hat. Von den Bewohnerinnen dieses Schlosses wurde auch Klopstock als Knabe noch bewirtet, der später um eine Blankenburgerin warb.

Von Blankenburg uns zu Quedlinburg wendend, werden wir, um Wiederholungen zu vermeiden, dem, was schon bei Goslar in Vergleichung der beiden Kaisersitze gesagt wurde, nur noch weniges hinzufügen.

„Sind sie da? sind sie da?“ pflegte der Dichter Gleim in Quedlinburg zu fragen, wenn er im Frühling dahinkam. Seine Frage bezog sich auf die Nachtigallen, welche er in dem schönen Lustwäldchen

Brühl zu Quedlinburg so früh als möglich zu hören wünschte. Außer dem Brühl ist auch der Finkenherd, ein Platz beim Schlosse (jedoch nicht derselbe, auf dem Klopstocks Geburtshaus steht), sehenswert. Er ist an dem Finkenbrunnen kenntlich. Der Sage nach ist dort Heinrich I. die Königskrone überbracht worden.

Quedlinburg wurde hauptsächlich von den sächsischen, Goslar mehr von den fränkischen Kaisern bewohnt. Das Entstehen von Schloß und Stadt Quedlinburg versinnbildlicht uns das Entstehen der Städte und Ritterburgen überhaupt. So bildet sich in den Städten das Bürgertum, in den Festen aber das Ritterwesen aus. Da das Schloß bis zur westfälischen Zeit von der letzten Äbtissin, einer schwedischen Prinzessin, bewohnt wurde, so ist es in seinem Inneren ebensowenig altertümlich als Schloß Blankenburg. Von dem Thronsaale der Äbtissin hat man eine herrliche Aussicht auf den gegenüberliegenden — in früheren Zeiten wegen seiner Diebsherbergen übelberufenen — Münzenberg. Mit innigem Anteil läßt man sich auch im Schlosse die Gemächer Friedrich Wilhelms IV. zeigen. Nicht leicht hat dieser „Romantiker auf dem Throne" sich irgendwo so heimisch gefühlt als hier in seinem Kabinettchen oberhalb der terrassenförmigen kleinen Gärten der Äbtissinnen, die sich mit ihren Schnee- oder Eierbeeren wie die Gärten der Semiramis ans Schloß gehängt haben. Pikanter als die Erinnerungen an Friedrich Wilhelm IV. sind freilich die an den Schloßprediger Götze, dessen lebensgroßem Bilde im schwarzen Talar wir hier begegnen. Pastor Götze in Quedlinburg, der Bruder des Gegners von Lessing, war ein Vorläufer Darwins. Die Resultate seiner Forschungen legte er zum Teil in Jugendschriften nieder, deren er eine große Anzahl verfaßte. Er war es auch, der zuerst es unternahm, die Gräfin Aurora von Königsmark in dem Grabgewölbe der Schloßkirche als wohlerhaltene Mumie zu zeigen, und zwar zunächst zur Unterhaltung der Äbtissin Amalie, einer Schwester Friedrichs des Großen. Auch das Grab Heinrichs I. schließt die Schloßkirche ein. Überreste von ihm sind jedoch nicht mehr vorhanden, außer vielleicht einigen kleinen vermoderten Knochen, die der Kastellan des Schlosses gesammelt hat und bei deren Anblick man unwillkürlich an die Knöchelchen im Märchen vom Machandelboom denkt.

Das Rathaus am Holzmarkt zu Halberstadt.

Lohnender noch als der Besuch des Schlosses ist es, sich vom Küster in der Schloßkirche umherführen zu lassen. Der Vorliebe Friedrich Wilhelms IV. für Quedlinburg verdankt man ein größeres Werk von Virgin, worin die Merkwürdigkeiten des sogenannten Cythergewölbes bei der Schloßkirche abgebildet sind. Ich will hier nur auf den angeblichen Weinkrug der Hochzeit zu Kana aus durchschimmerndem Travertin von gelblicher Farbe und auf den Reliquienbehälter aus einem Straußenei hinweisen. Fuß, Aufsatz und Einfassung des letzteren sind von Kupfer und Gold.

Die Martinikirche und der Breite Weg in Halberstadt.

Unter dem Schutze der Fürstinnen, welche in der Quedlinburger Abtei Hof hielten, sammelten sich die kostbarsten Reliquien in Quedlinburg mehr als anderswo in Norddeutschland an. Selbst Halberstadt kann sich in dieser Beziehung nicht mit Quedlinburg vergleichen. Und doch kamen von Halberstadt die Bischöfe um Palmarum auf Eseln nach Quedlinburg geritten, um sich von den frommen Kaisertöchtern wie der Herr Christus selber verehren zu lassen. In Quedlinburg waren eigene Palmbrüder angestellt, welche ihnen und ihrem Hofgesinde Palmen auf den Weg streuen mußten.

Einer der schönsten Plätze in Norddeutschland ist der Domplatz zu Halberstadt. Er stellt ein Rechteck dar. Das eine Ende desselben bildet die romanische Liebfrauenkirche, das andere der gotische Dom. Besonders letzteres herrliche Bauwerk eingehend zu besichtigen, wird wohl selten ein Reisender unterlassen. Sein kunstreiches Hauptportal mit der Rosette und den Säulchen darüber ist dem Domplatze zugewandt. Aus dieser Kirchthür wurde an einem Kirchenfeste mit großem Gepränge der „alte Adam" ausgetrieben. Unvergleichlich schön sind die beiden schlanken Türme des Domes. Leider mußte der eine von ihnen wegen Baufälligkeit abgetragen werden. Vom Domplatze wenden wir uns der ebenfalls altertümlich aussehenden, aber doch mehr dem gewerblichen Leben angehörenden Gegend des Holz- und Fischmarktes zu.

Wenn Halberstadt dem Reisenden durch

seinen Domplatz Gelegenheit giebt, Studien über die romanische und gotische Baukunst zu machen, so kann uns der Stadtteil bei den beiden Märkten auch in das Verständnis der Renaissance einführen. Immer mächtiger drang, als das Mittelalter zu Ende ging, der Geist des Humanismus auch auf die Kunst ein. Das Gotische wurde überwunden, nicht bloß in Bauwerken, sondern auch in Gemälden und kunstvollen Gerätschaften. Gewöhnlich suchte man zu den alten klassischen Formen des heidnischen Altertums zurückzukehren, die man mit der Gotik verband. Der Stil der Renaissance ist freilich nach Norddeutschland erst spät gekommen. Ihren Einfluß auf das Rathaus zu Halberstadt, welches ein älteres Gebäude sein dürfte, übte die Renaissance von 1545 bis 1656. Jenem Jahre verdankt ein schöner Erker und diesem der ganze Portalvorbau sein Entstehen. Auch der Roland, wie er jetzt dasteht, dürfte nicht älter sein. Seinen Zusammenhang mit der Rechtspflege beweist die Sage vom Räuber Daneil, die sich an ihn knüpft.

Den Mittelpunkt der Marktgegend bildet das Rathaus und die Martinikirche mit ihren beiden von vornherein in ungleicher Höhe erbauten Türmen. Die Häuser an der Verbindungsstraße zwischen den beiden Märkten, darunter der Ratskeller und ein Gildehaus der Schuhmacher, sind merkwürdig bunt. Bis in die „Krebsschere", eine kleine Seitenstraße, hinein entwickelt hier die alte Holzbauart mit den überhängenden Stockwerken ihre barocken Eigentümlichkeiten.

Der Bau der Martinikirche steht in Verbindung mit der Regierungsgeschichte des frommen, aber unruhigen Bischofs Gardulf von Harbke (1193 bis 1201). Er befand sich unter den deutschen Reichsfürsten, welche den Ungläubigen nach Barbarossas Tode das Gelobte Land zu entreißen gedachten. Damals herrschte in Deutschland Kaiser Barbarossas Sohn, Heinrich VI. Derselbe bestätigte den deutschen Orden, welcher dadurch entstanden war, daß einige deutsche Hanseaten im Gefolge des Grafen Adolf von Holstein aus Schiffssegeln Zelte für die kranken deutschen Pilger gemacht hatten. Den Kreuzzug nach dem Gelobten Lande begünstigte er nur, weil er die Geistlichkeit dafür gewinnen wollte, die Kaiserkrone bei seinem Hause erblich zu machen. Indem er selbst mehr zum Scheine diesen Kreuzzug antrat, machte er überall unterwegs Erbansprüche geltend und ließ Todesurteile vollziehen, bis er endlich schon zu Messina durch Gift oder durch einen unvorsichtigen kühlen Trunk seinen Tod fand. Der fromme Bischof von Halberstadt befand sich damals schon in Palästina. Auf die Nachricht vom Tode des Kaisers ging er indessen mit vielen anderen wieder in Tyrus zu Schiffe, ohne sich viel um das Schicksal des heiligen Grabes zu kümmern.

Im nächsten Jahre war Gardulf von Harbke wieder in seiner Metropolis. Doch fand er in den neuen politischen Verhältnissen nur Veranlassung zu einer abermaligen Reise. Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig waren zu Kaisern erwählt. Gardulf wollte durchaus neutral bleiben. Deshalb trat er eine Wallfahrt zum Grabe des heiligen Martin an, der als Bischof von Tours gestorben war. Mit mehreren Reliquien des Heiligen kehrte er nach Halberstadt zurück, um dort sogleich den Bau der Martinskirche zu beginnen. Zu dieser Zeit entschied sich der heilige Vater in Rom für Otto von Braunschweig. Er schickte einen Gesandten nach Deutschland, der jeden Anhänger Philipps — auch Gardulf — in den Bann that. Der Bischof, der nur seinem Bistum hatte nützen wollen, war darüber äußerst bestürzt. Er trat eine dritte Reise nach Rom an, starb aber unterwegs im Kloster Kaltenborn.

Vor dem Rathause wurde zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ein Gericht abgehalten, wie man es nicht vor den Zeiten der ersten französischen Revolution und auch eher in Paris als in Halberstadt würde erwartet haben. Nicht ohne Grund aber wird man die Unruhen in Halberstadt als ein Vorspiel des Bauern-

krieges betrachten können. Wie im Bauernkriege, so fehlte es schon bei dem Aufstande in Halberstadt ebensowenig an Raub und Erpressung als an Mord. Der Hauptzweck, die Umwandlung der bürgerlichen Verhältnisse, wurde nicht minder erreicht als im Bauernkriege. Auch gingen die Revolutionäre in Halberstadt unter wie die des Bauernkrieges.

Halberstadt hatte als Bischofssitz in früheren Zeiten eine große Macht entwickelt. Nun wohnten die Bischöfe häufig in Gröningen, wo es Karpfen und Hechte zu „kluben“ gab. Einer der Bischöfe hatte sich nach Wegeleben zurückziehen müssen, wo er nach Behauptung seines Hofnarren Krähen zu essen bekam. Die Abwesenheit der Bischöfe lähmte den Verkehr zum Nachteil des niederen Bürgerstandes. Auch die Hansa, welcher Halberstadt lange Zeit angehört hat, entwickelte sich auf die Dauer nicht günstig. Indessen wurde die städtische Verwaltung von den geistlichen Herren einigen befreundeten Patriciern überlassen, was nicht verhinderte, daß die Raubritter aus der Nachbarschaft gelegentlich in Halberstadt ihre Fehdebriefe als Visitenkarten abgaben. Befehdete doch einst ein Herr v. Praunheim die Stadt Frankfurt, weil eine dortige Jungfrau einem seiner Vettern den Tanz versagt hatte. Nahmen nun die vornehmen Ratsherren in solchen Zeiten auch noch den eigenen Vorteil wahr, so mag ihre Herrschaft drückend genug gewesen sein. So trat denn auch wirklich ein Kaufmann, der lange Matthis, gegen diese alte Verfassung auf, welche an die der freien Reichsstädte erinnerte. Man verwies ihn als Ruhestörer aus dem Bistum. Einige Fürsten legten Fürsprache für ihn ein. Er kehrte nach Halberstadt zurück, bewirkte nun aber, daß der adelige Bürgermeister, der kleine Kämmerer und die beiden Zinsherren in den Diebskeller geworfen wurden. Jetzt eilte zwar der Bischof Johann von Hoym aus Gröningen als Ruhestifter herbei, wurde aber nicht in die Stadt eingelassen. Dagegen wurden die vier Gefangenen bei Fackelschein vor das Rathaus geführt und enthauptet. Im Jahre 1424 war der lange Matthis Bürgermeister von Halberstadt. Seine Wohnung scheint er auf dem Petershofe neben der Liebfrauenkirche, in der Burg, wo einstmals ein Bischof von Heinrich dem Löwen belagert war, genommen zu haben.

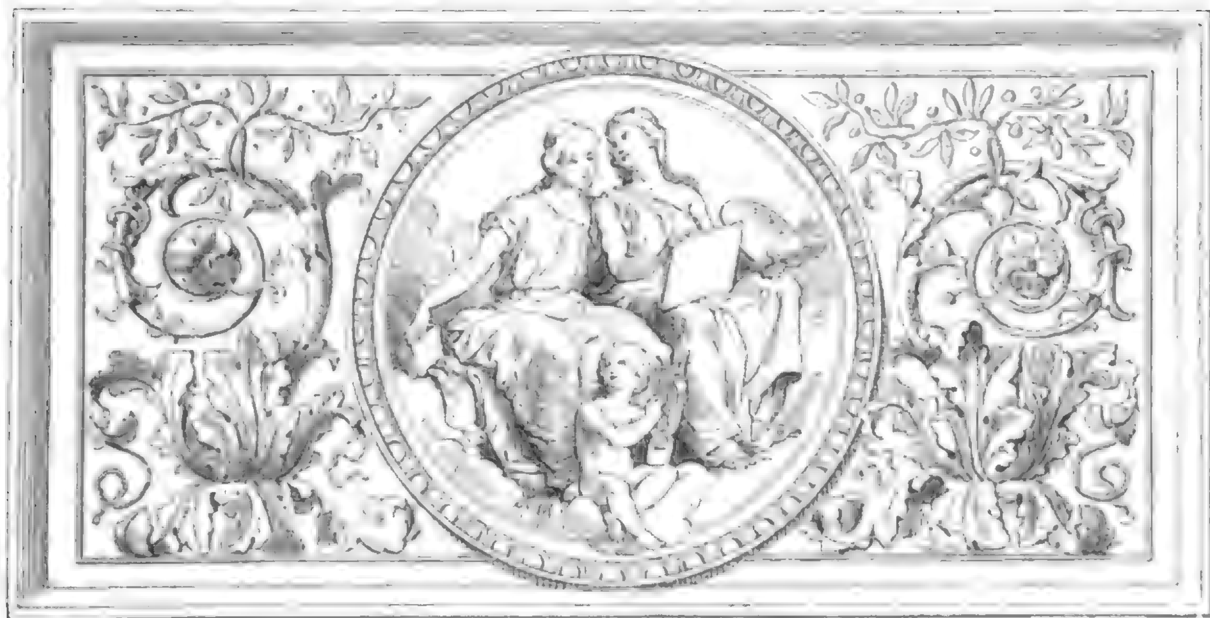
Das städtische Patriciat in ganz Norddeutschland betrachtete die Sache der in Halberstadt ermordeten Zinsherren und Kämmerer als seine eigene. So gelang es denn endlich dem Bischof zu Gröningen, alle Stadtsoldaten von Lüneburg bis Halle an der Saale um das rebellische Halberstadt zu versammeln. Eine Belagerung war damals leichter ausgeführt als zu Hannibals Zeit. Die Kanonen fingen schon an, das Ansehen der gesetzlichen Obrigkeiten zu stärken. Sogleich am ersten Tage der Belagerung genügten zwei Schüsse, die von einer „faulen Grete“ über Halberstadt abgefeuert wurden, um den langen Matthis und seinen Sohn zur Flucht zu bestimmen. Sie legten Bauernkleider an, kletterten über die Stadtmauer und wollten nach Blankenburg entfliehen. Ein Fuhrmann nahm sie jedoch unterwegs gefangen und lieferte sie an den Grafen von Regenstein ab. Als dieser sie ins bischöfliche Lager brachte, ergab sich die Stadt bald. Noch am nämlichen Tage wurde der lange Matthis gevierteilt. Die vier Stücke des Leichnams sind weit voneinander nach vier Seiten hin auf der ausgedehnten Feldmark der Stadt eingescharrt. Lange spitze Feldsteine erinnern an den vier Stellen noch heute an den langen Matthis, wie der Käfig zu Münster an die rebellischen Wiedertäufer, die ebenfalls von einem Bischof besiegt waren.

Am Michaelistage 1425 schloß der Bischof seinen Frieden mit der Stadt. Derselbe fiel sehr zu gunsten des Domkapitels aus. Die altertümliche städtische Verfassung wurde aber nicht wiederhergestellt. Auf dem Rathause soll noch eine große Laterne vorhanden sein, welche den für jedes Jahr neu zu wählenden Ratsherren leuchtete, wenn sie am Abend des

Hilariustages zum erstenmal aufs Rathaus abgeholt wurden. Dagegen wurden die von dem langen Matthis zum Tode verdammten Ratsherren jetzt mit vielen Vigilien und Seelenmessen in der Martinikirche beigesetzt. Diese war nach Gardulfs Tode als Stadtkirche ausgebaut. Über ihrem Portale prangt das Bild des Heiligen, wie er als Soldat seinen Mantel mit dem Schwerte zerhaut, um die bessere Hälfte einem fast ganz unbekleideten Manne zu geben. Trotz dieses ausdrucksvollen Heiligenbildes wurde in der Martinikirche, weil sie keine unmittelbaren Beziehungen zu den alten geistlichen Stiftungen hatte, schon 1521 die Lehre Luthers verkündigt. Später wurde Johann Winnigstädt von dem Rate als protestantischer Prediger an die Martinikirche berufen und machte verschiedene Versuche, das Amt anzutreten. Zuletzt stellte ihm der Stiftshauptmann die Bedingung, daß er sich wieder eine Tonsur scheren und als Mönch kleiden solle. Da er darauf nicht eingehen wollte, kam er in Gefahr, an Händen und Füßen gebunden nach Halle geschickt zu werden, wo zu dieser Zeit der Bischof wohnte. Obwohl der Rat dagegen protestierte, scheinen doch nur die Handwerksburschen durch einen Aufstand dem Prediger die Freiheit verschafft zu haben. Indessen war nun von 1529 an kein evangelischer Prediger an der Stadtkirche. 1540 aber wurde dem Erzbischof Albrecht von Mainz, der zugleich Bischof von Halberstadt war, die Religionsfreiheit für 200000 Gulden abgekauft. Die Männer der Martinigemeinde brachten silberne Becher, die Frauen goldene Ketten, so daß der Preis gezahlt werden konnte. Darauf baten sie sich den Hofprediger des Grafen von Regenstein, Jodokus Otto, als ersten Oberprediger aus. Nach einiger Zeit sollte dieser von bischöflicher Seite wieder abgesetzt werden. Da brach ein Feuer aus im Nikolaikloster, und die Bürger verweigerten die Hilfe, wenn die Absetzung nicht zurückgenommen würde. Das geschah. Man legte Hand an, um zu löschen, und Pastor Otto verwaltete sein Amt ungestört noch zweiunddreißig Jahre.

In der Martinikirche befindet sich jetzt die große Orgel, welche der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der auch Bischof von Halberstadt war, für die Kirche zu Gröningen erbauen ließ. Auch der Breite Weg zu Halberstadt (insofern, als er die Landstraßen nach Gröningen mit den Marktplätzen zu Halberstadt verbindet) erinnert uns an den Dichterherzog. Den Glanz seiner Hofhaltung zu Gröningen soll Heinrich Julius noch dadurch vermehrt haben, daß er Lustfahrten auf der Bode und auf dem Schiffsgraben, den er im Bruche angelegt hatte, bis zu dem braunschweigischen Orte Hessen, zwischen Roklum und Dardesheim, veranstaltete. Der Bruch war damals noch so reich an Wasservögeln, daß ein von dem Bischof angelegter Damm, der von der braunschweigischen nach der halberstädtischen Seite des Bruches führt, der Kiebitzdamm genannt wurde. Über die Gärten zu Hessen, den Zielpunkt dieser Lustfahrten, besitzen wir ein Buch, wonach man glauben möchte, daß es dem hohen Herrn gelungen sei, die jetzt so öde Bruchgegend für kurze Zeit in ein Paradies zu verwandeln. Jedenfalls ist aber aus jenem vom Hofgärtner du Royer geschriebenen Buche zu ersehen, daß in Hessen jene Acclimatisationsversuche ihren Anfang nahmen, welche später bewirkten, daß die Kartoffeln bei ihrer Ausbreitung über die Erde aus Schöningen nach der Mark — zunächst nach Berlin in den Lustgarten vor dem jetzigen Museum — gekommen sind.

Auch Goethes Reise nach Helmstedt im Jahre 1805 hing wenigstens noch mit den Baumschulen und der Forstkultur im Norden des Harzes zusammen. Doch über „Goethe und der Harz“ ist es mir vielleicht vergönnt, bald in einem eigenen Aufsatze berichten zu dürfen, da es am 4. September 1884 hundert Jahre her sind, daß Goethe zum drittenmal den Brocken bestieg.



Villa Schönow.

Eine Erzählung
von
Wilhelm Raabe.

III.

Die Spatzen kannten zu gut ihr ihnen durch den armen Ludolf Amelung eingeräumtes Recht am Platze, um sich durch Fräulein Kiebitz aus Berlin auf dem Stuhle des Verstorbenen aus diesem Rechte verscheuchen zu lassen. Von Hungersnot konnte in jetziger nahrhafter Jahreszeit nicht unter ihnen die Rede sein; aber sie waren doch da. Sie hüpften bis an den Frühstückstisch, nahmen wohl hier und da gnädig eine Brotkrume von der Erde auf, aber im Grunde war ihnen doch heute das Fräulein unbedingt die Hauptsache.

Mit auf die Schultern gelegtem schlauem Köpfchen besahen sie es sich ganz genau, und mit auf die Schulter gelegtem Kopfe würdigte Julie ihrerseits sie ihrer Aufmerksamkeit, ohne etwas gegen ihre Anwesenheit einzuwenden. Im Gegenteil: die Zutraulichkeit des Gesindels gefiel ihr ungemein, und für eine Person, die doch noch ein bißchen neu unter diesem Dache war, bot sie die beste Gelegenheit, sich über die Vergangenheit zu orientieren und die Stimmungen der Gegenwart zu vergemütlichen. Denn einen seltsameren Kaffeetisch wie diesen gab es wohl an diesem Morgen im ganzen Deutschen Reiche nicht weiter.

Da saß Schneewittchen, in sich zusammengedrückt und nur deshalb nicht immer noch von neuem aufschluchzend, weil sie es nicht wagte an der Seite dieser hageren Fremdlingin, die auf einmal da war, ohne daß man wußte wie, und sich so gutmütig-sachverständig der Kaffeekanne bemächtigt hatte, ohne daß man sagen konnte, mit welchem Rechte. Da saß der arme Sünder und im Walde dieser Welt verlorene und verunglückte — glückliche Tropf, der Gerhard, und sollte in diesem Zustande für trockene, halszudrückende Frucht der Erde und heißes Getränk obendrein genußfähig sich erweisen. Daß Fräulein Julchen den Stuhl des toten Franzosensiegers eingenommen hatte, ist wohl ein Glück und die Hauptsache, aber wir

haben das ja schon angedeutet, und — da saß auch die Tante Jakobine und sah von dem einen auf den anderen, mehr denn je wie ein Bündel Verwahrlosung, menschlicher Leibesbeschwerden, unverschuldeter Verkümmerung und angeborener Menschenfeindschaft. Daß dem Kranz bis jetzt noch die Schleife fehlte, nämlich daß der Kamerad Schönow nicht auch schon mit dasaß, war ein merklicher Mangel; aber wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, daß er doch noch zur richtigen Zeit erscheinen und die Lücke ausfüllen wird. Nachher können wir ja auch wohl uns selber endlich mal ein wenig setzen, denn allmählich wird es doch heiß. Die Sonne ist immer höher gestiegen; Gewölk, außer dicht an der Erde, in den konfusen Herzen und Köpfen des närrischen Völkleins um uns her, nicht vorhanden; und wir sind im Juli und stehen im Zeichen des Löwen.

Im Zeichen der Löwin oder eines noch unheimlicheren Ungeheuers weiblichen Geschlechtes saß jedenfalls der ganze Kaffeetisch, soweit die eigentlichen Zugehörigen desselben hier in Betracht kommen. Die wußten alle drei bis jetzt durchaus noch nicht, was sie aus dieser unbefangenen, alles wie selbstverständlich unter ihre Hand nehmenden, von allem Bescheid wissenden ältlichen Fremden machen sollten. Wenn sie es wagten, warfen sie furchtsame verstohlene Blicke auf dieselbe und trafen jedesmal zu ihrem Schrecken dabei auf das Auge der großen Unbekannten, die in dieser Hinsicht sich gar keinen Zwang auferlegte, sondern kühl und gelassen sich alles herausholte, was eben durch das Auge den Dingen und Menschenkindern auf dieser Erde abzulauschen ist.

Was das Wort anbetrifft, so war's für jetzt merkwürdigerweise die Tante Fiesold, der Fräulein Julie dasselbige vor allen anderen zukommen ließ und zwar keineswegs in unfreundlicher oder gar feindseliger Art.

War sie mit den beiden jungen Leuten, den zwei Kindern, bereits im reinen, oder meinte sie, auf diesem Wege über sie aufs sicherste ins reine und deutliche zu gelangen: Julie Kiebitz erwies sich vollkommen liebenswürdig gegen die Tante Jakobine.

Ihren Namen hatte Gerhard dem Wittchen zugeflüstert, der Tante Fiesold gab ihn Julie selber bekannt.

„Jott, wie lebhaft Sie mich an jemand zu Hause in Berlin erinnern!“ hatte sie hinzugefügt, und der Kamerad Schönow hätte wahrscheinlich ganz genau sagen können, an wen seine beste Freundin durch die nächste Angehörige und intime Hausplage der Gebrüder Amelung erinnert wurde.

„Sie gefallen mir ausnehmend, Liebe, und an mir wird's ganz sicher nicht liegen, wenn wir nicht bei noch näherer Bekanntschaft die besten Freundinnen werden. Ja, sehen Sie mal, da bin ich nun wie alles Gute plumps mitten hinein in diese kuriose Wirtschaft gefallen! Ob mich Herr Schönow auch bei Ihnen schon angemeldet hat, meine Beste, weiß ich nicht, aber die zwei Kleinen da haben jedenfalls eine Ahnung davon gehabt, daß ich unterwegs sei. So fang doch nicht wieder an zu schluchzen, Wittchen, ich fresse dann und wann nur einen vollkommen Mündigen! Auch du mein Sohn kannst unter dieser Gewißheit allgemach anfangen, dein Frühstück mit mehr Appetit zu verzehren. — Also Fiesold heißen Sie? Jakobine? Die Tante Fiesold nennt man Sie? Sehr gut; — wenn Sie nichts dagegen haben, werde auch ich Sie die Tante Fiesold nennen. Und nun — Tante Fiesold — was sagen Sie denn eigentlich zu dieser Geschichte? Rücken Sie dreist dichter heran; es soll diesmal nicht drauf ankommen, wenn mir beiläufig auch vielleicht ein Haar in den Milchtopf fällt.“

Die Tante Fiesold rückte sofort heran. Die auf ihre mangelhafte Morgentoilette bezügliche Anspielung überhörte sie; sie rückte mit allem, was sie an sich hatte, augenblicklich näher, und Fräulein Julie entwickelte in der Überwindung des Widerwillens und Ekels vor der unglückseligen Greisin einen Heroismus, wie er nur von ihren hohen klassischen Schwestern in Rom

und Hellas bewiesen und nachher von erstaunten Litteraten auf Papyros und Papier der Nachwelt überliefert wurde zur Nachahmung.

Von einer Nachahmung konnte aber in diesem Falle durchaus nicht die Rede sein. Julie hatte einfach persönlich zu viele Haare in der Suppe ihres Lebens gefunden, hatte zu oft sich durch allerlei übeln Geruch durchschlagen müssen, hatte zu viele trostlose Lumpen angefaßt, um an einem so wundervollen Sommermorgen, in solch einem Märchenhüttchen, unter solch unschuldigem ratlosem Spatzen- und Kindsvolk den Stuhl zurückzurücken, das Gewand zusammenzufassen, die Nase zu rümpfen und mit spitzen Fingern den Ellbogen der Tante Jakobine von sich abzuschieben. Eine Dame und liebe Seele, die als Vierzehnjährige sich den armen Teufel und verkommenden Berliner Straßenstrolch Wilhelm Schönow als Kameraden unter der Treppe hervorgeholt hatte, ekelte sich so leicht nicht an den Gebilden, Behängseln und Düften dieser weiten Welt und also ihrer engsten Nachbarschaft.

Die Tante Fiesold sagte ihre Meinung über diese Geschichten. Sie ging der schlauen Berlinerin vollständig auf den Leim, nachdem sie sich von ihrer ersten Verblüffung, soweit dies möglich war, erholt hatte.

„Ich höre nicht gut, sehe nicht gut,“ (rieche nicht gut, fügte Julia innerlich bei) „bin ein altes, miserables, krankes Geschöpfe von Kindesbeinen an,“ winselte die Tante Jakobine. „Seit mich mein seliger Schwager, dem seligen Ludolf und dem Gerhard da sein Vater, auf seinem Sterbebette als Pflegemutter vor die Kinder, die beiden Jungen, hinterlassen hat, habe ich ganz gewiß immer mein Bestes an sie gethan, meine liebe Dame. In dem Winkel da hinterm kalten Ofen habe ich manch liebes langes Jahr meine Brotrinden mit Thränen genagt und, wenn alles Reden nicht half, nächtlicherweile meinen Strohsack im windigen Giebel mit Kummer benetzet. Auf mich gehört hat ja zu keiner Zeit wer; und wenn ich tausendmal gebeten habe, sie sollten mich doch nur endlich lieber ins Spittel lassen, haben sie höchstens nur gemault und gemufft und haben nicht einmal sich mit eine reuevolle barmherzige Redensart vor die Thür gestellt und mich den Ausgang abgewehrt. Schiefe Gesichter und Mißachtung und keine Antwort auf die beste Wohlmeinenheit ist alles, worauf ich unter diesem Dache traktiert worden bin, solange ich mir über mein Dasein gräme, und wofür doch nur unser lieber Herrgott kann, der mir da hineingesetzt hat und mir immer den Tod und die stille Gruft vorenthält. Nehmen Sie es nur nicht übel, liebe Dame, mit dem linken Ohr höre ich beinahe gar nicht, und mit dem Gesicht für die feine Nadelarbeit hat's nie was Rechtes bedeuten wollen, und wenn die Jungen sagen, daß sie sich wohl mal ihre Strümpfe selber haben stopfen müssen, so kann doch kein Mensch gegen sein Elend und seinen Rheumatismus, mit letzterem vorzüglich am Waschfaß. Und dem Ludolf habe ich es ja gleich gesagt, als sie ihm sein Papier für den Krieg zustellten oder ihn sich vom Bauplatze mündlich abholten: Junge, habe ich gesagt — Ludolf, habe ich gesagt, paß auf, dieses geht nicht gut aus, und wer dafür zu büßen hat, das sind wir! Daß ich dabei in dem damaligen Tumult von mir kein Sterbenswörtchen gesagt und gedacht habe, das werden Sie mir ganz gewißlich zutrauen, geliebte hohe Dame! Aber wie ich es gesagt habe, ist es gekommen. Fragen Sie nur den Kleinen da! da sitzt er, und damals hatte ihn sein Bruder noch auf hiesigen Bürgerschulen sitzen — ein armer Maurergesell, der an seinem eigenen Sparren noch nicht genug hatte, sondern auch noch seine letzte nächste Anverwandtschaft damit ins Narrenhaus bringen wollte. Na, in seiner Abwesenheit im Kriege habe ich wenigstens meinen Mund darüber nicht immer zu halten brauchen. Junge, habe ich gesagt — Gerhard, habe ich gesagt, paß auf, dieses geht nicht gut aus. Immer in den leeren Magen hinein zu studieren, liefert den Menschen ins Narrenhaus hinein, und mit

der Feuerung nächtlicherweile bei den verfluchten Büchern aufs Leseholz angewiesen sein, so man sich selber aus den Gehölzen geholt hat, verlangt der liebe Herrgott ganz gewiß nicht von uns kleinen Leuten hier auf Erden. Sehen Sie, gnädigste Madam, das war in dem bitteren Kriegswinter von siebzig auf einundsiebzig, wo meine Prophezeiung von wegen des Ludolf zu unserem langjährigen Elend wahr wurde und wo sich zugleich das andere anspann, das mit dem Gerhard und dem — lie—ben — Fräulein da meine ich! Damals holte ihn nämlich der Herr Baumeister Hamelmann, dem damals noch keiner in der Stadt anmerkte, wie es eigentlich mit ihm aussah und wie er mal auf der Landstraße mit leerem Beutel gefunden würde, immer nach der Schule in sein Haus und verwendete ihn zu schriftlichen Arbeiten. Er meinte es ja wohl ganz gut. Ja, aber wenn er ihn nur zu einem ordentlichen Schreiber hätte machen wollen! Da hätte ich ja gar nichts gegen einwenden wollen; denn das ist doch das beste Brot in der Welt. Ich will gewiß nichts gegen den seligen Herrn Baumeister sagen; wenn er auch gegen mich persönlich nicht immer so gewesen ist, wie es sich gegen ein von Kindesbeinen an elendes und invalides Geschöpf ziemte, so hat er doch in den letzten schweren Jahren manchmal von seinem Überfluß, von dem damals keiner wußte, wie es mit ihm stände, uns zufließen lassen, und hatte auch gewiß als dem Ludolf sein Arbeitsherr das Recht, sich in seiner Abwesenheit in Frankreich nach seinem Hauswesen zu erkundigen; aber eine dumme boshaftige Trine mußte er mich doch nicht nennen und sein Fräulein Tochter, damals eine dumme Krabbe, dazu lachen. Die Familie Amelung hat immer auch schon an ihren eigenen Phantastereien genug zu tragen gehabt, da brauchte kein anderer die seinigen noch drauf zu legen. Und der Herr Baumeister hat das gethan. Dem Ludolf hat er den Kopf noch mehr verdreht, und den Jungen da, den Gerhard, hat er mir ganz verrückt gemacht. Was gehen arme Leute, kleine Leute wie wir, die Dinge an, die zu hoch für uns sind? Die ganze Hundstwete hat uns, seit ich denken kann, für Narren gehalten und es mir tagtäglich über den Zaun merken lassen. Ein Schwein haben wir nicht mehr fett gemacht, seit der Ludolf bei schlechter Witterung den Gerhard auf seinem Arm durch den Morast in der Twete aufs feste Pflaster und den Schulweg schleppte. Almosen und Junge-Damen-Thränen und schöne Reden vom Vaterland und Heldenmut thun es nicht für uns armes Volk, wenn dabei doch im stillen gehungert werden muß, wenn die Herrschaften und barmherzigen Samariter das Ihrige gethan und adjö gesagt haben. Ja, wenn er, der Gerhard, dann nur, während der Ludolf mit seinem Fuße lag, von seinen Künsten hätte Gebrauch machen können! Aber sie haben ihn ja gar nicht brauchen können beim Magistrat und auf dem Amtsgericht. Nun hat er nichts und ist er nichts und kann er nichts, und daß das Ärgste noch zurück ist, das kann die liebe Dame selber erfahren, wenn sie bloß gütigst ihre Augen erheben will."

Fiel ihr ganz und gar nicht ein, der lieben Dame! Sie wußte doch schon ganz genau, wie die beiden anderen am anderen Ende des Tisches aussahen, während ihr die Tante Fiesold ihre Meinung über diese Geschichten nach Möglichkeit nahe am Ohr zugehen ließ. Wie eine Kirchenschläferin saß und blieb sie sitzen und ließ die Tante weiter winseln, während die zwei armen Sünder drüben in ihrem bösen Gewissen und ihrer Ratlosigkeit ihre Thränen und die Bruchstücke des Berichtes, wie letztere zu ihnen drangen, hinüberzuschlucken suchten.

„Ich höre nicht gut, ich sehe nicht gut und da auf'm Stuhl hinterm Ofen habe ich mit meinem Gliederweh gesessen und bei Tag und bei Nacht mich abgeängstet und fürs Beste gesorgt, und um mich hat sich niemalen einer gekümmert," ächzte die Tante Jakobine. „Um mich her hat alles seinen Willen gekriegt im Guten und Bösen, und ich habe bloß an Essen und Trinken gekriegt, was man mir hat zukommen

lassen wollen; und mein Begräbnisgeld habe ich mir nur mit List am Haushalt absparen können, und das ist jetzt am Ende noch mein einzigster Trost. Denn, beste Dame, es ist doch ein Eigentum, und wenn ich es nicht nie und nimmer von meinem Leibe gelassen hätte, so wäre es ganz sicherlich auch mit drauf gegangen für den Sieg über die Franzosen an Doktor und Apotheker für den Ludolf und noch unnützlicher an den Gerhard seine Bücher und fremden Zungen und Wissenschaften. Es war ja wohl eine rechte Ehre, als sie den Ludolf hier aus dieser Stube mit dem Schützenverein und Landwehrverein und Kriegerverein und Fahnen und der Stadtmusik holten; aber ein Eigentum hatte er nicht mehr, denn die Hypotheken auf allem gehörten Herrn Liebelotte, der gern das Grundstück gehabt hätte; und ein Eigentum in diesem Hause habe Ich heute nur — mein Begräbnisgeld! Der Stuhl, auf dem ich sitze, gehört mir nicht, und das Bett, in dem ich schlafe, gehört mir auch nicht — das hat alles den Gebrüdern Amelung gehört, und mich haben sie nur aus Barmherzigkeit und der Schande vor der Nachsage in der Stadt wegen drauf sitzen und in meinen schmerzlichen Nächten drin liegen lassen. Und wenn der reiche fremde Herr aus Berlin, der jetzt ganz gegen den seligen Herrn Liebelotte und gegen Madam Liebelotte ihre Meinung die Hand drauf gelegt hat, morgen wie aus Spaß sagt: Jetzt habe ich meinen Spaß lange genug gehabt und mag nicht mehr! so ist der Kleine da, der verunglückte Studente da, mit allen Anhängseln, wenn er nicht verhungern will, einzig und allein noch auf die Pfennige angewiesen, die ich mir abgehungert habe, um ihm und seinem seligen Bruder die Schande zu sparen, daß die Stadt mich als Armenleiche aus der Hundstwete abholen müßte!"

„Die Person hat unbedingt Geld!" sprach Fräulein Julie Kiebitz ruhig in sich und ließ freundlich und teilnahmsvoll die alte naive Egoistin weiter sich Luft machen, trotzdem daß dieselbe ihr jetzt fast zu nah und vertraulich auf den Leib rückte.

„Und nun bitte ich Sie, gucken Sie hin! gucken Sie hin, Fräulein! Ist es nicht eine Sünde und zum Erbarmen, wie dies da sitzt und jetzt bei hellem Tageslicht und vor Augen nicht wagt zu schnäbeln und schön zu thun miteinander? Fräulein Liebelotte erzählt von ihr, sie sei ihm schon als Kind nachgelaufen, und nachher noch bei ihres Vaters Lebzeiten habe sie die Lotterie zu unserem — seinem Besten nur deshalb angestiftet, um der Stadt weiß zu machen, alles sei nur aus einem barmherzigen Herzen geschehen. Und so lange der Herr Papa noch als ein reicher Mann galt, mochte das ja auch wohl gelten; aber wer konnte wissen, wie man ihn so bald auf der Landstraße finden würde? Da hat denn der gewaltige und lustige Herr Schönow aus Berlin, dem der liebe Gott alle seine Güte an uns vergelten möge, sie aufgenommen, als es sich erwies, wie verschuldet der Herr Baumeister hinging, um vor Gott Rechenschaft abzulegen, und sie einzig und alleinig wie andere bessere Leute auf die öffentliche Mildthätigkeit und Armenpflege angewiesen war, und hat seine Witze gemacht und sie unter dies Dach gebracht und sie zu dem Jungen gesetzet und unter meine Verantwortlichkeit gesetzet und gesagt: Auf Sie verlasse ich mich, Jungfer Fiesold, daß kein Schaden geschiehet, bis ich zu Hause wegen Ihnen und die zwei jungen Leute um Rat gefraget habe! Und nun, wenn Sie es gütigst sind, für die er uns alle und das Dach über unserem Kopf und den Boden unter unseren Füßen und das Grundstück draußen, Tisch und Stuhl und Bank und das Stroh in meinem Strohsack unterm Dache angekauft hat, so sind Sie herzlich zu allem willkommen, beste Dame, und nehmen mir eine große Last und Verantwortung ab. Zum Kinderwarten bin ich dem lieben Gott lange gut genug gewesen, das kann mir der Gerhard wie sein seliger Bruder bezeugen; aber fremde naseweise Bälger und verliebte, nahrungslose, unmündige Untugend zu bewachen, vorzüglich bei Nacht, dazu bin ich zu alt und sehe zu schlecht und höre zu schlecht,

Fräulein, und Sie nehmen es mir wohl auch nicht übel, Fräulein. Für mein christlich und ehrbar Leichentuch brauche ich ja keinen Menschen, und die paar elenden Tage, die ich noch in Schmerzen zu verleben habe, für die finden sich wohl noch ein paar barmherzige Seelen, die mir im Spital die Last erleichtern aus christlichem guten Herzen — ja!"

„Sie hat natürlich Geld und weiß sich sicher! Sie hat sicherlich den beiden armen Kerlen, dem Ludolf und dem Gerhard, was sie konnte, unter den Händen und vom Munde weggestohlen, zusammengescharrt und im Winkel versteckt! Und die Familie Liebelotte hat ihr unbedingt eine warme Stelle in irgend einer hiesigen behaglichen Altweiberstiftung versprochen," sprach Julie Kiebitz gelassen in der Tiefe ihrer Seele. Nicht das Geringste that sie, Fräulein Julie, sich auf ihre Welt- und Menschenkenntnis zu gute, ohne alle Aufregung rückte sie ihren Stuhl ein wenig rasch ab; und dies war das einzige Merkmal, durch welches sie andeutete, daß sie fürs erste genug habe von der Tante Jakobine Fiesold.

* *
*

Es war übrigens auch die höchste Zeit, daß sie sich zu den anderen wendete. Ja! ... wie die Tante Jakobine ihre Rede schloß.

Wittchen Hamelmann weinte kindlich laut in den immer heißer und nüchterner werdenden Werkeltag hinein, und ihrem nur zu jungen Liebhaber und Verlobten wäre es wohl zu wünschen gewesen, daß er für seine Angst und seinen Zorn ein anderes Ventil gefunden hätte als gleichfalls nur Thränen.

Dem verunglückten Studenten kamen sie vereinzelt aber grimmig, und die alte Berliner Jungfer kannte auch dieses gottlob und wußte, wie dem Menschen zu Mute ist, der keinen Boden unter den Füßen und keine Waffe in der Hand hat in dem Augenblick, wo ihn die Wirklichkeit aus dem Märchen reißt und er sich bewußt wird, welch eine Verantwortung sich der Mensch im Traum auflegen kann.

Der junge Mensch that ihr recht leid. Das kleine Mädchen beruhigte sie schon, indem sie ihr leise die Hand auf die Schulter legte und ihr dieselbe trotz ihrer Jungfräulichkeit völlig mütterlich klopfte und ihr mit dem eigenen Taschentuch die Augen trocknete; was aber Herrn Gerhard Amelung anbetraf, so bemerkte sie dem mit einem tiefen Seufzer:

„Für dich, mein Sohn, ist der einzige Trost, daß du nicht in einem einzigen Exemplar im Universum vorhanden bist, sondern daß noch einige von derselben Sorte umherlaufen und daß sich nach dem Sprichwort die Vögel an den Federn erkennen. Was hieraus eigentlich werden soll, weiß ich augenblicklich wirklich nicht, und die Tante Jakobine, die recht schön heraus zu sein scheint, wie wir zu Hause sagen, hat es wieder einmal doch am gemütlichsten in der Welt. Nicht gut zu hören und zu sehen und im gegebenen Moment so schlecht zu riechen, um alle Mitbewerber um den Platz hinterm Ofen und am Futternapf in die richtige Entfernung zurückzustänkern, gehört nicht zu den unkomfortabelsten Eigenschaften, Mitgaben und Fähigkeiten auf dieser übervölkerten Erde. Merke dir das, mein Sohn Gerhard! es hat schon mancher reiche und berühmte Mann, mehr als ein geheimer Rat, Gelehrter und Philosoph es nur dadurch auf eben dieser Erde zu etwas Erklecklichem gebracht, daß er es gerade so machte wie deine gute Tante Fiesold. Nämlich dadurch, daß er nur dann sah und hörte, wenn er fest überzeugt war, daß es ihn was anging und einbrachte, und dadurch, daß er — im rechten Augenblick einen recht penetranten, perfiden, einen ganz ihm eigentümlichen Abschreckungsduft um das S e i n i g e zu verbreiten wußte. Nanu?!"...

Ungemein überraschend und für jeden Unbefangenen höchst drollig kam der letzte Ausruf hervor. Es gab aber augenblicklich leider keinen Unbefangenen in der Stube der Gebrüder Amelung. Erschreckt fuhren die Spatzen auf und durchs Fenster von dannen, erschreckt fuhr das thränen-

reiche bange Liebespaar um, blödsinnig-listig-böse guckte die Tante Fiesold hin —

„Jawohl, nanu! da hört denn doch wirklich die Weltjeschichte uf, und ick für mein Teil abonniere perplex und nur noch nach Möglichkeit jelassen uf diese Loge bei die Katastrophe!“ klang es vom Fenster her, und Schönow, der große Dachdecker, Bauunternehmer und gute Kamerad Schönow, der Onkel Schönow, lag breit, schwitzend, mit weit zurückgeschobenem Hut, auf beiden Ellenbogen in der Fensterbank, bog vor dem letzten vor Angst kreischend an seiner Nase vorbeischießenden Sperling des Siegers von Beaune la Rolande den Kopf zur Seite, drehte denselbigen sodann ganz dem Garten zu und ächzte: „Jetzt thun Sie mich aber den Jefallen und suchen Sie mich nich noch mal durchzujehen, Jiftje! Sie hatten janz recht jeraten, als Sie Ihr Billet für den Nachtzug löften: een Zeuge jenügte hier unserem Herrjott wahrhaftig nicht; er brauchte unbedingt zwee, um sich det da bescheinigen zu lassen! ... In meinem janzen Dasein bin ick noch nich so uf die Kosten von meine abjebrochenen nächtlichen Träume und meinen frühen Tagesschweiß jekommen. Wie 'n umgekehrter Sohn Kis jehe ick seit Sonnenuffjang rum und suche meine verlorene Krone und finde nichts als 'n Esel und noch dazu noch 'n bißken weniger als 'nen Esel — so 'n ollen dummen Maulesel nämlich. — Gucken Sie mir nich noch um, Jiftje! et hilft Sie nichts mehr, ick behalte mein Ooge uf Ihnen, und det ick eenen sicheren Jriff habe, kann ick Ihnen ooch beweisen. Gucken Sie dreiste mit hier rin, lieber Jiftje — da sitzt sie und — Jiftje — läßt mein Lottchen zu Hause jrüßen. Und da sitzt meine Tante Fiesold Arm in Arm mit ihr und — ach Herr Je, da is ja ooch det Kind, det arme liebe Wurm, det Wittchen, und noch een mich jänzlich unbekannter junger Mensch, und alle — nur Fräulein Julie nich! — machen sie mich bei diese himmlische Witterung und Julitemperatur ein Gesichte wie aus 'm Dreck vor Weihnachten. Die Cichorien rieche ick ooch bis hierher, und aushalten thue ick et nüchtern trotz alledem nich länger, und also — wat meinen Sie? 'n bißken jehen wir wohl noch näher, Jiftje? und 'n bißken weiter rin kommen Sie aus alter Anhänglichkeit und Hausgenossenschaft ooch noch mit, Jiftje?! Allerschönsten juten Morgen, meine Herrschaften, und wenn Sie 'n andermal vom Preußschen Hofe aus Flügel der Morgenröte nehmen wollen, Fräulein Julie, nehmen Sie mir mit wie gewöhnlich und lassen mir wie sonst an die Schürze fassen. — Wat weinen Sie denn? wen suchen Sie denn, Schönow? fragt mir seit cirka anderthalb Stunden die janze hiesige Stadt und denkt, der Kerl is reine verrückt jeworden. Und dat ick da an Böschen Mühle diesen hier beim Einschleichen vom Bahnhof her attrappiere, konnte mir doch höchstens nur als een janz kleener Trost bei diese blaue frühe Hitze und meine Körperbeschaffenheit ufrecht erhalten, Fräulein!“

„Ei, ei, ei, Herr Giftge?!“

Fräulein Julia Kiebitz sprach fürs erste nichts weiter als dieses, und das mehr denn gewöhnlich intelligente Grinsen, das ihren fröhlichen Ausruf begleitete, sagte alles übrige und that zur Evidenz dar, daß das alte Mädchen sofort ganz in der Situation steckte und ganz genau Bescheid wußte, wer den Biedermann schickte und wozu.

Auch Kamerad Schönow zeigte sich vollständig dem „Witze gewachsen“ und von neuem seiner trefflichen Gönnerin und Beraterin vollkommen würdig. Statt den unseligen Boten und Kundschafter von seinem häuslichen Herde am Kragen zu nehmen, führte der alte Krokodil den in sich Zusammengeschlotterten am Arm mit wahrhaft diabolischer Zärtlichkeit in sein diesmaliges „Sommervergnügen“ ein und an diesen seltsamen Kaffeetisch in der Hundstwete.

„Und nu rückt zu, Kinder!“ rief er. „Ick bringe ihn Ihnen jleichfalls noch vollkommen nüchtern, Fräulein. Mit unanjejriffene Reisespesen hat et det Jlück

jewollt, dat ick ihn Ihnen uf die Stelle bei seinem verstohlenen Angtreh in Schönows Stillverjnügen ufjejriffen habe. Setzen Sie sich janz ruhig, Jistje, und nehmen Sie vorlieb. Sie danken eejentlich, Jistje? Ne, zu danken haben Sie hier jar nich. Wenn eener hier für was zu danken hat, so sind wir das, nicht wahr, Fräulein Julchen?! Det ist recht, Wittchen; meinem ollen Inquilinen und Aftermieter und deiner Tante Helene ihren intimsten Freunde Jistje, immer voll bis an den Rand! So is et recht, Gerhard; schieb uns ooch mal die Milch der frommen Denkungsart 'rüber, und mich kannste bei Jelegenheit ooch 'ne feurige Kohle aus die Küche uf meines Kameraden, deines Bruders, selige Pfeife, die du mich jleichfalls demnächst da vom Nagel reichen kannst, versammeln. Alles aus jutem Herzen! So, Schneewitteken, daß ick den Zucker mich nur von dich erbitte, versteht sich, und nu, Kinnerkens, fehlt mich doch jar nichts weiter hier aufs blutige Schlachtfeld als wie jewöhnlich mein Lottchen in Berlin, von dem Sie mich zwar als das Neueste und Beste sich selber jebracht haben, aber mich ihre Jrüße und jejenwärtige letzte Wünsche noch immer vorenthalten, Jistje!"

„Es ist nur der Kamerad Schönow," zirpte und zwitscherte es wiederum vom offenen Fenster her. „So 'ne Dummheit, sich so 'nen Schrecken einjagen zu lassen! Nur alle wieder herein, herein, herein! Guck einer nur, wie die Tante Fiesold dreinguckt! und guckt nur, wie der schäbige, fremde, schwarze Spitzbube, den er sich mitgebracht hat, in seiner Angst auf seinem Stuhlrande klebt! Guckt, wie die alte, dünne Gelbe ihren Spaß hat! Kommt alle und ruft alles, was Flügel hat, im Garten und in der Hundstwete zusammen: der Kamerad Schönow und Fräulein Julchen aus Berlin haben beim seligen Freund Amelung ihr Vergnügen an der Welt und aneinander und nehmen allerlei Gesindel in den Kauf. Zucker und Semmel, Zucker und Semmel — es wird ein heißer Tag draußen — kommt alle ins Kühle zum Frühstück bei den Gebrüdern Amelung und bei Herrn Hamelmanns armem Wittchen, beim Onkel Schönow, bei der Tante Jakobine und bei Herrn Giftge! Seht bloß nur hin, was für ein Gesicht die Tante Kiebitz macht. Jetzt fängt sie an! Sie hat nun lange genug lächelnd auf dem Tischtuch getrommelt und wird jetzt auch das Ihrige bemerken —

Sammelt, wir rufen euch, sammelt euch all
Vom langhalsigen Stamme der Vögel!
Kommet nun all zur Beratung.
Kommet, kommet, kommet, kommet!
Toro toro toro torotix!
Kikkabau! Kikkabau!
Toro toro toro torolililix!"

Sie hätten auch Griechisch verstanden wie im Jahre vierhundertundvierzehn vor Christi Geburt, wenn Berlins gelehrteste Tochter in dieser schönen Sprache ihre Meinung hätte kundgeben wollen; uns ist es lieber, daß unsere gute und des Kameraden Schönow beste Freundin wie gewöhnlich deutsch redete. Wir sind nicht Alle unsterbliche, ewige, klassische, gelehrte Vögel und haben schon des Philippos Sohn die Brosamen unter dem Tisch wegstibitzen dürfen.

Einen letzten kurzen, zierlichen Wirbel schlug Fräulein Julie noch auf dem Tische, dann hob sie die magere Altjungfernhand mit den langen dünnen Fingern und sagte:

„Komplett wären wir jetzt wohl so ziemlich? Bis auf unsere Helene alle wohl vorhanden? Erwarten Sie die auch noch, Schönow — na, dann warten wir noch ein bißchen mit der Eröffnung der weiteren Verhandlungen?! ... Hm, also dieses ist die Geschichte, wegen der Sie neulich in Entrüstung an mich geschrieben haben? Also dieses ist die Welt, die es nach Ihrer Meinung eigentlich gar nicht geben sollte? Ja, Giftge, sehen Sie ihn sich nur an, da sitzt er, da er in seiner Angst und seinem bösen Gewissen nicht an den Wänden hinauflaufen kann. Notieren Sie ihn sich ganz genau, Giftge. Kriegen Sie dreist Ihre Brieftasche heraus und protokollieren Sie und lassen Sie mir und der Frau Helene ja nicht das Geringste

aus. Es wäre zu schade, wenn das Kleinste und Dummste und Verrückteste von ihm für die Nachwelt verloren ginge. — Daß Sie mir ein Gesicht machen wie ein Bäckerladen voll Kuchen am Pfingstmorgen, täuscht mich gar nicht; da können Sie dreist mit dem nämlichen Effekt Ihren Freund Giftge anlächeln wie mich, Schönow. Und was die beiden Kleinen da Ihnen gegenüber in vergangener warmer Sommernacht angerichtet haben, davon haben Sie obendrein noch nicht einmal eine Ahnung. Ein netter Patron, ein ganz herziger Gatte, ein wirklich sauberer Vormund sind Sie mir, Schönow —"

„Een janz lieber oller Berliner Onkel!" brummte der Kamerad.

„Ein Hase wie er im Bilderbuche steht —"

„Zibewang Sergeant im siebenten brandenburgschen Infanterieregiment Numero sechzig, Düppelstürmer und Königgrätzer; aber — det war freilich janz etwas anderes, und ick habe wohl so wenig wat davor jekonnt wie damals nachher, wo ick hinter Ihrem lieben Rücken, Fräulein, hinjing und mein Bedürfnis nach 'nem eegenen Herd befriedigte. Sie haben janz recht, Fräulein Julie, und ick kenne keenen zweeten Menschen, dem alles so wie im Traume beschert vorkommt als wie mir. Und hier mit die Villa Amelung und die beeden Unmündigen ist et natürlich wieder datselbigte. Ick habe die Verantwortung uf mir jehabt wie aus 'm blauen Himmel heraus, und nachdem ick mir bei Daemel een paar Male wie jewöhnlich über die janz jewöhnliche Schlechtigkeit und Eegennutzigkeit der Menschheit jeärgert hatte, habe ick jedacht: Na, wenn keener sie will, will sie Schönow. Die Villa Hundstwete nämlich und die zwee vater-, mutter- und brotlose und von sämtliche Insichten in die socialen Verhältnisse entblößte Waisen. Und wenn ick mir in meinem Briefe een bißken undeutlich ausjedrückt haben sollte, na, so wissen Sie ja, Fräulein, wem ick meine Bildung eenzig und allein verdanke. O Jott, nun fängt det Kind, det Wittchen, wieder an zu weenen, und sein Vater war doch mein lieber Freund, und dat ick dem Jungen, dem Gerhard seinem Bruder, die letzte Ehre jab und mir für seine Hinterlassenschaft, die Tante Fiesold injeschlossen, an Vaterstelle anbot, det hatte zuletzt doch wohl auch seinen Jrund, Fräulein. Endlich wollte ick doch ooch mal persönlich in meine Erfahrung bringen, wie et dhut, wenn man selber eenen unter die Treppe heraufsholt! Und hier kam mich die Jelegenheit dazu endlich wirklich mal ziemlich jünstig vor. Haben die beeden Kleenen jestern abend meine Unerfahrenheit in die Kindererziehung mißbraucht und sind sie in die warme liebliche Nacht unartig jewesen — ick kann nischt davor, und 'nen anderen wie Sie, Fräulein Julie, um ihnen in't Jewissen reden und die Sache wieder zurechte zu rücken, kenne ick weeß Jott nicht. So wahr ick hier sitze und wirklich oogenblicklich beinah ebenso jerne wie unser jemeinschaftlicher Freund Jiftje von hier sofort verduften möchte! Wat aber ooch passiert sein mag — und in die Welt is ja alles möglich — dat reene Wunder bleibt der Junge da doch um so mehr, wenn ick ihn da sitzen sehe in Wehmut und wie eenen, der et eben nach dem letzten mißlungenen Versuch für ewig ufjiebt, bis drei zählen zu lernen."

„Und er hat auch weiter nichts gethan!" brach es jetzt bei dem armen Kinde mit dem grausamen Namen Hroswitha unwiderstehlich hervor. „O Onkel Schönow, er hat gar nichts gethan, und an allem bin ich schuld!" schluchzte Schneewittchen. „Ich habe ja Ja gesagt, und ich habe auch nichts dafür gekonnt, und er hat mich dann bloß gefragt, ob ich ihn in alle Ewigkeit lieb haben könnte und sein Glück und Unglück auf Erden mit ihm teilen wollte. Gezählt und gerechnet haben wir nicht, wir haben es bloß Mitternacht schlagen hören, und ich habe ja sagen müssen. Er kann ja nichts dafür, daß er noch kein Geld hat und keine Frau ernähren kann, und wir wollen auch gern

abwarten, was aus uns wird, aber nie voneinander lassen und lieber sterben!"

„Janz dat Nämliche, wat ick vor hundert Jahren hinter Ihrem Rücken, Fräulein, zu meine Helene sagte," seufzte der Kamerad Schönow weinerlicher denn je. „‚Helene', sagte ick —"

„Und ich sage, halten Sie gefälligst den Mund, Schönow. Sie und Ihre Geschichte und Ihre Dummheiten kenne ich so ziemlich," schnarrte Julie Kiebitz, mehr denn je an einer anderen Stelle auf diesen Blättern ihrer äußeren Erscheinung nach zum Geschlechte der Grallen gehörend. „Giftge!"

Daß auch der abgefeimteste, stets nur ganz genau mit sich selber beschäftigte Spitzbube aus dem weltverlorensten Traume auffahren kann, bewies der trübsalgeschlagene geheime Kommissionsrat der Frau Helene Schönow zur Evidenz.

„Sie befehlen, Fräulein?" stotterte er, zusammenschreckend und samt seinem schlechten Gewissen und seinem Ärger über sich selber beinahe von seinem Stuhle rutschend.

„Gar nichts, lieber Mann! Nur einen guten Rat will ich Ihnen nicht vorenthalten. Wenn Sie sich ja wieder einmal in verstohlener diplomatischer Mission in meinen Privatangelegenheiten verschicken lassen wollen, bitte, so sagen Sie es mir vorher. Ich halte Sie in der That für viel zu dumm, um dabei das Rechte zu treffen, auch wenn Sie nächstes Mal nicht sofort am Bahnhof am Kragen genommen, hingeführt und mit der nichtsnutzigen Schelmennase darauf gestoßen werden sollten. Und Sie, Kamerad Schönow, kommen Sie jetzt auf einen Augenblick mal mit hinaus in den Garten."

Draußen lag jetzt der volle heiße, staubige Arbeitstag auf der Welt. Auch die kleine Laube bot kaum noch genügenden Schutz und Schatten gegen die ihr Bestes an der Erde thuende Julisonne. Aber sie saßen doch fast eine halbe Stunde in der kleinen Laube des Kameraden Ludolf Amelung, die beiden guten alten Lebenskameraden Herr Wilhelm Schönow und Fräulein Julie Kiebitz, und hielten Rat wie vordem auf der obersten Stufe der Treppe, unter der Julie sich ihren kuriosen Freund „anfangs wirklich nur aus reiner langer Weile" hervorgeholt hatte, um ihn nach und nach zu einem Menschen, Dachdecker und ihrem besten Freunde, zum Unteroffizier im siebenten brandenburgischen Infanterieregiment und zu ihrem Hauswirt, Gönner und Berlins solidestem Schieferlieferanten zu machen. Schade, daß Frau Helene nur Giftge geschickt hatte und nicht selber gekommen war, um sich zu überzeugen, daß nichts Verfänglicheres vorfiel, sondern daß es einfach auch diesmal bei „det ewige alte Ärgernis zwischen dem alten Esel, dem Schönow, und die verdrehte selbe immerwährende Hypothek auf mein Dasein, die Kiebitzen nämlich," sein Bewenden hatte.

„Ich habe jetzt genug mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört, um mir eine Meinung über Ihre allerneueste Verkletterung bilden zu können, Alter. Für einen gewiegten Schieferdecker sind Sie mal wieder recht hübsch ins Blaue gestiegen und hängen nun wie gewöhnlich mit dem Kopfe nach unten und schreien."

„Seit Wochen — aus vollem Halse nach Ihnen, Fräulein. Det is jewiß."

„Mit dem armen Jungen und dem kleinen Mädchen ist das im letzten Grunde nur dummes Zeug. Ich komme mir, Gott sei Dank, wieder mal als die Hauptsache in einer Lebensaffaire vor. Wir beiden sind vollständig die Hauptsache an diesem wirklich schönen Sommermorgen, Schönow. Es freut mich, daß Sie mich gerufen haben, und zeugt wieder von einem feinen guten Herzen."

„Fräulein Julie, seit ick den Stolz hatte, zum erstenmal oben am Nikolaiturm zu hängen und Ihnen unten in die Poststraße unter die Zuschauer zu wissen —"

„Sind wir so ziemlich dieselben geblieben und wissen, wie wir zueinander stehen. Zu einem kaiserlich königlichen Hofschieferdeckermeister habe ich Sie ge-

macht, aber mein Griechisch und Latein habe ich für mich behalten; und was Ihren Jungen und Mündel da im Hause angeht, so kommen Sie mir nur ja nicht damit. Fürs erste weiß ich nicht das Geringste mit ihm anzufangen, also schaffen Sie ihn mir und dem armen kleinen Wurm, dem lieben Mädchen, dem Wittchen, so rasch als möglich vom Halse. Am besten ist's, Sie nehmen ihn möglichst bald mit nach Berlin nach Hause und zeigen ihn Ihrer Frau, und diktieren ihm Ihre Lebensgeschichte so lange weiter in die Feder, bis ich seinetwegen an den Doktor Schwerfall geschrieben habe. Soweit ich die Sachlage in seinem armen verwirrten Schädel bis jetzt übersehe, macht der ihn in ungefähr anderthalb Jahren für die Universität oder wenigstens zum Einjährig-Freiwilligen reif. Wollen Sie die Kosten dran wenden, so ist das Ihre Sache, Schönow."

„Fräulein," rief der Kamerad in vollem Entzücken, „seit Ober-Dohalitz bin ick nich so koppunter, koppüber erleichtert vorwärts jekommen, als et endlich hieß: Avancieren! wie in diesem Moment! Er reißt — er bricht — der Faden, an dem Sie mir eben wieder mal nach dem Monde klettern und im Blauen über Ihnen hängen sahen, Fräulein! Pardauz, da kommt er runter! da liegt Schönow und zwar wie immer uf dem Federbett, das Sie ihm hingebreitet haben. Ick danke Ihnen janz jehorsamst. Ja, ick wußte et ja, dat ick bloß Ihnen kommen zu lassen brauchte, um aus alle Not zu sein; aber nu nie wieder in so 'ne Backfischlotterie aus weichem Herzen den Jroßartigen jespielt, wo man zu sechs Paar unpassende Pantoffeln, drei Lampenschirme, fünf Damenkragen und een Dutzend Pulswärmer ooch noch eene janze Kleenkinderbewahranstalt uf den Hals kriegen kann!"

„Und da Sie mich denn in der That haben kommen lassen, so bleibe ich," sagte Fräulein Julie lächelnd. „Dieser heutige Morgen und das, was ich bis jetzt von dieser Stadt und dieser Gegend gesehen habe, gefällt mir nicht übel, und es ist wirklich einmal eine kleine Veränderung für meines Vaters Tochter. Wie die Villa Schönow bei vierzehntägigem Regenwetter aussieht, kann ich mir bis jetzt nur vorstellen; aber die Tante Fiesold gefällt mir ungemein. Mit dem alten Speck Ihrer hiesigen Klosterbibliothek hätten Sie lange hinter Ihrer Falle auf mich passen können, Alter; aber dem Schneewittchen und der Tante Jakobine zuliebe bleibe ich fürs erste hier in der Hundstwete. Es ist jedenfalls einmal etwas anderes als Berlin."

„Fräulein, seit ick endlich det Verjnügen hatte, sagen zu können: Nu, Fräulein, ziehen Sie aber für ewig bei mich unter mein eigen Dach —"

„Was wollen die jungen Leute?" fragte Julie, die Hand über die Augen haltend.

Ja, was wollten sie? Sie hatten es nicht länger ausgehalten allein in der Stube mit der Tante Jakobine und dem Herrn Privatsekretär Giftge. Im hastigen Lauf kam das arme Wittchen Hamelmann den heißen Gartenweg herauf, und ihm nach der junge Mensch, Gerhard Amelung. Einen Augenblick zögerte das Kind vor der Laube, aber dann lag es auf den Knien vor der alten gelehrten Strumpfstrickerin und barg das angstvolle, thränenfeuchte Gesichtchen in ihrem Schoße:

„Hilf uns! O Gott, hilf uns!"

„Schönow," sagte Fräulein Julie, „es ist Ihre Schuld, und ich fordere Sie jetzt doch dringend auf, sich und mich nicht mehr für die Hauptsache auch in dieser Angelegenheit anzusehen. Augenblicklich halte ich doch diese Zwei dafür! Beruhige dich, mein Herz; ich bleibe bei dir, und man braucht nicht immer in Berlin unter die Treppe, man kann auch mal in der Provinz ins Grüne greifen, um etwas zum Guten zu wenden. He, Giftge, wo wollen Sie denn hin? Sie wollen uns doch nicht schon wieder verlassen?"

Es hatte beinah so den Anschein. Erst hatte der Gute vorsichtig um den Hausthürpfosten gelugt, wie um zu sehen, ob die Luft für ihn rein genug sei, und jetzt schlüpfte er geduckt, mit dem Kinn auf der

Schulter, thunlichst hinter den Stachelbeerbüschen zu der in die Hundstwete und nach dem Bahnhof und Berlin zurückführenden Gartenpforte.

„Nu guck eener den faulen Kunden," grinste sein unfreiwilliger Mietsherr. „Natürlich wünscht er mich so unbemerkt als möglich durchzujehen, nachdem er sich Schönows Ruhe im höheren Auftrage ins reine Jemüte ufgenommen! Was meinen Sie, Fräulein? Ick für mein Teil meine, wir lassen ihn ruhig loosen, und ick behalte selbst die Jrüße, die ick ihm an Muttern mitjeben könnte, bei mich, da ick ja nächstens selber komme. Bei solchem Spitzbuben hat man immer nur die Frage an sich zu richten, ob man ihm 'ne Tracht Prügel oder 'n Douceur schuldig is. Oogenblicklich neije ick mir offen jestanden zum letzteren, denn er erleichtert mich die demnächstigen Verhandlungen zu Hause unjemein."

„Adieu, lieber Giftge!" winkte Fräulein mit lächelnder Freundlichkeit dem eiligen armen Teufel zu und nach.

* *
*

Was sie auch an eigenen Zweifeln drüber hegen mochten, für uns steht die Sache fest: sie waren die Hauptsache bei dieser Geschichte, die zwei alten Freunde und guten Kameraden von unter der Treppe her und aus dem alten Berlin. Aber eigentlich hegten sie auch gar keinen Zweifel darob; jeder gab seine Meinung in dieser Hinsicht ganz offen kund, wenn er von — dem anderen sprach.

„Du bist mit einer Glückshaube geboren, Mädchen," sagte Fräulein Julie in der Hundstwete, „daß du dem närrischen Kerl und keinem anderen deine jungen ersten wirklichen Lebensthränen hast hinweinen dürfen. Hätte ihn die Vorsehung von seinem ersten Dache fallen lassen, so wüßte ich heute ganz genau, warum. Der einzige Trost ist mir, daß er nicht mal 'ne Ahnung davon hat, daß er zu gut für diese bissige Welt ist, sondern sich wirklich in ihr amüsiert und es ihm ausnahmsweise auch mal nicht an dem nötigen Gelde zu seinem dummen Herzen fehlt. Ja, ja, Tante Fiesold!"

„Nur eenes thut mich leid, mein Junge; nämlich daß ick ihr nich vervielfältigen kann, um an jedes deutsche Provinznest een Muster von ihr zu liefern," sagte Schönow im Eisenbahnwagen. „Die hätte als Polype jeboren werden müssen, daß aus jedem Stücke von sie een neues jleiches Exemplar möglich wäre zum Besten von unsereinem. Aber det fällt mit in det mich völlig unbejreifliche Musterschutzjesetz von unserem lieben Herrjott; darin hat sich die Vorsehung mal jänzlich det Eigentumsrecht vorbehalten, einerlei ob ick in diese miserable Welt und meinem schwachen Verständnis den Jrund, warum eejentlich?! einsehe oder nich. Ach ja, mein Sohn, wir haben uns ooch in diesem Falle eenfach drin zu füjen, daß det Rare selten ist und die oberste Stelle und Weltrejierung et doch nich hat möglich machen wollen, uns allesamt vom Anfange an als Engel erster Klasse mit Palmenzweije verwenden zu können."

Im Eisenbahnwagen ließ sich der brave Kamerad so aus; aber eigentlich sind wir so weit noch nicht in unserem Bericht.

„Schaffen Sie mir so rasch als möglich den Jungen vom Leibe!" hatte Fräulein gesagt, und auch auf diesen Wunsch seiner besten Freundin hatte Schönow erwidert:

„Mit dem jrößten Verjnügen!" Hinzugesetzt hatte er freilich: „So lange hat et ja aber wohl noch Zeit, bis ick mich noch een paar andere Produkte von die hiesige schöne Jegend zusammengesucht habe? Noch acht Tage jestatten Sie mich hier in die Brüche zu jehen, Fräulein, und nachher soll Sie fürs erste keen Schatten von uns Sündern mehr in Ihre hiesige Unschuldswelt fallen, Fräulein Julie; det verspreche ich Sie."

Und sie begleiteten ihn häufig in diesen acht Tagen, während welcher der arme Gerhard Amelung nicht mehr in dem kleinen Hause in der Hundstwete, sondern im Preußischen Hofe an Fräulein

Julias Stelle wohnte, in seine „Brüche", und Fräulein Julie Kiebitz hatte wiederum auch hier Gelegenheit, zu beobachten, zu was für einem ausgezeichneten Geschäftsmann sie ihren Jugendfreund herangebildet hatte.

„Immer mit's jejebene Material! det is und bleibt meine Maxime. Und Materie liegt hier, daß ick Ihnen durch unzählije Jahrhunderte janz Berlin decke, Fräulein, und det Romantische kriejen Sie völlig jratis zu. Da, wo Sie sitzen, hab ick die letzten Jahre durch manchen lieblichen Tag in't Moos jejessen und mit det Notizbuch uf den Schoß, den Bleistift in den Mund und den ewigen Ärjer über die faule einjeborene Bande da unten am Jestein im Magen mein ufrichtiges Verjnügen mit 'n seligen Freund Hamelmann an Jottes jrüne Welt jehabt und mir, Jott sei's jeklagt, hier mehr als zu Hause in Berlin als eenen richtigen ollen wirklichen Berliner und keenen nachjemachten jefühlt. Nur in Herrn Papas Küche habe ick, wie Sie wissen, Fräulein, besser jesessen, wenn Sie ihn, wie Sie wissen, bis zehn Uhr sicher wußten in seinem philosophischen Kränzchen in die Oberwallstraße."

Aus den „paar Brocken", die sich der alte Krieger und Schieferdecker diesmal noch als Zugabe aus seiner „Idylle" mit nach Berlin nahm, wurde ein ziemlich schwer bepackter Güterzug.

„Wenn man den Transport bezahlt, sollte man wirklich meenen, dat et endlich mal Luft in die hiesigen mineralogischen Verhältnisse jejeben haben müßte; aber — merken Sie was davon, Fräulein? Da liejen nun die Berje, so weit sie oogenblicklich im Morjennebel zu erblicken sind, jerade so, wie sie lagen, als ick zuerst ihre Bekanntschaft machte, und Schönow muß sie jerade so liegen lassen. Daß ick Ihnen, Fräulein Julie, jetzt als weiblichen Berjjeist zwischen sie zurücklasse, det wird mich während die nächsten Wochen een wahrer Trost sind."

Im frühen Morgennebel, noch vor Sonnenaufgang, wurden diese Worte auf dem Bahnhofe geredet. Kamerad Schönow reiste mit dem ersten Berliner Schnellzuge seinem Schiefer vorauf und nahm seinen Schutzbefohlenen, den verunglückten Gelehrten Gerhard Amelung, mit sich.

Sie waren alle vier am Zuge, wie sie ihr Schicksal so hingeführt hatte, und sie fühlten sich alle in einer zugleich weichen und fröstelnden Stimmung. Auch Berlins männlichste Tochter, Fräulein Julia Kiebitz, obgleich diese ihr seelisches und körperliches Unbehagen auf das schlechte Kaffeegebräu der Tante Fiesold schob und sich äußerlich nichts davon anmerken ließ.

„Ick behalte nich bloß eenen Fuß, sondern alle beede mit sämtliche Krähnoogen dran uf det hiesige Ausbeutungsobjekt, Fräulein," sagte der Kamerad. „Pfeifen Sie, schreiben Sie, telejraphieren Sie, und wenn Sie een Telephon zwischen mir und Ihnen behaglicher ist, rede ick ooch darüber sofort mit Stephan. Unter alle Umstände ist Schönow oogenblicklich da, wenn Sie ihn hier unter det wilde unkultivierte Volk nötig haben. Und nun komm, mein Sohn, mit möjlichst kühlem Kopp 'rin in den Eilzug in't wirkliche Leben, der, wie ich dich offen sage und wie Fräulein dir ooch bemerkt hat, ooch dir wohl wie uns anderen schon uf die nächste Station — Zweigbahn nach dem Jlück! — zum Bummelzug im Kursbuch werden wird. Und nun noch eenmal zu dich, mein Kind. Wat ick dich zu sagen hatte, habe ick dich jesagt; aber eenen Kuß kriegt der olle Onkel noch. So weene doch nich, Wittchen, der Ritter muß zum blut'jen Kampfe raus — mach ihm det treue Herz nicht schwer — ick verspreche dich noch eenmal heilig und fest: wenn ick ooch jetzt den Vogel Jreif spielen muß, der det ufjejrissene Lamm von dannen trägt, verspeisen werde ick et dir nich, vorausjesetzt, daß et sich nich selber mich in den Magen legt. Adieu, mein Herz; wer weiß, wie bald Tante Julchen dich uns nachbringt? Leben Sie wohl, Fräulein Julie."

„Adieu, lieber Schönow," sagte Fräulein Julie Kiebitz beinahe ebenso gemüt-

lich ruhig, wie sie neulich ihrem Wandnachbar Giftge nachgewinkt hatte. Dem verunglückten Studenten aber kam es in der That so vor, als ob er von einem Vogel Greif oder ähnlichem Ungetüm aus seinem langen traumvollen Schlaf im heimatlichen Neste emporgerissen und durch die Luft entführt werde. Willenloser denn je verlor er den letzten Boden unter den Füßen weg.

Von dem letzten Blick, der zwischen den zwei jungen Brautleuten gewechselt wurde, sagen wir auch nichts. Das bleibt dasselbe durch alle Jahrhunderte und Jahrtausende und hat stets das Nämliche zu bedeuten. Bei dem letzten Gruße Mund auf Mund hatte die gelehrte Jungfrau gethan, als ob sie das gar nichts angehe — der Nebel an den Bergen schien ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, während sie vorher, das heißt in den acht Tagen, die seit ihrem ersten „Eingreifen in diese Verhältnisse“ verflossen waren, hier ungemein scharf Achtung nach jeder Richtung hin gegeben und von keiner Seite sich irgend einen blauen Dunst hatte vormachen lassen.

„So — und nu jemütlich mit aller Aussicht uf't Jewisse und Unjewisse! Ick uf meiner Ollen zu Hause in Berlin und du uf deiner Jungen da uf'm Perron im jrauen Morjenschleier! Und guck, da kommt richtig eben die Sonne überm Berg — det wird eene schöne Hitze den Tag über werden, und ick meene det nicht bloß symbolisch, wie Fräulein sich ausdrücken würde, für dir, du jrüner Rekrut und Kamerade Amelung.“

Es wurde ein heißer Reisetag und der Kamerad Schönow, sowie er den Augen und Bemerkungen seiner alten Freundin entglitten war, häufiger Erfrischungen bedürftig. Und auf jeglicher Station kannten sie ihn natürlich und er kannte sie und nannte mehr als einen Stationsvorsteher, Portier, Bahnhofswirt und Kellner bei seinem Namen. Wir müssen's ihm aber lassen, daß er sich wenigstens bis zu einem gewissen Grade seiner Verantwortlichkeit stets bewußt blieb, und je heiterer er stellenweise auf den Anhaltspunkten wurde, mit desto größerem Nachdruck und Ernst erteilte er seinem jugendlichen Begleiter gute Lehren und väterliche Warnungen, sobald der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte. Die Hinweise auf sein „Fräulein“ fehlten dabei nie, und das war auch heute gut; denn ohne das würde der junge Mensch seinem so weinerlich-seelenvergnügten und so wohlwollend mit jedermann im Coupé in Konflikt geratenden Führer gegenüber sich und seine Zukunft völlig haben aufgeben müssen. Es hatten doch zu viele Mitpassagiere unterwegs in den Scherzen, die der große Berliner Bauindustrielle sich mit ihnen gestattete, die bessere Hand oder dann und wann auch den schlechteren Humor, und nicht jede Unterhaltung in der schwülen Hundstagseisenbahnwagenatmosphäre kam so glatt und anmutig zu Ende, wie sie von seiten des Onkels Schönow begonnen worden war.

Aber selbst dem aufgeregt-betäubten Gerhard drang es sich auf, daß, je mehr sie sich dem Endziel ihrer Reise näherten, eine desto merklichere Veränderung auch in dieser Beziehung mit dem braven Mann vorging. Er ließ, wie er sich selber darüber ausgedrückt haben würde, mehr und mehr seine Blätter hängen. Die nicht ganz wegzuleugnende Neigung zur Renommage, die ihn in der Provinz auf allen Pfaden, von Daemel und zu Daemel begleitete und die ihn auch auf der ersten Hälfte dieser Fahrt nicht verlassen hatte, kam ihm auf dem letzten Drittel der Reise allgemach abhanden. Wenn er zu Anfang mit aller Menschheit den unbefangensten und oft nur zu unbefangenen Verkehr begonnen und unterhalten hatte, so wurde er nun von Station zu Station wortkarger und schien durchaus nicht an täushaft seine Geburtserde und seinen früheren Rekrutierungsbezirk berühren zu wollen.

Wenn er in Magdeburg noch ein höchst respektables, breitbäuchiges, kotelettenbärtiges Gegenüber mit sehr verständlichem

Gemurmel als einen „Nassauer“ bezeichnet hatte, so ließ er es in Brandenburg matt geschehen, daß ein Aussteigender mit den Worten: „Leben Sie gefälligst wohl; wenn's mir möglich ist, komme ich nächste Woche expreß um Sie nach Berlin und im Zoologischen an Ihr Gitter!“ von ihm Abschied nahm. Und in der Nähe von Kohlhasenbrück war er selbst gegen das Äußerste wehr- und waffenlos: er ließ sich „oller Potsdamer“ nennen, und noch dazu von einem, der es nicht einmal giftig meinte. Ja, willenloser wie sein betäubter junger Reise- und Lebensschützling in der Ecke des heißen Wagens vermochte er nicht dagegen zu reagieren, daß ihn ein bis Berlin im Coupé Verharrender bei Kohlhasenbrück gutmütig auf die Schulter klopfte mit den Worten:

„Na, Sie oller Potsdamer, wat machen Sie denn für'n Jesichte? Beruhijen Sie sich nur; Mutter zu Hause wird schonst dafür sorgen, dat alles wieder in't richtije Jeleise kommt.“

Ach, die letztere frohe Aussicht war's ja gerade, die dem alten wackeren Knaben so schwer auf dem unschuldigen Gewissen lag und die unvermeidliche Annäherung an den häuslichen Herd so bedenklich machte! nicht etwa die vielen Erfrischungen unterwegs, wie Gerhard meinte. Aber der konnte das freilich nicht wissen.

Sie kamen an, und auf dem Potsdamer Bahnhofe bemerkte der gute Kamerad nichts weiter als, gebrochen und zerschlagen:

„Det is nu Berlin, mein Sohn! Jott bessere es und uns und lasse ihm und uns unsere Ankunft jedeihen! Ick für mein Teil heiße dir von Herzen zu seine Verjrößerung und Verschönerung willkommen; denn uf eenen Zujezogenen und Nachjemachten mehr kann es mich in diesem Falle jar nich ankommen. Sind wir Richtigen, Jnjeborenen eenmal uf den Aussterbeetat gesetzt, na, so müssen wir et uns eben jefallen lassen, wie die Mohikaner, die richtigen Athenienser und ähnliche Klassiker, wie Fräulein Julie sagt, sich ooch et haben passieren lassen müssen. Richtig, die janze Pferdebahn voll Dräsener und Leibzijer, östreichische Brüder, Linksmainer, Bremer, Hamburger und det übrige Krethi Plethi! An seine eejene Muttersprache wird man von Tag zu Tag mehr irre in det unjlückselige Weltnest!“

Noch lag die Leipziger Straße in den letzten Strahlen der sinkenden Julisonne, und kühl war es auch in der „Millionenstadt“ nicht, sondern im Gegenteil heißer als in irgend einem der Stammländer der sämtlichen deutschen Völkerschaften (Krethi und Plethi eingeschlossen), zwischen welche der richtige eingeborene Berliner wie gewöhnlich sich im Pferdebahnwagen hatte einquetschen müssen und zwar diesmal selber als Einwanderungsagent mit einem neuen Ansiedler mit außerheimischer Mundart. Wir nennen die Straße nicht, in welcher Lenore-Helene so oft leider vergeblich ihren Wilhelm seit seiner Rückkehr aus dem böhmischen Kriege erwartet hatte; wir nennen lieber auch nicht einmal die Straßenkreuzung, wo der tapfere Veteran und Hofschieferdeckermeister mit seinem schwindelnden Begleiter die Pferdebahn verließ, um ihn zu Fuß durch das Gewühl weiter zu führen. Wir sagen nur, was er eine geraume Zeit später an einer anderen Straßenecke sagte.

„Ick weeß nich, wie mir uf eenmal is, Gerhard!“ sagte er. „Wahrscheinlich is et die Temperatur. Der Jedanke, jetzt oben in Island in die Kühle oben an eenem Kirchturm zu hängen un ihn decken zu helfen, hat in diesem Momente einijes unjeheuer Verlockendes für mich. Reiche mich deinen Arm, Kind; ick fühle mir wirklich janz sonderbar, janz unjewöhnlich; — wie abjestorben und dod in die Paradehölzer, öde unter dem Säbelriemen, nebelig in dem Sitz des Verstandes und mit eenem janz jewiß nich jesunden plötzlichen Blutandrang nach 'm Sitz des Jemütes! Am liebsten setzte ick mir wirklich selber noch eenen Oojenblick, ehe und bevor wir dir deiner zukünftijen Beschützerin und Jebieterin vorstellten. Wat meenste? een Viertelstündeken früher oder später zu Hause kann nach diesem beschwerlichen

Tage nicht in Betracht kommen, und außerdem böte sich zujleich ooch die Jelegenheit, dir mit eenem kühlen Orte und stillen Versteck bekannt zu machen, wo du künftig im Notfall ooch vielleicht mir suchen könntest, wenn du rasch mir mal brauchen solltest. Hier jeht's herunter, janz wie bei Aladin und die Wunderlampe, nur dat hier der jute Onkel aus China nich nur mit, sondern sojar voran unter die Erde hinabsteigt. Butzemanns Keller nennen wir's. Wat vor mangelnde wissenschaftliche Kenntnisse dich Doktor Schwerfall noch mitzuteilen hat, weeß der liebe Jott und Fräulein Julie; aber 'n bißken Ortssinn und Lokalkenntnisse jehören ooch zum Fortkommen im Leben, und damit werde ick dir mit Maß so peu à peu versehen. Fasse nur meinen Rockschoß und folge mich. Et is wirklich eene Temperatur hier oben, daß man sich bis Weihnachten im Schoße der Erde verkriechen möchte!"

Der aus seinem stillen Traumwinkel in das Gewimmel der großen Stadt geworfene arme Knabe hatte in der That das größte Bedürfnis, auf der engen dunklen Treppe, die in Butzemanns Keller niederführte, sich an dem Rockschoße des Kameraden Schönow zu halten. Wir, die wir im Jahre siebzig unsere Leser zum erstenmal in das Lokal führten, rechnen fest darauf, daß sie uns auch diesmal nicht am Eingange im Stiche lassen. Daß wir ihnen des Ortes Gelegenheit nicht mehr zu beschreiben haben, ist, wie sie darüber denken mögen, unter allen Umständen ein Gewinn für uns; aber von den Veränderungen, die in den letzten elf bis zwölf Jahren mit dem guten Orte vorgegangen sind, müssen wir doch wohl noch einiges sagen. Vielleicht führt das Schicksal (nicht der Erzähler!) den verunglückten jugendlichen Träumer aus der Provinz nicht ohne Grund sogleich zu dem schwarzen Ledersofa, auf welchem Butzemann senior einst dem verunglückten Träumer und Pulvererfinder Pablo Ferrari die Augen zudrückte.

Das schwarze Ledersofa war geblieben; aber der alte Butzemann war gegangen, und an seiner Statt regierten längst Julius der Verdrießliche und Frau Meta, geborene Achtermann, sein holdes Weib, das gemütliche unterirdische Reich.

Wedehop hatte sein „Turteltaubenpaar" nicht verlassen; er hatte alle die Jahre durch an seinem Ideal eines Kellerwirtes weitergebildet, er hatte die junge Brut des „Lümmels" in die Erscheinung treten sehen und er hoffte, auch diese noch für den Humor eines späteren Kenners seiner Art mit groß zu ziehen. Das Geschäft florierte, und die schrille Weiberstimme, die dann und wann jetzt aus den Küchenregionen und vom Büffett her den Tabaksqualm durchschnitt, hatte merkwürdigerweise auch das Ihrige dazu beigetragen, den guten Ruf aufrecht zu halten. Nur eine kurze Zeit hatte das liebe Kind, die Meta, dem Beispiele der Mama folgend, es versucht, ihre Gäste auf die Kost und Behandlung des Papas hinabzudrücken; dann war sie in sich gegangen, nicht etwa, weil Julius der Zärtliche ihr versprochen hatte, demnächst ihr den Hals umzudrehen, sondern weil sie in der That ihren Vorteil stets zu erkennen gewußt hatte und ein Privatbankbuch zu führen liebte wie — die Tante Fiesold.

„Ich habe es ja immer gesagt, daß du kochen, sieden und braten könntest, wenn du nur wolltest, Meta," hatte Wedehop gemeint. „Jetzt gebe ich die Hoffnung nicht auf, auch deinen Vater, meinen alten Freund Karl, bei dir fett werden zu sehen. Am Ende erlebe ich es noch, daß mir der Alte zu übermütig wird bei deinem Küchenzettel seit dem seligen Hintritt deiner guten Mama — Gott hab sie selig! Auch deine Stellungnahme im Strom der Menschheit gegenüber den ethischen Bedürfnissen derselbigen finde ich angemessen. Du machst dich, Kind, und was kann der Mensch besser thun, als sich zu machen — solange sein Tag dauert!"

Die ethischen Bedürfnisse der Menschheit im Strome der Zeit hatten sich freilich auch geändert. Wo war der „Dicke unter der Uhr", an welchem Butzemann

senior „Moltken, Fritzen, den König Wilhelm, Friedrich Karl und Steinmetz in einer Person“ hatte und ihn um alles nicht missen mochte? Wo war der große Kanzler in Person unter des alten Butzemanns „Bismarck in Gips“? Wo waren die Invaliden von Weißenburg und Wörth, von Sedan und Metz, denen der alte Butzemann nicht Platz an seinem Tische zu verschaffen brauchte, weil „die Bevölkerung det schonst von selber besorgte“? — Ach, es gehört das ganze Grinsen unseres Freundes Wedehop dazu, um es deutlich zu machen, in welche Strömungen heute Frau Meta sich zu seinem melancholischen Spaße so geschickt zu finden wußte!

Da wir in dem gegenwärtigen Strome schwimmen, aber nicht Wedehop heißen, so macht es uns keinen Spaß, von den Veränderungen, die mit Butzemanns Keller in dieser Hinsicht vorgegangen waren, weiter zu erzählen. Wie Gerhard Amelung greifen auch wir nach dem Rockschoß des königlichen Hofschieferdeckermeisters Schönow, des Veteranen von Düppel und Königgrätz, des guten Kameraden von Ludolf Amelung, dem braven Kämpfer von Spicheren und Beaune la Rolande.

„Die Möglichkeit is et, dat die Schwüle schon bereits een paar von unsere Klike in't Kühlere gescheucht hat,“ sagte der kuriose Führer. „Hast du Jlück, so stelle ich dir sojar sojleich deinem künftigen Lehrherrn, Doktor Schwerfall, vor. So um't Abendjlockenjeläut herum pflegt ooch er hier und da 'nen kleenen Rencontre zu haben und dem frommen Julius etwas Anjenehmes zu sagen und so beiläufig etwas Feuchtes uf den Bücherstoob zu setzen und eenige neue Beispiele der Weisheit und Tugend aus dem praktischen Leben für seine Jünglinge aus dem Munde det Volkes zu sammeln. Juten Abend, Meta.“

Frau Meta Butzemann, geborene Achtermann, hatte durchaus nicht die Zeit für den bedeutenden Bauindustriellen übrig, die man bei Daemel ihm zur Verfügung stellte. Daß er nach längerer Abwesenheit einmal wiederkam, schien ihr vollständig zu entgehen.

„Ja, Sie finden schon wen, Herr Schönow,“ sprach Julius, in der Pforte, die in die „hinterste Grube“ führte, schwerfällig Platz machend und Zugang gewährend; und sie fanden in der That schon „wen“ in dem kleinen, fensterlosen, kühlen, von einer frühen Gasflamme erhellten Gemache, in welchem wir einst den armen Paul Ferrari zuerst mit dem Kopfe auf dem Tische und nachher lang ausgestreckt auf dem schwarzen, kühlen Ledersofa in der Mauernische liegen sahen.

„'n Abend, meine Herren!“ sagte Schönow vertraulich, aber doch auch mit einer merklichen, ganz ungewohnten respektvollen Dämpfung in Stimme und Gebärde. Sie aber gaben ihm freundschaftlich den Gruß zurück und machten ihm Raum an ihrem Tische, ohne sich durch ihn stören zu lassen. Nur den jungen Menschen an seiner Seite betrachteten sie sich etwas verwunderter, und Doktor Schwerfall schob die Brille auf die Stirn, als ihm der Jüngling von dem Bauindustriellen genauer vorgestellt wurde und zwar mit den Worten:

„Een Präsent von Julie an Ihnen, Herr Doktor. Sie läßt Ihnen schönstens jrüßen und hier wäre wieder was für Sie. Wat mir bei die Kommission betrifft, so is et mich wirklich lieb, daß ick mir jleich schriftlich ausweisen kann. Eenen Brief von Fräulein hab ick nämlich ooch an Sie und kann ihn ja wohl jleich abjeben. Julius!“

Nur von seinen ältesten Stammgästen oder vielmehr denen seines seligen Papas ließ sich Julius jetzt noch Julius nennen. Für die Welt und im vorderen Lokal war er längst Butzemann oder Herr Butzemann, je nachdem.

„Sie befehlen, Herr Schönow?“

„Nischt weiter als die Speisekarte, Herze. Nämlich, mein Sohn Gerhard, vieles weiß der Mensch, aber nich alles; und von dem, wat et vielleicht zu Hause bei Muttern jeben könnte, hab ick nischt weiter als eene Ahnung.“

Während die anderen Herren in ihrer Unterhaltung fortfuhren und Kamerad

Schönow die Karte studierte, las Doktor Schwerfall bedachtsam den Brief Fräulein Julias und blickte immer länger von Zeit zu Zeit drüber weg auf den immer unbehaglicher sich fühlenden Gerhard Amelung. Nach beendeter Lektüre reichte er das Schreiben stumm einem der anderen Herren an dem kleinen Tische, der es seinerseits rasch überflog, auch den armen Gerhard sich jetzt mehrfach noch näher betrachtete und es an Wedehop weiter reichte. Dieser rief, die Handschrift erblickend:

„O Julchen! Na, was hat sie denn? was wünscht sie denn? Selbstverständlich bin ich unbesehen ihrer Meinung! Laßt doch mal sehen.“

Auch er las, legte jedoch nach der ersten Seite den Brief auf den Tisch und seine Rechte schwer dem neben ihm sitzenden freundlichen, schüchtern-geistvoll dreinblickenden alten Herrn auf die Schulter und rief:

„Daß das die einzig richtige Frau für dich gewesen wäre, Achtermann, hab ich dir schon hundertmal gesagt. Dich als frischen Witwer morgen mit ihr zu verheiraten, ist mir immer noch ein Ziel aufs innigste zu wünschen. Jedenfalls hältst du mir in deiner Bibliothek einen Platz frei für diesen ihren neuesten in dein Fach schlagenden Ausflug ins Blaue, Menschenbildende. Das scheint mir in der That wieder mal eine recht nette Geschichte und Lebensepisode von ihr und Ihnen, Kamerad Schönow, zu sein.“

„Ick danke, Herr Doktor; — et jeht mit ihr.“

„Was meinen Sie denn hierzu, Schenck?“ wendete sich Doktor Schwerfall zu demjenigen der kleinen Tafelrunde, welcher als der zweite von dem Briefe Julias wenigstens oberflächliche Kenntnis genommen hatte.

Unser Freund Ulrich Schenck vom Deutschen Adel, der sich in den letzten Jahren zu einem ungemein stattlichen außerordentlichen Professor der Ästhetik, wenn auch immer noch nicht zu einem Wirklichen Geheimen Hofrat ausgewachsen hatte, meinte, den dichten blonden Vollbart streichend:

„Ich bin Partei. Erkundigen Sie sich nur bei meiner Frau, wie sehr ich einmal selber in der Haut dieses jungen Sünders gesteckt habe. Wenn Sie den Knaben einen Augenblick vor die Thür schicken wollen, werde ich es Ihnen etwas genauer vorführen, wie Natalie sich darüber ausdrücken würde. Jedenfalls schickt sie meine Jungens stets auf die Gasse, wenn sie das Bedürfnis fühlt, sich und mir über angenehme, aber doch ziemlich bedenkliche und gefährliche Zustände der Vergangenheit im trivialen Verlauf des Tages ausführlich zu werden.“

„Lieber Schönow,“ sagte der alte Achtermann, der seinerseits jetzt den Brief Julias bei dem trüben Licht der Gaslampe mühsam studiert hatte, „lieber Schönow, meine Herren, wie ich die Ehre habe, Fräulein Julie Kiebitz zu kennen, ist gar nichts weiter hiergegen zu machen. Fräulein hat ihre Ansicht deutlich mitgeteilt. Sie interessiert sich aus mehrfachen Gründen recht für diesen jungen Herrn, spricht günstig von seinen Fähigkeiten und wünscht unter allen Umständen ihm die Gelegenheit zu bieten, es zu probieren, auf seine Weise einen brauchbaren Mann, wenn auch keinen gelehrten, aus sich zu machen. Wenn also unser guter Herr Hofschieferdeckermeister die Kosten —“

„Decke ick!“ rief Schönow. „Sie haben vollkommen recht, Herr Achtermann; et is wirklich nicht das Jeringste jejen solch eene gelehrte Dame zu machen, wenn sie sich etwas jenau anjesehen und überlegt hat. Wenn Sie also, Doktor Schwerfall, die Jüte haben wollen, eenen Versuch —“

„Morgen früh um neun. Grünstraße Numero 03. Hinterhaus vier Treppen hoch, Korridor rechts, junger Mann. Seien Sie pünktlich, Amelung; das Leben wartet auf niemand und ich auch nicht.“

„O du meine himmlische Jüte — Helene! Sie ooch nich!“ murmelte Schönow. „Hab ick dir nicht jewarnt, Gerhardeken? Uf die Minute hab ick ihr aus anjeborene Dummheit und zärtliches Ver-

langen unsere Ankunft avisiert, und stundenlang mindestens sitzt sie nun und wartet uf dir und — mir!"

* *
*

Mit einem dunklen Gefühl, daß die Herren sich sehr wenig aus ihm und seinem Schicksal machten, verließ der Knabe das Lokal, das heißt folgte er, am Handgelenk wie ein Kind gezogen, seinem einzigen Anhalt im gegenwärtigen Lebensgewühl, seinem Vormund und Führer, dem braven Lebensveteranen Wilhelm Schönow. Daß er sich irrte, konnte er nicht wissen: den Herren bei Butzemann liefen aber zu viele Menschen tagtäglich durch die Finger, als daß sie jedem hätten deutlich machen können, ob und wie er ihnen interessant sei. Sie redeten jedenfalls noch eine ziemliche Weile über den neuen Zuzügler der großen Stadt Berlin, und das sprach unbedingt für ihre Anteilnahme an dem, was Fräulein Julie Kiebitz geschrieben hatte, und — an ihm.

Wie sich aber das Nächstliegende „machen" werde, wußte jetzt der Onkel Schönow bedeutend weniger genau als in der Morgenfrische bei der Abfahrt zu seinen Penaten. Eiligst hatte er mit einemmal den Hut aufgestülpt, eiligst seinen ihm vom Schicksal in die „Kleenkinderbewahranstalt, Kost und Verantwortlichkeit" gegebenen Begleiter die Treppe von Butzemanns Keller hinaufgezogen, eiligst zog er ihn durch das abendliche Straßengetümmel seinem Herde und Hause zu.

In den Gassen brannten jetzt die Laternen bereits, obgleich immer noch ein Schein eines der längsten Tage des Jahres über den Dächern und an den Mauern lag. Und schwül war's auch noch immer und nicht zum Verwundern, daß der Kamerad Schönow im laufartigen Trab die Weste ganz aufknöpfte und an einer neuen Straßenkreuzung noch einmal stehen zu bleiben hatte, um seiner Beklemmung Luft zu machen.

Aber noch etwas anderem machte er Luft, nämlich den hohltönigen Worten: „Nur eenen Momang, Kind! Mein lieber Sohn, heute haste doch noch keene Ahnung davon, zu was sich deine himmlische Kleene in ihre heutige Lieblichkeit in euer jrün-unschuldig Arkadien, Blumen, selbstjezogenes Jemüse, Berg und Wald nach zwanzig Jahren ausjewachsen haben wird! Hättest bloß mal meine Helene kennen sollen, als mein Fatum ihr hinter dem Rücken von Fräulein mir zuführte, und sagte: Na?! — Sie hatte, Jott sei es ewig jedankt, nichts; und ich hatte damals noch wenig, und Fräulein stand ja natürlich in dieser Hinsicht bei mir vor Verehrung janz außer Frage. Reizend — ich sage dich reizend, Junge! det Kind, det Wittchen, erinnert mir wirklich manchmal beträchtlich an ihr — meine — Jetzige! ... Du liebster Himmel, es hat sich schonst mehr als eener eene Perücke aus die Haare machen lassen können, die er in die Suppe des Lebens jefunden hat, und am Ende kommt et doch nur uf det Edelgestein an, dat die liebliche Hülle barg, wie der Dichter sagt, und det unverwüstlich sein soll, wie die Jelehrten behaupten."

Noch einmal hielt der Kamerad Schönow an. Aufzuknöpfen hatte er nichts mehr, um sich Erleichterung am Leib und im Gemüte zu schaffen. Nur noch eines Citates mußte er sich, asthmatisch keuchend, entledigen.

„Deinen Schiller weeßt du wohl noch een bißken, junget Muster? Der Mythensteen setzt sich die Haube uf! Der jraue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn, und kalt her pustet's aus det Wetterloch. Na, ick mache dir nur drauf aufmerksam und hoffe, daß du dir zu fassen wissen wirst, wenn et hinter die nächste Ecke jetzt een bißken eklich aus dem Wetterloch ziehen sollte. Hinter die Ecke nämlich bin ick zu Hause, und — hier bejrüße ich dir nochmals als meinen jungen unerzogenen Jastfreund und des Kameraden Amelung eenzige Hinterlassenschaft, und — nu sieh zu, daß du och mit meine Frau auf 'nen juten Fuß zu stehen kommst!"

Sie standen nunmehr endlich wirklich

vor dem stattlichen Gebäude, an dessen Pforte im Schein der Gaslaterne eine der Messingtafeln den Namen und Beruf des Besitzers: „Schönow, königl. kaiserlicher Hofschieferdeckermeister“ der Welt meldete.

„Et hängt mancher Schweiß- und Angstdroppen dran,“ seufzte Schönow. „Laß et dir nich zu sehr imponieren, unerfahrener Jüngling, und komm rin! wagen müssen wir't ja mal, und ick habe schon annähernd ähnliche innerliche Bedrückungen überlebt. Hm, aber wie wird mich denn eejentlich? wat is denn das? Alles dunkel? Alles still? Det janze Universum und Anwesen wie ausjestorben?“

Sie standen nämlich in dem Hausflur, und Schönow hatte bereits zum drittenmal die Glocke an der zu seiner innersten Privathäuslichkeit führenden Thür ohne das geringste Resultat gezogen.

„J, det is ja der reene Nebel bei Chlum!“ murmelte er und drückte den Knopf zum viertenmal. „Na endlich! Ick hatte mir wirklich schon druf injerichtet, mein Dornröschen nach jeholtem Schlosser durch 'n Kuß wecken zu müssen. Um diese Zeit pflegt et sonst gewöhnlich doch nur zu viel jesellschaftlichen Verkehr bei sich zu haben.“

Ein Lichtschein näherte sich aus der Tiefe der Räume hinter der Glasthür, es näherte sich ein schlürfender Schritt in Verbindung, wie es schien, mit einem heftigen Katarrh. Eine ältliche Magd forschte vorsichtig hinter der schützenden Scheidewand, wer da sei, stieß aber beim Anblick des Hausherrn einen hellen Laut der Verwunderung aus:

„Herr Je, Sie, Herr Schönow?!“

„Die Frau? wo is die Frau? Menschenkind, Sie haben eenen jreuligen Husten; aber wissen muß ick et, wo meine Frau steckt?!“

„Herr Je, Herr Schönow,“ keuchte die Alte, mühsam sich aus einem Niese- und Erstickungsanfall emporraffend, „aber die ist ja heute morgen zu Sie abgereist! Hat Sie et Sie denn nich vorher jeschrieben? Laura is mit ihr, und ick hüte alleene die Jelegenheit.“

„Dat nennt se alleene! mit solch eenem Schnuppen zur Jesellschaft!“ ächzte Schönow, vor einem abermaligen Losbruch derer, die ihm der dienenden Mägd' Aufseherin war in der Wohnung, zurückfahrend. Und — sich an seinen jungen Begleiter wendend und ihm die Hand schwer auf den Nacken legend, stöhnte er: „Wenn ick jetzt zu eenem jeflügelten Wort werden würde, so könnte det die Menschheit schon recht sind, denn für alle ähnliche Zustände hätte sie von heute alle bis in alle Ewigkeit den passenden Ausdruck. J Düppel, Donner und keen Ende! abjereist? mich zujereist? Sie, die ick außerhalb ihre jesellschaftliche Verpflichtungen und uf Badereisen kaum anders kenne als in een Jewölk von Kamillenthee, mit jeschwollenen Backen, 'n Tuch drum, eenen Katarrh und eene Nase wie die da. Kind, erinnere dir mal hieran, wenn du dermaleinst über deine bescheidene Hütte schreibst: Jesegnet sei dein Ausjang und Einjang!“

„Aber Herr Schönow, hatten Sie uns denn nicht brieflich jeschrieben, dat Sie uns eine Villa in Deutschlands schönste und jesundeste Jegend acquiriert hätten?“ hustete die altehrwürdige Pflegerin. „Uf den Brief hin und nachher nach Jiftges umjehender Rückkehr mußte det ja een wahres Paradies sind und janz ohne Schlangen! und die Frau ist natürlich ooch die janze Zeit wie ausjewechselt jewesen und rumjegangen und hat jemurmelt: Na, dir werd ick 'ne Rute vom Boom der Erkenntnis binden!“

„Und mein Telejramm von heute morgen?“

„Kam jrade zur rechten Zeit, dat ick dem Mann sagen konnte: Bloß fünf Minuten früher, denn hätten Sie die Jnädige wohl noch uf dem Bahnhof jetroffen. Er hat et mich aber anvertraut, und ick habe ooch Zahlung jeleistet, da et doch möglicherweise von Jhnen sein konnte, Herr Schönow.“

„Ihr Befinden, Paula?“ sagte der große Bauindustrielle ergeben.

„Ick danke. Sie sehen et ja selber und haben et ja eben ooch selber bemerkt: bei

uns hier im Hause sticht immer eener den anderen an. Und um diese Jahreszeit wird man ihm am schwersten los, wenn man ihm mal hat — den Schnuppen."

„Und dabei soll man denn selber jist-frei bleiben!" schrie der brave Veteran in einem letzten, äußersten Anfall von aufgeregter Verstörung. „Wie et Meiner jeht oder jing, meene ich! Wie meiner Frau ihre krankhaften Zustände waren — heute — morgen — will — ich wissen!"

„Na na, ereifern Sie Ihnen man nich! Wie ick Ihnen schon jesagt habe — wie ausjewechselt! Vor berechtigte Kränkung in die jroße Wäsche jejeben! Wenn Sie mir uf die Stelle kündijen, ick sage nur, wat ick sage. Sagte ick, wat die Jnädige jesagt hat, so würden Sie nischt weiter sagen, Herr Schönow, sondern mich nur das Licht aus die Hände nehmen und sagen: Sie scheinen Ihnen wirklich unwohl zu fühlen, Paula; jehen Sie jetzt ruhig wieder zur Ruhe, Paula; ob ick meine nächtliche Ruhe in meiner Seele, meinem Jewissen und uf 'n Koppkissen nochmal uf Erden finden werde, is 'ne Frage; janz wohl fühle ick mir ooch nich, Paula! — Übrijens aber zu Ihrem Trost, Herr Schönow, acht Tage lang, seit Jiftge zurückkehrte und die Jnädige sich mit ihm injeriegelt hatte, haben wir die Schneiderin jehabt. Keen Zahnweh, keene Kopfschmerzen, aber Putzmachermamsellen und Marschande de Moden von't Sofa bis an den reitenden Schutzmann draußen im Wagenverkehr. Eene janze Nacht durch haben wir an den Koffern jepackt, und seit Sie mit ihr nach Baden-Baden mußten, ist so was nich annähernd dajewesen."

„Und Jiftge?" fragte Kamerad Schönow mit dem Gesicht, mit welchem er vom Morgen bis zum Nachmittag zwischen Oberdohalitz und Streletitz im österreichischen Geschützfeuer Gewehr bei Fuß gestanden hatte.

„Hm, der sitzt wahrscheinlich bis jetzt noch jemütlich in seine Jelegenheit oben und distilliert wie jewöhnlich zum Besten von die Menschheit die erste Silbe aus seinem Namen."

Der Hausherr nahm jetzt wirklich der verschnupften Wächterin seiner Penaten den Leuchter aus der Hand und schritt stumm durch einen ziemlichen Teil der Gemächer seiner Privatwohnung, natürlich begleitet von seinem bänglichen Schützling und seiner katarrhalischen, hämisch-vergnügten Beschließerin. Nichts verrückt — alles in Ordnung in den dunklen, hundstagsschwülen, geschmacklos-eleganten Räumen; aber auch alles tot — öde — leer!

„Wenn ick in ihrem Korbstuhl da ihren Jeist sitzen sähe, wäre ick ihm dankbar dafür!" murmelte der verstörte Veteran. „Seit mich Excellenz von Kameke meinen Ersatzbezirk aus die Mark Brandenburg an den jrünen Rhein verlegten, is mich so was nich passiert, is mich so nich zu Mute jewesen! . . . Da!" rief er plötzlich, den Leuchter der Alten wieder in die Hand gebend: „Heuchlerbrut, jeben Sie Ihnen nur ja keene Mühe, ooch noch Thränen durch die Oogen zu verjießen — det Organ, an dem Sie oogenblicklich die ewige Jerechtigkeit jottlob hält, jenügt mich vollkommen für den Ausdruck von Ihre Empfindung! Komm, mein Sohn."

Wiederum stülpte er den Hut auf die biedere, schweißglänzende Stirn, zog sich, rückwärts schreitend, zurück aus seinen und seines Weibes Privatgemächern, trat erst draußen, jenseits der Glasthür, auf dem stattlichen Hausflur wieder fest auf, stieg plötzlich rasch, wie auf höchsten Befehl zum Vorrücken, die Treppe hinauf und Gerhard Amelung folgte ihm weiter auf den Fersen.

Gasflammen in geschliffenen Glaskuppeln erhellten den Weg zum vornehmen ersten Stockwerk.

„Bis hierher, wo die Teppiche jehen, vermietet Helene. Ick pflege es mein Jeheimeratsviertel zu nennen — Jeheimefinanzrat rechts, Jeheimekommissionsrat links, in meinem eejenen Hause fürchte ick mir manchmal janz im jeheimen und jehe uf die Zehen. Im zweeten Stock als wie hier nenne ick dies det Zwischenreich. Deine zukommende Jönnerin und ick haben uns so zu sagen in ihm

jeteilt: uf die eene Seite sie mit ihre sociale Liebhaberei, die ick leider am ersten Januar, April, Juli und Oktober manchmal durchaus nich kennen möchte, und uf die andere ick mit meine eenzige aristokratische Neigung, meinen juten ollen Jrafen, den ollen Satan Pajelowski, meinen ollen Heimtücker un Knopppußer von Compagniechef, im sechzigsten, Anno siebenundsechzig mit seine liebe Olle mit 'n Major in Ruhestand versetzt. Na, den jetzt in Pantoffeln besuchen zu können, wäre mich eene von den wenigen jroßen Jenugthuungen in meinem Erdenleben, und ick denke, unser Herrjott rechnet es mich mal zu jute, daß ick keenen Jebrauch davon mache, und vergilt es mich mit die Choleradroppen, mit die ick ihm in Brünn aushalf und ihm seiner lieben ollen Dame und uns im Rejiment konservierte."

Jetzt stieg er noch eine Treppe höher und sagte:

„Daß der Mensch uf Erden nischt hat, wat er als sein ewijes Eijentum beanspruchen und ufrecht erhalten kann und woran er schreiben darf: Nich rühr an! det beweist mich diese Etage mehr als sonst was, von dem ick mal jedacht habe: Schönow, dies jehört dich alles mal janz alleene. Fräulein, hatte ick jesagt, Fräulein Julie, keen Mensch hat Ihnen hier was zu sagen — dies hier richten Sie nun janz nach Ihre Bequemlichkeit und Ihrem Panschang ein; ick freue mir wie 'n Kind, daß ick endlich das so möglich jemacht habe; et is nich viel, aber et is doch etwas, was ick Ihnen zu jute thun kann, daß Ihnen niemand mehr steijern und kündijen kann, seit Sie mir unter die Treppe hervorgeholt haben. Und sie — deine demnächstige Jönnerin und meine schöne Helena, hat et doch möjlich jemacht und mich Jistjen mit hineinjesetzt! Merke dich dies, mein Sohn, in betreff von dein Schneewittchen vor die Verehelichung, wenn du eenen zu ausjesprochenen Eegentumssinn vielleicht noch in dich bemerken solltest! ... Eegentlich hätte ick die jrößte Lust, mir eenen Oogenblick hier uf die oberste Stufe zu setzen und den Kopp in die Fäuste zu nehmen wie zu der Zeit, wo ick uf eene andere Treppe, aber doch vor ihre Thür, Fräuleins Thür, saß, wenn der Herr Professor nach seinem Klub war, und wartete, bis sie rauslachte und mir in die Küche holte. Det da is ihre Thür! Wenn du im Laufe der nächsten Jahre sie mal was zu fragen hast und ankloppen möchtest, so thue es schüchtern und bescheiden. Himmel und Donner, Junge, steh mich nich so dumm da!"

Er schritt durchaus nicht leise den Korridor hinunter und klopfte keineswegs schüchtern und bescheiden beim Scheine einer letzten Gasflamme an eine Thür.

„Herein!" erklang eine uns bereits bekannte knirschende Streusand-Stimme. Sie traten ein in den mit billigem Tabaksgedüft und vielleicht noch billigeren anderen Dünsten gefüllten Raum; der Herr Privatsekretär Giftge schien geöffnete Fenster selbst am wärmsten Sommerabend nicht zu lieben, sondern sich in seiner eigenen Atmosphäre am wohlsten zu fühlen.

Er, Privatsekretär Giftge, lehnte verwundert die Pfeife an den mit „Kopialien" bedeckten Tisch und schob den grünen Augenschirm auf die Stirn.

„Ick bin es, liebet Wesen," sprach Kamerad Schönow und streckte die muskulöse Faust des Erdenbürgers aus, der sich vom Dachdeckerlehrling zum Kapitalmenschen emporgearbeitet hat. Er reichte sie nicht hin, er hatte nicht die Absicht, sie zu geben, er schien viel mehr die Absicht zu haben, den kümmerlichen kleinen Herrn im schlotternden Schlafrock am fettigen Kragen zu nehmen und — er wich in all seiner ehrenfesten Breitschulterigkeit zurück und setzte seinem jungen Begleiter den schweren Absatz auf die Zehen des linken Fußes, als Giftge — ihm in seiner Würde entgegentrat.

„Womit kann ich dienen, Herr Hofschieferdeckermeister? Was wünschen die Herren? Ich bitte um möglichste Kürze, da ich beschäftigt bin. Ich glaube übrigens, lieber Schönow, daß es der weiteren Auseinandersetzungen zwischen uns

nicht bedürfen wird: ich ziehe. Ich habe Ihrer Frau Gemahlin bereits die Wohnung gekündigt — per Postkarte."

Einen Augenblick stand der Civil- und Militärveteran, Kamerade Schönow, versteinert; als er zu neuem Leben erwachte, schlug er beide Hände auf die Knie:

„Helene hat Sie gekündigt? Sofort nach Ihre Rückkehr aus die Provinz? ... Hurra! Musikdirektor Piefke in die zweite Parallele! Den Hohenfriedberger aus allet Blech und mit die jroße Pauke! Hurra! Hurra! dem Düppel haben wir! ... Kommen Sie her, Jistge, und seien Sie keen Narr. Küssen werd ick Ihnen nich, aber wenn Sie in nächster Zeit in pekuniärer Hinsicht — mein Privatcomptoir — Schönow und Compagnie — wissen Sie — aber dies is ja alles eenerlee! Junge, Bengel, Gerhardeken, daß jeht ja bedeutend besser, als ick noch vor fünf Minuten vor möglich hielt! Komm runter, Kind; wir müssen doch sehen, wo du über Nacht bleibst. Und Sie, Jistge, kommen Sie ooch mit runter; Sie müssen mich unbedingt hiervon det Jenauere erzählen!"

* * *

„Lieber Schönow!

„Daß ich Sie dann und wann meinen braven Herrn Kameraden nenne, hat, wie Sie wissen, seine Gründe; weshalb man Sie jedoch hiesigen Orts hier und da als ‚einen alten Krokodil' erwähnt, ist mir erst nach reiflicher Überlegung klar geworden. Ihre närrische Weise, mit einem lachenden und einem weinenden Auge die Dinge anzusehen, muß fremde Leute anreizen, uns überall im Lande einen Zopf anzuhängen, und hat uns dieses auch gottlob bis jetzt noch nichts geschadet. Oller fidel-weinerlicher Herr Patron! Schade, daß ich mir nicht mit Ihrem Ton Ihre Feder ausbitten kann, um diesen Bericht abzufassen und dadurch unseren hiesigen Zuständen gerecht zu werden! Es hat eben nicht jeder Stil, der ihn gern haben möchte, und so muß auch ich mich darauf beschränken, Ihnen nüchtern und farblos von uns zu erzählen. Zeit habe ich und Ihres neuen Hausgenossen hiesige Hinterlassenschaft an Schreibgerät und sonstigen litterarischen Hilfsmitteln gleichfalls.

„Sie hatten am Abend Ihrer Rückkehr nach Berlin Grund zur Verwunderung, und wir auch. Doch davon später.

„Zuerst die fröhliche Versicherung, daß wir uns wohl befinden und auch wohl fühlen, was beides nicht immer dasselbe ist, wenn es auch so klingt. Bei innigerer Einlebung in die von Ihnen uns gütigst zur Verfügung gestellte Idylle war der Kampf mit den Lebensformen der Tante Fiesold doch verfänglicher, häcklicher, mißlicher, als ich mir beim ersten Blick einbildete. Während der Tage unseres letzten Zusammenseins sagte ich lieber nichts davon, trug still und versparte mir eine gründlichere Tempelreinigung für später. Hroswitha hatte wohl den Krieg mit dem Urgreuel schon aufgenommen, aber natürlich nur führen können wie ein unglücklich Geschöpf von ihrer Machtstellung. Ich kaufte mir als Großmacht dies heilige Rußland und bin heute noch mit aufgestreiften Ärmeln bei Ausräumung des uranfänglichen Unrats. Es sah trotz Schneewittchens Besen noch schauderhaft in den Ecken und Winkeln aus, und notabene aus dem Preußischen Hof habe ich verschiedene Bettstücke holen lassen, um wieder zu einem ersten ruhigen Schlaf in meiner Dachkammer neben den Schwalbennestern zu gelangen. Die Schwalbennester waren recht angenehm, aber verschiedene andere Nester voll hüpfender Lebendigkeit dieses weniger, und ich konnte diese Fülle des Daseins nicht allein auf die warme Jahreszeit schieben. Danken Sie Ihrem Schöpfer, Schönow, daß ich in der Hundstwete etwas anderes, Anlockerendes gefunden habe als Ihren als gebratenen Speck in die Falle gelegten Rest hiesiger Rats- und Klosterbüchereien!

„Ich führte das betrübte Kind, mein Wittchen, nachdem Ihr Eisenbahnzug ver-

schwunden und auch nicht mehr zu vernehmen war, nach Hause, und zwar auf dem Umwege über die Höhe der Berge im Walde und nachher auf dem Stiege durch die Wiesen zur Villa Schönow hinunter, wie ich den Pfad am ersten Morgen meines hiesigen Aufenthalts durch Musjeh Gerhard kennen gelernt hatte. Da es lächerlich gewesen wäre, von dem verweinten Mädchen Aufmerksamkeit für die landschaftlichen Reize und philosophische Betrachtungen über den Kampf zwischen Sonne und Morgennebel zu verlangen, so unterließ ich das. Und überhaupt werden Sie wahrscheinlich auch den ganzen Tag über bedeutend unterhaltsamer auf Ihren Schützling eingeredet haben wie ich auf den meinigen. Ich hielt es für das beste, die Kleine möglichst sich selber zu überlassen in unserem kleinen Hause und dem Garten und ihr keine belehrenden Geschichten zu erzählen, wie Sie, Schönow, in Ihrem Eisenbahnwagen dem armen Tropf und Schlingel von Jungen gegenüber unbedingt gethan haben werden.

„Die Tante Fiesold betrug sich bei unserer Rückkehr durch die hintere Gartenpforte im hohen Grade widerwärtig, und auch das gab mir eine angenehme Abwechselung im Verlaufe der Stunden und ließ mich Berlin und Sie weniger vermissen. Ich wusch ihr, natürlich ohne alle Leidenschaftlichkeit, den Kopf, wenigstens moralisch, da ich es längst aufgegeben habe, ihr Wasser, Schwamm und Seife auch nur als lächelnd-wohlmeinende Beraterin anzuschmeicheln. Nach Tisch ging sie aus und überließ das Wittchen, die Villa und mich uns selber, wogegen wir nichts einzuwenden hatten. Ich widmete mich selbstverständlich ganz dem Kinde, behielt es anfänglich nur im Auge und machte von den Erfahrungen und Selbstbetrachtungen meiner reifen Jahre erst ganz allmählich einen milden vorsichtigen Gebrauch in der Unterhaltung mit ihm. Es schien aufzumerken und meinen Wendungen folgen zu können und gern zu folgen. Ich persönlich unterhielt mich ganz gut dabei und mit meinem Strickzeug und saß mit demselben in der erträglichen Temperatur des Hinterstübchens mindestens ebensogut wie zu Hause bei Ihnen mit der Bibliothek meines seligen Vaters um mich her. Gegen fünf Uhr nachmittags aus einem etwas tieferen Nachdenken über den Menschen und seine Zustände auf der Erde mich emporrichtend, fand ich die Kleine nicht mehr auf dem Schemelchen zu meinen Füßen und mit dem Kopfe auf meinem Knie. Ich ging ihr nach, suchte sie vergeblich um das Haus herum und fand sie im Oberstock des letzteren.

„Ich kann es nicht leugnen: trotzdem daß ich mich vollkommen in meinem Rechte wußte, als ich das Auge an das Schlüsselloch ihres Kämmerchens legte, fiel mir doch unser gemeinschaftlicher Freund Giftge und seine diplomatischen Talente ein. Glücklicherweise genügte ein Blick: Schneewittchen kniete vor ihrem einzigen Besitztum in der Welt, hatte in ihrem Kofferchen gekramt und las in alten Briefen — Familienpapieren, Dokumenten, auf welche das Konkursgericht keinen Anspruch gemacht hatte — Briefen vom armen Papa und der seligen Mama — und ich zog ab, wenn auch nicht ganz so, so doch ähnlich wie Giftge neulich von meiner Thür, nachdem er, überm Horchen ertappt, Eckermanns Gespräche mit Goethe um die Ohren bekommen hatte.

„Da Liebelottens Bäume nun bereits ihren Schatten über unsere kleine Laube warfen und ich im Hause nichts mehr zu suchen hatte, verzog ich mich mit meinem Strickstrumpf ins Grüne, hörte es noch in der Stadt halb sechs schlagen und — war es der heiße Tag, das frühe Aufstehen, die Stille der Hundstwete? — geriet noch einmal in ein inneres Besinnen zu einer Stunde, in der Sie, Schönow, in Berlin sich an Butzemanns Keller, in der Provinz an Daemels Ecke zu erinnern pflegen. Was mir zu Hause um diese Tageszeit auffallend erschienen sein würde, war's mir hier gar nicht. Ich verlor die Welt, ohne mich viel zu

wehren, noch einmal für ein halb Stündchen aus den Augen, und wie es sich nachher herausstellte, hat auch das Kind Hroswitha diese halbe Stunde benutzt, um wie die Tante Jakobine ‚für sich auszugehen'.

„Um sechs Uhr von neuem aus der Tiefe an die Oberfläche gelangend, fand ich mich allein in der Villa Schönow und — einige verwunderte Minuten später komplett hingesetzt — alle — mit offenem Munde willenlos fertig — dem Wunder gegenüber, welches uns — vollständig das Concept verrückte, Kamerade Schönow ...

„Sie war nicht auf dem Bahnhofe erwartet worden, sie hatte nicht ihren Führer auf dem Treppenwege nach Böschen Mühle hinunter unterm Arm zu halten und ihn zu überreden, doch lieber den Steg über den Mühlbach mit ihr zu benutzen. Im Wagen war sie vom Bahnhofe gekommen, und der Wagen mit ihren Koffern und Schachteln und ihrer Leibjungfer Laura hielt jenseits der Hecke in der Hundstwete, und der Kutscher grinste über die Hecke und hatte seine Freude dran, wie sie mich jetzt unterm Arm gepackt hielt und mir ihren Sonnenschirm überm Kopfe schwang. Schönow, hätte sie in diesem guten ersten Augenblick den Mühlbach zur Hand gehabt, so würde sie mich ohne Zögern in ihm untergetaucht und Böschens Rade die übrige letzte irdische Vergeltung an mir mit endlich befriedigtem Aufatmen freudig überlassen haben. Da kam die Objektivität, die ich gottlob doch mit dem übrigen von meinem Papa ererbt habe, mir wieder einmal zu statten; ich versetzte mich ganz in die Stelle und Gefühle der armen Frau, ließ mich still hin- und herziehen, duckte mich vor dem Sturm und wartete mit Überlegung und Gelassenheit ab, daß der große Wind sich beruhige.

„Letzteres stand eine ziemliche Weile an. Unsere gute Helene verlangte selbstverständlich Sie von mir, alter Sünder! wünschte zu wissen, wo ich Sie habe, Schönow; — wünschte überhaupt endlich, endlich zu erfahren, wie es nur möglich sei, daß so 'ne alte vertrocknete Büchermotte, so 'ne langweilige, nichtsnutzige, nach Lavendel riechende alte Schachtel, so 'ne übergeschnappte, hirntolle, klapperknochige, spinnige, lateinische, auf fünf Groschen den Tag angewiesene Mamsell aus Pompejum und Herkulani, so 'ne versprungene henkellose Bunzlauerin, so 'ne verholzte, dürre, aus der Kiepe gefallene Teltowerin, mit einem Wort so 'ne olle Potsdamerin es tagtäglich, jahraus, jahrein menschenmöglich mache, ‚die Menschheit mit immer neuem Gift bei jedem mal 'n bißchen gesunden Atemzug aufzuwarten' und fort und fort den Rührlöffel im fremden Topfe auf fremdem Herde zu haben?! — Was dabei an anderen Schmeichelreden so nebenbeilief, will auch ich jetzt beiseite lassen, obgleich noch recht hübsche darunter waren; meinen besten Glückwunsch jedenfalls, alter Kriegskamerad, daß sie Sie nicht am Kragen hielt auf der Stätte Ihrer letzten verbrecherischen Lebensneigungen, sondern nur mich! Ihnen, Sie verstockter Bösewicht, würden die Götter der Gerechtigkeit wohl auch nicht so schnell wie mir die Hilfe von oben gesendet haben!

„Von oben! Hätten wir Sie jetzt hier, Schönow, Helene und ich würden Sie eine ziemliche Zeit raten lassen, durch wen!

„Es war auf dem kleinen Platze vor der Laube, wo ich zwischen den Feuerlilien und der brennenden Liebe den Sündenbock spielte und als Opferlamm um den Altar Ihres ehelichen Glückes herumgezogen wurde, und zwischendurch wie aus dem blauen Abendhimmel ein mehr oder weniger verhalten Gekicher in den Lärm, die Thränen und die Entrüstung der Verhandlung hinein vernahm. Zu einem lauten Lachen, ich kann wohl sagen zum Hohnlachen wurde dieses Gekicher in dem Augenblick, wo ich mit einer ironischen Anspielung auf meinen Familiennamen dringend gebeten wurde: ‚meine moralischen Delikatessen endlich mal vor mir selber zu behalten und meine Eier

nicht immer und ewig in anderer Leute Nester zu legen.'

„‚Na?!' fragte Frau Helene, nach der Terrasse des benachbarten Grundstückes emporblickend. ‚Wat is 'n det vor 'ne muntere Jesellschaft?'

„Und von der Liebelotteschen Gartenmauer herunter kam der Gegenruf:

„‚Amalia! Malchen, Malchen, ich bitte dich um alles in der Welt, täuschen mich alle meine fünf Sinne oder täusche ich mich! Ist das nicht wieder die ganz nämliche Person, die vor zwei Jahren in Bad Soden mit uns Salz badete, wo ich den Rencontre mit ihr hatte und sie sich so schändlich kommun gegen uns betrug? Kind, sie muß dir doch wie mir wie 'n Bild vor der Seele stehen — ich erkenne ihr jetzt ganz deutlich, wo sich ihr, wie damals gegen uns, der Scheitel verschoben hat! Ja, die fehlte uns freilich noch zu unserer nächsten Nachbarschaft hier, und wir können dreist von heute ab für alle Aussicht von hier herunter danken. Komm mit von die Terrasse, Amalie; dein seliger Vater, der schon an der vorigen über und über genug hatte, hätte — dies eigentlich noch erleben sollen!'

„Sergeant Schönow, ich habe selten so sehr wieder wie an dieser Stelle mit Ihnen auf der Treppe und in unserer Küche gesessen. Schönow, alter Lebens- und Kriegskamerad, Sie haben in allerlei Scharmützeln und großen Schlachten in Jütland und in Böhmen mitgeholfen und es nachher aus der Zeitung ersehen, an welchen Kleinigkeiten manchmal Sieg und Niederlage gehangen haben. Auch in Ihrem nachherigen Geschäft haben Sie wohl dann und wann dieselbe Bemerkung über Gewinn und Verlust machen können. Hier sitze ich nun mit meinen langjährigen Erfahrungen in dieser Hinsicht — sitze hier in der Hundstwete und kann mich thörichterweise noch immer nicht völlig beruhigen über das jüngst erlebte Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung.

„Es ist zu närrisch, durch welche Lebensallotria im Kriege und im Frieden man sich durchzuwürgen hat, um endlich zu einem annähernd richtigen Verständnis der Welt zu gelangen und nachher doch zu aller gewonnenen Erfahrung ein albern und immer noch ungläubig Gesicht zu machen!

„Schönow, Ihre Frau hat mir volle Erlaubnis gegeben, Ihnen ‚ihre Scene mit diese Liebelotten' so deutlich als möglich zu schildern. Infolge dieser Scene hat sie mich zum erstenmal in meinem und ihrem Leben Julchen genannt, und eben steckt sie von neuem den Kopf in die Thür und sagt: ‚Lassen Sie Ihnen ja nich stören, Fräulein Julie! schreiben Sie zu! schreiben Sie es dem ollen Heimtücker, dem ollen hinterhaltigen Halunken so exakt und mit allen Finessen, wie ick mir ausjedrückt habe jejen seine Provinzialjänseherde und janz im besonderen jejen det olle mauserige, übernudelte, ufjedonnerte Terrassenscheusal. Der wünsche ick noch öfter aus ihre Höhe über der Villa Schönow runter zu holen! melden Sie ihm, Julchen, daß er mich möglicherweise doch wenigstens eene Jenugthuung durch seine nichtswürdige hiesige Kapitalsanlage gewährt haben könnte, und ick ließe ihm jrüßen!'

„Ich grüße Sie von unserer guten Helene, lieber Freund; glaube es mir jedoch ersparen zu dürfen, Ihnen einen stenographischen Bericht über die Art und Weise zu liefern, wie sie sich, nachdem sie sich von ihrer ersten Erstarrung ob des unerwarteten Angriffs aus blauer Luft und grünem Ziergebüsch erholt hatte, äußerte auf berlinisch gegen die beiden Trauer-Sonnenschirme auf der Mauer über unserer, meines Wittchen Hamelmanns und Ihres Gerhard Amelungs unschuldigen Fliederlaube. Daß sie nicht fliegen konnte, war für die beiden Nachbarinnen auf der Mauerterrasse ein wahres Glück; aber auch ohne das brachte sie die zwei Närrinnen zu einem schleunigen Rückzug, und zwar ohne daß die jüngere Gans diesmal sich wiederum an des Knaben Wunderhorn versündigte und ihrer Bosheit in einem Volksliede Luft machte,

wie sonst ihre Gewohnheit zu sein scheint.

„Aber nachdem die zwei nachbarlichen Sonnenschirme siegreich in die Flucht geschlagen waren und ich mich zu neuem passiven Widerstand rüstete, geschah das ganz Unerwartete. Statt von neuem nach meiner Schulter zu fassen, sank unsere Helene auf die kleine Bank in der Laube, fragte laut atmend: ‚Kiebitzen, die zwee Jeschöpfe sind nich bloß zum Besuch da nebenan?‘ und meinte auf meine Verneinung und genauere Auseinandersetzung der Grenzverhältnisse: ‚Denn jefällt mich die Jejend und die Nachbarschaft unjemein. Ick absolutiere meinen Ollen absolutement von allem, was er diesmal hier hinter meinem Rücken mich ingerührt hat. Sie, Fräulein, könnten det natürlich nur denn janz fassen, wenn Sie damals mit mich in Soden gewesen wären! Die werd ick jetzt zeigen, wat Berlin bedeutet, die werd ick andeuten, wat die Welt is und was mich unsere Verhältnisse gestatten! Kiebitzen, die Jegend hier rum jefällt mich ausnehmend — diese jrüne Berge sind wirklich recht hübsch, und die Luft — na, da soll et mich zum erstenmal seit lange Zeit eenen wirklichen Jenuß jewähren, die hier zu reinigen!... Na, warte! Du sollst mir mit jedem neuen Frühjahr als richtijes Mädchen aus die Fremde mit Angstkrämpfe zur Sommerkur erwarten. Dir werd ick die passenden Blumen und Früchte aus Berlin mitbringen. Dir werd ick in diesem Herbst noch een Stockwerk uf die Villa Schönow setzen, um eenen besseren Überblick über dir zu haben! Und nun kommen Sie, Kiebitzen, und bringen Sie mir in Ihr und meines Ollen idyllische Hütte und berichten Sie mich uf Ihre Art von Ihre eejentliche Absichten und Verhältnisse hier. Wat der Esel, der Fistje, mich davon hinterbracht hat, hat weder ihm noch mir jenügen können und ihm obendrein noch zu 'ne Kündijung uf nächsten ersten Oktober verholfen. Leihen Sie mich Ihren Arm, Fräulein Julie, und verschaffen Sie mir, wenn et möglich ist, eene Selter. Et is zu dumm, aber die klägliche Bagage da oben hat mir doch een bißken echauffiert!‘

„Eine ‚Selter‘ auf den ersten Wink zu leisten, war die Hundstwete bis jetzt noch nicht im stande; aber daß ich liebenswürdig sein kann, Herr Kamerad, wissen Sie, und ein Glas klaren Wassers aus unserem Brunnen im Garten thut's am Ende auch. Und, lieber Schönow, das Stündchen, was ich nachher in unseres Kameraden Ludolf Amelung Stube mit meiner Freundin zubringen durfte, hat ebenfalls die Luft gottlob bedeutend gereinigt und hoffentlich für längere Zeit.

„Wir haben uns, Nase gegen Nase, einander gegenüber endlich einmal recht herzlich ausgesprochen! Daß ich liebenswürdig sein kann, wissen Sie, und ich war es jetzt ungemein. Nie konnte mir die Gelegenheit, sie meinerseits fest an die Mauer zu drücken, günstiger wiederkehren, und ich habe das gründlich besorgt. Ich hatte sie in des Kameraden Amelung selbstkonstruiertem Krankenstuhl sitzen und saß vor ihr, Knie gegen Knie, und drückte gelassen ihre Hände nieder und ihre Finger zusammen, wenn sie hier und da doch noch mal das Bedürfnis fühlte, die letzteren zu nervös gegen mich auszuspreizen. So redete ich sanft auf sie ein und sagte ihr, was für ein Untier sie diese langen Jahre durch gewesen sei. Ich habe es selbst bis zu der Stunde nicht gewußt, wie viel man dem Menschen unter die Nase reiben kann, wenn man es nur auf die richtige Art anfängt. Ich führte unsere Sache, Schönow, ohne nur ein einziges Mal unserer Erwähnung zu thun. Ich hielt mich einzig und allein an ihre Dummheit, indem ich mich bei jeglicher neuen Anzüglichkeit um so herzlicher und dringlicher auf ihren Verstand berief. Zum Beispiel bei der Andeutung, daß ein zu Tode geärgerter guter Kerl wie Sie, Herr Kamerad, nimmermehr Kommissionsrat werden und seine Gattin zu einer Kommissionsrätin machen könne, wendete ich mich durchaus nicht an ihr gutes Herz. Dieses versparte ich auf den Moment, wo ich sie zum erstenmal während unserer

Bekanntschaft mir gegenüber weinerlich sah. Als ich das erreicht hatte, hätte ich beinahe nach Hause telegraphiert: ‚Man soll Viktoria schießen!‘ that's aber nicht, wahrscheinlich weil ich durchaus nicht sicher war, ob nicht in den Triumph ob meiner diplomatischen Fähigkeiten eine leise, warnende Stimme hineinsagen könne: ‚Na, na, Julchen?!‘

„Was sind alle diplomatischen Künste und Begabungen, wenn sie nicht in den Lauf der Weltgeschichte und der Privatgeschichten auf dieser Erde passen? Was hätte ich mit all meinem Schatz im sicheren Busen, mit all meiner Gelassenheit, Schlauheit, Feinheit und Objektivität ausgerichtet gegen die Überzeugung der Frau Kommissionsrätin Schönow, daß ‚der Olle‘ sich bei alledem doch nur wieder mal zwei unnütze Kostgänger auf den Hals geladen habe, wenn mir nicht im letzten Augenblick der eine davon, mein armes Schneeweißchen, zu Hilfe geschickt worden wäre?

„Ich begriff auf die Länge immer weniger, wo es eigentlich geblieben war, da es seit unserem näheren Bekanntwerden miteinander, wie Sie wissen, Schönow, sich mir gern zur Seite hielt, um im Notfall gleich nach meinem Rock fassen zu können. Als es aber jetzt, wie gesagt, zur richtigen Stunde nach Hause kam, hatte es eine Entschuldigung — es war bei Vater und Mutter gewesen.

„‚Sie haben recht, Frau Helene, sagte ich, als es bleich, scheu, mit neuen Thränenspuren auf den Wangen auf der Schwelle vor der vornehmen dicken Dame erschien. ‚Ich habe es auch meinem alten Freund, dem Herrn Kommissionsrat, gleich gesagt, daß er Sie doch erst um Ihre Meinung hätte fragen sollen. Es ist eine kostspielige Welt, gnädige Frau, und zwei Freßsäcke mehr bei den Kommunal- und Staatssteuern und tagtäglichen Ausgaben sind wirklich keine Kleinigkeit. Komm nur näher, Kind, und laß dich darauf ansehen, was du an pekuniären Auslagen, mitleidiger Unruhe und teilnehmender Sorge wohl noch kosten kannst. Das ist sie, Frau Helene! das ist das Wittchen Hamelmann, und es ist merkwürdig, man sieht es ihr nicht an, daß sie die schwerste der Lasten ist, die man uns aufgeladen hat, ohne uns vorher zu fragen. Ich weiß nicht, was Giftge Ihnen darüber berichtet hat; als ich auf Schö— Herrn Schönows Ersuchen die Reise that und mir das Ding ansah, war ich, wie Sie jetzt, zum höchsten überrascht. Was den Jungen anbetrifft, den der Herr Rat auf meinen Rat sofort mit sich genommen hat, um ihn mit der Nase in die Wirklichkeit der Dinge zu stoßen, so sehe ich da gar keine Schwierigkeit. Es hält sich mancher einen Papagei oder Pudel oder Affen, der dafür lieber einen Menschen halten und fest auf die Füße im Leben stellen könnte. Aber was wird aus dem Mädchen, wenn Sie sich ihrer nicht mit annehmen, Frau Helene? Komm näher, Kleine, und fürchte dich nicht. Auch diese Dame thut dir nichts. Na, Schönowen, ick jloobe, meine Mission hier is jetzt vollständig beendigt, det unschuldige unschädliche Geschöpfe warm und jut bei Ihnen ufjehoben und die olle Mamsell Kiebitzen aus dem Oberstock darf sich ruhig in den Hinterjrund drücken und det übrige Ihrem edlen Herzen überlassen, liebe jnädigste Frau.‘

„Ja, ja, so tanzt man zu Venedig, Kamerad Schönow, wenn man Philosophie studiert hat, Griechisch und Lateinisch versteht, Schönow, und als altes Weib unter seines Vaters Büchern sitzt und hier und da ein Blatt drin mit der Stricknadel umwendet!

„‚Sie wollen mir doch nicht etwa jetzt hier alleene unter det provinzielle uncivilisierte Volk sitzen lassen, Kiebitzen? In diese jottsjämmerliche Frankfurter-Linden-Kabache? Und mit die eklige, rachsüchtige, unverschämte Zaunhecken-Nachbarschaft von die Jartenmauer, Julchen? Det paßte mir freilich! So komm doch näher heran, Kleene! beißen thue ich ooch nicht! Also det is det Wurm? Du liebster Himmel! ... also du bist det unschuldije Wesen, wat mich die letzten Wochen und

Monate durch so unsägliche unnötige Sorgen, Ärgernisse und schlaflose Nächte verursacht und zuletzt noch den juten Fiftje um sein billiget Quartier jebracht hat? Man sollte et nich für möglich halten! Und nu hat dich mein oller Schlingel ooch noch deinen Schatz, den du dich, wie ick vernommen habe, mit so unjlaubliche Mühe in deine Lebenslotterie jezogen hast, entfremdet, und du kommst mich jetzt verweint vom Kirchhofe, und er, ich meene meinen Ollen, hat dich versprochen, ihn dich als jelehrtes Knickebein (an Ihnen denke ich nich, Kiebitzen) mit Brille un Glatze und als überschüssigen Privatdocenten von die Universität dermaleinst zurückzuerstatten, wat ich als junget Ding von Mädchen bei meine Mutter, die jetzt ooch lange uf 'm Kirchhofe liegt und an solche freilich am liebsten Wohnung und Aufwartung vermietete, kennen jelernt habe in meine Jugend? Und die junge Jans von die Terrasse is dich ooch spinnefeind und hätte ihm vielleicht heimlicherweise sich selber jerne jezogen! und die Olle hat mich in Soden mit ihr Junges mehr jeärgert als mit sonst was. Doch det könnte mir wirklich verlocken, mir uf den Versuch mit Fräulein da und meinem Schönow in Vater- und Mutterstelle bei dir zu teilen und die beiden geschmacklosen jroben Puppen mit dich sofort in't Salz nachzureisen. Na, gucke nur nich so, Kind, meine Rede kommt dich wohl 'n bißken berlinisch vor? Na, et redet mancher 'n Wort hin, der nich so schlimm ist, wie er sich im Effekt ausdrückt. Komm nur her, Kinneken, du jefällst mir recht jut, und ick will wirklich versuchen, ob ick den von meinem Heimtücker beabsichtigten Schaden nich ooch meinerseits 'ne jute Seite abgewinnen kann. Na, darüber det weitere später. Een paar Tage bleiben wir doch fürs erste beieinander, und wenn Sie Laura'n und dem Kutscher vom Hotel de Prusse draußen sagen wollten, Kiebitzen, dat ick in seinem Hotel die möglichst beste Jelegenheit, ersten Stock, nach vorn heraus, fürs erste mit Beschlag belegte und ihm meine Karte jeben, so thäten Sie mich eene Liebe... Wat will — wat is denn dat für 'ne kuriose olle Dame?'

„Es war weiter nichts als die Tante Jakobine, die jetzt von ihrem Ausgange gleichfalls zurückkehrte und ob der neuen Erscheinung in der Villa Schönow gleichfalls auf der Schwelle zögerte, und ich sagte auch nur: ‚Es ist die Tante Fiesold.'

„‚Wat? wie? wo? Wer hat hier denn noch weiter wat zu kanten als wie ick und Sie, Kiebitzen?' fragte Helene mit möglichst großen Augen.

„Schönow, *sie hatte Geld!* und fragte mit einemmal in *ihrem* Provinzialidiom gerade so sicher wie unsere zukünftige Frau Kommissionsrätin: ‚Wat? wie? wo? Wer sein Sie denn nu wieder, der mich hier so kommen darf? O, pusten Sie Ihnen nur nicht auf; unsere Kalkuten ziehen wir uns hier schon selber. Ei ja, nach Ihre prachtvolle Ausrüstung: seidene Fahne, goldene Kette und dumme Lorgnette, sind Sie ja wohl der Hauptmann von die Räuberbande, so die Gebrüder Amelung und mich in ihr Eigentum überfallen hat und mich gern das Letzte vom Leibe ziehen möchte?! Nu, geben Sie sich nur keine Mühe mehr; was Sie von mich noch in diesem Hause finden, dazu sind Sie von Herzen willkommen, und wenn Sie an das übrige zufällig versticken sollten, so habe ich auch nichts dagegen; Gott im hohen Himmel sei gelobt und gepriesen, daß so 'ne arme geplagte Kreatur wie die alte Fiesold auch mal sagen kann: Bagage hin, Bagage her! Jawohl; Sie, Mamsell, und Sie, Madame, und du, du hinterlistige, scheinheilige, weinerliche junge Kröte, spuckt nur Gift und Galle, aber komme mich keine, die ihr Affengesicht lieb hat, auf Fingernägelnähe nahe! O du gerechter Gott und Herr, sieh nur herab, wie die schlechten Menschen an die Demut und Armut handeln und die Wehrlosigkeit aus ihre kümmerliche Ecke in deiner Welt ins weite Elend jagen! Wenn Sie, Fräulein Kiebitz, und die sonstige Banditenschaft mich sonst noch was zu sagen haben, so schicken Sie gefälligst ins

Sankt Benediktenstift und lassen sich — Fräulein Jakobine Fiesold herausrufen!'

„Kamerad Schönow, ich hätte auch hieraus wohl ein überlegen Behagen ziehen können, sog aber doch lieber Melancholie aus diesem Basiliskenei, bis der Drache selber uns und der Villa Schönow für immer den Rücken gewendet hatte. Da war's denn auch die höchste Zeit, daß ich mich der halb ohnmächtigen Frau Helene widmete, und so kam ich in der That erst ganze zehn Minuten später dazu, mich wieder fest in Papas Bibliothek zu setzen, meinen Strumpf aufzunehmen und wieder ein Blatt mit der Nadel umzuwenden.

„Ihr ganzes Leben hatte die alte Heulerin und Ächzerin von ihrem Winkel aus an den Amelungs geschoren und ihre Wolle in Sicherheit gebracht, wahrscheinlich ohne daß die armen Tröpfe eine Ahnung davon hatten, wie es eigentlich zuging, daß sie nie satt vom Tische aufstanden. Ich glaube, Schönow, wir brauchen uns nicht drum zu kümmern, wie's der Kamerad von Beaune la Rolande, der gute Ritter ohne Furcht und Tadel, für sich selber und den dummen Jungen seinen Bruder unter der Verpflegung der Tante Jakobine erduldet hat, da wir doch ‚zufällig vorbeigehen' und unser Teil bei Ausschüttung der Masse nehmen durften! Ich bin überzeugt, daß wir aus dem Jungen auf die eine oder andere Art einen anständigen Erdenbürger und aus dem Kinde, meinem Wittchen, eine gute Frau machen werden. Wüßte Ihr Kamerad Ludolf Amelung davon, würde er sicherlich mit dieser Abwickelung seiner Erdensorgen und Geschäfte einverstanden sein. Es genügt aber, daß wir wissen, was weiter zu geschehen hat. Tante Fiesold erreicht hoffentlich im Benediktenstift, in welches sie sich bereits am Tage Ihres Ankaufs der Villa Schönow ‚eingekauft' hatte, ein hohes Alter in Behaglichkeit. Für die Behaglichkeit ihrer Mitschwestern in dem Beguinenhause übernehme ich freilich keine Garantie, zumal da alle auf einem Herde zu kochen haben, welche Bestimmung der mittelalterliche Stifter der Wohlthat auch nur aus Bosheit und um sich aus irgend einem mir unbekannten Grunde an meinem geplagten Geschlechte zu rächen, zu Pergament gebracht hat.

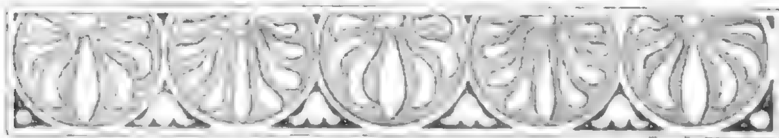
„Nun ist es spät in der Nacht geworden und aus dem, was anfangs nur eine Postkarte werden sollte, der längste Brief meines Lebens. Frau Kommissionsrätin in spe schlummern in den Prachtgemächern, die Sie mir neulich im Preußischen Hofe zur Verfügung gestellt hatten, lieber Schönow. Wittchen Hamelmann schläft gottlob ihren Kinderschlaf in der Villa Schönow, und ich werde allgemach auch ziemlich müde und glaube jedenfalls für heute wieder einmal lange genug mit Ihnen auf der Treppe in dieser Welt gesessen zu haben, alter Freund und Kamerad.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihre ergebenste

J. K.

Villa Schönow."



Zwei berühmte Leipziger
aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Biedermann.

Die Stadt Leipzig hat unlängst ihrem großen Sohne Gottfried Wilhelm Leibnitz ein seiner würdiges, von der Meisterhand Hähnels in Dresden geschaffenes Denkmal errichtet. Sie hat damit nur eine alte Schuld der Dankbarkeit gegen den Mann eingelöst, dessen Ruhmesglanz auch auf sie, seine Vaterstadt, zurückstrahlt, obschon freilich kaum mehr als seine Geburt und seine erste Jugendbildung ihr angehört.

Eine ähnliche Verpflichtung hätte die Stadt Leipzig eigentlich wohl gegen einen zweiten großen Geist des siebzehnten Jahrhunderts, Christian Thomasius. Ja, diesem ist sie sogar noch schwerer verschuldet, denn ihm gegenüber hat sie nicht bloß, wie bei Leibnitz, den Fehler begangen, ihn nicht festzuhalten, sondern das positive Unrecht, ihn von sich zu stoßen.

Die Verdienste eines Leibnitz, die ohnehin durch ihre Größe jedes Vergessenwerdens spotten, sind bei Gelegenheit der Aufrichtung seines Standbildes auf dem Thomaskirchhofe zu Leipzig wieder vielfach in das gebührende Licht gestellt worden. Die Gerechtigkeit erfordert, daß daneben auch jenes anderen großen Leipzigers gedacht werde, der, ein Zeit- und Strebensgenosse von Leibnitz, ihm in manchen Stücken ähnlich, in anderen freilich um so unähnlicher war.

Christian Thomasius war wie Leibnitz ein „Leipziger Kind". Gleich diesem entstammte er einer Leipziger Professorenfamilie. Sein Vater, Jakob Thomasius, ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität, war der Lehrer von Leibnitz, wie er natürlich auch der Lehrer des eigenen Sohnes war. So hatten die beiden großen Männer die Wurzeln ihrer physischen und geistigen Existenz miteinander gemein: die Vaterstadt und den Lehrer. Sie waren im Alter um nicht ganz neun Jahre voneinander verschieden, Leibnitz am 6. Juli 1646, Thomasius am 1. Januar 1655 geboren. Ihre Studien waren von Haus aus die gleichen, einerseits Jurisprudenz, andererseits Philosophie und Mathematik — eine damals nicht seltene Vereinigung verschiedener Fächer in einer Person. Gleich dem jungen Leibnitz fühlte auch der junge Thomasius in sich schon früh den Drang und die Kraft, etwas Ungewöhnliches zu leisten, nicht auf den breit getretenen Pfaden des Hergebrachten zu wandeln, vielmehr seine Wege und Ziele sich selbst zu suchen.

Aber wie verschieden waren doch bald die Ziele und mehr noch die Wege der beiden Männer!

Beide fanden sich, als sie selbständig zu denken anfingen, unter dem Drucke eines angewöhnten und anerzogenen, beinahe blinden Autoritätsglaubens. Beide machten sich davon frei, Leibnitz schon

sehr früh, Thomasius erst in etwas späterem Alter. Kaum auf die Universität übergegangen, erst fünfzehn Jahre alt, ging Leibnitz schon mit sich zu Rate (auf seinen Spaziergängen in einem Wäldchen bei Leipzig, Rosenthal genannt, wie er selbst erzählt), ob er der alten Metaphysik (des Aristoteles) treu bleiben oder ob er sich den neuen Lehren englischer und französischer Denker, eines Baco, eines Descartes und anderer, zuwenden solle. Er entschied sich für das letztere. Thomasius dagegen war schon akademischer Lehrer, als er noch immer an den streng orthodoxen Ansichten, wie sie damals gelehrt wurden, festhielt und gegen die freieren Ideen eines Hugo Grotius und eines Pufendorf auf dem Gebiete des Rechtes wie gegen „Ketzereien“ heftig eiferte. Erst eine neue Schrift Pufendorfs brachte ihn zu der Einsicht (so schildert er selbst seine Bekehrung), „daß er ja doch ein mit Vernunft begabtes Wesen sei und daß er gegen die Güte des Schöpfers sündige, wenn er gleich einem Vieh sich von anderen am Zügel führen lasse, wohin es ihnen beliebe.“

Dies waren die einander ähnlichen philosophischen Anfänge der beiden Männer. Im weiteren Verlaufe ihrer Selbstentwickelung fand eine merkwürdige Umkehrung der Pole statt: Leibnitz ward in seinem Denken wieder mehr und mehr konservativ; er setzte seinen Ruhm darein, nicht bloß die allgemeinen Grundlagen des christlichen Glaubens, sondern auch manche der subtilsten Lehrsätze einzelner Kirchen (z. B. das von den Katholiken angenommene Wunder der wirklichen Verwandlung der Hostie in den Leib Christi, die sogenannte Transsubstantiation) mit Hilfe philosophischer Auslegungen begreiflich zu machen — Thomasius hielt seit seiner Bekehrung den Glauben und das Wissen streng auseinander; die Wissenschaft sollte nach ihm von jeder Autorität unabhängig und nur auf die Gesetze der menschlichen Vernunft gegründet sein; dies hinderte ihn jedoch nicht, einer tief religiösen Stimmung zu huldigen. Wir haben von ihm ein sehr schönes Bekenntnis, welches ihn in Sachen des Glaubens als den Gesinnungsgenossen eines späteren großen Geistes, Lessing, erscheinen läßt, ja welches selbst in seiner Wortfassung einigermaßen an diesen erinnert. „Wenn mich jemand fragen wollte,“ sagt Thomasius, „was ich denn glaube: ob der Mensch durch den Glauben oder durch die Liebe selig werde, so würde ich ihn bitten, er solle mich mit dieser Frage verschonen. Wenn ich weiß, daß mich die Sonne erwärmt, so ist es eine unnötige Frage, zu forschen, ob es das Licht oder die Bewegung thue, obgleich die eine dieser Meinungen vielleicht der Wahrheit näher kommen mag. Anstatt daß man gestritten, ob der Glaube oder die Liebe selig mache, hätte man einander beiderseits auf das Innerste, auf das Reich Gottes in uns, führen sollen, dann würde es besser stehen. Wie, wenn nun einer heute aufstände und sagte: ‚Die Hoffnung macht selig?‘ Was würde da für ein neuer Lärm werden! Meine Sittenlehre sagt mir: ‚Glaube, Liebe, Hoffnung machen selig.‘ Auch die Hoffnung! Wo eines mangelt, da ist das andere auch nicht!“

In den Augen der streng Orthodoxen galt übrigens Leibnitz so gut wie Thomasius für irrgläubig oder ungläubig. Bei seinem Begräbnis sah man keinen Geistlichen. Das gemeine Volk in Hannover, unstreitig von den Geistlichen so gelehrt, verkehrte den Namen Leibnitz in Glövenix (Glaubenichts). Man machte es ihm zum Vorwurf, daß er sich unterfangen habe, die Glaubenslehren der Kirche philosophisch erklären und erhärten zu wollen, da doch das Wesen dieser Lehren gerade darin bestehe, daß sie nur geglaubt, nicht bewiesen und nicht erklärt werden könnten. Daß Thomasius, der Vertreter einer „natürlichen“ (d. h. nur aus der menschlichen Natur und ihren Gesetzen geschöpften) Moral und eines ebenso von der Theologie unabhängigen „Naturrechts“, von den Orthodoxen verketzert wurde, versteht sich von selbst.

Den engen Kreisen des Universitäts-

lebens entzog sich Leibnitz früh. Ihn trieb es hinaus in die „große Welt", und in dieser lebte er fortan ununterbrochen, theils an verschiedenen Höfen, erst in Mainz an dem Hofe des Reichskanzlers und Kurfürst-Erzbischofs, eines Grafen v. Schönborn, dann an dem der beiden

Gottfried Wilhelm Leibnitz.

aufeinander folgenden Herzöge von Hannover, Johann Friedrich und Ernst August, vorübergehend auch am preußischen Hofe und (in seinen letzten Lebensjahren) am Kaiserhofe zu Wien, theils in den damaligen Mittelpunkten alles Kulturlebens, Paris und London. Der Grund, weshalb Leibnitz sich von der Leipziger Universität hinwegwandte, nachdem er doch schon den philosophischen Doktorgrad daselbst erlangt hatte, war wohl nicht bloß der, daß man den juristischen Doktorhut ihm, dem kaum Zwanzigjährigen, als noch zu jung verweigerte; vielmehr war sein Geist über die engen Schranken des Universitätslebens, wie es damals war, bereits hinausgewachsen. Dasselbe erschien ihm, wie er selbst bekennt, als „mönchisch", als ein „in leeren Gedanken und Grillen sich bewegendes". Thomasius seinerseits blieb sein Leben lang akademischer Lehrer, wandte aber seine ganze Kraft daran, das Universitätswesen zu reformieren, den Studierenden mehr sittlichen Halt zu geben, die Professoren

dem Banne des Pedantismus, in dem sie noch so tief verstrickt lagen, zu entreißen. Er that den für die damalige Zeit unerhörten Schritt, eine Vorlesung in deutscher Sprache durch einen deutsch geschriebenen Anschlag am schwarzen Brett anzukündigen — an dem schwarzen Brett, „das“, wie sein Biograph Luden mit beißender Ironie bemerkt, „noch nie zuvor durch die deutsche Sprache entweiht worden war.“

Hier traf übrigens Thomasius in seinen Bestrebungen vollständig mit seinem großen Zeitgenossen Leibnitz zusammen; denn auch Leibnitz eiferte gegen die Mißachtung und Entstellung der deutschen Muttersprache und war unablässig bemüht, Gesellschaften für deren Pflege zu gründen.

Nach anderer Seite jedoch trennten sich die Wege beider wieder. Beide waren von einem lebhaften und feurigen reformatorischen Drange beseelt, aber sie schieden sich in den Mitteln, wie sie diesem Drange Genüge zu thun, wie sie ihre reformatorischen Ideen zu verwirklichen suchten. Leibnitz wandte sich an die Großen, bei denen er denn auch vielerlei Gunst genoß und hoch in Ehren stand; sie suchte er für seine Ansichten und seine Pläne zu gewinnen — und er hatte damit insofern recht, als damals, wo es noch weder eine starke öffentliche Meinung noch einflußreiche und berechtigte Vertretungen des Volkes und seiner Interessen gab, Verbesserungen im Staats- und Gesellschaftsleben, wenn sie überhaupt erfolgen sollten, nur von oben, von den Regierenden, ausgehen zu können schienen. Erreicht freilich hat er auf diesem Wege nicht gerade viel, die Stiftung der Berliner Akademie ausgenommen, die er mit Hilfe der feinsinnigen Königin Sophie Charlotte von Preußen durchsetzte. Thomasius wendete sich an die Kreise der Gebildeten (nicht der bloß Gelehrten); er suchte eine öffentliche Meinung zu schaffen; er handhabte zu dem Ende mit großer Kraft und Kühnheit die seit lange außer Gebrauch gekommenen Waffen der Kritik, des Witzes, der Satire. Leibnitz verfaßte gelehrte oder geniale Denkschriften, in denen er Fürsten und Könige, bis hinauf zum deutschen Kaiser und zum russischen Zar, für großartige wissenschaftlich-civilisatorische, humanitäre Pläne zu interessieren suchte, für die Gründung gelehrter Gesellschaften, für das Zusammenwirken zu großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen, für nationale und internationale Zwecke aller Art; Thomasius schrieb Pamphlete, in denen er politische und religiöse Freiheit, Duldung, Aufklärung predigte. Zu einem einflußreichen und gefürchteten Organe dieser seiner Bestrebungen machte er eine von ihm begründete und — für jene Zeit — in populärem Tone geschriebene Zeitschrift: die „Monatsgespräche“, eine Art von Gegenstück zu den im streng gelehrten Stile gehaltenen „Actis Eruditorum“, welche Leibnitz mit Beiträgen bereicherte. In diesen „Monatsgesprächen“ ging Thomasius zunächst mit der in akademischen Kreisen noch vielfach herrschenden Unwissenheit, Selbstüberhebung, Engherzigkeit scharf ins Gericht. Er verschonte weder die Theologen noch die Juristen, weder die Mediziner noch die Philosophen, sondern erklärte allen Fakultäten kecklich mit einemmal den Krieg. „Ich bin kein Theologus,“ sagt er in seinen „Monatsgesprächen“, „denn ich kann nicht mit den Ketzern disputieren; ein Jurist bin ich auch nicht, dieweil ich die wunderliche Einbildung habe, daß die meisten Teile der Jurisprudenz von Triboniano und den alten Glossatoribus so verhunzt worden sind, daß man sich gar nicht wundern darf, wenn heutzutage ein Rabulist so viel leichter in diesem Studio fortkommt als ein gelehrter Mann. Viel weniger bin ich ein Mediziner, denn ich habe mich von Jugend auf gehütet, mit anderer Leute Schaden klug zu werden, und halte von einem Trunk Rheinwein mehr als von der besten Perlessenz. Am allerwenigsten aber bin ich ein Philosophus, denn ich halte dafür, daß die Logica, die wir in Schulen und Akade-

mien lernen, zur Erforschung der Wahrheit gerade so viel helfen, als wenn ich mit einem Strohhalm ein Schiffspfund aufheben wollte."

Besonders heftige Kämpfe hatte Thomasius mit den Theologen. Ihrem Glaubensdespotismus, ihrer Unduldsamkeit gegen Andersgläubige setzte er die entschiedene Forderung unbedingter Gewissensfreiheit und Toleranz entgegen. Als ein dänischer Hofprediger Masius, um den Jesuiten, die sich an die Fürsten drängten, den Rang abzulaufen, in einer besonderen Schrift auszuführen suchte, „keine Religion sei dem Ansehen der Regierungen so förderlich wie die protestantische", da ergrimmte Thomasius über solch feilen Servilismus eines Lehrers des göttlichen Wortes und erklärte es „eines Theologen für unwürdig, seine Religion hohen Potentaten wegen des zeitlichen Interesses zu rekommandieren". Was den Satz vom „göttlichen Recht der Fürsten" betreffe, den Masius besonders betont hatte, so meinte Thomasius: „er halte dafür, daß zwar die Majestät von Gott herrühre, daß aber zu deren Gültigkeit auch die Einstimmigkeit des Volkes notwendig sei." Als die Leipziger Orthodoxen die Schüler des frommen Spener, Francke, Anton und Schade, die sich in Leipzig habilitiert hatten, von da zu verdrängen suchten, da warf sich Thomasius, obgleich nicht in allen Punkten mit der Spenerschen Lehre einverstanden, mutig zu ihrem Sachwalter und Verteidiger auf, erreichte aber damit nur so viel, daß auch ihn der volle Haß der Orthodoxen traf. In seiner akademischen Wirksamkeit durch sie gelähmt, der Freiheit zu schreiben durch die über ihn verhängte Censur beraubt, zuletzt sogar in seiner persönlichen Sicherheit gefährdet durch die von den Theologen beim Dresdener Hofe gegen ihn angebrachte Anklage auf Majestätsbeleidigung, entwich er aus Leipzig in die Staaten des aufgeklärten und toleranten Großen Kurfürsten. Dort, an der bald darauf errichteten neuen Universität zu Halle, fand er einen ihm zusagenden Wirkungskreis und volle Freiheit für sein reformatorisches Streben. Dort war es auch, wo er eine der traurigsten Wirkungen der damals noch tiefgewurzelten Unwissenheit in Naturdingen: den Glauben an Hexen und die daraus entspringenden Hexenprozesse, mutig und erfolgreich bekämpfte, nachdem er früher allerdings selbst (gleichwie auch Leibnitz) dem Glauben an direkte Einwirkungen höllischer Mächte auf die Menschen, an Verzauberungen und dergleichen gehuldigt hatte.

So verschieden war der Lebensgang, so verschieden waren die Richtungen der Thätigkeit dieser beiden großen Männer. Natürlich waren es auch die Resultate dieser Thätigkeit, natürlich war es auch die Art ihrer Einwirkungen auf ihre Zeit und auf ihr Volk. In Bezug darauf sei mir gestattet, aus einer Vergleichung zwischen beiden, die ich vor vielen Jahren in meinem kulturgeschichtlichen Werke „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert" angestellt habe, einige der dort ausgesprochenen Gedanken hier zu wiederholen.

Leibnitz hat bei seinen Reformplänen immer ein großes Ganzes vor Augen: die Nation, die Wissenschaft, die Menschheit oder gar das unendliche Reich der Geister, die „Stadt Gottes", wie er es nennt — Thomasius beschäftigte sich vorzugsweise mit dem einzelnen Menschen, seinen Leidenschaften, seinen Bedürfnissen, seinem Fortkommen und Wohlergehen in diesem irdischen Leben. — Leibnitz strebte überall nach positiven, organischen Schöpfungen und wendete seinen ganzen Scharfsinn daran, das Neue mit dem Alten zu vermitteln, das Bestehende zugleich fortzubilden und zu erhalten — des Thomasius Hauptstärke lag in dem Raumschaffen für neue Bildungen, in dem Durchbrechen und Niederreißen der beengenden Schranken, welche Herkommen, Vorurteil, blinder Autoritätsglaube dem vorwärtsstrebenden Menschengeiste setzten. — Leibnitz glaubte noch an die Möglichkeit einer Wiederbelebung und Kräftigung des hinsterbenden deutschen Reichskörpers, und seine eifrigsten, frei-

lich auch erfolglosesten Bestrebungen gingen nach dieser Seite hin; — für Thomasius gab es ein so hohes Ziel schon nicht mehr, seine Bemühungen richten sich nur auf Verbesserungen der Einzelzustände in Bildung, Gesittung, Wissenschaft und Rechtspflege. — Leibnitz erscheint als der letzte Repräsentant einer Zeit, in welcher der Gedanke nationaler Einheit und großer Gemeininteressen auf den Gebieten des öffentlichen Lebens, wenn auch in den äußeren Schicksalen der Nation bereits zu Schanden geworden, doch in den Gemütern einzelner Höhergesinnter sich noch immer mit der ganzen Macht einer wertgehaltenen Tradition behauptete — mit Thomasius beginnt jene Periode unseres deutschen Kulturlebens, für welche diese Fragen völlig abgethan sind und wo der ganze Drang des Reformierens sich auf das ideale Gebiet der Denkfreiheit, der Aufklärung, der geistigen Entwickelung des Individuums wirft.

Daher haben die Bestrebungen dieser beiden Männer selbst da, wo sie scheinbar sich in der gleichen Richtung bewegen, dennoch einen wesentlich verschiedenen Charakter. Sowohl Leibnitz als Thomasius zeigten sich eifrig bemüht, die deutsche Muttersprache wieder in ihre Rechte einzusetzen; allein, was Leibnitz bekämpfte, war vornehmlich die Entstellung des Deutschen durch die Aufnahme fremdartiger Elemente aus anderen modernen Sprachen, ein Verfahren, welches seinen Nationalstolz verletzte; Thomasius eiferte gegen den übermäßigen Gebrauch der alten oder toten Sprachen (mit welchem übrigens auch Leibnitz nicht einverstanden war), weil er darin ein Zeichen gelehrter Pedanterie und ein Hindernis allgemeiner Verbreitung der Bildung erblickte. Leibnitz schrieb zwar kein ganz reines, aber für die damalige Zeit ein verhältnismäßig gutes Deutsch, bisweilen von einer Kraft und Einfachheit, welche an die Schriften unseres großen Reformators erinnert — der deutsche Stil des Thomasius ist nur zu häufig unschön, nachlässig in der Form, schwerfällig im Periodenbau, altmodisch und doch auch wieder mit ausländischen Phrasen und Wendungen auf ziemlich geschmacklose Weise buntscheckig untermischt.

Auf die Bestrebungen für Reinigung der deutschen Sprache, wie sie in besonders dafür gegründeten Gesellschaften zu Tage traten und wie sie allerdings nicht immer frei blieben von Übertreibung und Affektation, sah Thomasius spöttisch verachtend herab, während Leibnitz vielleicht zu große Erfolge von ihnen erwartete. Die Wahrheit lag wohl hier, wie so oft, in der Mitte.

Durchgreifende Reformen im Fache der Jurisprudenz, für Leibnitz eine der frühesten Lieblingsideen seiner Jugend, waren auch für Thomasius, besonders in seinem reiferen Alter, ein Gegenstand wiederholter und anhaltender Beschäftigung; allein ihre beiderseitigen Ziele waren verschieden: Leibnitz erstrebte eine einheitliche und im großen Stile angelegte deutsche Gesetzgebung (etwa wie wir jetzt sie haben); Thomasius hatte es mehr auf praktische Verbesserungen der Rechtspflege im einzelnen nach den Forderungen der Vernunft und der Gerechtigkeit abgesehen.

Derselbe nationale Sinn leitete Leibnitz bei seinen großartigen geschichtlichen Studien; für ihn war eine umfassende Geschichte des Reiches und seiner einzelnen Teile das Ideal des Geschichtsforschers — Thomasius sah in der Geschichte nur eine Sammlung von Beweisstücken zu den Aussprüchen der Vernunft und legte daher auf die Geschichte des menschlichen Geistes, der Religion und der Philosophie einen größeren Wert als auf die Geschichte der äußeren Schicksale der Völker oder der Politik der Kabinette.

Das Strebeziel Leibnitz' auf kirchlichem Gebiete war eine Aussöhnung und wenn möglich Vereinigung der getrennten Konfessionen, nicht bloß der Lutheraner und Reformierten, die sich damals aufs leidenschaftlichste bekämpften, sondern auch der Protestanten und der Katholiken. Er hoffte davon eine Beseitigung der unseligen Spaltung Deutschlands, ja vielleicht die Verwirklichung seiner hochfliegenden

Ideen von einem christlich-germanischen Weltreiche — Thomasius ging viel nüchterner, aber viel praktischer zu Werke, indem er Duldung und Gewissensfreiheit für den einzelnen erstrebte, zu dem Ende aber auf eine möglichst scharfe Trennung zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Gebiete drang. Beide, sowohl Leibnitz als Thomasius, waren von Haus aus Lutheraner; allein Leibnitz schien bisweilen dem Katholicismus, dessen großartige Organisation er bewunderte, so sehr sich zu nähern, daß ihm mehrfach (obgleich mit Unrecht) schuld gegeben ward, er habe seinen Glauben gewechselt — Thomasius, von der Unduldsamkeit lutherischer Zeloten aufs tiefste verletzt, neigte der minder schroffen Lehre der Reformierten zu.

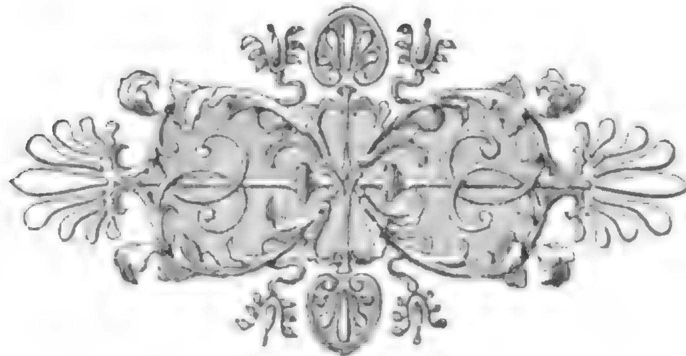
Leibnitz-Standbild in Leipzig.

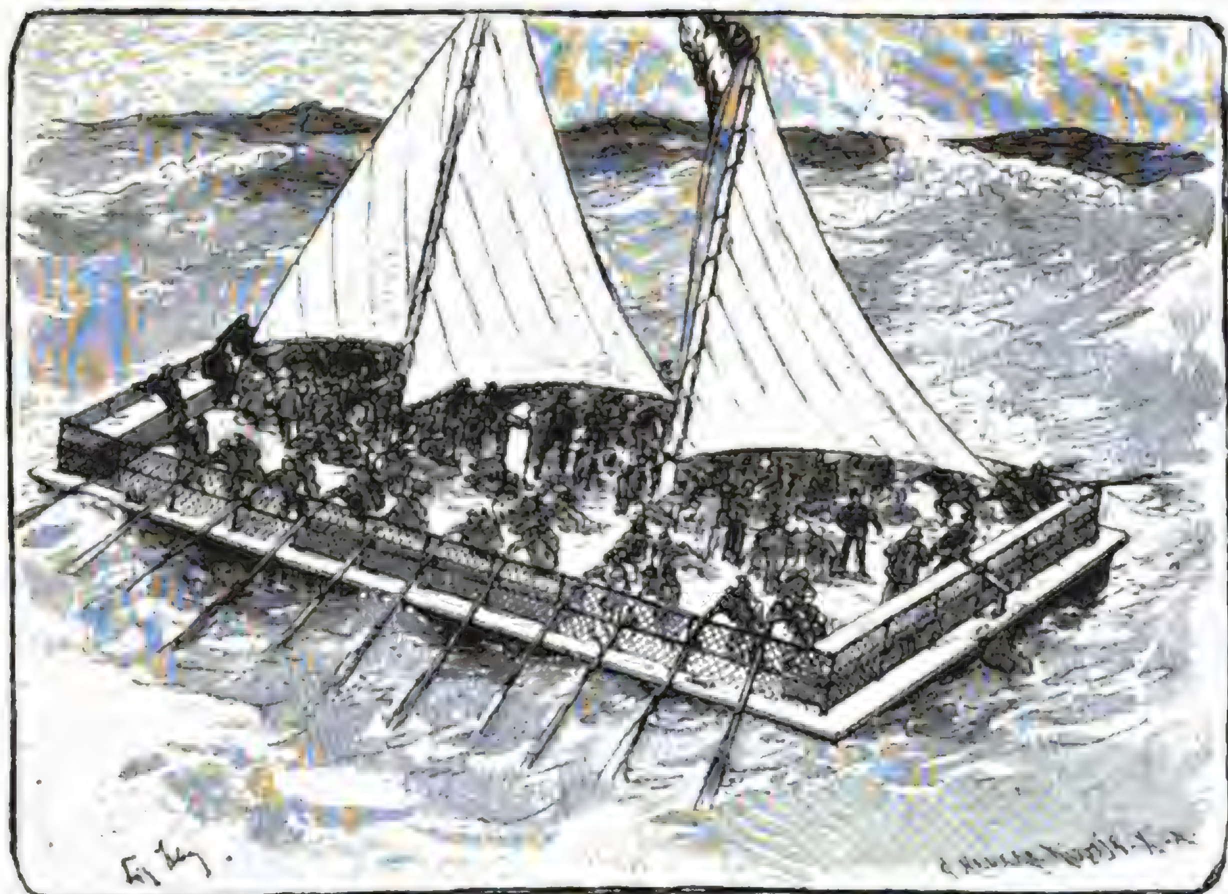
Wie in ihren Zwecken, so wichen beide Männer auch in der Art und Weise ihres Wirkens wesentlich voneinander ab. Leibnitz erblickte den sichersten Weg zur Durchführung großer, gemeinnütziger Reformen teils, wie schon oben erwähnt, in dem unmittelbar fördernden Eingreifen der Machthaber, teils in der Vereinigung einer Aristokratie von Gelehrten unter der Form von Gesellschaften oder Akademien; Thomasius hielt die Freiheit für einen kräftigeren Hebel des geistigen und wissenschaftlichen Fortschritts als alle Societäten und leitete aus dem Mangel dieser Freiheit (nicht wie Leibnitz aus dem Mangel an Protektion der Gelehrten seitens der Vornehmen) das Zurückbleiben Deutschlands hinter anderen Ländern in Wissenschaft und Bildung ab. „Die Weisheit braucht keine menschliche Protektion," sagte er einmal, „sondern dies ist ihr Protektion genug, wenn man nur ihre Freiheit nicht hemmt und unterdrückt."

Unstreitig war Leibnitz an Tiefe, Vielseitigkeit und Originalität des Denkens seinem jüngeren Strebensgenossen bei weitem überlegen; dagegen übertraf ihn dieser an Stärke des Charakters, Energie des Willens, Mut und Selbstverleugnung in Verteidigung der Wahrheit. Leibnitz war ebenso rücksichtsvoll nach allen Seiten wie Thomasius häufig rücksichtslos. Jener, eine, wie er selbst sich nennt, „zum Vermitteln geschaffene" Natur, besaß das seltene Talent, in allen, selbst den ab-

weichendsten Meinungen irgend etwas zu entdecken, was den seinigen wahlverwandt, was zur Anbahnung einer Vereinigung geeignet schien; für diesen war steter Kampf ein Lebenselement, und so konsequent verfuhr er in der Verteidigung dessen, was er für das Rechte hielt, und in der Bekämpfung des Gegenteils, daß er auch solche, die in manchen Punkten mit ihm übereinstimmten (z. B. die Pietisten), dennoch unerbittlich befehdete, sobald sie an irgend eine Seite seiner Überzeugungen rührten.

Durch seine Entdeckungen in den exakten Wissenschaften, namentlich der höheren Mathematik (als Erfinder der Differentialrechnung), und durch seine spekulativen Ideen: seine Monadenlehre, seine Lehre von der vorausbestimmten Übereinstimmung der geistigen und der körperlichen Bewegungen, endlich seine „Theodicee“, worin er nachzuweisen sucht, daß die von Gott geschaffene Welt von allen denkbaren Welten die beste sei — durch alles dieses hat Leibnitz tiefere und bleibendere Spuren in der Geschichte des deutschen und überhaupt des menschlichen Geistes zurückgelassen als Thomasius; allein für die Verbreitung der Kultur, für die Zerstreuung des dichten Nebels der Unwissenheit und des Aberglaubens, der zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch auf dem größeren Teile der Menschen und nicht am wenigsten auch der Deutschen lag, für die Erweckung eines freieren, humaneren und zugleich sittlich ernsteren Geistes in allen Schichten des Volkes hat vielleicht Thomasius mehr gewirkt als sein größerer und berühmterer Vorgänger. Wir Heutigen unterschätzen leicht das Maß von Mut und Entschlossenheit, welches damals in einer so dunklen und von so vielen Vorurteilen befangenen Zeit dazu gehörte, um einen Kampf zu wagen, wie ihn Thomasius gegen die vereinigte Macht der kirchlichen Orthodoxie, des pedantischen Gelehrtentums, der Unwissenheit und Roheit in den unteren, der geistigen Schlaffheit und der sittlichen Verderbtheit in den höheren Klassen fast ein halbes Jahrhundert lang alleinstehend und nur auf sich selbst angewiesen geführt hat. Wenn die Ideen, für deren Geltendmachung Thomasius seiner Zeit so viel Eifer aufbieten, so viel Anfechtung und Verfolgung erleiden mußte, heutzutage ein Gemeingut aller Gebildeten und aller civilisierten Nationen geworden sind, so wollen wir doch nicht vergessen, wie viel Mut und wie viel Beharrlichkeit dazu gehörte, ehe es so weit kam, und wollen die Verdienste derer in Ehren halten, welche wie Thomasius diesen Mut und diese Beharrlichkeit besaßen und bethätigten.





Ropers Floß unter Segeln und Rudern.

Neue Erfindungen

zur Sicherung von Menschenleben auf See.

Von

Reinhold Werner.

ls einst wegen stürmischen Windes die für die Verproviantierung Roms mit Getreide bestimmten Transportflotten sich weigerten, von Ostia auszulaufen, soll Pompejus sie mit den Worten hinausgetrieben haben: „Navigare necesse est, vivere non necesse" — die Schiffahrt ist notwendig, das Leben nicht. So hart dieser Ausspruch des Triumvirn klingt, hatte er nicht nur in jenem besonderen Falle eine Berechtigung, da das furchtsame Zaudern der Schiffer Rom mit einer Hungersnot bedrohte, sondern er darf auch in gewisser Beziehung verallgemeinert werden. Was wäre die Erde ohne Schiffahrt, wie stände es mit der Menschheit und der Civilisation? und deshalb dürfen die Opfer, welche das Befahren der Meere erfordert, nicht in Betracht kommen. Von diesem Gesichtspunkte gingen auch schon unsere Altvordern, die Hansen, aus, und die Bremer setzten jenen Spruch über die Thür ihres alten Hauses „Seefahrt", in welchem sie alles verhandelten, was die Schiffahrt anging.

Trotzdem darf aber der Sinn jener Worte nicht so weit gedeutet werden, als ob es auf das Leben der an Bord befindlichen Personen nicht im geringsten ankomme, wenn nur die Schiffahrt bestehen bleibe, und am allerwenigsten kann man sie in unserem Zeitalter so auslegen, dessen Anschauungen über Humanität von den

Zeiten des Pompejus so verschieden sind. Wohl müssen Seeleute wie Passagiere ihr Leben wagen, wenn sie die Meere kreuzen wollen, aber ebenso fordert der Standpunkt unserer heutigen Civilisation gebieterisch, daß sich auf den Schiffen auch alle diejenigen Hilfsmittel befinden, welche dazu angethan sind, bei einem Unfalle, werde dieser durch Scheitern, Brand, Zusammenstoß oder durch andere Ursachen herbeigeführt, die Möglichkeit zur Rettung von Mannschaft und Passagieren zu geben. Diese Forderung erscheint so naturgemäß und selbstverständlich, daß man nicht begreift, weshalb sie nicht erfüllt wird, und dennoch lehren Fälle wie zum Beispiel „Großer Kurfürst“, „Alice“, „Cimbria“ und „Daniel Steinmann“ in erschreckender Weise, daß jene Hilfsmittel entweder ihren Zweck verfehlen oder sich nicht in genügender Zahl an Bord befinden.

Letzteres ist sehr leicht zu beweisen. Nehmen wir als Beispiel irgend einen transatlantischen Dampfer, der achthundert bis tausend Passagiere befördern kann, zu denen dann noch die Besatzung mit etwa hundert Köpfen tritt, so ist diese Masse Menschen im Falle eines Unglückes zunächst auf die Boote angewiesen. Wie steht es aber damit? Auf solchem Schiffe sind acht Boote vorhanden; einige davon haben Luftkasten, damit sie nicht sinken können, und heißen deshalb besonders „Rettungsboote“. Sie hängen in Kränen an beiden Seiten des Schiffes in symmetrischer Reihe, sind sauber gestrichen und sehen stattlich und so aus, als ob sie jeden Augenblick gebrauchsfähig seien. Dem mit Schiffsverhältnissen nicht bekannten und nur nach der äußeren Erscheinung urteilenden Passagier flößen sie ein Gefühl beruhigender Sicherheit ein und er blickt mit Vertrauen auf sie.

In Wirklichkeit sind aber die Sicherheit und das Vertrauen sehr problematischer Natur. In dem günstigsten Falle, der indessen fast nie eintritt, das heißt bei ganz ruhiger See, genügender Zeit, Aufrechterhaltung der Ordnung und Disciplin, und wenn man sämtliche Boote glücklich zu Wasser bringen kann, fassen diese noch nicht ein Dritteil der oben genannten Zahl von Schiffbrüchigen. Die übrigen sind in den weitaus meisten Fällen von vornherein hilflos preisgegeben und dem Tode verfallen. Passiert das Unglück in einer lebhaften Wasserstraße, so können Rettungsgürtel und ähnliche Vorrichtungen — wenn sie in genügender Zahl an Bord sind — dazu beitragen, daß ein Teil der so Verlassenen sich stundenlang über Wasser hält, bis Hilfe von anderen Schiffen herbeieilt. Ein solcher Fall trifft aber, wie gesagt, nur höchst selten ein. Wenn schlechtes Wetter und hoher Seegang den Unfall begleiten, wenn er nachts eintritt, wenn wie bei „Großer Kurfürst“ und anderen das Schiff sich sehr bald nach dem Zusammenstoße so weit auf eine Seite legt, daß die Hälfte der Boote gar nicht einmal hinuntergelassen werden kann — wenn die Passagiere in ihrer Todesangst alle Disciplin und Ordnung durchbrechen und es selbst den energischsten und kaltblütigsten Seeleuten unmöglich machen, wirksame Rettungsversuche zu unternehmen, wie es meistens stattfindet, dann treten eben solche Fälle ein wie die oben genannten, bei denen viele Hunderte Menschen auf einmal und teilweise unter den erschütterndsten Umständen ihr Leben verlieren.

In den letzten Jahrzehnten haben sich derartige Katastrophen in erschreckender Weise gehäuft, aber bis jetzt ist wenig oder nichts zu ihrer Abhilfe geschehen. Es ist dies geradezu unbegreiflich, und der gesunde Menschenverstand muß die Frage aufwerfen: Wenn auch die Passagiere selbst und die öffentliche Meinung, vielleicht aus Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse, nicht auf wirksame Wandlung dieser schreienden Mißstände drängen — weshalb greift in solchem Falle nicht der Staat ein? Weshalb überläßt er es dem Belieben der Reeder, ihre Schiffe mit Rettungsmitteln auszurüsten, während er doch in allen anderen Fällen auf dem Lande, wo die Sicherheit von Menschen-

leben in das Spiel kommt, wie beim Häuserbau, bei gewerblichen Anlagen, Theatern und so weiter, rigoröse, wenn auch vollständig gerechtfertigte Vorschriften giebt? Ist irgend welche Logik darin, daß er sich um Bauart und Ausrüstung der Schiffe mit den notwendigen Rettungsmitteln nicht kümmert? Solche Zustände sind wirklich unhaltbar, und es muß allseitig darauf gedrungen werden, daß sie aufhören; sie schlagen unserer Civilisation und Humanität geradezu in das Gesicht.

Man könnte von fachmännischer Seite einwenden: Es ist unmöglich, auf einem Passagierschiffe Boote als die zuverlässigsten Rettungsmittel in so großer Zahl mitzuführen, daß achthundert bis tausend Menschen darin Platz finden. Das ist völlig zutreffend, aber dann beschränke man entweder entsprechend die Zahl der Passagiere oder substituiere für die fehlenden Boote andere Rettungsmittel, die wenigstens die Möglichkeit in Aussicht stellen, alle Schiffbrüchigen eine geraume Zeit über Wasser zu halten, bis vielleicht Hilfe kommt. Seit drei Jahrzehnten giebt es zum Beispiel Rettungsflöße, welche im stande sind, eine große Zahl von Menschen in der Weise zu tragen, daß sie so lange über Wasser bleiben, wie ihre Kräfte ausreichen, um sich festzuhalten. Sie bestehen aus drei hohlen Blechcylindern von sechs bis zehn Meter Länge, welche prismatisch zusammengefügt und mit Handgriffen versehen sind. Sie sind so leicht, daß sie, wenn sie an passenden Stellen auf dem Oberdeck liegen, von zwei bis drei Leuten in kürzester Frist über Bord gesetzt werden können, und ihre Tragkraft hält bequem fünfzig bis sechzig Menschen mit dem Oberkörper über Wasser.

Bereits vor dreißig Jahren konnte man diese Flöße auf dem Deck der großen nordamerikanischen Flußdampfer halbdutzendweise liegen sehen, ebenso wie dort jeder Stuhl, jede Bank unter dem Sitze mit einem blechernen Luftkasten versehen war, um im gegebenen Falle als Rettungswerkzeug dienen zu können. Weshalb haben die europäischen Regierungen nicht schon längst den Passagierschiffen aufgegeben, gleiche Einrichtungen zu treffen? Es ist dies ganz unverständlich.

Unbedingt erfüllen ja solche Flöße nicht ihren Zweck. Bei schwerem Seegange oder scharfer Kälte würden sie verhältnismäßig wenig nützen, die Schiffbrüchigen von ihnen fortgespült werden oder erstarren, aber sie bieten doch in sehr vielen Fällen wenigstens die Möglichkeit zur Rettung, und gerade bei den oben angeführten Schiffen würden sie weit über tausend Menschen vor dem Wassergrabe bewahrt haben.

Sollten diese Thatsachen nicht jeden denkenden Menschen dazu führen, daß er nach Kräften das Seine thut, um hier Wandel zu schaffen? In den letzten zwanzig Jahren hat das deutsche Volk sich in schönster Weise für das Seerettungswesen erwärmt. Es hat Millionen dafür aufgebracht, um an unseren gefährdeten Küstenpunkten nahe an hundert Rettungsstationen zu errichten, und dank den heroischen Anstrengungen und der selbstlosen Hingabe der mit Sturm und See ringenden, oft selbst vom Tode bedrohten Bootsmannschaften sind in diesem Zeitraume über 1200 Menschen dem sicheren Untergange entrissen — aber es bedürfte nur eines Gesetzes, um auf hoher See viele tausend andere aus den Wellen zu retten, die ohne ein solches Gesetz oder ohne einen entsprechenden Druck der öffentlichen Meinung jetzt geradezu geopfert werden. Wird auch nur dieser Druck ausgeübt, so leistet er der Humanität unendlich bedeutendere Dienste, als die größte Zahl besteingerichteter Rettungsstationen an den Küsten und alle Geldopfer dies vermögen.

Es ist oben bemerkt, daß die bisher besten Rettungsmittel, die Boote, nicht in genügender Zahl mitgeführt werden und leicht eintretende Verhältnisse ihren Gebrauch im Notfalle ganz oder teilweise unmöglich machen können. Ebenso mußte zugegeben werden, daß andere Vorrichtungen wie die beschriebenen Cylinderflöße u. s. w. zwar sehr nützlich sind, aber nicht unter allen Umständen ihren Zweck

erfüllen. Seit einigen Jahren existieren jedoch andere wirksame Hilfsmittel, welche im Augenblicke der Gefahr äußerst selten versagen, welche jeder beliebigen Zahl Menschen auch bei schlechter Witterung und bei jeder Tageszeit Rettung aus Todesgefahr bieten, und es ist der Zweck dieser Zeilen, auf sie aufmerksam zu machen, sowie darzuthun, daß ihre Einführung an Bord der Schiffe die Sicherheit des Lebens außerordentlich erhöht und der Humanität einen Dienst leistet, wie er schöner und größer nicht gedacht werden kann.

In erster Reihe ist dies das von dem Engländer Roper konstruierte Rettungsfloß (Roper's self launching life raft).

Der Erfinder, in Deptford ansässig, war in seinen jüngeren Jahren Seemann, wurde danach Angestellter auf einer großen Schiffsbauwerft und machte sich dann selbständig als Lieferant für die Ausstattung und Ausrüstung von Schiffen, als welcher er sich in der nautischen Welt einen Ruf erwarb. In diesen drei Stellungen wurde er mit dem Seewesen in jeder Richtung nahe vertraut, und der erschreckende Menschenverlust, den die in letzter Zeit sich stets mehrenden Schiffsunfälle herbeiführten, brachte ihn auf den Gedanken, auf Mittel zu sinnen, wie demselben abzuhelfen oder wie er wenigstens bedeutend zu verringern sei.

Von 1876 bis 1882, also in dem kurzen Zeitraume von sechs Jahren, wies allein für englische Schiffe die Statistik 16 623 Menschen nach, welche bei Schiffbrüchen ihr Leben eingebüßt hatten. Gleichzeitig ergab ein genaueres Studium der einzelnen Fälle, daß der bei weitem größte Teil dieser furchtbaren Zahl dem Mangel an geeigneten Rettungsmitteln, vornehmlich an Booten, zum Opfer gefallen war, da diese, wie oben ausgeführt, überhaupt nicht in genügender Menge mitgenommen werden und andererseits nur teilweise ihre Schuldigkeit thun konnten, sei es weil man sie nicht zu Wasser zu bringen vermochte oder sie durch Überfüllung umschlugen oder durch grobe Vernachlässigung unbrauchbar geworden waren. Mag man hingreifen, wo man will, es zeigen sich bei allen größeren Schiffbrüchen fast ausnahmslos stets diese selben Erscheinungen. Um nur einige von den vielen traurigen Unfällen zu nennen, seien die nachstehenden erwähnt. Das englische Auswandererschiff „Cospatrick“ ging 1874 mit 473 Köpfen nach Ostindien. Es geriet im Atlantischen Ocean in Brand. Von sechs Booten kamen nur zwei zu Wasser. Von dem einen wurde nie wieder etwas gehört, das zweite von einem anderen englischen Schiffe nach acht Tagen aufgenommen; aber von den 36 Personen, die in ihm Aufnahme gefunden, überlebten nur drei die Katastrophe. Vor einigen Jahren gingen auf der Themse mit der „Alice“ angesichts des Ufers 700 Menschen elend zu Grunde, weil es ganz und gar an Rettungsmitteln fehlte. Von deutschen Schiffen weisen die auf See verbrannte „Austria“, der bei Lizard gestrandete „Schiller“, von dessen gesamten Passagieren nur eine Frau gerettet wurde, die durch Zusammenstöße verunglückten „Großer Kurfürst“, „Deutschland“ und „Cimbria“ Menschenverluste von Tausenden auf. Auf letzterer kamen von 522 Personen 416 um. Sie hatte acht Boote, aber in dem betreffenden Berichte heißt es: „Ein Boot schlug sofort um, als es in das Wasser gelassen wurde; ein zweites kenterte ebenfalls, und seine sämtlichen Insassen, hauptsächlich Frauen, ertranken. Ein drittes wurde vom gleichen Geschick ereilt, und von den dreißig in ihm befindlichen Menschen gelang es nur wenigen, die über Wasser stehende Takelage des gesunkenen Schiffes zu erreichen und sich in ihr zu retten. Von den vier Steuerbordbooten schlug ebenfalls eins um.“ Die Hälfte der vorhandenen Boote ging also verloren, obwohl es keineswegs schlechtes Wetter war. Ebensowenig ist in diesem Falle daran zu zweifeln, daß sich die Fahrzeuge im besten gebrauchsfähigen Zustande befanden; und daß auch die seemännische Besatzung nach jeder Richtung

ihre Pflicht that, geht aus dem einstimmigen Zeugnisse der überlebenden Passagiere hervor. „Die höchste Anerkennung," heißt es in ihm, „muß dem Kapitän, den Offizieren und der gesamten Mannschaft gezollt werden, von denen der größte Teil ihren Untergang in dem Bestreben fand, ihre Schuldigkeit zu thun und die Passagiere zu retten." Sie handelten alle wie brave Männer, bewahrten bis zum Tode und angesichts desselben musterhafte Disciplin, aber was nützte es den undisciplinierten Passagieren gegenüber, die oft wahnsinnig vor Angst alle Bemühungen der Seeleute vereitelten.

Ähnliches wird in gleichen Fällen stets stattfinden, solange Passagierschiffe für Rettungszwecke nur auf Boote angewiesen sind und nicht Einrichtungen getroffen werden, welche, wenn nicht allen, so doch dem bei weitem größten Teile der an Bord befindlichen Menschen auch bei ungünstigen Witterungsverhältnissen und knapp bemessener Zeit Rettung versprechen und deren Ingebrauchnahme durch Indisciplin der Gefährdeten möglichst wenig beeinträchtigt werden kann.

Auf diese springenden Punkte richtete Roper sein Augenmerk, und es ist ihm gelungen, die so wichtige Frage in einer Weise zu lösen, welche ebenso ihm selbst zur Ehre gereicht, wie sie dazu angethan ist, der Schiffahrt und der Humanität unberechenbare Dienste zu leisten. In seinem Rettungsfloß hat er die Mittel gefunden, die Schrecken der Schiffahrt um ein ganz Bedeutendes zu mildern, und bei allgemeiner Einführung der Erfindung auf Schiffen, bei denen Zahl und Beschaffenheit der Boote nicht in Verhältnis zu der schiffbrüchigen Menschenzahl stehen kann, wird der Verlust an Leben auf See fortan sich so bedeutend verringern, daß es Pflicht des Publikums wie der Regierungen ist, solche Einrichtungen zu verlangen und, wenn nötig, zu erzwingen.

Auf allen größeren Dampfschiffen befinden sich sogenannte Kommandobrücken, meistens eine, oft aber auch zwei. Im ersteren Falle liegt dieselbe gewöhnlich ziemlich vorn im Schiff hinter dem Fockmast, während die zweite hinter dem Großmast erbaut ist. Eine solche Brücke läuft von einer Bordwand zur anderen, erhebt sich sieben bis neun Fuß über dem Oberdeck und dient zum Aufenthalt des wachhabenden Offiziers, der von ihr aus einen freien Ausblick über das Schiff sowie über den ganzen Horizont hat und dadurch im stande ist, rechtzeitig Gefahren zu entdecken und sie zu vermeiden. Gewöhnlich ist auf einer vorspringenden Plattform der Brücke noch ein Häuschen gebaut, in dem Seekarten und nautische Instrumente aufbewahrt werden, um sie beim Gebrauch sogleich zur Hand zu haben; ebenso ist in der Nähe auch das Steuerrad placiert, damit der Wachhabende die Leute am Ruder stets unter Aufsicht hat und ein schnelles, sicheres Manövrieren des Schiffes bewerkstelligen kann.

Diese Kommandobrücken hat nun Roper für seine Zwecke zunächst in das Auge gefaßt und sie in Rettungsflöße verwandelt, ohne sie unter gewöhnlichen Verhältnissen ihrer ursprünglichen Bestimmung zu entziehen. Die Forderungen, welche er dabei an ihre Wirksamkeit stellte, waren 1) genügende Größe und Tragkraft, um Hunderte von Menschen aufzunehmen; 2) Gebrauchsfähigkeit auch bei schlechter Witterung; 3) die Möglichkeit, sie ohne zeitraubende Vorbereitung an einer beliebigen Seite des Schiffes, wie es gerade die Umstände bedingen, zu Wasser zu bringen; 4) die Fähigkeit, mit ihnen unter Rudern oder Segeln größere Strecken zurückzulegen und den Schiffbrüchigen für längere Zeit sowohl Speise und Trank als den in solchen Fällen überhaupt möglichen Komfort zu sichern.

Alle diese Anforderungen sind denn auch in Wirklichkeit erfüllt und zwar in nachstehender Weise. Die notwendige Größe ist durch einfache Verbreiterung der Kommandobrücke gewonnen. Für ihre gewöhnlichen Zwecke hat eine solche eine Breite von sechs bis acht Fuß, und diese ist je nach der an Bord befindlichen Menschenzahl vergrößert. Natürlich giebt es

für die Abmessungen eine praktische Grenze. Sollte ein so hergestelltes Rettungsfloß zum Beispiel tausend Passagiere aufnehmen, so würde es so groß und so schwer werden, daß man es nicht mehr handhaben könnte. Für solchen Fall müssen deshalb mehr Flöße mitgegeben werden, seien diese als Brücken oder als andere Schiffsteile konstruiert.

Fig. 1 zeigt ein als **Kommandobrücke** dienendes Floß für einen großen transatlantischen Passagierdampfer in einer Länge von etwa achtundvierzig und einer Breite von einundzwanzig Fuß, welches 450 Personen aufnehmen kann. Es besteht aus einem rechteckigen Boden, dessen Seiten mit einem starken eisernen Geländer umgeben sind. Der Boden ist doppelt und aus gewelltem Eisenblech hergestellt. Diese Bearbeitung des Eisens giebt letzterem einen sehr hohen Grad von Haltbarkeit und Elasticität, so daß man sich mit sehr dünnen Platten begnügen kann, was natürlich für ein möglichst geringes Gewicht des Ganzen von hoher Bedeutung ist. Dadurch ist es möglich geworden, sich für die Plattenstärke eines Floßes von den oben genannten Abmessungen auf ein zehntel Zoll zu beschränken, während man nur die Seitenwände, weil sie beim Ablauf Reibung zu ertragen haben, ein viertel Zoll stark gemacht hat.

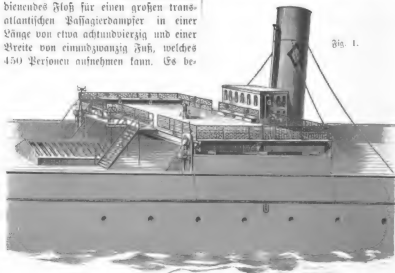


Fig. 1.

Ropers Floß als Kommandobrücke.
B C D Behälter für Proviant, Wasser ꝛc. E Kompaß. F Floßboden. G Kartenhaus.

Der Doppelboden hat einen Durchmesser von ungefähr zwei und einen halben Fuß und besteht aus einer großen Zahl wasserdichter Zellen, die ihm nicht nur eine große Stärke, sondern auch bedeutende Schwimmkraft und Sicherheit geben. Wird zum Beispiel das Floß durch Stoß gegen das Schiff, gegen ein Wrackstück oder dergleichen beschädigt, so kann immer nur eine der kleinen Zellen voll Wasser laufen, was unschädlich ist, während ein Boot in solchem Falle sinken müßte. Das System des doppelten Bodens mit Zellen ist auf allen größeren Kriegsschiffen gebräuchlich und von Roper auf sein Floß übertragen. Der eiserne Boden hat dann noch einen Belag von Holzplanken, auf dessen besondere Einrichtung später zurückgekommen werden wird.

Das Geländer ist von Eisenstangen gefertigt, unten herum etwa einen Fuß hoch mit dünnen Blechplatten belegt, sonst aber nur durch Gitterwerk ausgefüllt.

Aus der beschriebenen Konstruktion er-

klärt sich auch die Gebrauchsfähigkeit des Floßes bei jeder Witterung, was ihm namentlich Booten gegenüber einen so großen Vorzug verleiht. Wenn eines der letzteren dreißig bis vierzig Personen aufgenommen hat, so geht es drei bis vier Fuß tief im Wasser, weil es scharf gebaut und mit Kiel versehen ist. Gleichzeitig ragen dann seine oberen Bordwände nur wenige Zoll über die Wasserfläche hinaus, und bei einigermaßen bewegter See liegt deshalb die stete Gefahr nahe, daß eine Welle hineinschlägt und es zum Sinken oder, wenn es mit Luftkasten versehen ist, zum Umschlagen bringt, wie dies so viele Tausende von Beispielen bethätigt haben.

Ein Floß wie das obige hat jedoch wegen seiner durch die Bodenform und das Zellensystem bedingten außerordentlichen Schwimmkraft leer nur einen Tiefgang von drei Zoll. Mit 450 Menschen besetzt, taucht es anderthalb Fuß ein und zeigt mit den erwähnten Blechplatten am Geländer noch eine Bordwand von zwei bis zwei und einen halben Fuß über Wasser. Ist dies schon an und für sich sehr wichtig, so hat das Floß andererseits von den Wellen viel weniger zu fürchten als die Boote, weil es bei seinem geringen Tiefgange dem Wogenprall weit geringere Angriffspunkte darbietet. Die Wellen werden im allgemeinen nicht über dasselbe hinbrechen, sondern es beim Anlauf wie eine Blase auf ihren Rücken heben und unschädlich darunter fortlaufen, wovon sich jeder leicht selbst überzeugen kann, wenn er bei bewegtem Wasser zum Beispiel einen oder einige schwimmende Balken beobachtet.

Gleichzeitig bricht sich aber jede und auch die schwerste See, wenn sie unter einem solchen Floß fortläuft, und an dessen Seite unter dem Winde (Lee) wird deshalb immer so ruhiges Wasser sein, daß dort befindliche Boote der Gefahr des Vollschlagens nicht ausgesetzt sind und Schutz finden. Die Thatsache, daß floßartige Konstruktionen von geringem Tiefgange die Gewalt der Wellen brechen und diese glätten, ist von jeher von Schiffen und Booten durch sogenannte Treibanker ausgenutzt worden. Wenn zum Beispiel ein Schiff durch irgend welche Verhältnisse bei schwerem Wetter steuerunfähig geworden ist, so sind Sturzseen, die alles vom Deck spülen, ja auch wohl die Lukendeckel einschlagen, seine gefährlichsten Feinde. Um sie abzuwehren, konstruiert man dann Treibanker, das heißt man bindet Stengen, Rahen und andere hoch schwimmende Gegenstände aneinander, befestigt sie mit einem starken Tau am Vorderteil des Schiffes und wirft sie über Bord. Das bedeutend mehr Windfang bietende Schiff wird natürlich schneller fortgetrieben als das Floß. Dieses wirkt gewissermaßen als Anker und hält einerseits das Schiff mit seinem Vorderteil gegen die Richtung des Windes und der Wellen gekehrt, wodurch die letzteren ihm überhaupt ungefährlicher werden, glättet aber andererseits auch in solchem Grade die Wellen, daß das Schiff sich in verhältnismäßig ruhigem Wasser befindet.

Sollte indessen auch wirklich eine Welle über das Ropersche Rettungsfloß brechen, so kann sie ihm nicht im entferntesten so gefährlich werden wie Booten. Sie findet nicht wie bei diesen einen Hohlraum, sondern eine glatte Fläche, und das Wasser läuft von dieser durch die Sturzpforten — weite Öffnungen an der unteren Seite der Schutzbleche am Geländer — ebenso schnell wieder ab.

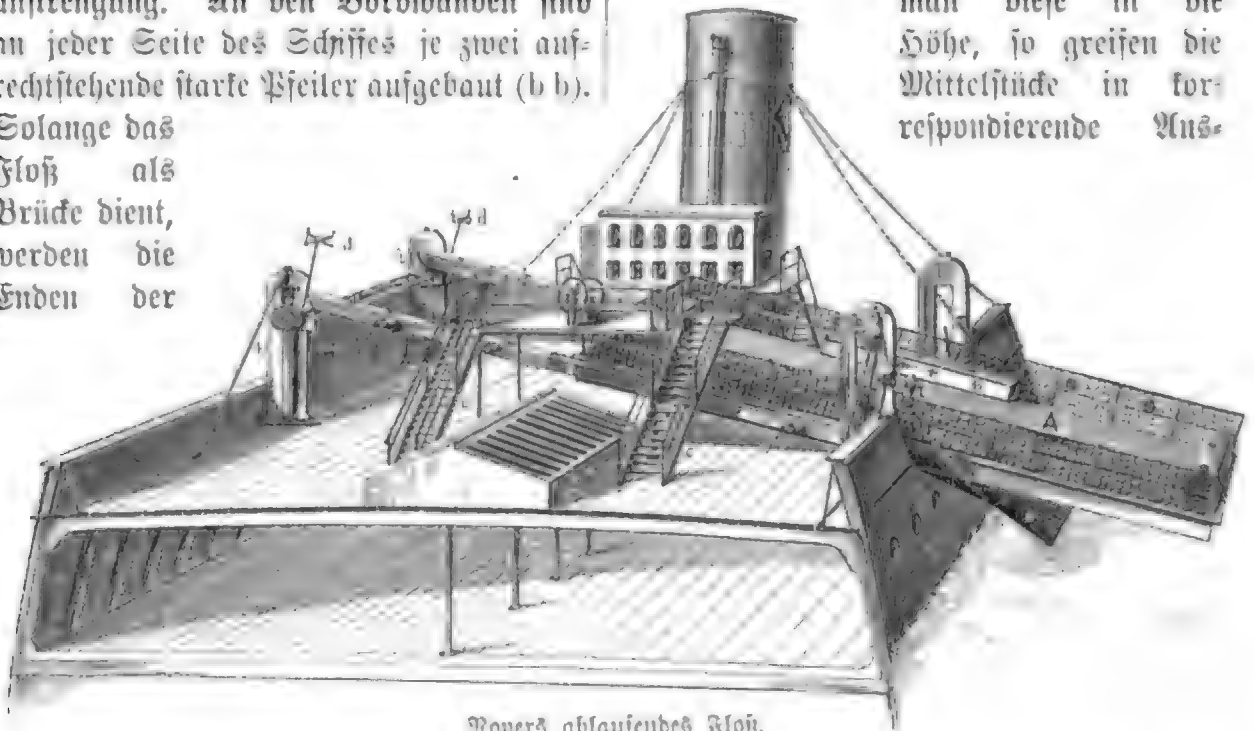
Der dritte Punkt, das Floß ohne weitere Vorbereitungen als wenige Handgriffe, ohne Zeitverlust, bei schlechter Witterung und bei Nacht, sowie bei jeder Lage des Schiffes glücklich zu Wasser zu bringen, was, wie oben dargethan, bei Booten sehr häufig mißlingt und einen Teil derselben von vornherein nutzlos macht, ist von Roper gleichfalls in ebenso wirksamer wie einfacher Weise gelöst worden, und ist es überhaupt die Einfachheit seiner Erfindung, die ihr den großen Wert verleiht.

Das Rettungsfloß A ruht, solange es

als Kommandobrücke dient, auf zwei horizontal liegenden, entsprechend starken eisernen Balken a a (Fig. 2), welche von Bord zu Bord quer über das Schiff reichen. Diese Balken werden in ihrer Mitte durch Pfeiler c unterstützt und sind mit ihnen durch einen Bolzen verbunden, um den sie sich in vertikaler Richtung bewegen können. Da ihre beiden Hälften genau abbalanciert sind, so erfordert die Bewegung, das heißt das Heben oder Senken ihrer Endpunkte nach der einen oder anderen Seite, nur geringe Kraftanstrengung. An den Bordwänden sind an jeder Seite des Schiffes je zwei aufrechtstehende starke Pfeiler aufgebaut (b b). Solange das Floß als Brücke dient, werden die Enden der Tragbalken durch eine einfache, aber äußerst wirksame Vorrichtung an den Pfeilern in horizontaler Lage und so fest gehalten, daß sie sich bei den Schwankungen des Schiffes nicht rühren können und mit den Mittel- und Endpfeilern ein festverbundenes Ganzes ausmachen. Auf und zwischen den Balken liegt dann das Floß. Die obere Fläche seines eisernen Doppelbodens mit dem Holzbelag steht seitlich etwas vor und greift über die Balken, der übrige Teil des Bodens zwischen dieselben. Eine unbewegliche Verbindung des Floßes mit den Tragbalken wird durch Hebelvorrichtungen bewerkstelligt, von denen je zwei an der Vorder- und Hinterseite der Brücke angebracht sind.

Das Stück der Bordwand an jeder Seite des Schiffes, welches sich unter der Floßbrücke befindet (e Fig. 2), ist höher als die übrige Verschanzung und beweglich. Wenn das Floß nicht gebraucht wird, ist es in die Höhe geklappt, wird von zwei Hebeln mit Klammern festgehalten und bildet eine Wand, gegen welche sich das Floß stützt. Zwischen dieser Wand und den Mittelpfeilern sind an der unteren Kante der Gleitbalken die vorhin erwähnten beweglichen Hebel angebracht mit breiten viereckigen Mittelstücken. Klappt man diese in die Höhe, so greifen die Mittelstücke in korrespondierende Ausschnitte der Balken und des auf ihnen ruhenden Floßbodens. Sie passen genau in dieselben, und es wird durch diese einfache Einrichtung eine so feste Verbindung hergestellt, daß das Floß sich nicht bewegen kann, um so mehr, als vier solche Schlußhebel vorhanden sind und im Bedarfsfalle sich noch mehrere derselben anbringen lassen.

Fig. 2.

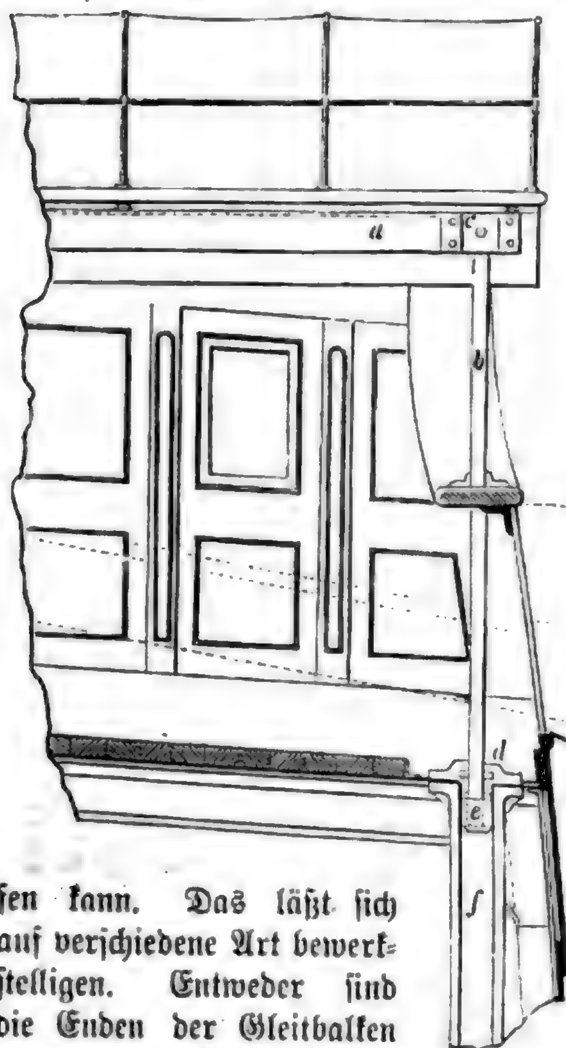


Ropers ablaufendes Floß.

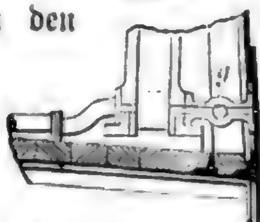
Ist auf diese Weise die Festigkeit der ganzen Floßbrücke gesichert, so handelt es sich auf der anderen Seite darum, das Floß selbst auf schnelle und einfache Art über Bord zu setzen. Zu diesem Zwecke müssen zunächst die Gleitbalken je nach den obwaltenden Umständen nach dieser oder jener Seite des Schiffes schräg gelegt werden, um eine nach dem Wasser

abfallende schiefe Ebene zu bilden, auf der das Floß selbstthätig über Bord lau-

Fig. 3.



fen kann. Das läßt sich auf verschiedene Art bewerkstelligen. Entweder sind die Enden der Gleitbalken mit den Pfeilern an den Bordwänden durch Zahnstange und Schnecke verbunden, die, von Kurbeln in Bewegung gesetzt, die Balken an der einen Seite beliebig heben respektive senken. Eine zweite Art ist in Figg. 3 und 4 dargestellt. Die Stützen b der Gleitbalken sind unten mit einem Kolben e versehen, welcher in einem durch den Deckel d geschlossenen Cylinder f gleitet. Der letztere wird mittels einer Pumpe von unten aus mit Wasser gefüllt. Der Kolben e hebt sich dabei und gleichzeitig auch die Enden der Gleitbäume a, welche in den Gelenken c mit b verbunden sind. Öffnet man dann im Gebrauchsfalle den Hahn g an einer Seite des Schiffes, so entsteht die schiefe

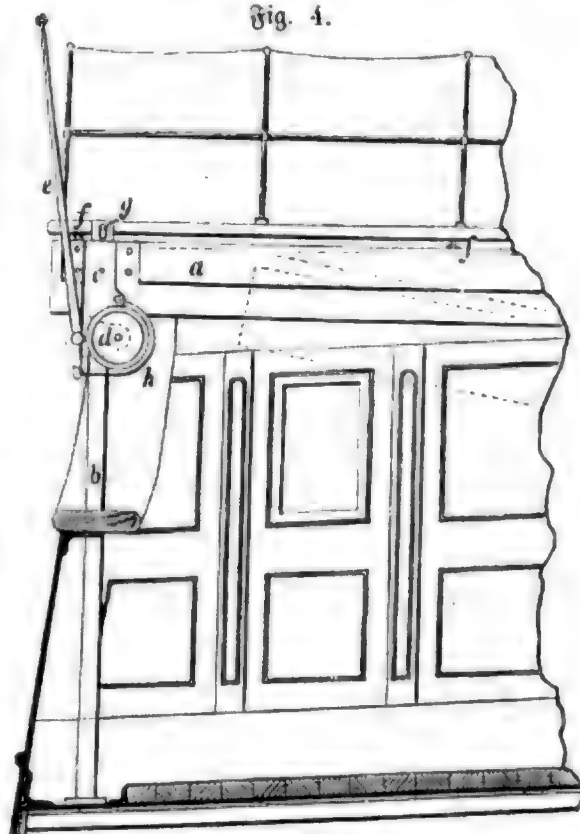


Bewegungsapparat zum Schräglegen der Gleitbalken.

Fläche, und das Floß kann auf den Rollen f (Fig. 4) in das Wasser gleiten. Zum Regulieren der Ablaufsgeschwindigkeit ist eine Bremsvorrichtung angebracht. An der Öse g (Fig. 4) sitzt eine Kette oder ein Tau, welches auf eine mit der Bremsscheibe d verbundene Trommel gewickelt ist. Die Umdrehungsgeschwindigkeit der Bremsscheibe wird durch die Stellung des mit dem Bremsbande h verbundenen Hebels e bestimmt und dem entsprechend also das Floß langsamer oder schneller in das Wasser gelassen.

Die dritte Art ist jedoch die einfachste und wird deshalb wohl am meisten zur Anwendung kommen (Figg. 5, 6 und 7). Hier werden die in den Mittelständern C lagernden Gleitbäume B in der gewünschten Lage mittels der Kette g festgehalten. Ihre Enden sind an den in den Schlitzen j der Seitenständer h gleitenden Bolzen i befestigt, während sie in der Mitte einmal um die Kettentrommel f geschlungen und über die Leitrollen g′ gezogen ist. Die letztere wird durch die Achse e des konischen

Fig. 4.



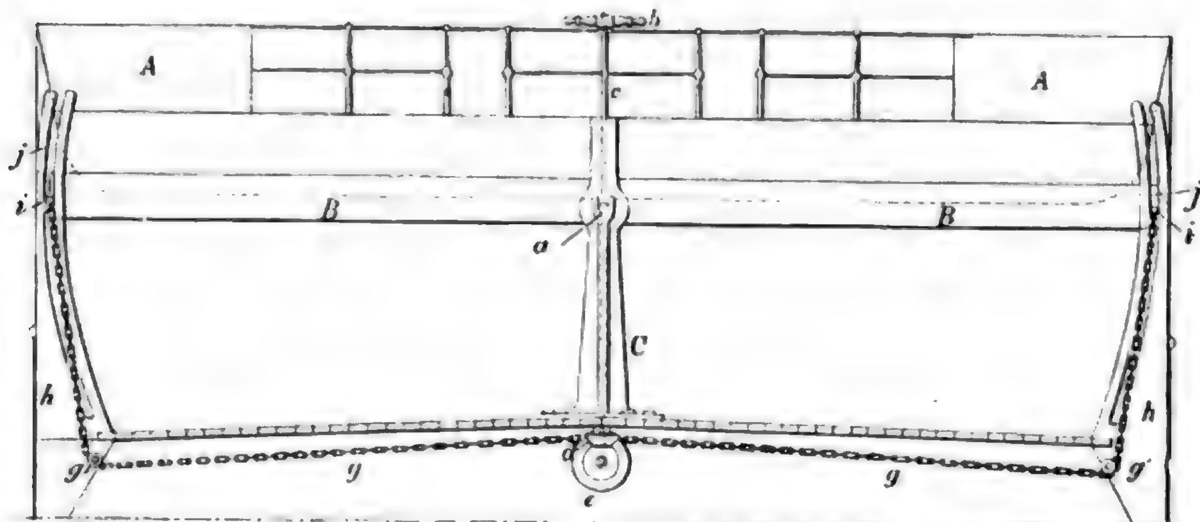
Bewegungsapparat zum Schräglegen der Gleitbalken.

Rades d, an deren oberem Ende der Griff b sitzt, gedreht, indem das Rad d in ein mit f verbundenes, gleichfalls konisches Rad e eingreift. Um die Gleitbäume festzustellen, sind an beiden Enden die an der Achse k′ befestigten Haken k angebracht, welche bei der entsprechenden Stellung des Hebels n in die an den Stützen m sitzenden Knappen l sich einhängen. Die Rollen o und p dienen zur Erleichterung des Ablaufens. Die Ablaufsgeschwindigkeit des Floßes wird, wie oben erörtert, auch hier durch Bremsscheiben geregelt.

Die Drehung des Rades d vermittels des Handrades b und der Stange c durch einen Mann genügt bei dieser Einrichtung, um die Gleitbalken beliebig schräg zu legen. Zugleich klappt sich nach Lösung der beiden erwähnten Klammerhebel die bewegliche Bordwand an der Seite, wohin das Floß ablaufen soll, nach außen und bildet, von Ketten oder Gelenkstangen unterstützt, eine Rampe außerhalb des Schiffes, die fast das Wasser berührt und eine Fortsetzung der von den Gleitbalken hergestellten schiefen Ebene wird.

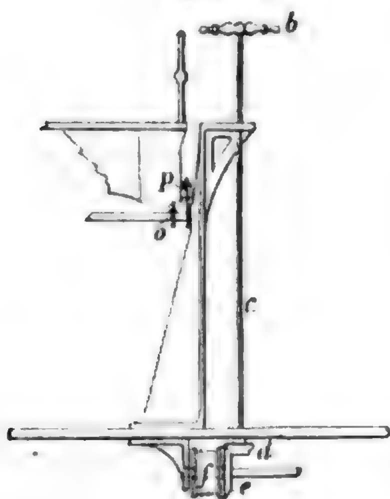
Damit ist das Floß selbst fertig zum Ablaufen, und man hat jetzt nur noch nötig, die vier Hebel, welche es durch ihre rechteckigen Mittelstücke an den Gleitbalken festhalten, zu lösen, um es frei zu

Fig. 5.



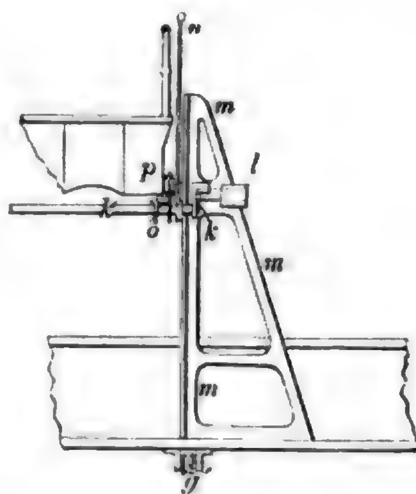
Bewegungsapparat zum Schräglegen der Gleitbalken.

Fig. 6.



Besonderer Teil der Fig. 5. Mitte.

Fig. 7.



Besonderer Teil der Fig. 5. Ende.

machen und selbstthätig über Bord gehen zu lassen. Damit es sich nicht eckt und klemmt, sind in den Seiten der Gleitbalken etwas hervorstehende Rollen angebracht, an denen die Floßwände mit möglichst geringer Reibung entlang gleiten.

Das Floß ist so breit oder vielmehr so lang, daß sein Vorderende bereits die Wasserfläche erreicht hat, während das Hinterende noch auf den Gleitbalken ruht. Vermöge seines flachen Bodens und seiner Schwimmkraft taucht es nicht unter Wasser, wie scharf gebaute Boote in solcher Lage thun würden, sondern wird sofort von ihm getragen. Damit aber beim Weiterlaufen und Freiwerden des Hinterendes von den Gleitbalken letzteres nicht senkrecht um zehn bis zwölf Fuß auf das Wasser schlägt, ist die erwähnte Rampe aus der niedergelassenen Bordwand hergestellt. Sie nimmt das Hinterende, sobald es die Gleitbalken verlassen, auf und läßt es schräg weiter zu Wasser laufen, während die Hemmtaue es gleichzeitig am Schiffe festhalten, damit es die Schiffbrüchigen, wenn diese sich nicht schon vorher auf demselben befinden, aufnehmen kann, für welche die Rampe einen Niedergang bildet.

Nehmen wir mithin einen Schiffszusammenstoß als denjenigen Unglücksfall an, bei dem Schiffe meistens am schnellsten zu Grunde gehen und wie „Großer Kurfürst“ und „Cimbria“ sich kaum zwanzig Minuten lang über Wasser halten, so werden Ropers Flöße, wenn ihre Größe überhaupt der Menschenzahl an Bord entspricht, stets ihre Schuldigkeit thun und alle Schiffbrüchigen aufnehmen können. Sämtliche Manipulationen, um sie in das Wasser zu lassen: das Senken der Gleitbalken, das Hinunterlassen der Bordwand, das Zurückwerfen der Hebel und das Ablassen des Floßes selbst, erfordern selbst zur Nachtzeit nicht einen Zeitraum von drei Minuten.

Erfolgt ein Zusammenstoß, so wird der wachhabende Offizier unmittelbar danach an dem Schieffallen des Schiffes wissen können, ob dringende Gefahr des Sinkens vorliegt oder nicht. Er befindet sich selbst stets auf der Brücke, hat die vier bis sechs Mann, deren er bedarf, um sich oder im Stimmbereich, kann sofort die nötigen Befehle geben, deren Ausführung so schnell geht und so einfach ist, daß gar keine Verwirrung möglich, und wenn die erschreckten Passagiere auf das Deck stürzen, finden sie das oder die Flöße bereits im Wasser, oder können, wenn die Umstände danach angethan sind, sich auf dieselben begeben, um mit ihnen zu Wasser gelassen zu werden, und die Hoffnung auf sichere Rettung wird der gewöhnlichen Indisciplin in solchen Fällen bedeutend vorbeugen.

Ein weiterer Übelstand bei Booten, der, selbst wenn sie glücklich zu Wasser gekommen sind, für die darin Befindlichen oft verhängnisvoll geworden, ist ebenfalls von Roper auf seinem Floß beseitigt. Dies ist der Mangel an Proviant, Wasser, nautischen Instrumenten, ja sogar an Fortbewegungsmitteln. Durch das Fehlen dieser Gegenstände, namentlich des Wassers, erlitten Schiffbrüchige häufig die furchtbarsten Qualen, ehe sie der Tod erlöste oder ein kleiner übrigbleibender Teil gerettet wurde.

Es sei von Hunderten hier nur ein solcher Fall angeführt, der in wenigen Worten, aber desto erschütternder eine solche Katastrophe beschreibt, welche sich nach dem Brande des oben erwähnten Auswandererschiffes „Cospatrick“ zutrug (siehe Abbild. S. 384).

Das Feuer brach nachts aus, und das Schiff befand sich mitten im Indischen Ocean. Ersteres verbreitete sich mit rasender Schnelle, so daß nach einer halben Stunde alles in Flammen stand und ein längerer Aufenthalt an Bord unmöglich wurde. Alles drängte zu den einzigen Hilfsmitteln, den Booten, die wie immer kaum im stande waren, ein Dritteil der Gesamtzahl zu fassen, und auch hier wiederholte sich trotz guten Wetters und nicht zu knapp bemessener Zeit das gewöhnliche Traurige. Zwei Boote schlugen um, zwei konnten gar nicht ausgesetzt werden, und

nur zwei mit der denkbar schlechtesten Ausrüstung kamen überhaupt zu Wasser. In dem einen waren sechsunddreißig, im zweiten zweiundvierzig Personen eingeschifft und natürlich viel zu viel, um bei hohem Seegange nicht vollgeschlagen zu werden. Das dieser Unglücklichen harrende Geschick schildern die folgenden Aufzeichnungen des zweiten Steuermanns, der sich in einem der Boote befand.

„Donnerstag, den 19. November ein Uhr früh. Feuer im Schiff, nahmen Zuflucht zu den Booten. Trafen mit dem zweiten Boote zusammen und blieben beim Schiff, bis es sank. Nachmittags: Nichts gegessen, seitdem wir von Bord gegangen.

„Freitag, den 20. Schönes Wetter, nichts in Sicht. Die Leute verlangen nach Wasser. Um neun Uhr abends verloren das zweite Boot aus den Augen.

„Sonntag. Trübes Wetter, Seegang. Drei Mann starben.

„Montag. Stürmisch, hoher Seegang. Fünf Tote; schnitten zwei auseinander wegen der Leber und des Blutes.

„Dienstag. Sturm; vier Mann starben.

„Mittwoch. Leichte Brise. Mehr Tote; wir sind noch mit acht Mann, davon drei wahnsinnig.“

Damit schließt das Tagebuch; am Donnerstag war der Steuermann zu schwach zum Schreiben. Am folgenden Tage, den 27., wurden die Schiffbrüchigen von einem vorbeisegelnden englischen Schiffe entdeckt und aufgenommen. In fünf von ihnen pulsierte noch schwaches Leben, zwei starben sehr bald, und nur drei von der gesamten Besatzung, unter ihnen der Steuermann, wurden gerettet.

Dieser Bericht bedarf keines weiteren Kommentars; seine furchtbare Kürze spricht deutlich genug und schildert einen von den unzählbaren Fällen, welche sich auf dem Meere zutragen, weil die Rettungsmittel unzulänglich sind und außerdem noch vernachlässigt werden. Wie ganz anders würde sich das Geschick des unglücklichen Schiffes gestaltet haben, wenn es wie das in der Abbild. S. 385 gezeigte brennende Schiff Ropers Floß an Bord gehabt hätte.

Man darf hier mit Recht fragen: Weshalb werden die Boote so mangelhaft ausgerüstet und behandelt, daß sie oft leck sind, nicht die nötigen Fortbewegungsmittel an Segeln und Rudern, keinen Proviant und kein Wasser haben? Die Antwort darauf lautet: Teils ist sträflicher Leichtsinn und Nachlässigkeit der Kapitäne oder unverantwortliche Sparsamkeit der Reeder daran schuld, was beides nicht scharf genug verurteilt werden kann, teils findet es eine Entschuldigung in den Verhältnissen.

Die nötige Zahl der Riemen und Masten könnte und müßte zum Beispiel in jedem Boote stets bereit liegen, wie dies auf Kriegs- und guten Handelsschiffen auch der Fall ist. Ebenso ist es möglich und ebenfalls auf Kriegsschiffen Befehl, in jedem Boote zwei mit Trinkwasser gefüllte Fäßchen zu halten. Geschieht es nicht, so ist es eine strafbare Versäumnis, wofür Kapitäne und Reeder verantwortlich gemacht werden sollten. Andere Gegenstände dagegen, wie Segel, Proviant, Kompaß, Instrumente, lassen sich nicht beständig in den Booten lagern. Sie würden diese, die in Kränen hängen, teils zu sehr beschweren, teils selbst durch Witterungseinflüsse bald verderben. Man muß sich deshalb darauf beschränken, sie so bereit zu legen, daß sie im Augenblicke des Bedarfs nahe zur Hand sind, und auf Kriegsschiffen geschieht dies auch. Aber wenn hier die Disciplin den Erfolg sichert, so wird er durch die Verhältnisse auf Passagierschiffen sehr in Frage gestellt, selbst wenn jene Vorbereitungen auf ihnen getroffen sind. Im Augenblicke der Gefahr wird dort jede Ordnung aufgehoben, alles über den Haufen geworfen, und wenn die Seeleute daran denken, die Sachen zu holen, werden sie durch die Passagiere daran verhindert.

Roper hat deshalb Vorsorge getroffen, auf seinem Floß, bei dem es auf eine geringere oder größere Beschwerung nicht ankommt und auf dem es auch nicht an

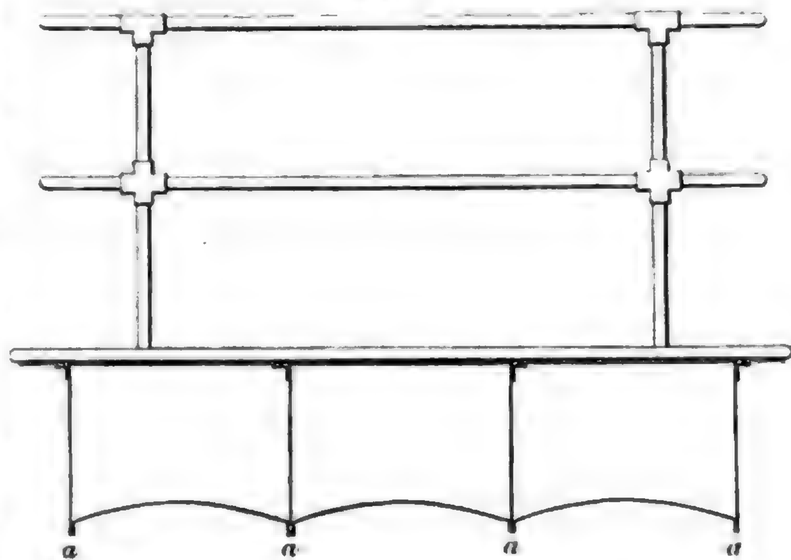
Platz fehlt, alle jene Gegenstände, welche für Schiffbrüchige zum Leben für eine gewisse Zeit notwendig oder wichtig sind, von vornherein zu placieren, damit keinerlei Zeit verloren geht und beim Ablassen des Floßes alles Erforderliche auf ihm bereits vorhanden ist. Er hat zu diesem Zwecke an den Seiten Behälter angebracht, welche gleichzeitig als Sitze dienen, jene Gegenstände aufnehmen und so konstruiert sind, daß sie zum Beispiel Proviant, Segel und so weiter vor dem Verderben bewahren. Bei Vermeidung alles Unnötigen hat er nichts Wesentliches vergessen und auch an Signale und Raketen gedacht. Wie oft ist es vorgekommen, daß Schiffbrüchige in Booten nachts Schiffen begegneten, aber sich ihnen nicht bemerklich machen konnten und dann noch tagelang Qualen ausstehen mußten oder zu Grunde gingen!

Das Floß ist daher wie ein fertiges Schiff im Schiffe zu betrachten, kann unmittelbar nach dem Überbordsetzen durch Ruder oder Segel fortbewegt werden (siehe Abbild. am Kopfe dieses Aufsatzes) und bietet seinen Insassen auf eine Reihe von Tagen Sicherheit und Leben, wobei von dem Erfinder noch die erwähnenswerte sinnreiche Einrichtung getroffen ist, daß ein Teil der hölzernen Bodenplanken mit Gelenkfüßen versehen ist und sich in die Höhe heben läßt, um als Sitzbänke für die Schiffbrüchigen zu dienen. Um dem Floße möglichst viel Segelfähigkeit zu geben, ist der untere Boden nicht glatt geformt, sondern, wie aus Fig. 8 ersichtlich, mit einer Reihe Kiele (a a a a) versehen, die sich aus dem Zusammenstoß der konvex gebogenen Bodenplatten bilden.

Man darf deshalb wohl mit Recht sagen, daß die Erfindung eine nach allen Richtungen segensreiche ist. In ihr besitzen wir jetzt ein Mittel, um die erschreckende Zahl der von dem Meere geforderten Opfer in einer Weise zu verringern, wie es bisher nicht möglich war. Weil aber diese Mittel vorhanden sind, müssen sie fortan auch angewendet werden.

Es ist eine alte Erfahrung, daß Schiffsunfälle, namentlich wenn Hunderte von Menschen dabei zu Grunde gehen, die ganze Bevölkerung in hohem Grade aufregen. Überall spricht und schreibt man darüber, überall tauchen mögliche und unmögliche Vorschläge zur Verhütung ähnlicher Vorkommnisse auf, aber die Erinnerung ist kurzlebig. Allmählich verstummt die Presse, und es bleibt alles beim alten. Was ist über die „Cimbria" geredet und geschrieben? Ist aber irgend welche wesentliche Änderung getroffen mit Bezug auf Rettung von Menschenleben? Die Passagierdampfer sind gerade so ausgerüstet wie zuvor. Nur von zwei dem Stettiner Lloyd gehörigen transatlantischen Dampfern ist mir bekannt, daß sie darin Fortschritte gemacht haben. Bekanntlich durchzieht man die eisernen Schiffe mit wasserdichten Querwänden, welche bei einem Zusammenstoß 2c. das einströmende Wasser auf den von den Wänden eingeschlossenen Raum beschränken sollen, um das Schiff trotzdem schwimmend zu erhalten. Einen Teil dieser Wände hat man aber nicht bis zum Ober-, sondern nur bis zum Zwischendeck

Fig. 8.



Querschnitt des Floßes mit den gebogenen Bodenplatten.

hinaufgeführt, und die natürliche Folge dieser Einrichtung ist, daß sie keinen Zweck hat, daß das Wasser über diese zu niedrigen Wände sich in die anderen Räume ergießt und die Schiffe dennoch zum Sinken bringt. Wie bemerkt, weiß ich, daß bis jetzt nur jene erwähnten Stettiner Schiffe alle Querwände bis zum Oberdeck geführt, und ebenso, daß sie allein die weiter oben beschriebenen cylindrischen Rettungsflöße an Bord haben. So anerkennenswert diese Thatsache ist und obwohl sie möglicherweise Nachahmung finden wird — darf dergleichen in das Belieben der Reeder gestellt werden?

Gewiß muß der Schiffahrt staatlicherseits möglichst viel Freiheit der Bewegung gelassen und jede Erleichterung gegeben werden, die sich mit dem nationalen Interesse irgendwie verträgt, da sie der wichtigste Zweig der Volkswirtschaft ist und von ihrem Stande das Wohl des Landes in hohem Grade abhängt, aber dies darf nicht so weit gehen, daß man sich scheut, ihr von Staats wegen für Bau und Ausrüstung Vorschriften zu machen,

Brand des englischen Auswandererschiffes „Cospatrick".

wo es sich um die Sicherung von Menschenleben handelt, wie es bis jetzt noch der Fall ist. Macht es nicht einen eigentümlichen Eindruck und sieht es nicht aus, als ob Schiffe ein noli me tangere für den Staat wären, wenn es am Schlusse des Spruches, den das Hamburger Reichsseeamt in der Cimbria-Angelegenheit gefällt hat, heißt:

„Zum Schlusse leiht das Seeamt dem Wunsche Ausdruck, daß in Hinsicht des

Brand eines mit Ropers Floß ausgerüsteten Schiffes.

Schiffbaues wie der Organisation des Schiffsdienstes, welche für Passagierschiffe zu fordern sind, aus dem Seeunfall der ‚Cimbria' die im Interesse der Sicherheit der Seefahrt zu verwertenden guten Lehren gezogen werden. Geschieht dies nicht, so wird die Wiederkehr ähnlicher Katastrophen stets zu befürchten sein."

Eine Reichsbehörde erkennt hier öffentlich an, daß im Interesse der Sicherheit im Bau der Schiffe 2c. Änderungen getroffen werden müssen, wenn nicht ähnliche Unfälle wiederkehren sollen, und trotzdem wird nur der Wunsch ausgesprochen, aus dem Cimbriafalle gute Lehren zu ziehen. Weshalb giebt der Staat unter solchen Umständen nicht einfach den Befehl, so und so sollen fortan die Schiffe gebaut und so und so sollen sie mit Rettungsmitteln ausgerüstet werden und ahmt darin das Beispiel der Vereinigten Staaten nach, welche bis jetzt von allen Nationen allein solche Vorschriften erlassen, während doch Nordamerika als das freieste Land der Welt hingestellt wird. Kann man wirklich glauben, daß ein solcher Wunsch in absehbarer Zeit zum Ziele führen, daß er Nachlässigkeit, Leichtsinn und verkehrte Sparsamkeit von Reedern und Schiffsführern beseitigen wird? Das hieße der Menschennatur ein Vertrauen schenken, welches sie im allgemeinen nie rechtfertigen wird. Für solche Zwecke muß man sie in eine Zwangslage versetzen, nur ihr wird sie gehorchen.

Es ist weiter oben erwähnt, daß die Größe der Brückenflöße eine praktische Grenze hat, und mit den früher angegebenen Dimensionen von 48 Fuß Länge

Digitized by Google

und 21 Fuß Breite dürfte jene so ziemlich erreicht sein. Da ein solches Floß nur vierhundertfünfzig Menschen faßt, so muß bei tausend und mehr Passagieren auf eine Vermehrung der Rettungsmittel Bedacht genommen werden. Eine zweite Brücke bietet dazu Gelegenheit, jedoch lassen jene sich auch noch an anderen Punkten anbringen und zwar als Verdecke der auf dem Oberdeck erbauten Salons, Kartenhäuser und so weiter. Man braucht diese auch nicht einmal über die Seite laufen zu lassen, wenn es sich nicht gerade um Feuer im Schiffe handelt, sondern kann sie im gegebenen Falle von ihren Verbindungen lösen und beim Sinken des Fahrzeuges aufschwimmen lassen. Bei ihrer Aufstellung muß dann natürlich Sorge getragen werden, daß Masten und Rahen des sinkenden Schiffes sie nicht fassen und in die Tiefe ziehen können. Diese Art Flöße ist dann die vollkommenste, da jeder Tumult und jede Verwirrung vermieden wird. Beim Eintreten der Gefahr begeben sich die Passagiere auf die Apparate und sind damit geborgen. Roper hat ein Modell der „Alice“ mit solchen Floßverdecken ausgestattet, welche zusammen neunhundert Menschen tragen können. Mit ihnen wären deshalb bei jenem unglücklichen Schiffe alle siebenhundert Menschen gerettet worden.

Bisher ist Ropers Floß nur vom Standpunkte der Rettung von Menschenleben in Betracht gezogen worden. Es läßt sich aber auch noch gleichzeitig für Ein- und Ausschiffung von Truppen, Pferden und Kriegsmaterial verwerten und erhält dadurch für die Kriegsmarinen eine erhöhte Wichtigkeit. Abgesehen von dem beschränkten Raume der Boote, gehen letztere verhältnismäßig tief (drei bis vier Fuß), und erschwert dieser Umstand bei seichten Landungsstellen die Arbeit bedeutend. Man war deshalb gezwungen, da man an Bord keinen Platz zur Unterbringung fertiger Flöße hatte, das Material zu solchen mitzunehmen und sie bei Bedarf zusammenzusetzen. Dies beanspruchte einerseits viel Zeit und Mühe, und andererseits konnten die Flöße nur verhältnismäßig klein und unvollkommen sein. Ropers Erfindung beseitigt diese Übelstände. Sein Floß in den oben angegebenen Dimensionen nimmt auf einmal vierunddreißig Pferde, zweihundert Mann und zwei vollständige Feldgeschütze auf, und da es bei einer solchen Belastung nur anderthalb Fuß Tiefgang hat, kann es so nahe an das Ufer, daß die Ausschiffung für Menschen, Tiere und Geschütze keinerlei Schwierigkeiten bereitet.

Faßt man nach dem Gesagten noch einmal die Leistungsfähigkeit und die Vorzüge des Roperschen Floßes den Booten gegenüber in das Auge, so ergiebt sich folgendes:

1) Es ersetzt und erspart einen sonst eigens herzustellenden Teil oder Teile des damit auszurüstenden Schiffes.

2) Es kann zu jeder Zeit ohne weitere Vorbereitung als die bequeme Lösung seiner Verbindung mit dem Schiff zu Wasser gebracht und benutzt werden.

3) Keine Flaschenzüge, Bezüge, Tauwerkbefestigungen sind zu kappen oder mit Zeitverlust zu beseitigen, und ebensowenig kann dadurch Verwirrung oder Hemmung bei dem Manöver verursacht werden.

4) Es liegt nicht wie bei Booten die Gefahr vor, daß es beim Zuwasserlassen beschädigt wird oder kentert.

5) Es hält sich bei jeder hohen See.

6) Es kann vermöge des als Rampe dienenden, schräg heruntergelassenen Stückes der Verschanzung oder an einer beliebigen anderen Stelle am Schiffe von den Schiffbrüchigen bestiegen werden. Bildet es das Verdeck eines Salons &c., so ist das Besteigen noch müheloser.

7) Es ist trotz jeder Lage des Schiffes, trotz Eis und Schnee innerhalb weniger Minuten flott zu machen.

8) Es kann an den verschiedensten Stellen auf dem Oberdeck angebracht werden, ersetzt einen Teil der Boote und übersteigt nicht oder nur unwesentlich deren Gewicht.

9) Es bietet den Schiffbrüchigen die

Mittel, auf eine bestimmte Zeit hinaus mit allem zum Leben Notwendigen versehen zu sein und sich durch Ruder oder Segel fortzubewegen.

10) Für Kriegsschiffe erleichtert es Aus- und Einschiffung von Truppen und Kriegsmaterial in einer bisher unbekannten Weise.

Diese Punkte schließen ziemlich alles in sich, was man bei dem heutigen Stande unseres technischen Wissens von einem Rettungsgerät irgend verlangen kann, und das Ropersche Floß ist deshalb das vollkommenste seiner Art.

Der Erfinder hat ein sehr großes und in allen seinen Einzelheiten vortrefflich ausgeführtes Modell des Floßes vor einigen Monaten in Kiel sowie auf dem Vereinstage des allgemeinen deutschen nautischen Vereins in Berlin ausgestellt, wodurch den Marineoffizieren und den Vertretern sämtlicher nautischer Einzelvereine die Gelegenheit geboten wurde, dasselbe genau in Augenschein zu nehmen und sich ein Urteil darüber zu bilden. Der Kieler nautische Verein hat sich in seinem Gutachten günstig darüber ausgesprochen, in dem Floß einen bedeutenden Fortschritt in Rettungsgeräten erkannt und seine Einführung auf den Passagierdampfern empfohlen. Von dem Vereinstage selbst ist Herrn Roper durch einen Beschluß der Dank für die Vorführung des Modells übermittelt worden.

Bei der dem deutschen Charakter innewohnenden Neigung zur Kritik sind freilich auch mancherlei Ausstellungen an der Erfindung gemacht und teilweise in einem unserer größten Blätter zum Ausdruck gekommen. Dieselben sind jedoch entweder ganz hinfällig oder können den Vorteilen gegenüber nicht in Betracht kommen. So zum Beispiel hieß es in jener Zeitung: „Die Nachteile des Floßes bestehen darin, daß sich die Aussetzung bei geneigter Schiffslage infolge plötzlichen Aufstoßens auf das Wasser nicht ohne Gefahr für eine Kenterung bewerkstelligen und das Abkommen vom Schiffe der plumpen viereckigen Form und der großen Belastung wegen sich ebenfalls nicht leicht bewerkstelligen lassen wird.“ Es ist im allgemeinen Interesse zu bedauern, daß solche Urteile in die Welt geschickt werden und von vornherein den Wert des Floßes zu beeinträchtigen suchen, ohne daß sie irgend welche sachliche Begründung haben. Der betreffende Berichterstatter hat einfach kein Verständnis von der Sache gehabt. Bei einer geneigten Schiffslage ist gerade am wenigsten Gefahr vorhanden, weil dann das zuerst heruntergleitende Ende des Floßes dem Wasser näher ist und die Gleitbalken viel weniger geneigt zu werden brauchen, als wenn das Schiff aufrecht auf geradem Kiel steht. In letzterem Falle ist der Winkel am größten, und das Floß kommt am steilsten zu Wasser. Der Kritiker hat außerdem übersehen, daß man es mittels der Hemmtaue in der Hand hat, das Floß beliebig langsam hinuntergleiten zu lassen und mithin von einem plötzlichen Aufstoßen auf das Wasser keine Rede sein kann. Aber auch bei schnellerem Ablauf ist ein Kentern sowohl durch die Form des Floßes als durch seinen geringen Tiefgang ausgeschlossen, da es bei der Berührung des Wassers von diesem sofort gleichmäßig getragen wird. Die in England in Gegenwart der Lords der Admiralität auf See angestellten Proben haben dies bewiesen.

Ebenso ist es für Seeleute unverständlich, wie die viereckige Form und die große Belastung besondere Schwierigkeiten machen sollen, um vom Schiffe abzukommen. Man läßt es einfach an der Schiffswand entlang gleiten, bis es davon frei ist, und die Belastung kommt überhaupt in einem solchen Falle nicht im geringsten in Betracht. Überdem steht nichts entgegen, daß man Vorder- und Hinterende nicht viereckig, sondern ähnlich wie einen Schiffsbug konstruiert.

Von anderer Seite hat man den Kostenpunkt betont, aber er ist ebensowenig stichhaltig. Ein Floß von den oben angeführten Abmessungen für vierhundertundfünfzig Mann auf einem großen Passagierdampfer kostet etwa achttausend Mark.

kann eine solche Summe bei einem Schiffe, dessen Bau zwei bis drei Millionen erfordert, in das Gewicht fallen? Die Sache stellt sich aber auch nicht einmal so teuer, denn für jedes Floß sind mindestens zwei Boote entbehrlich, welche schon über die Hälfte der Kosten decken. Und selbst wenn letztere zehnfach so groß wären, würden sie in Anbetracht der Zwecke bestritten werden müssen. Wenn sie den Reedern zu schwer fallen, dann beschränke man dafür entsprechend den mehr als fürstlichen Luxus, mit dem die Kajüten ausgestattet sind. In der Stunde der Gefahr nützt dieser nichts, und die Passagiere werden ihn gern entbehren, wenn sie wissen, daß dafür ihr Leben gesichert ist, und ebenso gern würden sie sich eine Erhöhung des Passagiergeldes gefallen lassen, wenn sie dafür die Aussicht auf Rettung bei einem Unfalle eintauschen.

Auch die von einigen Seiten ausgesprochene Befürchtung, die Flöße beschwerten zu sehr das Oberdeck, trifft nicht zu. Ein Rettungsfloß für vierhundertundfünfzig Menschen mit sämtlichem Zubehör wiegt dreihundert Centner. Zwei Boote, welche dafür ausfallen können, aber nur höchstens siebzig Menschen tragen, wiegen mit ihren Kränen u. s. w. zweihundertundfünfzig Centner, und da so wie so eine Kommandobrücke vorhanden sein muß, so bleibt eher noch ein Weniger zu gunsten des Floßes. Für kleinere Schiffe kann man ja auch kleinere und demgemäß leichtere Flöße bauen.

Die ausgeübte Kritik kann deshalb nicht vor den Thatsachen bestehen und verdient keine Beachtung. Mögen wir Deutsche uns noch so hoch schätzen, immerhin werden wir einräumen müssen, daß die Engländer im nautischen Können und Wissen uns mindestens ebenbürtig sind, und sie sind mit der Einführung der Flöße bereits vorgegangen. Das Panzerschiff „Polyphemus“ ist mit zwei der letzteren und das Truppenschiff „Orontes“ mit einem ausgerüstet. Ebenso ist ein Floß augenblicklich für eine englische transatlantische Linie im Bau. Eine abfällige Kritik hat in England die Ropersche Erfindung nicht erfahren, sondern überall nur lobende Anerkennung. Sir George Sartorius, als Admiral der Gesamtflotte einer der höchsten englischen Seeoffiziere, sagt in der „Times“ von ihr: „Ropers Floß ist jedem Sturm gewachsen und wird zugleich einen Wellenbrecher abgeben, an dessen Leeseite die Boote Schutz finden können.“

Auf der nautischen Ausstellung im Jahre 1882, wo es zuerst vor die Öffentlichkeit geführt wurde, erhielt es von den Preisrichtern, den Admiralen Hood und Boys und Sir Digley Murray, nautischem Berater des „Board of Trade“, den ersten Preis von hundert Guineen mit der Begründung zuerkannt, „daß dasselbe im Falle eines Schiffbruches die schnellsten und bereitesten Mittel darbiete, um eine große Zahl Menschen zu retten und sie für längere Zeit über Wasser zu halten.“ Ebenso wurde dem Floß auf der vorjährigen internationalen Fischerei-Ausstellung in London der einzige Preis unter vierundfünfzig verschiedenen Rettungsgeräten erteilt.

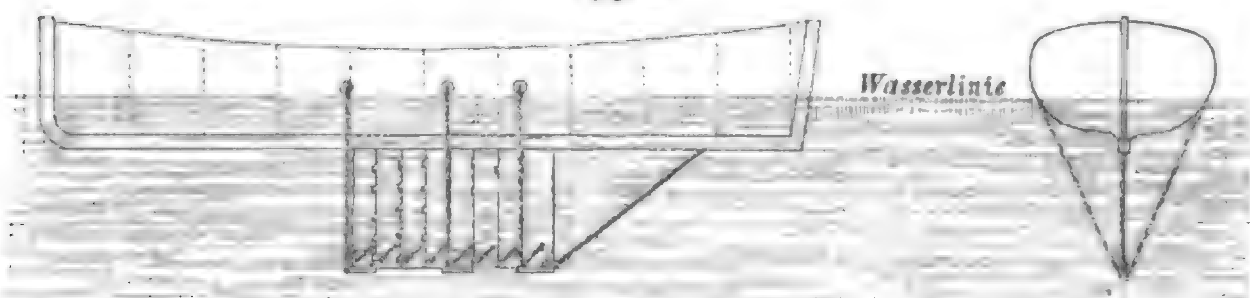
Diese Thatsachen und die durchgängig günstigen Urteile seitens der englischen Presse zeigen zur Genüge, daß der Wert der Erfindung von kompetenten Autoritäten voll gewürdigt und anerkannt wird. Es ist jetzt Sache des Volkes sowohl wie der Regierung, auf ihre allgemeine Einführung auf den Passagierschiffen zu dringen, damit solche furchtbare Unfälle wie auf der „Cimbria“, an denen nur der Mangel an geeigneten Rettungsmitteln die Schuld trug, nicht wiederkehren.

Eine andere, kürzlich von deutscher Seite gemachte Erfindung, die ebenfalls von großem Werte für Rettung von Menschenleben bei Schiffbrüchen ist, verdient hier noch Erwähnung und Empfehlung. Es ist dies Martens' patentiertes Rettungsboot. Im Laufe dieser Abhandlung ist mehrfach darauf hingewiesen, daß Boote dadurch leicht kentern, weil die Passagiere sich massenhaft in dieselben stürzen und dadurch die eine Seite bedeutend mehr als die andere auf einmal

beschweren. Die mit Wasser gefüllten Boote sinken dann entweder oder sie drehen sich bei geringem auf eine Seite geübtem Druck wie eine Kugel; die Schiffbrüchigen können keinen Halt an ihnen gewinnen und ertrinken. Fast kein größeres Schiffsunglück findet statt, ohne daß solche Fälle eintreten, und der Zweck der Martensschen Erfindung ist, ihnen wirksam vorzubeugen.

verlegt er zunächst den Schwerpunkt des Bootes ganz bedeutend tiefer, wodurch von vornherein dessen Stabilität um ebensoviel erhöht und die Neigung zum Umschlagen verringert wird. Sodann aber wirkt auch die bedeutende geradlinige Fläche des Fächerkieles durch ihren Widerstand gegen das Wasser der Neigung zum Umschlagen entgegen. Die Folge dieser Konstruktion wird deshalb eine große

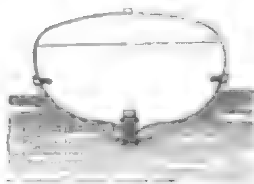
Fig. 9.



Martens' verlängerter Kiel heruntergelassen. Seitenansicht und Querschnitt.

Wie Fig. 9 zeigt, besteht sie der Hauptsache nach aus einem in der Mitte des Bootes und dessen Schwerpunkte verlängerten Kiel. Derselbe ist jedoch beweglich und besteht aus Blechplatten, die so durch Gelenke miteinander verbunden sind, daß sie sich fächerartig aufeinander legen und für den Nichtgebrauch in einem Schlitz des in entsprechender Breite konstruierten eigentlichen Kieles hinaufziehen lassen (Fig. 10), was durch eine über Rollen laufende Kette im Hinterteil des Bootes geschieht. Ist das Boot zu Wasser gelassen, so wird die Kette losgeworfen, der Fächer fällt durch seine eigene Schwere aus dem Schlitz, entfaltet sich zu dem verlängerten Kiel und wird durch die von den Bordwänden des Bootes ausgehenden und bis zu seiner unteren Kante reichenden Ketten so gestützt, daß ein seitlich gegen ihn geübter Wasserdruck ihn nicht aus seiner senkrechten Lage bringen kann. Der Querschnitt des Bootes (Fig. 9) zeigt die Stellung der Ketten bei heruntergelassenem Kiel. Die Wirkung dieses beweglichen Kieles ist doppelter Art. Bei einem Durchschnittsgewicht von 250 kg

Fig. 10.



Martens' verlängerter Kiel aufgeholt. Querschnitt.

Stabilität des Bootes sein, welche bei der plötzlichen Beschwerung einer Seite, wie sie bei Unfällen durch den Andrang der Passagiere fast stets eintreten wird, das Kentern hindert. Dauert diese Belastung längere Zeit und ist sie sehr groß, so ist es freilich dennoch möglich, daß die eine Bordwand unter Wasser gedrückt wird und das Boot vollläuft, aber die Luftkasten werden es vor dem Sinken bewahren und der Fächerkiel jedenfalls nicht gestatten, daß es sich um sich selbst dreht. Die angestellten Proben haben diese Thatsachen ergeben, und somit kann man die Martenssche Erfindung als eine ganz wesentliche Verbesserung der Rettungsboote ansehen, welche ebenfalls auf den Passagierschiffen zur Einführung kommen sollte, da Ropersche Flöße wohl einen Teil der Boote ersetzen können, aber Schiffe eine gewisse Zahl derselben immer mit sich führen müssen und bei Unfällen auch auf sie stets zurückgegriffen werden wird.

* * *

In dem Vorstehenden ist von wirksamen Rettungsgeräten die Rede gewesen,

welche bei einem Unglücksfalle auf See in Thätigkeit treten können, um denselben in seinen Folgen für die an Bord befindlichen Personen so weit abzuschwächen, wie dies überhaupt in menschlicher Macht liegt. Von ungleich größerem Werte würde es jedoch sein, wenn man Mittel auffände, um solchen Katastrophen vorzubeugen oder wenigstens ihre bei den gegenwärtigen Schiffahrtsverhältnissen stets wachsende Zahl zu vermindern. Diese Vermehrung der Unfälle wird hauptsächlich durch Kollisionen herbeigeführt. Strandungen von gut bemannten, stark gebauten und mit großer Maschinenkraft ausgestatteten Passagierdampfern sind verhältnismäßig selten, meistens eine Folge elementarer Wirkungen bei schweren Stürmen, und sie bleiben in einem ziemlich konstanten Verhältnis zu der Zahl der Schiffe. Kollisionen dagegen mehren sich unverhältnismäßig, namentlich in belebten Fahrwassern, weil die modernen Dampfschiffe mit großer Geschwindigkeit fahren und auf entgegengesetzten oder sich kreuzenden Kursen sich einander so schnell nähern, daß sie nachts und namentlich bei trübem Wetter sich zu spät entdecken, um sich rechtzeitig aus dem Wege gehen zu können.

Die vorgeschriebenen Laternen, welche Schiffe nachts führen müssen, sollen nach den gesetzlichen Vorschriften so viel Lichtstärke besitzen, daß sie eine Seemeile (eine viertel deutsche Meile) weit zu sehen sind. Für gewöhnliche Witterungsverhältnisse und klare sichtige Luft reicht dies vollständig aus, und auch die schnellsegelndsten Dampfer können sich auf 1850 m (eine Seemeile) Entfernung ohne Schwierigkeit ausweichen. Sehr oft sind jedoch bei dikkem Wetter die Laternen auf kaum 500 m zu sehen, und dann tritt schon die Gefahr der Kollision ein. Ein Dampfschiff gebraucht bei vierzehn bis fünfzehn Seemeilen Fahrt, wie sie heutzutage bei Passagierschiffen gebräuchlich ist, vier- bis fünfmal seine eigene Länge, um zum Stillstande gebracht zu werden. Wenn deshalb auch beide Gegensegler bei einer solchen Entfernung sich gleichzeitig erblikken und sofort beide die Maschinen umkehren, so sind sie dennoch 300 bis 400 m aneinander vorbeigeschossen, ehe sie zum Stillstand kommen, und da sie nur wenig mehr als eine halbe Minute Zeit haben, um mit Hilfe des Steuerruders auszubiegen, so ist stets ein Zusammenstoß zu fürchten. Bei Nebel, der so häufig in der Nordsee und dem englischen Kanal auftritt, sieht man oft die Laternen kaum auf 150 m, und wenn dann keine Kollision erfolgt, so ist es Gottes Wille, denn in solchem Falle ist jedes wirksame Manöver ausgeschlossen. Dann haben beide Schiffe nur acht bis zehn Sekunden, und in dieser Zeit läßt sich weder die Maschine umsteuern, noch gehorcht das Schiff bei seinem gewaltigen Moment dem Steuerruder, selbst wenn dieses sich so schnell zu Bord legen läßt.

Die einzige Art, die Kollisionen zu verringern, wäre deshalb die Auffindung von Mitteln, um einerseits die Schiffe schneller zum Stillstande zu bringen und sie andererseits manövrierfähiger zu machen, um prompter ausweichen zu können, als dies mit Hilfe des Ruders allein möglich ist. Zu diesem Zwecke sind schon früher, besonders aber nach dem „Cimbria"-Falle, die verschiedensten Vorschläge gemacht, deren praktischer Durchführung sich indessen mannigfache und meistens unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellten.

Es giebt jedoch solche Mittel, und zwar bietet sie der Hydromotor. Er ist die Erfindung eines Deutschen, des Dr. Emil Fleischer, und seine nähere Beschreibung dürfte auch von anderen Gesichtspunkten aus den Leser interessieren.

Während Dampfschiffe sonst entweder durch Schraube oder Rad fortbewegt werden, geschieht dies beim Hydromotor durch hydraulische Reaktion oder Wasserprall, das heißt, es werden in ununterbrochener Reihenfolge Wasserstrahlen von großer Geschwindigkeit durch Röhren ausgestoßen, welche das Schiff nach demselben Princip, wie dies bei Raketen durch das Ausströmen der Pulvergase geschieht, in entgegengesetzter Richtung forttreiben. Die

hydraulische Reaktion als solche ist keine Entdeckung der Neuzeit, sondern schon sehr lange bekannt, ihre Anwendung auf Schiffe jedoch neueren Datums und etwa zwanzig Jahre alt. Die großen nautischen Vorteile, welche sie Schraube und Rad gegenüber bietet, bewog die englische Regierung, auch ein Panzerschiff, die „Waterwitch", damit auszurüsten und vergleichende Versuche mit Schraubendampfern gleicher Dimensionen und gleicher Maschinenkraft anzustellen. Der Wasserprall wurde in folgender Weise erzeugt.

In der Mitte des Schiffes war dessen Boden durchlöchert und um diese Öffnungen eine eiserne Cisterne von entsprechender Höhe gebaut, in der das Wasser ebenso hoch stand wie außenbords. Vermittels einer in der Cisterne laufenden und von einer Dampfmaschine getriebenen Centrifugalpumpe wurde das sich stets ergänzende Wasser aufgenommen und durch Röhren, welche auf beiden Seiten quer durch die Schiffswände gingen, mit großer Geschwindigkeit hinausgeschleudert. Diese Röhren teilten sich außen in zwei Äste, von denen der eine in der Richtung nach hinten, der andere nach vorn parallel dem Schiffe wies. Durch einen Hebel, der sich auf der Kommandobrücke befand und einen Dreiweghahn in den Röhren in Bewegung setzte, war man im stande, mit einem Druck die Wassersäulen ganz nach hinten oder vorn, oder halb nach hinten und vorn ausströmen zu lassen, ohne daß dabei der Gang der Maschinen irgendwie verändert zu werden brauchte. Im ersteren Falle bewegte sich das Schiff voraus, im zweiten ging es rückwärts, im letzten stand es still, da die Strahlenhälften gleichmäßig gegeneinander wirkten. Es drehte sich endlich auch ohne Hilfe des Steuerruders nach der entsprechenden Seite, wenn man die eine Wassersäule rückwärts und die andere vorwärts ausströmen ließ, was alles sich durch einen Hebeldruck bewerkstelligen ließ.

Bei den Vergleichsproben traten alle durch eine solche Einrichtung erzielten nautischen Vorzüge klar zu Tage; die Schnelligkeit blieb jedoch, wenn auch nur um eine Kleinigkeit (fünf Prozent) hinter den Vergleichs-Schraubenschiffen zurück, und ebenso war der Kohlenverbrauch um ein Geringes größer. Immerhin zeigte sich die erzielte Leistung für den ersten Versuch als eine sehr große, und wie jede neue Erfindung verbesserungsfähig ist, so wäre es auch diese gewesen. Auf irgend welche Weise würden die kohlenfressenden und den Nutzeffekt beeinträchtigenden Reibungskoefficienten sich haben vermindern lassen, allein man gab sich damit keine Mühe und ließ die Sache fallen. Sie fand namentlich in Kreisen der Maschinenfabrikanten, die ihre für Herstellung von Schrauben und Wellen mit bedeutendem Kostenaufwand eingerichteten Etablissements bedroht sahen und in England eine große Macht bilden, zu viele Gegner, und da die Marine mit der Einführung der neuen Kraft nicht weiterging, so sahen auch die Privaten davon ab.*

Dr. Fleischer nahm vor einigen Jahren die Sache wieder auf und erfand den Hydromotor, der bei allen Vorzügen der früheren Wasserprallschiffe einen großen Teil von deren Nachteilen vermeidet und vor allen Dingen die Sicherheit der Dampfschiffahrt in einer Weise erhöht, welche der allgemeinsten Beachtung wert ist.

Der Hauptunterschied beider Arten Reaktionsschiffe beruht in der Art der Erzeugung des Wasserstrahles. Bei der älteren Methode geschah dies durch die von Maschinenkraft getriebene Pumpe, beim Hydromotor fällt jedoch jede Zwischeninstanz fort. Hier wirkt der Dampf direkt auf das Wasser; Pumpe und Maschine sind beseitigt. Damit ist nicht nur eine bedeutende Vereinfachung des Treibapparates gewonnen, sondern der ungemein wichtige Vorteil erzielt, daß die

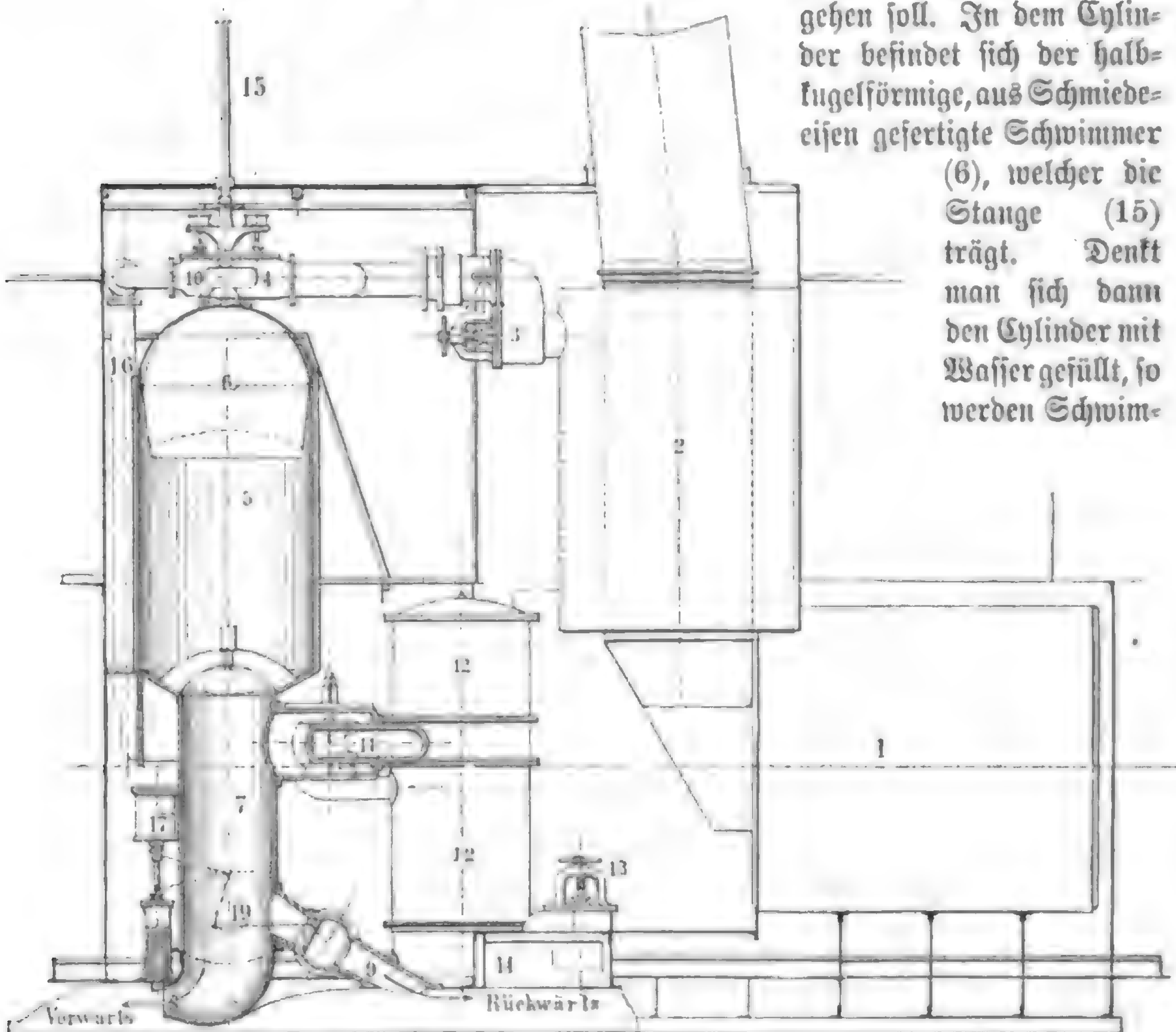
* In neuester Zeit ist die englische Admiralität doch wieder auf den Wasserprall zurückgekommen. Unter ihren neuen Torpedobooten ist ein solches mit Wasserprallmaschine und dessen Geschwindigkeit mit zwölf Knoten angegeben, während die erwähnte „Waterwitch" nur neun Knoten machte. Bei diesem zweiten Versuch ist mithin die Schnelligkeit schon um fünfundzwanzig Prozent erhöht.

Sicherheit des Schiffes nicht mehr von dem Bruche eines Maschinenteiles abhängig ist, weil die bewegende Kraft auf das Wasser selbst übertragen wird.

Die Figg. 11 u. 12 zeigen im Längs- und Querschnitt die Konstruktion des ersten von Gebrüder Howaldt in Kiel erbauten See-Hydromotor-Probeschiffes von hundert Fuß Länge und hundert indicierten Pferdekräften, mit dem ich selbst eine Reise von Kiel nach Kopenhagen gemacht und eingehende Versuche angestellt habe. Während Kessel und Dampfdom (1 und 2) dieselben wie bei allen übrigen Dampfschiffen bleiben, besteht der Hauptunterschied in der Maschinerie von anderen Dampfschiffen darin, daß der Hydromotor keine oder wenigstens nicht solche bewegenden Teile besitzt, welche mit einer Kraftanstrengung arbeiten müssen, die sie gefährden und leicht ihren Bruch herbeiführen kann.

Sein Hauptbestandteil ist der aus Kesselblech hergestellte hohle Cylinder (5) mit seinem Fuße (7) und den beiden Ausflußöffnungen (8 und 9), von denen die erstere in Thätigkeit tritt, wenn das Schiff vorwärts, und die letztere, wenn es rückwärts gehen soll. In dem Cylinder befindet sich der halbkugelförmige, aus Schmiedeeisen gefertigte Schwimmer (6), welcher die Stange (15) trägt. Denkt man sich dann den Cylinder mit Wasser gefüllt, so werden Schwimmer und Stange sich wie in der Fig. oben befinden. In dieser Position öffnet die Schwimmerstange selbstthätig das Dampfeintrittsventil (4) des Hauptdampfrohres, nachdem vorher dessen Dampfabsperrventil (3) geöffnet ist. Der Dampf strömt in den Cylinder, drückt auf Schwimmer und Wasser und beide sinken. Sobald ersterer unter gleichem Druck einen Teil des Wassers durch die Ausflußmündung gepreßt hat, schließt die Schwimmerstange das Eintritts-

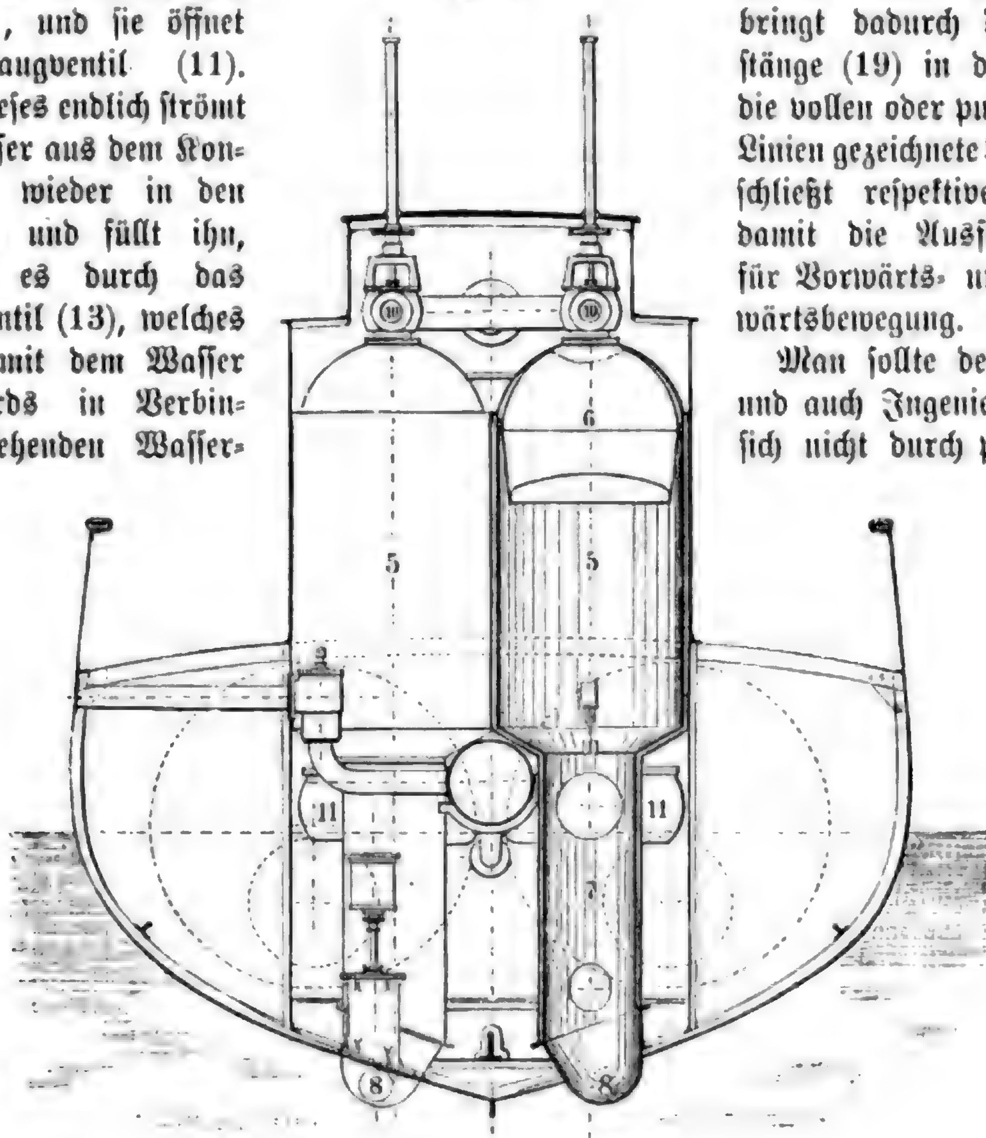
Fig. 11.



Der Hydromotor. Längsschnitt.

ventil, und die Expansion des Dampfes treibt den Rest des Wassers aus dem Cylinder. Der Schwimmer erreicht dann seinen tiefsten Punkt, und die Stange öffnet in dieser Position das Dampfaustrittsventil (10). Durch dasselbe strömt der verbrauchte Dampf in das Rohr (16) und aus ihm in den Kondensator (12). Mit der Verdichtung des Dampfes entsteht im Kondensator eine Luftleere, und sie öffnet das Saugventil (11). Durch dieses endlich strömt das Wasser aus dem Kondensator wieder in den Cylinder und füllt ihn, nachdem es durch das Bodenventil (13), welches in den mit dem Wasser außenbords in Verbindung stehenden Wasserkasten (14) mündet, dem Kondensator zugeführt ist und diesem zugleich als Kühlwasser gedient hat. Damit ist der Vorgang beendet, der Cylinder wieder gefüllt und das Spiel beginnt von neuem. Man sieht, die Sache ist sehr einfach; es giebt keine Welle, Krummzapfen, Lager, Pleuelstangen, die brechen oder heiß laufen können — nur der Schwimmer mit seiner Stange bewegt sich langsam auf und nieder, um die Ventile zu öffnen oder zu schließen. Ebenso einfach ist die Vorkehrung, um die Richtung des Wasserstrahles umzukehren. Eine bis an das Oberdeck auf die Kommandobrücke geführte Hebelvorrichtung steht mit dem Schieber des kleinen Dampfcylinders (17) in Verbindung. Je nachdem man Dampf ober- oder unterhalb des Kolbens einströmen läßt, bewegt sich derselbe nieder- oder aufwärts, bringt dadurch das Gestänge (19) in die durch die vollen oder punktierten Linien gezeichnete Lage und schließt respektive öffnet damit die Ausflußrohre für Vorwärts- und Rückwärtsbewegung.

Fig. 12.



Der Hydromotor. Querschnitt.

Man sollte denken — und auch Ingenieure, die sich nicht durch praktische Anschauung vom Gegenteil überzeugt haben, behaupten dies vielfach —, daß durch die direkte Wirkung des Dampfes auf das Wasser im Cylinder eine bedeutende Kondensation eintreten und dadurch Arbeitsverlust entstehen müßte; aber dies ist nicht der Fall. Die schädliche Kondensation ist nicht größer als bei anderen Dampfmaschinen, und die Indikatordiagramme beweisen dies. Es erklärt sich diese Erscheinung dadurch, daß

die oberste durch den Dampf erhitzte Wasserschicht sich beim Sinken teilweise an die Wände des Cylinders hängt und gewissermaßen als Kolben mit schlechter Wärmeleitung auf- und niedergeht, wodurch der Dampf gegen Abkühlung geschützt wird.

Die dem Schiffe zu gebende Geschwindigkeit bemißt sich nach dem Durchmesser der Ausflußöffnungen und dem entsprechenden Dampfdruck; die Geschwindigkeit des Wasserstrahles bleibt dagegen immer dieselbe, das heißt 20 m in der Sekunde. Bei kleineren Schiffen hat man zwei Cylinder, bei größeren zwei bis vier Paar, deren Höhe 3 bis $3^1/_2$ m beträgt und die sich deshalb auch schon bei kleineren Kriegsschiffen unter die Wasserlinie zum Schutze gegen Geschosse legen lassen, während sie bei Handelsschiffen hoch stehen können, wobei dann durch die Fallhöhe des Wassers noch Kraft gewonnen wird. Sie arbeiten abwechselnd und können ihren Strahl in ein gemeinsames Rohr ergießen oder ihn durch verschiedene Rohre ausstoßen.

Ein jeder Cylinder steht unabhängig für sich da. Passiert ihm also etwas, so wird er einfach außer Thätigkeit gesetzt, während die übrigen ruhig fortarbeiten und das Schiff nur entsprechend an Schnelligkeit einbüßt. Wird an einer anderen Maschine ein wesentlicher Teil beschädigt, so ist das Schiff, wenn es nicht Zwillingsschrauben und demgemäß zwei getrennte Maschinen besitzt, was bis jetzt fast nur auf die Kriegsmarinen beschränkt ist, zum Stillliegen gezwungen. Wird aber ein größerer Maschinenteil, wie zum Beispiel die Schraubenwelle, beschädigt, was verhältnismäßig häufig vorkommt, so ist an Reparatur an Bord nicht zu denken. Das Schiff ist in solchem Falle hilflos den Elementen preisgegeben, da die geringe Segelkraft bei Handelsdampfern mit der hindernden Schraube zum selbständigen Manövrieren nicht ausreicht.

Bei dem Hydromotor dagegen ist eine solche Gefahr ausgeschlossen. Er besitzt in seinen Apparaten keine größeren Teile, welche brechen könnten, und die kleinen, welche möglicherweise unbrauchbar werden, sind so gering an Zahl und nehmen so wenig Platz ein, daß sich Reserveteile bequem mitnehmen und durch das Maschinenpersonal ohne irgend größeren Zeitverlust ersetzen lassen. Die Sicherheit des Hydromotors ist mithin im Vergleich zu anderen Maschinen eine ganz bedeutende.

Aus seiner einfachen Konstruktion ergiebt sich, daß er auch geringeren Platz im Schiffe beansprucht als Schrauben- oder Radmaschinen und in demselben Verhältnis leichter ist. Ebenso erfordert er weniger Aufmerksamkeit in der Bedienung, und läßt sich deshalb die Zahl des Maschinenpersonals beschränken. Ferner wird ein ungemein großer Prozentsatz an Schmiere erspart, da er nur sehr wenig bewegende Teile besitzt und diese sich langsam bewegen.

Die Ausflußöffnungen lassen sich ohne wesentliche Einwirkung auf die Fahrt unter oder über Wasser, mittschiffs oder hinten hinlegen. Bei dem erwähnten Panzerschiffe „Waterwitch“ liegen sie mittschiffs ziemlich in der Wasserlinie, und ist dies auch mit Bezug auf Steuerfähigkeit des Schiffes der geeignetste Platz, da die Strahlen hier am Ende des größten Hebels, das heißt der größten Schiffsbreite, wirken. Passiert dem Steuerruder etwas, so ist man im stande, das Schiff mit den Wasserstrahlen zu steuern. Bei dem Seehydromotor des Dr. Fleischer münden die Ausflußröhren mittschiffs zu beiden Seiten des Kieles am Boden des Schiffes und liegen deshalb für das Steuern nicht so günstig. Bei dem kürzlich in Dresden vom Erfinder erbauten Flußhydromotor von zweihundert Fuß Länge sind sie wieder mittschiffs, aber etwa zwei Fuß über Wasser angebracht, weil es bei diesem Fahrzeuge darauf ankam, ihm einen möglichst geringen Tiefgang zu geben, der sich dann auch auf 65 cm beschränkt. Ebensogut können die Ausflußröhren auch hinten im Schiff münden.

Was aber dem Hydromotor in Bezug auf Kollisionen und sonstige Gefahren an-

deren Dampfschiffen, namentlich Schrauben, gegenüber einen so großen Vorzug einräumt, das ist seine weit größere Manövrierfähigkeit und die Möglichkeit, die mit ihm versehenen Schiffe aus voller Fahrt viel schneller zum Stillstande und Rückwärtsgehen zu bringen.

Ein Schraubenschiff, das vierzehn bis fünfzehn Knoten läuft, gebraucht, wie früher angegeben, vier- bis fünfmal seine eigene Länge, ehe es sich in seinem Laufe hemmen läßt. Teils ist dies Schuld seines großen Momentes, teils der Unmöglichkeit, die Maschine aus solcher Fahrt schnell umzukehren, das heißt sie zum Rückwärtsschlagen zu bringen. Bei den Maschinen der großen Passagierdampfer nimmt dies Manöver selbst bei geübten Mannschaften eine halbe bis dreiviertel Minute fort, und das Schiff ist inzwischen schon 200 bis 300 m vorausgeschossen, ehe die Maschine überhaupt entgegenwirken kann.

Bei dem Hydromotor dagegen bedarf es für den Kommandierenden auf der Brücke nur des Herumwerfens der Steuerhebel, um unmittelbar nach dem Wahrnehmen der Gefahr die Wasserstrahlen umzukehren, die dann sofort und mit ihrer ganzen direkten Kraft in entgegengesetzter Richtung wirken. Dabei ist zugleich jedes Mißverständnis von Kommandoworten nach der Maschine hin ausgeschlossen, wodurch ebenfalls schon so viel Unglück passiert ist. Nach der Maschine hin wird überhaupt nicht kommandiert; dieselbe geht unter allen Umständen ihren gleichmäßigen Gang fort, und der Wachhabende führt mit Hilfe der Steuerhebel alle erforderlichen Manöver aus, ohne daß in der Maschine irgend etwas davon gemerkt wird. Will er plötzlich die Fahrt hemmen oder rückwärts gehen, wirft er nur beide Hebel zurück; will er schnell nach links oder rechts ausweichen, so unterstützt er die Wirkung des Ruders dadurch, daß er den linken oder rechten Wasserstrahl neutralisiert oder nach vorwärts ausströmen läßt. Natürlich werden andere Maschinen, wenn man sie aus voller Fahrt plötzlich umkehrt, sehr angestrengt. Dies fällt bei dem Hydromotor auch fort, dessen Maschine davon unberührt bleibt. Ob sie das Wasser außenbords nach vorn oder nach hinten schleudert — sie hat deshalb nicht mehr zu leisten und wird verhältnismäßig länger halten als jene.

Mit dem Hydromotor ist es möglich, ein tiefgehendes Schiff aus voller Fahrt innerhalb anderthalb bis höchstens zwei Schiffslängen zum Stillstande zu bringen, ein Gewinn, der bei Kollisionsgefahren gar nicht hoch genug zu veranschlagen ist. Ist die Fahrt nicht so groß, wie zum Beispiel bei Nebel, in welchem die Schiffe gesetzlich nur mit halber Kraft fahren sollen, obwohl sie es leider nur zu oft nicht thun, so läßt sich die Hemmung sehr gut innerhalb einer Schiffslänge bewerkstelligen und dadurch vielem Unglück vorbeugen. Ebenso ist man im stande, das Schiff ohne Steuerruder nur mit Hilfe der entgegengesetzten Strahlen um seine eigene Achse zu drehen, wovon ein Feuerwerksrad oder die modernen Rasensprengräder ein deutliches Bild geben, da sie sich nach demselben Princip drehen.

Eine weitere Eigenschaft des Hydromotors erhöht die Sicherheit der mit ihm ausgerüsteten Schiffe in noch höherem Grade. Er nimmt das Wasser, welches er zu seiner Fortbewegung bedarf, von außenbords und gebraucht für die Minute und Pferdekraft über 200 l. Er kann dasselbe aber ebensogut aus dem Schiffe selbst nehmen, im Falle dieses ein schweres Leck erhalten sollte, und es bedarf dazu nur der Schließung des Bodenventils und der Öffnung eines anderen zu diesem Zwecke angebrachten Ventils, durch welches dann das Wasser aus dem Schiffsraume dem Apparat zugeführt wird. Nimmt man einen Dampfer von zwei- bis dreitausend Pferdekräften, wie es die gewöhnlichen transatlantischen Passagierschiffe sind, so schafft der Hydromotor 400 000 bis 600 000 l Wasser in der Minute aus dem Schiffe, eine Masse, welche nur durch ein gewaltiges Leck eindringen könnte, wie es selten vorkommen

dürfte, die aber auch im schlimmsten Falle das Schiff vor einem jähen Sinken bewahren würde.

Ähnliche Hilfe bietet der Apparat bei Feuersgefahr. Man kann mit ihm durch Anbringung von Spritzenrohren solche Wassermengen auf die Brandstelle lenken, wie es mit den gebräuchlichen Spritzen nicht im entferntesten möglich ist.

Vermöge seines kolossalen Wasserverbrauches eignet er sich unter anderem auch vorzüglich zur Anwendung auf solchen Schiffen, welche dazu benutzt werden, gestrandeten und leck gewordenen Fahrzeugen zu Hilfe zu kommen oder halb oder ganz gesunkene zu heben, das heißt zu sogenannten Bergungsdampfern. Dieselben sind außer der gewöhnlichen Maschine noch mit einem sehr mächtigen Pumpwerk ausgerüstet, um die beschädigten Schiffe nach einigermaßen bewerkstelligter Dichtung des Lecks leer zu pumpen. Nimmt man einen Hydromotor von zum Beispiel vierhundert Pferdekräften für einen solchen Dampfer, so spart man zunächst die Pumpe, und der Apparat wirft vermittels geeigneter Saugeschläuche mehr als das doppelte und dreifache Quantum Wasser aus dem verunglückten Schiffe, als auch die mächtigsten an Bord möglichen Pumpwerke fördern können. Dazu tritt dann noch der Umstand, daß die bewegende Kraft nicht wie Schraube und Rad durch Wrackstücke, Tauwerk oder Eisschollen beschädigt und unbrauchbar gemacht werden kann. Dies erhöht ebenfalls wesentlich die Sicherheit der Hydromotorschiffe und läßt auch ihre Verwendung als Eisbrecher angezeigt erscheinen.

Daß sie für Flußschiffahrt sich besonders eignen, hat der Erfinder durch seinen Flußhydromotor von 60 m Länge auf der Oberelbe dargethan. Derselbe geht 65 cm tief und ist nur 7 m breit, während die dortigen, in dem seichten Wasser allein verwendbaren Raddampfer eine Breite von 10 bis 12 m haben, was beim Passieren der Brücken sehr in das Gewicht fällt und gleichfalls bei Kanälen in Betracht kommt. Flache Gewässer, die überhaupt schiffbar sind, lassen sich deshalb vom Hydromotor befahren, und er besitzt dabei noch den Vorteil, daß seine Strahlen, mögen sie unter oder über Wasser ausgeworfen werden, keinen Wellenschlag erzeugen, der für die Uferbauten schädlich werden kann, wie dies bei Schraube und Rad der Fall ist.

Weiterhin läßt sich der Hydromotor bei den jetzt vorhandenen Kriegsschiffen zur wesentlichen Erhöhung der Manövrierfähigkeit ausnutzen. Ein großes Panzerschiff gebraucht durchschnittlich sieben bis acht Minuten, um einen Kreis zu beschreiben. Vermag man durch irgend eine Vorrichtung diese Zeit wesentlich abzukürzen oder, was dasselbe sagen will, den Durchmesser des bei den Wendungen beschriebenen Kreises zu verringern, so liegt es auf der Hand, daß der militärische Wert des Schiffes dadurch ganz bedeutend erhöht werden muß. Es wird dem ihm mit Spornangriff oder Torpedo drohenden Feinde, dieser selbst aber seinem Angriffe nicht ausweichen können, sobald es sich dabei um Manövrierfähigkeit handelt. Setzt man vorn in ein Panzerschiff ein paar Hydromotorapparate, welche ihre Wassersäulen quer aussenden und durch den Dampf der Schiffsmaschine bei Wendungen in Thätigkeit gesetzt werden, so ist es klar, daß ein solcher Strahl von entsprechendem Durchmesser, der mit einer Geschwindigkeit von 20 m in der Sekunde möglichst vorn im Schiff und quer ausgestoßen wird, als ein ganz gewaltiger Hebel wirken und den Kreis bedeutend verkleinern muß.

Was die Herstellungskosten des Hydromotors anderen Schiffsmaschinen gegenüber betrifft, so ergiebt sich schon aus seiner einfachen Konstruktion, daß dieselben beträchtlich geringer sein müssen. Während man für die Pferdekraft der modernen Compoundmaschinen zweihundert Mark durchschnittlich rechnet, kostet der Hydromotor ein Dritteil weniger, und bei einem Bau im großen wird sich diese Summe noch viel niedriger stellen.

Schließlich bleibt noch die Kohlenfrage

zu erörtern, da der Verbrauch an Feuerung bei Dampfschiffen sowohl in Bezug auf Geld wie Raum eine große Rolle spielt. Bei geringen Geschwindigkeiten ist derselbe etwas größer als bei anderen Dampfschiffen, bei höheren gleicht er sich aus und wird bei sehr hohen geringer. Eine moderne Compoundmaschine gebraucht theoretisch 0,8 kg Kohle für die Pferdekraft und Stunde; der größte Teil der bis jetzt vorhandenen Dampfer besitzt diese neuen Maschinen jedoch noch nicht, und man kann ihren Kohlenverbrauch auf durchschnittlich $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ kg annehmen. Der Hydromotor bedarf bis zu einer Fahrt von zehn Knoten ungefähr ebensoviel, aber, wie bemerkt, verringert sich dieser Verbrauch mit der zunehmenden Geschwindigkeit des Schiffes. Diese Thatsache erklärt sich aus der Konstruktion des Apparates. Wie bekannt, wächst der Widerstand des Wassers gegen ein Schiff im kubischen Verhältnis zu seiner Geschwindigkeit, das heißt ein Schiff, welches statt sechs Knoten doppelt so viel, mithin zwölf machen sollte, bedürfte der achtfachen Maschinenkraft ($2 \times 2 \times 2$), um den Widerstand des Wassers zu überwinden. Diesem physikalischen Gesetze unterliegt natürlich der Hydromotor ebenso wie die übrigen Dampfschiffe, aber letztere müssen außerdem noch eine bedeutende Kraft auf die zur Erzielung der größeren Geschwindigkeit erforderliche schnellere Drehung der Schraube verwenden. Bei dem Hydromotor dagegen wird diese für den Propeller nötige Kraft gespart, weil die Ausflußgeschwindigkeit seiner Wasserstrahlen stets dieselbe bleibt, ob das Schiff zehn oder zwanzig Knoten macht, nämlich 20 m in der Sekunde.

Mit zunehmender Geschwindigkeit muß deshalb der Kohlenverbrauch des Hydromotors im Vergleich mit anderen Maschinen abnehmen und den jetzt bestehenden Unterschied aufheben. Außerdem ist hierbei noch ein besonderer Umstand in Betracht zu ziehen. Die neue Erfindung ist bis jetzt erst in zwei Schiffen in die Praxis übertragen, in einem See- und einem Flußdampfer. Als die Schraube erfunden wurde, begann sie mit fünf bis sechs Knoten (fünfviertel bis anderthalb deutsche Meilen in der Stunde) und einem Kohlenverbrauch von 2 bis $2^1/_2$ kg für Pferdekraft und Stunde; jetzt nach vierzig Jahren ist sie bei achtzehn bis zwanzig Knoten angekommen und in den neuesten Maschinen auf einen Kohlenverbrauch von 0,8 kg zurückgegangen. Das geht bei jeder Erfindung in ähnlicher Weise; sie wird stets verbessert und vervollkommnet, und ebenso ist der Hydromotor noch der Entwickelung fähig. Bei seiner allgemeinen Einführung in die Schiffahrt werden viele Hunderte hervorragender Techniker sich bemühen, an ihm ihre Fähigkeiten zu erproben, und ganz bestimmt nicht ohne günstigen Erfolg. Aber auch schon in seinem jetzigen Zustande bietet der Hydromotor den übrigen Schiffsmaschinen gegenüber so bedeutende Vorteile, die von jedermann zugegeben werden müssen, daß der größere Kohlenbedarf bei geringeren und mittleren Geschwindigkeiten aufgewogen wird. Er hat zwar, wie alles Neue, seine Gegner, und auch viele Techniker verhalten sich ablehnend gegen ihn, aber das hat wenig Bedeutung, um so mehr, als die meisten dieser Kritiker die Sache in ihren Einzelheiten nicht oder nicht genug kennen, um ein unabhängiges Urteil darüber zu fällen. Seine Vorteile sind eben zu groß, als daß sie nicht mit der Zeit allgemein erkannt werden sollten, und es kann deshalb keinem Zweifel unterliegen, daß er sich Bahn brechen und zur allgemeinen Einführung in die Schiffahrt gelangen wird.

Zählt man diese Vorzüge noch einmal auf, so sind es so viele und wichtige, daß sie für sich selbst sprechen. Was zunächst die größere Sicherheit betrifft, welche der Hydromotor der Schiffahrt verleiht, so ist es vor allem die Schnelligkeit, mit welcher bei einer plötzlich auftauchenden Gefahr die Schiffe in ihrer Fahrt gehemmt, zum Stillstand und Rückwärtsgehen gebracht werden können, die in

Betracht kommt und wodurch die Zusammenstöße vermindert werden.

Ferner vermag der Hydromotor bei einem Leck so außerordentliche Wassermassen aus dem Schiffe zu schaffen, wie die besten Pumpen dies nicht annähernd zu thun im stande sind. Er wird deshalb in sehr vielen Fällen beschädigte Schiffe vor dem Sinken bewahren oder letzteres wenigstens so lange verzögern, bis anderweitige mögliche Rettungsversuche für die an Bord befindlichen Menschen mit größerer Ruhe gemacht werden können.

Bei Feuersgefahr läßt er sich in einer Weise als Spritze verwenden, wie dies auf keine andere Weise geschehen kann.

Beschädigungen der Maschine oder des Treibapparates, wie Welle und Schraube, welche ein Dampfschiff hilflos machen und die Menschen großen Gefahren preisgeben, sind ausgeschlossen. Sollten einer oder mehrere der voneinander unabhängigen Apparate wirklich versagen, so arbeiten die anderen ruhig weiter. Das Schiff wird immer steuerfähig bleiben, und selbst bei dem höchst unwahrscheinlichen Unbrauchbarwerden aller Apparate wird sich das Schiff mit Erfolg seiner Segelkraft bedienen können, da keine Schraube dem Manövrieren hindernd in den Weg tritt.

In nautischer Beziehung ist besonders hervorzuheben, daß das Manövrieren und die Regelung der Fahrt lediglich dem Kommandierenden in die Hand gegeben und er darin von der Maschine völlig unabhängig ist. Abgesehen von dem dadurch herbeigeführten unschätzbaren Zeitgewinn, ist auch einem Mißverstehen von Kommandoworten vorgebeugt, das in Augenblicken drohender Gefahr schon so vielfach Unglück herbeigeführt hat. In Verbindung damit steht das bessere Manövrieren, da man die Wirkung des Steuerruders bedeutend unterstützen kann, was bei einer Schraube, wie sie in der Handelsmarine fast allein gebräuchlich ist, nicht geschehen kann. Bei Zwillingsschrauben ist dies möglich, aber hier ist zu dem Zwecke Manövrieren mit den Maschinen erforderlich, was bei dem Hydromotor fortfällt.

Verliert das Schiff sein Steuerruder oder wird dasselbe zeitweise unbrauchbar, so läßt es sich mit den Wassersäulen steuern und kann nicht in Gefahr geraten. Kriegsschiffe können mit Hilfe des Hydromotors ihre Drehungsfähigkeit und damit ihren militärischen Wert bedeutend erhöhen.

In ökonomischer Hinsicht kommen folgende Punkte in Betracht:

Das Anlagekapital ist bedeutend geringer als bei anderen Maschinen. Schon jetzt spart man ein Dritteil der Baukosten, die sich bei allgemeiner Anwendung der Erfindung unzweifelhaft noch bedeutend mehr ermäßigen werden. Die Schiffe lassen sich deshalb billiger herstellen, wozu dann noch die bedeutende Ersparung der entsprechenden Assekuranzprämie für die geringere Bausumme tritt.

Während das Heizerpersonal an Zahl dasselbe bleibt, bedarf man dagegen weniger Maschinisten und Aufsichtspersonal, weil einmal das Manövrieren in der Maschine auf das geringste Maß beschränkt ist und dann ihr einfacher Bau so viel weniger Aufmerksamkeit erfordert.

Bei der kleinen Zahl der bewegenden Teile und ihrer langsamen Bewegung werden gegen andere Maschinen mindestens fünfzig bis sechzig Prozent Schmiermaterial erspart, was in Geld ausgedrückt und bei dem Preise von nahe einer Mark für das Kilogramm bei Schiffen von zwei- bis dreitausend Pferdekräften für vierundzwanzig Stunden volle Fahrt eine ganz respektable Summe darstellt, für welche sich schon manche Tonne Kohlen mehr verbrennen läßt.

Beschädigungen, welche die Apparate erleiden könnten, lassen sich fast stets in kurzer Zeit und mit den auf Schiffen verfügbaren Mitteln an Bord selbst reparieren. Ein Schrauben- oder Wellenbruch beansprucht zu seiner Reparatur nicht nur Wochen und Monate an Zeit, sondern auch sehr hohe Kosten, die durch das Stillliegen des Schiffes noch bedeutend erhöht werden. Beim Hydromotor wird dergleichen erspart oder wenigstens in außerordentlichem Maße beschränkt.

Weil die Maschine fast nicht zu manövrieren braucht und deshalb viel weniger angestrengt wird, muß sie vergleichsweise länger aushalten als andere. Die ganz bedeutend größere Sicherheit, welche der Hydromotor den Schiffen giebt und die klar zu Tage liegt, kann auch nicht von den Versicherungsgesellschaften verkannt werden. Das Risiko wird wesentlich geringer, und die natürliche Folge muß eine Ermäßigung der Versicherungsprämie sein.

In volkswirtschaftlicher Beziehung eignet sich der Hydromotor zur Befahrung seichter Gewässer, enger und flacher Kanäle, welche die Anwendung der größeren Tiefgangs bedürftigen Schraube ausschließen, besser als Raddampfer, weil er die Radkasten erspart und seine Strahlen keine die Uferbauten schädigende Wasserbewegung hervorrufen.

Allen diesen unwiderleglichen, nicht hoch genug anzuschlagenden Vorteilen und Ersparnissen steht nur der Kohlenverbrauch entgegen, der bei mittleren Geschwindigkeiten allerdings größer ist als bei den Compoundmaschinen neuester Konstruktion, bei höheren sich jedoch ausgleicht.

Bedenkt man, wie viel Maschinenbeschädigungen, namentlich auch Brüche von Schraubenwellen, gerade in den letzten Jahren auf offenem Meere stattgefunden haben, wie viel Tausende von Menschen dadurch wochenlang hilflos dem Spiel der Wellen preisgegeben wurden, bis es nach unendlicher Mühe und Aufwendung außerordentlicher Kosten mit Hilfe einer Reihe suchender Dampfer gelang, die Gefährdeten aus ihrer Lage zu befreien und ihre eigene wie die Todesangst ihrer Angehörigen zu beseitigen, so erscheint der Hydromotor als eine für die Sicherheit der Schiffahrt so wichtige Erfindung, daß er notwendig die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß.

In Verbindung mit Ropers Floß und den Martensschen verbesserten Booten besitzen wir in ihm jetzt die Mittel, um die großen, die Schiffahrt bedrohenden Gefahren und die furchtbaren sie begleitenden Folgen in bedeutendem Maße einzuschränken, jährlich viele Hunderte und Tausende von Menschen vor einem unzeitigen Tode zu bewahren und nebenbei dem Nationalvermögen ungezählte Summen zu erhalten.

Diesen klar zu Tage liegenden Thatsachen gegenüber ist es deshalb Pflicht des einzelnen wie der Gesamtheit, nach Kräften dazu beizutragen, daß die neuen Erfindungen möglichst bald in die Praxis eingeführt, daß die sich dagegen geltend machenden aber unbegründeten Widerstände beseitigt werden und im Interesse der Humanität Zustände aufhören, die unserer Civilisation Hohn sprechen und Hekatomben von Menschenleben fordern.

Aus der gelben See.

Von

Max Lay.

Die weit nach Süden vorspringende Halbinsel Korea mit ihren hohen Felsküsten schließt den nördlichen Teil der chinesischen See nach Osten zu ab, so daß hier ein weiter Golf entsteht, der sich in seinen meteorologischen Verhältnissen und nach der Färbung des Wassers sehr bemerkbar von dem offenen Ocean, ja selbst von dem übrigen Teil der chinesischen See unterscheidet. Zeigt auch letztere schon nicht mehr das tiefe herrliche Blau des Oceans, so nimmt hier, je weiter man nach Norden vordringt, das Wasser eine immer gelblichere Färbung an, die noch intensiver wird, wenn man nach Durchsegelung der Meatao-Straße in den Golf von Peking eindringt. Noch eine Eigentümlichkeit der gelben See drängt sich dem Reisenden auf. Das sind während der Sommermonate die regelmäßigen, allnächtlich wiederkehrenden Gewitter. Am Tage das herrlichste, klarste Wetter; aber mit Sonnenuntergang umdüstert sich der Himmel. Schwarz hängen die schweren Wolkenmassen hernieder und verbreiten eine Finsternis, wie man sie so regelmäßig allnächtlich wohl selten unter einem anderen Himmelsstriche wiederfindet. Mag das Wetter noch so ruhig sein, bei hereinbrechendem Abend nehmen die Schiffe ihre leichten Segel ein und bereiten alles vor, um nötigenfalls auch die schwereren schnell zu bergen. Oft bleiben die schweren Wetter hinter den schwarzen Schleiern verborgen, und bei heftigen Regengüssen und flauem Winde setzen die Schiffe unbehindert ihre Fahrt fort. Ebenso oft aber auch brechen die dunklen Vorhänge auseinander, und Gewitter, wie man sie bei uns wohl fast nie erlebt, toben über die See und machen die Vorsicht des Schiffers, der bei den bald von West, bald von Ost einfallenden Böen gar keine Zeit behielte, die Segel zu wenden oder dem Winde ganz zu entreißen, sehr erklärlich. Dann giebt es für den Seemann eine schlimme Nacht voll harter Arbeit bei großartigster elektrischer Beleuchtung, die unter heiligem Schauer zu bewundern man weit eher geneigt wäre, wenn nicht noch andere wunderbar nasse Schauer alle Bewunderungslust hinwegspülten. Die Phrase „naß werden bis auf die Haut“ erweist sich hier völlig unzulänglich, der Franzose mit seinem „mouillé jusqu'aux os“ trifft viel eher das Richtige. Selbst wenn Blitz und Donner mit den begleitenden Windstößen fehlen und nur die Regenmassen bei völliger Windstille herunterströmen auf die armen Menschenkinder, die der Schiffsdienst auf dem Deck festhält, bleibt der Seemann doch in fortwährender unruhiger Stimmung, da er stets gewärtig sein muß, nach plötzlich aufleuchtendem Blitz das entsetzliche Krachen des Donners zu vernehmen, als Signal, daß der Tanz nun doch losgeht, bis der aufdämmernde Morgen die bösen Geister der Luft verjagt; froh aufatmend, der Schrecken der Nacht enthoben

zu sein, springt der Matrose leichtfüßig die Wanten hinan, um die nassen Segel in dem frischen Morgenwinde wieder auszuspannen. — Endlich hebt sich ein gelblicher Streifen Land aus dem noch gelberen Gewässer. Bei diesem Anblick in den Jubelruf „Land, Land!" auszubrechen, wie einstens bei den Reisen des großen Kolumbus, fehlt alle Veranlassung. Ehe der moderne Seemann sich solchen ausschweifenden Gefühlsausdrücken hingiebt, pflegt er mit Sachkennerblick abzuwägen, ob wohl der Anblick des deutlicher werdenden Landstreifens einen fröhlichen Aufenthalt daselbst verheißt. Davon ist hier aber wenig zu erwarten. Enttäuscht sieht einer den anderen an, und mit der Kritik „Auch 'ne schöne Gegend" sind die Empfindungen beim Erblicken dieses festen Teiles der lieben Mutter Erde abgethan. Das Vorurteil behält hier vollständig recht. Den Küstensaum entlang ziehen sich bis ins Unendliche Sandbänke, über die die schlammige Strandsee mißmutig sich dahinwälzt. Keine frisch aufspritzende Brandung mit leuchtenden Schaumkronen, nur Lehmwasser in flachen trägen Wellen rauscht auf und ab. Vor der Mündung des Pai-ho-Flusses, in die wir einlaufen sollen, lagert ebenfalls eine weit in die See hinein ausgedehnte Barre, die tiefgehenden Schiffen nur ausnahmsweise zur Hochwasserzeit das Passieren gestattet. Da man hier den Schleppdampfer erwarten muß, haben die Schiffe Muße, sich auf dem schlammigen Grunde auszuruhen, bis der Propeller nach eingetretener Hochflut unser Fahrzeug über die Untiefen bugsiert dem tieferen Wasser des Flusses zu.

Hart an den Ufern des Ausganges liegen zwei Forts mit hohen Wällen. Das Baumaterial, der reinste Lehm, leidet keine Spur von Vegetation; wie aus der Hand des Töpfers hervorgegangen, entsteigen diese Schutzwerke in scharfgeschnittenen Linien der trostlosen Gegend. Die Bemannung der Werke, im einen Engländer, im anderen Franzosen, führen hier ein Leben ungestörtester Langeweile, um das sie selbst ein nach Sibirien Verbannter kaum beneiden kann. Mitten in Sümpfen steckend, haben sie nur schmale Bretterstege, die nach dem Flusse führen zu den Landungsstellen der Boote, welche den Verkehr von Zollbeamten und Lotsen mit den ein- und auslaufenden Schiffen vermitteln. Einförmig und kahl ziehen sich die Ufer den Fluß hinauf. Dann kommen chinesische Niederlassungen, die zu ausgedehnt sind, um sie Dörfer zu nennen. Den Namen Stadt kann man ihnen aber auch nicht so ohne weiteres zuerkennen, das leidet die elende Bauart der Wohnungen nicht. Der Steuermann behauptete, die Einwohner werfen hier nur einen Lehmberg auf, den sie aushöhlen und mit Stroh überdecken, dann ist das „Haus" fertig. So ganz unrecht schien er nicht zu haben; wenn man an den langen Reihen dieser Baracken vorbeifährt, kann man den genialen Baumeistern schon solche architektonischen Attentate zutrauen. Ebenfalls von rohen Lehmmassen zusammengeklebte Mauern umgeben eine Art Schweinekoben und Hühnerhöfe, doch schienen die zahlreichen Vorstentiere es im allgemeinen vorzuziehen, sich in den großen Pfützen, die sich an Stelle von Straßen zwischen den monumentalen Lehmhaufen breit machen, zu lagern. Als einzige Repräsentanten der Vegetation traten Buchweizenpflanzungen auf, die mit ihren schwärzlichen Ährenbüscheln keineswegs zur malerischen Belebung der Landschaft beitragen.

An den Krümmungen des Flusses, wo dieser sein Bett erweitert, liegen Häfen vollgestopft von unzähligen Dschonken. Viereckig und plump wie riesige Cigarrenkisten, am Vorderteile mit dem fürchterlichen Drachenkopf, lagern sie dicht zusammengedrängt in langen Reihen. Fünf und noch mehr Maste ragen von jedem dieser elendesten aller Seeschiffe in die Luft. Nur ein wahrhaft heroischer Mut — und der ist bei den Chinesen bekanntlich eine große Seltenheit — oder die bitterste Not kann einen Menschen veranlassen, sich auf den unförmlichen Kasten

in die See hinauszuwagen. Mit den Dschonken der südchinesischen Küste halten sie gar keinen Vergleich aus, obgleich diese auch gerade keine Muster von Schiffsbaukunst sind. Die meisten sind mit Brettern und Balken beladen, und Hunderte fleißiger Hände sind beschäftigt, die Ladung ans Land zu schaffen. Auch die Menschen hier sind ganz andere wie im südlichen China. Größer und kräftiger wie jene, fehlt ihnen das lebhafte Wesen und die Behändigkeit des Südländers. Die einförmige Trostlosigkeit der Umgebung hat ihnen unleugbar ihren Stempel aufgedrückt. Dasselbe gilt von der Kleidung. Statt der lebhaften Farben der baumwollenen und auch seidenen Gewänder jener hüllen sie sich hier in ein schmutziges Grau. Jacken und Hosen sind wattiert, und oft genug tritt die baumwollene Füllung aus Rissen und Löchern ungeniert ans Tageslicht. Die Unterschenkel sind mit Lappen umwunden, die Füße meist nackt oder bei Bessersituierten von kurzen Filzstiefeln bedeckt. Von dem Segen fester Lederstiefel hat man in dieser Lehmregion nicht die leiseste Ahnung. Armut und Elend, wohin das Auge sich wendet. Angesichts dieser Gegend versteht man erst, wie hier in schlechten Jahren Hunderttausende Hungers sterben können. Die spärlichen Felder können unmöglich die Nahrung für die Menschenmassen hervorbringen, die hier herumwimmeln, um sich an den Flußufern mit harter Arbeit ein kärgliches Leben zu fristen.

Weiter schleppt der Dampfer das Schiff. Eine neue Krümmung, und man glaubt kaum dem Auge trauen zu dürfen. Auf dem rechten Ufer tauchen Baumreihen auf. Hinter ihnen freundliche stattliche Häuser im europäischen Stil. Von den flachen Dächern wehen die Flaggen der Konsulate der verschiedenen Nationen. Ein breiter, sauber gehaltener Quai läuft das Flußufer entlang, auf das baumbeschattete Straßen ausmünden. Das ist Viktoria-Kolonie, hinter der sich die chinesische Stadt Tient-sin eng anschließt. Als Vorhafen von Peking, das weiter landeinwärts liegt, hat der Platz seine besondere Bedeutung. Das beweist schon die Gegenwart verschiedener Kriegsschiffe, Russen, Amerikaner und Engländer. Auch ein chinesisches Kriegsschiff mit gelber Drachenflagge liegt vor Anker, aber am gegenüberliegenden Stromufer, als sei ihm die Gesellschaft der fremden Eindringlinge nicht recht sympathisch.

Tient-sin ist der Importhafen für die ganze dichtbevölkerte Provinz Petschili mit der Hauptstadt des ungeheuren Reiches. In der Viktoriakolonie am Ufer spielt sich das ganze gesellschaftliche und kommerzielle Leben der Europäer ab. Außer den diplomatischen Vertretern der verschiedenen Staaten haben auch die Handelshäuser ihre Stationen hier. Ohne Not gehen die Europäer nicht leicht in das Häusergewirr der Chinesenstadt. Hier ist es zwar weit lebhafter, aber in gewisser Beziehung fürchterlich; die ganze Stadt mit ihren engen Straßen und dekorativen Kehrichthaufen steht im wahrsten Sinne des Wortes in einem so üblen Geruche, daß auch eine Nase, die sich sonst viel gefallen läßt, sich empören und ihren Eigentümer unwiderstehlich in die frische Luft hinausziehen wird.

Am Quai wurden wir auch von dem Anblick chinesischen Militärs erquickt. Feierlich, im langsamen Schritt, aber ohne Tritt kommt der Zug heran. Vorauf keuchen vier Soldaten unter der Last eines wohlgemästeten Mandarinen, der in dem Kasten einer grün lackierten Sänfte sitzt und vorsichtig durch den Vorhang späht, ob das Wetter wohl so günstig sei, daß er ohne Gefahr für seine kernige Soldatennatur den runden Kopf hinausstecken kann. Hinter dem Feldherrn her marschiert ein Trupp braver Krieger. Die blaue Uniformsjacke ist auf dem Rücken mit einem chinesischen Schriftbilde geschmückt. Sie schultern eine Art Waffe, die mit unseren Ulanenlanzen eine flüchtige Ähnlichkeit hat; doch ist das Fähnchen an der Spitze wenigstens so groß wie ein Taschentuch. Schützen mit Gewehren uraltester Konstruktion bilden den Schluß.

Ein specielles Sonntagsvergnügen für die seemännischen Gäste des Hafens sind die Ausflüge zu Pferde, Esel oder Maultier. Schon Sonntags früh kommen die Vermieter, jeder sein Reittier am Zügel führend, an das Bollwerk, und mit endlosem „wontschi horsi", einem Mischmasch aus chinesischem Englisch, bieten sie ihre Tiere den Seeleuten zur gefälligen Benutzung an. Solch ein Vergnügen schlägt der Matrose nur ungern aus, und bald ist der Handel abgemacht. Für einen halben bis zu einem ganzen Dollar, je nach Konjunktur, erwirbt er das Recht, den ganzen Nachmittag den edlen Renner zu torquieren. Aus leicht begreiflichen Ursachen bleibt aber der Vermieter gern in der Nähe seines Tieres, welches seinen ganzen Reichtum ausmacht und ihn unter günstigen Geschäftsverhältnissen auch vollauf ernährt. In zahlreicher Kavalkade aus den Mannschaften mehrerer Schiffe zusammengesetzt, bricht man auf und jagt durch die engen Straßen von Tient-sin in das offene Land hinein. Ein kurzes Tauende ersetzt die Reitpeitsche. Durch die üble Behandlung wild gemacht, geben die Tiere sich wohl alle Mühe, die maritimen Kavaliere abzuwerfen, was ihnen aber nicht so leicht gelingt. Der Seemann ist gewöhnt, in der Takelage sich mit den Beinen so fest zu klammern, daß er die Hände zur Aktion frei behält. Mögen dem Tiere auch die Rippen knacken, das ist dem Reiter sehr gleichgültig. Das kunstgerecht gehandhabte Tauende zwingt den Renner, sei er auch noch so störrisch, zum Gehorsam. Jan Maat weiß das Instrument zu handhaben. Passive Erfahrung aus seiner Schiffsjungenzeit und aktive in seiner jetzigen Würde als Matrose steht ihm zur Seite. In eine dichte Staubwolke gehüllt, stürmt die Schar dahin über Stock und Stein. Menschen und Tiere weichen erschreckt und in allen Tonarten ihre Entrüstung zu erkennen gebend aus dem Wege. Dergleichen ist aber nur geeignet, die Lust der Reiter bis zur Ekstase zu steigern. Johlend und die Tiere mit derben Seemannsflüchen und dito Hieben antreibend, geht es fort; die Vermieter keuchen, ebenfalls in ganzer Schar, hinterher, bis die gänzliche Erschöpfung von Reiter und Tier Halt gebietet. Findet sich dann abends die Gesellschaft wieder beim Schiffe ein, so ist man doch trotz Beulen, Schrammen und zerfetzten Kleidern fest überzeugt, daß man sich ausgezeichnet amüsiert habe.

Auf dem linken Ufer des Flusses, der Europäer-Stadt gegenüber, liegt eine Bettlerkolonie, deren ziemlich starke Bevölkerung einzig von den Almosen lebt, die die gutmütigen Seeleute den Armen zuwerfen, wenn sie, aus ihren Kähnen unermüdlich die Hände emporstreckend, die Schiffsseiten belagern. Selbst die Küchenabfälle, die der Schiffskoch über Bord wirft, werden eifrig wieder aufgefischt, und schmunzelnd ob der reichen Beute breitet der glückliche Finder Kartoffelschalen, Kohlstrünke und Brotreste auf dem Boden seines Fahrzeugs zum Trocknen aus.

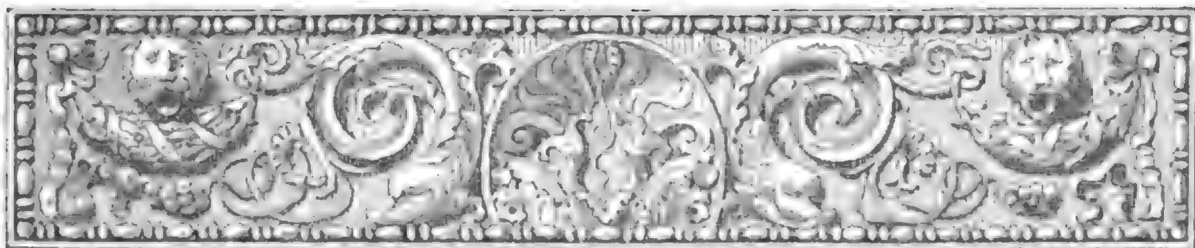
Über die Brüstung des Schiffes gelehnt, bemerkte ich eines Tages die Leiche eines Kindes den Fluß herabtreiben. Ich machte einen neben mir stehenden Chinesen, der die ausgeladenen Waren kontrollierte, darauf aufmerksam; aber mit gefühllosem Achselzucken, als sei die Sache gar nicht wert, sich deshalb auch nur herumzudrehen, gab mir der Biedere zur Antwort: „Spos no have got tschau-tschau, mother put liti into water" — in eine verständliche Sprache übersetzt: „Wenn die Mutter nichts zu essen hat, wirft sie ihr Kind ins Wasser." — Wohin das Auge blickt, Elend und die weitgehendste physische und moralische Verkommenheit unter dem niedrigen Volke, das ist der Eindruck, den man aus diesem Teile des „Blumenreiches der Mitte" mit hinwegnimmt.

Einige Meilen aufwärts von der Mündung des Liao-ho, der sich, von Norden kommend, in den Golf von Liao-tong, den nördlichsten Teil des Busens von Peking, ergießt, liegt ein wichtiger Ausfuhrhafen, Nuitsch-wang. Der Fluß ist breiter und mächtiger als der Pai-ho

und seine Wassermassen noch um vieles schlammhaltiger als dieser. Es genügt, einen Eimer voll der dunkelgelben Brühe zu schöpfen und nach einigen Minuten wieder auszuschütten, um einen dicken Bodensatz reinsten Lehmes im Gefäß zurückzubehalten.

Am linken Ufer breitet sich die Stadt aus, ein wahres Häusermeer, das etwa 200000 Einwohner beherbergt. Im Gegensatz zu den oben beschriebenen Ortschaften baut man hier fast ausschließlich aus Holz, das das Innenland wohl in großer Menge liefern muß. Freundlicher sieht die Stadt aber dadurch nicht aus. Wie große Schuppen dicht beieinander aufgebaut, ziehen sich die schmutzfarbenen Gebäude bis ins Unendliche. Selten einmal steigt das spitze, am Rande weit ausgeschweifte Dach eines Tempels über das Gewirr unzähliger Dächer empor. Ebbe und Flut verändern den Wasserstand hier sehr bedeutend, und bei niedrigem Wasser bekränzen sich die Ufer mit einem breiten Schlickrande, ein Eldorado für die Schweineherden, deren freudiges Grunzen bis zu den Schiffen herüberdringt, die mitten auf dem Flusse vor Anker liegen. Während der Sommermonate liegen hier beständig dreißig bis vierzig Schiffe aller Nationen. Die deutsche Flagge nimmt dabei den ersten oder zweiten Rang ein, wie überhaupt an der chinesischen Küste. Die Reeder von Hamburg und Bremen haben hier draußen eine Flotte von über hundert Fahrzeugen, die, auf drei bis vier Jahre ausgerüstet, in den ostasiatischen Gewässern Küstenfahrt treiben, bevor sie wieder in den heimatlichen Hafen zurückkehren. Nach Nuitsch-wang kommen die Schiffe fast ausnahmslos mit Ballastladung und nehmen hier Unmassen von kleinen ölhaltigen Bohnen ein, die nach den südlichen Häfen verschifft werden. Mit diesem Exportartikel schwer beladen, kommen jeden Morgen Flotten von Hunderten von Flußdschonken den Strom herabgesegelt, die ganze stattliche Breite des Liao-ho mit den großen Mattensegeln versperrend, und legen sich zum Ausladen neben die Seeschiffe.

Die Geflügelzucht wird hier großartig, das Ausbrüten der Eier künstlich betrieben. Eier sowohl wie lebendes Geflügel sind daher erstaunlich billig. Hundert Eier kosten zwanzig bis fünfundzwanzig Cents (80 Pfg. bis 1 Mark) und das Dutzend Enten oder Hühner einen Dollar. Die Wohlfeilheit dieser leckeren Nahrungsmittel tröstet den Seemann einigermaßen über den sonstigen Mangel an Vergnügungen. Das An-Land-Gehen ist für die Seeleute, die nicht Geschäfte in der Stadt zu regeln haben, von der chinesischen Regierung verboten. Die Feindseligkeit der Bewohner den Europäern gegenüber führte in früheren Zeiten zu unangenehmen Konflikten mit den Seeleuten, welche die Regierung durch obiges Verbot weise vermeidet. In Nuitsch-wang sind überhaupt nur sehr wenige Europäer angesessen. Einige Lotsen und Agenten von Handelshäusern sind die einzigen Vertreter der Civilisation. Das gesellschaftliche Leben ist gleich Null. Da darf man sich denn nicht so sehr wundern, wenn sich dieselben in ihrer geschäftsfreien Zeit gar zu sehr mit der Flasche beschäftigen — eine Angewohnheit, die sich vielleicht aus dem benachbarten Sibirien eingebürgert hat. Da der Fluß fünf bis sechs Monate im Jahre zugefroren und die Schiffahrt deshalb gänzlich unterbrochen ist, gehen die meisten Agenten mit den letzten Schiffen nach Süden; in welcher Einsamkeit trotz der sie umgebenden Menschenmassen die Zurückbleibenden den langen harten Winter verträumen müssen, kann sich zur Genüge ausmalen, wer einige Wochen die eintönigen Uferbilder tagtäglich vor Augen hat. Mit großer Genugthuung vernimmt man das Kommando zum Ankerlichten, und ohne sehnsüchtige Rückblicke sieht man das Schiff den Strom hinabgleiten der großen Salzflut zu, über die wir nach dem sonnigen und farbenprächtigen Süden zurückkehren.

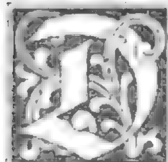


Korrespondenzen.

Aus Paris.

Von

C. Schreiber.



Die Assistance Publique, die riesige Körperschaft, welche in Paris die Verwaltung und Erhaltung der Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten besorgt und zugleich durch tausend Fäden mit den Departements Frankreichs verbunden ist, darf als ein Werk der großen Revolution betrachtet werden. Bis dahin war die Hilfe für die Armen und Elenden dem guten Willen der Gesellschaft überlassen. Erst die Revolution erhob die Wohlthätigkeit zur socialen Pflicht. Vor dem Jahre 1790 gab es drei große Administrationen: L'Hôpital Général, Allgemeines Krankenhaus, das Hôtel Dieu und das große Bureau der allgemeinen Almosenie. Alle übrigen Wohlthätigkeitsanstalten und Hospitäler hingen mit den genannten drei Administrationen zusammen, das heißt jede von ihnen hatte für eine bestimmte Anzahl von Häusern zu sorgen und verfügte über die zur Bestreitung der Auslagen notwendigen Fonds.

Im Jahre 1790 begann man in Paris sich lebhaft mit der Reorganisation der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten und Spitäler zu beschäftigen. Die Meinungen über die Neuerungen waren jedoch so verschieden, daß lange keine Einigung erzielt wurde. Endlich beschloß man diese Administrationen zu vereinigen und an die Spitze sämtlicher Unternehmungen einen Generalrat und eine administrative Kommission zu stellen. Der Generalrat bestand anfangs aus elf Mitgliedern und wurde 1880 auf fünfzehn erhöht. 1849 erhielt die Administration eine neue Form. Durch den Minister des Inneren wird nämlich ein einziger verantwortlicher Direktor ernannt, welcher die Ausgaben selbständig leitet, jedoch von einem Überwachungsrat umgeben ist. Das Staatsoberhaupt vollzieht die Ernennung der einzelnen Mitglieder, zu welchen der Präfekt der Seine, der Polizeipräfekt, die Bürgermeister, zwei Municipalräte, ein Staats- oder Steuerrat, ein Mitglied der Handelskammer, mehrere Ärzte und Chirurgen und sieben beliebig gewählte Mitglieder gehören. Alle Mitglieder tragen volle persönliche Verantwortung. Nach je zwei Jahren wird stets ein Dritteil neu ernannt.

Die Centralisation der Armenpflege bringt große Vorteile mit sich. In allen Einrichtungen weht ein einheitlicher Geist, und die Wirkung der vereinigten Mächte des Geldes und der Intelligenz strebt mit eiserner Energie nach demselben großen Ziele: Elend und Krankheit in der Bevölkerung zu verringern; sie nehmen sich kräftig der Erziehung der verlassenen Kindheit und Jugend an. Sämtliche der Assistance unterstehende Anstalten werden von dieser mit Lebensmitteln versorgt. Der Mißbrauch, die Küche von Spitälern und Versorgungshäusern in die Hände von Pächtern zu geben, welche sich selbst bereichern und häufig genug den Kranken geradezu ungenießbare Speisen vorsetzen, ist in Paris unbekannt. Die Assistance ist gleichsam eine einzige riesige Haushaltung mit vielen Zweigniederlassungen. Die Körperschaft schließt mit Lieferanten ab und gilt für so strenge und anspruchsvoll, daß nur die tüchtigsten und ehrenwertesten Menschen, welche die Ware in bester Qualität liefern, sich im Geschäftsverkehr behaupten können. Die Assistance verfügt über ungeheure Magazine, die teilweise in den Centralhallen untergebracht sind. Hierher kommen täglich die Massen Vorräte verschiedenster Eßwaren aus der Umgebung. Die Beamten der Assistance übernehmen dieselben und führen genaue Kontrolle

darüber. Jedes Spital, jede Anstalt besitzt große kastenartige, geschlossene Wagen, auf denen der Name der Anstalt zu lesen ist. Am Morgen fahren diese Wagen zu den Magazinen der Centralhallen; für jeden derselben überbringt ein Administrationsbeamter einen Schein mit der Bezeichnung der verlangten Lebensmittel. Diesen Scheinen entsprechend wird die Austeilung vorgenommen. Die Verpflegung ist durchschnittlich weit besser als in Deutschland und Österreich. Die Assistance hat eigene Schlachthäuser gebaut, in denen die beste Qualität Fleisch ausgeschrottet wird. Die Kranken erhalten feine Weine, frisches Obst, die besten Gemüse, trockene Früchte und selbst Konfitüren.

Im Jahre 1879 wurden beispielsweise gegen 2000000 kg Fleisch, 2000000 Stück Eier, gegen 200000 kg frische Fische und 250000 kg Wurstwaren sowie 3500000 kg Brot verbraucht. Das Getreide zur Herstellung des Brotes wird in großen Mengen von der Verwaltung gekauft und in einer eigenen Bäckerei gebacken. Die Kellereien sind wahrhaft großartig. Die Weinlieferungen werden jährlich ausgeschrieben, die gelieferten Weine chemisch untersucht, wodurch die armen Kranken davor bewahrt bleiben, das Gebräu, welches in Paris unter dem Namen Tischwein in den Handel kommt, zu genießen.

Sämtliche Medikamente für alle Apotheken der Spitäler liefert eine einzige Centralapotheke.

Ausgedehnte Magazine verwahren die Vorräte von Möbeln, Betteinrichtungen, Wäsche u. s. w. Mit dem Nähen der Wäsche, dem Zupfen von Charpie und anderen Arbeiten beschäftigt die Assistance teilweise Pfründnerinnen, die eine geringe Bezahlung erhalten, aber mit diesem wohlthuenden Nebenverdienst sehr zufrieden sind.

Die Krankenpflege besorgen mit wenigen Ausnahmen Graue Schwestern.

Noch 1785 herrschte die abscheuliche Einrichtung in den Spitälern, in ein und demselben Bette mehrere Kranke unterzubringen. So fand Tenon im Hotel Dieu in 1219 Betten 3418 Kranke. In den Sälen lagen Männer und Frauen, Sterbende und Rekonvalescenten bunt durcheinander. Selbst die verschiedenartigen Krankheitsformen bedingten keine Absonderung, und jedes Hospital mußte somit als Infektionsherd betrachtet werden. Nicht selten kam es vor, daß ein Kranker in einem Bette lag, aus welchem man rechts und links Tote entfernte.

Jetzt sind die Pariser Spitäler zumeist Musteranstalten mit freundlichen, geräumigen Krankensälen, trefflichen Betten, Bibliothekzimmern für die Ärzte und Administrationsräumen, die keinerlei Bequemlichkeit vermissen lassen. In der Küche sind die modernsten Konstruktionen verwendet. Das Feuer ist verbannt, der Dampf allein waltet als Herr und Meister. Längs der Wände laufen große Kessel, in die durch Ventile Dampf einströmt. An großen Spießvorrichtungen braten die Fleischstücke. Selbstverständlich befinden sich unter den Spitälern alte Häuser, welche trotz aller Umbauten und Veränderungen immer noch ein düsteres Aussehen bewahren. Die neuen modernen Bauten jedoch schwimmen in Luft und Licht, sie haben herrliche Gärten und sind in jeder Beziehung ebenso praktisch als sinnreich, ja selbst luxuriös und elegant.

Eine wahrhaft großartige humanitäre Institution ist das Haus der Enfants assistés et abandonnés. Es verdankt seine Entstehung dem heiligen Vincenz von Paula, welcher an einem Brunnenrande einst zwei nackte Knäblein fand. In diesem Hause werden täglich all die unglücklichen Geschöpfe aufgenommen, welche Laster und Elend ins Leben setzen, deren sich Vater und Mutter sofort nach der Geburt entledigen. Elende kümmerliche Säuglinge bevölkern einen Teil des Hauses, und trotz der tüchtigen Ammen ist ein nicht geringer Bruchteil dieser armen Geschöpfe vom Tode gezeichnet. Die am Leben bleiben, werden in ländliche Pflege gebracht und von der Assistance bis zum sechzehnten Lebensjahre unterstützt, bis zum zwanzigsten im Auge behalten.

Das Haus der Verlassenen besteht aus zwei Abteilungen. In der einen, in welcher jene Kinder untergebracht sind, deren Eltern man kennt, bemüht sich das Haus, zu bewirken, daß Kinder und Eltern in Verbindung miteinander bleiben. Anständigen, erwerbslosen Müttern bewilligt die Anstalt Unterstützungen bis dreihundert Franken jährlich. Nur dort, wo die Eltern unbekannt sind oder wo man ihren lasterhaften Einfluß befürchtet, bleibt der Verkehr zwischen Eltern und Kindern aufgehoben, vertritt die Anstalt die Stelle von Vater und Mutter. Sie nimmt Schützlinge von der Geburt bis zum zwölften Lebensjahre auf.

Einen sonderbaren Eindruck machen die säugenden Eselinnen, an deren Euter jene Kinder gelegt werden, welche den Ammen den furchtbaren Krankheitsstoff, mit dem das Laster sie in die Welt gesetzt hat, mitteilen könnten. Die äußerst reinlich gehaltenen kräftigen Eselinnen bleiben ruhig und fromm, während die armen Säuglinge, in Tragkörben ihnen angehängt, die Nahrung zu sich nehmen. Die Wärterin bringt das Euter des Tieres in den Mund des Kindes, und dieses saugt frisch darauf los.

Die Waisenversorgung wird von seiten der Assistance ganz verschieden von dem in deutschen Ländern üblichen Modus vorgenommen. Man geht von dem Grundsatze aus, das verwaiste Kind in irgend einer Familie heimisch

zu machen. Aus diesem Grunde baut man keine Waisenhäuser, sondern teilt die Waisen gegen Entgelt an Familien auf dem Lande oder giebt sie später zu Handwerkern in die Lehre und bewahrt die Kinder dadurch vor einer exklusiven Stellung.

Als die Nation ehrendes Werk darf das große Hospital für skrophulöse Kinder in Berck-sur-mer, wenige Stunden von Paris entfernt, betrachtet werden. Die Assistance hat für das Haus etwa sieben Millionen ausgegeben, es dient an siebenhundert Kindern zum Aufenthalt. Diese Kinder, welche in Paris verkommen müßten oder elend durchs Leben siechen würden, werden in Berck sorgsamst behandelt, kräftig genährt, häufig völlig geheilt.

Es bedarf kaum noch der Erwähnung, daß die Versorgungshäuser Salpetrière für Frauen und Bicêtre für Männer zweck- und zeitgemäße Schöpfungen sind. Diese beiden Häuser verfügen über 5500 Betten. Diese Etablissements sind größtenteils für Geisteskranke eingerichtet. Unsichtbar und doch so fühlbar starrt uns dort das Lasciate ogni speranza entgegen. Hier haust das furchtbare Trio Wahnsinn, Blödsinn, Epilepsie. In der Umgebung von Paris verfügt die Assistance gleichfalls über Versorgungshäuser, über Anstalten für Inkurable und über einige Stiftungen, in welchen gegen sehr unbedeutendes Entgelt einzelne Personen oder Ehepaare behagliche Unterkunft finden.

Die Assistance ist jedoch nicht allein die Schützerin der öffentlichen Anstalten.

Sie übt ausgedehnte Privatwohlthätigkeit. Wer die Hilfe der Assistance in Anspruch nimmt, wendet sich schriftlich an dieselbe. In jedem Arrondissement von Paris befindet sich ein Bureau, welches eine Anzahl von Herren und Damen als unentgeltliche Beistände ernennt. Sobald eine Bitte um Unterstützung angelangt ist, haben diese letzteren die Verpflichtung, sich noch am selben Tage in der Wohnung des Armen von seiner Lage zu überzeugen und Bericht zu erstatten. Das Gesuch wird sofort erledigt. Im Jahre 1879 wurden auf 55000 Gesuche Unterstützungen gewährt und 70000 abschlägig beschieden. Hundertachtzig Ärzte sind von der Assistance besoldet, die Kranken in ihren Wohnungen zu behandeln. Es sei hier erwähnt, daß die Wohlthätigkeitsbureaus im Jahre 1879 für Medikamente und Ärzte allein gegen 700000 Franken, für Unterstützungen an Geld ungefähr über 2250000 Franken, für Unterstützungen an Nahrungsmitteln 1500000 Franken, im ganzen 5500000 Franken verbrauchten.

So großartig die Einrichtungen der Assistance sind, würden dieselben doch noch lange nicht genügen, um auch nur den dringendsten Bedürfnissen gerecht zu werden. Es giebt noch eine Anzahl Stiftungen, welche der Assistance nicht unterstehen. In die meisten dieser Stiftungen werden auch zahlende Kranke aufgenommen. Das berühmte Irrenhaus von Charenton sowie das Asyl Ste. Anna sind unter direkter Staatsaufsicht.

In Vincennes und Vesinet nehmen zwei Asyle rekonvalescente Arbeiter und Arbeiterinnen auf, die dort bis zur völligen Genesung verbleiben.

Überaus rührend ist das Haus der Quinze Vingt, „Fünfzehn mal zwanzig", eine Kolonie von Blinden und Erblindeten. Ludwig der Heilige stiftete das Haus im Jahre 1260, da, als er aus dem Kriege gegen die Mauren zurückkam, viele von seinen Rittern erblindet waren. In dieses Haus dürfen die Blinden sogar ihre Familie mitnehmen. Fünf Schwestern vom Orden St. Vincenz leiten die Pflege der Erkrankten. In einem eigenen Lesesaal werden den Männern täglich zwei Stunden lang Zeitungen, den Frauen Romane vorgelesen. Das Haus besitzt eine eigene Schule für die Kinder der Blinden. Einzelne Blinde haben im Hause selbst kleine Tabakslâden. Wieder andere beschäftigen sich mit leichten Handarbeiten. Auch haben die Blinden des Hauses eine Musikkapelle gebildet und veranstalten einigemal des Jahres Konzerte.

Mit dem Erziehungshaus für junge Blinde sowie mit dem Haus für junge Taubstumme steht die Assistance nicht in Verbindung.

In der Rue Oudinot besitzen die Brüder St. Jean de Dieu ein maison de santé, das größtenteils für Zahlende eingerichtet ist, jedoch auch eine beträchtliche Anzahl von Freiplätzen besitzt. Der Garten der Anstalt ist herrlich. Die von den zahlenden Kranken geleisteten Beiträge dienen mit dazu, ein Haus für verkrüppelte Kinder in der Rue Lecourbe zu erhalten, von denselben Brüdern gestiftet und geleitet. Die Brüder fordern von den Eltern der Kinder kleine Beiträge von einem halben bis fünfzehn Franken per Monat. Die Sorgfalt und Liebe, die langmütige Geduld, welche die Brüder im Verkehr mit den unglücklichen Kindern an den Tag legen, verdienen die höchste Anerkennung. Die meisten der armen kleinen Wesen sind geistig völlig zurückgeblieben, ein Glück, daß ihre verkümmerte Intelligenz sie ihr Elend nur unvollständig empfinden läßt.

Unter den hundertsechsundzwanzig Wohlthätigkeitsanstalten von Paris gehören einunddreißig den Schwestern vom heiligen Vincenz; für achtzehn dieser Häuser bringen die Schwestern durch Sammlungen milder Gaben die Erhaltungskosten auf. Alle diese Häuser sind für die Pflege und Erziehung von Mädchen bestimmt. In ihrer Einrichtung gleichen sie so ziemlich anderen, dieselben Zwecke verfolgenden Wohlthätigkeitsanstalten. Die große Wichtigkeit der

Rettung des weiblichen Geschlechtes bedarf keiner näheren Erörterung.

Eine eigenartige Schöpfung verdankt ihre Entstehung dem Abbé Roussel.

Dieser sah an einem Winterabend des Jahres 1865 ein Kind in einem Kehrichthaufen wühlen, und auf die Frage, was es da treibe, antwortete es, daß es hungrig sei und im Kehricht Nahrung suche. Der Abbé nahm das Kind mit sich, ließ es reinigen, ihm Nahrung reichen und faßte die Idee zur Errichtung des Unterkunftshauses für Knaben in Auteuil. Seiner außerordentlichen Energie gelang es, ein halb verfallenes Haus in diesem Orte aufzufinden, um dasselbe seinen Bedürfnissen entsprechend umzugestalten. Freilich schuldete der brave Mann 200000 Franken und wußte nicht, wie diese aufzubringen. Da veröffentlichte St. Genest im „Figaro“ einen feurigen Artikel, und nach wenigen Tagen befanden sich an 450000 Franken in den Händen des Priesters. Das Haus sucht seine Insassen auf der Straße. Die kleinen Vagabunden, die Söhne der Verbrecher, die Existenzen, welche der Wind hergeweht zu haben scheint, die ohne allen Zusammenhang mit der lebenden Menschheit sind, finden in dem Hause schützende Zuflucht, reinliche Kleidung, gesunde, einfache Nahrung, Erziehung und Unterricht. Sobald die kleinen Pfleglinge zwölf Jahre alt sind, werden sie in einem der Ateliers, die sich im Hause befinden, zu tüchtigen Arbeitern herangebildet, besonders zu Schuhmachern und Schneidern. Freilich verfällt ein Teil der Geretteten früher oder später neuerdings dem Laster. Ein großer Bruchteil jedoch bleibt auf gerader Bahn.

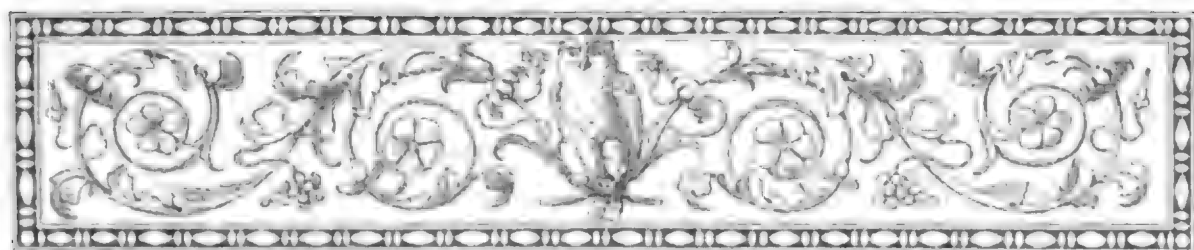
Wir haben die Summen, welche die Assistance als häusliche Unterstützungen ausgiebt, mit ungefähr sechs Millionen bezeichnet. Man hat berechnet, daß von seiten wohlthätiger Vereine noch etwa neun Millionen und durch Privatwohlthätigkeit noch etwa acht Millionen ausgegeben werden.

Sehr peinlich ist der Eindruck, den die bresthaften Bettler auf den Straßen hervorbringen. An belebten Plätzen, Brückenköpfen, Kirchenthüren u. s. w. sitzen die Jammergestalten Blinder oder Stummer. Um den Hals tragen sie eine Schnur mit einem Täfelchen, auf dem ihr Gebrechen zu lesen ist. Die Bettlergilde der Lahmen, Einhändigen und Verkrüppelten ist nur allzu groß. Die einzelnen Individuen erhalten die Plätze, von denen sie die Hand nach milden Gaben ausstrecken dürfen, zugewiesen. Man erzählt, daß „gute Posten“ reiche Revenüen abwerfen. Im allgemeinen sind die Geschichten von Bettlern, die ihre Posten einander für große Summen abtraten, von Bettlern, die Häuser und Kapitalien besitzen, in das Reich der Fabel zu verweisen. Bettlerbälle und -Gesellschaften spuken zumeist in den phantastischen Köpfen mancher Reporter, die ihren Lesern ein gepfeffertes Ragout vorsetzen wollen.

Die Pariser sind von Natur gutmütig und wohlthätig. Es existieren denn auch Vereine, welche sich die verschiedenartigsten Zwecke vorzeichnen.

In den Markthallen der Großstadt werden alle halbwegs eßbaren Reste aus den Küchen der Speisehäuser, die Abfälle vom Tische der Wohlhabenden von den armen Leuten begierig gekauft. Die Köchinnen erwerben durch den kleinen Handel mit diesen Waren einen erklecklichen Nebenverdienst. Gar traurig sieht sich's an, wenn in den Abendstunden vermummte Gestalten beim Concierge die Erlaubnis erbitten, in den Höfen der Häuser nach dem Abhub zu spähen, den die Bonnen der Familie, die den Anwert desselben kennen, mitleidig nicht in die Kehrichtkisten schütten, sondern auf Papierblättern auf den Fliesen stehen lassen. Das ausgekochte Grünzeug der Suppe, die äußeren grünen Blätter des Salats und Kohls, die Knochen, auf denen sich noch manche Fleischfaser befindet, halbfaules Obst, die verschmähten Köpfe der Seefische, das und noch viel anderes wird gierig zusammengesucht, zuweilen mit ein paar Tropfen Branntwein befeuchtet und genossen. Man ist satt geworden und braucht nur noch das Strohlager der Dachkammer aufzusuchen, um im Traume vielleicht an reichbesetzter Tafel zu schwelgen oder in traumlosem Schlaf das Elend des Wachens zu vergessen. Wer die Kraft hat, zu kämpfen, dem leuchtet der Stern der Hoffnung, dem winkt vielleicht noch eine glückliche Schicksalswendung.

So riesig die Mittel sind, welche in der französischen Hauptstadt für Wohlthätigkeitszwecke verwendet werden, so bliebe doch noch viel, unendlich viel zu thun übrig, ehe die Nächstenliebe ihr Werk als vollendet betrachten dürfte. Die Wohlthätigkeit ist eines der mächtigsten Mittel zur Veredelung und Erziehung der Massen. Die Gesellschaft schützt sich am besten dadurch, daß sie ihre milde Hand öffnet und dem Versucher, welcher den Armen die Bahn des Lasters und des Verbrechens häufig genug im goldenen Lichte zeigt, zuruft: „Fliehe! mein ist das Reich, ich bin Ormuzd, das Licht und die Güte.“ Jede gute That verhindert vielleicht ein böses Werk, und die beste Predigt für den Hungrigen ist eine gefüllte Schüssel.



Litterarische Mitteilungen.

Naturwissenschaftliche Werke.

Dem wachsenden Bedürfnis des gebildeten Publikums, einige Gebiete der Naturwissenschaften in besonderem Rahmen und in ihrer wissenschaftlichen Begründung zu studieren, ist die F. A. Brockhaussche Verlagsbuchhandlung in Leipzig durch einige neu erschienene Bände ihrer „Internationalen Bibliothek“ entgegengekommen. Im sechsundfünfzigsten Bande, der **Akustik**, erläutert der Verfasser, Professor Franz Melde, die Fundamentalerscheinungen der physikalischen Akustik; er entwickelt hierzu, ausgehend von den einfachen Pendel- und Wellenbewegungen, in systematischer Form die mechanischen Gesetze der Transversal- und Longitudinalschwingungen elastischer Körper, zumal die wichtigen Gesetze der Schwingungszahlen, und bietet somit ein vorzügliches Hilfsmittel für das weitere und schwierige Verständnis der Harmonielehre und der physiologischen Akustik. Es sei hier bemerkt, daß die Beziehungen des Schalles zur Musik bereits in dieser Bibliothek durch Blaserna eingehend erörtert sind. — **Die Lehre vom Sehen**, dargestellt vom Professor Joseph le Conte, die den Inhalt des fünfundfünfzigsten Bandes bildet, begrüßen wir mit Freude. Hier finden wir einen der wenigen Versuche, das Verständnis der so eminent interessanten, doch überaus komplizierten Erscheinungen auf dem Gebiete der physiologischen Optik auch in diejenigen Kreise zu verpflanzen, welchen ein Specialstudium der vorhandenen schwierigen Litteratur, wie der berühmten Helmholtzschen „Physiologischen Optik“, erschwert, wenn nicht eine Unmöglichkeit ist. Die Theorien des binokularen Sehens sind mit Recht besonders eingehend behandelt worden. — **Die menschenähnlichen Affen und ihre Organisation im Vergleich zur menschlichen** von Prof. R. Hartmann betitelt sich endlich der sechzigste Band. Wer positives Material zur Beurteilung der Abstammungslehre sucht, wird das Buch gern zur Hand nehmen. Der Verfasser selbst hat, wie er im Vorwort ausdrücklich hervorhebt, hinsichtlich der Descendenztheorie seinen eigenen Weg sine ira et studio zu verfolgen gesucht.

Das **Kompendium der Physiologie des Menschen** von Prof. A. Fick (Wien, W. Braumüller) ist in dritter, teilweise umgearbeiteter Auflage erschienen. Der Verfasser ist in rühmlicher Weise bekannt durch seine Bestrebungen, die Lehren der Physiologie in die weitesten Kreise der Gesellschaft, in Schule und Haus zu verbreiten und zum Nachdenken über die Bedingungen, denen der menschliche Organismus unterworfen ist, anzuregen. Möge auch das vorliegende wissenschaftliche Handbuch in diesem Sinne wirken und das allgemeine Verständnis für die großen Aufgaben der auf die Physiologie sich stützenden öffentlichen Gesundheitspflege in segensreicher Weise fördern!

In seiner **Phylogeogenesis** (Leipzig, Paul Frohberg) behandelt Otto Kuntze einige wichtige geologische Fragen, die bisher stetige Streitpunkte der Wissenschaft bildeten. Kuntze verwirft das übliche Princip der rückwärtigen Rekonstruktion vorweltlicher Zustände und versucht den umgekehrten Weg, die geologischen Vorgänge aus der Beschaffenheit der ersten Erdperiode zu entwickeln. Seine so gefundenen Resultate gipfeln sich darin, daß die Weltmeere vor vielleicht dreißig Millionen Jahren noch salzfrei gewesen und ihre Versalzung erst allmählich durch die von den Flüssen aus den Kontinenten geführten Sinkstoffe erfolgt sei, daß die frühere Meeresfauna und -Flora keine Salzwassertiere noch salzliebende Pflanzen aufweisen konnte, wie dies auch die gefundenen Fossilien beweisen, und endlich an Stelle der bisher angenommenen terrestrischen Natur der Steinkohlen liefernden Pflanzen eine oceanische, marine zu setzen sei. Zur Veranschaulichung der letzten Hypothese ist dem Buche ein ideales Bild eines der silvamarinen Periode

angehörigen Steinkohlenwaldes beigegeben, den wir uns etwa vor der Mündung eines Flusses an der Küste vorzustellen haben. Auf dem ruhigen Wasser einer Bucht hat sich ein schwimmender Waldboden gebildet, der die mit ihren Wurzeln zusammengewachsenen „karbonischen Füllmassenbäume“ trägt, während am Strande im Gegensatz zu diesen schwimmenden Waldbäumen die bekannten schachtelhalmartigen Farnbäume üppig wachsen.

Der Berliner Chemiker Hofmann hat zwei Vorträge in einem Bande als **Chemische Erinnerungen aus der Berliner Vergangenheit** (Berlin, A. Hirschwald) herausgegeben. Der erste stellt die Förderung der chemischen Forschung unter den Hohenzollern in den letzten hundert Jahren dar, während der zweite den allmählichen Sieg der Chemie über die Alchimie in der Mark Brandenburg schildert und durch viele Details über das Unwesen der Alchimisten im alten Berlin einen interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte bietet.

Dunckers Geschichte des Altertums.

Mit lebhafter Freude begrüßen wir die Vollendung einer neuen Auflage eines Werkes, welches eine Zierde unserer geschichtlichen Litteratur ist: **Geschichte des Altertums.** Von Max Duncker. Fünfte verbesserte Auflage. Fünf Bände. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) Es giebt Werke, welche für ein ganzes weites Gebiet der Kenntnis eine sichere Grundlage gewähren. Sie bilden einen festen und regelmäßigen Bestandteil der Bibliothek eines jeden Gebildeten. Niemals erwachsen sie aus der vorübergehenden oder dilettantischen Beschäftigung mit ihrem Gegenstande, sondern sie sind der Ertrag der mühsamen Arbeit eines ganzen Lebens. Ein solches Werk ist das von Max Duncker. In einer Anzahl von Auflagen ist es bei einem großen Teil des deutschen Leserkreises verbreitet. Diese fünfte Auflage giebt dem Werke diejenige Gestalt, in welcher es nunmehr wohl längere Zeit hindurch das Hauptbuch für die Kenntnis des inneren Zusammenhanges der alten Welt sein wird.

Als Max Duncker die Aufgabe seines Werkes in Angriff nahm, waren die Arbeiten der Philologen und Historiker über Griechenland gänzlich getrennt von denen der Orientalisten über die asiatischen Staaten, welche der Blüte der griechischen vorausgegangen sind und im Kampfe mit denen die Griechen emporkamen. Das Problem des Verhältnisses der uralten Weisheit Asiens zur Forschung, Kunst und Staatenbildung der Griechen war durch die Brüder Schlegel gestellt und durch Creuzer in unwissenschaftlicher, unmethodischer Art in Angriff genommen. Auch hatte Röth einen einzelnen Teil dieser Fragen mit tiefem Blick, aber unmethodisch und voll von Übertreibungen der Untersuchung unterzogen. Diese Lage der Sache bestimmte Duncker, den inneren Zusammenhang der alten Geschichte bis zur Verschmelzung der Bildungsformen des Morgenlandes und des Abendlandes in dem Zeitalter Alexanders zum Gegenstande seiner Untersuchungen zu machen. Er hatte recht; nur wenn der Zusammenhang der morgenländischen Geschichte erkannt war, konnte der Streit über den Ursprung der hellenischen Kultur zum Austrag gebracht werden. Und dies ist nun das außerordentliche Verdienst seines Werkes, daß in ihm die bisher isolierten Arbeiten von Männern, die auf weit entlegenen Gebieten thätig waren, zur Verknüpfung kamen. Die Beschäftigung mit der indischen Sprache und Litteratur hatte die einen in Anspruch genommen, andere widmeten sich der Erforschung Ägyptens; dazu waren dann die überraschenden Entdeckungen auf dem Gebiete der assyrischen Sprache und Litteratur getreten, während Duncker mit seinem Buche beschäftigt war. Wer alle diese Arbeiten miteinander und mit Erkenntnis Griechenlands verknüpfen wollte, der konnte nicht daran denken, die so schwer zugänglichen Sprachen des Morgenlandes sich anzueignen, ihre Schriftwerke selbst zu durchforschen. Dies war eine Grenze, welche auch der gewissenhafteste Historiker nicht überschreiten konnte. Aber Duncker brachte so viel sichere Methode und Kritik zu seiner Aufgabe hinzu, daß er mit bewundernswürdigem Takte die Arbeiten der Einzelforscher abgeschätzt hat, welche er benutzte. So hat er auch sofort mit richtigem Gefühl die wichtigen Ergebnisse der assyrischen Entzifferungen vorsichtig, doch ohne übertreibende Skepsis benutzt. Er hat darin scharfsinnigen Gelehrten gegenüber recht behalten, deren Unglaube in Bezug auf die merkwürdigen Ergebnisse dieser Entzifferungen sich schließlich nicht hat aufrecht erhalten lassen.

Nur in Bezug auf den Umfang des zu durchmessenden Gebietes hat Max Duncker seinen anfänglichen Plan einschränken müssen. Er endigt sein Werk da, wo Morgen- und Abendland zuerst zusammenstoßen und das Verhältnis ihrer Kraft erproben, nämlich mit den Perserkriegen. Doch ist es auch so ein in sich abgeschlossenes Gemälde eines unvergleichlich mächtigen und umfassenden geschichtlichen Zusammenhanges.

Schriften über die Zeit Friedrichs des Großen.

Die Veröffentlichungen, welche die amtlichen Aufzeichnungen und Korrespondenzen Friedrichs des Großen zum Gegenstande haben, schreiten in immer gleicher Gründlichkeit vorwärts: **Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen.** Zweiter Band. (Berlin, Alexander Duncker.) Es ist eine kurze Spanne Zeit, welche dieser Band umfaßt. Er beginnt mit dem Juli 1753 und endigt mit dem Dezember des darauffolgenden Jahres. Aber die auswärtige Politik dieser Zeit spiegelt sich dafür auch in der getreuesten und genauesten Art in den Korrespondenzen Friedrichs des Großen.

Zugleich erhalten wir eine interessante Darstellung aus der Zeit Friedrichs des Großen und der Maria Theresias aus den französischen Archiven: **Friedrich II. und Maria Theresia.** Nach neuen archivalischen Quellen. 1740 bis 1742. Vom Herzog v. Broglie. Autorisierte deutsche Übersetzung von Oskar Schwebel. (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.) Dieses Werk eröffnet die zusammenhängende Einsicht in die Rolle, welche Frankreich während der Kämpfe in dem angegebenen Zeitalter gespielt hat. Der wichtigste französische Diplomat und Militär während derselben war der Marschall Belle-Isle. Die bis dahin noch nicht publicierten Memoiren desselben sind hier mit Papieren des auswärtigen Amtes verbunden worden, um die nicht gerade glückliche Politik Frankreichs in dieser Zeit verständlich zu machen. Die Art, wie diese Politik von dem Verfasser aufgefaßt wird, unterliegt freilich starken Bedenken. Er geht von der folgenden Betrachtung aus: Nichts wäre für Frankreich so leicht gewesen, als bei dem Tode Kaiser Karls VI. von seiner Tochter Maria Theresia durch die von ihr zu fordernde Hingabe der ganzen Niederlande oder doch eines Teiles derselben ein weit ausgedehntes Besitztum zu erhalten, durch welches die Integrität unserer nördlichen Grenzen vielleicht für immer gesichert gewesen wäre. Diesem großen, klar einleuchtenden Vorteil zog Frankreich eine Idee vor: es faßte den Gedanken, das Deutsche Reich in seiner ursprünglichen Verfassung wiederherzustellen, das heißt, befreit von der Erbfolge des Hauses Österreich. Wir Deutsche würden das so ausdrücken: es wünschte die Schwäche Deutschlands aufrecht zu erhalten und die mit Frankreich rivalisierende österreichische Macht ebenfalls herabzumindern.

Litterarische Notizen.

Grundriß der römischen Altertümer. Von Cornelius Krieg. Zweite Auflage. (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshdlg.) — Die Schrift faßt alles zusammen, was der Schüler der oberen Gymnasialklassen bedarf, und zwar in einem Bande ganz mäßigen Umfanges: Verfassung Roms in den verschiedenen Zeitaltern, Rechts- und Gerichtswesen, Privatrecht, Kriegswesen, Religionswesen, endlich Privataltertümer und Litteratur, in klarer anschaulicher Form. So wird sie auch über ihren nächsten Zweck hinaus, auf den Gymnasien das für die Lektüre römischer Autoren Erforderliche zur Vorbereitung darzubieten, in anderen weiteren Kreisen einen ähnlichen Dienst leisten können.

Allgemeine Geschichte des Priestertums. Von Julius Lippert. (Berlin, Th. Hofmann.) — Das Werk erscheint in Lieferungen. Der Standpunkt des vergleichenden Religionsforschers, von dem aus im Zusammenhang mit der neueren Anthropologie der Verfasser mit Geist und Verwegenheit die Kausalverhältnisse auf diesem Gebiete untersucht, ist vollauf berechtigt. Auch müssen die Hypothesen, insbesondere in Bezug auf die Bedeutung der Totenverehrung für die älteste Religion, welche sich ihm hieraus ergaben, Interesse erregen. Ob nun der Verfasser gut thut, Untersuchungen, die noch so in ihren Anfängen stehen, zu popularisieren, und zwar von einer doch sehr hypothetischen Grundauffassung aus, darüber werden die Urteile in Publikum und Kritik sehr geteilt sein. Wir können unsere Bedenken nicht unterdrücken.

Aus der deutschen Kaiserzeit. Aufzeichnungen deutscher Geschichtschreiber. Von Georg Erler. (Leipzig, Alphons Dürr.) — Dies Buch stellt von Karl dem Großen ab durch die Kaiserzeit hindurch die wichtigsten und zuverlässigsten Berichte der Quellen zusammen. Ein solches Verfahren hat bei der sehr mangelhaften Natur unserer Kenntnis wenigstens den Vorteil, die Erzählungen der Quellen selber in ihrem mittelalterlichen Kolorit darzubieten. So stellt es sich eine nützliche Aufgabe und löst sie in geschmackvoller Weise.

Encyklopädie der neueren Geschichte. In Verbindung mit namhaften deutschen und außerdeutschen Historikern herausgegeben von

Wilhelm Herbst. (Gotha, F. A. Perthes.) — Mit dieser Encyklopädie wird einem wahrhaften Bedürfnis in mustergültiger Weise abgeholfen. Die beiden ersten Halbbände, welche uns vorliegen, erfüllen alle gerechten Anforderung, und so wird diese Encyklopädie bald ein Bestandteil jeder Bibliothek von Gebildeten werden. Die Artikel können mit Vergnügen gelesen werden. Und sie enthalten doch zugleich auch das, was zur Orientierung erforderlich ist und was man etwa aufsuchen, um dessen willen man das Buch aufschlagen möchte, mit großer Genauigkeit. Angaben über die Schriften, in denen dann weitere Belehrung gesucht werden kann, werden nirgend vermißt.

Neue historische Vorträge und Aufsätze. Von Karl Theodor Heigel. (München, Riegersche Universitätsbuchhdlg.) — Sammlung von Aufsätzen eines anerkannten Historikers, in denen uns überall die Frische und der natürliche Ton des süddeutschen Schriftstellers angenehm entgegentritt; der Ernst der dahinterliegenden Forschung versteht sich bei Heigel von selbst.

* * *

Die wundervollen Ufer des Mittelländischen Meeres an der sogenannten Riviera werden bei der steigenden Leichtigkeit des Reisens immer mehr von Fremden besucht, und das milde Klima, die herrliche Vegetation und die entzückenden Aussichtspunkte dieser gesegneten Strecken finden dadurch immer lebhaftere Anerkennung. Man erfährt Wunderdinge von dem Aufschwung, den der Fremdenverkehr in Nizza, Mentone, San Remo und so weiter in letzter Zeit genommen hat; für Privatzwecke werden prachtvolle Villen gebaut, Fremde finden in palastähnlichen Pensionen allen Komfort der modernen Welt, Kunst und Litteratur vereinen sich, um die Schönheiten der Natur und die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes in das günstigste Licht zu setzen. So haben sich zwei in ihrem Wirken hervorragende Männer, der Schriftsteller Woldemar Kaden und der Maler Hermann Nestel, vereinigt, um im Verlage von W. Spemann in Stuttgart unter dem Titel **Die Riviera** ein Prachtwerk erscheinen zu lassen, welches in Wort und Bild den vollen Enthusiasmus zur Anschauung bringt, den jene blumenreichen Fluren, jene herrlichen Ausblicke auf das Meer, jene üppige Vegetation und alle übrigen Vorzüge des gesegneten Landstriches bei empfänglichen Gemütern hervorrufen. Sämtliche bis jetzt erschienenen Lieferungen erfüllen sowohl in der fesselnden Darstellung wie in der künstlerischen Ausschmückung alle Erwartungen, welche die Namen der Autoren und der Verlagshandlung erweckten; namentlich überraschen einzelne Landschaftsbilder durch die ungemein stimmungsvolle Behandlung.

* * *

Das verdienstvolle, reich illustrierte Werk **Bilder aus der Altmark** von Hermann Dietrichs und Ludolf Parisius (Hamburg, J. F. Richter) liegt nun vollständig vor und rechtfertigt in jeder Hinsicht die günstige Meinung, welche das Unternehmen von Anfang an hervorrief. Nicht nur durch das Interesse, welches die Altmark als ältester Teil der Mark Brandenburg und Wiege des preußischen Staates infolge der neueren historischen Ereignisse überall findet, wird diesem Buche die Aufmerksamkeit des Publikums zugeführt, sondern die gediegene Ausarbeitung und die treffliche Ausstattung sichern ihm auch selbständigen Wert. Es ist ein gediegenes historisches Werk, das sich in würdigem Gewande präsentiert, denn die Verlagshandlung hat für schönen Druck des Textes und der Illustrationen anerkennenswerte Sorge getragen.

Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Die Schuldgenossen.

Venetianische Novelle
von
Adolf Stern.

Aus den vergitterten, aber hinter dem Gitter offenen Fenstern im Erdgeschoß eines schmalen Hauses, das am Rio della Misericordia stand, fiel trüber Lichtschein auf die dunkle Flut des engen Kanals. Die nächstgelegenen Kirchen San Marziale und Santa Maria dell' Orto hatten ein Uhr nachts verkündet; in dem menschenleeren Nordviertel der Stadt erscholl zu dieser Zeit kaum ein Schritt, und die feuchte Wärme einer fast schwülen Aprilnacht strich durch stille, schlummernde Gassen. An erhöhten Stellen der Ufer und namentlich auf den kleinen Bogenbrücken leuchteten, seltsam genug in so sommerlicher Nacht, halb herabgebrannte Feuer. Der scharfe Duft verglühenden Wachholderreisigs stieg mit dem langsam hinziehenden graugelben Dampf von ihnen auf. Sie schienen den beiden Gondeln, welche in mäßigem Abstand voneinander dem Hause am Rio zufuhren, bis dahin den Weg gezeigt zu haben, wo der vereinzelte Lichtschein eine Stelle des Wassers erhellte. Die vordere Gondel war ein ungewöhnlich breites, hoch überdachtes Fahrzeug, welches die beiden seltsam gekleideten, mit breiten Schifferhüten und dunklen Gesichtsmasken bis zur Unkenntlichkeit verhüllten Gondoliere nur mühsam fortbewegten. Die hinter ihr dreinkommende war von hundert anderen schlanken und spitzschnäbeligen Gondeln nicht zu unterscheiden, sie schien völlig leer zu sein und gehorchte dem einen an Bord stehenden Ruderer mit aller Leichtigkeit. Das große Fahrzeug hielt dicht unter den Fenstern, aus denen der Lampenschein glänzte, einer der Gondoliere schwang sich leicht ans Ufer und erhob sich auf den Zehen zu dem Gitterwerk. Mit einem rohen Lachen rief er seinem auf dem Fahrzeug zurückgebliebenen Genossen nur die Worte „Noch nicht!“ zu und sprang mit einem Satze auf seinen Standort zurück. Dann stieß er die Stange kräftig auf den Grund. Sein Vordermann machte eine brummende Bemerkung, die hinter seiner Ledermaske verklang, und mit neuer sicht-

licher Anstrengung führten beide ihre plumpe, schwerbelastete Gondel durch den engen Kanal in die breitere Flut der Sacca della Misericordia hinaus. Der zurückgebliebene Gondolier brachte währenddessen sein Fahrzeug bis zu der Stelle, wo die anderen vorhin gehalten hatten, legte an und befestigte die Kette an einem der bereitstehenden Pfähle. Er hatte eben die Worte, welche der Verhüllte rief, vernommen, trat jetzt an das gleiche Fenster wie sein Vorgänger und rief, ehe er noch wahrgenommen haben konnte, was drinnen in dem Gemach vorging: „Du lebst, Andrea, und Fra Paolo ist bei dir?"

Von drinnen heraus ward eine Stimme hörbar, die noch stark, aber hohl erklang und an der Mauer jenseits des engen Kanals seltsam wiederhallte: „Ich lebe, Daniello — bin aber allein. Der Theatiner ist vor drei Stunden hinweggegangen; er meinte, es zieme ihm, in seinem Kloster und nicht hier zu sterben."

„Also auch er!" seufzte der Gondolier, und der Kranke im Zimmer hätte hören können, daß er seine Zähne gewaltsam zusammenpreßte, um sie am Schlagen zu hindern. „Ich werde zu dir hineinkommen, Andrea; nur ein Narr wähnt heute noch in Venedig dem Tode zu entlaufen. Mir liegt nichts mehr daran, zu leben, wahrlich nichts mehr, und wüßte ich ganz gewiß, daß wir dem von San Erasmo nicht drunten begegneten, ich wartete nicht erst ab, bis es der Pest gefällt, mich heranzuwinken."

Das alles sagte Daniello schon mehr für sich als für den Kranken im Gemach drinnen. Er hatte sich dem Eingang des Hauses zugewandt. Im Lichtschein erblickte er auf der Thür ein frisch gemaltes rotes Kreuz. Unwillkürlich sah er nach den anderen Thüren des Rio hinüber, die er von hier zu erkennen vermochte, jede trug das gleiche Zeichen. Daniello murrte vor sich hin: „Sie sollten die Farbe sparen und die paar Häuser zeichnen, die noch verschont sind." Aber ohne weiter zu zögern, trat er in das Haus und demnächst in das gewölbte, aber niedrige Gemach ein, in welchem sein Kamerad Andrea hoffnungslos an der giftigen Seuche daniederlag, die in diesem Jahre des Herrn 1630 seit vielen Wochen Venedig in Furcht und Trauer versetzte. Die metallene Lampe, die nach außen hin schien, stand auf einer niederen Säule aus farbigem Marmor, welche aus irgend einem verfallenen Palazzo in dies dürftige Gemach geraten sein mußte. An der hinteren Wand stand das Bett des Kranken, der in heftiger Fieberhitze, doch vollkommen klaren Bewußtseins, dem Eingetretenen zurief: „Du hättest nicht kommen sollen, Daniello, ich werde es bald überstanden haben, und dir wollten Gott und die Heiligen vielleicht das Leben gönnen."

„Wollen sie mir's gönnen, so werde ich auch gesund von hier gehen, Andrea!" versetzte der Gondolier, indem er dem dürftigen Lager näher trat. Der auf demselben Ausgestreckte schien eine so mächtige Gestalt als der Aufrechtstehende, welcher den Kopf neigen mußte, um nicht gegen die Rippen der Steinwölbung anzustoßen. Auch sonst waren die beiden Männer einander ähnlich: der runde Kopf mit buschigem schwarzem Haar und ein gewisser Ausdruck der dunklen Augen war ihnen gemeinsam, selbst ihre Gesichter würden sich geglichen haben, wäre nicht dasjenige Andreas von der Krankheit entstellt, fieberisch gerötet und eigentümlich geschwollen, dasjenige Daniellos aber bleich und so hager erschienen, daß Stirn und Backenknochen beinahe eckig hervortraten. Der Gesunde beugte sich furchtlos über den Todkranken und sagte: „Begehrst du noch irgend etwas, Andrea?"

„Doch — doch!" versetzte eifrig der Kranke. „Das Wasser im Krug ist zu Ende — ich fürchte, auch das in der Cisterne. Wüßtest du mir einen letzten frischen Trunk zu schaffen, Daniello!"

„Und warum nicht?" rief der Gesunde mit einem plötzlichen Aufzucken von Trotz in Mienen und Stimme. „Hier herum müssen manche Cisternen noch gefüllt sein, in Häusern, wo sie längst kein Wasser mehr brauchen! Hab eine Viertelstunde Geduld, und es soll dir nicht fehlen!"

Und damit nahm Daniello entschlossen den leeren Krug und trat in den Hof des Hauses, wo er sich zunächst überzeugte, daß die runde Cisterne bis auf den Grund ausgeschöpft sei. Dann schwang er sich entschlossen über die nicht allzu hohe Mauer, die diesen Hofraum von einem nächsten trennte, in dem gleichfalls ein Regenbrunnen vorhanden war. Als er sich an denselben herantastete, fand er den hölzernen Deckel geschlossen, doch beugte er nur den Stiernacken ein wenig, setzte beide Hände fest an und brach die dicken Bretter ohne große Anstrengung entzwei. Indem Daniello dabei ein wenig ausglitt, stieß sein Fuß im Dunkeln an einen Gegenstand, welcher dem Stoße nachgab. Über den Leib des starken Mannes ging plötzlich ein Frostschauer, er brauchte nicht mit der Hand nachzufühlen, um zu wissen, daß dort, wo er hinstarrte, ein menschlicher Körper liege. Er wußte zugleich, daß der Tote auf dem Wege zur Cisterne umgesunken und verschieden sei, und sagte vor sich hin: „Dem Andrea hätte es ebenso ergehen können — gut, daß ich kam! Wer wird mir morgen oder übermorgen den letzten Trunk reichen? Und die Schufte, die neugebackenen Becchini, thun ihre Pflicht schlecht, schauen nicht einmal in die Höfe. Andrea darf nichts davon erfahren!“ Er hatte während dieser Worte den Krug gefüllt, warf noch einen scheuen Blick in den dunklen Raum zurück und machte sich auf den Rückweg. Das Überklettern der Hofmauer zeigte sich jetzt schwieriger als vorhin, aber er entwickelte ein Geschick und eine Sorgfalt dabei, die man der übergroßen Gestalt kaum zugetraut hätte. Kein Tropfen des schwer gewonnenen Wassers ward verschüttet, und zwei Minuten später stand er wieder am Lager seines Genossen, der mit vollem Fieberdurst den Steinkrug an seine Lippen setzte, ihn aber nicht zu fassen vermochte, so daß Daniello ihn halten mußte. Die Augen Andreas richteten sich mit einem so dankbaren Ausdruck auf den Helfer, daß dem rauhen Mann die eigenen Augen feucht wurden.

„Man meint schon Höllenglut brennen zu fühlen,“ sagte der Kranke, als er endlich den Krug von seinen Lippen ließ. „Fra Paolo hat meine Beichte gehört und schwört mir, daß Gott barmherzig sein wird; ich aber kann ihm nicht glauben, Daniello, wie gern ich's auch möchte. Wenn Leute wie wir dem Teufel nicht zufallen, so geht er immer leer aus. Ich fürchte, daß ich dort schmachten werde, wo du mir keinen Tropfen Wassers zur Erquickung reichen darfst.“

Daniello setzte den halbleeren Krug so heftig auf die Steinfliesen nieder, daß er klirrte. „Und warum willst du unserem Theatiner nicht glauben?“ rief er leidenschaftlich. „Warum sollten wir verdammt sein, die wir nichts gethan haben, als was unsere erlauchten Herren uns geboten? Ist unrecht geschehen, so falle es auf ihre Seele; wir sind niedrig geboren und haben die Ratschlüsse der Gebietenden nicht zu verantworten!“

Mit Anstrengung richtete sich Andrea auf seinem Lager so weit empor, daß er sich auf beide Hände stützte und Daniello ins Gesicht zu sehen versuchte. „Das dünkt uns wohlfeiler Trost, solange wir mit allen Lebendigen auf der großen Flut schwimmen. Wenn wir aber hinabsinken und sterbensallein sind, Daniello, dann wissen wir mit einemmal, daß wir für uns selbst stehen müssen. Und wenn der ganze Rat der Zehn heute mit mir zugleich stürbe — sie lassen mich doch allein vor den höchsten Richter treten, und ich kann mich auf ihre Befehle nicht berufen!“

„Du marterst dich und mich!“ versetzte Daniello kurz, während seine Züge gleichwohl ein düsteres Nachsinnen über Andreas Worte verrieten. „Wir thun, was uns auferlegt ist; Gott schickt jedem sein Tagewerk und weiß, daß wir keine Freude an unserem haben.“

„Der Tod nimmt uns jede Lüge von den Lippen!“ rief der Kranke mit aller Kraft der Stimme, deren er noch fähig war. „Wir sind nicht umsonst sieben Jahre lang die Gondoliere der Zehn und der Drei gewesen und haben auf ihren

Befehl wohl hundert Menschen in den Lagunen verschwinden lassen. Dort unter der Säule liegt ein Beutel mit mehr als tausend Zechinen; ich würde nicht ebensoviel Silbergulden besitzen, wenn ich fortgefahren hätte, die Leute vom Rio San Felice den großen Kanal hinauf- und hinabzuführen. Gesteh es ein, Daniello, daß es bei dir nicht anders ist! Ich muß dir den Schatz zurücklassen; wollte Gott, du wüßtest etwas damit zu thun, daß meine Seele Ruhe fände!"

„Ich werde Seelenmessen abhalten lassen bei den Theatinern und den Karmelitern dazu!" beteuerte der Angerufene. Doch Andrea, der schon längst wieder in die Kissen zurückgesunken war, entgegnete ächzend: „Messen thun es nicht! Du müßtest das Ärgste gut zu machen trachten, was wir gethan haben. Nimm all mein Geld dazu und schone das deine nicht, wenn dir Gott Zeit zu solcher Buße läßt."

Die Worte des Kranken hatte Daniello nur verstanden, indem er sich zu ihm herabbeugte. Jetzt blickte er düster auf den Gefährten, dessen Augen geschlossen waren und dessen letzte Kraft in dem langen Gespräch erloschen schien. Daniello öffnete die Lippen zwei-, dreimal nur zu unverständlichen Lauten und stöhnte zuletzt mit einem Atemholen, als ob er Nacken und Rücken unter einer ungeheuren Last beuge: „Gut machen, was wir auf Geheiß unserer edlen Herren gethan haben? Nicht er noch ich wüßten die Namen der Meisten zu nennen, welche mit unserer Gondel hinausfuhren und nicht wieder heimkamen. Fra Paolo hätte ihn kräftiger trösten müssen — ich wollte es ihm danken! Die elende Pest macht uns alle matt, selbst den Glauben und die Zunge eines so wackeren Mönches, als der Theatiner war."

Daniello fühlte sich in diesem Augenblicke selbst unsäglich müde, er sah sich in dem Gemache um und trug einen hölzernen Schemel dicht bis an das Lager Andreas, wobei er sich doch so setzte, daß ihn der Hauch des Schweratmenden nicht treffen konnte. Kaum hatte er sich niedergelassen, so schreckte ihn die Stimme seines sterbenden Genossen wieder auf. Andrea rief nach Wasser. Daniello hob den Krug zum zweitenmal an den Mund des Dürstenden. Wieder schlürfte der Kranke in gierigen Zügen, bis er mit einemmal innehielt und mit einer Gebärde hilflosester Verzweiflung das Gefäß so heftig von sich stieß, daß der Rest des Wassers über seine grobe Decke und auf den Boden herabfloß. Dabei griffen seine Arme in die Luft wie die eines Ertrinkenden, und er rief in kläglichem Tone: „Sie sind um mich, Daniello — alle, alle! Sie ziehen mich hinab — da ist Orlando Cornaro — er fleht nicht mehr um sein Leben, Daniello — er packt mich und will das meine! Erbarmen, Herr — Erbarmen!"

Daniello unterschied deutlich die Worte und die röchelnden Laute dazwischen. Andreas Augen öffneten sich noch einmal und bohrten sich in eine Ecke des Gemaches, in der Daniello nichts erblickte als die leeren Wände und aus der ihn doch ein Schauer anwehte. Der Sterbende hatte durch den Namen Cornaro ein Bild beschworen, das nun auch vor seinen Blicken stand und nicht weichen wollte. Eine Frage an den Kranken erstarb auf Daniellos Lippen, die gebrochenen Augen und der starr gestreckte Körper Andreas belehrten in diesem Augenblick den Frager daß sein Kamerad in dem Aufschrei von vorhin seine Seele ausgehaucht habe. Seine erste Regung war die unwillkürliche um Erhaltung des eigenen Lebens. Er wich mit unsicheren Schritten von dem Bett des Geschiedenen bis an die Thür zurück, dort stand er ein paar Minuten still und lauschte, ob Andrea nicht wieder erwachen wolle. Aber kein Laut drang von dem Lager her zu ihm. Da besann er sich auf den letzten Willen seines Gefährten, ging nach der Säule, von welcher die Lampe noch leuchtete. Er schob die Säule kräftig zurück und nahm ohne viel Mühe die Platte im steinernen Fußboden wahr, unter der Andrea seine Ersparnisse geborgen hatte. Was auch mit denselben geschehen mochte

— in die Hände der Pestknechte, welche am Morgen hier ihre Arbeit thun würden, sollten sie nicht fallen. So hob Daniello den schweren ledernen Beutel auf, in welchem der Tote seinen Schatz geborgen hatte, und nahm sich nicht einmal die Mühe, die Säule wieder an ihren Platz zu rücken. Er eilte, aus dem Gemach zu kommen. Indem er die Thür hastig öffnete, drang von draußen ein Strom schwüler Luft, und die Lampe, welche schon zuvor unruhig geflackert hatte, erlosch in dem Zuge zwischen Thür und Fenster. Daniello ließ das dunkle Gemach mit der Leiche Andreas hinter sich, draußen leuchtete ihm von ferne das verglühende Feuer auf der Bogenbrücke bei San Marziale entgegen. Aber bevor er eiligen Schrittes bis dorthin gelangt war, besann sich der erschütterte Mann. Er wandte sich um und ging langsam, unschlüssig Fuß vor Fuß setzend, dahin zurück, von wo er eben entflohen war. Er trat in seine Gondel und warf sich todmatt auf den Boden derselben, so daß der eine Sitz des Fahrzeugs seinem Kopfe zur Stütze diente. Ein dunkler Gedanke, hier schlafen zu wollen, schien ihn beherrscht zu haben. Doch schloß er weder seine Augen, noch machte er einen Versuch, die marternden Gedanken zu verscheuchen, die so gut ein Vermächtnis seines toten Kameraden waren als der Beutel, den er eben klirrend auf den Boden der Gondel geworfen hatte und über dem er jetzt ruhte.

Ein dumpfer Druck lag auf Daniellos Hirn, er mußte sinnen und sinnen, wo Andreas Seele nun weile und ob die Verzweiflung, in welcher der Arme dahingefahren, der Anfang viel schwererer Qualen sei. Sieben Jahre hatten sie gemeinsam dem Rat der Zehn und den Staatsinquisitoren gedient, ihre Gondel hatte vom Dogenpalast aus so manchen zum Tode getragen, und nicht ihm noch Andrea war es je eingefallen, nach Schuld und Unschuld der Armen zu fragen, die aus ihrem Fahrzeug in die Flut versanken. Und so fuhr er auch jetzt mitten aus seinem finsteren Hinbrüten noch einmal trotzig auf: „Wer sind wir, daß wir die Thaten der Häupter Venedigs verantworten sollen? Wissen wir, ob nicht alle Verurteilten des Todes schuldig waren?“ In dem nachtstillen Kanal und an den verlassenen hohen Häusern hallte sein wildes kurzes Selbstgespräch seltsam wieder, der hohle Klang seiner Stimme ließ ihn alsbald verstummen. Doch wenn er meinte, die Schatten verscheucht zu haben, welche ihm der verstorbene Kamerad in seinen letzten Augenblicken heraufbeschworen, so empfand er alsbald, daß dies nicht möglich sei. Der Name Orlando Cornaro trat wieder und wieder auf seine Lippen, und während seine Gondel hier zwischen hohen Brandmauern im schmalsten Streif Wassers festlag, trieb dieselbe in seinen Gedanken weit draußen auf der offenen Lagune, das hohe Kastell von San Andrea dell' Lido zur Seite. Sein Genosse und er selbst hatten die Ruderstangen eingezogen und standen eines Winkes des Mannes mit dem unbeweglichen Gesicht, der in der Mitte der Gondel saß, gewärtig. Doch im gleichen Augenblick, wo der Wink gegeben ward, hatte sich ein junger Mann, welcher gefesselt am Boden lag, seiner leichten Bande entledigt, war emporgesprungen und hatte die Knie nicht des bestürzten Würdenträgers auf der Gondelbank, sondern des rauhen Andrea umfaßt. Der Mond brach eben mit fahlem Licht durch die Wolkenschichten, die vom Eiland San Erasmo her, über die Flut hintrieben, und ließ das bleiche, angsterfüllte Gesicht des jungen Nobile wahrnehmen, welchen beide Gondoliere als den prächtigen Orlando Cornaro erkannten, der seit kurzem aus der Reihe seiner fröhlichen Genossen verschwunden war. „Um meines Kindes willen, Erbarmen!“ rief er Andrea zu und wandte einen flehenden Blick zu Daniello rückwärts. „Ich bin schuldlos, habe nichts verbrochen, als leichtfertig mein Erbe verschwendet! Um meiner Chiarina willen, habt Erbarmen!“ Die beiden rauhen Gesellen standen erschrocken und wie gelähmt; das Mitglied des Rates der Zehn hatte sich von seinem Sitze

erhoben und versuchte, indem es mit Augen und Mienen das todkündende Zeichen wiederholte, den Flehenden an den Schultern niederzudrücken. Dabei rief er: „Ihr waret es, Signor Orlando, der kein Erbarmen mit seinem Kinde gezeigt!“ Daniello und Andrea stürzten sich, aus halber Betäubung erwachend, auf den Unglücklichen und ergriffen ihn. Sein Wehruf: „Chiara — meine Chiara!“ gellte noch einmal über das stille Wasser, dann schäumte dasselbe hoch auf, und Orlando Cornaro verstummte für immer. Signor Alvise Morosini, der Senator, schüttelte seinen in Unordnung geratenen Sammetmantel zurecht, setzte sich scheinbar ruhig wieder nieder und prüfte mit scharfen Blicken die Gesichter der beiden Gondoliere. Was er auf denselben las, schien ihn nicht zu befriedigen; er gönnte ihnen ein Wort über den Verurteilten, der natürlich so wenig schuldlos gewesen sei als einer von allen, die diesen feuchten Weg gegangen. Orlando Cornaro habe als junger Witwer, unbekümmert um Schicksal und Zukunft seiner einzigen Tochter, in sinnloser, unedler Verschwendung das Vermögen des edlen Hauses herabgebracht, drei Warnungen des Rates der Zehn keck in den Wind geschlagen und auf den väterlich erteilten Rat, einen Statthalterposten auf Kandia anzunehmen, mit Hohn geantwortet. Um das goldene Buch vor einem Schmutzflecken, den Wahnsinnigen vor einem schimpflichen Ende und sein Kind vor Bettlerarmut zu bewahren, habe die Staatsbehörde eingreifen und den unverbesserlich Ruchlosen der Barmherzigkeit Gottes befehlen müssen. Andrea und Daniello hatten dem Berichte stumm gelauscht und das Zittern, welches sie nachträglich befiel, so gut verborgen, als sie vermochten. Sie waren beim Morgengrauen heimgekehrt wie sonst auch, sie hatten wie sonst in der Kirche Santa Maria dei Gesuiti ein Gebet für die arme Seele gesprochen und wie sonst Signor Alvise vor einer Schwelle und Thür abgesetzt, welche nicht die seines Palastes waren. Danach freilich hatten sie nicht so ruhig geschlummert wie sonst und den ganzen folgenden Tag einander mit scheuen Blicken angesehen. Aber die Zeit war auch darüber hingegangen — sie hatten jener Nacht zwischen San Andrea dell' Lido und San Erasmo nur gedacht, wenn sie auf ihren gemeinsamen Fahrten stillschweigend den Palazzo zu vermeiden suchten, der Orlando Cornaro gehört hatte.

Und heute, zwischen Mitternacht und Morgen, vermochte der starke Daniello an nichts anderes zu denken als an die breite, von der hereinschwellenden See bewegte Flut, an das angsterfüllte, flehende Gesicht des jungen Edelmannes. Er atmete schwer in der raucherfüllten schwülen Luft, und es fuhr ihm wohl durch den Sinn, seine Gondel weit in die Lagune hinauszulenken, wo es kühler sein müsse. Dann war's ihm wieder, als ob Hand und Fuß den Dienst versagen würden, und er blieb am Boden seiner Gondel liegen und fühlte, wie die Last, die ihm sein Genosse im Sterben auf die Seele gewälzt, immer gewichtiger, immer niederdrückender ward. Die letzten Tage hatten jedes Dasein verändert, auf jedermann lag die dumpfe Sorge, nicht wie man wohl leben, sondern wie man gut sterben möge. Der rauhe Mann, der in Not und Gefahren keine Furcht gekannt, schauderte jetzt vor einer letzten Stunde wie die seines Freundes Andrea. Umsonst wiederholte er die trotzigen Worte: „Wie konnte jener Narr von uns sein Leben fordern, wer sind wir?“ Vor seinem inneren Blick stand mit furchtbarer Deutlichkeit der andere Verlauf jener Nacht, wenn Erbarmen und ein Gefühl für das Rechte in Andreas und in seiner eigenen Seele gewesen wären. Es hätte nicht mehr bedurft, als daß sie beide dem unglücklichen Cornaro beigesprungen wären und ihr Fahrzeug entschlossen nach der friaulischen Küste gelenkt hätten. Der Staatsinquisitor war ja einer gegen drei gewesen, Daniello allein hätte ihn mit einem Griff seines starken Armes über Bord schleudern können, falls er Widerstand versucht hätte. Von der Nähe der Tre Porti aus aber wäre es so leicht ge-

wesen, in einigen Tagen kaiserliches Gebiet und volle Sicherheit zu gewinnen. Immer wilder wogte es in Daniello auf: „Er war unschuldig, er war in Todesnot, wir hätten ihm helfen müssen! Venedig?! — Was kümmern mich heute die Republik und alle ihre Erlauchten? Die Pest rafft uns alle dahin — am Ende braucht jeder nur den Platz, wo er in Frieden mit sich und mit Gott sterben kann. Verflucht, daß dem Menschen die Einsicht erst mit der Not kommt! Signor Orlando wird uns als seine Mörder anklagen, und wir werden nicht antworten können: Herr, wir wußten nichts von diesem!"

So lag Daniello Barozzi, finster vor sich hinbrütend, in seinem schwarzen Fahrzeug und ließ die Nacht verrinnen. Die Flut trat in den Kanal und schaukelte die Gondel stärker — er merkte es so wenig, als er den kalten Hauch verspürte, welcher in den ersten Morgenstunden statt des Rauches der völlig erloschenen Pestfeuer die weißen Dünste, die vom Wasser aufstiegen, vor sich her kräuselte. Der zerknirschte Mann, der sich in diesen Stunden elend fühlte wie nie zuvor, ließ sein müdes Haupt auf die Brust sinken und heftete die Augen, in die kein Schlaf gekommen war, an das Deckbrett der Gondel, auf dem Andrea sonst gestanden hatte und nie mehr stehen würde. Wie endlich das erste Morgengrau sich zwischen den hohen Dächern hereinstahl und ein paar Käuzchen, die ihre Kluft hinter den dunklen Brandmauern des Rio hatten, zu Nest flogen, sprang Daniello mit einem so jähen Ruck empor, daß das trübe Kanalwasser über die Planken seiner Gondel hereinspritzte. Ein Entschluß hatte ihn noch vor dem Tageslicht durchblitzt: „Andrea traf das eine, was noch bleibt: Gut machen, was wir verbrochen! Signor Orlando hat ein Kind zurückgelassen! Vielleicht ist es in dieser Unheilszeit hilflos, vielleicht haben die Diener seines Hauses die Flucht ergriffen. Ich will nach dem Kinde des Cornaro sehen und jede Stunde Leben, die mir bleibt, jede Zechine, die ich habe, für dasselbe hingeben!"

So stand er in seiner Gondel aufrecht; das Frühlicht beschien ein Gesicht, welches blasser und gefurchter, doch auch gefaßter war als am Abend zuvor. Mit einer plötzlich erwachten Ungeduld sah er den Kanal hinab, es drängte ihn hinwegzukommen und den ersten Schritt auf der Bahn zu thun, die er jetzt vor sich sah — und doch fühlte er sich hier noch festgebannt. Er mußte Gewißheit haben, daß sein armer Kamerad wenigstens zur Ruhe in den großen Gräbern gebettet werde, die auf San Michele für die Opfer der Seuche bereitet waren. So harrte er, während rings um ihn her der Morgen die geschwärzten Mauern und die Thüren mit den roten Kreuzen enthüllte. Die Häuser schienen alle so ausgestorben, wie das Andreas in der That war. Kein Schritt klang, kein Menschengesicht zeigte sich an einem der Fenster; noch eine Stunde rann so dahin, und die Dämmerung ward lichter und lichter, ehe sich endlich das Geräusch von Ruderstangen vernehmen ließ. Daniello erkannte an der schleppenden Art, mit welcher ein schweres Fahrzeug vorwärts bewegt ward, daß es die Pestknechte seien, die ihre Morgenfahrt antraten. Er rief ihnen, auf die Hausthür Andreas deutend, schon von weitem entgegen, daß sein Gefährte inzwischen verschieden sei.

„Faßt ihn sänftlicher an, als ihr gewohnt seid, und legt ihn wenigstens so, daß er ein Stück Erde für sich allein hat. Im Hofe nebenan liegt noch ein Totes — ich weiß nicht, ob Mann oder Weib — bei der Cisterne! Ich lege euch hier eine Zechine ans Ufer, damit ihr eure Pflicht gut erfüllt. Überzeuge ich mich, daß ihr für den armen Andrea Rotto ein Übriges gethan habt, so sollen euch zwei oder drei weitere Goldstücke nicht fehlen. Wißt ihr, wie es mit der Krankheit in den Häusern am Rio Polo steht?"

„Wie überall, Sor Daniello!" sagte einer der verhüllten Schiffer. „Fast in jedem Hause war oder ist die Pest. Sie nimmt seit gestern in allen Quartieren der Stadt noch zu, nur bei den Ca-

stellani steht es ein wenig besser, wenn Ihr Euch dort eine Wohnung suchen wollt."

Der Gondolier des Rates der Zehn machte eine abwehrende Bewegung. Er blieb noch einige Minuten an seinem Platze und sah mit gramvollem Blick, wie die Becchini die Leiche Andreas, welche sie in die Decke seines Sterbelagers gewickelt hatten, mit mehr Sorgfalt, als sie sonst zeigten, in ihr Fahrzeug trugen. Dann setzte er seine Ruderstange ein und ließ endlich seine Gondel davongleiten. Er wußte wenigstens, was er zunächst thun wolle, und in seinem Gesicht paarte sich ein Wiederschein der quälenden Reue, die ihn erfüllte, mit dem Ausdruck düsterer Entschlossenheit. Indem Daniello den Rio di Felice durchfuhr und über den großen Kanal setzte, war es völlig hell geworden; über der Stadt erschien der Himmel rosig angehaucht und lichtklar. Doch nirgend erschlossen sich Läden und Thüren dem neuen Tage. Längs der Ufer schritten in kleinen Trupps die Sbirren, an anderen Stellen häuften die Arsenalotten, die mit der Entzündung der Pestfeuer betraut waren, Holz und Wachholderreisig zusammen. Der große Kanal, sonst um diese Morgenstunde so belebt, zeigte sich auf und ab trostlos verödet. Ein paar der unheimlichen Fahrzeuge mit der schwarzen Fahne, welche die Toten der Nacht in den Häusern gesammelt hatten, fuhren schwerfällig den Kanal hinab; ein paar Gondeln, in denen Ärzte oder Geistliche saßen, glitten hin und wieder. Wo Daniello ein menschliches Gesicht wahrnehmen konnte, trug es das Gepräge der Trauer oder der Furcht; lautloser als sonst erschienen die stillen Wasserstraßen, in die er wieder einlenkte und durch die er dem Palazzo Cornaro zustrebte. Er hatte seine Fahrt nur einige Augenblicke unterbrochen, um sich den Beutel mit Andreas Hinterlassenschaft wie eine Tasche umzuknüpfen, da er bedachte, daß er seine Gondel verlassen müsse. Und während er eifrig dem Ziele entgegenruderte, fühlte er, daß der Vorsatz, den er gefaßt, ihm eine Art trotzigen Lebensmutes zurückgegeben habe.

Rasch genug ward ihm dieser neuerwachte Mut gebeugt, als er schon von fern erkannte, daß der Palazzo Cornaro so wüst und verlassen schien wie andere der großen Häuser am Rio Polo. Besser hätte es Daniello gedünkt, wenn eine Wache von Slavoniern ihm mit ihren Partisanen das Anlanden verwehrt hätte, als daß die Vorstufen menschenleer waren, der Morgenwind durch die hohlen Fenster des großen Baues strich und die kunstreichen ehernen Thorflügel weit offen standen. Er hatte sich während der letzten halben Stunde das Hirn zersonnen, wie er Eingang in den Palast und Zutritt zu der jungen Signorina Chiara Cornaro gewinnen solle. Jetzt hinderte niemand die Anfahrt und niemand den Eintritt. Ein Gefühl der Bestürzung ergriff ihn, es sah völlig so aus, als ob die Pest hier ihr Unheilswerk bereits gethan habe und das Haus nur darum offen stehe, weil es von niemand mehr bewohnt werde. Daniello meinte die rettende Hand, die er im tiefsten Elend seines Schuldbewußtseins über sich erblickt hatte, verschwinden zu sehen. Er, der geschickte Gondolier, fuhr so unachtsam und gewaltsam an den Stufen des Palazzo auf, daß er beinahe von der Kante seines Verdecks in den Kanal gestürzt wäre. Mit Entsetzen nahm er drinnen von der Vorhalle aus die Flucht geöffneter und völlig leerer Zimmer wahr, in denen sich kein Mensch zeigte. Hastig stieg er die Treppe empor und traf auch oben auf offene Thüren und Räume, die seit längerer Zeit nicht bewohnt gewesen waren. Nur eine einzige Thür rechts vom Treppenaufgang schien fest verschlossen, und ehe der Eindringling sich entschied, ob er hier anpochen oder mit Gewalt zu öffnen versuchen solle, hatten ihn seine zwischen den leeren Marmorwänden wiederhallenden Schritte angekündigt, und von drinnen ließ sich eine Stimme vernehmen: „Wer ist hier? Wer seid Ihr? Was sucht Ihr?"

„Um der Signorina Chiara willen, öff-

net!" rief Daniello, der sich jetzt zum erstenmal besann, wie unerhört sein Verlangen selbst in dieser Zeit sei. Den wahren Grund seines plötzlichen Diensteifers für das Haus Cornaro durfte hier niemand von fern ahnen. Aber mit dem Trotz und der Verschlagenheit, die ihm eigen waren, rechnete er auf einen glücklichen Zufall, einen Pfahl, an den er sich festlegen könne, wie er in der Sprache seines Berufs sagte. Und ein solcher fand sich alsbald: die Thür, durch welche die Frage erklungen war, that sich auf, der Kopf einer greisen Frau, deren weißes Haar von einer dunklen nonnenhaften Haube bedeckt war, ward sichtbar und die Stimme wiederholte mit hörbarer Ungeduld die Frage: „Wer seid Ihr und was könnt Ihr von uns wollen?"

„Mich sendet Fra Paolo, der Theatiner!" versetzte Daniello, dem der Name seines Beichtigers im rechten Augenblicke einfiel. „Er hat vernommen, daß im Hause Cornaro viele Diener die Flucht ergriffen haben, daß der Gondolier gestorben ist. Ich bin Daniello Barozzi, ein guter Gondolier, und zu jedem Dienst für die junge Herrin Eures Hauses bereit, solange mir Gott das Leben gönnt."

Überrascht, aber mit entschiedenem Mißtrauen in ihren Zügen trat jetzt die Alte in den Saal heraus, der hier das Obergeschoß des Palastes in zwei Hälften teilte. Ihre Augen ruhten prüfend auf dem bleichen Gesicht Daniellos.

„Wer ist Euer Fra Paolo?" sagte sie erst zögernd und im Verlauf ihrer Rede eifriger und heftiger werdend. „Was erzählt er Euch für Fabeln? Im Hause Cornaro braucht nicht erst die Pest die müßigen Diener zu verscheuchen, die meisten haben dem Unglück den Rücken gekehrt, schon seit der erlauchte Signor Orlando in der Fremde oder im Grabe verschwunden ist. Von den wenigen, die geblieben sind, ist freilich der arme Fabiano, der Gondolier, vor zwei Tagen gestorben. Die Sbirren wollen durchaus wissen, daß der Arme an der Pest verschieden sei. Unser alter Signor Dottore weiß es besser — Fabiano hat sich über das Schicksal seines Herrn und dieses edlen Hauses gehärmt, bis er lebenssatt ward. Ich selbst könnte mich jede Stunde hinlegen und sterben, ohne daß mich die Pest hinraffte. Da haben sie uns das öde Haus durchräuchert und, wo Fabiano nur hingetreten ist, Decken, Betten und Hausrat, die beiden Gondeln und die Ruder, alles, was sie greifen konnten, verbrannt. Als ob wir nicht schon ärmlich genug in dem großen Palazzo gesessen hätten!"

„Wenn also euer Fabiano — Gott sei seiner Seele gnädig — hinüber ist, braucht die Signorina um so mehr einen guten Gondolier!" fiel Daniello der scheltenden Alten ins Wort. „Führt mich zu ihr, zu ihrer Aja, laßt mich mein Wort anbringen!"

„Chiara Cornaro braucht für jetzt keinen Gondolier, und wer weiß, ob sie je wieder einen bedarf!" sagte die Alte heftig. „Das arme Kind hat wahrlich hier in dem geplünderten Hause schlecht genug gelebt, aber sie war doch daheim und ward von uns auf den Händen getragen! Jetzt mag die allerheiligste Jungfrau ihre Hände über sie breiten! Gott weiß, was sie mit ihr vorhaben. Wenn sie leben soll, blieb sie hier vor der Seuche ebensowohl bewahrt wie dort drüben — so wahr ich Gemma Maura heiße!"

Daniello, der in höchster Spannung und innerer Pein ihrem Gerede gelauscht hatte, fuhr ungestüm heraus: „So wäre Signorina Chiara nicht mehr hier im Hause? Und wo weilt sie — und wer hat ihr den schlimmen Rat erteilt, bei solcher Zeit den letzten Schutz, den des eigenen Hauses, zu verlassen?"

Die Alte maß mit unvermindertem Mißtrauen den lauten Sprecher. Ihrem scharfen Auge war die leidvolle Unruhe in dem Gesicht des fremden Mannes nicht entgangen, zu deuten wußte sie dieselbe nicht. „Wenn Euer Fra Paolo Euch so vieles gesagt hat, warum verriet er Euch nicht, daß sie Madonna Chiara zum Palast Morosini geführt haben, damit sie dort besser vor der Krankheit behütet sei als hier?"

Daniellos Augen hefteten sich so unheimlich starr auf die greise Beschließerin, daß dieselbe ein paar Schritte gegen die Thür zurückwich, aus der sie vorhin gekommen war. Aber der Gondolier war mit einem Schritt wieder neben ihr, legte ihr seine Hand wuchtig auf die Schulter und sagte mit gewaltsam gedämpfter Stimme: „Wo ist das Kind, in wessen Hause? Beim Alvise Morosini von San Stefano? Um der Barmherzigkeit Gottes willen, sagt mir, daß Ihr lügt, oder redet die ganze Wahrheit!“

„Ihr wißt die Wahrheit!“ rief Gemma. „Liegt Euch so viel an dem edlen Kinde — obschon ich Euch nie hier im Hause erblickt habe und am wenigsten damals, als mit dem Verschwinden Signor Orlandos die große Not über uns hereinbrach —, so seht selbst zum Palazzo Morosini! Das arme Kind hat lauter Freunde, von denen sie bei Lebzeiten ihres Vaters nichts gewußt! Signor Alvise hat niemals als Gast unser Haus betreten, da wir hier noch Gäste sahen — er ist nur einmal bei Signor Orlando gewesen, und unser armer Herr kam, als er den Besucher damals auf die Stufen unseres Palazzo geleitet hatte, so bleich zurück, wie wir ihn nur im Zorn gesehen. Aber seit Signor Orlando von jener Fahrt, zu der ihn sein Vetter, der erlauchte Doge, lud, nicht heimgekehrt ist, spielt Signor Alvise Morosini hier den Herrn im Hause. Sein Befehl schnitt uns das Brot vor und maß uns den Wein zu, er ließ den alten Luca, den Hausmeister, allmonatlich zur Sala della Bussole kommen und forderte ihm Rechenschaft für jeden Scudo ab, als wären wir's gewesen, die Signor Orlandos Hab und Gut vergeudeten.“

„Und der edle Morosini nahm sich auch der Tochter des Geschiedenen an?“ fragte Daniello gepreßt.

„Des Geschiedenen? Wer offenbarte Euch denn, daß Signor Orlando unter den Toten sei? Wir hoffen noch stündlich auf unseres Herrn Wiederkehr!“ gab die Alte zurück und betrachtete mit wachsendem Mißbehagen den Eindringling. „Signor Alvise hat bis vor drei Tagen nach Signorina Chiara wenig gefragt und nur Luca die paar Zechinen zugezählt, die für Kleider und Schmuckwerk des armen Kindes ausgegeben werden durften. Da mit einemmal kommt er und reißt sie heraus aus dem Haus ihrer Väter.“

„Und er hat sie allein, ganz allein mit sich in sein Haus genommen?“ fragte Daniello wieder ungestüm dazwischen.

„Behüte Gott, ihre Aja und ihre Cameriera sind mit ihr!“ versetzte Frau Gemma empfindlich. „Signor Orlando — Gott verzeih ihm! — hat schlimm gewirtschaftet, aber so bettelarm sind wir doch nicht, daß das arme Kind niemand hätte, der ihm hilfreich zur Hand ist.“

Daniello mochte nichts mehr hören. Er hatte erfragt, was die blöde Alte wußte, und jeder Augenblick Verzögerung dünkte ihm unheilvoll. Er zwang sich, noch zu äußern: „So werde ich meine Dienste dort anbieten müssen, wo Eure junge Herrin weilt. Fra Paolo wird erstaunt sein, zu hören, daß Signorina Chiara nicht mehr hier ist. Gehabt Euch wohl, Frau Gemma!“

„Wir kennen Euren Fra Paolo so wenig als Euch!“ rief die Alte hinter dem Abgehenden drein. Die lange Unterredung, die mit dem Namen endete, mit dem sie begonnen, hatte sie schließlich mit Bangen erfüllt. Verdrossen sagte sie vor sich hin: „Es muß wahr bleiben, in guten Zeiten braucht man in Venedig drei Hüter für die Zunge, in schlechten müssen es dreißig sein.“

Daniello hörte, die Treppe mit wuchtigem Schritt langsam hinabsteigend, bereits nicht mehr, was im Obergeschoß gesprochen ward. In seiner Seele hatte keine andere Vorstellung Raum, als daß Alvise Morosini dem Hause der Cornaro den Untergang sinne und die Zeit der furchtbaren Krankheit dazu benutzen wolle, um auch das schuldlose Kind des schuldig-unschuldigen Orlando zu verderben. Der zerknirschte Mann vergaß völlig, wie jung seine Reue und seine Sehnsucht nach einer thätigen Buße seien, er fühlte nur, daß

er in Gefahr stehe, die Frucht beider zu verlieren. Derselbe Gebieter, welcher die Seele des armen Andrea und seine eigene Seele mit dem Mord des Orlando Cornaro belastet, wollte ihm jetzt durch ein zweites Verbrechen, zu dem der Senator keine Helfer brauchte, jede Hoffnung rauben, seine schwere Schuld zu sühnen. Ein verzweifelter Ingrimm erfüllte Daniellos Seele. Und doch gaben ihm der Gedanke an die Allmacht des vornehmen Staatsinquisitors und die rasche Erwägung seiner eigenen Niedrigkeit und Nichtigkeit den klaren Blick und die alte Entschlossenheit seiner Natur zurück. Er wollte Chiara Cornaro retten, Alvise Morosini, dem Rat der Zehn und der ganzen Republik zum Trotz, aber er sagte sich, daß es nur einen Weg zur wirklichen Rettung gebe: eine Flucht mit dem armen bedrohten Kinde, zu welcher er ihrem gegenwärtigen Hüter die Einwilligung abzwang. Indem Daniello in seine Gondel stieg und langsamer, als er gekommen war, den völlig einsamen Kanal wieder hinabruderte, sann er unablässig nach, was ihm zunächst obliege. Welchen Schritt zum Ziele er auch thun mochte, er wagte mit jedem Schritte sein Leben. Und so wenig ihm dies Leben noch galt — er bebte vor der naheliegenden Möglichkeit zurück, daß er in sein eigenes Verderben das Kind mit hinabreiße, welches er doch dem Leben und dem Glück erhalten wollte. Bis ihn San Rocco, sein Schutzpatron, erleuchtet haben würde, konnte er nur zweierlei thun: in seiner Wohnung, welche er seit dem gestrigen Morgen nicht betreten hatte, alles zur Flucht vorzubereiten und danach von günstiger Stelle aus den Palast Morosini überwachen. Daniello Barozzi gestand sich ein, daß in glücklicheren Tagen als die gegenwärtigen sein Vorsatz auch nicht die leiseste Aussicht auf Gelingen habe. Jetzt, unter dem Druck des Elends, welches die Pest über Venedig gebracht, in der halben Auflösung der sonst so fest gefugten Ordnung der Stadt, bei der Furcht aller einzelnen um ihr Leben, mochte selbst ein unerhörtes Wagnis gelingen. Und warum sollte der Himmel um des schuldlosen Kindes willen seiner Reue nicht zu Hilfe kommen?

Daniello besann sich, während er so rasch als nur immer möglich seine Vorbereitungen traf, daß er das Mädchen, welches mit einemmal alle seine Gedanken erfüllte und um derentwillen er gern sein Leben opfern wollte, überhaupt noch kaum erblickt habe. Er erinnerte sich nur zu wohl, daß er einmal, zwei oder drei Monate nach der Nacht beim Kastell, mit seinem Gefährten Andrea der Gondel des Hauses Cornaro begegnet sei und hinter den Fenstern der Gondel ein tief geneigtes Köpfchen mit goldblonden Locken wahrgenommen hatte, auf das Andrea mit Bestürzung hindeutete. Damals war er in heftigem Unwillen gegen seinen Kameraden aufgefahren, der vor einem bleichen blonden Kinde so erschrecken könne. Und heute trachtete er nach nichts mehr, als das Gesicht jenes Kindes sich zulächeln zu sehen und jenes blonde Haupt vor Gefahren zu schirmen. Das Vermächtnis Andreas erfüllte Daniellos Seele, als hätte er nie einen anderen Wunsch und Willen gehabt. In seiner düsteren Junggesellenwohnung hinter dem Fondaco dei Servi verweilte er kaum eine Stunde. Er raffte zusammen, was er an Kostbarkeiten besaß, und pries innerlich die Vorsicht, daß er einen großen Teil seiner Ersparnisse nicht in dem schweren Golde, sondern in guten Edelsteinen bewahrt habe. Auch ehedem hatte ihm der Gedanke an eine Flucht vorgeschwebt, die einst nötig werden könne — aber freilich hatte er von einer anderen Flucht geträumt als die, welche er jetzt vorbereitete. Sorgfältig und unter kluger Erwägung aller Möglichkeiten rüstete er seine Gondel mit den Lebensmitteln aus, die er vorrätig hatte oder in ungefährlicher Nachbarschaft aufzutreiben wußte, selbst an Decken und andere Bequemlichkeiten dachte er, welche seiner jungen Schutzbefohlenen zu gute kommen könnten. Für sich selbst vergaß er einen Dolch von bester Brescianer Arbeit nicht, den er in seinem schwarzen Kamisol barg. So-

bald er fertig war, ließ er die Räume, die er viele Jahre lang bewohnt hatte, und den ganzen Rest seiner Habe so gleichmütig hinter sich, als ob er am Abend wiederkehren werde, während er doch kein anderes Verlangen hegte, als das Haus und den Stadtteil, die er jetzt verließ, niemals wiederzusehen.

Es war überflüssig, daß Daniello jetzt die engsten und verstecktesten Wasserstraßen, die zum Palazzo Morosini hinüberführten, einschlug, denn auch die breiten Kanäle lagen im hellen Tageslicht so tot wie in der Dämmerung. Von den Ufern hallten einzelne verklingende Schritte, hier und da der taktmäßige Marsch slavonischer Soldaten, welche die Regierung von den Lidi in die Stadt gezogen hatte, um Aufläufe der Verzweiflung und offenen Raub verhindern zu können. Die großen Feuer schlugen wieder von allen Brücken und an allen Ecken empor, ganze Häuserreihen waren bis zu den Dächern hinauf in Rauch gehüllt. Von Zeit zu Zeit scholl durch die Stille das weithin hallende: „Habt acht — habt acht!“ mit dem die Pestknechte ihre unheimlichen Fahrzeuge ankündigten. Noch gestern war Daniello gleichgültig an den Totenschiffen vorübergeglitten, die Gefahr der Ansteckung hatte ihn wenig gekümmert; heute wich er sorglich aus und zurück, sein Leben gehörte ja nicht mehr ihm, sondern einer anderen. Der rauhe Mann, der, solange er denken konnte, nur mit den Lippen gebetet hatte, fühlte heute, daß ein Flehen aus den Tiefen seiner Brust stieg: nur so lange bewahrt zu bleiben, bis er die Nacht bei San Andrea dell' Lido gesühnt habe.

In einem dunklen Wasserwinkel hinter dem großen Palast Morosini kettete Daniello sein Fahrzeug fest und stieg dann ans Ufer, um womöglich den Stand der Dinge zu erkunden. Er war hier nicht so fremd, um sich nicht zeigen zu dürfen, und der Tod seines Gefährten Andrea gab ihm einen genügenden Vorwand, selbst Signor Alvise Morosini persönlich zu nahen. Doch verlangte ihn zuvor, zu erfahren, wo die junge Chiara Cornaro verweile, und die Hindernisse zu erwägen, die seinem Vorhaben entgegenstehen konnten. Mit scharfem Auge maß er die Mauern, die Fenster und Pforten des großen Gebäudes, das er wohl eine Stunde lang auf den schmalen Uferrändern umging, die dasselbe von drei Seiten umfaßten. Er war sicher, daß ihn von drinnen kein Blick treffe, und im Umherstreifen gewann sein Plan immer deutlichere Gestalt. Nicht ein Zweifel an der Gerechtigkeit seines Vorhabens, nicht die leiseste Regung der Furcht um seiner selbst willen überkam ihn. Im schlimmsten Fall, wenn es ihm nicht gelang, den Senator zu überwältigen und mit der Todesdrohung auf den Pfad des Guten zu treiben, so blieb ihm doch Zeit, erst ihn und danach sich selbst niederzustoßen. Leicht mochte es sein, daß Signor Alvise der schlimmste Feind des Hauses Cornaro und der einzige war, welcher das schuldlose Kind seinem Vater nachsenden wollte. So oft der Gondolier an diese Möglichkeit dachte, lief ihm eine fliegende Glut über das bleiche, entschlossene Gesicht und über den Nacken. Er hätte in den Palast hinein und die Treppe zu den Gemächern des Signor Alvise emporstürzen mögen. Aber er hielt an sich; wenn er nichts vermochte, als zu rächen, kam er ja immer noch früh genug.

Als Daniello langsam zum dritten- oder viertenmal den Palast umkreiste, kam der Augenblick, dessen er längst gewartet hatte. Einer der Diener Morosinis und just einer derer, welche Daniello kannte, trat aus einer Seitenpforte des Hauses, um sich kurze Zeit im vollen Sonnenschein zu ergehen, der, des Elends der Stadt spottend, über Venedig lag. Rasch und ehe der Diener nach der Gewohnheit dieser Unglückstage zurückweichen konnte, war der Gondolier an seiner Seite. „Fürchtet Euch nicht, Agostino,“ sagte er laut, „ich komme aus gesundem Quartier, am Fondaco dei Servi sind wir noch leidlich von der Krankheit verschont. Ich will von Euch nur hören, ob ich den erlauchten Signor Alvise werde sprechen können —

und ob man sich in Euer Haus wagen darf?"

„Weiß ich's?" entgegnete verdrossen der Diener. „Wir treiben es wunderlich in dieser Zeit. Als die Pest begann, schickte der edle Signor Alvise drei viertel seiner Dienerschaft auf die Landgüter bei Belluno — ihn selbst hielten die Staatsgeschäfte hier fest. ‚Je weniger Menschen im Haus, um so geringere Gefahr,' habe ich ihn selbst sagen hören. Und: ‚Mein Platz ist im Dogenpalast, die Pest wird sich besinnen, ehe sie wagt, über dessen Schwelle zu treten,' gab er mir zur Antwort, wenn ich ihn bat, sich nicht so ungescheut jeden Tag aus dem Hause zu wagen. Und nun —"

„Und nun?" wiederholte Daniello gespannt, indem er einen Augenblick wähnte, daß der Himmel seinen Vorsatz unter besonderen Schutz genommen habe und der Staatsinquisitor an der Seuche daniederliege.

„Nun verläßt er selbst seit fünf Tagen unsere Schwelle nur, um nach San Stefano hinüberzugehen, liegt betend droben vor seinem Hausaltar und schließt sich stundenlang mit seinem geistlichen Berater ein. Und während ihn so die Todesfurcht ergreift, läßt er aus dem verpesteten Palazzo Cornaro drüben am Rio Polo die dreizehnjährige Tochter des Signor Orlando, des heillosen Verschwenders, der den großen Kanal mit Zechinen ausgefüllt haben würde, wenn er nur genug gehabt hätte, mit ihrer Aja und Cameriera hierher kommen, läßt ihnen die besten Zimmer unseres Hauses anweisen und eine Tafel für sie rüsten wie für eine Königin. Als wir Einspruch wagten, kehrte er den strengen Gebieter hervor und ließ uns nur die Wahl, ob wir gehen oder schweigend bleiben wollten. Zwei sind gegangen, ich und Pasquale und ein paar andere geblieben. Am Ende ist's nirgend sicher, und wer mag gern in böser Zeit seinem Herrn den Rücken kehren? Aber es heißt den Teufel herausfordern, wenn man handelt, wie Signor Alvise es thut!"

„Das weiß der Himmel!" rief Daniello, sich vergessend. Der verwunderte Aufblick Agostinos gab ihm sogleich seine Besinnung zurück, und er setzte rasch hinzu: „Aber die junge Signorina Chiara? Ist sie wenigstens gesund und fröhlich, braucht ihr keine Besorgnis um sie zu hegen?"

„Was kümmert sie uns?" versetzte der Diener mit polterndem Ton. „Wer weiß von sich selbst, geschweige denn von anderen, ob ihn die Krankheit gezeichnet hat oder nicht? 's ist ein dürftig weinerliches Ding; so stattlich und hochfahrend ihr Vater dreinblickte, so schüchtern sieht sie um sich — ich glaube, sie hat, seit ihr leichtfertiger Vater verschollen ist, nichts gethan als Thränen vergossen. Und nun, Daniello, wollt Ihr zu unserem Gestrengen, wollt Ihr nicht?"

„Nein, noch nicht," gab der Gondolier hastig zur Antwort. „Mich dünkt, daß der edle Signor Alvise in jetziger Zeit nicht gern mit Geschäften gestört sein mag, und so will ich mindestens nicht zweimal kommen. Ein paar Stunden später hoffe ich zu wissen, was ich jetzt noch nicht berichten könnte; so werde ich mir am Abend Gehör erbitten."

„Und bis dahin werdet Ihr Euch in der Stadt umherbewegen?" fragte Agostino verdrießlich. „Nun, meldet Euch selbst beim Pförtner, wenn Ihr am Abend kommt, man muß seinen Kameraden auch etwas von der Gefahr gönnen, die man jetzt bei jedem Wiedersehen mit alten Bekannten läuft."

Hastig verschwand der Diener wieder in dem Palast; Daniello hörte, wie er alle Riegel der Seitenpforte sorgfältig vorschob. Der Gondolier ging in den Schatten des stillen Winkels zurück, in dem seine Gondel unberührt festlag. Was Daniello Barozzi vernommen, hatte jede Qual in ihm wachgerufen, welche er in der verwichenen Nacht empfunden. Wieder sah er bald die angstvollen Züge seines sterbenden Genossen, bald die Orlando Cornaros vor sich. Er war vierzig Jahre alt geworden und hatte sich immer nur um das Nächste gekümmert, Tag für Tag

gethan, was er und andere seine Pflicht hießen. Und jetzt mit einemmal wandelte ihn tiefes Grauen vor allem an, was er für die heilige Ordnung der Welt gehalten hatte; der Gedanke, daß er vielleicht seine Hand zu lauter Verbrechen geboten, durchfuhr ihn und steigerte die Reue, die er empfand.

Mittag war vorüber; Daniello fühlte, daß seine Kräfte zu sinken begannen. Er warf sich wieder auf den Boden seines Fahrzeuges nieder, aß von dem mitgebrachten Vorrat und erquickte sich mit einem Trunk Weins. Dabei sann er dem Bericht nach, den ihm Agostino über den Herrn des stolzen Palastes gegeben, an dessen geschwärzten fensterlosen Hintermauern Daniello unablässig emporblickte. War der stolze Patricier ein Heuchler oder ein Feigling, welcher dem Tode, den er über Schuldige und Unschuldige verhängt, nicht ins Auge zu schauen wagte? Der Gondolier hatte, so rauh er von Natur war, bis heute noch nie einen Menschen gehaßt. Alvise Morosini haßte er jetzt mit voller Glut, eine zurückgedämmte Welle seines Blutes war gleichsam mit wilder Gewalt emporgesprungen. Daß Andrea nicht in Frieden mit Gott und sich selbst gestorben war, daß er selbst hier auf den Augenblick lauerte, in dem er sein Leben an eine That der Reue setzen durfte, war nur Schuld des Mannes aus dem Rat der Zehn.

Daniello war jetzt mit sich einig, daß er mit dem entscheidenden Schritt bis zum Anbruch der Dunkelheit warten müsse. Es war das beste, wenn er sich bis dahin still in seinem Fahrzeug verhielt und, im Fall ihn einer der Sbirren oder eine Wache in diesem Winkel entdecken sollte, sich schlafend stellte. Doch indem er dies bedachte, überwältigte ihn die Erschöpfung, er schlief in Wahrheit ein und schlummerte tief, wenn auch keineswegs sanft. Von Zeit zu Zeit zuckte die große Gestalt heftig zusammen und ballten sich die Fäuste Daniellos wild, zum Zeugnis, daß ihn keine sanften Träume wiegten. Übrigens belauschte niemand seinen Schlaf und seine Träume, kein Schritt und kein Ruderschlag drang in den verborgenen Winkel herein. Der Tag ging zu Ende, ehe Daniello auffuhr und ein paar Augenblicke bedurfte, um sich zu erinnern, wer und wo er sei. Im Traum war er schon mit der jungen Chiara Cornaro draußen bei den Tre Porti auf der Flut gewesen und hatte gegen die wilden Wogen gekämpft, die das Meer dort in die Lagune hineinwarf. Wie er sich jetzt halben Leibes emporrichtete, sah er von dem Stück des Brückenbogens bei San Maurizio, das er von hier wahrnehmen konnte, eines der Pestfeuer leuchten und begriff, daß er noch in Venedig sei.

Doch bedurfte er kaum einiger Minuten, um sich völlig zu sammeln. Jetzt mußte gethan sein, was er zu wagen gedachte. Kalt und fest prüfte er noch einmal im hereinbrechenden Dunkel die Ausrüstung seiner Gondel, dann kettete er dieselbe los und führte sie um die nächste Ecke in den breiten Kanal, an dem das Wasserthor des Palastes Morosini lag. Mit wenigen Schritten stand er vor der geschlossenen Pforte. Er pochte in der besonderen Weise an, die nur den Vertrauten des Hauses bekannt war. Ein anderer Diener als Agostino öffnete ihm, nachdem der Gondolier seinen Namen genannt, und empfing ihn mit wenig verhehltem Erstaunen. Der Gondolier begnügte sich, zu sagen: „Ich habe eine wichtige Meldung, die keinen längeren Aufschub duldet, für den erlauchten Signor Alvise.“ Dabei trat er tiefer in die Halle, welche beinahe dunkel war, während draußen auf dem größeren Kanal und dem Campo San Stefano ein letzter rötlicher Dämmerschein lag. Der Pförtner versetzte mürrisch, auf ein Seitengemach deutend: „So tritt dort hinein und wasch dich zunächst.“ Er führte Daniello vor ein Becken mit Wasser und Weinessig und beobachtete sorgfältig, wie sich der Gondolier Gesicht und Hände wusch. Dann griff er zu einem silbernen Räucherfaß, dessen Inhalt er entzündete; ein scharfer würziger Duft entströmte dem Gefäß. Der Pförtner umkreiste hüstelnd

den Eingetretenen und sagte endlich: „So wird's wohl genug sein, wenn du nicht aus besonders schlimmer Straße kommst.“ — „Ich habe den ganzen Nachmittag in freier Luft in meiner Gondel geschlafen!“ grollte Daniello dagegen. Nach einer letzten Schwenkung des Rauchfasses bedeutete ihn der Pförtner, daß er die Treppe empor folgen möge. Auf dem bronzenen Lichthalter in der Mitte der vierzig Stufen brannte eine einzige Wachskerze und droben vor den Gemächern des Hausherrn eine zweite. Es währte nur einige Minuten, bis Daniello eintreten durfte, aber in diesen Minuten fühlte er, wie ihm das Blut gegen die Schläfe pochte, und er faßte nach der Waffe, die er in seinem Kamisol verborgen hielt.

Auch das Gemach, über dessen Schwelle der Diener ihn treten ließ, war nur spärlich erhellt. Von einem reichen Lesepult, auf dem die Bekenntnisse des heiligen Augustinus und mancherlei Andachtsbücher aufgeschlagen waren, wandte sich der Herr des Hauses dem eintretenden Daniello entgegen. Alvise Morosini war gleich dem Gondolier ein Mann in der Mitte des Lebens. Die mittelgroße Gestalt des Senators, von feinem, fast zierlichem Gliederbau, trug einen schmalen, von rötlich blonden Locken umwallten Kopf; ein stattlicher Kinnbart von gleicher Farbe und dichte buschige Augenbrauen gaben dem Gesicht des Patriciers einen entschlosseneren Ausdruck als die weichen Züge und die grauen zugleich forschenden und unergründlichen Augen. Jetzt lag sichtlich ein Schatten von Unmut, welchen die Meldung Daniellos hervorgerufen, auf dem Gesicht des Signor Alvise. Er nahm mit dem ersten Blick wahr, daß der riesige Mann, der einen ungeschickten Versuch machte, sich tief vor ihm zu verneigen, in ungewöhnlicher Aufregung sei — unwillkürlich trat er den einen Schritt, den er Daniello entgegengethan, wieder zurück. Mit wohllautender, eigentümlich gedämpfter Stimme sprach er dabei: „Daniello Barozzi, was führt dich zu mir?“

„Die Pflicht, edler Herr, Euch zu melden, daß mein Kamerad Andrea Rotto der grausamen Seuche erlegen ist!“

„Und du kommst von dem Toten hierher?“ fragte das Haupt des Rates der Zehn. Seine Stimme schwoll nicht an, und doch war ein drohender, zürnender Klang in derselben vernehmbar.

„Verzeiht — ich habe eine Nacht und einen Tag verstreichen lassen und komme zu Euch, wie es schicklich ist in solcher Zeit! Ich habe schreiben gelernt, Herr, und hätte Euch durch ein Blatt den Tod des armen Andrea wissen lassen können; aber er hinterließ mir einen ernsten Auftrag, eine Forderung an Euch, Herr!“

„Eine Forderung?“ wiederholte überrascht Alvise Morosini. Sein scharfes Ohr unterschied, daß Daniello anders sprach als sonst; in seinem Auge blitzte ein eigentümlicher Strahl auf, er hob den Kopf, um die Züge des Gondoliers genauer zu prüfen. Doch so rasch er war — Daniello, welcher seit zwölf Stunden dieser einen Minute entgegenlebte, kam dem Argwohn des Vielerfahrenen zuvor. Blitzschnell und mit aller Wucht seines starken Leibes hatte er sich auf Signor Alvise geworfen, seine Linke umspannte den Nacken des Senators, seine Rechte ließ den doppelschneidigen Dolch vor den Augen des Überwältigten blitzen, der mit erstarrender Zunge nur die Worte: „Ruchloser! Wahnsinniger!“ hervorstieß, während seine Hand das Zeichen des Kreuzes zu machen versuchte.

„Wenn Ihr ruft und mich nicht hört, stoße ich zu! Das Eisen reicht für Euch und mich!“ knirschte Daniello. „Ich will nichts von Euch als eines — aber das eine muß ich haben, um meiner armen Seele willen, um Andreas willen, der sonst verflucht ist! Gebt mir das Leben der jungen Chiara Cornaro, wenn wir lebend aus diesem Gemach gehen sollen!“

Daniello fühlte, wie sich Signor Alvise unter seiner Hand wand, und drückte den Kopf seines Gebieters noch tiefer. Mit heiserem, aber dem Überwundenen völlig vernehmlichem Tone wiederholte er: „Ihr müßt Signorina Chiara mir anvertrauen,

sie soll nicht gemordet werden wie ihr Vater!“

„Gottes Finger! Gottes Hand!“ ächzte Alvise Morosini, indem er doch einen neuen verzweifelten Versuch machte, die Faust des Gondoliers, die mit hartem Druck auf seinem Nacken ruhte, wegzustoßen. „Wahnsinniger — was willst du eigentlich von mir, wie soll ich dir das Leben des Mädchens sichern?“

„Meine Gondel liegt unten bereit!“ versetzte Daniello. „Ihr nehmt mich mit zur Tochter des Cornaro, denn ich gehe Euch nicht von der Seite, bis alles gethan ist; Ihr befehlt dem Kinde und ihrer Aja, mit uns zu kommen, Ihr geleitet uns den Weg hinaus — den Ihr nur zu wohl kennt. Bei den Tre Porti steigen wir ans Land, wir ziehen unseres Weges, und Euch steht es frei, nach dieser gottverfluchten Stadt zurückzukehren.“

„Ehe ich ein Wort mit dir rede, will ich deiner frechen Faust ledig sein!“ entgegnete der Senator, und es gelang ihm diesmal wirklich, die Linke seines starken Gegners abzuschütteln. „Ich stehe unter deinem Dolch; stoß zu, wenn du willst, aber besudle mich nicht. Und nun sage, du Wahnsinniger, was dich erfaßt hat, daß du zum frevelnden Empörer wirst!“

„Nennt mich, wie Ihr wollt, Herr!“ versetzte Daniello, mit funkelndem Auge jede leise Bewegung Morosinis scharf überwachend. „Mein Leben gilt mir keinen Quattrin, seit der Tod uns hier mit jedem Luftzug anweht. Aber ich will nicht sterben, wie der arme Andrea gestorben ist, mit der Bluthat auf der Seele, die wir an Orlando Cornaro — und der Teufel weiß an wie viel anderen — begangen haben. Für jenen Mord muß ich Buße thun in einem guten Werke. Ich muß, Herr, muß! Besinnt Euch darum nicht zu lange. Wo habt Ihr das Kind, das ihr morden wolltet wie den Vater?“

Der Senator vom erlauchten Rat der Zehn sah Daniello verstört in das bleiche Gesicht, und seiner Brust entrang sich ein schwerer Seufzer; doch sagte er: „Du fieberst von Mord und Blutschuld, wo die Sorge um den Staat mit gerechtem Urteil einen Frevler aus der Welt getilgt hat! Willst du weiser sein als deine Herren?“

„Ich will nichts, als gut machen, was ich verbrochen!“ redete Daniello. „That ich's auf Euer Geheiß, so wäre Euch jetzt besser, daß Ihr mich nicht daran mahntet. Tröstet Euch am Staat von Venedig in Eurer Todesstunde — ich bin kein Nobile und weiß nur zu gut, daß der Tod Signor Orlandos schnöder Mord war. Wer seid Ihr im Rat der Zehn, daß Ihr in Gottes Hand greifen wollt, und woher wußtet Ihr, daß es dem Cornaro nicht vielleicht zum Heile gereicht wäre, wenn sein Besitz zerrann? Doch bin ich nicht hier, um Euch zu predigen; gebt Chiara Cornaro in meine Hand, daß ich sie aus Venedig hinausbringe, und dann regiert die Republik, wie es Euch gefällt. An meinen Händen würde kein Blut sein, wenn ich bessere Obere gefunden hätte!“

„Und ich verzehrte mich nicht in innerer Qual, wenn du und deinesgleichen uns die Mörderarme nicht geliehen hätten!“ schrie Alvise Morosini jetzt wild auf. „Thor, der du bist mit deinem Dolch und deinen frommen Vorsätzen; meinst du, daß ich nicht hundert Mittel hätte, dich auf dem Wege von diesem Gemach bis zu deiner Gondel unschädlich zu machen und in dem Brunnen unter dem Dogenpalaste verfaulen zu lassen! Ich will es nicht, weil dich Gott mit gleicher Reue gestraft hat wie mich, weil wir gleiche Pein leiden! Seit die Pest in Venedig haust, geht der Schatten Orlando Cornaros neben mir, und ich muß Tag und Nacht sinnen, ob ich nicht meine Hand zu dem Urteil gegen ihn hätte weigern sollen.“

„Hättet Ihr wenigstens Erbarmen gezeigt, als er vor dem Kastell San Andrea um sein Leben flehte,“ sagte Daniello grollend. Im ersten Augenblick hatte er das Geständnis des hochgeborenen Herrn für eine List gehalten und seine Waffe nur um so krampfhafter gefaßt; jetzt, wie er in Signor Alvises Gesicht sah, ließ er beschämt und seltsam ergriffen die Hand sinken. Da schlug auch schon die bittere

Antwort des Senators an sein Ohr: „Warum hast du und hat dein Andrea damals nicht Mitleid gefühlt? Hättet ihr das eine Mal eure Hilfe versagt, so wäre diese Stunde nie gekommen, Daniello Barozzi!“

„Laßt uns hier innehalten, edler Herr!“ rief der Gondolier, und ein Teil des unterwürfigen Tones, in dem er sein lebelang zu dem Patricier gesprochen, kehrte in seiner Stimme wieder. „Die Vorwürfe, die wir gegeneinander schleudern, sind wahr und wohlverdient — aber sie frommen zu nichts. Gott hat unsere Thaten zugelassen, er nimmt vielleicht in seiner Gnade auch unsere Reue an. Wenn Euch wie mir der Tod Orlando Cornaros schwer auf der Seele liegt — warum habt Ihr dann seine Tochter aus dem Frieden ihres Hauses gerissen?“

„Weil ich wähnte, daß ich sie hier besser vor der Seuche behüten könne als in dem verfallenen Palast am Rio Polo. Weil mir's nicht Ruhe ließ, daß ich ihr den Vater genommen, und mich ein Traum überkam, ich wolle ihre Jugend hier pflegen lassen und mit meinem Gut die Lücken ausfüllen, die der unselige Orlando in dem ihren gerissen. Ich hoffte, da mir ihr Anblick jetzt ein bitterer Vorwurf ist, in ihrem frischen Aufblühen Trost zu finden, und träumte, daß der Allbarmherzige mir einst durch ihr glückliches Lächeln Verzeihung künden würde!“

Alvise Morosini hatte dies mehr vor sich hin als zu Daniello gesprochen, der Gondolier aber kein Wort verloren. „Ihr rietet Euch wohl!“ seufzte er. „Just so etwas zog durch mein Hirn. Und nun soll ich die ganze Schuld allein auf der Seele behalten und Ihr der Verzeihung allein gewiß werden, weil Ihr der große Herr seid, Signor Alvise?! Ich habe einen redlichen Anteil an der Reue, wollt Ihr mir nicht auch einen kleinen Anteil an der Buße und Versöhnung gönnen?“

Von dem gewaltigen Manne, der vorhin mit finsterem Entschluß und Trotz dem Herrn des Palastes gegenübergetreten war, schien wenig mehr übrig. Daniello Barozzi stand jetzt in beinahe demütiger Haltung vor dem Staatsinquisitor und hielt den Dolch gesenkt wie ein Soldat, der seine Waffe übergeben will. Und obschon er seine Forderung noch mit kurzen Worten aussprach, so drückten seine Stimme und seine Augen, die er fest auf Signor Alvise gerichtet hielt, eine flehentliche Bitte aus. Der Senator, der sich nach der furchtbaren Erschütterung der letzten Minuten erst zu sammeln begann, hatte noch keine Antwort gefunden, als leise an die Thür gepocht wurde. Die beiden so ungleichen Männer fuhren jetzt gleichmäßig zusammen, Daniello verbarg rasch sein Stilett im Kamisol. Alvise Morosini, der bis hierher noch in gebeugter Haltung an seinem Lesepult gelehnt hatte, versuchte sich stolz emporzurichten und seine würdevolle Miene zurückzugewinnen. Auf ein heiseres „Tretet ein!“ öffnete sich die Thür, eine Frauengestalt in dunkler Tracht zeigte sich in derselben und ein Paar forschende Augen glitten von dem Herrn des Hauses zu dem fremden Manne hinüber, den die Eintretende offenbar hier nicht zu finden erwartete. Ein stummer Wink Morosinis bedeutete ihr zu sprechen, nach einigem Zögern hob sie an:

„Erlauchter Herr — wir hoffen, daß es nichts zu bedeuten habe, aber wir müssen doch Meldung thun. Madonna Chiara hat sich heute den ganzen Nachmittag nicht recht wohl gefühlt, über Kopfweh und fliegende Hitze geklagt und wir haben sie vorhin auf ihr Lager bringen müssen!“

Ein dumpfer Laut aus dem Munde Signor Alvises und des Gondoliers, welcher dicht neben dem Senator stand, unterbrach die Mitteilung der Aja, welche verwundert sah, daß der Mann aus dem Volke beide Hände des edlen Morosini ergriff und sie zwischen die seinen preßte. Auf dem Gesicht jedes der beiden Männer las die Unglücksbotin, daß die Furcht, von der sie selbst erfüllt war, auch jene erfaßte. Alvise Morosini versetzte nur: „Laßt uns augenblicklich zu ihr gehen, Barbara!“ Die Anrede war nur an die Aja gerichtet gewesen, aber Daniello

Barozzi blieb kaum einen Schritt hinter dem Senator und folgte über den Bogengang des Palastes nach einer Reihe von Zimmern, in denen vor Jahren die verstorbene Gemahlin des edlen Hausherrn gewohnt hatte. Eben stürzte die Cameriera des jungen Mädchens aus den Gemächern hervor und rief der Aja mit einer von Furcht und weinerlichem Trotz bebenden Stimme entgegen, daß sie nicht den Ausspruch des Arztes abwarten werde und auf der Stelle hinwegwolle. Weder die Pflegerin der jungen Chiara noch der Staatsinquisitor und sein Schatten Daniello achteten auf das geängstigte zitternde Mädchen. Signor Alvise fragte vor der Thür noch: „Ist nach dem Arzte gesandt?“ und Barbara begnügte sich, mit stummer Bejahung zu antworten, dann traten sie zu drei in die hohen, spärlich erhellten Zimmer, in denen die Schritte der Männer seltsam wiederhallten. Im dritten Gemach brannte eine gläserne Lichtschale mit rötlichem Schein, der Marmorfußboden war mit dichten Teppichen bedeckt, ein prachtvoll geschnitztes Bett mit blauem Betthimmel nahm die halbe Breite des Raumes ein — in dem Bett aber, dessen seidene Decken bis auf den Teppich herabhingen, lag die zarte Gestalt eines etwa dreizehnjährigen jungen Mädchens, und den Eintretenden blickte ein schmales, blasses, schmerzlich verzogenes Gesicht entgegen. Chiara Cornaro hatte weiche und selbst für ihr zartes Alter zu kindliche Züge. Die dunklen wehmütigen Augen lagen tief in bläulichen Ringen, die reichen lichtblonden Haare des Mädchens umrahmten schlicht die Stirn und fielen über das Kissen auf die Decke herab. Obschon dies Haar die einzige Schönheit des armen Kindes war, so erhöhte die Pracht und Fülle desselben jetzt nur den Ausdruck des Leidens auf ihrem Gesicht. Chiara hob ihren Kopf ein wenig, und als sie ihre Aja erkannte, versuchte sie zu lächeln. Sowie sich jedoch Signor Alvises Gestalt zeigte, bedeckte sie ihre Augen mit den Händen, und man sah selbst im rötlichen Zwielicht der Ampel und unter der Decke, daß ein heftiges Zittern durch ihren Körper ging. Sie warf sich herum, so daß ihr Gesicht sich nach der Wand kehrte. Aber sie hatte zuvor doch noch Daniello wahrgenommen, welcher eben zögernd wie in einem verworrenen Traum über die Schwelle getreten war. Vernehmlich genug sagte sie zu ihrer Pflegerin: „Ich habe es dir gesagt, Barbara, sie kommen, um mich zu töten. Wenn du es vermagst, schicke sie hinweg — ich kann die beiden nicht sehen, ich sterbe, wenn ich sie sehen muß!“ Die Aja antwortete mit einem heftigen Kopfschütteln. Alvise Morosini trat näher an das Bett des armen Kindes, aber sein Bemühen, ihre Augen auf sich zu ziehen, blieb vergeblich. Mit düsterer und sorgenvoller Miene hörte er die entschuldigenden Worte Barbaras an, warf noch einen Blick auf Chiara und sagte dann, zu dem stummen Daniello gewandt: „Alle Anzeichen der schlimmen Krankheit fehlen, aber krank ist die Arme. Willst du etwas für sie und für dich thun, so schaffe den Arzt und einen Priester herzu, betritt aber kein Haus, in welchem die Pest Einzug gehalten hat. Je eher du zurückkehrst, um so mehr Dank werde ich dir wissen!“

Daniello blickte dem Senator fest ins Gesicht; der letzte Argwohn, daß er hier nur ausgeschlossen und entfernt werden solle, schwand aus seiner Seele, als er den bittenden, traurigen Ausdruck der Züge Morosinis wahrnahm. Der starke Mann atmete auf, daß er endlich thätig Buße thun könne, und verließ das Gemach mit eilendem Schritt. Als er die Palasttreppe hinabging, erinnerte er sich, mit welchen Empfindungen und Vorsätzen er vorhin hier emporgestiegen sei. Mit wildem Haß gegen Morosini war er gekommen; jetzt, wo er ihn in gleicher Qual mit sich wußte, schien auch sein Haß verschwunden. Nichts war mehr lebendig und wirklich als das Bewußtsein seiner Schuld und die Angst um das blonde Kind des Orlando Cornaro.

Eine Stunde später fuhren Gasparo Castiglione, der berühmteste Arzt Venedigs, und ein junger Priester von der Kirche

San Rocco, dessen unerschrockene Teilnahme an den Kranken in den letzten verhängnisvollen Wochen ganz Venedig gerühmt hatte, in Daniellos Gondel durch die nachtdunklen Kanäle zum Palast Morosini. Der Eifer des Gondoliers, von dessen geheimem Antriebe weder Arzt noch Priester etwas ahnten, und der Klang, welchen der Name des gefürchteten Staatshauptes hatte, waren von zauberkräftiger Wirkung gewesen. Als Daniello den beiden Männern auf den Stufen des großen Hauses zum Aussteigen die Hand reichte, überkam ihn zum erstenmal seit den letzten achtundvierzig Stunden ein Gefühl der Befreiung von seiner inneren Qual. Aber das Gefühl währte nur einen Augenblick, schon im nächsten vernahm er von dem Pförtner Pasquale, daß bei der Kunde von der Erkrankung des jungen Mädchens wiederum einige aus der kleinen Zahl von Dienern, die bisher im Palast Morosini zurückgeblieben waren, geflüchtet seien. Daniello mußte bei den umständlichen Vorbereitungen zum Eintritt, die Signor Gasparo um keinen Preis unterlassen hätte, Hilfe leisten. Erst dann stieg der Arzt mit einem leisen Seufzer die Treppe empor; er wußte am besten, wie wenig Hoffnung mit ihm kam. Daniello war es zu Mute, als solle er dem Doktor Castiglione zu Füßen fallen und ihn um das Leben der jungen Chiara anflehen. Signor Gasparo war nicht wenig betroffen, als ihn droben in den Gemächern, welche das junge Fräulein bewohnte, der Staatsinquisitor mit einem Ausdruck im Gesicht entgegentrat, welcher dem Ausdruck im groben Gesicht seines Gondoliers fast Zug um Zug glich. Obschon er in den letzten Schreckenswochen hart und rauh genug geworden war, unterdrückte der Arzt jetzt doch die Bemerkung, daß es sich ja nicht um Weib oder Kind, sondern nur um eine Mündel dieses edlen Hauses handle. Er ging schweigend an das Lager des jungen Mädchens und nahm mit neuem Erstaunen wahr, daß ihm nicht nur Signor Morosini, sondern auch der Gondolier über die Schwelle des Krankenzimmers folgte. Er zog die Augenbrauen hoch, aber was der erlauchte Senator hinnahm, brauchte ihn nicht zu verletzen, und so beugte er sich auf das blasse Gesicht der Kranken und nahm nach dem ersten Blick ihre schlanken weißen Hände zwischen die seinen. Ein Lächeln spielte alsbald um die dünnen Lippen des Arztes, er wandte sich nach dem Herrn des Hauses zurück und sagte: „Zündet Eurem Schutzpatron die höchste Wachskerze an, die Ihr finden könnt, Signor Alvise — meiner braucht es hier nicht. Bei diesem edlen Kinde ist nicht das leiseste Anzeichen vorhanden, daß unser schlimmer levantischer Gast hier eingedrungen sei. Signorina Chiara scheint ein wenig leidend, doch mein Platz ist an anderen schlimmeren Krankenbetten!“

Barbara, die Aja Chiaras, ließ einen frohen Laut vernehmen und umarmte mit schmeichelnden zärtlichen Worten das blasse Kind. Der Senator und der Gondolier sahen dankbar auf den Arzt, der ein paar Schritte der Thür entgegenthat. Signor Alvise faßte die Hand Castigliones. Er wies auf das Himmelbett zurück und flüsterte: „Die gute Kunde soll Euch nicht unbelohnt bleiben, Dottore, doch Ihr seht, daß meine Schutzbefohlene weint und sich elend fühlt; hegt Ihr sonst keine Furcht um sie? habt Ihr kein Mittel, sie zu kräftigen?“

Signor Gasparo besann sich scheinbar einen Augenblick und prüfte noch einmal ernsthaft die Gruppe dort am Lager, in der die junge Chiara ihr Haupt an der Brust ihrer Pflegerin verbarg. „Meiner bedarf es nicht, wahrlich nicht!“ wandte er sich dann ernst zu dem Herrn des Hauses. „Vielleicht würde dem jungen Fräulein andere Luft wohlthun, auf Euren Gütern hinter Belluno, Signor Alvise! oder auch auf meinem Gute! — vielleicht wird ihr das Herz leichter, wenn sie Venedig nicht mehr sieht. Die Tochter des armen Signor Orlando braucht mich nicht — vielleicht wäre ihr mein ehrwürdiger Freund von San Rocco willkommen. Mag sein, daß Ihr mehr darum wißt, Erlauchter, als ich! Ich muß hin-

weg, wir haben draußen das Schlimmste noch nicht überwunden, und so lange ich auf diesen Füßen stehe, will ich thun, was ich vermag!"

Der ernste Mann schritt hinaus, von Morosini bis auf die Schwelle des Flures geleitet, und wies noch im Gehen auf den Priester von San Rocco, der einen Sessel im Vorgemach genommen und einen Augenblick von den Anstrengungen und Erschütterungen der letzten Tage geruht hatte. Nichts von allem, was im Krankenzimmer drinnen geschehen und gesprochen, war ihm dabei entgangen. Pater Francescos Gesicht war vom edelsten Schnitt, aber so bleich, als ob nie ein Blutstropfen in diesen Wangen geflossen sei; die dichten schwarzen Haare, welche noch vor wenigen Wochen, noch beim Beginn der Schreckenszeit seine Tonsur umkränzt hatten, waren weiß geworden. Aber sein Haupt trug er ungebeugt, und eine milde Ruhe sprach aus seinen Augen, als sie den forschenden Blicken des Staatsinquisitors begegneten. Er erhob sich und trat mit Signor Alvise an das Lager des edlen Kindes heran.

„Faß dich, Herzchen! fasse dich!" flüsterte Jungfrau Barbara der weinenden Chiara zu. „Der ehrwürdige Padre Francesco wird dir Trost einsprechen; Trost, wie du ihn brauchst, Poverita, denn du bist, dem heiligen Rocco sei Dank, nicht krank, und Gott behüte jedes Haar auf deinem lieben Haupte! Schlage die Augen auf, Kind, und heiße den ehrwürdigen Herrn willkommen."

„Die allerseligste Jungfrau möge ihn reich segnen!" entgegnete Chiara Cornaro, indem sie sich ein wenig emporrichtete. „Aber, Barbara — ich kann nicht sprechen, so lange die beiden mich ansehen, Signor Alvise und der fremde Mann dort! Mein Vater, wenn Ihr etwas vermögt, so sorgt, daß sie uns allein lassen, ich werde Euch vertrauen, wie es mir ziemt!"

Der Herr des Palastes und der Gondolier des Rates der Zehn hatten jedes Wort, welches das Mädchen an den Priester gerichtet, deutlich vernommen. Alvise Morosini preßte schweigend seine Hände ineinander und blickte düster auf den Teppich zu seinen Füßen. Daniello Barozzi aber vermochte sich nicht mehr zu beherrschen. Wie Posaunen des Gerichts klangen die leisen, zarten Laute des Kindes dort auf dem Lager in seine Seele, vor seinen Augen standen abermals die Bilder der Nacht bei San Erasmo und der letzten Nacht. Er warf sich vor dem Bett nieder, versuchte die Hand des Mädchens, die in der des Priesters lag, zu erhaschen und stöhnte: „Stoßt meinen Dienst nicht zurück, Signorina! Ich will sein, was Ihr begehrt — Euer Gondolier, Euer Lastträger — der Hund Eures Hauses — nur vergönnt es mir, Euch zu dienen! Um der ewigen Barmherzigkeit willen, sagt nicht nein!"

Eine tiefe Stille folgte; Signor Alvise war zu spät herangeeilt, um den Schuldgenossen an seinem Thun zu hindern oder ein Wort desselben aufzuhalten: Barbara und der Priester von San Rocco blickten betroffen auf die am Boden liegende große Gestalt und das flehend emporgewandte hagere Gesicht Daniellos. Die junge Chiara aber sank auf ihre Kissen zurück, wehrte mit beiden Händen ab und sagte: „Laßt mich — laßt mich allein! Mein lieber, mein armer Vater!"

In den wenigen Worten des Mädchens war ein Klang, den Daniello nicht ertrug. Er sprang wieder auf seine Füße empor und schüttelte die kurzen schwarzen Haare, daß sie ihm in die Stirn fielen, und warf einen erbitterten Blick auf Alvise Morosini, der ihn nach der Thür des Gemaches winkte. Pater Francesco tauschte einige leise Worte mit Chiara, dann näherte er sich ernst den beiden Männern und redete den Senator an:

„Laßt mich einige Minuten mit diesem armen Kinde allein, vieledler Herr. Ihre junge Seele ist erregt, und sie bedarf Ruhe und eines klaren Zuspruchs — verzeiht Ihr inzwischen, wenn sie Euch die Sorgfalt, die Ihr für sie hegt, noch nicht zu danken vermag."

Mit gesenkter Stirn trat Morosini hin-

ter dem Gondolier drein in das Vorzimmer. Pater Francesco schloß die Thür nach dem Schlafgemach des Kindes, Signor Alvise aber riß jene auf, die nach der großen Galerie längs der Treppe führte, um ein wenig Licht in den völlig dunklen Raum fallen zu lassen, in dem er jetzt mit Daniello allein war. Das eine Fenster nach dem Kanal hinaus stand schon offen; die Nachtluft, feucht und schwül wie gestern, zog herein und bewegte die schweren Sammetvorhänge. Signor Alvise warf sich auf eine Ruhebank nahe der Thür, Daniello war zwischen die Vorhänge getreten, um einen freien Atemzug zu thun. Die Blicke der beiden Männer trafen sich — aus jedem Blick sprach nicht Haß, aber bitterer Groll.

„Wärest du heut nicht hierher gekommen, Unglückssohn, so hätte ich wohl ihr Mißtrauen gegen mich überwunden!" brach der Nobile endlich los. „Dein Galgengesicht hat jeden schlimmen Gedanken in ihr neu geweckt! Ich hätte sie zur Tochter gewonnen und meine Seele befreit und die deine dazu, du Thor, ohne dein Zuthun!"

„Hättet Ihr sie nicht aus dem Hause ihres Vaters gerissen, sie hätte sich meine armen Dienste wohl gefallen lassen!" gab Daniello grollend zurück. „Wenn das Kind ahnt, daß wir um ihres Vaters letzte Stunde mehr wissen als sie selbst, so weiß sie hoffentlich auch, daß nicht wir geringen Leute die Blutbefehle schreiben. Wäre Gott mir gnädig gewesen — ich hätte meine Hände zum Schemel ihrer Füße gemacht."

Und der harte starke Mann wandte sich ab, bog sich aus dem Fenster und schaute auf den Kanal hinaus und versuchte im Dunkel die Gondel zu erkennen, mit der er jetzt seinem Traume nach schon weit draußen auf den Lagunen gewesen wäre. Der Herr des Palastes blickte verächtlich zu diesem Kleinmut drein. Er versuchte, seinen Stolz und das ruhige, undurchdringliche Gesicht, das er sonst der Welt gezeigt hatte, für einen Augenblick zurückzugewinnen. „Wenn sie meine Hand hinwegstößt — so habe ich gethan, was ich vermocht. Ich will nicht in elender Furcht vor Schatten hinleben, will nicht mit unfruchtbarer Reue meine Tage vergeuden! Ob Orlando Cornaro mit Recht oder Unrecht den Tod erlitten hat — die Republik hat ihn verurteilt. Die Republik spricht mich los und wird auch einen Narren wie dich nicht vergessen, Daniello!"

„Laßt Euch denn von Eurer Republik Seelentrost geben und eine ruhige Sterbestunde, Signor Alvise!" rief Daniello, und durch seine Stimme klang jetzt ein grimmiger Hohn. „Könnt Ihr Euren Frieden im Rat der Zehn zurückgewinnen — um so besser für Euch! Mir aber, und wenn mich der heilige Vater selbst von der Schuld an diesem Mord losspräche — mir hülfe es nicht. Ein gutes Wort aus dem Munde des Kindes da drinnen gälte mir mehr — doch das Wort werde ich nicht hören!"

Alvise Morosini vernahm die Worte Daniellos, die so ketzerisch klangen und doch einen Wiederhall in seiner eigenen Seele weckten. Düster und unruhig schritt er im Vorgemach und draußen auf der Galerie auf und ab, wich dem Blick seines Schuldgenossen aus und blieb von Zeit zu Zeit an der Thür stehen, hinter der Pater Francesco mit der Tochter Cornaros und ihrer Aja zurückgeblieben war. Er vernahm ein Schwirren und Flüstern, aber selbst sein scharfes Ohr unterschied keinen Laut, und mit einem tiefen Seufzer setzte der Nobile die rastlose Wanderung fort. Daniello rührte sich kaum von der Stelle, er starrte bald traurig und gespannt nach der geschlossenen Thür, bald finster hinter Morosini drein, bald träumerisch aus dem Fenster des Gemaches. Draußen herrschte tiefe Stille, nur von Zeit zu Zeit vernahm der Lauscher schwere Ruderschläge und den warnenden Anruf von den Totenschiffen, welche die Opfer des Tages nach San Michele führten.

So vergingen fast zwei schwüle Stunden, bis sich mit einemmal die Thür zu Chiaras Schlafgemach öffnete und Pater

Francesco heraustrat. Er trug einen Armleuchter, dessen drei Kerzen er drinnen entzündet hatte, in der Hand, der Ausdruck seines Gesichtes war still und ernst. Er setzte den Leuchter auf einem reichen Schrein nieder, der an der Langwand des Zimmers stand, und nahm zugleich das kunstreich geschnitzte elfenbeinerne Kruzifix, das den Schrank zierte, in seine Hand, gab Daniello einen stummen Wink, näher zu treten, und wandte sich dann an den Senator:

„Signor Alvise,“ sagte er leise, „Barbara Gradi hat mir alles vertraut, was Ihr für Orlando Cornaros Tochter gethan habt und welche edlen Absichten Ihr für das vaterlose Kind hegt. Ich fühle Euch nach, wie sehr Ihr unter der Störrigkeit des seltsamen Mädchens leiden müßt — ich habe ihr das Gewissen gerührt und habe ihr auch begreiflich gemacht, was es in einer Zeit wie dieser heißen will, daß sich ihr ein wackerer Mann freiwillig zum Dienst erbietet, wie du gethan hast, Daniello Barozzi! Doch die junge Seele Chiaras wird von einer dunklen Furcht gequält, einem, wie ich zu Gott hoffe, thörichten Argwohn, welchen Ihr dem Schicksal des armen Kindes zu gut halten müßt. Ihr Vater war ein Wüstling und frevelnder Verschwender — aber ihr Vater! — und sie hat ihn geliebt mit der ganzen Kraft ihrer reinen jungen Seele. Orlando Cornaro ist verschwunden, ist wahrscheinlich tot; dunkle Gerüchte über sein Ende durchschwirren Venedig und sind bis zu seinem Kinde gedrungen. So hat sich die Angst in ihr ungeprüftes Herz geschlichen, daß jeder, der ihr naht und nach ihrem Schicksal fragt, etwas vom Ende ihres Vaters wisse. Ich habe ihr nicht verhehlt, daß solcher Argwohn Unrecht, ja schwere Sünde werden könne — doch mein Wort allein reicht nicht aus, Frieden und heitere Dankbarkeit in die geängstigte junge Seele zu bringen. So habe ich ihr denn gelobt, Euch auf das Kreuz des Erlösers zu befragen, ob sie Euch unrecht thut. Schwört mir, daß Ihr keine Schuld am Ende Orlando Cornaros tragt, auch wenn Ihr vielleicht darum wißt, erlauchter Herr, und schwöre das Gleiche, Daniello!“

Alvise Morosini und Daniello waren, wie von dunkler Gewalt angezogen, Pater Francesco näher getreten, der das schimmernde Kruzifix erhoben hatte und ihnen entgegenstreckte. Der Senator suchte mit den bleichen zuckenden Lippen nach einem Worte, das er nicht fand — auch aus Daniellos Brust entrangen sich nur dumpfe undeutliche Laute, die sich der Priester von San Rocco deuten mochte. Fester sah er beiden Männern ins Gesicht, langsam senkte sich die Hand mit dem erhobenen Gottesbilde; die beiden ungleichen Männer standen zitternd vor ihm, wie vom gleichen Frost geschüttelt. Plötzlich sagte der Herr des Hauses: „Ich dürfte schwören, daß ich ohne persönliche Schuld sei — ich weiß nicht, warum der eine die Sünde von zehn Genossen tragen soll. Der Staat von Venedig hat Orlando Cornaro verurteilt, nicht ich! Aber — ich will tragen, was ich einmal auf mich genommen habe! Ich hoffte Buße zu thun, still, in treuer Fürsorge für die Tochter des Toten. Wenn es nicht sein soll, so nennt mich schuldig — den Eid, den Ihr begehrt, will Alvise Morosini nicht schwören!“

Daniello Barozzi, welcher die überlegten Worte seines edlen Genossen kaum vernahm, stöhnte nur: „Ich kann nicht schwören! Ich und Andrea Rotto waren seine Mörder. Bittet seine Tochter, daß sie mir um der Barmherzigkeit Gottes willen vergeben und mich um sich dulden soll!“

„Sie wird euch vergeben, ja sie hat es schon!“ entgegnete Pater Francesco. „Aber die Buße, deren Gott uns würdigt, wählen wir nicht nach unserem Gefallen, sie wird uns auferlegt. Das junge Fräulein da drinnen hat mir geloben müssen, falls ich euren Schwur zurückbrächte, euch willig zu vertrauen — ich aber habe ihr gelobt, sie aus diesem Palast hinweg zum Hause ihres Vaters oder aus Venedig zu führen, so ihr nicht schwören könntet. Ich werde mein Wort einlösen. Ihr müßt begreifen, Signor Alvise, daß sowie ich in das Gemach da drinnen zurücktrete

und dem armen Kinde nicht sagen kann, daß ihr Argwohn völlig grundlos gewesen — Signorina Chiaras Bleiben hier nicht ist. Wollt Ihr Eurer Schutzbefohlenen bis heute eine letzte Gutthat erweisen, so stellt uns und ihren Dienerinnen einen der Päſſe aus, die es gestatten, diese Stadt zu verlassen. Gasparo Castiglione hat sein Landgut bei Bellunò zur Zuflucht für Chiara Cornaro angeboten. Je eher sie dorthin kommt, um so besser wird es sein. Ich will eine der barmherzigen Schwestern mit ihr senden, und Barbara soll ihre junge Herrin bis dahin allein behüten!“

„Ihr sollt den Paß haben!“ versetzte Alvise Morosini ruhig, als der Priester von San Rocco ihn erwartungsvoll ansah. „Seine Ausstellung wird mein letztes Thun als Mitglied des Rates der Zehn sein — ich trete noch morgen aus dem Senate der Republik und werde versuchen, einen Weg zur Barmherzigkeit Gottes zu finden. Der Himmel will unsere Buße nicht so leicht sein lassen, als wir sie gewähnt, Daniello!“

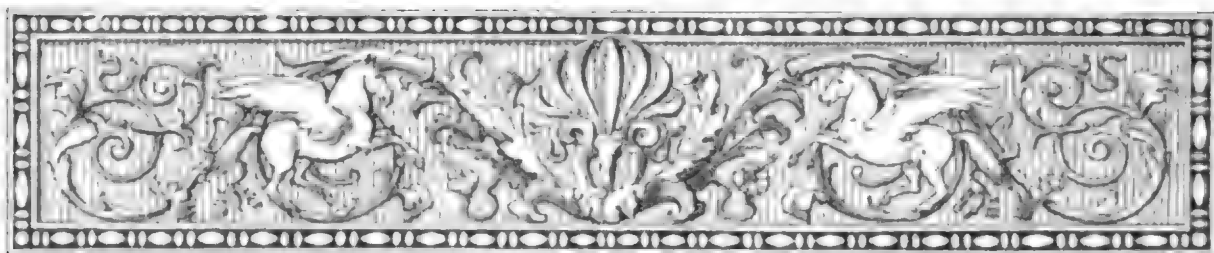
„Und ich darf Signorina Chiara nicht wenigstens in meiner Gondel bis zur Terra Ferma führen?“ murmelte Daniello und streckte seine Hände flehend gegen Pater Francesco aus.

„Dein Anblick könnte ihr Leben gefährden, was du ja nicht willst, Daniello!“ entgegnete der Priester. „Venedig hat heute keinen Mangel an Verlassenen und Bedrängten, denen du dein Reueopfer bringen kannst. Ihre Vergebung soll dir noch einmal ausdrücklich werden, aber jetzt gieb Raum und laß die Bedrängte da innen wieder freier atmen!“

Pater Francescos Ton war milder und wärmer geworden als wenige Minuten zuvor, er sah mit erbarmender Teilnahme, wie der Staatsinquisitor und der Gondolier ihre Häupter senkten und in düsterem Schweigen einander gegenüber standen. Seine Hand machte das Zeichen des Segens über sie, unhörbar setzte er das Kruzifix, das er vorhin vom Schrein genommen, wieder an seine Stelle, mit der Rechten deutete er feierlich auf dasselbe zurück, während seine Linke geräuschlos die Thür zu dem Innenzimmer öffnete. Einen Augenblick später waren die Schuldgenossen allein. Alvise Morosini trat, ohne ein Wort zu sprechen, den Rückweg zu jenem Zimmer an, in dem ihn Daniello Barozzi am heutigen Abend zuerst erblickt. Der Gondolier folgte ihm schweigend und hing mit gespannten Blicken an Mienen und Lippen des Senators. Morosini griff alsbald zur Feder und fertigte, während Daniello lautlos harrend stand, das Papier aus, das Chiara Cornaro und drei Begleiterinnen erlaubte, bei Tageslicht die Stadt und die Lagunen zu verlassen. Dann sagte er ruhig:

„Merk auf, Daniello! Die Serviten gründen eine neue strenge Brüderschaft zur Pflege der Pestkranken und aller Unheilbaren. Ich werde morgen alle meine Güter zur einen Hälfte an die Tochter des Orlando Cornaro, zur anderen an die Serviten geben und mich ihrem Orden angeloben!“

Daniello warf sich vor dem Mitglied des hohen Rates der Zehn auf die Knie und stammelte: „Laßt mir mein Recht, Herr! mein Recht! Ich bin Euch auf den schlimmen Wegen gefolgt, Herr — so Ihr einen guten Weg wißt, laßt mich ihn mit Euch gehen! Ihr seid es mir und der Seele des armen Andrea schuldig, daß ich in Eurem Orden als demütiger dienender Bruder Aufnahme und Hoffnung auf das Heil meiner Seele finde!“



Emanuel Geibel.

Von

Moriz Carriere.

Der Epiker giebt uns ein Weltbild, das er in Weite und Breite, Höhe und Tiefe vor uns entfaltet, indem er selbst hinter dem Werk verschwindet; der Lyriker singt, was seine eigene Seele bewegt, seine Gedanken und die Resonanz der Dinge in seinem Gemüt. Da scheint ein Gedicht klein gegenüber einer Ilias, einem Don Quichotte; aber der Lyriker dichtet nicht bloß ein einzelnes Lied, sondern verkündet uns von der Jugend bis zum Alter in melodischen Worten, was sein Innerstes erfüllt, und in der Sammlung seiner Gedichte bietet er uns die Entwickelung eines ganzen Lebens mit seinen Erfahrungen und seinen Geschicken, mit seinen Gefühlen und Ideen und spiegelt uns mit seinem Herzensanteil die Geschichte seiner Zeit und seines Volkes. Dadurch wird er nicht bloß durch den ästhetischen Wert, sondern auch durch die Fülle des Gehaltes dem Epiker ebenbürtig. Und er hat das Recht, zu verlangen, daß er in dieser Totalität aufgefaßt werde. Das fordert Emanuel Geibel in einem Epilog: „Wägt ihr mich, so wägt den ganzen Dichter"; er will anerkannt haben, wie er, im Lernen wachsend, durch das Leben geschritten, er will nicht bloß nach den Erstlingen seiner Muse beurteilt sein,

> Als wär allein der leichte Schmelz der Jugend,
> Nicht reife Kunst des Dichters Zier und Tugend.

Daß ihn seine Jugendgedichte rasch berühmt gemacht und sich in der Gunst des Publikums behaupten, so daß ihre hundertste Auflage erschien, war ein Glück mit einer Schattenseite: man vergaß, daß er ein Mann geworden, daß zu den frauenhaften Klängen der Liebeslyrik sich mächtige Drommetentöne des Kampfes für Recht, Wahrheit, Freiheit gesellt, daß ihm die Siegesfreude zum Choral geworden. Wußte doch Julian Schmidts vielverbreitete Litteraturgeschichte nur sein Scherzwort zu wiederholen: er werde unsterblich sein, so lange es Backfische giebt, und hatte er selber schon vor langer Zeit Grund zum Epigramm:

> Mit unsrer Tagskritik verdarb ich's leider,
> Da ich sie nie um ihre Weisheit frug;
> Sie klopft noch stets die abgelegten Kleider,
> Die ich vor fünfzehn Jahren trug.

Nun hat Geibel selbst seine gesammelten Werke in acht Bänden erscheinen lassen, und so will ich versuchen, ein Gesamtbild seiner dichterischen Persönlichkeit zu entwerfen, indem ich ihn zumeist selber reden lasse und seine Verse erläutere und auf ihren Wert prüfe.

Cervantes hat einmal das ihn selber charakterisierende Wort geschrieben: „Der Dichter wird geboren und von Gott begeistert, aber er soll auch kunstverständig sein. Der Naturpoet mag den übertreffen, der bloß durch Kunst sich bestrebt, ein Dichter zu sein; aber die Kunst soll die Natur vollenden, und wo beide in eins verbunden sind, entsteht der vollkommene Dichter." Dem hat Geibel redlich nachge-

strebt. Er besaß die gottverliehene Gabe des Gesanges und hat sie ausgebildet nach den besten Meistern zu edler Eigentümlichkeit. Er wußte, daß man Begeisterung nicht hergebieten kann, er wartete der Dichterstunde und hielt sie fest, wenn sie kam:

Niemals hab ich am Schreibtisch
Mühsam, was ich gesungen, erdacht. Stets kam es von selbst mir,
Draußen im Freien, auf schweifendem Gang, wenn der Odem des Frühlings
Leis hinzog durch den Wald, mich bezaubernd, oder zur Herbstzeit,
Wann von den Wipfeln das Laub sacht rieselte, goldenen Thränen
Ähnlich, und tief im Gemüt die entschlummerte Schwermut weckte.
Oder im Bette des Nachts aufdämmert' es mir, und am Morgen
War es zu Rhythmen erblüht, und freudig schrieb ich es nieder.
Freilich ändert' ich wohl mit Bedacht, und die Feile des Künstlers
Braucht' ich mit Fleiß; doch zuvor in geheimnisvoller Empfängnis
Ward mir immer das Beste zu teil als himmlische Gabe.
Nie willkürlich darum, wenn die innre Nötigung ausblieb,
Hab ich zu dichten gewußt auf Begehr, wie der Meister des Handwerks
Rasch das Verlangte schafft zu Geburtstagsfeier und Hochzeit
Oder zum Neujahrsgruß. Und versucht ich es dennoch, der Bitte
Weichend, so ward es danach: ein zusammengestoppeltes Machwerk
Statt des lebendigen Lieds. Nur wenn in beglückender Stunde,
Wie sie dem Alternden, ach! nur so selten erscheint und im Fluge,
Mir freiwillig die Muse genaht, da vermocht ich zu schaffen,
Was mich selber erfreut und vielleicht auch anderen echt schien.

Nun im Alter dankt er der Vorsehung, daß sie ihn früh nach Griechenland geleitet:

Noch ein Jüngling
Auf hellenischem Grund schaut' ich die Sonne Homers,
Durfte Begeistrung mir im Nachglanz trinken der Vorwelt,
Und mit lächelndem Haupt nickte mir gnädig Apoll.
Aber es drängte mich auch mein Herz, des erlesenen Glückes
Würdig zu sein, und bewegt that ich ein ernstes Gelübd:
Mutig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen,
Wahr zu bleiben und klar, wie's mich die Griechen gelehrt,
Und wie's immer verwirrend die Brust und die Sinne bestürme,
Stets das geheiligte Maß fromm zu bewahren im Lied.

Dies Maß zeichnet ihn aus. Mochte Freiligrath farbenprächtiger schildern, stürmischer zur That rufen, Lenau tiefsinniger klagen und in kühneren Metaphern die Natur beseelen, Anastasius Grün bilderreicher glänzen — durch maßvolle Schönheit in Form und Inhalt steht Geibel voran. Auch im Frühlingshymnus, der von der Natur zur Menschheit sich wendet, schließt er mit dem Gruß an Hellas:

Du tränkest, will's in unsern Brunnen fehlen,
Mit Schönheit und mit Freiheit unsre Seelen,
Mit jener Freiheit, welche Plato zeugt,
Für die geblutet Aristides' Wunden,
Die groß und still sich vor den Göttern beugt,
Weil sie das Göttlichste, das Maß, gefunden.

Das war für Geibel leichter als für andere; das Naturharmonische, das der größte Lyriker das Ewigweibliche genannt hat, das den frauenhaften Charakter der Liebeslieder Geibels bedingt, bildet einen Grundton seines Wesens; ein reines, inniges deutsches Gemüt, das, wie die Pflanze fest in sich selber, im göttlichen Lebensgrunde ruht, entfaltet sich, wächst, nimmt neue Eindrücke auf, aber reißt sich nicht los von seinem Mutterboden, sondern folgt wie die Sonnenblume der Sonne treu vom Auf- zum Niedergang. Geibel gehört nicht zu den Männern, die eine widerspruchsvolle Entwickelung durchmachen, um sich endlich zur Klarheit und Ruhe emporzuarbeiten, die deshalb die Zweifel und Leiden des Lebens und seine Gegensätze mit erschütterndem Schmerz, mit wehmütiger Sehnsucht aussprechen oder mit Selbstironie die Zerrissenheit des Herzens und der Welt mit dem einen Auge beweinen, mit dem anderen belachen; was in der Knospe verhüllt lag, hat sich bei Geibel reich entwickelt, und wo ihm auch Stürme und Kämpfe bevorstanden, er hat die Ruhe nicht verloren, den Frieden und die Versöhnung in religiösem Sinne leicht wiedergefunden; die Tiefen seines Gemütes werden uns nicht durch Blicke in Abgründe aufgethan, darum ist

sein Gesang niemals beunruhigend oder quälend, aber auch weniger erschütternd und fortreißend als mild rührend und sanft beseligend. Einen Hamlet oder Lear hätte er nicht dichten können, aber das trostspendende Amt der Poesie hat seine Muse treu verwaltet, für ihn selber und für uns. Mag die Rosenzeit vorübergehen, die Lilien stehen im Feld und der Himmel bleibt blau und klar. Der Dichter kehrt sich nicht viel an den Wandel der Tage und den Lärm der Zeit; er lauscht dem Quell, der wohllautend in seinem eigenen Inneren rauscht, und bekennt:

Als wie aus Flammen neu geboren,
So spielt das Herz mir frisch und rein;
Vergessen ist, was ich verloren,
Und was ich liebte, dennoch mein.

Zu diesem frauenhaften Element gesellt sich aber, was so oft vergessen ward: eine kräftige Männlichkeit; ist doch auch Geibel selbst persönlich von cholerischem Temperament. Er empfindet und denkt als Patriot, und das Gefühl fürs Vaterland, seine Schmach und Ehre, seine Hoffnung und Größe durchdringt seine Poesie. Er will auch hier das Ganze, er will Freiheit und Ordnung zugleich und steht daher zwischen den Männern des Rückschrittes und einer wilden revolutionären Bewegung; er schaut in Vergangenheit und Zukunft zugleich; ein romantischer Hauch weht durch seine Gedichte, wenn sie der Herrlichkeit der Vorzeit gedenken, aber manche Erscheinungen der Gegenwart sind ihm unheimlich. Die Brust klopft ihm hoch und rasch, wenn er die junge Zeit begrüßt, wie sie die weiten Länder durch Eisenbande aneinander schweißt, durch Felsenschachte die Gänge für das Dampfroß gräbt; das dient nicht nur dem Handel und Verkehr, auch dem Geiste:

Der tote Buchstab weicht lebend'ger Rede,
Gekämpft wird Blick in Blick der Geister Fehde,
Und wieder schließt sich Hand in Hand der Bund;
Frohlockend spürt der Stamm im Bruderstamme
Sein eigen Blut, es schwebt wie eine Flamme
Der Freiheit Wort auf jedem Mund.

Aber nach dem freudigen Glückauf an diese junge Welt mit ihrer Hast, ihrem Wagen, ihren Mühen beschleicht mit leisem Grauen doch die Furcht sein Herz, so daß er seinen Zuruf an die Gegenwart schließt:

Du möchtest einst im Rauche deiner Essen,
Im Trotze deines Riesenwerks vergessen,
Daß droben einer sitzt auf ew'gem Thron,
So lang vergessen, bis er in Gewittern
Herabsteigt, was du bautest, zu zersplittern
Wie jenen Turm von Babylon.

Und so waltet neben Jugendlust und Liebe, neben Manneseernst und Patriotismus auch eine echte Religiosität in Geibels Dichtungen, frei von dogmatischen Formeln, frei von konfessioneller Beschränktheit, aber als inniges Gottvertrauen, als kindlich frommer Sinn, der alles Irdische auf seinen ewigen Lebensgrund, alles Endliche auf seine Vollendung im Unendlichen, alles Wandelbare auf sein unvergängliches Ziel bezieht. Auch hier hat er mit der Überlieferung nicht gebrochen, aber sich an das Wesen des Christentums, wie es in der Bergpredigt offenbart ist, gehalten und, was ihm die Erkenntnis der Natur und Geschichte bot, an dies sittliche Ideal angeschlossen:

Zum Kern des Lebens wird der Glaube,
Von dem das Kleid der Formel fällt,
Und wir verehren tief im Staube
Den Gott im Tempelbau der Welt.

Ja, er hat in reifen Jahren seine Stimme für eine neue Reformation in einem gebetartigen Gedicht erhoben:

Was einst Trost und Heil den Massen,
Ward zur Satzung dumpf und schwer;
Dieser Kirche Formen fassen
Dein Geheimnis, Herr, nicht mehr;
Tausenden, die fromm dich rufen,
Weigert sie den Gnadenschoß;
Wandle drum, was Menschen schufen,
Denn nur du bist wandellos.

Aus dem dunklen Schriftbuchstaben,
Aus der Lehr erstarrter Haft,
Drin der heil'ge Geist begraben,
Laß ihn auferstehn mit Kraft!
Laß ihn übers Rund der Erde
Wiederfluten froh und frei,
Daß das Glauben Leben werde
Und die That Bekenntnis sei!

Flammend zeug er, was vereinigt
Einst der Boten Mund getönt,
Wie's, vom Zeitlichen gereinigt,
Sich dem Menschengeist versöhnt;
Zeug es, bis vor solcher Kunde
Jede Zweifelstimme schweigt
Und empor vom alten Grunde
Frei die neue Kirche steigt!

So huldigt er dem Christentum, als der Weltreligion der Wahrheit und der Liebe, und gewinnt für seine Dichtung die sittliche Grazie, die das Ethische und das Ästhetische niemals scheidet, weil beides aus gleichem Quell stammt; er sagt wiederum selbst:

Streb in Gott dein Sein zu schlichten,
Werde ganz, so wirst du stark;
All dein Handeln, Denken, Dichten
Quell aus einem Lebensmark.
Niemals magst du reinsten Mutes
Schönes bilden, Gutes thun,
Wenn dir Schönes nicht und Gutes
Auf demselben Grunde ruhn.

So ist es die Harmonie der Seele und des Inhalts, was sich bei Geibel in der Reinheit, dem Adel und Wohllaut der Form kundgiebt. Allerdings hat er vorwiegend Sinn und Liebe für die Poesie des Wortes; er freut sich, den Zauber der Sprache als solchen in ihrer Bildlichkeit und in ihrer Klangfülle zu entfalten und walten zu lassen; seine Diktion ist reich, blühend, schwungvoll, aber ein feiner Geschmack bewahrt sie vor Überladung, und die Innerlichkeit des bewegten Gemütes, die sich in ihr kundgiebt, ruft stets den entsprechenden Rhythmus, die bald anschwellende, bald absinkend dahinfließende, bald raschere, bald langsamere Bewegung im Accent und Maß der Worte hervor.

Die deutsche Natur läßt ihn beim Heimatlichen bleiben und von antiken oder ausländischen Versen nur solche nachbilden, die völlig bei uns eingebürgert sind, wie der Hexameter und Pentameter, der fünffüßige Trochäus, das Sonett; mehr versuchsweise greift er auch einmal zum Gasel, zu griechischen Odenmaßen. Seine Zeitmessung ist streng, aber ohne Pedanterie; der Vorgang Schlegels und Platens war nicht vergeblich für ihn. Er meidet es, seine Virtuosität in der Beherrschung der Sprache durch spielende Überwindung von Schwierigkeiten zu zeigen, wie das manchmal Rückert thut, und weiß wie Uhland und Heine das Volkstümliche in künstlerischer Vollendung erscheinen zu lassen. Wie alle echten Lyriker ist er Herr der Stimmung; die Seelenstimmung ergießt sich durch das Ganze des Gedichtes und bedingt die Wahl des Rhythmus und der Strophe, so daß im Tonfall der Worte, in der Vokalisierung, selbst im Klang der Reime dem Ohr eine innere Melodie vernehmlich wird; wie bei den echten Lyrikern formen sich die Gefühle in anschaulichen Bildern, und wiegen sich plastisch klare Gestalten auf den Tonwellen der Empfindung, und jene machen dem Auge einen ähnlichen Eindruck wie diese dem Ohr. In der Harmonie der bald stolzgewaltigen oder erhebenden, bald lieblichen und heiteren Bilder, Rhythmen und Klänge liegt der herzgewinnende Zauber der Kunstschönheit, des vollen mangellosen Seins.

Je mehr indes Geibel selber im Leben heranreifte, desto bedeutender ward auch der Gehalt seiner Dichtungen, desto deutlicher erkannte er selbst, daß dieser von entscheidender Wichtigkeit für Wert und Dauer derselben ist, und nun schrieb er selbst:

Der sei noch nicht des Lorbeers wert gehalten,
Zu dessen Wohllaut Ohr und Sinn sich neigen;
Dem Dichter sei der Blick des Sehers eigen,
Der fromm vertraut ist mit des Schicksals Walten.

Ihm muß im Kampf des Neuen sich und Alten
Durch alle Zeit des Lebens Werkstatt zeigen,
Aus Schuld und Sühnung muß sich ihm der Reigen
Der ew'gen Weltgesetze still entfalten.

Nur wenn er in sich trägt das Maß der Dinge,
Gebührt es ihm, daß er die Dinge schlichte,
Gelingt es ihm, daß er die Sphinx bezwinge.

Dann aber wird ihm alles zum Gedichte,
Denn alles wirkt und deutet mit im Ringe,
Und was er singt, ist wie die Weltgeschichte.

In Elegien des Greisenalters hat Geibel einen Rückblick auf sein Herkommen, seine Kindheit und Jugendbildung geworfen. Er hebt an:

Im Weinmonde des Jahrs, da man achtzehnhundertundfünfzehn
Schrieb und des Leipziger Siegs Feier zum andern beging,
Ward ich geboren zur Welt in mitternächtiger Stunde;
Klar durchs Fenstergewölb blickten die Sterne herein.
Froh des Gottesgeschenks empfing mich die liebende Mutter,
Und im stillen Gebet hielt mich der Vater empor,

Während die Glocke vom Turm zu St. Marien mit zwölffach
Dröhnendem Schlag den Beginn grüßte des festlichen Tags.

Er fährt fort, wie der strenggläubige, aber im Herzen milde, jeder Verketzerung abholde Vater stets ernst und ehrwürdig erschienen, während die Mutter, in deren Adern ein Tropfen leichten französischen Blutes floß, heiter und gesellig den Kindern Lieder sang, spielend mit ihnen scherzte und sie gern ins Freie führte, die Schönheit der Natur zu genießen. In einem früheren Gedichte zog Geibel noch ein anderes Element heran; sein Stammhaus stand am Main, bei Hanau, zu Wachenbuchen, bewohnt von Weinbauern, es trägt noch überm Thor auf seinem Schild die rote und weiße Lilie, das Familienwappen:

Erst meinen Vater trieb sein Stern
Zur Hansestadt im Norden,
Wo er im Weinberg dann des Herrn
Ein rüst'ger Winzer worden.

Wohl zog sein hoher Geist auch mich
Auf ernste Lebensbahnen,
Doch stets, wann's herbstet, rühret sich
In mir das Blut der Ahnen.

Und Ruh noch Rast nicht hat mein Sinn,
Bis ich im Kreis der Zecher
Geküßt die schönste Winzerin,
Geleert den vollsten Becher.

So glauben wir auch in seiner Poesie das Sangfreudige des Winzers neben dem Brustton des Predigers zu vernehmen, so steht das religiöse Gefühl neben der Lust der Liebe und des Weins, eines das andere mäßigend.

Auf dem Lübecker Gymnasium legte Geibel den Grund zu einer tüchtigen philologischen Bildung; es war die Zeit, wo noch nicht wie heute alles und jedes vorschriftlich geregelt war und alle über einen Kamm geschoren wurden; die Lehrer ließen die Talente sich regen, beschnitten nur die wilden Ranken und gewöhnten den flatternden Sinn an Festigkeit. Dabei erwachte der dichterische Trieb schon im Knaben. Er las die Volksmärchen in dem Buch der Brüder Grimm, Fouqué und Schiller, und im Alter gedenkt er des berauschenden Glückes:

Als im erregten Gemüt freiwillig die Reime sich fügten
Und der Gedanke von selbst rhythmisch zu fließen begann.
Nichts war Mühe dabei; nein, wie wohl abends der erste
Stern im dunkelen Blau plötzlich entzündet erglänzt,
Dann sich zu diesem ein zweiter gesellt und ein dritter hervorblitzt,
So in dämmernder Brust tauchten die Verse mir auf.

Er fand das Maß, ehe er die Regel gelernt. Er war auch später ein glücklicher Improvisator.

Im Frühjahr 1834 bezog der kaum Neunzehnjährige die Universität in Bonn. Hier stand er mit zwei Genossen im poetischen Verkehr, die bald andere Bahnen gingen, mit Karl Marx und Karl Grün. 1836 bis 1838 studierte er in Berlin. Im Verkehr mit Chamisso, mit Bettina v. Arnim und Franz Kugler entfaltete sich neben den philologischen Vorlesungen sein dichterisches Talent, die Erstlinge seiner Muse fanden Beifall und flogen in die Öffentlichkeit. Er sehnte sich nach Griechenland, und Bettina v. Arnim verschaffte ihm durch Savigny eine Hauslehrerstelle bei dem Fürsten Katakazis, dem russischen Gesandten in Athen. Zwei Jahre hat er dort gelebt; er hat es stets als eine glückliche Fügung des Schicksals anerkannt, daß er dort auf klassischem Boden unter dem lichten Himmel des Südens ohne verwirrende Einflüsse sich fortbilden konnte. 1840 nach der Heimkehr gab er seine Jugendgedichte heraus, anfangs in den drei Büchern: Lübeck und Bonn, Berlin, Athen; bald in zweiter Auflage vermehrt durch ein Buch: Escheberg und St. Goar. In dieser Gestalt sind sie fort und fort neugedruckt worden.

Lesen wir sie jetzt, so wird uns beides verständlich: wie sie sofort die Gunst des Publikums und namentlich der jungen Mädchen finden, aber von einer strengeren Kritik hart beurteilt werden konnten. Es waltet in ihnen ein ebenso inniges als keusches Empfinden, ein ebenso frommer als weltfreudiger Sinn, die Lust am Wandern und am Becherklang, der Liebe Glück und Leid, Hoffnung und Genuß der Gegenwart, alles anmutig, alles maßvoll, in mannig-

faltigen Tönen stets wohllautend. Aber es war die Zeit, wo das Junge Deutschland und die linke Seite des Hegeltums den Ton in der Tageslitteratur angaben und mit mehr verneinender Schärfe als aufbauender Organisationskraft so vieles in Leben, Staat, Glauben und Sitten Herkömmliche in Frage stellten, und da galt Geibels mild-konservative Denkart für allzu zahm, wenn nicht für reaktionär und furchtsam; man scherzte über den jungen Dichter, der selber so anständig bekannte, daß nimmer sein Mahl ein vergossener Becher entweihen, nimmer betroffenen Blicks bei seinem Gesang die Mädchen vor Scham erröten und das Auge senken sollten, dem Barbarossa im Kyffhäuser nicht mahnend zurufe, seinen Bann im Sturm des Volkskampf brechen zu helfen, sondern vielmehr zuflüstere: Wirke treu im befriedeten Kreise! Da wiesen die Litteraturkenner darauf hin, wie hier ein Lied von Heine, dort eine Ballade von Uhland nachklinge, wie hier Lord Byrons letzte Worte schwächer wiederholt und dort durch Freiligraths Vermittelung die blumenreichen Alexandriner Viktor Hugos versucht werden, und die sentimentale Klage der Nonne so gut wie die Trinklust des Landsknechtes in des Knaben Wunderhorn ihr Vorbild haben. Ja, Gutzkow meinte die Specialität Geibels darin zu finden, daß er Kirchengesänge ins Politische übersetze, wie einst die Reformationszeit umgekehrt Volkslieder ins Religiöse umgebildet. „Innsbruck, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen in fremde Land' hinein“, hatte der Handwerksbursch gesungen, nun hieß es in der Kirche: „O Welt, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen ins ewige Vaterland.“ Und in der That liest man bei Geibel:

Wachet auf! ruft euch die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne,
Wach auf, du weites deutsches Land!
Die ihr an der Donau hauset,
Und wo der Rhein durch Felsen brauset,
Und wo sich türmt der Düne Sand!
Habt Wacht am Heimatsherd,
In treuer Hand das Schwert,
Jede Stunde!
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit!
Der Tag des Kampfes ist nicht weit.

Hier hatte wirklich die Melodie den Dichter ergriffen, seine Gefühle und Gedanken in ihr auszusprechen, und so war es mit den schönsten Strophen Walthers von der Vogelweide und Gottfrieds von Straßburg oder der genannten neueren Dichter auch der Fall; ihre Weise tönte in seiner Seele fort, und wie von selbst formten sich seine Gemütsbewegungen in derselben. Sagt er doch selber:

Das ist die Kraft, Poet, dadurch der Geist,
Der wahrhaft schöpferische sich erweist,
Daß, kaum von seinem Flügelschlag berührt,
Dein eigner Geist den Drang des Schaffens spürt.

Er erschien als formgewandter Anempfinder, wo sein eigenes Gemüt in die bestehenden Formen sich ergoß, nur daß statt der Nibelungenstrophe oder des elegischen Distichons so viel individuellere Strophengebilde sich bei ihm nachgestalteten. Und dann: es waren die Erzeugnisse seiner dichterischen Lehr- und Übungsjahre, und in solchen hat man es auch einem Shakespeare nicht verargt, wenn er hier an Green, dort an Marlowe, hier an eine Komödie von Ariost, dort an eine von Plautus anknüpfte, und so sehen wir auch jetzt Geibels Bildungsgang in jenen Gedichten und weisen die, welche ihn einen Eklektiker nennen, auf jene Meisterwerke hin, welche die Eklektiker der Malerei in Rom geschaffen, auf die Aurora Guido Renis, auf die Wandgemälde der Caracci im Palast Farnese. So sagt er selbst:

Woher ich dies und das genommen?
Was geht's euch an, wenn es nur mein ward!
Fragt ihr, ist das Gewölb vollkommen,
Woher gebrochen jeder Stein ward?

Und wir begreifen es, daß die Studenten frisch mitsangen, wenn Geibel anhob:

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus;
Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

Und wie mochte eine aufblühende Mädchenseele hold bewegt werden bei den Versen:

Wo still ein Herz in Liebe glüht,
O rühret, rühret nicht daran!

Wenn's irgend auf dem Erdenrund
Ein unentweihtes Plätzchen giebt,
So ist's ein junges Menschenherz,
Das fromm zum erstenmale liebt.

Und wie mußten die Komponisten sich angeregt fühlen, die Musik zu Versen zu schreiben, die wie in einer sich selbst singenden Melodie dahinflossen:

O, komm zu mir, wann durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer!
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel übers Meer.

Die Krone des ersten Bandes aber bildet das Schlußgedicht, das berühmte Minnelied, in welchem das Gefühl zur Betrachtung, zum selbstbewußten Ausdruck sich erhebt, aber der Gedanke so innig von der Empfindung durchwärmt und in so lieblichen Bildern veranschaulicht wird, daß der Dichter mit Fug sagen darf: er trinke aus der Liebe Becher den süßen Wein der Unsterblichkeit.

Ins Vaterland heimgekehrt, hatte Geibel eine Zeit lang bei Freiherrn v. Malsburg in Escheberg, mit Freiligrath in St. Goar, bei Kerner in Weinsberg gelebt, dann Berlin und Dresden besucht und längeren Aufenthalt in Lübeck genommen; ein kleiner Ehrengehalt von Friedrich Wilhelm IV. erleichterte ihm das freie Poetenleben. Freiligrath fand in dem jüngeren Genossen „einen in Leben und Wissenschaft herangereiften, selbstbewußt in der Brandung der Zeit dastehenden Mann“. Und das Naturgefühl Geibels vertieft sich; er fühlt nun das Wehen und Walten des göttlichen Geistes in allen Dingen, sie werden ihm zu Sinnbildern des Ewigen und Unsichtbaren, dessen Segen er in ihnen spürt. Morgenländische und nordische Mythen bieten ihm prächtige Stoffe, und er weiß sie nun objektiv zu gestalten und den in ihnen selbst liegenden Empfindungsgehalt zum Ausdruck zu bringen. Aber ein Epos „Julian“ kam nur bis zum dritten Gesang; er ließ es Fragment, und wir bedauern es nicht: es ermangelt der fortschreitenden Erzählung, welche die Charaktere durch Handlungen entfaltet, Schilderung und Betrachtung überwiegen.

Geibel gab eine zweite Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Juniuslieder“ heraus, andeutend, daß auf den Blütenmai der Jugend nun der Sommer mit seiner Mannesarbeit und Reife komme. Auf dem Rhein erhebt er sein Glas zum Preis des deutschen Geistes, zum Wohl des ganzen Volkes, weiht den letzten Becher unserem Hoffen: „dem Wort ein fröhlich Auferstehn, dem freien Kampfe der Gedanken!“ Sein Vaterlandsgefühl wird durch die Schleswig-Holsteinsche Frage erregt. Er dichtet den Stammesgenossen das kräftige Protestlied: Wir wollen keine Dänen sein, wir wollen Deutsche bleiben! Er ruft mutig aus: Und wenn die Not nicht Eisen bricht, das Eisen bricht die Not! Ein Schrei nach Sühne für solche Schmach bricht aus seiner Brust hervor, jede Klage soll verstummen, jeder kleine Hader versiegelt sein, bis der Feind erfahren, daß wir keinen Stein aus unserer Burg brechen lassen. Er sieht die Zeit am Teppich der Geschichte ein Bild weben, und noch kann Deutschland wählen, ob es ein Gemälde der Schande oder der Ehre werden soll. Er beschwört die Muttersprache um ein wehrhaft Lied, schmetternd wie Kriegsposaunen, auf daß sie den Brüdern in Nordalbingien nicht verkümmert werde. Diese seine Sonette sind den besten der „geharnischten“ von Rückert vollkommen ebenbürtig, den meisten derselben überlegen. Er schließt:

O, hätt ich Drachenzähne statt der Lieder,
Daß, sät' ich sie auf diese dürre Küste,
Draus ein Geschlecht von Kriegern wachsen müßte,
Im Waffentanz zu rühren Eisenglieder!

Sie alle sollten Deutschlands Heerschild wieder
Erhöhn, unnahbar jedem Raubgelüste,
Und nimmer fragen nach des Kampfes Rüste,
Bis Hauch des Siegs umspielt ihr Helmgefieder.

Nun hab ich Worte nur; allein wie Saaten
Will ich sie streun in deutsche Seelen wacker,
Ob hier und dort mag eine Frucht geraten;

Doch soll draus aufgehn nicht ein Zorngeflacker,
Nein, ruhig ernst ein Mut zu großen Thaten;
Du aber, Herr, bereite selbst den Acker!

Es ist geschehen, nach mehr als zwanzig Jahren ist die Saat aufgegangen, als das Gebet des Dichters erhört war: O Schicksal, gieb uns einen, einen Mann!

Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter ungereimt Geplänkel
Vom Strand der Nordsee bis zum wald'gen Brenner?
Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den toll gewordnen Renner,
Mit eherner Faust beherrsch und ehernem Schenkel!

Den hat Geibel dann selbst mit einer schwungvollen Ode begrüßt, damals, als auf Bismarck ein Meuchelschuß zu Kissingen gefallen war; und stets ist Geibel treu zu dem eisernen Kanzler gestanden, wohl wissend, daß vor allem uns Einheit not thue. Damals aber in der gedrückten Zeit sang Geibel das herrliche Lied „Hoffnung“, das in tausend Herzen wiederhallte:

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden!

Drum still, und wie es frieren mag,
O Herz, gieb dich zufrieden:
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut:
Es muß doch Frühling werden!

Um Ostern 1848 hören wir den Dichter mit der Lerche jubeln:

Wach auf, das Alte ist vergangen!
Wach auf, du frohverjüngte Welt!

Doch schon im Herbst betet er: der Herr der Geschicke möge ihm den guten Glauben wahren, daß durch das Getriebe der Willkür hindurch die Liebe ihre Fäden nach ewigen Zielen lenke, daß auch im Leben der Völker die Wehen auf Gebären deuten, daß dem Willen Gottes selbst die Teufel dienen müssen, wie sie auch wähnen, nach eigener Lust zu thun. Er mahnt im Frühling 1849 sich selbst zur Geduld: die Sterne gehen ihre sichere Bahn, kein Stein wird fallen, der für den Bau des Gottesreiches notwendig ist, die Thränen der Völker wie der einzelnen sind gezählt und unverloren. Er fordert die Sangesgenossen auf: in freier Seele das Maß und die Gerechtigkeit zu tragen, Versöhnung zu predigen:

Nicht dürft ihr euch vor Thronen beugen,
Noch knieen, wo der Pöbel kniet;
Die ew'ge Wahrheit braucht den Zeugen,
Und Opferfeuer sei das Lied,
Daß, wenn dereinst nach Sturm und Fluten
Erscheint des Friedensbogens Tag,
Das Volk an euren reinen Gluten
Der Freiheit Fackel zünden mag!

Bauen und erbauen, nicht verwüsten und zerstören soll nach ihm der Dichter, das Bestehende gut deuten und organisch fortbilden. Er war einem Herwegh entgegengetreten, der aufgefordert hatte: die Kreuze aus der Erde zu reißen, die Throne zu stürzen. Er war vielfach als Reaktionär angesehen, während er doch seiner Fahne treu blieb, in Freiheit und Ordnung vereint die Principien unserer Gemeinschaft erkannte. So dichtete er 1850 die Terzinen „Mein Friedensschluß“. Er erzählt, wie es ihn geschmerzt, daß er zu keinem der kämpfenden Heere stehen konnte, weil er hier Wahnwitz und dort Verstocktheit walten sah; seiner Sehnsucht Bild war gekommen, aber wüst verzerrt. Da tröstete ihn ein Blick in die Weltgeschichte. Der Gedanke muß ringen und streiten, um Form zu gewinnen; die Sehnsucht der Vorzeit strebte nach Schönheit, aber sie türmte ungeheure Massen, sie versuchte sich in Zwittergestalten, bis in Griechenland das vollendete Götterbild geschaffen ward. So geht der Geist der Freiheit jetzt durch die Zeiten, die Massen wollen ihn verkörpern, aber bringen nur Götzen hervor, und schreiben ihre Satzung mit Blut; doch wie auch diese Mißformen zerbrechen, der Geist wirkt immer fort in reineren, klareren Zügen, bis die Freiheit als Ideal verwirklicht wird:

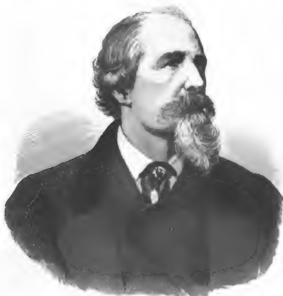
Die Stunde, da sie so entschwebt dem Staube,
Nicht träum ich noch mit Augen sie zu grüßen,
Doch auch verzweifeln läßt mich nicht mein Glaube.
Er giebt mir Kraft, zu stehn auf schwanken Füßen,
Den Spiegel jedem Zerrbild bald zu zeigen,
Und doch dem Kern zu huld'gen drin, dem süßen.
Und weil ich muß beim Kampf des Tages schweigen,
Den Larven schlagen, hab ich aufgerichtet
Dies Lied als Mal, daß ich der Freiheit eigen.
In ihrer Zukunft Sinn hab ich gedichtet.

Geibel, dessen Herz leicht entzündlich war, hatte von Glück und Leid der Liebe viel gesungen, als diese ihm voll und rein beseligend aufging. Er führte ein holdes Weib heim und zog von Lübeck 1852 in München ein, wohin König Max ihn zu-

erst von den Dichtern und Männern der Wissenschaft geladen, die der Universität neuen Schwung und Glanz, dem Leben vielfältig erfrischende Anregung boten. Mit Liebig kamen Pfeufer, Siebold, bald folgten Bischoff, Sybel, Windscheid, Riehl und der Verfasser dieses Aufsatzes als Lehrer an der Universität, und zu Geibel wurden Heyse, Schack und Bodenstedt gesellt; Dingelstedt war schon da und leitete das Theater. Dönniges stand als beratender Freund dem König zur Seite, eine geistvolle, frische Natur. Thiersch, Bluntschli, Pettenkofer, Fallmerayer, Steub, Kobell, May, Pocci, Förster, Melchior Meyr und andere boten den Neuberufenen gern die Hand. War der König in München, so pflegte er wöchentlich an einem Abend aus dem Kreise der Dichter und Gelehrten eine Tafelrunde zu laden, wo dann häufig ein von ihm gegebenes Thema besprochen oder oft auch der Unterhaltung freier Lauf gelassen war; den Schluß machten poetische Mitteilungen eigener oder von auswärtigen Poeten. Liebig und Geibel waren von zwei Seiten tonangebend. Geibel, der alles ernst, ja pathetisch nahm, kam manchmal in erregte Stimmung, aber der König, selbst wohlwollend, milde und bedächtig, hatte es gern, wenn die Geister aufeinander platzten. Bald war Geibel auch der Mittelpunkt einer Poetenschar, vornehmlich jüngerer Kräfte. Hermann Lingg war einigen Münchener Freunden, wie Pettenkofer, als großes Talent bekannt, aber er hatte den Weg in die Öffentlichkeit nicht finden können. Geibel bahnte ihm denselben, indem er aus dessen Gedichten, prüfend und sichtend, hier und da zur vollendeten Durchbildung und sorgsamen Feile mahnend und anleitend, eine Auswahl herausgab, und ich hatte die Freude, sofort einen Dichter im vollen Sinne des Wortes öffentlich zu begrüßen. Da bemerkte denn eines Tages jemand, daß Geibel und Lingg humoristische Verse von einem Krokodil gemacht, und während man uns auswärts die Münchener Idealisten taufte, nannten wir uns scherzend Krokodile. Auch die hielten jede Woche eine abendliche Zusammenkunft, und da teilte Geibel seine eigenen neuen Schöpfungen mit und war unermüdlich in dem Eifer, sich den jüngeren Genossen mit Rat und That bei ihrer Künstlerarbeit förderlich zu erweisen. Dahn, Hopfen, Grosse, Hertz, Lemcke, Scholz, Leuthold entfalteten hier ihre dichterischen Schwingen, auch Scheffel war einen Winter lang ein willkommener Gast. Wie Geibel selbst nach Platens Vorbild auf Strenge und Klarheit der Form hielt, am liebsten aber die vaterländische Weise nach Uhlands Art künstlerisch rein behandelte, so ließ er auch den Nachstrebenden nichts Fahrlässiges oder Holperiges durchgehen und forderte überall, es mit der Poesie ernst zu nehmen. Er selbst stand auf der Höhe seines Lebens und Dichtens; die historische wie die Gedankenlyrik pflegte er meisterhaft und brachte drei Dramen zum Abschluß und zur Aufführung. Ein Münchener Dichterbuch gab 1862 Zeugnis der gemeinsamen Thätigkeit; auch hier war die Strenge der Auswahl sein Verdienst.

Geibel hatte früh ein Drama „König Roderich“ geschrieben, das den Sturz der Gotenherrschaft durch die Mauren in Spanien schilderte; er hat es selber in die Sammlung seiner Werke nicht aufgenommen. Den lyrisch ansprechenden Text zur Oper „Loreley“ begann Felix Mendelssohn zu komponieren, ward aber durch frühen Tod von der Vollendung abberufen. Das Lustspiel „Meister Andrea“ brachte Geibel mit nach München; sein liebenswürdiger Humor erquickte uns bei der Vorlesung, bei der Aufführung fielen leider so viele poetische Schönheiten aus dem Munde der Schauspieler zu Boden, ohne den erwarteten Erfolg zu erzielen. Großartig aber war der Eindruck der „Brunhild“. Mit scharfem Kunstverstand hatte Geibel eingesehen, daß hier die zweite Hälfte des Nibelungenliedes durchaus episch ist, in ihrer epischen Herrlichkeit vom Dramatiker nicht erreicht werden kann, daß aber Brunhilds tragisches Geschick einen dramatischen Konflikt enthält, daß in ihr um sie der erste Teil unseres alten Nationalgedichtes kon-

zentriert werden kann. Daß der moderne Dichter nicht mit alten Göttern und Zauberbechern zu schalten hat, daß er uns die Reckengestalten ähnlich wie schon der Dichter des Mittelalters persönlich näher bringen und alles auf rein menschliche Motive zurückzuführen hat, das hat Geibel gleichfalls besser als Richard Wagner erkannt. Der Bau seiner Tragödie ist in der echt deutschen Weise, die nach Lessings und Schillers Vorgang die Mitte zwischen Shakespeare und den Griechen hält, wie ich das in meinem Buch „Die Poesie mit Grundzügen der vergleichenden Litteraturgeschichte" dargethan. Doch ist der in der Brautnacht spielende Vorgang ein Hemmnis für unser Theater, und der maßvoll milde Grundton in der Seele des Dichters ließ einiges Mißverhältnis empfinden zwischen den Hünengestalten des Epos, die einmal in unserer Vorstellung leben, und seinen Charakteren, wiewohl er den sonnig-heiteren Siegfried und den dämonisch-finsteren Hagen, die liebliche Chriemhild und die heroische Brunhild gut voneinander abhob. Auch die „Sophonisbe" zeigt einen ähnlichen Bau, ist dramatisch durch den inneren Konflikt in ihrer Seele, wo die Bewunderung für Scipio zur Liebe wird und doch das Vaterland sich gegen Rom waffnen soll; das afrikanische Kolorit wie das römische ist gut und ohne antiquarische Aufdringlichkeit gehalten. Geibel hat mit Recht um dieser Werke willen den Schillerpreis erhalten, wenn er auch als Dramatiker nicht die gleiche Höhe wie als Lyriker erreicht.



Emanuel Geibel.

Als solcher ließ Geibel in München „Neue Gedichte" und „Gedichte und Gedenkblätter" erscheinen. Schon Schiller hatte im „Siegesfest", in der „Kassandra" die Bahn der historischen Lyrik eröffnet, welche sich in die Stimmung einer Zeit, eines Ereignisses, einer Persönlichkeit versetzt und diese dichterisch ausspricht. Lingg brach hier seinen Lorbeer; Geibel trat wetteifernd in die Schranken. Die Ener-

gie der Seelenmalerei auch bei erschütternden Gemütskämpfen in seinem Judas Ischariot, seinem sterbenden Tiberius, die prachtvolle Schilderung der Blüte Athens aus dem Munde seines Perikles, die wehmütige Darstellung des Epigonentums in den Bekenntnissen vom Bildhauer Hadrians, Herakles auf dem Öta — sie alle entfalten ein bewegtes Gemütsleben in melodisch dem Sinn sich anschmiegenden verschiedenen Tonweisen; sie entfalten den innersten Lebenskern der Gestalten, und aus der Darstellung des Individuellen entspringt ein allgemeingültiger Gehalt. Wir gedenken Judas Ischariots. Es ist die Stunde vor dem Verrat. Judas hat in Jesus den Messias erkannt. Er ist es! Nicht sowohl seine Wunder sind es:

Wenn er mich anblickt, wenn aus seinem Auge
Der stille Glanz der Ewigkeit mich trifft,
Wenn ich ihn reden höre und sein Wort
Voll schlichter Klarheit, jedem Kind verständlich
Und tief doch wie des Himmels tiefster Abgrund,
Die Festen meines Wesens schüttern macht
Fast wie Posaunenschall —

Das ist's, woran man spürt: er ist der Eine, der Verheißene. Aber anders, als Judas es sich gedacht. Einer der Eiferer für die Errettung seines Volkes aus der Gewalt der Römer, hatte er selber davon geträumt, daß er die Genossen aufbiete zum Kampf, um das Gottesreich herzustellen; sein Leben war ein Sehnen und Harren, das Gegenwärtige dünkte ihm nur Morgendämmerung einer großen Zukunft; da traf ihn die Kunde, der Heiland sei da, und halb voll Hoffnung, halb voll Furcht — er hatte es ja selbst zu werden geträumt — ging er zum Jordan. Da sah er statt des Schwertträgers den Friedensverkündiger und war doch von seiner unergründlichen Liebesmacht so gefesselt, daß er ihm folgte. Und es ward Ruhe und Stille in seinem gärenden Gemüt. Doch nicht auf lange. Auf Bergeshöhe zeigte er Jesus das geknechtete Land und forderte ihn auf, als Befreier den Thron zu besteigen, und mußte das Schreckenswort hören: Hinweg, Versucher! Kommst du noch einmal! Seitdem ist ihm Jesus entfremdet, aber ein Gedanke beherrscht ihn, seit derselbe zuerst aus dem Dunkel in ihm aufgeblitzt, und

Heißt durch ein unerhörtes Wagnis mich
Das angefangne Werk nach meinem Sinn
Ins Gleis zu rücken oder, fügt sich's nicht,
Es zu zerbrechen und auf seinen Trümmern
Erhobnen Haupts den eignen Weg zu gehn.
Woher dies Trachten stammt, wohin's mich führt,
Kaum mag ich's fragen. Ist's ein ewig Schicksal,
Das mich dahinreißt? Ist's ein Teil des Fluchs,
Den Adam fallend seinem Stamm vererbt?
Ist es der Sinn, wodurch der Engel reinster
Von seiner Stirn das Diadem verlor
Und Satan ward? Ich weiß es nicht zu nennen,
Noch auch zu bänd'gen. Geh's denn seinen Gang!

Der Bildhauer Hadrians sieht sich als Herr der Formen, die ihm überliefert sind, aber klagt, daß diese Zeit kein großer Puls bewegt, das Rätsel des Lebens in Schönheit allverständlich zu lösen; das Schöne ist dagewesen, und nachgeahmt ist, was uns glückt. So gäbe er alle seine Jahre um einen Tag des Phidias, den sein eigener Glaube zur Urgestalt emporgetragen. So wird auch eine neue Kunst erst werden, wenn ein neuer Gott auf Erden erscheint und seine Priesterin beruft. Und diese neue Offenbarung Gottes in Christus ist die „Sehnsucht des Weltweisen“:

Dann wird der Baum der Menschheit grünen,
Dann werden ihren alten Zwist
Der Himmel und die Erde sühnen
Durch den, der beider teilhaft ist.
Ein sanftes Leuchten wird durchdringen
Des Schicksals unverstandne Pein,
Das Leben wird den Tod verschlingen
Und ein Gesetz der Liebe sein.

Der Priester aber hat heute zu klagen, wie, vom Schein bethört, so viele das Kleid für das Wesen nehmen und andere wieder ihre Freiheit in der Abwendung von der Satzung suchen; doch alle nach Freiheit Schmachtenden meinen den Heiland, ohne es zu wissen:

Zeuch, o Herr, die durst'gen Seelen,
Die in dunkler Trostbegier
Im Vergänglichen sich quälen,
Zeuch sie liebend all zu dir!

Nun fand auch Geibels Liebeslyrik ihre abschließende Vollendung. In den Tagebuchblättern „Ada“ ist die Liebe nicht Spiel, nicht Sehnen, sondern Wahrheit und Beseligung, ein so flüchtiges und

doch unvergängliches Glück. Beim Anblick der aufblühenden Jungfrau war es dem gereiften Manne so wundersam im Gemüt wie bei der ersten Liebe der Jugend, und bald konnte er zur Geliebten sagen:

Schlage nicht die feuchten Augen
Bang erglühend niederwärts,
Weine nur, wenn ich dich küsse,
Weine nur, geliebtes Herz.
Junges, süßes Leben schauert
In dem tiefen Seelenlaut;
Wein' und küsse nur: die Rosen
Sind am schönsten, wenn es taut.

„Sei du mein liebes Schweigen, und ich will sein dein Lied!“

In deines Herzens lautrem Grunde
Erschließt sich mir die reichste Welt;
Hinunter lausch ich Stund um Stunde
Wie in ein wehend Lilienfeld.

Du willst nur lieben, glauben, ahnen;
Und doch mit diesem stillen Sinn
Auf des Gedankens kühnsten Bahnen
Wie fest und sicher wallst du hin!

Oft staun ich, wie dein klar Gemüte
Der Dinge tiefste Tiefen mißt,
Und bleibst doch ganz ein Kind an Güte,
Und ahnst es nie, wie reich du bist!

Sein Herz jauchzt in den jungen Frühling hinein; unter den Blütenbäumen wandelt sein Weib mit dem Kind an der Brust! Aber bald lag seine weiße Rose, die nie einen Dorn für ihn hatte, auf dem Totenbette:

Wachst du noch einmal auf zum Schmerz
Aus dumpfem Schlaf, zerdrücktes Herz?
Was schlägst du noch? O Gott, sie haben
Mein Weib und all mein Glück begraben.

In den „Gedichten und Gedenkblättern“, die Geibel 1864 als einen vierten Band seiner Lyrika folgen ließ, klingt die Trauer um die Geliebte in rührenden Accorden fort; auch in dem rein ästhetischen Sinne, daß die Rührung nicht bloß aus dem Mitgefühl mit dem Leide, sondern aus der Weihe des Schönen quillt, in welcher alle Gegensätze sich lösen, aus dem Blick in der Tiefe einer edlen Menschenseele, aus der trostreichen Einsicht in die Ewigkeit echter Liebe. Die Frühverklärte erscheint ihm überall, und in der Einsamkeit fließt es wie sanfter Mondenschein in sein Leben, und die Ahnung durchschauert ihn, daß die Geliebte auch seiner gedenkt:

Schön wie die Lilie war sie und hold, voll kindlicher Unschuld,
Ach, und blühte mir nur kurz, wie die Lilien blühn!
Will stets wieder getäuscht mir das Herz an den Menschen verzagen,
Denk ich dein, und beschämt glaub ich und hoff ich aufs neu.

Andere Gedenkblätter sind der Totenfeier von Schiller und Uhland gewidmet, voll tönenden Schwungs und echten Gefühls. Ihnen reihen Oden in antiken Maßen sich an. Er fragt: Soll der Pfad zuwachsen, den Klopstock gebahnt, den Hölderlin griechischer Schönheit selig, den feierlichen Schrittes Platen gewandelt?

Schön im Reim hinströmt das Gefühl, die Tonkunst
Freut sich sein, ihn wählt die beglückte Liebe,
Die im sanft antwortenden Hall ihr eignes
Liebliches Bild ahnt;
Doch der inhaltschwere Gedanke wiegt sich
Gern, der Ernst tiefsinniger Weltbetrachtung
Auf der lang ausrollenden tongeschwellten
Woge des Rhythmus.

So giebt er uns in diesen altertümlichen Formen große Naturbilder und knüpft an sie die Betrachtung der menschlichen Dinge, wenn er den Einfluß erwägt, den stets die Heimat durch die ersten Eindrücke auf das Kindergemüt auch noch auf den Mann ausübt, oder wenn die Freunde in den Schauern des Buchenhains am Ugleysee von den verschollenen Reichskleinodien reden. Vor dem Frieden der Natur hält nichts Unlauteres stand, und angesichts ihrer Ordnung glänzt wie die feurige Schrift am Nachtmahlskelch des Grals der göttliche Wille in unserem Gewissen auf. Oder der Dichter hält am 18. Oktober dem deutschen Volk das Geschick von Hellas zur Mahnung vor. Er segnet die Stunde, wo der Gedanke des ewigen Weltfortschritts wie Sternenglanz in seiner Seele aufgegangen und er im Trümmerfall die Quadern des Neubaues erkannt; er leidet im Kampf der Zeit, er zweifelt, ob Tag, ob Nacht der Dämmerung folge, aber er trägt auch das Schwere geduldig in Hoffnung.

Im Frühjahr 1864 starb König Max. Der Dichter wandelt am Ostersamstag am Isarufer, das Bild des Fürsten steht vor ihm, der so vertraut und freundlich

unter dem Volk einhergegangen, milden Blickes und doch würdevoll, der Friedensfürst:

Der stille Überwinder, der sich selbst
Besiegt, um seinem Volk genug zu thun,
Und jeder Willkür, jeder Leidenschaft
Die Zügel des Gewissens angelegt.

Dem Dichter hat er gewährt, was dessen Herz begehrte: sorglose Freiheit und ein freundlich Ohr für seine Lieder. Er fährt fort:

Und jener trauten Stunden dacht ich dann
Im hohen, bilderdunklen Teppichsaal,
Wo er mit ernsten Männern im Gespräch
Das stillgeschäft'ge Walten der Natur,
Der Vorzeit Bücher sich enträtseln ließ;
Denn eine nimmermüde Sehnsucht zog
Ihn zu des Lebens Tiefen. Nicht begnügt
Mit der Erscheinung sucht' er ihr Gesetz,
Und jede neuerkannte Wahrheit gab
Ihm eine Stufe, die er sich erkämpft.
Und oft, wenn vor dem wissensdurst'gen Geist
Ein Strahl ihm aufging jener Gotteskraft,
Der ewig einen, die im leichten Blühn
Der Pflanze wie im Auf- und Niedergang
Der Völker und der Zeiten sich enthüllt,
Da flog ein Leuchten über seine Stirn,
Und höher schlug sein Herz, als wär er selbst
Der Weisheit Jünger, nicht ihr Vogt und Hirt.

Geibel litt seit Jahren schon in München an einer Darmverengung, und seit lange geht kein Morgen ihm schmerzenlos vorüber; er klagt in seiner Poesie kaum davon; er wie zwei Münchener Freunde, Melchior Meyr und Adolf Zeising, haben schwere physische Leiden mit religiösem Sinn ertragen und sich nicht so pessimistisch verbittern lassen wie manche Zuschauer, die sich's selber wohl sein lassen und doch das Mißbehagen und die Friedlosigkeit ihres Materialismus spüren. So ging Geibel nach dem Tode von König Max nach Lübeck, der Vaterstadt, die ihm stets teuer geblieben, deren er so gern in seinen Gedichten gedenkt; er fühlte dort sich wohler. Nach 1866 entsagte er dem königlich bayerischen Ehrengehalt, den ihm der spätere Kaiser Wilhelm reichlich ersetzte, und blieb im Norden. Er selbst sandte von dort „Spätherbstblätter“ in die Welt, die kein Ermatten der poetischen Kraft, wohl aber die Hinwendung zu sinniger Beschaulichkeit bekunden. In Elegien läßt er die Vergangenheit vorüberziehen. Er wetteifert in einem dramatisierten Sprichwort: „Echtes Gold bewährt im Feuer“ mit Feuillet, er faßt seine Gedanken und Erfahrungen über das Drama einsichtsvoll und lebendig zusammen und schreibt einen Brief in Hexametern darüber wie Horaz in der ars poetica. Er bietet eine Fülle köstlicher Epigramme, bald in Reimen, bald in der klassischen Form des Distichons, und wenn wir es bedauern mochten, daß er niemals in Prosa über Poesie und Poeten schreiben mochte — seine Urteile über Meister und Werke alter und neuer Zeit hat er uns hier dargeboten. Auf dem Krankenlager gedenkt er der Gattin, der Jugend in Wehmut, aber er schließt mit hellem Accord:

Doch plötzlich rauscht
Der Pforte Vorhang; leise mit der Kerze tritt
Mein Kind herein, ein lieblich Bild der Gegenwart.
Und wie es langsam, mit beschwingter Hand, mir nun
Die Kissen ordnet und sich zärtlich an mich schmiegt,
Da weicht der Schatten, der mein bangend Herz beschlich,
Und dankbar fühl ich, ausgesöhnt mit meinem Los,
Wie reich ich noch gesegnet bin, und lebe gern.

Oder er singt ein andermal:

Im Spätherbstlaube steht mein Leben,
Zu Ende ging das frohe Spiel,
Die Sonn' erblaßt, die Nebel weben,
Und bald, ich fühl's, bin ich am Ziel.

Doch nicht in klagenden Accorden
Hinsterben soll mein Harfenschlag.
Zwei Freuden sind mir noch geworden,
Drum ich beglückt mich preisen mag:

Ich sah mit Augen noch die Siege
Des deutschen Volks und sah das Reich,
Und legt' auf eines Enkels Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig.

Dieser bestand in dem Beifall der Nation, der nun seine „Heroldsstimmen“ begrüßte, als er die politischen und patriotischen Gedichte gesammelt herausgab, welche er von seiner Studentenzeit bis zur Friedensfeier 1871 geschrieben. Hier sah man, wie er stets erhofft und erstrebt, was nun erreicht war, und erreicht war, wie er es gewollt, nicht durch Umsturz und blutige Gewalt von unten, sondern unter der Leitung genialer Helden und im Bunde der Fürsten und des Volkes, errungen auf den Schlachtfeldern draußen und begründet in freundlicher Einigung daheim. Und

er darf sich sagen: Ich bin dabei gewesen, ich habe redlich mitgethan!

Geibels eigenem dichterischen Schaffen ging eine dankenswerte Übersetzerthätigkeit zur Seite. Schon 1840 gab er mit Ernst Curtius „Klassische Studien“ heraus, in welchen er glücklich begann, griechische Weisen uns anzueignen. Die Malsburgische Bibliothek im hessischen Schloß Escheberg gab ihm Anlaß, sich mit der spanischen Lyrik vertraut zu machen; seinen „Volksliedern und Romanzen der Spanier“ (1843) folgte im Verein mit Paul Heyse 1848 das „Spanische Liederbuch“, und 1860 gab er gemeinsam mit Schack einen „Romanzero der Spanier und Portugiesen“ heraus. Er hat das Verdienst, umfangreich und planmäßig nach den Quellen mit treuer Nachbildung von Rhythmus, Assonanz und Reim die originale Blüte spanischer Lyrik uns vermittelt zu haben. Wie Schack ihn noch einmal nach Spanien gelockt, so that es Leuthold in Bezug auf Frankreich. Auch zu den „Fünf Büchern französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis zur Gegenwart“ (1862) hat Geibel vieles beigesteuert, vieles mit dem jüngeren Genossen durchgearbeitet. In Lübeck dann nahm er die Griechen und Lateiner wieder vor und gesellte Oden und Satiren von Horaz und Elegien von Properz und den anderen Triumvirn Amors die Perlen griechischer Lyrik, wie sie in der Anthologie und in reizenden Fragmenten uns überliefert sind. Namentlich bei diesen ist es ihm prächtig gelungen, den eigentümlich poetischen Hauch erquicklich zu bewahren. Geibel versteht eben zu unterscheiden, was in einem Werke Baustein und Mörtel ist, und während er jenen treu bewahrt, gewährt er bei diesem sich Freiheit; er empfindet, wie bald direkte, bald bildliche und metaphorische Ausdrücke auf das nationale Gefühl wirken, und versteht danach bald die unmittelbare Übertragung, bald ein Äquivalent zu wählen, um auf uns im Deutschen den Eindruck zu machen, der dem Original in seiner Sprache eignet. Sein anschmiegsames Talent feiert hier einen Triumph, er wetteifert mit A. W. Schlegel. Und gleich diesem und Platen hat auch er auf die poetische Technik, auf die Reinheit der Form und den Wohllaut der Sprache bei dem nachwachsenden Geschlecht bildenden Einfluß gewonnen.

„Spielmanns Heimkehr“, gedichtet, als Geibel sich wieder nach Lübeck zurückwandte, dürfen wir als ein Symbol seines Lebens und Wirkens nehmen. Als die Rose blühte, die Nachtigall sang, ist er hinausgezogen, hat die Adler den Olymp umkreisen gesehen, aus dem grünen Rhein getrunken, auf den Gräbern der Hünen gesessen und am Fuße der Alpen gesungen; er hat den Mädchen zum Reigen gespielt und mit Trompetengeschmetter die Krieger in die Schlacht zum Sieg begleiter. Er fährt fort:

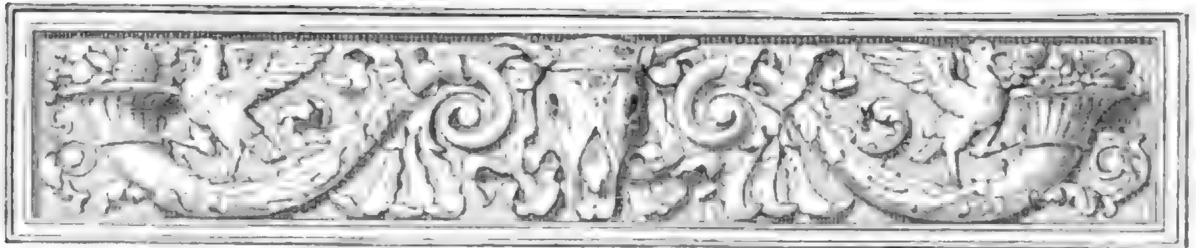
Ihr Pfleger des Geistes, mit sinnender Stirn,
Gott grüß euch, und reicht mir die Hand!
Von der Schöpfung geheiligtem Ringe,
Von dem Wandel der irdischen Dinge
Hab ich manches geschaut und erkannt.

Ich wende die Augen um und um:
Wer ist, der den Alten noch kennt?
Da dunkelt's am himmlischen Bogen,
Und es kommen die Sterne gezogen,
Und die Sterne sind treu bis ans End!

Die Sterne, Sinnbilder der ewigen Ideen; das Dreigestirn des Guten, Wahren, Schönen!

* *
*

Während dieser Aufsatz in der Druckerei lag, kam die Trauerkunde, daß Emanuel Geibel am Palmsonntag, den 6. April 1884, gestorben sei. Die Glocken von St. Marien zu Lübeck, die ihn beim Eintritt in das irdische Leben begrüßt, gaben ihm auch das Grabgeläute. Seine Vaterstadt ehrte sich selbst durch eine würdige Totenfeier ihres edlen Sohnes. Mein offenes ehrliches Freundeswort, das ihm ein Zeichen treuer Erinnerung an schöne gemeinsame Tage dichterischer und wissenschaftlicher Arbeit sein sollte, ist nun zum Nachruf geworden.



In Andalusien.

Von
G. v. Beaulieu.

II.

Ich ging in Sevilla mit dem Vorsatze aus, einmal einen ganzen Tag nicht die Kathedrale und womöglich keine Kirche zu besuchen, sondern nur profanes heutiges Straßenleben anzusehen.

Mein Begleiter, ein spanischer Jurist, lachte mich ob dieses Vorhabens aus.

„Wenn Sie die Universität sehen, werden Sie zuerst in die Kapelle gehen," sagte er, „und wenn Sie eine Kirche mit irgend etwas Maurischem daran, einem Portal, einem Minaret, einem Dachornament, erblicken, bleiben Sie ja doch wie angewurzelt davor stehen, als wollten Sie es gleich mit den Augen photographieren. Ich traue Ihnen nicht, und wenn ich es auch thäte, man kann in Sevilla nichts besehen, ohne an ein paar Kirchen vorbeizukommen."

Wir gingen währenddessen durch die Calle de las Sierpes. Es war die Stunde vor dem Diner, die Stunde des Absynths auf den Pariser Boulevards, die Stunde des Plauderns, des Flanierens, der Klub-Rendezvous in Andalusien. Jede spanische Stadt besitzt großartige Klubgebäude, selbst die kleinen Orte. In Sevilla giebt es deren fünf bis sechs: den Klub der Militärs, den der Kaufleute und so weiter. Alle sind glänzend eingerichtet, und die Mitglieder finden dort jede erdenkliche Annehmlichkeit — Bibliothek, Lese-, Rauch-, Spiel-, Musikzimmer. Durch die Spiegelscheiben des Erdgeschosses sah ich in die eleganten Patios der Kasinos an der Calle de las Sierpes. Vor den Fenstern saßen rauchend und plaudernd die Herren an kleinen Tischen und musterten unbarmherzig die Vorübergehenden. Ich fragte Don Alfonso, meinen Begleiter, ob er Mitglied eines der Klubs sei. Er verneinte:

„Seit ich einmal eine große Summe dort verloren, bin ich ausgetreten. Es wird zu hoch in den Klubs gespielt, und die Versuchung ist dann groß, sich zu beteiligen; auch geht es nicht gut, sich auszuschließen. Sie fanden neulich den Aufenthalt so beneidenswert; sehen Sie, das ist die Schattenseite dieser Circulos; so angenehm sie auch sind, es hat sich schon mancher dort ruiniert und sein Vermögen verloren."

„Im Hazard?"

„Natürlich! Das ist das nervenerregendste, daher beliebteste Spiel. Selbstverständlich fehlt auch Domino, unser übliches Kaffeevergnügen, und andere unschuldige Spiele nicht. Nehmen Sie eine Nelke?"

Ein Blumenmädchen hatte uns von ihrem Vorrat angeboten. „Cuanto, chica?" (Wieviel, Kleine?) fragte ich. „Un perro chico." — „Und diese?" „Un perro grande." *

* Wörtlich übersetzt: Ein großer Hund.

Sie wollte keinen Scherz machen, es war kein großer und kein kleiner Hund, den sie für die Blume verlangte. Obige Ausdrücke sind die alten und volkstümlichen Bezeichnungen für Kupfermünzen, die unseren Zehn- respektive Fünfpfennigstücken entsprechen.

In einem Lande, welches von Blumen strotzt, und im Monat Mai ist das nicht wenig, allein die Nelke ist die teuerste, weil begehrteste Blüte. Auch sind die clavellos sehr groß, von dem vierfachen Umfange der unseren und rosenähnlich gefiedert. Rosen werden nicht so geschätzt und bezahlt wie die Nelken, die spanischen Blumen par excellence.

Rechts und links in den Straßen stehen fast alle zwanzig Schritte Verkäufer oder Verkäuferinnen mit Blumen; sie wechseln mit Händlern von Zeitungen und denen der Fosforos ab. Letztere sind Wachsstreichlichter, denn in dem waldarmen Lande ist das Holz sehr teuer.

„Wollen wir einmal im Zickzack durch Sevilla gehen? Ich weiß, Sie lieben es," sagte Don Alfonso.

„Ja, Sie kennen meine Schwäche. Ich überlasse mich gern dem Zufall, gehe gern ohne Zweck und Ziel, mache Entdeckungen und verweile just, wo es mir gefällt."

„Nun, es wird ein buntes Programm werden; aber Sie sind gut zu Fuß, gehen wir."

Dieses letztere vamos! (gehen wir!) ist ein Lieblingswort der Spanier. Sie sagen es auch, ohne zu gehen, begnügen sich mit dem energisch stolzen Klange und — bleiben.

Aber diesmal gingen wir. War es, um mich zu necken, daß mich mein andalusischer Begleiter (es sitzt allen Kindern dieses Landes der Schalk im Nacken) zuerst nach der Universität führte? Denn die Hauptsehenswürdigkeit ist hier außer dem Patio die Kapelle. Das Gebäude der Universität ist nach Zeichnungen des spanischen Architekten der Renaissance Herrera, dem Erbauer des Escorial, im sechzehnten Jahrhundert errichtet. Es war früher ein Jesuitenkloster; als Karl III. den Orden auswies, wurde es akademische Hochschule. Man erkennt seine ursprüngliche Bestimmung noch an den schönen Klosterhöfen und dem Garten, in dessen Mitte sich andalusische Vegetation üppig entfaltet.

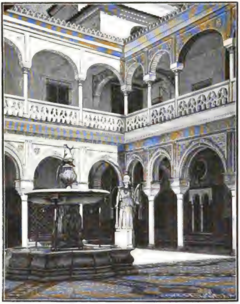
In der Kapelle hatten wir eine Begegnung mit einer deutschen Dame, einer rotbackigen, wohlgenährten, die eine ergötzliche Unterhaltung mit dem Pedell führte. Er verstand nur Spanisch, sie nur ihre Sprache und einige italienische Brocken. Rechts und links vom Hauptaltar befinden sich zwei berühmte holzgeschnitzte lebensgroße Heiligenstatuen von Alonso Cano, dem Meister dieser Kunst. Der Pedell deutete auf sie: „San Juan Evangelista y San Juan Bautiste, hecho de madera."

„Si," sagte sie eifrig, „Madeira ist ein sehr guter Wein, aber in Spagna anche buon vino, buonissimo, forte."

Er nickte erstaunt, er konnte diese Wahrheit nicht leugnen, war aber verwundert, daß die Fremde hier in der Kirche plötzlich auf die Vorzüglichkeit des spanischen Weines zu sprechen komme. So verfolgten sie zu unserem Ergötzen jeder seinen Gedankengang, er die Heiligen Canos, sie den feurigen Wein der portugiesischen Insel, und ob sie sich je verständigt haben, weiß ich nicht, da wir lachend weitergingen. Übrigens verdankt Madeira, die Insel, dem Worte madera (portug. madeira) ihre Bezeichnung. Als die Portugiesen sie in Besitz nahmen, war sie reich bewaldet, und man gab ihr daher diesen Namen. Das Mißverständnis war mir wieder ein Beweis, wie die Deutschen den spanischen Wein lieben. Sie denken bei allem Spanischen zuerst an den Wein, dann an Banditen und Stiergefechte; wenn sie gebildet sind, so nebenher noch an Don Quichotte und die Alhambra; wenn sie Herren sind, an die kleinen Füße und großen Augen der Andalusierinnen. Daß ein fleißiges, liebenswürdiges, interessantes Volk noch in dem Lande des Weines und des Korkes, der Orangen

und der Knackmandeln wohnt, beachtet eigentlich niemand. Dem Weine wird dafür um so mehr Ehre angethan. Wir würdigen ihn durchaus, mehr als die Spanier selbst, die sehr nüchtern und mäßig sind und sich den guten Stoff meist mit Wasser verdünnen; verderben, würden wir sagen.

Ich hatte selbst Gelegenheit, mir die



„Haus des Pilatus" in Sevilla.

Früchte und Erzeugnisse des Landes anzusehen, denn wir waren auf den Mercado gelangt. Der Markt von Sevilla befindet sich in großen Hallen aus Glas und Eisen. Orangen und Citronen lagern trotz der späten Jahreszeit noch in Haufen aufgeschichtet, dazwischen begannen Erdbeeren und Kirschen sich zu zeigen. Von Gemüsen werden sehr viel Artischocken, Bohnen, Garbanzos genossen. Ohne letztere, eine große Sorte gelber getrockneter Erbsen, verläuft keine spanische Comida. Auch Salat wird in Masse verbraucht, da er nach der hier üblichen Anschauung das Blut kühlen und reinigen soll. Spargel läßt man wie in Italien in die Saat schießen und verspeist dann nur die grünen Spitzen. Auch Fische in allen möglichen Bereitungsweisen: gekocht, in Öl gebacken, als Pastetenfüllsel, sauer, fehlen bei keinem Mittagessen, und Fische aus dem Guadalquivir lagerten hier in Masse und verbreiteten keinen angenehmen Duft.

Wir gingen daher bald weiter, kamen durch enge, gewundene Straßen über kleine baumbestandene Plätze. Grün wuchs auf den niedrigen Dächern der Häuser, oft auch ein blühender Strauch, nickende Nelken und Rosen. Dazu der tiefblaue Himmel, ein zierlicher Balkon mit einem hübschen schwarzäugigen Mädchen; das sind Bilder, wie sie ein Maler ersehnt.

„Hören Sie," begann ich da plötzlich, „ich möchte den Corral del Conde sehen."

Der Corral del Conde in der Calle de Santiago ist der Sammelplatz spanischer Wäscherinnen; hier mußte es pittoreske Scenen geben. Wir schreiten wieder im Zickzack durch Straßen und Gassen, kommen auf eine große gepflasterte Plaza, die mit Bänken und Bäumen besetzt ist. Wir treten durch ein offenstehendes Thor auf einen weiten, ebenfalls gepflasterten Platz, niedrige Häuser umschließen ihn von drei Seiten. Ihr oberes, von Holz errichtetes Geschoß ist von einer Galerie, nach Art der Schweizerhäuser, umgeben. Sie bildet den Trockenplatz der Wäscherinnen, bunte Stücke, rote, weiße, gelbe, blaue flattern dort. In der Mitte des Platzes steht ein großes steinum-

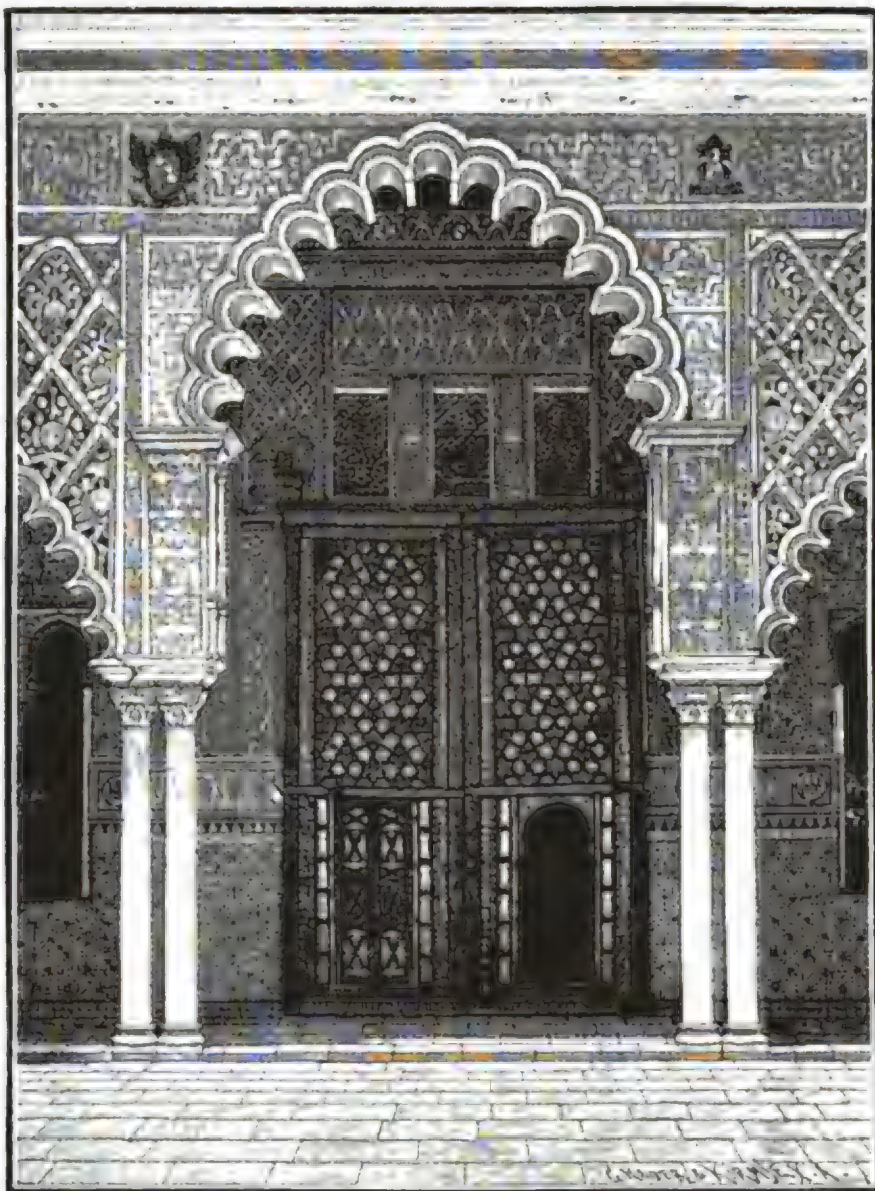
Digitized by Google

mauertes Bassin, an seinem Rande unter den Akazien, die den Brunnen beschatten, lachen, scherzen, schwatzen, arbeiten wohl hundert lavanderas zu gleicher Zeit. Ich setze „arbeiten“ nicht ohne Absicht zuletzt, denn wenn man sie von ferne sieht, glaubt man nur eine muntere Plaudergesellschaft zu erblicken. Allein tritt man näher, so erkennt man, daß jedes der Weiber am Rande des Bassins auf schrägstehendem geripptem Brette einen Gegenstand mit flachen Steinen, Bürste und Seife reibt, bald eine Mannshose, bald ein Laken, bald eine Schürze.

„Buenas dias, Señoras,“ sagten wir höflich beim Nähertreten. Die Wäscherinnen Sevillas sind wie die anderer Orte durch ihre Mundfertigkeit bekannt, und der neugierige Fremde kann da manches scharfe Witzwort, manchen derben Scherz zu hören bekommen. Allein man behandelte uns glimpflich, ja die Weiber trällerten ihre lustigsten Lieder, und die umherlaufenden Kinder und Hunde ließen uns unbelästigt. Ich gewann den Mut, eine Bemerkung vom Platze zu machen. Wie es komme, daß man die Wäsche kalt behandele, das sei doch viel schwieriger als mit heißem Wasser. „Dazu ist die Soda,“ erwiderte mir eine robuste Nymphe; „hier in dem Bassin ist Soda aufgelöst, die treibt den Schmutz fort.“

Auch auf dem Hofe hingen Stücke zum Trocknen; wir schlugen sie sorglich beiseite, als wir den Ausgang suchten.

„Glauben Sie wohl, daß hier Hunderte von Familien oder besser Parteien wohnen? Jede Wäscherin hat ihren Prinz-Gemahl, ihre Kinder bei sich; jede wohnt in einer Stube dieser Baracken.“ (Don Alfonso deutete auf die Galeriehäuser.) „Der Corral del Conde hat mehr Bewohner, als man denkt. Und nun wollen wir wieder etwas aristokratisch werden; gehen wir zum Hause des Pilatus.“



Großer Patio im Alcazar von Sevilla.

Wir waren bald an Ort und Stelle. Das Haus des Pilatus soll eine Nachahmung des Palastes von Pontius Pilatus in Jerusalem sein. Es wurde 1533 von Enriquez de Ribera erbaut, als er eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe vollendet hatte. Jedenfalls ist es eines der sehenswertesten Gebäude Sevillas.

Im Äußeren unscheinbar, hat es einen schönen eleganten Patio in maurischem Stile, einer Bauweise, die von den Architekten der Renaissance oft aufs genaueste nachgeahmt wurde. Hufeisenbogen ruhen auf schlanken Säulen, alle Wände sind mit den anmutigsten Arabesken bedeckt; im oberen Geschoß wiederholen sich die Bogen und die Stuckbekleidung der Wände, welche so zierlich ausgeführt ist, daß es aussieht, als habe man Spitzenschleier über die Mauer gespannt.

Weiter ging es zu einem anderen maurischen Hause in der Calle de las Dueñas. Es hatte einst elf Patios, jetzt ist es halb verfallen, und nur noch die verwilderten Gärten mit ihren Orangenbäumen, Myrten- und Rosenhecken, wo Nachtigallen singen und berauschender Duft weht, geben eine Vorstellung seiner einstigen Pracht.

Ich habe so oft von Patios gesprochen und noch nicht erzählt, was und wie so ein andalusischer Patio ist. Er gleicht dem Cavädium der Römer und ist der innere Teil des Hauses. Kein Hof in unserem Sinne mit Müllgrube, Brunnen und anderen Etablissements, hinter denen zuweilen ein tiefgelegenes Miniaturgärtchen spärlich grünt, sondern ein Säulenhof, um den sich im Viereck die Wohnräume des Hauses gruppieren, er selbst der beliebteste Wohnraum und Aufenthaltsort. Ein Patio ist meist mit Granit oder Marmor gepflastert, seine Wände bis Mannshöhe mit bunten glasierten Kacheln (azulejos) ausgelegt, in seiner Mitte stehen Palmen, Orangen, tropische Pflanzen, Blumen in Vasen, oft auch ein plätschernder Springbrunnen. Im ersten Stockwerk erhebt sich über ihm eine mit Glasfenstern versehene Galerie, welche die Verbindung zwischen den Zimmern herstellt. Ist das Haus zweistöckig, so wiederholt sich die Einrichtung in der nächsten Etage. Über den Patio spannt sich der dunkelblaue klare Himmel, gegen die Sonne schützt man ihn durch ein Zeltdach aus Leinen, das hinübergezogen werden kann. Meist aber dringt keine Wärme in diesen entzückenden Ort, er ist der kühlste, luftigste Raum im Sommer, und hier leben während der heißen Zeit die Andalusier. Dann zieht man aus den Wohnzimmern des ersten Stockes in die untere Etage, wo es meist um zehn Grad kühler ist als oben; dann arbeitet, plaudert, lacht man im Patio. Schaukelstühle, Tische, Sessel werden hineingestellt, oft auch ein Piano; eine Guitarre hängt an der Wand, Bücher, weibliche Arbeiten liegen umher. In dem Patio meiner casa de huespedes (Pension) stand sogar eine Nähmaschine. Die reizende Nichte meiner Wirtin lernte dort nähen, und der Commis der Singer-Manufactory lehrte es sie mit einer Unermüdlichkeit von früh bis spät, die mir oft ein Lächeln entlockte. Vom Speisesaal aus, dessen Thür sich auf den Patio öffnete, sah ich die beiden, die Köpfe zusammensteckend, über die schnurrenden Räder gebeugt, die häufiger, als nötig war, stillstanden. In Andalusien geht nichts ohne das hacer all' amor ab, selbst nicht Maschinenarbeit. Nun habe ich wohl einen Patio flüchtig beschrieben, fühle aber mehr als je, wie wenig ich einen Begriff von seiner Poesie zu geben vermag. Wie eine Skizze die Phantasie mehr erregt als das ausgeführte Gemälde, so reizt nichts mehr den Träumer, den Fremden als ein Blick beim Vorübergehen in einen Patio.

Es begann zu dunkeln, einzelne Sterne zeigten sich am Himmel, der Mond hatte schon lange silberweiß am Tagesblau gestanden. Wir wandern durch die dämmernden Straßen, wir befinden uns in einem entfernten, wenig belebten Stadtteil. Da erschallt Guitarrenklang, der Ton einer weichen Männerstimme. Magnetisch gefesselt folgen wir ihm. Ich stehe vor einem Hause, dessen untere Fenster stark vergittert bis tief auf den Boden reichen, an den oberen befinden sich Balkons, aber sie sind unbesetzt, nur die Gardinen der offenen Thüren wehen leise in der Abendluft. Das Haus ist nicht von schwerer Holzthür mißtrauisch verschlossen, nur ein zierliches Eisengitter wehrt den

Eingang. Ich trete ungehindert an das Gitter und sehe durch die Stäbe. Eine Palme steht dort im Säulenhofe, ein Magnolienbaum hebt die weißen Blütenkelche zum Abendhimmel empor; aus einem der auf den Patio gehenden Gemächer dringt ein heller Schein auf den Marmorboden, eine weiße weibliche Gestalt sehe ich undeutlich, die Guitarre tönt weicher, leiser, zärtlicher. En la rosa de tu cara, un beso acabó de dar ... Glückliches Paar! Muß man sich bei solchem Anblick nicht einen Roman ausspinnen? — Bleibe ungerührt und phlegmatisch wer will — ich nicht. Don Alfonso und ich waren einige Schritte weitergegangen. An dem vergitterten Parterrefenster eines anderen Hauses stand ein junger Mann, das Gesicht nahe an das kalte Eisen gedrückt. Er hielt eine kleine Hand erfaßt, die sich ihm aus dem Zimmer entgegenstreckte. Sie gehörte seiner Amorosa an und er „aß Eisen". Mit diesem Wort bezeichnet der andalusische Volkswitz die enthaltsame Liebeswerbung, zu der Sitte und sorgliche Eltern den feurigen Jüngling zwingen. Das Mädchen aus dem Bürgerstande wird ebensogut bewacht wie die vornehme junge Dame, und ihr Liebster darf des Abends mit ihr nur durch obiges Fenstergitter reden, „deve comer hierro."

„Bei euch in Andalusien ist leben und lieben eins," sagte ich endlich, als wir außer Hörweite des zärtlichen Geflüsters gelangt waren.

„Sie sagen das so spöttisch," antwortete mein Begleiter; „ihr im Norden dünkt euch klüger, darüber erhaben, nicht wahr? und ihr seid doch nur ..."

„Thörichter," vollendete ich.

„Ich habe das nicht gesagt," lachte er. „Ihr sitzt da in euren geheizten Stuben mit euren kalten Empfindungen. Und sind sie einmal warm, so sind sie ofenwarm. Wir handeln und fühlen unbewußter und unbefangener. Doch kommen Sie, ich will Ihnen eine andere Art von Devotion zeigen, auch eine echt spanische."

Wir durchwanderten die ganze Stadt. Eine Menge von Equipagen begegnete uns, alle fuhren in einer Richtung, nach dem Paseo de las Delicias, um dort die Abendluft und die Kühle am Ufer des Guadalquivir zu genießen. Die Damen blumengeschmückt, das anmutige Köpfchen von schwarzer Mantilla kokett verhüllt. Nur selten taucht ein Hut auf, dann zeigt er aber auch die excentrische Pariser Form. Unseren soliden Schutzhut kennt die Spanierin nicht, auch nicht den Schirm, sondern ihr Schutz ist der mächtige, mit großen Blumen und großen Vögeln bemalte Fächer. Wir kamen über einen langgestreckten, staubigen Platz, der, mit kleinen Akazien und Bänken bestanden, an jeder Seite die wunderlich häßliche Sandsteinfigur eines Herakles mit der Keule trägt. Es ist die Alameda de Hercules, vor Anlage des eleganten Paseo de las Delicias einst die Hauptpromenade Sevillas. Dort ist's, wo am Johannistage das Volk noch lustiger als sonst sein Leben genießt, so daß es heißt: La de San Juan en Sevilla, Es alegre á maravilla. Weiterhin gelangten wir auf einen kleinen Platz; Lichtschimmer drang uns aus einem Kirchenportal entgegen. Die Kirche war dunkel, der Schein kam nur aus einer Kapelle zur Linken. Lange Reihen schwarzgekleideter Gestalten knieten da, sie glitten auf den Knien immer weiter zum Altare vor, der, mit lebenden Blumen geschmückt, von zahlreichen Lichtern erleuchtet war. Über den Blumen erhob sich ein Abbild des Heilandes, ein geschnitztes altes Holzbild, täuschend lebenswahr, mit lang herabwallenden Haaren, die wie Menschenhaar aussehen und doch aus Holz geschnitten sind. Der Erlöser bricht unter der Last des Kreuzes schier zusammen, und der Ausdruck des Leidens in seinen bleichen Zügen ist ergreifend. Hinter dem Bilde regt es sich wie von lebenden Wesen; oder sind es Schatten, eine Ausgeburt meiner Phantasie?

„Nuestro Señor del gran poder," flüsterte mein Begleiter, den Hut abnehmend und dann auf die Knienden deutend

„hacen devocion.“ Sie verrichteten ihre Andacht, aber wie, mit welcher inbrünstigen verzückten Frömmigkeit. Da sah ich Gestalten und Gesichter wie auf den Bildern Murillos, und es schien, als wären mehr als zwei Jahrhunderte ohne Spur über Andalusien hinweggerauscht, als hätte nichts von dem, was draußen in der Welt geschehen, diese schmalen, leidenschaftlichen Gesichter, diese tiefen, glühenden Augen berührt. Die Knienden langten beim Altare an und verschwanden einer nach dem anderen in einer kleinen Thür. Auch wir gingen hin. Wir kamen in einen dunklen Gang, tappten eine Treppe hinauf und befanden uns im Rücken des berühmten Christusbildes von Montañes. Dort küssen die Frommen dem Heiland den Fuß, und dann kehren sie auf einer Treppe in die Kapelle zurück. Sie waren die Gestalten, von denen ich nicht gewußt, ob sie lebende Wesen seien.

„Sind Sie müde oder darf ich Ihnen noch etwas zeigen?“ fragte mich mein Begleiter.

„Nein, ich bin just in der Stimmung, den Tag poetisch zu beschließen und mir Murillos Geburtshaus anzusehen.“

„Es liegt in der Juderia, dem Ghetto Sevillas,“ sagte er, „aber trotzdem —“

„Corremos toda Sevilla, bueno.“ Und wir gingen. Wir mußten den Platz des lustigen Figaro, des unsterblichen Barbiers von Sevilla, passieren. Aus einem der Häuser tönte Castagnettengeklapper und ein näselnd gesungenes andalusisches Lied. Ich blieb auf dem holperigen Pflaster stehen. Keine Überredungskunst hätte mich fortgebracht, ehe ich nicht einen Blick auf Tänzer und Sänger gethan. Ich trat in die Hausthür. Als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnten, entdeckte ich ein junges Mädchen, kaum dem Kindesalter entwachsen, und einen Burschen von vielleicht achtzehn Jahren, die den Fandango tanzten. Sie hörten auf, als sie mich erblickten. Ich sagte, daß ich fremd sei, daß mich die Musik gelockt und daß ich die andalusischen Tänze liebe. Beim Klang der fremden Stimme trat die Mutter herzu: „Buenas noches, Usted es muy amable.“ („Guten Abend, Sie sind sehr liebenswürdig.“) Die kleine Schöne ließ sich erbitten, sie war noch ein wenig scheu, als sie die jugendlich mageren Arme erhob und das rhythmische Geklirr der Castagnetten begann, doch bald löste sich ihr Füßchen vom Boden, und ihr keimender Busen begann sich in Tanzes- und Sangeslust zu heben. Zierlich die Arme emporstreckend und bewegend, schwebte sie hin und her, dem Burschen entgegen, ihm entfliehend. Er stampfte mit den Füßen, klatschte in die Hände, suchte sie zu haschen, ihr zu gefallen, wiegte sich hin und her, seinen schlanken Wuchs zu zeigen.

„Olé! Olé! salero!“ rief ich, den Lieblingslobruf der Andalusier anwendend. „Que gracia!“ Die Kleine errötete und freute sich wie ein gelobtes Schulkind; sie wußte nicht, wie reizend sie die Mischung von erwachender weiblicher Koketterie und scheuer Kindlichkeit kleidete. Wir waren ganz gute Freunde, als ich mit Händeschütteln von allen dreien schied. Natürlich hatte ich zuvor ihre Fragen nach Herkunft und Landsmannschaft beantworten müssen, denn ohne diese giebt sich der neugierige Südländer nicht zufrieden.

„Gefällt es Ihnen?“ fragte mich Don Alfonso trocken.

„Sie sind ein arger Schelm,“ erhielt er zur Antwort. „Sie rächen sich für meine Äußerung von vorhin, denn Sie wissen nur zu gut, wie mich Volksscenen enthusiasmieren. Aber die Sevillaner sind auch von besonderer Liebenswürdigkeit. In welchem anderen Lande als in Andalusien hätte man gleich einem Fremden auf eine einfache Bitte hin etwas vorgetanzt?“

„Ich sehe, Sie bekehren sich.“

„Leider!“ Glücklicherweise kam ich nicht in die Lage, dies „Leider“ erklären zu müssen, denn wir waren nun am Alcazar, dem maurischen Schlosse, vorüber in Thorwege und Gänge gelangt und traten in die Juderia ein. Das Judenviertel von Sevilla hat nur zwei Eingänge und ist so noch ganz von der übrigen Stadt geschieden. Bis man die Juden

am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus ganz Spanien, also auch aus Sevilla, vertrieb, lebten sie dort ganz eingeschlossen und durften des Nachts nicht hinaus. Jetzt wohnen wenig Semiten dort, man sieht nur einige Handeltreibende aus Afrika: Verkäufer von Lederwaren, Schuhen u. s. w. aus Tanger. Wo man noch die Spuren jüdischen Blutes in Gesichtszügen erblickt, kann man sicher sein, einen guten Katholiken zu finden; die Mischung mit den Landeselementen ist vollständig eingetreten. Eine Judenfrage wird es daher in Spanien nie geben; einen Staat im Staate, ein Volk im Volke bilden sie dort nicht. Die Juderia ist heute nur noch ein interessantes Stadtviertel mit einem Gewirr kleiner gewundener Gassen, ein Stück Maurentum, noch unberührter als das übrige Sevilla. Kein Wagen kann hier fahren, nie berührt ein Pferdehuf den jungfräulichen Boden. Gras und Unkraut wuchern auf den Straßen, und es herrscht eine köstliche, nervenberuhigende Stille. Auf dem Hauptplatze, der Plaza de Doña Elvira, stand das Gras hoch und ungeknickt, unsere Schritte hallten auf den Steinen wieder. Oft kamen wir in eine Gasse, die nur einige Fuß breit war und wo wir den Himmel wie aus einer Felsenspalte sahen. Wir blickten hier in einen baumgeschmückten Patio, dort durch das Gitter eines Erdgeschoßfensters in ein hell erleuchtetes Zimmer in die intimsten Familienscenen hinein. Hier ein Lachen, dort ein Geflüster, Castagnet-

Fassade des Alcazar von Sevilla.

Digitized by Google

tengeklapper, ein Lied, ein Ruf, sonst lautlose Stille. Wie sollten wir in diesen verzauberten Schlangengassen zum Geburtshause des großen Malers gelangen?

Der Mond schien hell; er schien auf weiße Häuser mit wenigen vergitterten Fenstern, auf zärtliche Jünglinge, die geduldig „Eisen aßen“. Aber das Haus Murillos verriet er uns nicht. Wir fragten endlich ein altes Mütterchen in einem Portal, denn wir mochten die anderen nicht in der Freude des Maienmondes stören. „La casa del gran pintor,“ sagte sie eifrig und humpelte dienstfertig voran. Es ist ein weißes einstöckiges Haus, oben drei unregelmäßige Fenster, unten nur zwei und die Thür. Da der Eingang, wie bei allen andalusischen Häusern, etwas zurückliegt, bildet der Flur eine kleine Vorhalle. Wir traten hinein und sahen zur Linken im tageshellen Mondenschein eine Marmortafel, auf der geschrieben steht, daß „Bartolomé Esteban Murillo, el muy celebre pintor, am 1. Juni 1616 hier geboren sei“. Murillo ist zwar in Sevilla gestorben, doch hat ein Vorfall in Cadix seinen Tod verschuldet. Er malte dort, auf einem Gerüst stehend, ein Kirchenwandbild, trat etwas zu weit zurück und stürzte hinab. Noch lebend brachte man ihn nach seiner geliebten Vaterstadt, wo er im Frühling, am 3. April 1682 seine letzten Seufzer aushauchte. Seine Leiche wurde in der Kirche seiner Parochie Sta. Cruz beigesetzt; Marschall Soults Vandalen zerstörten diese, und die Gebeine des größten Sohnes von Sevilla wurden in alle Winde zerstreut. Seltsam kontrastiert mit dieser Barbarei, daß die Hauptstadt desselben Landes, dessen Soldaten so schändlich gewirtschaftet, bisher der Hauptort für Murillostudien war, denn Soult nahm die Murillos nach Paris mit. In den Meisterwerken des Louvre lernte man früher Murillo allein kennen; jetzt, da die Verbindung mit Spanien eine leichtere geworden, da das Eisenbahnnetz auch minder Reichen eine Reise erlaubt, schöpfen wohl die Künstler und Kunstforscher an der Quelle. Und das müssen sie auch. Wer die spanischen Maler kennen lernen will, darf nicht Reproduktionen oder ein einzelnes Bild in einer Galerie studieren, er muß den Boden sehen, auf dem diese Menschen emporwuchsen, die Umgebung, welche ihnen Modelle und Anregung gab, die Farben und Töne der Landschaft, den Kontrast in einem Lande, das uns immer als Einheit vorschwebt und in dem sich doch die größten Gegensätze gegenüberstehen, sowohl landschaftlich als ethnographisch. Hier eine öde, kahle Steppe, auf der ein Hirt seine Schafherde weidet oder wilde Büffel grasen, dort die üppigste tropische Vegetation und ewiger Blütenreichtum; hier himmelhohe Berge und großartige Felsenwildnis, in der nichts mehr grünt und in deren Schluchten ewiger Schnee ruht, dort weite Ebenen, in denen Orangenwälder duften, Oliven reifen, Reis seine Ährenhalme emporstreckt und das Zuckerrohr wächst. Kaum ein anderes Land vereint diese Gegensätze, und kaum ein anderes Land zeigt solche Verschiedenheit in dem Charakter seiner Bewohner. Der Catalonier ist ein ganz anderer Mensch als zum Beispiel der Andalusier. Jener ernst, verschlossen, arbeitsam, betriebsam, nur auf Erwerb bedacht, karg im Reden, karg im Lachen; dieser leichtlebig, lustig mit der glücklichen Sorglosigkeit des Kindes und der zuversichtsreichen Trägheit, wie sie ein freundliches Klima erzeugt. Aber auch die Landsleute Murillos vereinen wieder Licht und Schatten in schroffster Weise. Von bezaubernder Liebenswürdigkeit und Anmut, zeigen sie doch zuweilen — man denke nur an Stiergefechte und Tierquälereien — eine uns erschreckende Roheit der Empfindung, die dann freilich so kindlich naiv, so unbewußt auftritt, daß wir ihr nicht in dem Maße zürnen, wie wir es nüchterneren Menschen, die mehr denken und sich über ihr Thun klar sind, müßten. Die Andalusier sind heiß im Lieben, heiß im Hassen; schnell tritt die Empfindung ein, schnell vergeht sie; da ist nichts von jener Dressur des Intellekts und Gemütes, die

uns Nordländer allgesamt wie in eine geistige Uniform preßt, deren blanke Knöpfe wir nur schwer lösen und deren saubere bunte Aufschläge wir nur ungern beschmutzen. Wir schämen uns jedes natürlichen Gefühles, wenn es von der Sitte abweicht; die unphilosophischen Kinder der Sonne sind natürlich, weil sie mehr in der Natur leben, weil sie nicht reflektieren, weil sie nicht anders können. Ungebrochene Leidenschaft in Liebe und Frömmigkeit, inbrünstige mönchische Andacht, die in der Madonna Weib und Gottheit zugleich verehrt; kecke Bettelbuben, die in dem glücklichen Lande trotz ihrer Lumpen mit keinem König tauschten; junge Mütter, die ihren Erstgeborenen mit scheuer Andacht anblicken, in ihm unbewußt vorahnend den Mann, den Herrscher und den Glücksgewährer liebend — solche Menschen konnte Murillo nur in Andalusien finden. Und darum muß man seine Bilder in seinem Lande sehen. Es ist, als erblickte man noch dieselben Menschen wie zu seiner Zeit, als seien sie aus dem Rahmen getreten und blitzten uns an mit den braunen, glühenden, schwärmerischen oder schelmischen Augen, deren Glanz nur er zu malen verstand.

Diese Gedanken erfüllten mich, als ich anderen Tages in dem kleinen Museum von Sevilla weilte. Es liegt an der Plaza del Museo, auf dem das Standbild Murillos in grünem Erzguß ragt. Kleine runde Akazienbäume umgeben den Platz, Bänke unter ihnen laden zum Sitzen ein. In der Mitte des freien, ovalen, kiesbestreuten Raumes erhebt sich auf weißem Marmorpiedestal das Bronzebild. Murillo stützt die Linke auf einen Sockel, auf dem eine Pergamentrolle liegt, die Rechte auf die Brust. Er hat ein kühnes, lebendiges Gesicht, der volle Mund ist von kurzem Schnurrbart beschattet, lang wallendes Haar fällt auf kräftige Schultern. Der Sockel des Monumentes ist einfach, nur mit bronzenen Lorbeerkränzen verziert. Die Statue ist 1866 errichtet.

Die Galerie befindet sich in dem früheren Kloster La Merced, das vom heiligen Ferdinand 1249 gegründet wurde. In dem Klosterhofe und den Gängen desselben sind einige in der Italica gefundene römische Skulpturen ausgestellt, das obere Stockwerk enthält die esposicion de obras modernas. Die Perle des Museums ist die Bildergalerie und in ihr wiederum die vierundzwanzig Murillos. Die Sammlung ist klein, sie besteht aus zweihundertsechsundsechzig Bildern, die hauptsächlich der Sevillaner Schule entstammen. Velasquez fehlt ganz, dagegen sind Alonso Cano, Zurbaran, die beiden Herrera, Pacheco, der Lehrer des Velasquez, und Juan de Castillo, der Lehrer Murillos, vertreten. In der einschiffigen einstigen Klosterkirche hat man die Bilder aufgestellt. Es ist ein hoher, kühler Raum, fast zu kühl, denn auf dem Steinboden lange zu verweilen, erfüllte jetzt im Mai noch mit empfindlicher Kälte. Allein wer vergäße das nicht bei solchem Anblick! Kunstkenner trennen die Malweise Murillos in drei verschiedene Stile: den ersten frio (den kalten), den zweiten calido (den warmen) und den letzten vaporoso (den verschwimmenden). Bei den ersten beiden ist die Zeichnung schärfer, bei dem dritten nebelhafter und der Lichteffekt größer. Als Laie kann ich nur meine persönlichen Eindrücke geben ohne Anspruch darauf, daß das, was mir gefallen, auch wirklich das beste sei.

Wo früher der Hochaltar stand, ist jetzt Murillos größte Conception (Empfängnis Mariä). Man kann das Bild schwer schätzen, da es, für eine bedeutende Höhe berechnet und weit über Lebensgröße, in der jetzigen niedrigen Stellung fast erdrückend wirkt. Jedoch ist es in der Auffassung genialer als manche weit berühmtere Conception desselben Meisters. Dem Eingang gegenüber hängen vier der bedeutendsten Bilder. Ich will nur einige näher schildern, denn Bilder muß man mit eigenen Augen betrachten, Worte sind da ein schlechter Vermittler.

Der heilige Franciscus kniet vor dem gekreuzigten Heiland. Die rechte Hand

Christi ist vom Kreuze gelöst und ruht auf der Schulter des Mönches. Dieser in brauner Kutte, den Strick um die Lenden gegürtet, den rechten Fuß auf die Weltkugel gestützt, umfaßt mit beiden Armen den Leib des Herrn. Zwei Engel zur Rechten halten die Evangelien hoch; der teilnehmende Ausdruck in dem Gesicht des einen ist rührend, unvergleichlich die inbrünstige Andacht in den erhobenen bärtigen Zügen des Mönches Christi edles, ernstes, leidensbleiches Antlitz ist zu Franciscus hinabgewandt, ein dunkler Bart beschattet ihm Kinn und Wange, die Lider sind halb geschlossen, eine Dornenkrone ruht in dem Haupthaar, dessen Locken zu beiden Seiten lang herabfallen. Aus der Wunde unterhalb der rechten Brust rieselt Blut. Das Kreuz steht in einer düsteren Felsenlandschaft, die Häuser Jerusalems sind in der Ferne sichtbar.

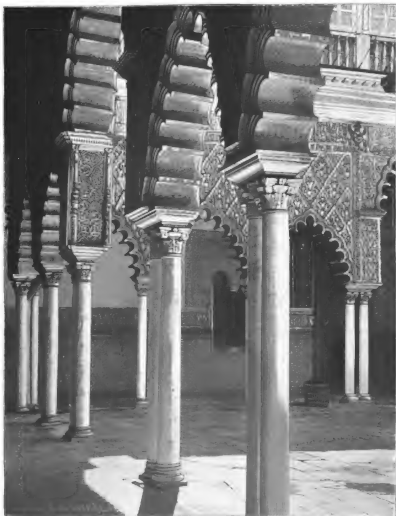
Ein anderes Bild ist von himmlischer Heiterkeit beseelt. Sankt Antonius in Mönchskutte, einen Lilienstengel in der Rechten, kniet vor dem Christuskinde, das auf einem aufgeschlagenen großen Buche sitzt. Höchste Verzückung und Andacht prägen sich in den glühenden Augen und dem halb geöffneten Munde des jungen Heiligen aus. Christus, ein liebreizendes, rosiges blondes Kind, streckt das rechte Händchen wie segnend empor, das linke hinab, als wolle es die Lilie erfassen. Das Mündchen scheint zu lächeln, doch in den halb geschlossenen großen Augen liegt tiefer Ernst. Das Antlitz des Heiligen und das Kind sind hell beleuchtet, ebenso die vier anmutigen neckischen Engel, die neugierig aus den Wolken herablugen. Alles andere liegt in graubraunem Dämmerschein.

Die Anbetung der Könige hat wunderbare Beleuchtung und charakteristische Gruppen. Auch hier ruht alles Licht auf dem Kinde und der Krippe, dem Gesicht der Maria und den beiden Engeln in den Wolken. Ein St. Felix in der Felsengrotte, mehrfache Darstellung der asuncion (Himmelfahrt) gehören zu den bedeutendsten Bildern. Am beliebtesten und bekanntesten ist die Madonna de la Servilleta. Ihr Name stammt daher, weil sie angeblich auf einer Serviette gemalt wurde. Es ist eines der kleinen Bilder. Das Christuskind auf ihrem Arm greift mit dem rechten Händchen nach der Brust der sehr jungen Mutter, deren dunkle Augen in dem frischen Gesicht mit der geraden Nase den Beschauer ernst ansehen. Das Kind dagegen gleicht mehr den schwarzäugigen Bettelbuben Murillos als dem Erlöser der Welt. Es lächelt fast übermütig, und ein spöttischer Zug spielt um den winzigen Mund.

Der Schließer rasselte mit dem Schlüsselbunde; er mochte sich schon längst über meine Beharrlichkeit geärgert haben. Die Spanier sehen es gern, wenn man ihre Schätze bewundert, allein ich war wohl zu gründlich gewesen. Ich sah nach der Uhr. Vier vorbei! Bis vier Uhr ist der Eintritt nur gestattet. Ich bemerkte auch, daß die kopierenden Maler, welche je auf einer Strohmatte, wie auf einer Insel sitzend, gearbeitet, Staffelei und Stuhl verlassen hatten. Ich war allein in der alten Kirche Santa Cruz. Eilig nahm ich den Touristenschirm auf, drückte dem geduldigen Hüter einen silbernen Dank in die Hand und ging durch den Klostergang zurück. Die Beamten mit schwarzem goldbetreßtem Käppi sahen mich mit Genugthuung vorbeipassieren. Ich setzte mich auf eine Bank des Museumsplatzes und schrieb einige Einzelheiten, die ich nicht zu vergessen wünschte, nieder. Von meinem Buche aufblickend, sah ich einen nach dem anderen von den Dienern aus dem Portale kommen, den letzten mit seinem kleinen Buben an der Hand; die schwere Holzthür wurde verrammelt, das Museum war leer, nur die Bilderseelen weilten darin. „Wie, wenn du dich hättest dort einschließen lassen," dachte ich, „ob dir Murillo erschienen wäre?" Fort mit dem spiritistischen Spuk! Seltsam, das praktischste und das poetischste Land, Amerika und Andalusien, haben Ähnliches gezeitigt. Jene von Arbeit und Genuß, diese von Liebe und Ekstase nervösen Menschen glau-

den das Gleiche — an Visionen. Wieder berühren sich die Extreme; der Mensch kommt nicht über ein gewisses Maß hin-

Vor mir steht Murillo kernig, sinnlich, feurig und gewaltig, und das Erzbild lacht über das krause Phantasiezeug in



Großer Patio im Alcazar von Sevilla.

aus, er entwickele sich, wie er wolle. Was er hier gewinnt, büßt er dort ein, und der haarspaltende Verstand wie der krasse Aberglaube berühren sich wieder, sowie sie eine unsichtbare kleine Grenzlinie überschreiten.

meinem Kopfe. „Du hast recht, Alter, du brauchst uns nicht zu erscheinen, du bist ja da; das Beste, deine Werke, leben noch. Und damit ich alles von dir sehe, wandere ich weiter zur Caridad."

Sonnenglut umfing mich, als ich, auf das Ufer des Guadalquivir lossteuernd, über die Plazeta real an Schienensträngen vorbei, an dem niedrigen Bahnhofsgebäude und dem ausgedehnten Bau der Gasanstalt entlang schritt. „Wenn du mit mir gehen könntest, Meister, würdest du staunen über diese gasbeleuchtete, dampfgetragene Zeit. Würdest du in ihr so haben schaffen können, wie du es gethan.“ — „Quien lo sabe?“ (Wer weiß es?) sagt der Spanier in solchem Falle. Es ist so bequem, es paßt auf alles. Man braucht dabei so wenig zu denken und kompromittiert sich durch keine Meinung. Die Brücke, welche zur Vorstadt Triana führt, lasse ich zur Rechten, die Plaza de Toros (wo die Stiergefechte stattfinden) zur Linken und sehe in der Ferne die maurische Torre del Oro. Ein langgestrecktes Gebäude steht vor ihr: die Caridad.

Ich gehe an einem Posten vor dem Portale, an Bettlern, Krüppeln, Armen, Kranken vorbei. Vor mir läuft diensteifrig ein Mann in den Patio des Hauses und zieht an einem im Säulengange herabhängenden Klingeldraht.

Nach einiger Zeit kommt eine barmherzige Schwester, eine junge Nonne, über den schneeweißen Marmorfußboden des Ganges. Eine weiße Flügelhaube umrahmt ein junges Gesicht, frische rosige Wangen, leuchtende braune Augen und einen lieblichen roten Mund. Freundlich heißt sie mich willkommen und fragt nach meinem Begehr, dann führt sie mich in die Krankensäle der Caridad (bei uns nennt man eine ähnliche Anstalt mit dem fremden Worte Charité). Es ist ein Asyl für alte kranke Männer, nicht groß, denn es enthält nur achtzig Betten, aber ganz vorzüglich eingerichtet und ein Bild der Sauberkeit. In langen gewölbten Sälen, die, fleckenlos rein, einige Fuß hoch mit bunten Kacheln ausgelegt sind, stehen die hohen eisernen Bettstellen mit sauberen Decken und Kissen. Die alten Leute liegen da in einer schlafrockähnlichen Uniform oder humpeln umher, sich die Zeit mit kleinen Beschäftigungen vertreibend. Ich sah die Küche, die Waschanstalt, die Apotheke und anderes. Und dann gingen wir zur Kapelle.

Ein Freund Murillos hat die 1578 gegründete Caridad 1661 ausbauen und verschönern lassen. Es war jener berüchtigte Miguel de Mañara, der das Urbild des Don Juan geworden. In seiner Jugend ein großer Lebemann, suchte er im Alter den Himmel durch die fromme Stiftung zu gewinnen. Seine Grabschrift besagt, daß hier die Asche des schlimmsten Menschen ruhe: „Las cenizas del peor hombre que ha habido en el mundo.“ Murillo malte für diese Kirche eine Reihe seiner schönsten Bilder, fünf wurden davon während des französischen Krieges nach Paris entführt, es blieben nur noch sechs. Als ich in dem einschiffigen Raume stand, zog die junge Nonne bald hier, bald dort einen grünen Vorhang zurück. „Todos cuadros de Murillo, tienen mas valor que estos del Museo,“* flüsterte sie ehrfurchtsvoll.

Es waren drei kleine Bilder, ein Christuskind auf einer Weltkugel, ein kleiner St. Johannes und ein zweiter San Juan, sodann ein größeres: Die Verkündigung Mariä. Über dem Portal und an der gegenüberliegenden Wand befindet sich je ein großes und im großen Stile gearbeitetes Bild. Das eine stellt das Wunder von den Broten und Fischen dar, das andere veranschaulicht den Zug durch die Wüste, wie Moses an den Felsen schlägt und der Quell hervorsprudelt.

Die Schwester wartete geduldig, bis ich die Bilder genugsam bewundert. Endlich riß sie mich mit einer Gewissensfrage aus dieser friedlichen Kunstbetrachtung.

„Dispence, V.; es V. catolico?“

Ich sagte, daß ich nicht katholisch sei. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, um ihren Mund zuckte es schmerzlich.

„Wie schade! wie traurig, daß Sie in die Hölle kommen, o, wie traurig!“

* „Alles Bilder von Murillo, sie haben mehr Wert als die des Museums.“

Ich versuchte ihr klar zu machen, daß auch wir Protestanten Christen seien, daß nur Äußerlichkeiten uns trennten, daß unser beider Religion auf dem Evangelium fuße.

„Hay una religion, una sola catolica apostolica romana,“ sagte sie feierlich; dann sah sie mich prüfend an. „Glauben Sie an die Santisima Virgen, die fleckenlose Jungfrau und Mutter Gottes?“ Und als ich nicht gleich antwortete, wurde ihr gutes freundliches Gesicht ganz ernst. „Können Sie nicht versuchen zu glauben? Es ist so schrecklich, daß Sie verdammt sind, hier und in Ewigkeit. Es sind schon viele Inglezes“ (natürlich hielt auch sie wieder England für mein Vaterland) „in den Schoß der allein wahren Kirche zurückgeführt worden, wir haben ihre Seelen gerettet. Ich werde Ihnen etwas zeigen, das Ihnen die Nichtigkeit des Irdischen vor Augen hält, Ihnen beweist, wie sehr wir der Hilfe der Santisima Virgen bedürfen.“

Sie führte mich an das Ende der Kirche vor zwei Bilder, die Hauptwerke von Valdes Leal, dem Nebenbuhler Murillos. Das eine veranschaulicht, wie der Tod die Welt zerstört, das andere, noch gräßlicher, stellt Leichen in Särgen dar, vorn die eines Bischofs im Ornat, in dessen Augenhöhlen Würmer nisten. Auf einem Bande am Sarge steht: Finis Gloria Mundi. Eine Hand reicht aus lichten Wolken über dieser Schauerscene hervor. Sie hält eine Wage, auf einer Schale Diadem und Scepter, auf der anderen eine Dornenkrone. Links steht: Ni mas, rechts: Ni menos.

„Quiede saber, como he recibido mi vocacion?“ fragte die Nonne. Und nun erzählte sie mir eine einfache rührende Geschichte, wie sie, siebzehn Jahre alt, von Gott zu ihrem Amte berufen worden sei, wie Gott sie stärke, wenn sie sündige, und wie selig sie sich in ihrer Thätigkeit fühle.

Ich sah das engelgleiche, liebliche Gesicht und sagte:

„Sie sündigen? — Unmöglich.“

„O doch, wenn ich ungeduldig bei den armen Kranken bin und nicht demütig genug.“

Als ich schied, versprach sie, für meine Seele zu beten, und ich weiß, sie thut es.

Noch lange, nachdem die großen weißen Blütensterne des Jasmins verwelkt, den mir die Schwester der Caridad beim Abschied gegeben, mußte ich ihrer gedenken, die reiner und lieblicher als diese Blüten war.

Am folgenden Tage besuchte ich den Alcazar von Sevilla. So liberal man die Besichtigung der Alhambra zu Granada gestattet, so unduldsam ist man in Bezug auf das zweitinteressante Maurenschloß Spaniens, den Alcazar von Sevilla. Das kommt, weil die Alhambra nur als Nationalmonument betrachtet und der Alcazar noch bewohnt wird, und zwar von der Exkönigin Spaniens, Isabella, der Mutter des jetzigen Herrschers Alfonso XII. Daher treibt ein pesetasüchtiger Diener den Fremden nur im Fluge durch die Gemächer und Höfe, man findet nicht Zeit zur Sammlung, geschweige denn zu irgend einer poetischen Stimmung. Aber ich drang energisch darauf, ein paar Stunden allein dort bleiben zu dürfen, zum Zeichnen oder zum Schreiben; ich sagte, es müsse gehen, und da ging es auch.

So schritt ich in frühester Morgenstunde durch die Puerta de la Banderia, ging an den eleganten Pferdeställen der Königin vorüber, sah Soldaten und Wachen in Menge. Vor der maurischen Fassade des Alcazars stehen zwei moderne spanische Schilderhäuser. Sie zeigen abweichend von den unseren Zeltform, bestehen jedoch aus Holz und sind in den Farben des Königreiches rot und gelb bemalt. Rothosige Infanterie mit blauen kurzen Jacken bewacht Isabellen.

Ich kannte noch nicht die Alhambra, der Alcazar war der erste vollkommen maurische Bau, den ich erblickte, und wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht muteten mich die bunten, goldglänzenden Gemächer, die weißen, wie mit zarten Spitzen bespannten Säulenhöfe an. Nichts

ist imposant und gewaltig, alles zierlich und lauschig. Welch ein Gegensatz zu der vornehmen Einfachheit der Griechen, zu der harmonisch ernsten Form ihrer Bauten, zu dem edlen, für die Ewigkeit berechneten Material. Als die Araber sich in Städten niederließen, vergaßen sie nicht die Form des Zeltes ihrer Vorväter. Ihre Bauten sind steingewordene Zelte. Die Säulen überschlank, so zierlich, daß man meint, sie könnten die Wände nicht tragen, und diese wiederum sind nicht gegliedert, sondern bilden ein Ganzes, das teppichartig von Arabesken, Koransprüchen, Ornamenten übersponnen ist. Und nicht genug, daß man das Muster des Zeltteppichs nachahmte, man gab diesem auch die bunte, leuchtende Farbe. Die Stuckornamente sind golden, rot, grün, blau bemalt und die Wände auf ein Viertel ihrer Höhe mit bunten Kacheln ausgelegt.

Um zwei Höfe gruppieren sich die Gemächer des Alcazars: den gran patio und den patio de la muñecas (Puppenhof). So sitze ich denn in dem al Kasr, dem Haus des Herrschers, es ist Wahrheit geworden, was ich erträumt, ersehnt. Ich schließe die Augen. Vielleicht ist es doch nur ein Traum und, wenn ich die Lider öffne, alles wie Zauberspuk verschwunden. Nur langsam hebe ich wieder die Wimpern — es war so schön, zu denken, daß es Wahrheit sei. Und siehe, es ist geblieben — ich erfasse die Säulen, es ist wirklicher Alabaster; ich betaste die Arabesken, ich fühle die feine Stuckarbeit.

Von dem Eingange gelangt man zuerst in den Patio de las Muñecas. Er ist der anmutigste Raum, den man sich denken kann, ein kleines Juwel maurischer Kunst. Vornehmlich hier ist alles graziös zierlich, nichts imposant oder groß. In der Mitte des Hofes erhebt sich auf weißen Marmorfliesen eine Fontäne; schlanke Säulen, von Hufeisenbogen verbunden, bilden Arkaden. Die Wand, welche sie tragen, ist überreich mit Stuckarbeit in gelblich weißem Tone bedeckt, wie überhaupt dieser ganze Raum in zartem Weiß schimmert. Nur die innere Seite der Arkaden und deren Decken sind bemalt und die Wände mannshoch mit Steinmosaik in Dunkelblau und Hellgrün belegt, die Thürumrahmungen mit Arabeskenbändern in Blau und Rot verziert, die Decke zeigt ein großes Sternenmuster in Rot, Gelb und Blau.

Über die Hufeisenbogen der Arkaden spannt sich dagegen wie weiße Spitzenschleier zarte, durchbrochene Stuckarbeit, darüber laufen zwei friesähnliche Ornamente hin. Über ihnen ist die Wand auf jeder Seite des quadratischen Hofes von zwei vergitterten Fenstern durchbrochen. Von hier schaute wohl manch liebreizende Sultana auf den Patio de las Muñecas. Ich sehe sie im Geiste mit goldgestickten knisternden Seidengewändern, die üppigen geschmeidigen Körper an das Gitter gelehnt, mit schwarzen Augen durch die Stäbe lugend.

Über diesen Fenstern läuft wieder ein Ornamentenband hin, dann folgt in durchbrochener Arbeit die Brüstung einer offenen Galerie. Ihre Decke wird von gezackten Hufeisenbogen getragen. Die innere Wand ist wieder durch Ornamentenbänder in Blau und Gold in Felder geteilt, die Decke überspannt ein kräftiges Sternenmuster in Rot und Blau. So erhält das zarte Weiß der Außenwände und Bogen ein anmutiges Relief durch die Bemalung der Arkaden und der Galerie.

Ich habe dieses Höfchen, das lauschigste und zierlichste der maurischen Bauten, etwas eingehender geschildert; ich versuchte, eine Vorstellung von seiner Anmut zu geben, und indem ich das Geschriebene überlese, werfe ich unmutig die Feder hin. Wie trocken, wie kläglich das ist! Auch die Photographie giebt nur einen schwachen Begriff von dem Reiz dieser Patios und Gemächer. Es fehlt die Farbe, die Totalwirkung; es fehlt der tiefblaue Himmel, der sich über den spitzendurchbrochenen Wänden wölbt, der durch sie hindurchleuchtet; es fehlt die Sonne, welche die Flächen schimmernd belebt und goldene

Lichter auf den Marmorfußboden wirft. Man hat versucht, die maurischen Bauten in Gips plastisch nachzuahmen, und diese Stücke genau wie die Originale in Gold, Rot, Blau und Grün bemalt. Wer aber die Originale gekannt, mag sie nicht betrachten, höchstens wenn die Erinnerung an die Märchenwunder abgeblaßt ist und einer Krücke bedarf, um sich aufrecht zu erhalten.

Der zweite Patio ist größer, von gekuppelten weißen Marmorsäulen und vielfach gezackten hohen Bogen umgeben; eine Galerie mit Glasscheiben ruht über ihnen. Auch seine Wände sind weiß, die der Arkaden jedoch zeigen den buntesten Farbenschmuck. Schön geschnitzte, bunt gemalte Holzthüren sind in die Thürbogen gefügt und können den Gran Patio abschließen. Zur Rechten tritt man durch sie in die Halle der Gesandten, eines der schönsten Gemächer des Alcazars.

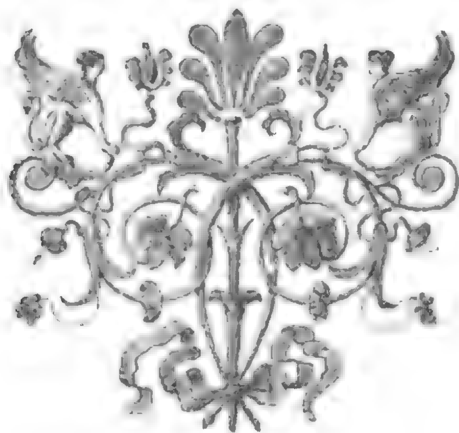
Eine media maranja-Decke (die Form einer halben Orange nachahmend) wölbt sich über ihr, aus dieser Decke wächst eine zweite, höhere Wölbung in der Stalaktiten- oder Bienenkorbform empor, die den maurischen Bauten eigen ist. Solche Decken, an denen zierliche Zapfen herabhängen, steingewordene Thränentropfen könnte man sagen, finden wir als charakteristisches Element bei allen arabischen Bauten: in dem Mihrab und der Capilla mayor, der Moschee von Cordoba, auf der Alhambra, auf Sicilien. In der Halle der Gesandten strahlt sie in reicher Golddeckung. Unterhalb der Wölbung befindet sich auf jeder Wand je ein Balkon durch Spitzenbogen verbunden, eine unharmonische Zuthat der späteren spanischen Zeit. Vieles ist im Alcazar modernisiert, so der große Patio um 1569, auch ist der ganze Bau später errichtet als die Alhambra von Granada und von Peter dem Grausamen vollständig renoviert.

Auf einer Inschrift über dem Portale nennt er sich den höchsten, edelsten und mächtigsten Eroberer Don Pedro; durch die Gnade Gottes König von Castilien und Leon, habe er diese Schlösser und Fassaden in der Era 1402 errichten lassen, das heißt um 1364. Ursprünglich wurde das Haus des Herrschers im zehnten und elften Jahrhundert von einem maurischen Baumeister Jalubi aus Toledo im Auftrage des Abdur-rahman Anna-ssir Lidin Allah (Verteidiger der Religion Gottes) errichtet. Auch jetzt baut und renoviert man noch immer, und wer sich das Maurenschloß in romantischem Verfall, nur von den Geistern seiner einstigen afrikanischen Herrscher belebt, vorstellt, wird enttäuscht oder erfreut sein — je nach Neigung. Die Exkönigin Isabella wohnt ja darin. Auch jetzt arbeiten in den langen halbdunklen Schlafgemächern der Sultane und den kleinen daranstoßenden ihrer Favoritinnen junge Mädchen, moderne Näherinnen, welche bunte persische Bezugstücke für Ottomanen, die hier aufgestellt werden sollen, zusammenfügen. Die Königin bewohnt zwar nur den oberen Stock, allein es werden in den Patios und Hallen zuweilen Feste gefeiert. Ich war stundenlang im Alcazar allein geblieben, nur das Kichern und Plaudern der Näherinnen war zu mir gedrungen, nur eine Schwalbe war zuweilen pfeilschnell über das Stück blauen Himmels gehuscht, den ich vom Patio de las Muñecas sehen konnte, nur ein weißer Schmetterling hatte sich in diesen Traum von Stein, in diese kleinen, bunten Gemächer verirrt, die so viel verliebtes Seufzen, so viel süßen Gesang und Guitarrenklang, so viel Lebensgenuß und heiteres Getändel einst umschlossen. Da sollte ich erinnert werden, daß Grausamkeit und Haß, Eifersucht und Rache auch in den märchenhaften Räumen gewütet, daß Freundes- und Bruderblut hier geflossen.

Ein schlanker brauner Mensch, mehr Knabe als Mann, hatte mich schon einige Zeit, von mir unbemerkt, beobachtet, nun litt ihn seine Neugierde nicht mehr fern. Er sah, daß mein Bleistift stumpf geworden, und kam herbei, mir sein Taschenmesser zum Schärfen anzubieten. Ich

nahm es an, unglücklicherweise, denn nun war's um Stimmung und Sammlung geschehen. Es war der Sohn eines Kastellans, und er wollte sich an dem führerlosen Original, das durchaus allein hatte sein wollen, ein Extratrinkgeld verdienen. O, meine Spanier sind auch schlau, wenn auch nicht so betriebsam wie die italienischen Ciceroni. Er ließ mir keine Ruhe, ich mußte den historischen Boden betrachten, wo Peter der Grausame seinen Bruder, den er herbeigelockt und bewirtet hatte, heimtückisch ermorden ließ. Auch Abu Said, dem Freundschaft und Schutz zugesagt worden war, soll hier von dem blutigen, auf Saids Schätze lüsternen Monarchen, „dem edelsten und höchsten, durch die Gnade Gottes Herr von Castilien und Leon“, getötet worden sein. In den Juwelen des Mauren befand sich ein Rubin, welcher jetzt in der Krone der Königin von England ist, „in der Krone Ihrer Königin,“ sagte der Jüngling, mich wider Willen zum englischen Unterthanen machend, „und das Blut ist noch zu sehen, und das geschah in diesem Gemache,“ erklärte der Sachkundige und führte mich in eine enge halbdunkle Halle, die an den Patio grande stößt, „dort ist der Platz. Eine Peseta für den Führer,“ schloß er.

Als ich nicht sofort die Hand in die Tasche steckte, gab er den Garten noch zu diesem historischen Privatissimum zu. Die Gärten des Alcazars bestehen aus einer Reihe kleiner, durch Mauern getrennter Vierecke. Auch sie sind mehr Patio als Park; die Wege mit Fliesen gepflastert, die regelmäßigen rechtkantigen Beete mit blühenden roten und weißen Rosen, Lilien und Rittersporn besetzt. Indische Mispeln, Orangen, ein paar Palmen wölben sich über ihnen, an den hohen Mauern sind Orangen an Spalieren gezogen. Alles in allem herzlich unnatürlich und doch durch seine Buntheit und Eigenart anmutend. In der einen Abteilung steht das gewölbte Badehaus der Geliebten Peters des Grausamen, Maria de Padilla, welche über den blutdürstigen hohen Herrscher so unumschränkte Macht gehabt haben soll, daß man ihren Einfluß der Zauberei zuschrieb. Verborgene Fontänen in den Mauern lassen noch heute an neckische Kobolde glauben, die den harmlosen Beschauer plötzlich bespritzen. Die Gärten sind in ihrer jetzigen Gestalt von Karl V. angelegt, der im Alcazar mit Isabella von Portugal vermählt wurde. Philipp II., Philipp III. und Philipp V. residierten hier; letzterer schloß sich zwei Jahre in dem wonnigen Ort ein, um — Bußübungen zu machen. Zur Erholung fischte er auch in einem Teiche, der heute noch in dem Garten zu sehen ist.



Der Segelsport.

Von

Gustav van Muyden.

Auf die Gefahr hin, in ein Wespennest zu stechen und uns die Feindschaft derjenigen zuzuziehen, die sich zurückgesetzt wähnen, wollen wir uns an eine Klassifikation der verschiedenen Sports nach den zur Ausübung derselben erforderlichen Eigenschaften wagen. Damit erreichen wir den doppelten Vorteil, daß wir vielleicht von dem freundlichen Leser für einen gründlichen Autor gehalten werden und daß wir den Sport, welcher die Überschrift dieses Aufsatzes bildet, gleich gehörig herausstreichen können.

Es giebt also nach unserer reiflich durchdachten, jedoch ganz unmaßgeblichen Einteilung drei Sportarten.

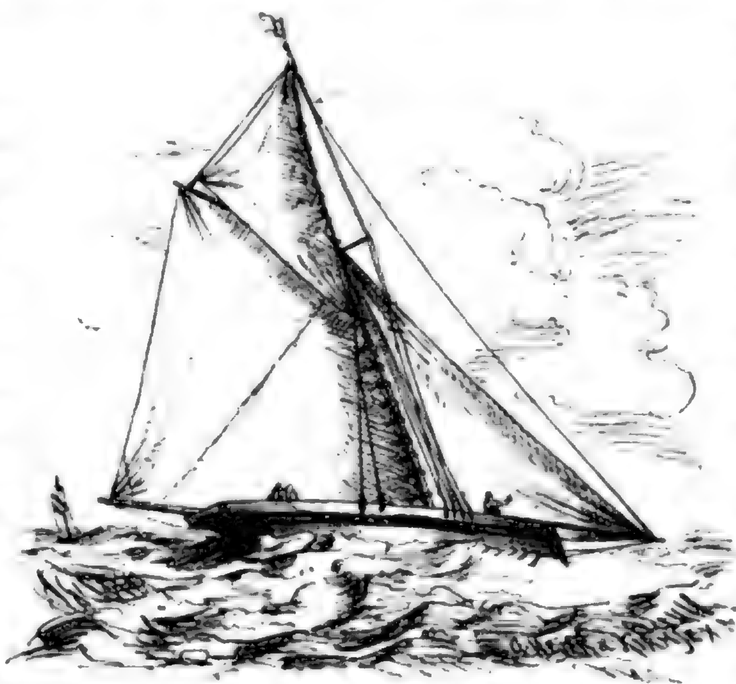
Zunächst die mehr hygieinischen Zwecken dienenden, im wesentlichen bloß Kraft erfordernden Sportarten. Zu diesen rechnen wir u. a. die Mehrzahl der Turnübungen, das Fahren mit dreiräderigen Velocipeden und das Rudern, bei welchem eigentlich nur der Steuermann eine gewisse Geschicklichkeit zu entwickeln hat.

Die zweite Kategorie umfaßt die Sportarten, welche Kraft und Geschicklichkeit zugleich und in größerem oder geringerem Maße verlangen. In diese Kategorie gehören das Schlittschuhlaufen, die höheren Turnübungen, das Fahren mit zweiräderigen Velocipeden, die Jagd, wie sie in den von der Kultur beleckten Gegenden geübt wird, das heißt: ein bloß Geschick und allenfalls gute Beine erfordernder Kampf gegen meist wehrlose Tiere, endlich die Angel- oder Netzfischerei auf Binnengewässern.

Die höchste Stufe endlich nehmen die Sportarten ein, deren Ausübung Kraft und Geschick erfordert und mit einer gewissen Gefahr verbunden ist, welche mit Hilfe dieses Geschickes abgewendet werden soll. In diese höchste Stufe gehören die Jagd auf wilde, wehrhafte Tiere, das Erklimmen von mehr oder weniger unzugänglichen Alpengipfeln, der eigentliche Pferdesport, die Fischerei auf hoher See, endlich der Segelsport, der bei den Engländern für den Inbegriff des Sportlichen, und zwar mit vollem Recht, gilt.

Die Jagd auf wilde Tiere ist nur den wenigsten Menschen zugänglich. Es gehören dazu Reisen in noch jungfräuliche

Länder und demnächst viel Zeit und Geld. Aus pekuniären Gründen ist der Pferdesport, das heißt die Beteiligung an Pferderennen, das Vorrecht einer unendlich kleinen Minderzahl. Überdies ist dieser Sport längst zu einem Hazardspiel ausgeartet, und es sind die Rennplätze nur zu oft bloße Ableger der glücklich beseitigten Spielhöllen. Das Erklettern von über die Schneegrenze hinausragenden Berggipfeln möchten wir am ersten dem Segelsport an die Seite stellen. Leider bedingt aber dieser Sport für die meisten weite Reisen, einen immerhin erheblichen Geldaufwand, die Konzentrierung des Sportvergnügens auf eine kurze Spanne Zeit, endlich eine Kraft und Ausdauer, die den wenigsten Sterblichen zu teil wird, weshalb die Zahl der eigentlichen ‚Bergfexe‘ selbst in England, dem Sportland par excellence, gegen die Zahl der Segler stark zurücktritt.



Kutter „Helgoland“.

Die Binnengewässer oder gar das wogende Meer im eigenen Fahrzeuge durchfurchen, kostet aber auch Geld, wird man uns einwenden. Freilich! Ohne Geld sind in dem Jammerthal des Lebens überhaupt wenig Dinge zu haben. Der Segelsport, wie auch das Rudern, erfordert jedoch nur eine einmalige größere Ausgabe für die Anschaffung des Bootes, und diese Ausgabe ist keine so erhebliche, als man sich vorzustellen pflegt. Die jährlichen Reparaturen und Neuanschaffungen beanspruchen kaum den fünften Teil der Kosten einer Schweizer Reise und beschränken sich namentlich in den ersten Jahren auf die Erneuerung des Tauwerks und das Neuanstreichen im Frühjahr, ein Geschäft, welches der Segler ja, falls er einiges Malertalent besitzt, höchsteigenhändig besorgen kann. Als weiterer Vorteil des Segelsports ist es anzusehen, daß er bei weitem nicht so viel Kraft beansprucht als das Bergesteigen, ja bei leichtem Winde so gut wie keine Kraft, und daß man das Vergnügen auf mindestens sechs Monate im Jahre verteilen und seinem Berufe dabei ruhig obliegen kann. Man mache sich nur Sonntags und hier und da in der Woche an schönen Tagen frei, und man darf auf vierzig bis fünfzig Tagfahrten im Jahre rechnen, was doch, dächten wir, vollauf genügt. Die glücklichen Anwohner des Mittelmeeres und der sonstigen Länder ohne Winterkälte haben es freilich besser: sie können sich das ganze Jahr durch auf dem Wasser tummeln, während uns der Frost mindestens vier Monate an den Ofen bannt. Mit desto größerer Freude begrüßen dafür Segler und Ruderer die Wiederkehr der schönen Tage. Bereits anfangs März regt es sich allenthalben in Norddeutschland auf den Werften und Bootsplätzen. Hier wird gezimmert und gepinselt, dort werden Segel und Tauwerk einer gründlichen Prüfung unterworfen und alles unbarmherzig in die Rumpelkammer verwiesen, was den Anstrengungen des Sommers nicht gewachsen zu sein scheint. Ist dieses Geschäft beendet, so werden die Boote, welche des Eisganges wegen meist ans Land gezogen waren, mit vereinten Kräften unter Hallo vom Stapel gelassen, worauf die Arbeit des Ballasteinnehmens, des Aufrichtens der Masten und des Auftakelns beginnt. Endlich ist alles

in Ordnung, und es fliegt bei dem ersten nicht zu kalten Windhauch die ganze Flotte hinaus.

Zum Segeln gehört aber auch Wasser, und zwar nicht rasch fließendes. Das Meer, die Binnenseen des Flachlandes, sowie der herrliche Bodensee, die Flüsse mit ruhigem Laufe, wie die Spree und Havel, sind allein zum Segeln geeignet. Von hohen Bergen umgebene Alpenseen, Flüsse mit erheblicher Strömung, wie Rhein, Donau, Main, taugen dazu nichts, und selbst Elbe, Oder und Weser sind nur im unteren Laufe dem Segelsport zugänglich. Hieraus folgt, daß bei weitem den meisten Deutschen der Segelsport stets unzugänglich sein wird und daß die Mehrheit, welche wir deshalb tief bedauern, zum Leben auf dem plancher des vaches, wie die französischen Seeleute das Festland benennen, verurteilt ist. Deutschlands Tiefebene bietet indessen, abgesehen vom Meere, zahlreiche Punkte, die für den Segelsport wie geschaffen sind. Vor allem die herrliche Kieler Bucht, die Unterelbe, die verschiedenen Haffe, die zahlreichen, zum Teil wunderschönen und noch immer verkannten Seen Mecklenburgs, Pommerns und der Mark. Am kräftigsten hat sich der Segelsport in Hamburg und in Berlin entwickelt, und man trifft auf den Ankerplätzen in der Nähe dieser beiden größten Städte des Deutschen Reiches Segelboote und kleine Jachten, welche den Vergleich mit den so gerühmten englischen nicht zu scheuen brauchen. Hamburg hat die Nähe des Meeres für sich, die Möglichkeit, sich auch in die See hinauszuwagen. Auf diesen Vorteil ist indessen nicht allzuviel zu geben. Eine Fahrt auf der See erfordert nautische Kenntnisse, die nicht jedermanns Sache sind, sie erfordert die Mitnahme einer seegeübten Mannschaft, sie erfordert endlich allerlei Vorbereitungen und größere Boote, weshalb derartige Ausflüge von deutschen Vergnügungsseglern verhältnismäßig selten unternommen werden. Die vielen Seen und breiten, kaum merklich dahinfließenden Wasserläufe um Berlin westlich bis Brandenburg, östlich bis Erkner bieten eine Fülle von Abwechselung, und es sind die Ufer nur ausnahmsweise so hoch, daß sie der Regelmäßigkeit des Windes Eintrag thun. Nur bildet die stellenweise Verwahrlosung der von Lastkähnen aller Art durchfurchten märkischen Wasserläufe einen recht fühlbaren Übelstand, und natürlich stets gefahrlose Strandungen gehören hier, namentlich im Herbst, gewissermaßen zum Programm der Segler. Auf den Spree- und Havelseen tummeln sich wohl an zweihundert Segelboote, und die Zahl nimmt jedes Jahr zu. Auch bestehen bereits in Berlin fünf Seglerklubs.

Houariboot „Klara Luise“.

Wir stellten oben den Segelsport so hoch, weil er nicht bloß Kraft und Geschick erfordert, sondern auch mit einer gewissen Gefahr verbunden ist. Diese Gefahr darf

man sich indessen nicht so groß vorstellen, wie die „Landratten“ meinen, und sie ist kaum erheblicher als beispielsweise das rasche Fahren auf einem abschüssigen Wege oder die Reise mit einem Nachtschnellzuge. Wir sind viele Jahre gesegelt, und es ist uns noch nicht das Geringste passiert. Die Fährlichkeiten, die der Segler auf engen, viel befahrenen Gewässern zu bestehen hat, hängen meist mit den Windverhältnissen nicht zusammen. Viel schlimmer als Windstöße, die ein geschulter Segler leicht zu parieren versteht, sind die entgegenkommenden Lastkähne und Dampfer, namentlich erstere, welche die in der ganzen Welt üblichen Ausweiche-Vorschriften im Gefühle ihrer unnahbaren Größe zu ignorieren pflegen, während die Steuerleute auf den Dampfern meist wissen, daß sie Segelbooten unbedingt aus dem Wege zu gehen haben. Die verhältnismäßige Gefahrlosigkeit kommt freilich nur erfahrenen Seglern zu gute: wer, wie zu oft geschieht, ohne die geringste Ahnung von der Steuerkunst ein Segelboot besteigt und sich aufs Wasser hinaus begiebt, riskiert sehr, die Chronik der Segelunfälle zu bereichern. Auch ereignet es sich nur zu oft, daß allzu kühn gewordene, namentlich jugendliche Segler die Fahrt in etwas angeheitertem Zustande antreten oder gar die Segel festmachen und dadurch verunglücken. Dergleichen bedauerliche Vorfälle darf man indessen dem Segelsport ebensowenig zur Last legen wie etwa die Unglücksfälle beim ungeschickten Herabspringen vom Pferdeeisenbahnwagen den Pferdebahnen.

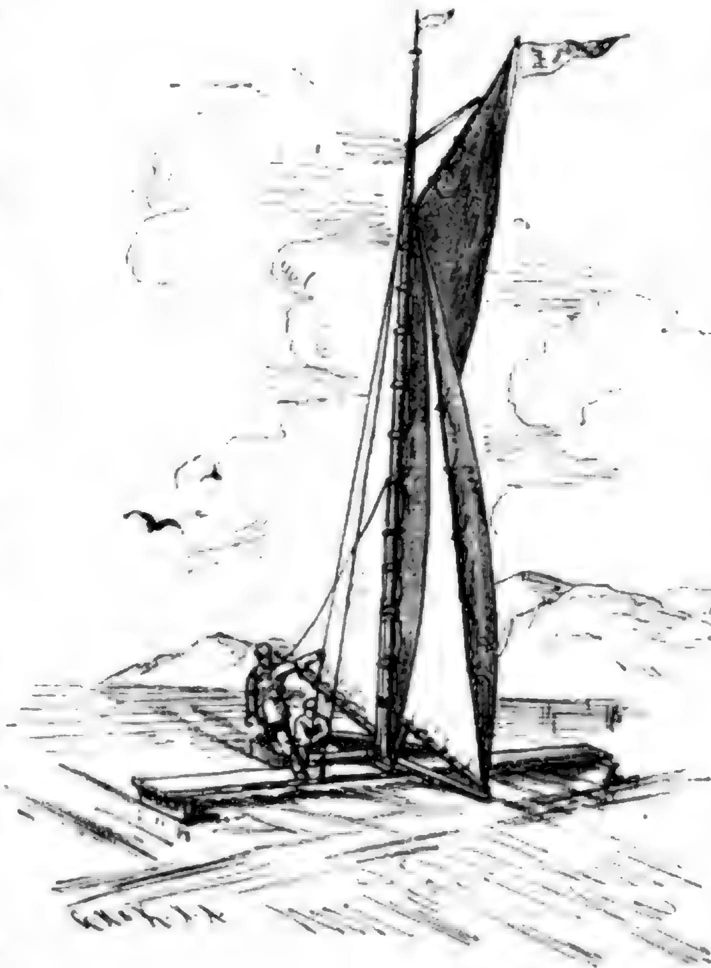
Yawl „Yebba“.

Wie fangen es nun die Segelsportsmen an, um ihr Schifflein trotz der tückischen Winde und Wellen stets sicher und ungefährdet wieder in den schützenden Hafen zu bringen und dabei höchstens naß zu werden? Die Sache läßt sich leider kaum beschreiben. Es gehört neben dem allgemeinen Verständnis für die Gesetze des Segelns ein gewisser Instinkt, blitzschnelles Handeln, stete Geistesgegenwart und erträgliche Nerven dazu. Wir wollen indessen, ehe wir zu der Beschreibung der üblicheren Bootarten übergehen, versuchen, dem mit diesen Dingen nicht betrauten Leser wenigstens einen Begriff davon zu geben.

Die erste Bedingung für das gefahrlose Segeln ist selbstverständlich ein tüchtiges, recht stabiles, das heißt sich nicht so leicht legendes und sich, wenn vom Winde auf die Seite gedrückt, gleich wieder richtendes, mit einem Kiel versehenes Boot. Man scheue die flachen Kähne, die sogenannten Seelenverkäufer, wie das Feuer und vertraue sich nur solchen Fahrzeugen an, wie sie auf dem Meere üblich sind. Über die beste Bauart eines Segelbootes sind die Ansichten sehr geteilt. Früher herrschte das von den Engländern heute noch unbedingt bevorzugte eigentliche Kielboot vor, welches den größeren Seeschiffen nachgebildet ist. Ein Kielboot ist, wie der Name andeutet, ein mit einem hohen Kiel versehenes, tiefes und schmales Fahrzeug mit verhältnismäßig großem

Tiefgang. Kielboote eignen sich vorzugsweise für Seefahrten und das Befahren von tiefen Gewässern. Sie legen sich zwar leichter auf die Seite als ihr Gegensatz, das Schwertboot, können aber, ohne zu kentern, eine viel größere Neigung vertragen. Daß bei Kielbootregatten die Segel das Wasser berühren und der Kiel beinahe zu sehen ist, kommt öfters vor, schadet aber weiter nichts. Stets richtet sich das Fahrzeug infolge des schweren Ballastes im Kiel und innenbords und der Bauart selber wieder auf, und nur den Laien überläuft Furcht ob des Schicksals der kühnen Segler.

Vor einigen Jahren brachten die Amerikaner indessen eine neue Bootsgattung, das sogenannte Schwertboot, in Aufnahme, welches sich einer steigenden Beliebtheit erfreut und sich für die norddeutschen Gewässer am besten eignet. Die Amerikaner gingen hierbei von der Ansicht aus, ein Boot dürfe sich nicht ins Wasser einwühlen, sondern müsse gewissermaßen über die Wellen dahinfliegen. Das Princip wurde seitdem auch auf größere Fahrzeuge angewendet. So namentlich von dem bekannten Genfer Gelehrten Pictet, dessen flach gebauter, gewissermaßen über den Gewässern schwebender Dampfer alle Konkurrenten schlagen soll. Was den Schwertbooten an Tiefe abgeht, ersetzen sie durch eine Breite, die man vor wenigen Jahren für lächerlich gehalten hätte. Sie beträgt in der Regel über ein Drittel der Länge (z. B. bei dem unten erwähnten 6 m langen Boote „Clara-Luise“ 2,50 m) und bietet eine große Sicherheit gegen das Kentern, wenn auch das Schwertboot, wie gesagt, in dieser Beziehung dem Kielboote nachsteht. Ein solches Boot würde jedoch wie ein Kahn mit flachem Boden beständig abtreiben, das heißt der Windrichtung folgen, und daher zum Segeln untauglich sein. Es wird deshalb mit einem sogenannten Schwert versehen, das heißt mit einem den Flußschiffen in manchen Ländern, so auch in Norddeutschland, abgesehenen sehr breiten Kiel, welcher sich hochziehen läßt und heruntergelassen an ein breites Schwert oder vielmehr an die Bauchflosse der Fische erinnert. Ein solches Schwert erhöht durch sein Gewicht und seinen Widerstand gegen das Wasser die Stabilität des Fahrzeuges erheblich und verhindert das Abtreiben desselben. In sehr flachen Gewässern wie auch bei Fahrten in der Richtung des Windes wird es hochgezogen, und es kann alsdann das betreffende Fahrzeug Stellen befahren, die dem Kielboote unzugänglich sind.


Segelschlitten.

Der Segler hat ferner darauf zu sehen, daß sein Boot, wie die großen Seeschiffe, einen gehörigen Ballast in seinen Flanken trägt. Die Amerikaner und Engländer, die alles Sportliche übertreiben, haben

auch hier bisweilen des Guten zu viel gethan, und auf manches unter ihren Fahrzeugen paßt das Wort: eine ungeheure Bleistange, der himmelanstrebende Segel aufgesetzt sind. In Deutschland und Frankreich ist man hierin vernünftiger und geht selten über das Notwendige hinaus.

Im allgemeinen benötigen Boote von 6 bis 10 m Länge 20 bis 50 Centner Ballast. Ein Teil desselben wird unter dem Kiel festgeschraubt — dazu wählt man in der Regel das specifisch sehr schwere Blei — und der Rest in Gestalt von verbrauchten Flacheisen- oder Schienenstücken im Raume unter dem Fußboden möglichst nach hinten untergebracht. Um ein Boot zum Kentern zu bringen, hat der Wind demnach den Widerstand des Wassers gegen den Kiel oder das Schwert, das Gewicht des Bootes selbst und endlich mehr als die Hälfte des Ballastes in die Höhe zu heben. Zu einer solchen Leistung aber gehört schon ein ganz hübscher Windstoß.

Endlich gehören zu einem segeltüchtigen Boote selbstverständlich gutes, festes Tauwerk, untadelhafte Masten und Rahen und aus dauerhafter Leinwand angefertigte, möglichst weiße Segel, die auch, wenn der Wind hineinbläst, keine allzu große Ausbauchung bilden dürfen. Ausgebauchte, an Luftballons erinnernde Segel, wie sie auf alten Bildern zu sehen sind, mag heutzutage kein Sportsman leiden.

Wir wollen nun den Segler auf einer Fahrt bei scharfem Winde begleiten und sehen, wie er, obwohl die Segelfläche nach streng seemännischen Begriffen in der Regel zu groß ist, den Kampf mit den Lüften aufnimmt und ungefährdet wieder daheim anlangt.

Nachdem er aufgetakelt, das heißt die Segel hochgezogen hat, ein Geschäft, welches bei größeren Booten einen ungemeinen Kraftaufwand erfordert, geht es zunächst, falls der Wind das Führen der Gesamtsegelfläche nicht gestattet, an das sogenannte Reffen. Das Hauptsegel wird so weit aufgerollt, wie das Boot ungefähr vertragen kann, während beispielsweise die Klüver, das heißt die dreieckigen Segel vor dem Mast, zum Teil eingezogen, respektive gar nicht erst aufgezogen werden. Weht es hingegen mäßig, so wird „Vollzeug gefahren“. Ist nun auf dem Boote alles klar, so wird der Anker hochgezogen, durch ein geschicktes Manöver das Fahrzeug so gedreht, daß die Segel, die bisher flatterten, den Wind fangen, und fort geht es in rasender Eile, daß das Wasser vorn hoch aufspritzt und die Neigung des Bootes bisweilen die Insassen zwingt, sich an Bord festzuhalten. Den wichtigsten Posten hat selbstverständlich der Steuermann inne, und von demselben hängt die Sicherheit der Fahrt zum guten Teile ab. Die Mitfahrenden haben hauptsächlich die Segelleinen, die sogenannten Schoten, zu halten und bereit zu sein, entweder die Schoten loszulassen, damit der Wind auf die Segel nicht mehr wirkt, oder gar bei anziehendem Sturm die Segel ganz herunterzulassen.

Der Vergnügungssegler will als echter Sportsman möglichst rasch ans Ziel gelangen und, wenn es geht, die Mitsegler und seine größten Feinde, die Dampfer, ausstechen. Er führt daher in der Regel nach streng seemännischen Begriffen zu viel Segel; andererseits weht der Wind sehr selten oder nie ganz stetig. Auf verhältnismäßige Stillen folgen Böen, heftigere Windstöße, welche die Sicherheit des Bootes gefährden könnten. Diese Böen hat nun der Steuermann zu „parieren“, was bei nicht zu bewegtem Wasser sehr leicht ist, indem man deren Herannahen an dem Kräuseln und Dunklerwerden der Flut schon von weitem erkennt. In dem Augenblicke, wo die Böe einschlägt, hat nun der Steuermann, wenn das Boot zu viel Segel führt, mit dem Steuer möglichst rasch zu luven, das heißt das Fahrzeug derart in den Wind zu drehen, daß dieser mehr von vorn weht und daher einen geringeren Druck auf die Segel ausübt. Ist die Böe vorbeigesaust, so

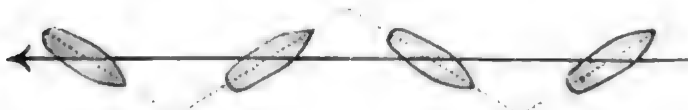
wird der frühere Kurs wieder eingeschlagen. Hilft aber das Luven nicht, so werden die Segel auf Kommando etwas losgelassen, und das Boot richtet sich sofort wieder auf. Bei einiger Aufmerksamkeit ist durch diese Manöver jede Gefahr leicht das Verkleinern oder gar das Herunterlassen der Segel aus der Not.

Es seien uns bei diesem Anlaß einige Bemerkungen über das Verhältnis der Wind- zur Fahrrichtung gestattet. Bei Laien begegnet man häufig der Ansicht,

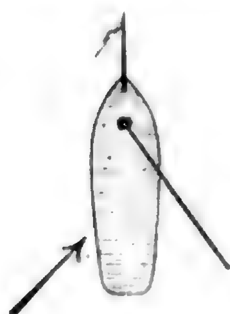
Amerikanisches Boot während einer Regatta.

zu beseitigen. Die zu begegnende Gefahr verringert sich übrigens sehr erheblich, sobald man nicht mehr so fährt, daß der Wind von der Seite her in die Segel fällt, sondern von hinten weht. Bei einer solchen Fahrt muß es schon arg kommen, wenn die Böen dem Boote etwas anhaben können. Zu guter Letzt, das heißt sobald der Wind zu einem Sturm ausartet, hilft ein Schiff könne nur mit dem Winde, das heißt nahezu in derselben Richtung, fahren, wie der Wind weht. Diese Ansicht ist eine ganz irrige. Der Segler vermag zwar nicht direkt gegen den Wind zu fahren; es ist jedoch ein Leichtes, den Ort zu erreichen, von welchem der Wind weht; es dauert nur erheblich länger und ist bisweilen etwas langweilig. Dies

wird durch das sogenannte Kreuzen erreicht, welches die beikommende Abbildung besser veranschaulichen wird, als Worte es zu thun vermögen. Bei einer solchen



Zickzackfahrt, welche die ganze Geschicklichkeit des Steuermanns erfordert, damit die Segel voll bleiben und nicht flattern, wirkt der Wind nicht direkt, sondern keilartig auf die Segel, etwa wie das Wasser auf das Steuerruder, und bringt ein Schiff nahezu ebenso rasch vorwärts, als wenn er von hinten weht, wogegen sich die Schnelligkeit erheblich steigert, sobald man „mit dreiviertel Wind", das heißt so fährt, daß der Wind das Fahrzeug trifft, wie es in der beikommenden Abbildung angedeutet ist.



Wir wollen nun dem angehenden Segelsportsman einige praktische Ratschläge bei der Wahl eines Bootes zu erteilen versuchen und den Lesern die gebräuchlicheren Bootstypen vorführen.

Im allgemeinen ist es anzuraten, sich mit einem kleinen, leicht beweglichen Boote von etwa 4 m Länge die Sporen zu verdienen, mit einem Boote, welches nur ein Segel trägt und erforderlichenfalls ohne Beschwerde gerudert werden kann. Erst wenn man eine gewisse Übung erlangt hat, greife man zu einem größeren Fahrzeuge, gehe aber darin, namentlich auf Binnengewässern, nicht zu weit, weil man sich sonst leicht festfährt, nirgends ohne Schwierigkeit anlegen kann und einer geschulten Mannschaft bedarf, deren Unterhalt die Kosten erheblich erhöht. Nur wohlhabende Leute dürfen sich den Luxus einer seetüchtigen größeren Jacht gönnen, mit der sich längere Fahrten unternehmen lassen.

Die gebräuchlichste Takelung für kleine Boote ist in der beikommenden Abbildung veranschaulicht. Sie besteht aus einem leichten Mast, an dem ein trapezförmiges Rahesegel hochgezogen wird,

dessen unterste Ecke rechts der Steuermann in der Hand behält.

Noch einfacher und praktischer ist folgende Takelung, die in England neuerdings aufkam, insofern als die Rahe wegfällt und Segel und Mast eins bilden. Der Mast besteht bei den Engländern in der Regel aus einer Bambusstange, welche Leichtigkeit mit Biegsamkeit und Widerstandskraft vereinigt.

Die gebräuchlichste Takelung für größere Boote ist die in der Abbildung S. 468 zur Anschauung gebrachte und wird den meisten Lesern wenigstens aus Büchern oder illustrierten Zeitungen bekannt sein. Die sogenannte Kuttertakelung besteht, wie ersichtlich, aus einem gewaltigen Segel hinter dem Mast, dem bei schönem

Wetter ein sogenanntes Topsegel aufgesetzt wird, und aus einem oder zwei Klüvern, die vor dem Mast angeordnet sind. Diese Klüver wirken nebenbei beim Wenden als Hebel und bringen ein Boot in kürzester Zeit herum, wenn man deren Handhabung versteht

Für das Segeln auf Binnengewässern bevorzugen hingegen die Franzosen die sogenannte „Houaritakelung", welche sich allmählich auch in Deutschland einbürgert (siehe Abbildung S. 469). Einmal ist sie entschieden schöner und graziöser, sodann besitzt sie den Vorzug der leichteren Handhabung und verleiht den Booten in gewissen Fällen eine größere Geschwindigkeit. Sie besteht aus einem oder zwei Klüvern, welche dieselbe Rolle spielen wie bei den Kuttern, und aus einem großen spitz zulaufenden Segel hinter dem Mast.

Sehr beliebt sind in England auch die sogenannten Yawls, die sich von den Kuttern durch die Anordnung eines kleinen Mastes mit entsprechendem Segel hinten am Steuerruder unterscheiden (siehe Abbildung S. 470). In England, Frankreich und Amerika kommen außerdem zwei- und dreimastige Jachten vor, die für längere Seereisen bestimmt sind und als wandelnde Wohnungen angesehen werden können. Die berühmteste ist der „Sunbeam", die dem steinreichen englischen Eisenbahnunternehmer Brassey gehört. Auf dieser Jacht hat er gar mit Kind und Kegel eine Fahrt um die Welt gemacht, die von seiner Gemahlin höchst anmutig beschrieben worden ist.

Wir sprachen oben von dem bösen Winter, welcher den Segler zu unfreiwilliger Muße verurteilt. Dies ist jedoch nicht buchstäblich zu nehmen. Amerikaner und Russen, denen ein recht strenger Winter beschert ist und die über ausgedehnte Wasserflächen verfügen, sind früh auf den Gedanken geraten, eigens gebaute Schlitten mit Segeln zu versehen und damit über die weite Eisfläche dahinzufliegen. Diese Mode ist jetzt auch zu uns herübergedrungen, und der Seglerklub am Wannsee bei Berlin beabsichtigt, Regatten mit Segelschlitten zu veranstalten.

Wie ein solcher Segelschlitten aussieht, zeigt die Abbildung S. 471. Er besteht aus einem langen Querholz, welches zwei Kufen trägt, einem Sitzraum für die Segler und einer daran angebrachten, wie ein Steuerruder um die Achse drehbaren dritten Kufe, welche ebenso gehandhabt wird wie das Ruder bei Segelbooten. Die Kufen müssen sehr scharf sein, damit sie sich in das Eis einbohren; sonst würde das Fahren mit Seitenwind unmöglich sein und der Schlitten bloß abtreiben.

Bei heftigem Winde und geschickter Führung erreichen die Segelschlitten eine ungeheure Geschwindigkeit, und es hat sich schon öfters auf dem Hudsonfluß ereignet, daß sie die auf den Bahnen am Ufer entlang fahrenden Schnellzüge einholten. Dieser Sport ist jedoch nicht ungefährlich und nur geschickten Seglern bei sehr dickem Eise anzuraten. Einmal kippt ein Segelschlitten ziemlich leicht, was bei großer Schnelligkeit für die Insassen nicht unbedenklich ist; zudem ist es bei der Geschwindigkeit unmöglich, etwaigen offenen Stellen im Eise und dann einem sehr unfreiwilligen Bade im eiskalten Wasser auszuweichen.

Mit diesem Eissport eng verwandt ist das namentlich in Dänemark viel geübte Segelschlittschuhlaufen, bei welchem der Läufer die Rolle des Mastes übernimmt. Er schnallt sich nämlich hinten auf den Rücken ein leichtes Segel, welches von zwei Rahen unterstützt wird, während zwei Stäbe, die der Läufer in den Händen hält, zur Stellung des Segels dienen, dessen oberer Teil bei zu heftigem Winde heruntergeklappt werden kann. Der Segelschlittschuhläufer vermag nicht bloß mit dem Winde zu laufen, sondern in derselben Weise wie der gewöhnliche Segler bei halbem Winde (Wind von der Seite) zu fahren. Weht es ordentlich, so läßt der Segelläufer die gewöhnlichen Schlittschuhläufer sehr bald hinter sich.

Wir bemerkten oben, daß die Gefahr

mit einen Hauptreiz des Segelsports bildet, daß man sich aber diese Gefahr unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht zu groß vorstellen dürfe. Unter gewöhnlichen Verhältnissen, das heißt, wenn man ruhig zu seinem Vergnügen segelt und sich von der Eitelkeit nicht zu Bravourstückchen hinreißen läßt. Anders liegen die Dinge jedoch bei den in Seglerkreisen sehr beliebten Regatten, sobald es an dem festgesetzten Tage sehr frisch weht. Bei einem amerikanischen Dampfer der Dampfschifffahrt.

Das Regattafahren ist, wie man sich denken kann, ein sehr aufregendes Vergnügen. Es gilt, um jeden Preis den Mitbewerbern zuvorzukommen, und hierzu gehört neben einem Boot, welches viele Segel trägt und dem Wasser möglichst wenig Widerstand bringt, geschicktes Manövrieren mit den Segeln und dem Ruder, die gespannteste Aufmerksamkeit

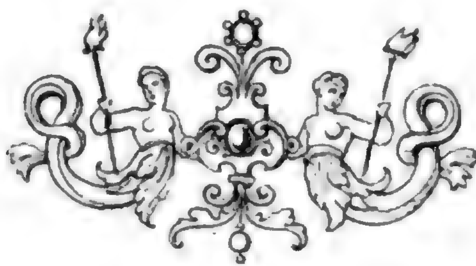
Englisches Regattabild.

Preissegeln gilt es, die Mitbewerber um jeden Preis zu schlagen, zuerst am Ziele anzulangen, und so lassen sich die mitfahrenden Bootsbesitzer leicht dazu verleiten, viel mehr Zeug herauszustecken, als ihr Fahrzeug bei der Windstärke verträgt. Jedes Quadratmeter Leinwand erhöht die Geschwindigkeit des Bootes, vermehrt aber auch die Gefahr des Kenterns, und so sind die Regatten reich an Unfällen aller Art: Kentern, Bruch der Masten und Rahen und dergleichen. Diese Unfälle dürfen jedoch dem Segelsport ebensowenig zur Last gelegt werden wie etwa die unsinnigen Wettfahrten der des Steuermanns und eine zum Sprunge stets bereite kräftige Mannschaft, da das Anholen der meist sehr großen Segel der Jachten einen ungemeinen Kraftaufwand erfordert. Auf der Abbildung S. 473, welche den Sitzraum eines amerikanischen Bootes während der Fahrt darstellt, sind eben drei Matrosen mit dem Großsegel beschäftigt und haben trotz der Hilfe, welche die Blöcke am Baum gewähren, damit vollauf zu thun, während der Steuermann zum Drehen des Steuerrades seine volle Kraft einsetzen muß. Die anderen Mitfahrenden sitzen jämtlichauf der Windseite und dienen als lebender Ballast.

Ein prachtvolles Schauspiel gewährt aber auch ein solches Wettfahren von Segelbooten, namentlich bei einer „steifen Brise“, wenn die Boote sich graziös auf die Seite legen und das Wasser am Bug hoch aufspritzt. Die Abbildung* S. 476 stellt ein Wettsegeln um die Insel Wight zwischen den großen Jachten „Hildegard“ und „Alice“ dar. Die Schiffsrumpfe erscheinen hier nur als unbedeutende Anhängsel zu der darüber aufgebauten riesigen Segelfläche, und man begreift kaum, wie die Boote eine solche Last zu tragen vermögen. Das macht alles die vielen Tonnen Eisen oder Blei, die im Raume oder am Kiel untergebracht sind. „Hildegard“ hat, dank ihrer größeren Segelfläche, bereits einen nicht unbedeutenden Vorsprung und dürfte, wenn ihre Masten und Rahen nicht brechen, den Siegespreis erringen.

Wir sind zu Ende. Deutschland hat in Bezug auf den Segelsport einen erfreulichen Anlauf genommen; es fehlt aber noch sehr viel, daß wir uns mit der imposanten englischen Flotte von über viertausend Segeljachten in irgend einer Weise messen können, und es hat uns selbst Frankreich, dessen Bevölkerung sonst nicht gerade als sportlustig zu bezeichnen ist, bei weitem überflügelt. Was wir in Deutschland namentlich vermissen, das sind große seetüchtige Jachten, wandelnde Wohnungen, auf welchen Familien, statt sich in irgend einem Badeorte zu langweilen, im Sommer weite Vergnügungsreisen unternehmen. Dazu sind wir nicht reich genug, wird man einwenden, und dergleichen vornehme Vergnügungen sind für uns daher eine verbotene Frucht. Dies möchten wir denn doch bestreiten. Von den Leuten abgesehen, die ohne den Kurszettel nicht leben können und daher für Seefahrten untauglich sind, giebt es im Deutschen Reiche unter den Großgrundbesitzern und Fabrikanten, in den Hansestädten, in Berlin und anderen Orten, doch viele Familien, welche eine Ausgabe von jährlich einigen tausend Mark für Reisen im vornehmsten Stil, für die einzige Art des Fahrens, wohl opfern könnten, die vollen Genuß neben absoluter Unabhängigkeit von Abfahrtszeiten, schlechten Gasthöfen, zudringlichen Kellnern und dergleichen gewährt. Wir würden uns glücklich schätzen, wenn wir durch unsere schwache Schilderung der Reize der Segelschiffahrt die Anregung zu einem Sport gegeben hätten, welcher nebenbei auf die Entwickelung des einheimischen Schiffsbaues nur fördernd einwirken könnte.

* Wir entnehmen die Abbildung dem in Berlin erscheinenden „Wassersport“, einem Organ, welches wir allen Ruder- und Segelfreunden nur bestens empfehlen können.



Der tote Kosak.

Novelle

von

August Schneegans.

Jost Birkelbaum stand schon stark in den Dreißigen, als die verbündeten Heere nach der Schlacht bei Leipzig zum erstenmal in sein Heimatland, das Elsaß, eindrangen und seine Vaterstadt Straßburg umzingelten. Er stammte aus einer alten Patricierfamilie der ehemaligen freien Reichsstadt, hatte, dank seiner Jugend und ohne Gefahr zu laufen, dabei in der einen oder in der anderen Weise den Kopf zu verlieren, die Schrecken der Revolutionsjahre glücklich durchgemacht und war einer der ersten gewesen, die bei Ausbruch der großen Kriege Napoleons es verstanden hatten, ohne allzu außerordentliche Mühe aus den von anderen gepflückten Lorbeeren sich ein recht ansehnliches Vermögen herauszudrücken und zusammenzukrämern. In verständig kaufmännischer Ausnutzung der Gelegenheiten verkaufte er den reich mit Geld und Hoffnungen versehenen, zu Krieg und Sieg ausziehenden Offizieren, Intendanten, Militärärzten und Generalen allerlei in einer Campagne recht nützliche Gegenstände, wie Etuis und Necessaires mit zusammenlegbaren Kämmen, Bürsten, Spiegeln, Löffeln, Messern, Scheren, auch noch chirurgische Instrumente, Feldapotheken, besonders aber Epauletten, goldene und silberne Achselschnüre und dicke Degenquasten, alles zu hohen Preisen, alles echte und fein garantierte Pariser Ware, von der er in seinem schlechten Französisch ein wunderbares und wunderlich klingendes Lob anzustimmen und das er für schweres Geld an den Mann zu bringen verstand. Kehrten aber die ruhm- und beutebeladenen Heere wieder zurück, so war es natürlich auch bei dem schmunzelnden, gefälligen und äußerst patriotischen Jost Birkelbaum, wo die Herren Offiziere, Intendanten, Militärärzte und Generale ihre jetzt unnützen Siebensachen wieder loswurden. Etuis und Necessaires wurden, da die zusammenlegbaren Kämme, Bürsten, Löffel und so weiter ja gebraucht worden waren, zum Zehntel des Preises wieder zurückgekauft; die chirurgischen Instrumente und Feldapotheken, die so wie so im Frie-

den von keinem Werte mehr waren, aber immerhin, wie Jost Birkelbaum mitleidig lächelnd behauptete, für Dorfbarbiere gut genug wären, wurden mit einem Rabatt von fünfundsiebzig aufs Hundert zurückgenommen; den Epauletten, Schnüren und Quasten ging es nicht viel besser, Regen und Sonne hatten ihnen arg mitgespielt; das echte und feingarantierte Silber und Gold wollte es trotz Reibens und Putzens nicht mehr zum richtigen Glanze bringen — und glänzen mußten doch die Offiziere beim Paradeeinzug in Paris, meinte Jost Birkelbaum, und glänzen mußten sie auf den Bällen und bei den Diners, unter den schönen, nach ruhmreichen Kavalieren lechzenden Damen, setzte er, schelmisch mit den Augen blinzelnd, hinzu. Die Epauletten, Schnüre und Quasten wanderten also wieder in Josts Schubfächer und Kasten — und brach im nächsten Frühjahr ein neuer Krieg aus, so stand auch wieder der ganze, so verächtlich zurückgekaufte, mit geringer Mühe in den richtigen Paradezustand zurückgeführte Kriegsapparat in dem Schaufenster, und unter den patriotischen Lobreden des gewissenhaft für Napoleons Ruhm schwärmenden Posamentiers wanderten die Siebensachen als echte, feine und funkelnagelneu garantierte Pariser Ware in die Tornister und Koffer der neuen Offiziere, zu einer neuen Rundreise durch das alte geduldige Europa zurück. — „Was liegt denn daran?“ erwiderte mit selbstgefällig pfiffigem Lachen der Posamentier seiner von diesem Treiben anfangs nicht sehr erbauten Frau, einer in ganz anderen Grundsätzen erzogenen, den Kaufmannsstand im Grunde ihres Herzens wie eine besondere Species von Betrug und Diebstahl betrachtenden Pfarrerstochter; — „was liegt denn daran? Wir sind im Kriege! Die Offiziere haben Geld in Hülle und Fülle und nehmen sich drüben so viel mit, als sie wollen! und so sind es ja am Ende doch die anderen, die bezahlen!“ — Die anderen waren aber die Österreicher, Preußen, Russen, Badenser, Schwaben und anderes Gesindel, dem gegenüber ja bekanntlich alles erlaubt war und das sich noch obendrein bedanken durfte, daß man es der Ehre wert hielt, von Napoleon geschlagen und geplündert zu werden. Für Jost Birkelbaum, der mit Vorliebe die kaiserlichen Proklamationen las, galt es als eine ausgemachte Sache, daß es von jeher die Fremden gewesen, die den nur nach Frieden schmachtenden Napoleon durch ihre maßlosen und herausfordernden Unverschämtheiten zum Kriege gezwungen hatten und immer wieder dazu zwangen; den mit klingendem Spiele und wehenden Fahnen abziehenden Regimentern sah der kriegslustige Posamentier aus seiner in einer der größten Straßen Straßburgs gelegenen Wohnung mit Rührung nach, und waren die letzten Soldaten um die Ecke verschwunden, so pflegte er mit einem besonderen Lächeln seinem darob gar wenig erbauten Frauchen zu sagen: „An Jost Birkelbaum ist ein schmucker Offizier verloren gegangen! Schade, daß sie mich wegen meiner linken Schulter (dieselbe war um ein kleines höher als die rechte, und der gute Jost Birkelbaum hatte sie bei der ärztlichen Rekrutenvisite recht tüchtig in die Höhe gehoben) als zum Kriegshandwerk untauglich erklärten! Aber zehn Jahre meines Lebens — von den letzten natürlich! — gäbe ich gern her, könnte ich auch einmal goldene Epauletten tragen, goldene Achseltressen über den Arm herunterhängen und eine goldene Quaste an meinen Degen oder Säbel befestigen! Es liegen noch welche — ganz neue! und diesmal (er schmunzelte gar pfiffig dazu), ja! diesmal echte und fein garantierte Pariser Ware — in der großen, eisernen Truhe unter dem Comptoir! Die habe ich aufgehoben für den Tag, wo einmal ein Marschall oder der Kaiser bei mir einkaufen sollte — oder für mich selbst, falls ich . . .!“

„Du bist wohl nicht bei Sinnen, Jost Birkelbaum!“ erwiderte aber dann sein nettes, kleines, rundes, verliebtes, von ihren Gewissensskrupeln aber gepeinigtes

Weibchen; „wie solltest du es in deinem Alter und mit deiner — nun ja! mir gefällst du ja so, wie du bist — aber höher als die andere ist ja deine linke Schulter doch! — und wie solltest du es mit ihr zu was anderem bringen als zum Posamentier? Und was träumst du immer wieder von dem Offizierwerden, mit dem es nun doch mal vorbei ist — und an dem ich überdies so wie so keinen Gefallen finden kann!“

„Ja, ja! man kennt dich ja schon, Lieschen! Man weiß, wo dich der Schuh drückt! Weil du nicht französisch zu parlieren verstehst wie diese Herren, so siehst du in unseren wackeren, feinen und hübschen Offizieren nur Fremde, die ...“

Da platzte die kleine Frau heraus:

„Und was verstehst denn du von dem Französisch-Parlieren? Siehst du nicht, wie deine sauberen Offiziere sich in die Lippen beißen, wenn du ihnen dein Kauderwelsch auftischst? Hast du vergessen, wie ihr es in der Schule anfingt, um französisch zu lernen? als euer Professor, der selige Doktor Langeißen, euch auf den Paradeplatz schickte, wenn ein neues Regiment eingerückt war und ihr bei den Trommlern Posto fassen und aufmerksam aufhorchen und alle mehr oder minder ... honetten Brocken, die in diesem hochfeinen Gesellschaftszirkel fielen, sorgfältig in die Schule wiederbringen mußtet, wo dieselben alsdann unter Taktschlägen des Herrn Professors von der ganzen Klasse wiederholt wurden? Hast du vergessen, Jost Birkelbaum, daß sie deinen Vater beinahe um einen Kopf kürzer gemacht hätten, damals, als die Guillotine Tag und Nacht auf dem Paradeplatz stand? daß deine beiden Onkel das Land ihrer Väter verlassen mußten, um nur nicht geköpft zu werden, und daß sie ihr Glück in der Fremde, über dem Meere, suchen mußten? daß du Birkelbaum heißest und ich Holdersprung? daß ein Birkelbaum im sechzehnten Jahrhundert Ammeister und ein Holdersprung ein Senator der freien Reichsstadt gewesen? und daß, wenn die Verwandten von drüben, über dem Rhein, uns besuchen, wir uns wie Brüder bei Brüdern fühlen, während die feinen Herrchen von der anderen Seite mit uns verwandt sind wie ein Storch mit einem Frosch — wenn er ihn nämlich verzehrt hat? — und weder unsere Sprache, noch unser Denken, noch unsere Gefühle verstehen! — und nichts können als uns lächerlich machen, uns bespötteln und bewitzeln, als wären sie um eine Münsterhöhe größer als alle anderen Menschen? — Und überhaupt, sie passen nicht zu uns und wir nicht zu ihnen! — Und nun, Jost Birkelbaum, hat's auf dem Münster schon längst zwölf geschlagen, und die Suppe steht auf dem Tische — und, sei mir nicht böse, aber es mußte wieder einmal heraus! und jetzt ist's draußen! Nichts für ungut! aber laß mich mit deinen Offizierslaunen, Epauletten, Quasten und all dem dummen Kram in Frieden — der ja, Gott sei's geklagt! ebensowenig echt und fein garantiert ist als deine Offizier ...“

Da verstand aber Jost Birkelbaum keinen Spaß mehr. Seine Augen traten ihm aus dem Kopf; seine dicke, breite Hand legte sich plötzlich auf Lieschen Holdersprungs Mund, und mit gebietender Stimme und Gebärde hieß er sie schweigen. Lieschen Holdersprung schwieg, denn sie war eine folgsame, dem Gatten unterthane und auch, wenn sie nicht gerade in den Affekt geriet, recht liebenswürdige kleine Frau, die für ihren Mann durchs Feuer gegangen wäre — und sich dies Feuer eben nur ein bißchen weniger von unechten Goldborten und falschen Silberschnüren genährt wünschte. Jost Birkelbaum aber, wenn er in dieser befehlenden Haltung auf sie lostrat, hatte ein ganz besonders imponierendes Aussehen, und dem kleinen Frauchen war einmal bei einem solchen Auftritt der bewundernde Ausruf entflogen: „Jost Birkelbaum, jetzt siehst du ja wahrhaftig aus wie ein Offizier!“ — was natürlich ihrem Mann nicht wenig geschmeichelt und nicht wenig dazu beigetragen hatte, die übrigens wie jedesmal nur ganz vor-

übergehend gestörte Eintracht unter Lachen und Küssen wieder herzustellen.

Zum Offizier hätte es Jost Birkelbaum auch beinahe gebracht — leider aber nur beinahe, da er sich mit dem Unteroffizier begnügen mußte. Vor der Nase schnellten ihm die goldenen Epauletten, Fransen und Quasten vorbei; nur mit einfach roter Wolle durfte er seine Achseln und seine Mütze schmücken, und das einzige, was golden an ihm blitzte, war die breite Sergeantenborte, die er querüber auf dem Ärmel zu tragen berechtigt ward und die sich der wackere Mann, nachdem er den Schmerz um das entschwundene Offizierspatent überwunden, auch so breit, als es das Reglement erlaubte, und gar noch um eine Fingerdicke breiter auf die dunkelblaue, elegant zugeschnittene Nationalgardistenuniform heftete, in der Sonne blinken und glitzern ließ und auch niemals verfehlte, wenn er zu Bette ging, eigenhändig mit einem sorgfältig mit vier Stecknadeln angehefteten Streifen von weißem, weichem Löschpapier zu überziehen, damit das Gold am anderen Morgen ja noch glänze wie echte, fein garantierte Pariser Ware. Mit diesem Unteroffiziersamt war es folgendermaßen zugegangen:

Napoleon hatte den Rückzug von Rußland antreten müssen; sein Heer hatte sich aufgelöst, und die neue Heeresmacht, die er dem heranrückenden Feinde entgegengeworfen hatte, war bei Leipzig schrecklich aufs Haupt geschlagen worden. Natürlich waren diese nicht mehr hinwegzuleugnenden Niederlagen von dem wackeren Jost Birkelbaum auf das Konto von allerlei schlimmen Zufällen geschrieben worden: nicht die Russen hatten bei Moskau gesiegt, sondern der Winter — gerade als ob Schnee und Eis sich einzig und allein den Franzosen fühlbar gemacht hätten; und in Leipzig war man nicht einem ehrlichen Kampfe, sondern dem Verrat unterlegen; gerade als ob diejenigen Verräter gewesen wären, die, bis dahin unter des Eroberers Fahne gezwungen, sich endlich allgesamt zur Befreiung ihres Landes und zur Verteidigung ihres Herdes zusammengefunden hatten und mit vereinten Kräften auf die Fremdherrschaft losgestürmt waren! Jost Birkelbaum aber, der mit den Rückzugsoffizieren wieder reichliche Geschäfte gemacht hatte, verstand dies alles viel besser, und mit selbstbewußtem Stolze erklärte er abends beim Bier in dem Stammzimmer der „Kanone“ seinen Bekannten und aufmerksamen Zuhörern, daß die gegen Frankreich verbündeten Völker nur einen schnöden Undank übten gegen diejenigen, die ihnen die Wohlthaten der weltbeglückenden Revolution beizubringen suchten, und daß jetzt ganz Frankreich aufstehen würde, um mit den Waffen in der Hand die Feinde des Kaisers zu Paaren zu treiben und alle Völker Europas zu zwingen: Es lebe die Freiheit und Kaiser Napoleon! zu rufen. Als alle waffenfähigen Bürger in den Grenzprovinzen zum Dienste als Nationalgardisten aufgerufen wurden, war er auch einer der ersten, die sich auf das Bürgermeisteramt begaben, um sich einschreiben zu lassen, und als er von dem eigens dazu bestellten Municipalbeamten gefragt wurde, in welcher Waffe: Infanterie, Artillerie oder Kavallerie, er zu dienen wünsche, antwortete er mit stolzer Sicherheit, das Reiten hätte er niemals gelernt, am Marschieren hinderten ihn seine von Hühneraugen gespickten Füße und zum Infanteristen tauge er schon seiner linken, leicht verwachsenen Schulter wegen nicht — mit einer Kanone getraue er sich aber umzugehen, besonders wenn dieselbe auf einem Walle, hinter einer festen Brustwehr aufgepflanzt wäre und es sich darum handelte, die umliegenden Dörfer, Gärten und Gartenhäuser von hoher Bastion herunter vor dem Feinde zu beschützen. Jost Birkelbaum mochte dabei an seinen eigenen Garten und an sein Landhaus denken, das in nächster Nähe, vor dem Finkmattwall, auf einer kleinen Anhöhe lag, wo er allabendlich im Sommer mit seinem Frauchen inmitten selbstgepflanzter Blumen und Bäume wohnte, und das er

sich nicht entschließen konnte, als ein für Kosaken und anderes Gesindel gegen seine Vaterstadt gerichtetes Blockhaus anzusehen. Der Municipalbeamte, ein freundlicher, gähnender, langsamer und gelangweilter Mann, schrieb alles gewissenhaft in sein Register ein und richtete sodann noch die letzte, außerordentlich verbindlich lautende Frage an Jost Birkelbaum, ob er in der Artillerie eine besondere Stelle als Offizier oder Unteroffizier beanspruche? Kalt und warm überlief es den wackeren Posamentier bei diesen Worten, und seine kühnsten Hoffnungen sah er im Geiste erfüllt, als er, bei diesen Worten sich in die Brust werfend, antwortete, er sei von jeher ein treuer Anhänger des Kaisers gewesen, er habe mit den Offizieren seit Jahren mancherlei Umgang gepflogen, und wenn man ihm denn doch erlaube, einen Wunsch auszudrücken, so wäre er am liebsten Hauptmann und Batteriebefehlshaber — was ebenfalls neben seinen anderen Antworten gewissenhaft und in schöner Kursivschrift in das Register eingeschrieben und worauf er selber mit einem freundlichen Kopfnicken verabschiedet wurde. Lieschen Holdersprung wollte ihren Mann kaum mehr erkennen, als er sich in seiner vorgeahnten Offizierswürde majestätisch vor sie hinstellte, ihre beiden Hände in die seinigen faßte, sie aufrecht vor sich hinpflanzte und sie mit feierlichem Ernst fragte, ob sie nichts Besonderes an ihm bemerke? Und wie sie verwundert den Kopf schüttelte und ihm beteuerte, der von ihr herzlich geliebte Mann sei in ihren Augen heute wie an ihrem Hochzeitstage der schönste, beste, einzig geliebte — da führte er sie, ohne ein Wort zu sagen, zu der Truhe unter dem Comptoir, öffnete dieselbe behutsam, zog ein Paar goldene Epauletten heraus, legte sie auf seine Schultern, und als er sich sattsam an ihrem Erstaunen geweidet hatte, fiel er ihr um den Hals und konnte vor lauter Freude nur die unzusammenhängenden Worte hervorstammeln: „Offizier! ... Lieschen! ... Ich werd's ... Kanonier! ... Es lebe der Kaiser!"

Einige Tage nachher trat ein Municipaldiener in seinen Laden. Er trug einen ganzen Pack von Briefen unter dem Arm, suchte eine Weile darin herum und überreichte endlich dem fieberhaft Wartenden das ihn persönlich betreffende Papier, das, mit dem Gemeindestempel versehen, ein höchst ehrwürdiges und stattliches Aussehen hatte. Einen triumphierend lächelnden Seitenblick auf sein Weibchen werfend, erbrach Jost Birkelbaum das Blatt — und fast schien's ihm, als tanze sein Laden, die Straße, die Vorübergehenden mitsamt Lieschen Holdersprung und dem stummen Briefträger im Kreise herum — denn nicht als Hauptmann, auch nicht einmal als Lieutenant, sondern als Sergeant, als einfacher Unteroffizier war Jost Birkelbaum in der Artillerie der Nationalgarde eingereiht! Er wendete das Blatt um, ob die Adresse denn auch richtig auf ihn und nicht vielleicht auf einen anderen lautete?

„Jo, jo, gücke Si numme!" bemerkte verschämt lächelnd der Diener, ein alter, weißköpfiger Straßburger, der in seinem ehrlichen Dienst schon viel durchgemacht hatte und Josts Gedanken wohl erraten haben mochte; „i hab mer's glich gedenkt, daß Si sich nit grad fraie wäre! ... So geht's halt bi denne Herrle! ... Wenn einer hädd soll'n Offezier wäre, ze sinn Si's, Herr Birkelbaum! Awwer jetztert sinn halt die wälsche Milidär ahnert — iwweral sinn si verhaue worre, awwer mer sieht's ne nit an, unn sie sinn noch grad so häwwi als frijher! — Unn, warde Si numme 'n e bissel, Herr Birkelbaum — mer wäre's schun ze spiere bekumme in unserem gueden alde Straßburg, daß die Herrle im Rußland und bi de Schwowe Breijel kriejt han! Jo, laider! mir wäre's g'spiere! Denke Si numme 'n a mich, an den alde Babbe Wendling, daß ich's brophezeit ha!! — Die Herrle do spiele 'n awwer jetzt noch d' Maister, unn im 'e Burjer gunne die d' Offeziersebauledd nit! Alli Burjer hann si üsgstriche unn hann iwweral Saldade 'n anne gsetzt — aldi Kaiwe, wo daub sinn

wi Drumbeder, wo vor Rumadis nit grad gehn kenne, unn wo nix verstehn als Cognak drinke unn Karde spiele! Jo! so witt han mir's gebrocht zitt der Revolution, daß Gott erbarm! Zellemals hets als gheiße, im Böbel solle sini Rächte widder zeruckgenn wäre — unn liperdé! équalidé! fradernidé! hann sie alli gebrühlt! — Unn jetzt? — Na! i glaub, 's isch gscheiter, i så nix meh! i denk awwer schun min Deil! — Nix fir ungüt, Herr Birkelbaum! Adieu, Madam Birkelbaum! Salut bisamme!"*

Und weg drückte sich der Alte, dem die Revolutionserinnerungen noch durch alle Glieder spukten und der wohl im Grunde seines Herzens den Kaiser Napoleon, trotz aller seiner Marschälle, für nichts weiter ansah als für einen vom Zufall begünstigten Verräter an dem Volke und für einen des Schafotts würdigen Mörder der Freiheit.

Es war ein harter Schlag für Jost Birkelbaum, und nun war es ihm auch plötzlich nicht einmal halb so warm mehr ums Herz, wenn von dem Anrücken der feindlichen Heere, von Schlachten, von Verwundeten und von Toten gesprochen wurde; ja, es geschah sogar eines Abends das Unerhörte, daß Jost Birkelbaum, als er mit einem Glase Bier zu viel aus der „Kanone" nach Hause kam, seiner verwundert horchenden Frau eine Standrede hielt, in welcher die Marschälle, Generale und Offiziere eben keine sehr beneidenswerte Rolle spielten und in welcher recht urkräftige Verwünschungen sich Luft machten gegen diejenigen, die eine ehrsame, friedliche Bürgerzunft dem Bombardement, dem Hungertode und jedenfalls dem vollständigsten Ruin aussetzten und die, anstatt gleich und unverrückt Frieden zu schließen, Kinder, Greise und (er hob dabei seine linke Achsel bedenklich in die Höhe) Krüppel als Kanonenfutter auf die Wälle schickten! Lieschen Holdersprung hörte, ohne ein Wort zu erwidern, zu. Sie hütete sich wohl, welche Überwindung es sie auch kostete, den aufgeregten Mann zu unterbrechen oder gar ihren eigenen Gedanken freien Lauf zu geben, denn sie wußte ja nur zu gut, daß, hätte sie gesprochen und ihm für seine Worte Beifall zugejubelt, dies sofort zur Folge gehabt haben würde, ihren Mann wieder zurückzuführen zu seiner alten, jetzt, wie es schien, allmählich sich lockernden Bewunderung für den Kaiser Napoleon und alles, was drum und dran hing. Sie ließ daher, still in der Seele vergnügt, Jost Birkelbaums Verwünschungen vorüberrauschen, und während er sich grollend und polternd an ihrer Seite niederlegte, richtete sie in ihrem Herzchen ein stummes Dankgebet an diejenigen, die ihm das Offizierspatent verweigert und dem geliebten Mann so etwas wie ein gelindes Starstechen beigebracht hatten. Wenn's nur mit dem Kanonierspielen nicht zu weit geht! dachte sie freilich, und in ihrem unruhigen Schlafe glaubte sie schon den Donner der Geschütze auf Straßburgs Wällen und das Ächzen ihres verwundeten Gatten zu hören. Einmal fuhr sie, am ganzen

---

* Ja, ja, schauen Sie nur! — ich habe mir's gleich gedacht, daß Sie sich nicht gerade freuen würden! ... So geht's eben bei diesen Herrchen! — Wenn einer hätte Offizier werden sollen, so sind Sie es, Herr Birkelbaum! Aber jetzt sind eben die welschen Militärs die ersten (ahnert, im Lokalausdruck für erstes)! Überall sind sie zusammengehauen worden, aber man sieht es ihnen nicht an, und sie sind gerade noch so häbig (grün, naseweis) als früher! — Und warten Sie nur ein bißchen, Herr Birkelbaum — wir werden es schon zu fühlen bekommen in unserem guten alten Straßburg, daß diese Herrchen in Rußland und von den Schwaben Prügel bekommen haben! Ja, leider! *wir* werden es fühlen! Denken Sie nur an mich, an den alten Vater Wendling, daß ich es prophezeit habe! Die Herrchen spielen aber jetzt noch die Meister, und einem Bürger gönnen diese die Offiziersepauletten nicht! Alle Bürger haben sie ausgestrichen und haben überall Soldaten hingesetzt — alte Kerls (Kaiwe, im Lokalausdruck für Kerls), die taub sind wie Trompeter, die vor lauter Rheumatismus nicht gerade gehen können und nichts verstehen als Cognak zu trinken und Karten zu spielen. Ja! so weit haben wir's gebracht seit der Revolution, daß Gott erbarm! Damals hat es geheißen, dem Peuple (Volk) sollen seine Rechte wiedergegeben werden — und liberté! égalité! fraternité! haben sie alle gebrüllt! — Und jetzt? — Na, ich glaube, es ist gescheiter, ich sage nichts mehr! ich denke aber mein Teil! Nichts für ungut, Herr Birkelbaum! Adieu, Madam Birkelbaum! Ich grüße beide zusammen!

Leibe zitternd, aus ihren Träumen und riß sich, zu Tode erschreckt, das Nachthäubchen von den Ohren, um besser zu horchen — aber sie legte sich sogleich wieder nieder, und über ihre Angst mußte sie ganz allein vor sich hinlachen, denn sie erkannte, daß es nur Jost Birkelbaums tiefes Schnarchen war, das so schreckliche Phantasien in ihre schlummernde Seele hineingedonnert hatte.

Offen durfte der brave Posamentier freilich seinen Ärger nicht zeigen. Die Kameraden in der „Kanone“ hätten sich allzumal zu sehr über ihn lustig gemacht, und die Offiziere, die in seinen Laden kamen, gratulierten ihm überdies mit so ernsthafter Miene zu seiner Ernennung, und wußten so viel Schönes zu sagen von der hohen Bedeutung des Unteroffiziercorps, und wie eigentlich im Kriege ein Sergeant viel mehr noch zu bedeuten habe als ein Lieutenant und Kapitän, und wie dem tüchtigsten Unteroffizier das Kreuz der Ehrenlegion bestimmt sei, und wie er selbst bei der Generalität aufs beste angeschrieben sei, und man nur auf eine Gelegenheit warte, um ihn vor allen anderen Nationalgardisten auszuzeichnen — daß er sich bald wieder aus seiner Niedergeschlagenheit und Verbitterung erholte und sich auch mit höchsteigener Hand auf seine schmucke Kanonieruniform die breiteste Sergeantengoldborte annähte, die überhaupt in seinem ganzen Vorrat aufzutreiben war.

Es ging nun an das Exercieren, Marschieren, Manövrieren, Kommandieren und Kommandiertwerden. Die Feinde hatten das Elsaß überschwemmt. Schon waren einige Reitertrupps in den umliegenden Dörfern aufgetaucht. Kanonen wurden auf die Wälle geführt; Schanzkörbe aufgepflanzt; — dem guten Lieschen wurde es ganz schwül ums Herz, wenn ihr Mann bestaubt und schmutzig und müde nach Hause zurückkehrte und ihr von seinen gefährlichen Beschäftigungen mitten zwischen Pulverfässern, Kugelbehältern und brennenden Lunten erzählte. Da die Besatzung der an der Grenze verlorenen und preisgegebenen Festung nur wenige Tausend Mann betrug, so hatte der General Brousier, ein tüchtiger, zu allem fähiger Haudegen, den Entschluß gefaßt, die ganze Bevölkerung zur Verteidigung der Stadt aufzubieten, und so verging Tag für Tag unter ewigem Trommeln und Trompeten und unter immerwährendem Hin- und Hermarschieren der zu Soldaten verwandelten Krämer, Professoren, Schneider, Rentner, Schuster und Posamentiere, und den armen Frauen blieb nichts übrig, als sich mit Freundinnen und Verwandten zusammenzusetzen und Charpie zu zupfen. Ach Gott, und wie wurde Lieschen Holdersprung zu Mute, wenn sie daran dachte, daß das Büschelchen Charpie, das sie eben in den Korb geworfen hatte, vielleicht gar in die Wunde gestopft werden würde, die eine feindliche Kugel ihrem lieben Manne auf dem Walle neben einer Kanone geschlagen! — Sie wollte lieber nicht daran denken! — Aber sie dachte doch immer wieder daran!

Eines Morgens — es war in den ersten Tagen des neuen Jahres, und die Nachbarinnen hatten sich gerade daran gemacht, in Lieschens Wohnung und bei gemeinschaftlicher Arbeit und Plaudern den Rest des Milchbrotes und des Neujahrsstollens in gemeinsamem Kaffeekränzchen zu verzehren — da krachte es dumpf von draußen. Die Gevatterinnen verstummten plötzlich. Alles horchte mit gespannten Sinnen; den Bissen, den man soeben in den Mund geführt hatte, vergaß man zu verschlucken, und mit offenem Munde, offenen Augen und offenen Ohren saß die ganze Gesellschaft hinter dem Kaffeetisch und neben den Charpiekörbchen. Horch! da krachte es zum zweitenmal — dann folgte ein Geknatter — und wieder ein dumpfer, schwerer Knall! Nun war's aber auch aus mit Kaffee und Milchbrot und Charpiezupfen, und ohne nur an Hut und Mantel zu denken, stürmte alles durcheinander auf die Straße. Was ist's? — Man schießt ja! — Wo wird geschossen? — Wen hat's

getroffen? — Und wild durcheinander flogen die Fragen der aus allen Häusern herausstürzenden Frauen und Kinder.

Ein Stabsoffizier ritt gerade des Wegs. Es war ein junger, hochgewachsener, schöner Mann, mit langem schwarzem Schnurrbart und schwarzen, funkelnden Augen. Es schien ihn zu freuen, daß die Mädchen und Frauen sich mit ihren ängstlichen Fragen an ihn wandten, und mit herzgewinnender Höflichkeit, wie es ja die französischen Offiziere aus dem ff verstehen, hielt er sein Pferd an, grüßte und sagte:

„Na, ihr hübschen Kinder! so ängstigt euch doch nicht! die Kosaken haben sich heute morgen in den nächstliegenden Dörfern gezeigt, und unsere Husaren machen sich daran, sie daraus zu verjagen!“

„Aber man schießt mit Kanonen!“ schrie Lieschen Holdersprung, die nur an ihren Kanoniersergeanten dachte.

Der Offizier schaute nach dem leidenschaftlichen Weibchen hin, und es schien ihm gar nicht zu mißfallen, denn er machte mit den Augen eine Bewegung, als wollte er sagen: Sieh doch! Sieh doch! die hatte ich ja noch gar nicht bemerkt! und die ist ja die netteste von allen! — Das dauerte aber nur einen Augenblick, dann antwortete er:

„Schadet ja gar nichts, das Kanonenschießen! ... Und nur nicht bange sein, mein hübsches Täubchen! Wir sind Manns genug, um die Stadt gegen alle Kosaken zu halten! Und des könnt ihr sicher sein: bis zum letzten Blutstropfen werden wir die Stadt — und euch, ihr niedlichen Frauchen, halten!“

Lieschen Holdersprung stand dicht neben dem Pferde; und ehe sie sich's versah und ehe sie's erwehren konnte, hatte sie der schmucke Reiter um die Hüfte gefaßt, emporgehoben und der Überrumpelten einen lachenden Kuß auf die Wange gedrückt, daß sie seinen weichen Schnurrbart an ihrer Nase und an ihren Lippen spielen fühlte — und daß ihr dabei, sie wußte gar nicht wie, zu Mute wurde. Im selben Augenblick aber wurde Lieschen auch von kräftiger Hand zurückgerissen aus der feurigen Umarmung. Jost Birkelbaum war's, der beim ersten Schießen und um seine Frau zu beruhigen von seinem ganz in der Nähe gelegenen Exercierplatz nach Hause gelaufen war und der nun gerade dazu kommen mußte, um mit anzusehen, wie dieser junge, schöne Offizier seinen Schnurrbart an Lieschens errötende Wange drückte.

„Weg da!“ rief der zornentbrannte Kanoniersergeant; „das ist meine Frau! — und die ist zu gut und zu brav für euresgleichen!“

Der Offizier war keinen Augenblick in Verlegenheit geraten. Er strich sich das Schnurrbärtchen mit selbstgefälligem Schmunzeln.

„So? so?“ sagte er dann zu dem mit seiner Frau beschäftigten Jost Birkelbaum; „zu gut für unseresgleichen? — Werden doch schon sehen! — Unterdessen aber ... scheinen Sie mir doch nicht hierher zu gehören?“

„Freilich gehöre ich hierher! ... und besonders in diesem Augenblicke! Ich heiße Jost Birkelbaum ... habe mein Geschäft dort drüben ...“

„Nun, das Geschäft kenne ich ja schon ... diese Epauletten habe ich ja bei Ihnen gekauft! — sie sind auch danach! Fein garantiertes Gold, das beim ersten Regen grau und grün wird!“

„Mein Herr, meine Ware laß ich nicht schimpfen!“

„Und Eure Frau laßt Ihr auch von unseresgleichen nicht küssen, nicht wahr? ... Von dem Küssen sprechen wir aber ein andermal, mein verehrter Herr Jost Birkelmann! ... Für jetzt bitte ich Sie, mir mal gutwillig zum Kommando zu folgen! Der Platz eines Artilleriesergeanten ist bei seiner Compagnie und nicht bei seiner Frau — besonders, wenn's schießt! Vorwärts! Marsch!“

„Was Compagnie! Was Kommando!“ rief Jost Birkelbaum.

Aber mit befehlender Stimme fuhr ihm der Offizier durch die Rede:

„Hier heißt es dem Vorgesetzten gehorchen, Herr Sergeant, sonst geht's schlimm!“

Und nachlässig spielte seine Hand um eine aus dem Sattelknauf hervorguckende Pistole.

„Um Gottes willen, Jost, sage nichts! gehorche! er will schießen!“ schrie Lieschen, indem sie sich bleich und verstört in seine Arme warf.

„Das war fein geraten, mein schönes Frauchen!“ lächelte der Offizier von seinem Pferde herunter; und ob sie's wollte oder nicht, sie mußte zu ihm hinaufschauen und mußte es mit ansehen, wie seine Hand ihr einen freundlichen Kuß zuwarf und wie seine schwarzen Augen neckend und blitzend auf ihrem hübschen, runden Gesichtchen ruhen blieben.

Jost Birkelbaum hatte von jeher vor den Pistolen und vor dem Schießen einen gewaltigen Respekt gehabt.

„Na, Herr Offizier,“ sagte er mit schnell wiedergewonnener Fassung, „ich widersetze mich ja keineswegs und folge Ihnen, wohin Sie mich führen. Nur gestatte ich mir, zu bemerken, daß ich mit Erlaubnis des Herrn Hauptmanns hier bin.“

„Wird sich schon zeigen!“ erwiderte der andere; „nun vorwärts, marsch!“

Und dem über und über errötenden Lieschen nochmals eine Kußhand zuwerfend, verschwand er mit dem Sergeanten.

Eine halbe Stunde später stellte sich in ihrer Wohnung, wohin sie sich, um ihre erregten Nerven zu beruhigen, zurückgezogen hatte, ein kleiner Junge ein, der ihr berichtete, ihr Mann lasse ihr sagen, sie möge sich um seinetwillen nicht ängstigen, er sei für den ganzen Tag und für die kommende Nacht auf den Wall kommandiert; die Generale seien sehr liebenswürdig zu ihm gewesen, und der Offizier mit seiner Pistole und seinem Drohen sei weiter nichts als ein lustiger Spaßvogel, der ihm und ihr nur ein bißchen bange machen wollte.

Ein lustiger Spaßvogel, dachte Lieschen für sich, das mag er schon sein, der kecke Offizier, der die ehrbaren Frauen so frischweg auf offener Straße abküßt! und das Bangemachen versteht er schon!

Da sie aber eine vorsorgliche Hausfrau war, so sagte sie dem Jungen, er möge ein wenig warten, rief ihre Magd, die dicke Lenel, herunter, packte eine Flasche Wein, ein tüchtiges Stück Brot und einen fetten Schinken in ein Körbchen und gab dem kleinen Boten diesen von Herzen gespendeten Proviant mit, daß er ihn dem wackeren Jost Birkelbaum auf den Wall bringe und ihren lieben Gemahl versichere, sie werde während seiner gezwungenen Abwesenheit das Haus hüten wie der getreueste Schloßhund. Dann riegelte sich das hübsche Schloßhündchen ein und weinte bitterlich, wie es einer sittsamen Ehefrau gebührt, die ihren Herrn Gemahl auf vierundzwanzig Stunden neben einer scharfgeladenen Kanone auf dem Walle stehen hat und die nicht weiß, ob er ihr lebendig oder tot, gesund oder an Händen und Füßen verstümmelt zurückgebracht werden wird.

Mehr, als er selbst wußte, hatte der Junge der kleinen Frau nicht erzählen können, und daß die Husaren mit blutigen Köpfen von ihrem Streifzuge zurückgekehrt, daß die Stadt von Kosaken und von österreichischer Infanterie schon so gut wie eingeschlossen war und daß der Festungskommandant es für notwendig erachtet hatte, die Thore zu schließen und sich auf einen Angriff vorzubereiten, das konnte er freilich nicht wissen. Jost Birkelbaum wußte es aber schon besser, da er im Vorzimmer des Kommandanten, wo der Offizier ihn hatte warten heißen, dies alles und noch manches andere von den dort herumsitzenden Ordonnanzen hatte erzählen hören. Seiner ängstlichen Frau so beängstigende Nachrichten zu melden, hatte er aber wohlweislich unterlassen, da sie ja ohnedies schon durch seine Abwesenheit während dieser vierundzwanzig Stunden Kummer und Besorgnis genug auszustehen haben würde und ein gewissenhafter Ehemann seiner zarteren Hälfte unnötige Sorgen so viel als möglich zu ersparen die Pflicht hat. Er selber war nicht ohne eine geheime Angst dem ihn schweigend geleitenden Offizier gefolgt, denn nicht einmal die Hälfte der

Wahrheit hatte er gesagt, als er sich auf die Erlaubnis seines Hauptmanns berufen: er war eben, als er schießen hörte, einfach weggelaufen und hatte im Vorbeispringen dem Hauptmann zugerufen, er begebe sich nur schnell nach Hause, um seine Frau zu beruhigen, kehre aber sofort wieder zurück, worauf der Hauptmann mit dem Kopfe genickt und etwas in den Bart gebrummt hatte, was Jost Birkelbaum freilich nicht mehr hören konnte; in solchen Fällen pflegte er sich aber die günstigste Antwort vorzuphantasieren und sich mit optimistischem Gleichmut über die Folgen eines etwaigen Mißverständnisses zu beruhigen. Hier konnte das Mißverständnis freilich recht schlimme Folgen haben, da bekanntlich die Herren Offiziere in solcherlei Umständen von bürgerlicher Gemütlichkeit blutwenig wissen zu wollen die schlechte Gewohnheit haben.

Der Offizier hatte unterwegs öfter zu dem gewissenhaft mit dem Pferde Schritt haltenden Posamentier heruntergeschaut und sich dabei den Schnurrbart schmunzelnd zwischen den Fingern gedreht, als gingen ganz absonderlich lustige Gedanken in seinem Kopfe spazieren. Erst als sie in das Vorzimmer eintraten, wendete er sich zu dem mit klopfendem Herzen folgenden Sergeanten, und ihm die Hand leicht auf die linke Schulter legend, sagte er:

„Wie kommt Ihr übrigens mit diesem Buckel in die Artillerie? Zum Soldaten seid Ihr ja gar nicht geschaffen! Na, nur nicht ängstlich sein! Es wird sich ja alles schon finden! und diesmal wollen wir Gnade für Recht ergehen lassen — schon um des Buckels willen! — aber vor dem Feind desertieren, das merkt Euch, Herr Birkelbaum, könnte unter Umständen eine ernste Sache werden — auch wenn man einen Buckel trägt!"

Ein Buckel war's nun freilich nicht, was der gute Jost auf der linken Schulter trug, und kaum ein Höckerchen war die kleine Knochenerhöhung zu nennen; und bei jeder anderen Gelegenheit hätte sich der Kanoniersergeant einen so unverschämten Spaß gewiß nicht gefallen lassen. Die Lage, in der er sich befand, stimmte ihn aber geduldsamer, und der Buckel kam ihm jetzt ganz recht wie ein mildernder Umstand für sein Ausreißen. Er machte eine demütig entschuldigende Bewegung mit dem Kopf und der krummen Schulter und sagte:

„Was thut man nicht, Herr Offizier, wenn man seinen Kaiser liebt und fürs Vaterland zu kämpfen und zu sterben bereit ist!?"

Der Offizier lächelte ganz seltsam zu dieser patriotischen Buckelverherrlichung, wies dem Posamentier einen Stuhl in der Ecke an, wo er sich hinsetzen sollte, und trat in das andere Zimmer, wo einige Stabsoffiziere an einem Tische saßen und sich beim Rauchen, Trinken und Kartenspielen die Zeit verkürzten. Jost Birkelbaum musterte die Gesellschaft raschen Blickes durch die Thürspalte: ein großes Feuer brannte in dem Kamin, vor welchem ein älterer Offizier behaglich und behäbig sich in einem Lehnstuhl schaukelte und sich die Sohlen wärmte.

„So lob ich mir das Kriegführen!" brummte der Posamentier vor sich hin, dem des jungen Fantes Scherz nachträglich doch unangenehm aufstieß. Dann wurde die Thür geschlossen, und er blieb unter den Ordonnanzen seinem Nachdenken überlassen.

„Was bringt Ihr Neues, Major von Blignac?" rief der schaukelnde alte Herr dem Stabsoffizier entgegen, als er ihn gewahr wurde.

„Nicht viel, Herr Oberst!" antwortete dieser. „Einen Nationalgardisten bringe ich, der, sowie er schießen hörte, blitzschnell zu seiner Frau laufen wollte — ein guter Kerl übrigens! — Ihr kennt ihn ja alle! der Posamentier Jost Birkelbaum, der uns die sauberen Epauletten verkauft — die er unseren Kameraden vom letzten Feldzug abgekauft hat — und die wir wieder wie neue bezahlen müssen."

„Hahaha!" erschallte es von allen Seiten; „ein pfiffiger Kauz! — hat eine sehr, sehr hübsche Frau! — Ist schon begreif-

lich, daß er lieber bei der sitzt, als wo die Kanonen brummen!“

„Nun ja!“ fügte der Major, ein Auge schelmisch zudrückend, hinzu und stieß mit dem Fuß die brennenden Holzscheite in dem Kamin zusammen; „unterdessen ist er aber Sergeant bei den Kanonieren, und es wäre wohl angezeigt, denke ich, diesen Herren Nationalgardisten durch ein wohlstatuiertes Exempel zu Gemüt zu führen, daß mit dem Kriegshandwerk nicht zu spaßen ist!“

„Freilich! richtig! Nationalgardisten! Der ganze Plunder taugt nichts!“ brummte ein alter Hauptmann dazwischen, indem er die kurze Pfeife in einen seiner Mundwinkel schob.

„Na, was? füsilieren?“ fragte ein jüngerer Offizier, ohne von seinen Karten aufzuschauen.

„Gott bewahre!“ erwiderte aber der Major; „so schlimm wollen wir's doch nicht treiben! — 's wäre ja zu schade um die hübschen Augen der kleinen Frau Birkelbaum! — Den Festungskommandanten will ich nur bitten, diesen wackeren Landesverteidiger auf vierundzwanzig Stunden auf den Wall neben eine Kanone zu kommandieren, damit er dort Zeit habe, über das Davonlaufen nachzudenken. — Seine Kameraden wird ein heilsamer Schreck überkommen, daß wir bei der nächsten Gelegenheit die Sache doch ernsthafter aufnehmen dürften.“

„Zum Donnerwetter, Blignac, melden Sie dem Kommandanten, was Sie wollen, und stören Sie uns nicht bei unserem Spiel!“ polterte ein Bataillonschef, indem er seinen Stuhl mit Lärm zurückrückte.

Es währte gar nicht lange, so trat Major von Blignac in des Kommandanten Zimmer, und noch schneller kam er wieder heraus, und zwar mit der erwünschten Ordre in der Hand, die er den anderen im Vorbeigehen mit einer ganz sonderbar schelmischen Miene unter die Nase hielt.

„Da möcht ich doch eine Wette eingehen, daß Blignac und die kleine hübsche Frau zusammen etwas vorhaben, wozu es ihnen gar erwünscht scheint, den Mann auf vierundzwanzig Stunden auf dem Wall und so weit als möglich vom Hause zu wissen!“ brummte halblaut der Oberst und wärmte sich die Sohlen weiter.

Major von Blignac hatte jedenfalls seine eigenen Gedanken, denn lustig wie ein Buchfink pfiff er vor sich hin, als er durch das Vorzimmer auf den in seiner Ecke verstohlen zitternden Posamentier zuschritt. Der war so in seine Gedanken versunken, daß er den Offizier erst erblickte, als dieser ihm das verhängnisvolle Papier hinreichte. Da stand er aber auch schon mit einem Ruck auf beiden Füßen, und militärisch grüßend, harrte er des Spruches, der ihn treffen sollte.

„Der Kommandant meint es gut mit Euch, Sergeant,“ sagte endlich der Major, nachdem er sich eine Weile an Jost Birkelbaums Angst und Verlegenheit geweidet hatte; „und da Ihr als ein braver Kanonier bekannt seid und wir heute tüchtige Leute auf den Wällen brauchen, so vertraut er Euch während vierundzwanzig Stunden einen unserer wichtigsten Posten an! Ihr begebt Euch sofort auf den Euch angewiesenen Platz! — Und morgen um diese Stunde — wenn Ihr nämlich noch, wie ich hoffe, am Leben seid — könnt Ihr Eurem hübschen Weibchen von den Träumen erzählen, die ein braver Soldat zu haben pflegt, wenn er zum erstenmal eine Nacht neben einer geladenen Kanone zubringt! — Nur aber nicht weglaufen, Herr Birkelbaum! Im Angesicht des Feindes desertieren, Herr Birkelbaum — das reimt auf füsilieren!“

Dem armen Jost Birkelbaum schlotterten die Kniee, schlotterte der Kopf, schlotterte der Magen bei diesen Worten. Auf dem Wall, neben einer geladenen Kanone, im Angesicht des Feindes! und vierundzwanzig Stunden lang! Er mußte gleich daran denken, daß die Kosaken heute morgen so scharf geschossen hatten, und daß, ehe man sich's versähe, diese rücksichtslosen Menschen vielleicht gar zu dem schlimmen Einfall kommen könnten, ihre Schießexperimente zu wiederholen und

am Ende gerade die Stelle des Walles, auf welcher er Wache zu halten hätte, zum Ziel ihrer Kugeln zu wählen.

„Nun?“ hob der Offizier wieder an; „ich glaube gar, Ihr wißt die Gesinnungen, die unser Kommandant für Euch hegt, nicht zu würdigen? ... Offizier wolltet Ihr doch werden?“

Es fuhr wie ein Blitz durch Jost Birkelbaums Herz; das Blut schoß ihm in den Kopf, und vor Erregung brachte er nichts hervor als ein dumpfes Stöhnen, das, von einem starken Nicken des Hauptes begleitet, sein vollständiges Einverständnis mit dem in diesen letzten Worten sich verbergenden Gedanken ausdrücken sollte.

„So vergeßt nicht, daß Ihr Euer Schicksal in Eurer Hand haltet! — Ein Sergeant, der sich auf dem Walle auszeichnet, kommt auf die Tagesordnung, und“ — er nahm ihm die kurze, spitze Militärmütze, die der gute Posamentier verlegen zwischen den Fingern herumdrehte, lachend aus der Hand, betrachtete sie nach allen Seiten und ließ die rote Quaste, die vorn hing, lustig hin und her baumeln — „ein Mann wie Ihr, Jost Birkelbaum, kann sich mit einer solchen Kommißbrotmütze nicht begnügen! der muß einen Tschako tragen, unter dem ... ich wollte sagen: auf dem auch Platz sei für eine breite, goldene Borte, wie Ihr sie den Offizieren zu verkaufen pflegt — fein garantierte Pariser Ware!“

Jost Birkelbaum wußte nicht recht, wie er diese Worte aufzufassen hätte. Er drehte wieder an der Mütze herum und half sich aus der Verlegenheit, indem er sagte:

„Herr Offizier, ich gehe nur noch zu meiner Frau, um sie in Kenntnis zu setzen ...“

„Was, Frau? Was, Kenntnis setzen? Auf den Wall geht Ihr! und Eurer Frau könnt Ihr die Nachricht durch den ersten besten Straßenjungen schicken — oder ich kann's ja auch besorgen!“

„Ein Junge ist mir lieber!“ platzte der besorgte Jost Birkelbaum heraus, dem plötzlich der Kuß wieder einfiel. Der Offizier schien seine Gedanken erraten zu haben, denn er erwiderte, ihm rasch ins Wort fallend:

„Natürlich! für unseresgleichen sind ja Eure Frauen zu gut! ... Na, nun macht Euch auf den Weg, mit diesem Papier, zum Finkmattwall! Das Papier überreicht Ihr dem wachhabenden Offizier! Und nun, denke ich, Herr Jost Birkelbaum, ein Wort des Dankes wäret Ihr mir schon noch schuldig!“

„Ich danke auch, Herr Offizier, in hochachtungsvoller Ergebenheit.“

„So ist's recht! Adieu! Ich wünsche Euch viel Glück während dieser Nacht.“

Sprach's und ging. Jost Birkelbaum kratzte sich hinter den Ohren. Es war ihm halb und halb, als hätte sich der andere über ihn lustig gemacht; er wußte auch nicht recht, weshalb er ihm eigentlich hatte danken müssen. Er sah, wie die herumsitzenden Ordonnanzen sich mit den Ellenbogen stießen, mit den Augen zu ihm herüberzwinkerten und halblaute und, wie es ihm vorkam, nicht gerade schmeichelhafte Bemerkungen über ihn machten. Dann dachte er wieder an die Worte des Offiziers, an die Gefühle, die der Festungskommandant für ihn hegte, an die Aussicht, die sich ihm nach dieser vierundzwanzigstündigen Wallprüfung eröffnete, und daß er vielleicht gar mit einer goldenen Borte um den Tschako zu seinem lieben, netten Lieschen zurückkehren würde — und er sah schon im Geiste, wie sie sich mit ihm freuen, wie sie ihm helfen würde, die goldenen Quasten an den Ärmeln anzunähen, wie ihre hübschen Fingerchen zwischen den goldenen Fransen der Epauletten spielen würden — denn, sie mochte ja sagen, was sie wollte, schließlich ist ein Weib ein Weib, und an einem Offizier hätte selbst Lieschen Holdersprung mehr Freude als an einem Sergeanten. — Dann kam ihm wieder der ungehobelte Scherz des Offiziers mit seinem — Buckel, hatte er gesagt, in den Sinn; — und er lächelte stolzvergnügt vor sich hin und sah schräg auf seine linke, jetzt fast in gerader Linie mit der rechten laufende Schulter und dachte: Der Kommandant

weiß dies besser als dieser ..... Laffe von einem Major! Der kennt mich doch auch — und einen Buckel .... (er dachte das Wort gar nicht aus, so garstig und unverschämt schien ihm jetzt der Gedanke zu sein) — nein! wär ich kein schmucker und gerade gewachsener Jost Birkelbaum, so hätte mir der Herr Kommandant auch nichts vom Offizierwerden sagen lassen!... Laffe! setzte er, an den Major denkend, hinzu, wart nur! bin ich morgen deinesgleichen, du sollst mir den Buckel bezahlen!"

Und im Hochgefühl seines kommenden Glanzes drückte Jost Birkelbaum seine Militärmütze übers linke Ohr, wie er's den Soldaten abgesehen hatte, warf sich in die Brust, grüßte rasch die Ordonnanzen und, nachdem er den ersten besten Straßenjungen zu seiner Frau geschickt hatte, schlug er festen Schrittes den Weg zum Wall ein.

Dort oben sah es gar nicht so schlimm aus; recht lebendig im Gegenteil, und gar neu und interessant schien es dem wackeren Posamentier, der bis dahin von dem Militärwesen weiter nichts gesehen hatte, als was eben ein gewöhnlicher Bürger von diesen Dingen zu sehen bekommt. Auf den Bastionen standen, zwischen den Schanzkörben versteckt, große Kanonen, die durch die engen Schießscharten in die Ebene hinausguckten; spitze, schwarze Pyramidchen von eisernen Kugeln waren auf beiden Seiten aufgestellt; die Pulverwagen, fest verschlossen und mit Riegeln und Riemen umwunden, hielten daneben, und es freute ihn in seinem ordnungsliebenden Posamentierherzen, zu sehen, wie sorgfältig der feuergefährliche Inhalt dieser Wagen eingeschlossen war.

Das wäre ja eine entsetzliche Geschichte, dachte er bei sich, wenn ein solcher Wagen in die Luft flöge! Und ein klein wenig beängstigte es ihn doch in diesen ersten Augenblicken, daß er einen ganzen Tag und, noch viel schlimmer! eine ganze Nacht neben einem solchen Wagen zubringen mußte. Eine ganze Nacht! Was kann nicht alles in einer Nacht passieren! — die Menschen sind so nachlässig! — neben der Kanone brannten ja die Lunten lichterloh! — wer kann wissen, was so ein Funke für Unheil anzustiften vermag? — Und dann! — dort draußen — vor den Thoren — lagen ja Kosaken und Österreicher! Wenn es denen nun einfiel, hereinzuschießen, und wenn eine feurige Kugel — denn feurig sollten ja die Kugeln zuweilen sein! — wenn sie gerade in diesen Pulverwagen fiele, der so harmlos und still da vor ihm stand? — Er schüttelte sich — nicht gerade vor Furcht — Furcht durfte ja ein Sergeant nicht empfinden! — aber so bis zur Schwelle, wo es zur Furcht hineinführt, ging doch das Gruseln, das den guten Jost Birkelbaum überfiel. Zum Unglück hatte der wachhabende Hauptmann, ein kurz angebundener, kleiner, mit einem dicken, borstigen, grauen Schnurrbart gar häßlich verunzierter Infanterieoffizier, nachdem er das Papier gelesen, den Sergeanten angewiesen, gerade bei der größten Kanone Posto zu fassen, die auf der höchsten Stelle des Walles aufgepflanzt worden war und die mit ihrem langgezogenen, in grünlicher Bronzefarbe unheimlich und schlangenhaft schillernden Rohr wie ein zum allgemeinen Weltverderben bereites Lindwurmungeheuer den Hals zwischen den Schanzkörben durchstreckte.

Jost Birkelbaum, der sich am Anfang in gehöriger Entfernung gehalten hatte, wurde allmählich sicherer und dreister, und eine Art von vertraulichem Zusammenleben entwickelte sich nach und nach zwischen ihm und den Gegenständen, die ihn umgaben. Er war allein da oben neben der Kanone, dem Pulverwagen und den Kugelpyramidchen; einige zwanzig Schritt weiter nach beiden Seiten spazierte je eine stumme Schildwache hin und her und spähte aufmerksamen Auges in die Ebene hinaus. Mit diesen Schildwachen war es ihm aber streng verboten, sich zu unterhalten, und seine eigene Thätigkeit sollte sich vorerst darauf beschränken, ruhig bei der Kanone stehen, sitzen oder liegen

zu bleiben; während der Nacht, hatte der Hauptmann brummig und kurz hinzugefügt, würde der Dienst aber beschwerlicher werden. Was sollte nun der gute Jost Birkelbaum anfangen? Nachdem er sich die Kanone und den Wagen, die Kugeln und die Lunte, die Schanzkörbe und die Schildwachen mehrmals recht gründlich angeschaut und dieselben gewissenhaft durchgemustert und zu seiner innersten Freude bemerkt hatte, daß er schon auf ganz vertrautem Fuße mit all diesen neuen Bekannten verkehrte, dachte er, er müsse doch auch einmal nachschauen, wie es draußen aussähe — und ob man von den Feinden, die seit heute morgen gar nichts mehr von sich hören ließen, irgend etwas bemerken könnte — und wo sie lägen — und wohin die große Kanone ihren feuer- und kugelspeienden Rachen eröffnete? Behutsam näherte er sich der Öffnung; — wenn es den Herren Kosaken nur nicht gerade in diesem Augenblick einfiele, einen eisernen Gruß hereinzuschießen! — Dieser Einfall kam ihnen aber glücklicherweise nicht, und ungestört konnte Jost Birkelbaum hinausschauen über die breiten, wassergefüllten Gräben, über das Glacis und die vorgeschobenen Bastionen, in denen er ganz deutlich die hinter den Böschungen auf dem Bauch liegenden Infanteristen sehen konnte, wie sie, die Flinte in der Hand, sich nach allen Seiten umsahen, und die gelangweilten Offiziere, wie sie auf der Erde saßen, kurze Pfeifchen rauchten und vor sich hinstarrten. Dann kamen die Felder, die Feldwege — alles leer und öde; — dann wellte sich das Land in leichter Erhöhung auf — und dort standen Häuser... Und dort ... daran hatte ja der brave Jost Birkelbaum zu denken noch gar keine Zeit gehabt! ... ei, freilich! dort stand sein eigenes Landhaus — dort lag sein Garten — ganz vorn — der Stadt zugewendet — in gerader Luftlinie vor dem Wall; und es freute ihn, seine grünen, geschlossenen Fensterläden zu sehen, die Nummer und das Blechschild der Feuerversicherung über der Thür zu erkennen und die Terrasse zu betrachten, wo er in den heißen Sommerabenden mit Lieschen Holdersprung zu plaudern und zu lachen pflegte; — sie lachte und plauderte so lieblich, die nette, kleine Frau! — und er freute sich — und freute sich doch wieder nicht, dies alles so vor sich zu sehen, denn gerade auf sein Häuschen war die Kanone gerichtet, und wenn sie durch einen unglücklichen Zufall jetzt losginge — nein, das Häuschen würde sie doch nicht treffen! Und leichter atmete er auf, als er, sich an das Bronzerohr schmiegend, bemerkte, daß die Kugel wohl fünfzig Schritte vor seiner Terrasse einschlagen würde. „Das hätte noch gefehlt," meinte er still in sich hinein, „daß ich mit eigener Hand eine Kanonenkugel in mein Haus geschossen hätte!" — Und kaum hatte er's gedacht, so erschrak er über die Kühnheit seiner Gedanken, denn bis dahin war es ihm noch gar nicht eingefallen, daß er ja hier oben neben der geladenen Kanone gar noch zum Schusse kommen könnte. Er! Jost Birkelbaum! der Sohn ehrsamer, ruhiger Bürgersleute, eine Kanone losschießen! ... Der Gedanke war so sonderbar! — ungeheuerlich! — und doch wieder verlockend! — Plötzlich, wie er seinen Blick wieder auf sein Gartenhäuschen hinaussandte, zuckte er zusammen; — was war denn das? — Er rieb sich die Augen und sah wieder hin; dann trat er hinter die Böschung zurück, that einige Schritte, murmelte unverständliche Worte vor sich hin, kam wieder an die Öffnung und schaute wieder hinaus. Nein, sein Auge hatte ihn nicht getäuscht! ... vor seinem Hause — gerade auf der Terrasse, wo er mit Lieschen Holdersprung in den heißen Sommerabenden zu plaudern und zu lachen pflegte — und gar noch auf einem seiner feinen gepolsterten Stühle, die er dort voriges Jahr mit einem funkelnagelneuen Überzug versehen hatte — da saß einer! Und was für einer — ein leibhaftiger, schmutziger, ekelerregender, kleiner, dürrer, in Lumpen gekleideter und mit einer spitzen Pelzmütze bedeckter Kosak!

Er hatte sich's recht bequem gemacht, der schmierige Kosake. Den gepolsterten Lehnstuhl hatte er sich aus dem Hause geholt in die schöne Nachmittagsonne; den Rücken drückte er fest in das weiche Polster, die Füße mit den schmutzigen Stiefeln und den langen, spitzen Sporen streckte er, ohne sich zu genieren, auf einen zweiten Stuhl, den ihm soeben ein zweiter Kosak herausbrachte; dann zog er ein Stück Brot und eine Flasche — Schnaps mochte es wohl sein — aus der Tasche, und beide Gesellen aßen und tranken behaglich auf Jost Birkelbaums Terrasse, als wären sie dort zu Haus und als gäbe es auf den Straßburger Wällen weder Schildwachen noch geladene Kanonen, noch Kanoniersergeanten, die diesem unverschämten Treiben durch eine Schießscharte zuschauen konnten! Dies alles sah Jost Birkelbaum mit eigenen Augen — und sah er auch nicht alles so genau, da ja sein Haus wohl eine halbe Stunde Wegs vor der Stadt lag, so glaubte er es doch zu sehen, und seine erhitzte Phantasie half ihm über die Entfernung hinweg und er hätte geschworen, daß er die beiden Gesellen sprechen, spucken, husten, niesen und kauen hörte. „Das liederliche Gesindel!“ brummte er vor sich hin; „scheut sich nicht, mit fremdem Eigentum in so niederträchtiger Weise zu hausen!“ — Und es überkam ihn plötzlich ein Erstaunen, daß man die Herren so gewähren lasse, und daß noch niemand auf diesem Walle daran gedacht hatte, ihnen eine Haubitze zwischen die Beine zu jagen. — Zugleich aber dachte er an seine schönen Polsterstühle, und nun fand er es ganz in der Ordnung, daß man das Pulver nicht so unnützerweise vergeude. Man kann doch nicht auf jeden Strolch und vorbeilungernden Tagedieb schießen! Und er lachte bei sich selber, daß ihm gerade jetzt der alte Witz eingefallen war, diese Kosaken seien ja keinen Schuß Pulver wert. Jetzt erst verstand er die tiefe Bedeutung dieser klugen Worte.

Die eine Schildwache war bei ihrem regelmäßigen Spaziergange ganz in seine Nähe gekommen. Er zeigte dem Soldaten, ohne ein Wort zu sagen, die beiden Kosaken. Der lachte, zog die Achseln in die Höhe und antwortete leise: „'s ist ja alles voll von dem Gesindel!“ — Dann ging er wieder weiter.

So vergingen dem guten Jost Birkelbaum die Stunden auf seinem luftigen Belvedere. Der Anblick der ruhig und behaglich schmausenden Kosaken hatte seinen Appetit gereizt, und er packte nun ebenso ruhig und behaglich wie die beiden dort das Körbchen aus, das ihm die vorsorgliche Aufmerksamkeit seines Frauchens hergeschickt hatte. Er that den ersten Schluck auf Lieschens Gesundheit, und noch niemals, glaubte er, hätte ihm Brot und Schinken so wohl geschmeckt. Dann gedachte er der langen, kalten Nacht, die noch vor ihm lag und die er leider diesmal nicht in seinem warmen Bette zubringen würde; und während er den Rest der Mahlzeit sorgfältig wieder einpackte, spähte er nicht ohne eine gewisse Besorgnis nach allen Seiten herum, um zu entdecken, wo er sich eigentlich hinlagere und wo er ein Obdach gegen die kalte Nachtluft finden würde.

Seiner Verlegenheit machte der Hauptmann bald ein Ende. Bei Einbruch der Dämmerung stellte sich dieser gestrenge Herr Offizier, mit einer Laterne und gefolgt von zwei Infanteristen, auf Jost Birkelbaums Bastion ein und bedeutete dem Posamentier, daß jetzt sein eigentlicher Dienst angehe; er sei Kanonier, ihm werde diese Kanone anvertraut; er habe während der Nacht scharf zu beobachten, ob sich nichts Verdächtiges gegen die Stadt in Bewegung setze. Die Absichten des Feindes kenne man nicht, ebensowenig als seine Stärke; er könne es auf eine Überrumpelung der Festung abgesehen haben. Bei der geringsten verdächtigen Wahrnehmung hätten die Wachen zu alarmieren und Jost Birkelbaum einen Schuß abzugeben; dafür stehe er hier auf diesem wichtigen Posten; dies sei sein Dienst. Er sei zwar nur ein Nationalgardist, aber so viel wisse er doch schon, daß ein Soldat, der seine Pflicht ver-

säume, vor ein Kriegsgericht komme und füsiliert werde.

„Ach, füsiliert!" meinte lachend Jost Birkelbaum, den Lieschens Wein in ausgezeichnet fröhliche Stimmung versetzt hatte, „wer wird denn gleich ...!"

Aber barsch fuhr ihm der Offizier durch die Rede.

„Horchen und gehorchen! und dann schweigen!" rief er, und dabei guckte er so bärbeißig aus seinen runden Glotzaugen, daß es dem guten Posamentier mit einemmal recht ungemütlich wurde.

Die beiden Soldaten faßten auf dem Wall rechts und links von dem Sergeanten Posto.

„Also verstanden!" brummte der Hauptmann, indem er ihn noch einmal scharf anstierte, und überließ den Wackeren seinen Gedanken.

Der hatte freilich zunächst nur einen einzigen Gedanken, aber dieser einzige Gedanke machte ebensoviel Lärm in seinem Kanonierhirn, als wenn er ein ganzes philosophisches Gedankensystem gewesen wäre: Also zum Schuß kann's doch kommen! Zum Schuß mit der großen Kanone und von Jost Birkelbaums eigener Hand! — Die Kanone kam ihm jetzt noch viel größer, bedeutender, gewichtiger, majestätischer vor als bis dahin. Ja, er fühlte etwas wie eine gewisse Ehrfurcht vor diesem mächtigen ehernen Rohr, das so wuchtig und schwer und gewaltig auf seiner Lafette ruhte und so grimmig zwischen den Schanzkörben zu den Kosaken hinüberschaute. — Die saßen immer noch dort vor seinem Häuschen. Jetzt konnte er sie noch viel besser beobachten, denn die nichtswürdigen Wichte hatten ein Feuer angezündet und kauerten drum herum und schienen mit ihren Löffeln warme Suppe aus einer dampfenden Schüssel zu schöpfen. „Gesindel!" brummte Jost Birkelbaum, „wer weiß, wo die das Holz zu ihrem Feuer gestohlen haben — vielleicht haben sie gar ein paar von unseren Stühlen dazu gebraucht — von den weißen, aus Tannenholz geschnitzten Stühlen, die Lieschen erst voriges Jahr für die Küche gekauft hat! Wichte! Talglichtfresser! Schmutziges Lumpenpack!" Und er kam so recht in die homerische Heldenlaune, wo man wettert und tobt — und wo man die Hand zum Schlagen erhebt, ehe man sich's versieht. Zum Schlagen war seine Hand nun freilich nicht bereit — aber da stand ja die glimmende Lunte! — und wenn er es wollte — in seiner Macht lag ja das Leben jener Tröpfe, die sich so dummdreist vor seinen Augen in seinem Garten gütlich thaten, gerade als hätten sie — und nicht er, Jost Birkelbaum — dort zu befehlen!

Er wendete sich um; diesen Anblick konnte er nicht länger mehr ertragen; es ekelte ihn, wenn er an seine schönen Polsterstühle dachte und an alles, was jetzt wohl darauf herumkrabbelte.

Die Abendluft wehte jetzt schon kühler. In den dürren Ästen der den Wall krönenden Eschen knarrte der Wind. Langsamen Schrittes gingen die Schildwachen auf der Brüstung hin und her. In der Stadt wurden allmählich die Fenster hell, und von allen Seiten schimmerten rotglimmende Punkte aus der dunklen Häusermasse auf. Jetzt sitzt das arme Lieschen allein in dem Ladenstübchen, dachte der verliebte Kanonier; sie weint sicherlich, und ihre Thränen rollen auf die dampfenden Kartoffeln — die so gut schmecken und die sie so gut zuzubereiten versteht! — mit frischer Butter — und grünem Schnittlauch darauf — und einem Stück Speck quer darüber hingelegt! — Und dort (er meinte die Kosaken) sitzen sie auch und essen und trinken — und sitzen auf meinen Stühlen und essen aus meinen Schüsseln — und lassen sich's wohl sein! — und ich muß hier auf dem Wall herumspazieren und darf Trübsal blasen!

Es wurde ihm ordentlich weich ums Herz. Von weitem erhob sich ein Ruf: Sentinelle, prenez garde à vous! — Und er wiederholte sich wie ein Echo und kam immer näher — und jetzt rief die eine Schildwache auf Jost Birkelbaums Bastion — und jetzt die andere, und durch

die dunkle Nacht ging der Ruf immer weiter, immer weiter, bis er verhallte.

Jetzt marschierte etwas unten am Fuß des Walles vorbei. Er schaute hin. Es war ein Trupp Soldaten. Die Bajonette blitzten durch die Finsternis. Vorn ritt ein Offizier.

„Das ist vielleicht der saubere Herr Offizier, der mein Lieschen auf offener Straße abküßte — und der mich einen Buckligen schalt — und dem ich's zu verdanken habe, daß ich hier oben stehe!"

Und nun erinnerte er sich plötzlich, daß er sich auch noch bei diesem Herrn bedanken mußte von wegen der Gnade und Ehre; und er dachte: Nun ja, bedanken! Die draußen vor meinem Hause werden am Ende auch noch von mir begehren, daß ich mich bei ihnen bedanke ob der Ehre, die sie meinen Polsterstühlen zu erweisen geruhten!

Und allmählich verbitterte sich Jost Birkelbaums gewöhnlich so heiter angelegtes Gemüt, und er dachte an die Offiziere, die sich die Sohlen vor dem Kaminfeuer wärmten.

„Wäre den Herrchen ganz gesund, wenn sie hier oben herumstehen müßten, wo der Wind pfeift!" Und er lachte grimmig vor sich hin, indem er an die Gesichter dachte, die sie wohl schneiden würden, wenn nun plötzlich irgendwo, von ungefähr, ein Schuß krachte, wenn auf dem Wall sich ein Rufen und Trompeten erhöbe — und wenn sie Hals über Kopf von ihren Karten und ihrem Kaminfeuer weg in die kalte Winternacht heraus und mit den Kosaken Bekanntschaft machen müßten! Ja, das konnte ihnen im Garten wachsen, den lieben Herren Offizieren, die so verächtlich von den Nationalgardisten sprachen — und ganz zu vergessen schienen, daß ein ehrlicher Christenmensch wie er, Jost Birkelbaum, für ein anderes Handwerk als für ihr müßiges Soldatenleben geschaffen sei! Das konnte ihnen im Garten wachsen! denn die Kosaken waren doch sicherlich nicht vor die Stadt gezogen, bloß um sich in Jost Birkelbaums Polsterstühlen ins Freie zu setzen und geschmorte Talglichter zu verzehren! — Und richtig — jene dort waren schon verschwunden — das Feuer verlöscht — alles ruhig und still! — Ruhig und still? Hm! hm! — es bangte ihm bei dieser Ruhe und Stille — denn ruhig und still pflegen ja besonders diejenigen zu sein, die einen Überfall vorbereiten! — und von einem Überfall hatte ja auch der bärbeißige Hauptmann mit der Laterne und den zwei Infanteristen gesprochen.

Jost Birkelbaum wurde es unheimlich zu Mute. Er horchte zwischen den Schanzkörben durch ins Freie, in die weite schwarze Nacht hinaus, ob er kein verdächtiges Geräusch höre — von leise herankriechenden Kosaken — die Sturmleitern über die Felder nach sich schleppten — mit großen, eisernen Haken oben — um die Mauern zu erklettern. Aber er hörte nichts. — Und gerade dies war es ja, was ihm so unheimlich schien! — Nichts, nichts als das Ächzen der im Winde geschüttelten Äste und der dumpfe Schritt der Schildwachen! — Nichts! nichts! — und wenn nun plötzlich ... Er fuhr zusammen. Er hatte etwas gehört; dumpfe Schritte — langsam und gemessen! Er sprang zur Kanone, dann zu den Schanzkörben — und legte das Ohr an die Erde, wie er gehört hatte, daß man dies im Kriege thue — und horchte wieder! — Die Schritte kamen näher — aber vom Walle kamen sie her — und das Licht einer Laterne fiel plötzlich in seine Augen, so grell und leuchtend, daß er sie schließen mußte.

„Habt Ihr geschlafen, Sergeant?" herrschte ihn jetzt eine wohlbekannte Stimme an, die Stimme seines bärbeißigen Hauptmanns, der, von zwei Soldaten begleitet, seine Runde machte und ihm nun die Laterne ganz dicht unter die Nase hielt; „zum Donnerwetter! auf dem Walle wird nicht geschlafen! Sonst kommt das Kriegsgericht! Verstanden?"

„Verstanden und nicht geschlafen, Herr Hauptmann!" erwiderte Jost Birkelbaum, der im Vollbewußtsein seiner Unschuld die Geistesgegenwart nicht verlor; „ich

glaubte dort unten ein verdächtiges Geräusch bemerkt zu haben und horchte ..."

„Verdächtiges Geräusch? Paßt auf, Sergeant, und erfüllt Eure Pflicht! Ich möchte Euch wahrlich nicht wünschen, daß gerade bei Euch, bei einem Nationalgardisten, etwas ... Verdrießliches passierte! 's wäre schlimm für Euch! sehr schlimm! — Schildwache! habt Ihr was gehört?"

Die Schildwache schulterte das Gewehr und antwortete nicht. „Ob Ihr was gehört habt?" wiederholte der Hauptmann. Der Soldat aber zuckte die Achseln und antwortete kurz: „Nichts, Herr Hauptmann!" — Und das „Nichts, Herr Hauptmann!" klang mit einer so sonderbaren Betonung an Jost Birkelbaums Ohr, daß es ihm war, als wolle sich dieser gemeine Infanterist lustig machen über ihn, den Sergeanten, der doch ebenso scharfe Ohren hatte wie er und dessen Verantwortlichkeit noch weit größer war als diejenige einer gewöhnlichen Schildwache.

Der Hauptmann ging. Die Wachen wurden gewechselt. Auf den Kirchen der Stadt schlug eine Stunde. Jost Birkelbaum zählte nach. Zehn! schon zehn Uhr war's! Jetzt pflegte Lieschen Holdersprung sich zu Bett zu legen — und Jost Birkelbaum ließ sich's nicht nehmen, während die große Münsterglocke anhob, wie allabendlich ihre gewohnte, bis zum ersten Viertel über die Stadt summende Schlafmelodie anzustimmen, an sein hübsches Lieschen zu denken, wie es jetzt sein Nachthäubchen aufsetzte, so säuberlich und nett, sich behenden Fußes in die weißen Linnen warf, dann den lieben, runden Arm ausstreckte, das Licht zu sich heranzog und es mit kräftigem Blasen auslöschte. „Morgen werde ich wieder bei dir sein!" tröstete sich der gute Jost Birkelbaum und holte nun den Korb mit Proviant unter der Kanone hervor, trank einen kräftigen Schluck auf Lieschens glückliche Nachtruhe und war im Begriff, mit seinem Messer ein Stück Schinken abzuschneiden — als — nein! diesmal hatte er sich doch gewiß nicht getäuscht! — Im Graben unten am Wall hatte es geklatscht! — Plitsch! Platsch! — und dann wieder alles still! — Er horchte, ohne ein Glied zu rühren, das Messer in der einen, den Schinken in der anderen Hand; — und dann, leise, leise, auf den Fußspitzen ging er zu den Schanzkörben — und langsam, behutsam streckte er den Kopf neben der Kanone hinaus. Draußen aber war alles stockfinster, und still wie ein Grab lag die schwarze, tiefe Nacht vor seinen Augen. Er schaute in die Richtung seines Hauses — und siehe! die Fenster waren beleuchtet, und vor dem hellen Lichtschimmer ging es und kam es in regelmäßigem, langsamem Gange hin und wieder her, als bewegten sich dort viele lautlose Gestalten und als herrsche dort ein reges, stilles, emsiges und geheimnisvolles Leben! Jost Birkelbaum schaute und schaute, horchte und horchte. Die letzten Worte des Hauptmanns klangen noch in seinen Ohren, und wohl war er sich's bewußt, daß, ließe ein Nationalgardist die Kosaken bis zum Fuß der Mauer heranrücken oder wäre die Stadt durch seine Nachlässigkeit gar einem Überfall ausgesetzt, die Herren Offiziere schnell mit dem Füsilieren zur Hand wären. Das dritte Wort dieser Herrchen, die sich so behaglich die Sohlen an dem Kaminfeuer wärmten, war ja immer Füsilieren! — Und, was zum Teufel! wenn Gefahr im Anzug ist, wäre ihr Platz nicht viel eher hier auf dem Walle als dort hinter dem Kartentisch? Und einem besonders unter diesen Faulenzern gönnte Jost Birkelbaum die Bescherung und den kalten Winterwind um das schwarze Schnurrbärtchen! Da verginge ihm wohl die Lust, seinen Scherz mit den ehrsamen Bürgerfrauen zu treiben, dem pomadierten, wohlriechenden Offizierchen! — Eine Schande aber ist es, daß man einem einfachen Nationalgardisten einen so wichtigen Posten wie diesen da anweise! eine Schande! denn was, zum Henker! ein Bürger ist doch kein Soldat! Und was verstand Jost Birkelbaum von all diesen Kriegsgeschich-

ten? er zumal, der ja gar nicht hierher gehöre, da die Natur ihm eine so schiefe Schulter geschaffen, daß jener Offizier ihn ja wie einen Buckligen zu behandeln sich nicht entblödete? — Und wie kamen die Generale dazu, gerade ihm einen Posten anzuvertrauen, der ... horch! was war das? ... Wäre nur das dumpfe Brummen der Münsterglocke nicht, das einem die Ohren vollsummte! — Ja, gerade dies war es ja! — jetzt kam es ihm plötzlich siedend heiß ein! Und ganz erbärmliche Kerls wären ja die Kosaken gewesen, wenn sie dieses Glockenbrummen nicht benutzten, um ungehört und ungestört ihre Annäherungsarbeiten fortzusetzen! Wer konnte sie denn überhaupt jetzt hören — wenn sie durch die Gräben wateten, ihre Sturmleitern herüberzogen, an die Mauern legten — und dann, plötzlich ... sähe man über dem Rand des Walles dort, gerade wo er hinschaute, links an der Kanone langsam, langsam eine spitze Mütze emportauchen, und ... Und da stand sie ja, die spitze Mütze! da stand sie über dem Rand des Walles! ... unbeweglich! ... schwarz in der schwarzen Nacht! ... Eisig kalt durchfuhr es den armen Jost Birkelbaum! ... Also doch auf dieser Bastion! gerade wo ein Nationalgardist die Wache hatte! ... Und in wirrem Durcheinander flog durch sein fieberndes Gehirn das Füsilieren, die Gesichter der wutschnaubenden, über den Wall hereinbrechenden Kosaken, das Bild des Kampfes, der um ihn herum entbrennen würde — das Bild seines zum Tode erschreckten Lieschens — und auch mit einem sonderbar karikierten Kolorit das Bild des Offiziers mit dem verführerischen Schnurrbärtchen — vor allem anderen aber der grinsende Kopf des Kosaken, der ihm unter der spitzen Mütze entgegenfletschte! ... Und mit einem Satze stand Jost Birkelbaum neben der Kanone — mit zitternder Hand riß er die Lunte aus der Erde — hob sie in die Höhe ... „Feinde! Feinde! Zu den Waffen!“ schrie gellend seine Stimme — und ein flammender Blitz zuckte auf — und ein furchtbarer Knall erschütterte die Luft, weithin dröhnend, von dem Echo aller Türme und Kirchen wiedergeworfen, als wolle die Welt untergehen im unermeßlichen Gepolter des jüngsten Gerichtes! ... Ja, das jüngste Gericht war es wohl! denn grelles Trompetengeschmetter ertönte von allen Seiten! ... es schrie, es rief, es lief, es wetterte, es rollte! ... Dem armen Jost Birkelbaum vergingen die Sinne. Herr Gott, in deine Hände befehle ich meinen Geist! wollte er rufen; kein Wort brachte er aber hervor — nicht einmal an sein Lieschen zu denken hatte er noch die Kraft — die letzten Glockenschläge des Münsters summten in seinen Ohren wie eine ersterbende Schlafmelodie — die brennende Lunte in der einen Hand und den Schinken wie zum Schlage bereit in der anderen sank er bewußtlos an der Lafette hin.

*   *
*

Früher als gewöhnlich war an diesem Abend Lieschen Holdersprung mit ihren Haushaltungsgeschäften fertig geworden. Keinen Schritt hatte sie den ganzen Tag über aus dem Hause gethan, so trüb war's ihr ums Herz; sie glaubte, ein jeder müsse schon von Jost Birkelbaums Abenteuer gehört haben; und wenn die Leute im Vorbeigehen durch die offene Thür des Posamentierladens in die hintere Ecke hereinguckten, wo sie, die Kniee eng zusammengezogen, mit den Füßchen auf ihrer Kohlenpfanne saß, so war's ihr zu Mute, als guckten sie ihr ein Loch in die Seele und als ginge es aus ihrem Blick in die Augen der kleinen Frau wie ein stummer Vorwurf, daß sie sich hier im Hause so behaglich wärme, während ihr Mann auf dem Walle im kalten Winde stehe und friere, und an einer Kanone herumhantiere und von den Offizieren herumgestoßen würde; — dann trat auch das Bild des jungen Stabsoffiziers wieder vor ihre Seele, und sie mußte sich fast schämen, wenn sie daran dachte, wie er sie so hurtig und so kräftig an dem Pferde

hinaufgezogen und vor allen ihren Freundinnen abgeküßt, gerade als wäre sie ... Nein, sie wollte es lieber nicht sagen, wollte lieber nicht daran denken! — Hübsch war er zwar gewesen, das konnte man ihm sicher nicht absprechen! und ... ja, das mußte auch zugegeben werden, weil es eben die Wahrheit war: hübscher stand ihm die Uniform als ihrem lieben Gemahl — denn er war ja auch Offizier und Jost Birkelbaum war nur Sergeant! — Und zugestehen mußte sie sich's auch, daß sein Schnurrbärtchen weicher und sanfter gewesen als Jost Birkelbaums oft nur so halbwegs rasierte kurze Haarborsten an Wangen, Lippe und Kinn! — Aber was war das doch für ein Benehmen — für einen so fein aussehenden Herrn, der ja doch die guten Manieren kennen sollte und sich erdreistete ... Pfui, die garstigen Offiziere! So sind sie alle, die leichtfertigen Herrchen aus Frankreich! Denken weiter an nichts als an freche Scherze und nehmen sich mit züchtigen Frauen Freiheiten heraus, die ... Wenn Lieschen Holdersprung in den Affekt geriet, so pflegte sie ihre Gedanken auf halbem Wege stehen zu lassen, weil sie die Worte, um dieselben völlig auszudrücken, nicht mehr finden konnte; und so ging es ihr auch heute, wenn sie an ihren Mann, an ihre Einsamkeit und besonders wenn sie an jenen Reiter dachte.

Kaum wechselte sie ein paar nichtssagende Worte mit einigen Kunden, die in ihren Laden traten, um Faden oder Knöpfe oder Bänder zu kaufen, und die ihr so nebenbei erzählten, es sehe recht schlimm aus, die Kosaken lägen rings um die Stadt herum, die Thore seien alle geschlossen, die Kanonen alle scharf geladen und ein Schießen könne es wohl über Nacht geben — sie verspürte gar keine Lust, sich mit ihnen weiter zu unterhalten, und es lief ihr jedesmal kalt durch die Glieder, wenn nur das Wort Kanone oder Kosake ausgesprochen wurde. Drum sputete sie sich auch, mit Schlag sieben die dicke Lenel, ihre Bauernmagd, herunterzurufen, den Laden zu schließen und sich in ihre Wohnung in den ersten Stock zurückzuziehen.

„Awwer Herrje! mer dät jo meene, d'r Herr isch schun dod unn begrawe, wie Si so blärrt unn dhüt, Madam Birkelbaum!“ rief ihr vorwurfsvoll die breite Bauerndirne ins Gesicht, als sie beide am kleinen Tischchen saßen und Lieschen, statt wie gewöhnlich mit ihren weißen Zähnchen lustig und guten Appetits in die Kartoffeln und Würste zu beißen, den Teller beiseite schob und bitterlich in ihr Taschentuch weinte; „des isch jo e Jammer, daß eim selwer d'r Abbedid vergeht! Was do, Madam! morje isch d'r Mann jo widderum do! — Min Changbedis isch au schun oft uf em Wâl gschtande unn isch doch allemôl widderkumme — unn dernô, Madam — wenn si widderkumme, sinn d' Mannslitt numme noch gschmeidier unn ardlicher als vorher — unn 's isch derno erscht e rächdi Fraid, wenn mer sich widderum sieht!“

„Awwer jetzt isch no nit derno, Brid! unn d' Aue mecht i m'r üsgrine, wenn i dran denk, daß d'r Jost dort mit de Kanenier uf em Wâl steht unn ich ...“

Worte und Gedanken blieben wieder auf halbem Wege stecken.

„Soll i abdecke, Madam?“ fragte die dicke Lenel, die tüchtig in die Würste eingehauen hatte.

„Jo, deck ab! — unn kannsch ins Bett gehn! — unn ich lai mi au! Am liebste dhät i schlofe bis morje nummedâ, wenn er widderkummt!“

„Na, ze schlof Si, Madam! awwer mach Si sich nur kân so dummi Gedanke! D'r Herr het jo e Budell Win unn Brot unn e Schunke — unn wenn si au schieße dhäte, so grad uf de Herr wurd's jo au nit dreffe!“ *

---

* „Aber, Herr Jesus! man würde ja glauben, der Herr sei schon tot und begraben, wie Sie so plärrt und thut! ... das ist ja ein Jammer, daß einem selber der Appetit vergeht! Was da, Madam! morgen ist der Mann ja wiederum da! — Mein Jean Baptist ist auch schon oft auf dem Walle gestanden und ist jedesmal wiedergekommen — und dann, Madam — wenn sie wiederkommen, sind die Mannsleute nur noch geschmeidiger und artiger

Dann trug sie die Teller, Gabeln, Messer und Gläser in die Küche, wünschte ihrer kleinen Herrin eine gute Nacht. „D' Ladedier isch fescht bschlosse!“ rief sie noch unter der Thür — und nun hörte man unter ihrem schweren Tritt die Stufen der engen Treppe, die in das Mägdezimmer führte, ächzen und krachen, und noch hatte es nicht neun Uhr geschlagen, so schnarchte das brave Lenel so laut, daß, hätten noch andere Leute das kleine, nur einen Stock hohe Haus bewohnt, kein Mensch vor lauter Lärm die Augen zu schließen vermocht hätte und sicher der eine oder der andere zu dem Gedanken gekommen wäre, man höre schon von ferne das Dröhnen der Kosakenkanonen.

Lieschen Holdersprung versuchte ihrerseits in dem Schlafe eine Linderung ihrer Sorgen und Qualen zu finden. Aber umsonst war all ihre Mühe; und schon seit einer vollen Viertelstunde wälzte sie sich in ihrem Bette herum, ohne daß auch nur ein Schatten von Schlaf ihre weit aufgerissenen, in die Dunkelheit starrenden Augen zu schließen Miene gemacht hätte. Sie sah die Nacht sich in die Straßen heruntersenken, hörte den Wind pfeifen, hörte die spärlichen und immer spärlicheren Schritte der Vorübergehenden — und dachte an ihren Jost Birkelbaum, der dort draußen hin und her wandelte und in seine Hände hauchte, um sich die Finger zu erwärmen, und zuweilen einen Schluck Wein aus der Flasche holte; — und das war noch ein Glück, daß sie daran gedacht hatte! — Und sie freute sich, daß Jost Birkelbaum eine so gute, vorsorgliche und liebende Frau an ihr gefunden hatte! — und er wußte es ja auch! — und er war ja auch wert, eine gute Frau zu haben! denn — mit Ausnahme seiner leidigen Vorliebe für die welschen Offiziere und für ihren Kaiser — und mit Ausnahme seiner häßlichen Kaufmannsprincipien, an die sie sich doch niemals gewöhnen würde — und die, sie mußte sich's immer wieder sagen, ein Nagel zu ihrem Totenbaume werden würden — ja, mit Ausnahme dieser Dinge war ja Jost der beste Mann, den eine Frau wie Lieschen Holdersprung sich nur wünschen konnte! Und sie liebte ihn von ganzem Herzen — und wenn sie auch bis jetzt noch keine Kinder hatten nach ihrer kaum zweijährigen Ehe — nun, so seien ja zwei Jahre noch keine Zeit! und man kenne ja viele Ehen, in denen die Kinder noch viel später gekommen und doch noch recht schön, gesund und stark geworden wären! Und wie wollte sie sie pflegen und hätscheln und küssen! — denn das Ebenbild Jost Birkelbaums würde der älteste gewiß werden — und ein Knabe wäre der erste sicherlich — ein hübscher, blonder, rotwangiger Knabe — nur würde sie Sorge tragen, ihm gleich in den ersten Zeiten die linke Schulter gerade zu streichen! — und einen Schnurrbart würde er später auch tragen! — Und nun mußte Lieschen, sie wußte gar nicht, wie es kam, wieder an den Schnurrbart denken, den sie heute morgen so in der Nähe gesehen und gefühlt hatte; und es that ihr leid, daß sie daran dachte, und unwillig hielt sie sich die Ohren zu, gerade als ob die Nachtgedanken den Menschen durchs Ohr ins Herz hineinschlichen.

Da ... plötzlich ... gerade hatte das Münster die zehnte Stunde geschlagen und fing die große Glocke zu läuten an ... klopfte es nicht unten an der Thür? — Sie ließ beide Hände los, horchte, sprang auf; — wenn er es wäre? Jost Birkelbaum, den sie vor der Zeit freigelassen und der nun zurückkäme? und der sich

---

als vorher — und es ist dann erst so eine rechte Freude, wenn man sich wiedersieht!“

„Aber jetzt ist noch nicht dann, Brid (im Lokalausdruck für Bauernmädchen), und die Augen möchte ich mir ausweinen, wenn ich daran denke, daß der Jost dort mit den Kanonieren auf dem Walle steht und ich ...“

— — — — — — — — — — — — — —

„Soll ich abdecken, Madam?“

„Ja, decke ab! — und du kannst zu Bett gehen! — und ich lege mich auch! Am liebsten thät ich schlafen bis morgen nachmittag, wenn er wiederkommt!“

„Na, so schlafen Sie, Madam! aber machen Sie sich nur keine so dummen Gedanken! Der Herr hat ja eine Bouteille Wein und Brot und Schinken — und wenn sie auch schießen thäten, so gerade auf den Herrn wird es ja auch nicht treffen.“

freute, ein warmes Bett zu finden? — Ja, richtig! es klopfte, und ganz gehörig klopfte es! Und mit einem Satze war Lieschen am Fenster, öffnete es, schaute hinunter in die Straße; — vor der Thür, in den Mantel gehüllt, stand ein Soldat. Wie er das Fenster klirren hörte, blickte er hinauf; aber sein Gesicht konnte sie nicht erkennen. Ihr bangte; was konnte dies wohl bedeuten?

„Wer ist da?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Vom Platzkommando! bitte sofort zu öffnen!“ antwortete es von unten.

Vom Platzkommando? Sofort öffnen? Große himmlische Barmherzigkeit! Ihrem Manne war etwas passiert! Sie hatten ihn verwundet — totgeschossen — doch hatte man ja nicht schießen hören? — aber es gab ja auch Windbüchsen, die man gar nicht hörte, wenn ... und was konnte man wissen ...?

Sie ließ ihre Gedanken wieder stocken, rief herunter: „Ich komme!“ warf das Fenster zu, einen warmen, wollenen Mantel über ihre Schultern, huschte in die Pantoffeln, steckte ein Licht an, wobei das Zündhölzchen wohl dreimal verlöschte, nahm die Schlüssel des Ladens — denn einen anderen Eingang als durch den Laden gab es in dem engen Hause nicht — und schnell wie der Wind flog sie die Treppe hinunter und öffnete die schwere Ladenthür. Von außen half man mit starkem Druck — die Thür flog hinter dem Eintretenden ins Schloß, und im selben Augenblick — das arme Lieschen wußte wirklich nicht, wie ihm geschah und ob es träume oder wache — im selben Augenblick hatte sie wieder den weichen, flaumigen Schnurrbart auf ihrer Wange, ein kräftiger Arm hatte sich um ihre Hüfte geworfen und zog sie an sich heran. — Mit einem Aufschrei des Schreckens löste sie sich los, sprang hinter das Comptoir — und wahrhaftig! er war's wieder, der vor ihr stand! — kein anderer war's als der Offizier von heute morgen — der den Mantel von seinen Schultern auf einen Stuhl warf und nun, lustig und mit dem ganzen Gesicht lachend, zu dem bestürzten Lieschen sagte:

„Warum erschrecken Sie denn, mein nettes Täubchen? So bös ist's nicht gemeint! Soldatenbrauch — weiter nichts!“

Lieschen blieb aber hinter dem beschützenden Ladentische wie ein Eichhörnchen in seinem Baumnestchen, wenn der Fuchs vorüberzieht. Schmunzelnd drehte der Offizier an seinem Schnurrbart herum und schaute sie an, daß sie den Mantel mit rascher Hand noch fester und enger über ihre Schultern zog; und erst nach einer kleinen Weile fand sie ihre Fassung wieder und konnte den kecken Besucher nun fragen, was er denn eigentlich wolle?

„Ist's von meinem Manne?“ fragte sie, und ihre Stimme bebte; ... „was ist ihm geschehen? ... ist er verwundet? ... soll ich hin zu ihm?“

Der Offizier aber schien sich mit lachender Laune an ihrer Angst zu weiden. Er setzte sich, ohne Umstände zu machen, auf einen Stuhl, schaute sie wieder mit seinen schwarzen, blitzenden Augen an und antwortete:

„Ihrem Manne, mein nettes Frauchen, geht es ganz wohl! Und wie sollte er verwundet sein? es wird ja nicht geschossen! So eilig haben es die Herren Kosaken nicht, mit unseren Haubitzen Bekanntschaft zu machen, und heute morgen sagte ich es Ihnen ja schon: bis zum letzten Blutstropfen verteidigen wir die Stadt — und ihre hübschen Einwohnerinnen!“

Und nun ging's in einem Zuge fort, lächelnd, lustig, witzig, wie es ja die französischen Offiziere verstanden, von den hübschen Straßburgerinnen, von Lieschen, von ihrem reizenden Wesen, und wie er so bezaubert gewesen heute morgen bei ihrem Anblick, und wie es ihn hingerissen hätte, und wie es ja, das wisse er wohl, ganz unpassend gewesen, daß er sie so geküßt hätte — und wie er es auch bereue, und daß sie ihm verzeihen müsse, und daß er ihr dies alles heute noch habe sagen wollen, und daß sie ja ein liebes, gutes Herz sei, das diese Dinge schon begreifen würde, und daß sie ihm die Hand darauf

geben möchte, zum Beweis, daß sie ihm nicht böse sei.

Die Hand gab ihm aber Lieschen Holdersprung nicht, sondern durch all diese Redensarten nur noch mißtrauischer gemacht, dachte sie bei sich selber darüber nach, wie sie den ungebetenen Gast loswerde und wie sie es anfangen würde, um ... Mit dem halben Gedanken begnügte sie sich, und wie er gerade in seinem Reden inne hielt, sagte sie ihm kurzweg und mit so fester Stimme, als es eben ging:

„Um mir dies alles zu sagen, sind Sie doch, Herr Offizier, nicht hierher gekommen. Nun, was wollen Sie eigentlich und in was kann ich dienen?"

Lieschen Holdersprung war wirklich ein naives Kind, und wie sie hörte, er sei gekommen, um ein paar goldene Quasten für seinen Degenknauf zu kaufen, da die alten so schnell rot geworden, da glaubte sie's und machte sich daran, die große Schachtel aus ihrer Ecke hervorzuholen und dem schmucken Offizier die gewünschten Quasten vorzulegen; — denn schmuck war er ja, das mußte man ihm lassen, und es stand ihm auch alles so gut: die knappe, dunkle, goldverbrämte Uniform, die Halbstiefelchen von feinem Glanzleder, die Troddeln, die über seine Schulter hingen und die zum mindesten, wie sie jetzt dachte, einen General verrieten — und auch der feine Schnurrbart, an dem seine dünnen, wohlgepflegten Finger so nett herumstrichen, trillten und spielten.

„Aber, Herr General!" sagte Lieschen Holdersprung, wie sie gerade die ersten Quasten aus der Lade zog, „... es scheint mir doch recht spät, um goldene Quasten zu kaufen!"

Er aber lachte und antwortete:

„Das verstehen Sie nicht, mein schönes Frauchen! Morgen in der Frühe muß ich sie haben — und da mußte ich sie doch heute noch kaufen! — und nur hier bei Ihnen findet man ja, was man braucht!"

Sie war's auch zufrieden und ließ ihn suchen und suchen; — sie aber suchte, wie sie's fertig brächte, um ihn, ohne Aufsehen zu erregen, aus dem Hause zu entfernen. Denn unheimlich wurde es ihr zu Mute, als sie dachte, daß sie so ganz allein mit diesem Offizier hier stehe! und daß die Thür nach der Straße geschlossen sei — und daß er ihr mit seinem Stuhl den Rückzug zu der Treppe versperre — und daß sie auch das starke, dicke Lenel nicht zu Hilfe rufen könne, denn das dicke Lenel schlief ja so fest, daß man sein Schnarchen bis unten hörte!

Wie sie aber so grübelte und sann, hatte der Offizier plötzlich ihre beiden Hände, die nachlässig auf dem Ladentische lagen, erfaßt, und recht fest hielt er sie in den seinigen, und ohne ein Wort zu sagen, aber mit so schelmisch lächelndem Blick zog er das gute Lieschen zu sich heran.

„Aber ... Herr General! ... Was wollen Sie denn? ... Hier sind ja die Quasten! ... So lassen Sie mich doch los! ... Ihr Betragen ist ja ganz ... Nein, Sie thun mir wirklich weh! ... und ich bin ... Nein, ich rufe, wenn Sie nicht sogleich ...!"

Lieschen Holdersprung kam immer mehr in Affekt; sie konnte ihre Hände nicht loskriegen, wie sehr sie sich auch sträubte und wehrte; sie stemmte sich mit den Knieen gegen den Ladentisch, um nicht nachzugeben — denn hätte sie's nicht gethan — das sah sie klar und deutlich — so zogen sie die starken Hände des Offiziers immer näher zu dem schwarzen Schnurrbart hin — und das! nein, das war ja schon zum zweitenmal heute! ... nein! ums Himmels willen, das durfte, das wollte sie nicht! ... das wäre ja eine Schande ... und dieser Offizier sei wohl verrückt! ... und was falle ihm denn eigentlich ein?

Er aber hatte Quasten und Fransen und Troddeln vergessen, und er beugte sich zu ihr hinüber, und durch das dumpfe Summen der Münsterglocke, die immer noch ihr Zehnerläuten fortbrummte, hörte sie, wie er mit einschmeichelnder Stimme zu ihr sagte, sie sei die schönste, lieblichste Frau, die er je gefunden, und er wolle sie liebhaben sein ganzes Leben lang, und sie solle ihn auch ein bißchen liebhaben; und

er wolle ja weiter nichts von ihr als einen Kuß! einen Kuß sei sie ihm ja schuldig von heute morgen — und den komme er sich holen — denn Lieschen pflege doch gewiß ihre Schulden zu bezahlen — und er selber leihe seine Küsse nur auf kurze Frist — dann pflege er das Kapital mitsamt den Zinsen zurückzuholen! — Da wurde ihr mit einemmal klar, was er von ihr wolle — der freche, räuberische Geselle. „Was!“ schrie sie, „deshalb sind Sie hier hereingedrungen? und das sind Ihre Einkaufereien? Und mein Mann steht auf dem Walle — und ich bin allein — und Sie haben ihn vielleicht dorthin geschickt, um mich hier . . . Und Sie sind ein Schuft! Und Sie sind ein Elender! . . . Und ich will Sie . . .! Und Sie sollen . . .!“

Sie zog und zuckte an seinen Händen und rang und schluchzte, und stoßweise nur kamen ihr die Worte aus dem Mund; — da ließ er sie plötzlich los, und im selben Augenblick fühlte sie sich um die Hüfte gefaßt, gehoben wie heute morgen, getragen . . . „Ach Gott!“ schrie sie aus Leibeskräften; er legte ihr aber die Hand auf den Mund und sagte: „Nur nicht schreien, liebes Täubchen!“ — und lächelte noch dazu — sie stieß ihn aber zurück . . . und es gelang ihr, sich loszureißen; — und in ihrer Angst ergriff sie, was ihr gerade unter die Finger kam, — es war das Heft seines Degens! — und sie zog mit einem starken Ruck — und zog den Degen aus seiner Scheide! — und nun stand sie vor ihm wie eine kleine Kriegsgöttin, die bloße Klinge in der Rechten — und im übrigen mit ihrem aufgelösten Haar und ihrem arg zerzausten Mantel und Hemd, so ziemlich in klassischem Negligé. „Nun fort! oder . . .!“

Weiter konnte Lieschen nichts hervorbringen. Sie hielt den Degen strack in der Hand und rückte gegen den Offizier aus, und das wackere, kleine Frauchen fühlte plötzlich einen Mut und eine Kraft in sich, daß es hätte zum Drachentöter werden können — und los ging's auf den Drachen. — Der wußte aber nicht mehr, wie er's anfangen sollte — und er wandte sich — und duckte sich — aber für überwunden gab er sich nicht; — denn ehe sich's das arme, siegesgewisse Lieschen versah, hob er zum Sprunge an — sprang — und im Genick saßen ihr seine Drachentatzen — und sie sank zurück und dachte: Jetzt, Lieschen Holdersprung, jetzt bist du verloren!

Da, plötzlich! rollte über die schlafende Stadt, durch die stillen Straßen und bis durch Jost Birkelbaums Laden, Treppe und Zimmer ein langer, dröhnender, weithin hallender Kanonenschuß! — Was war das? was sollte das? — Der Offizier richtete sich auf — und horch! Trompetengeschmetter! Hornsignale! das war ja — bei Gott! das waren die Klänge des Generalmarsches!

„Feinde! Feinde! Überfall!“ rief der Offizier, warf den Mantel über seine Schultern, drückte sich den Hut auf den Kopf — und weg war er! und ehe sich's Lieschen Holdersprung versehen konnte, war sie wieder allein in ihrem Laden — hinter der von draußen ins Schloß geworfenen Thür — vor den unordentlich auf dem Ladentische umherliegenden goldenen Quasten und Fransen, auf welche die flackernde Flamme ihres verkohlenden Talglichtes fiel.

Ihr erstes war, daß sie auf die Thür losstürzte und den schweren, eisernen Riegel vorschob. An den Generalmarsch, an die Kosaken, an den Überfall und selbst an den guten Jost Birkelbaum dachte sie jetzt nicht — nur an einen anderen Überfall dachte sie — und der war ja, Gott sei Dank! abgewiesen und glücklich zurückgeschlagen.

Sie sah ihr Bild im Spiegel an der gegenüberliegenden Wand. Gott, wie sah sie aus! und in welchem Zustande befand sie sich! . . . Da stolperte ihr Fuß über etwas Hartes, das am Boden lag. Sie schaute hin. Es war der Degen, der ihr im Handgemenge entfallen war und den der Offizier mitzunehmen vergessen hatte. Wie hätte dieser Kriegsmann auch daran denken können, seinen tapferen Degen auf

der Erde zu suchen! Sie hob die blinkende Waffe auf und murmelte mit einem niedlichen Ausdruck von triumphierender Schadenfreude vor sich hin: „Geschieht dir recht, du Räuberhauptmann, du! Feiglinge sind die Offiziere, die ihren Degen verlieren! und gar noch in eines Weibes Hand läßt du den deinigen — du Weiberheld, du!“ Dann schob sie säuberlich die Quasten in ihr Fach zurück, legte dieses an die bekannte Stelle, ordnete die Stühle und die herumgeworfenen Gegenstände und schaute wieder auf den Degen. Was fange ich nun mit dem da an? dachte sie. Da summte der letzte Schlag der Münsterglocke langsam aus — es wurde still — und durch die Stille hörte sie von fernher die Hornsignale und die unheimlichen Töne des Generalmarsches. Und jetzt erst erwachte sie aus ihrer Betäubung. Man hatte ja geschossen! — es war ein Überfall geschehen! — und auf dem Walle stand ja Jost Birkelbaum! — Und verzweifelnd, das Gesicht mit ihren Händen bedeckend, sank das arme Lieschen Holdersprung zusammen auf einen Stuhl und schluchzte, daß es Steine erweichen mochte. — Diese Trompeten wollte sie nicht mehr hören! dies Schießen wollte sie nicht mehr hören! Sie verstopfte sich die Ohren mit den Fingern; sie dachte an Jost Birkelbaum; sie sah ihn, wie er auf dem Wall gegen den andringenden Feind kämpfte; sie sah ihn bluten, fallen, aufschreien ... und, selbst aufschreiend, zog sie die Finger aus den Ohren — und horch! jetzt war ja alles ganz still geworden! — auch die Trompeten schwiegen! — kein Schuß fiel mehr! — Es war also nichts gewesen! nur ein blinder Lärm! und der Überfall war zurückgeschlagen! — ja, zurückgeschlagen, überall! überall!

Da jauchzte Lieschen Holdersprung, jauchzte vor Freude — sie wußte selber nicht, ob über den dort oder den hier zurückgeschlagenen Überfall — und sprang vom Stuhle auf — und nahm, warum? sie hätte es nicht sagen können, den Degen in die eine Hand, das Licht in die andere und flog die Treppe hinauf in ihr Zimmer, das sie sorgfältig verschloß — und als sie wieder in ihrem Bette lag und das warme Tuch bis ans Kinn heraufgezogen hatte, da legte sie den blanken Degen mit einem Ausdruck von schelmisch neckender und selbstsicherer Siegesfreudigkeit quer unter das Kopfkissen, und die Freude und die überwundene Angst, und der Gedanke an Jost Birkelbaum, und alles, was sie seit diesem Morgen durchgemacht und glücklich überstanden hatte, brachte das kleine Frauchen bald in einen gesunden, tiefen Schlaf, von dem es erst erwachte, als am anderen Morgen die dicke Lenel mit der dampfenden Kaffeeschüssel und dem sauber auf dem Teller liegenden Brötchen vor dem Bette stand und lärmend und schreiend in ihrer Bauernart von den Schrecknissen der vergangenen Nacht zu erzählen anhob. — Auf der Straße, beim Bäcker, beim Fleischer habe sie alles erfahren! — die ganze Nacht hätte man vom Walle herunter auf den Feind geschossen! — Hunderte und Tausende von toten Kosaken schwämmen, im Blute badend, in den Festungsgräben! — bei dem Finkenmattwall wollten sie die Mauer erklettern! — aber von einem Kanonier der Nationalgarde wären sie entdeckt worden! — der hätte sofort Alarm geschossen! ... Da unterbrach sie aber das mit gespannten Sinnen lauschende Lieschen, das, im Bette aufspringend, in die Hände klatschte und der Lenel einmal übers andere um den Hals fiel und einmal übers andere rief: „Er war's! ... Er hat geschossen! — Er hat uns alle gerettet vor dem Überfall! ... Ja, Überfall, räuberischer Überfall war's! Ja! ... und er! ... Ja! ... und ich ...!“ Nun brachte sie's wieder nicht weiter, und ärger denn je fiel das kleine Weibchen in ein Stottern und unbeholfenes Durcheinanderwerfen von unzusammenhängenden Worten — und es war ja auch besser so; — denn wäre es anders gewesen, so hätte Lieschen Holdersprung sicherlich sich nicht enthalten können, auch von ihrem nächtlichen Besuch und zurückgeschlagenen Überfall zu er-

zählen — und wer weiß, was das für Folgen nach sich gezogen, da ja die Lenel natürlich nichts eiliger gehabt hätte, als der ganzen Nachbarschaft die Wundermär — und wer weiß, mit welchen Varianten und boshaften Zusätzen? — weiterzuerzählen! Und läuft eine solche Geschichte einmal unter den Nachbarn herum, so ist sie auch auf Straßen und auf Plätzen — und mit dem Rufe einer jungen, hübschen Frau ist es eben eine ganz besondere Sache: fällt auch nur ein Tröpfchen darauf, so kann das Tröpfchen ja ein Öltropfen sein, und der breitet sich bekanntlich in aller Ruhe und Stille langsam und sicher nach allen Seiten aus, so daß bald alles davon bedeckt ist! — Und vor diesem Schicksal wurde das nette kleine Weibchen durch das Stottern bewahrt, das es bei jeder stärkeren Gemütsbewegung überfiel, gegen das es sich schon so oft in seinem Herzchen erzürnt hatte und das ihm doch in diesem Augenblick einen ganz außerordentlichen Dienst leistete — und ihm noch dazu etwas recht niedlich Pikantes und einen reizenden Anstrich von kindlicher Unbeholfenheit verlieh.

„Nicht einen einzigen Verwundeten haben die Unseren!“ hatte Lenel berichtet; und Lieschens Herz hatte es ihr ja schon längst gesagt, und schon gestern, als das Trompeten aufhörte, hatte die liebende Frau es gefühlt, daß ihrem guten Jost Birkelbaum nichts Schlimmes passiert sei; — und so wußte sie vor lauter Freude gar nicht, wie sie die Stunde seiner Rückkehr erwarten konnte, lief die Treppe hinunter und wieder hinauf, sah in der Küche und im Keller nach, ohne zu wissen, nach was sie zu sehen hatte — kramte im Laden alles mögliche vor und kramte es wieder ein, nur um ihre Händchen zu beschäftigen, nur um nicht auf die Straße zu rennen und allen Vorübergehenden zuzurufen: „Er war's! Er! Jost Birkelbaum! der die Stadt vor dem Überfall der Kosaken gerettet! Er! mein Mann! Er war's, der auch mich ...!“ — Und wie glücklich war es, daß sie zu Hause blieb, denn trotz ihres Stotterns hätte sie wohl am Ende doch noch ein Wort mehr aus der Schule geschwatzt, als eben nötig war.

Auf dem Wall und bei den Offizieren und Soldaten wurde freilich von dem Schießen und Alarmblasen weit weniger Aufhebens gemacht als unter den durch den ungewöhnlichen Kriegslärm in ungewohnte Aufregung versetzten und ganz außerordentlich nervös gewordenen Bürgern und Bürgerinnen der alten freien Reichsstadt. Dort zuckte man die Achseln über das Gerede, und dem ersten Bürgersmann, der im Aufwallen seines patriotischen Hochgefühls einem persönlich mit ihm befreundeten Offizier auf der Straße ob des siegreichen Kampfes dieser Nacht gratulierte, erwiderte der Angeredete in verächtlichem Tone, es sei ja alles bloß ein blinder Lärm gewesen, es wäre überhaupt nur ein einziger Kanonenschuß gefallen, und zwar ein ganz zweckloser und lächerlich unnützer; — der augenscheinlich schlecht gelaunte Offizier setzte hinzu, man hätte es wieder einmal mit einem Nationalgardistenstückchen zu thun; der Kanonier, der dort auf der Wache stand, habe wohl einen Nachtvogel gesehen und habe dann in seiner angeborenen Ängstlichkeit einen Kosaken daraus gemacht und sofort die ganze Garnison auf die Beine gebracht — und das würde sich die Generalität hinters Ohr schreiben! Die Nationalgardisten seien gewiß ganz rechtschaffene Menschen, gute Patrioten und ehrliche Krämer, zum Soldaten taugten sie aber schlechterdings nicht, und wohl würde man sich in Zukunft hüten, einen solchen Spießbürger nachts auf den Wall neben eine geladene Kanone zu stellen! Wie dieser, so sprachen alle anderen Offiziere, und selbst die gemeinen Soldaten. Diese Erklärungen leuchteten aber natürlich den Herren Bürgern, die es ja doch besser wissen mußten als die Offiziere, gar nicht ein; mitleidig lächelnd sahen sie den Militärs nach, steckten dann bei dem Frühschoppen die Köpfe zusammen und munkelten gar manches, das die Offiziere viel besser thaten

nicht zu hören: von Lug und Trug, von militärischer Borniertheit, von dem Neide der Soldaten auf die Bürger und daß die Offiziere es einem braven Nationalgardisten nicht einmal gönnten, durch seine Wachsamkeit die Stadt seiner Väter errettet und mit wackerem Mute die Feinde zu Paaren getrieben zu haben. Um den guten Jost Birkelbaum hatte sich somit am frühen Morgen schon eine wahre Legende gebildet, eine Legende von Heldenmut und Todesverachtung und Aufopferung fürs Vaterland, die ihn selbst, als er müde und frierend von dem Walle herunterkam, zuerst in Staunen versetzte, in der er sich aber sofort mit wunderbarer Leichtigkeit zurechtfand und deren Anerkennung seitens seiner Mitbürger er mit sichtlichem Wohlbehagen über sich ergehen ließ. Wie ein seiner That bewußter Held nahm er die Huldigungen seiner Freunde an, die ihn am Fuße des Walles abholten und ihn beinahe im Triumph nach Hause getragen hätten; wie ein Held schüttelte er die Hände, die sich ihm überall auf der Straße entgegenstreckten; als ein Held, herablassend und würdig, schloß er seine lachende und weinende Gattin in seine Arme; — aber wie ein ganz gewöhnlicher Jost Birkelbaum und gar nicht mehr heldenmäßig herzte und küßte er sie unter Thränen der gegenseitigen Rührung, als er allein mit ihr in seinem Ladenstübchen stand und die hocherregten Bürger sich endlich unter begeisterten Zurufen entfernt und ihm Rendezvous im Bierhause gegeben hatten, wo er ihnen alles haarklein erzählen und wo auf das Wohl des Erretters der Stadt getrunken werden würde.

Jost Birkelbaum hielt auch sein Wort. Er riß sich bei Anbruch der Nacht aus den Armen seines lieben, wohl ein bißchen besorgten Weibchens, das ihn so gern nach dieser vierundzwanzigstündigen Trennung bei sich behalten hätte; — aber er mußte es ja! er war der Held des Tages! und dem Beglückwünschen seiner Mitbürger durfte sich ein Mann wie er nicht entziehen!

„Schließe das Haus!“ rief er dem braven Lieschen noch nach, was ihm das Frauchen auch mit erregter Stimme versprach; und noch war er kaum drei Schritte entfernt, so hörte er auch schon das schwere Vorschieben des Eisenriegels, und schmunzelnd dachte er bei sich: Ja, ja! die Birkelbaums verstehen es allesamt, über Haus und Stadt zu wachen! — Und er konnte gar nicht einmal wissen, der ehrliche Jost Birkelbaum, wie wahr das große Wort war, das er so gelassen in die Nacht vor sich hinschmunzelte! Er konnte und er durfte es auch nicht wissen, denn von ihrem Abenteuer hatte sich Lieschen Holdersprung feierlich gelobt, ewig und immer zu schweigen wie das Grab! — Dem guten Lieschen war noch niemals so etwas passiert! — es schämte sich — und es fürchtete sich zugleich! denn Jost Birkelbaum, das wußte Lieschen seit diesem Kanonenschuß, war ein beherzter Mann; — und wenn er von dem nächtlichen Einbruch des Offiziers hörte, so würde er gewiß keinen Augenblick anstehen, diesen frechen Menschen — und wäre er auch ein General! — auf offener Straße zu ohrfeigen — und ach! du lieber Himmel! dann würden sie sich schlagen! — und das verstand der Offizier doch gewiß besser als Jost Birkelbaum! — und dann würde er ihren Mann totschießen oder totstechen! — und was würde dann aus Lieschen Holdersprung! — an dem Grabe ihres geliebten Mannes würde sie den Rest ihrer kummervollen Tage verweinen! Veilchen und Levkojen würde sie unter die Trauerweide pflanzen, und von ihren Thränen benetzt, würde das grünende, blumenbesäete Grab Zeugnis ablegen von ihrer unvergänglichen, ewigen Liebe! Darum blieb Lieschen lieber still und verschwor sich hoch und heilig, das Geheimnis jener Nacht in ihrem Herzen zu vergraben! — Es war die erste Heimlichkeit, die sie vor ihrem lieben Manne hatte, und recht schwer wurde es ihr, dieselbe zu bewahren; aber so viel Gewalt hatte doch das kleine Weibchen über sich, und recht energisch blitzte es aus ihren Augen, als sie am

selben Abend den Degen des Offiziers mit selbstgefälligem Lächeln hinter den großen Schrank ihres Schlafstübchens versteckte und vor sich hinmurmelte: „Dich wird dein Herr wohl auch nicht reklamieren! und mir kannst du vielleicht noch Dienste leisten! — und wer weiß? wenn Jost Birkelbaum zum Offizier ernannt wird, da hat er gleich einen vom Feinde erbeuteten Säbel an der Seite!" — Und sie freute sich bei dem Gedanken, daß sie es dann gewesen, die ihrem Manne, und ohne daß er es wußte, diese Siegestrophäe errungen. Und so war das Geheimnis auch leichter zu tragen, da sich ein Freuen dareinmischte und das stille Gefühl, ihrem Manne eine Überraschung zu bereiten, von der er freilich leider niemals etwas wissen sollte und die eben doch nur eine halbe Überraschung war — oder auch gar keine. — Aber was war da zu thun? — Kommt Zeit, kommt Rat! so tröstete sich Lieschen Holdersprung und guckte, an die Wand gelehnt, lächelnd und schelmisch zu dem Degen hinein, der gestern so lustig in seiner Scheide an der Hüfte eines schmucken Offiziers hing und gegen den Sattel eines feurigen Rosses schlug und seinen goldenen Knopf und Fransen in der Sonne blinken ließ — und jetzt hinter dem Schranke lag, in eines Posamentiers Schlafzimmer, und bald, von Spinneweben und allerlei Staubfäden bedeckt, ein recht trauriges, blödes, dummes Gesicht machen würde! — Hinter dem Schranke blieb er auch; denn dem Soldaten, der am anderen Morgen zu Lieschen Holdersprung in den Laden trat und der sie fragte, ob der Major von Blignac nicht vielleicht seinen Degen hiergelassen hätte, antwortete das kleine Weibchen keck und frischweg: „Kenne diesen Major überhaupt nicht! und einen Degen hat niemand hier liegen lassen!" — Und schnippisch setzte sie hinzu: „Saubere Offiziere, die in den Posamentierläden herum nach ihren Degen fragen lassen, wenn der Feind vor den Thoren liegt!"

Jost Birkelbaum unterdessen schwelgte im Genusse seines Ruhmes. Um den Stammtisch im kleinen Saale der „Kanone" hatten sich seine Freunde versammelt. Die blecherne Kanone, die als sprechendes Wappenschild an der Ecke des Hauses angebracht war, hatten sie mit einem Kranze von Tannenreisern umhangen, und als Jost Birkelbaum in seiner Sergeantenuniform eintrat, da entstand ein Rufen, ein Gläserrasseln, ein Taschentuchschwenken, ein Händeschütteln, ein Bankgeklapper, daß es ihm fast schwindelte und daß es ihm gar im Tiefinnersten seines Herzens vorkam, als wäre des Ruhmes denn doch zu viel und erwiese man ihm eine Ehre, der er ... Wäre er sein Lieschen gewesen, hier hätte er gehalten in seiner Aufregung; da er aber Herr Jost Birkelbaum war, ein Bürger, Patriot und Artilleriesergeant, so sprach er innerlich den Gedanken aus und sagte: „— eine Ehre, die vielleicht im Grunde doch ein ganz klein wenig über sein Verdienst zu gehen schien!" — Nur einen ganz kurzen Augenblick aber schenkte er diesem redlichen Philistergefühl Gehör, dann mußte er erzählen in die Länge und Breite, wie es war, wie es auf dem Walle aussah, wo die Kanone stand, was man von dem Walle aus sah, und wie die Kosaken waren und was sie in seinem Landhause getrieben, und ob es wahr sei, daß sie sich von Talglichtern nährten, und ob ihre Pferde wirklich wie Katzen aussähen; — und der Fragen war kein Ende, und nicht zwei Worte konnte Jost Birkelbaum herausbringen, ohne sechsmal unterbrochen und durch neue Fragen von dem geraden Wege seiner Erzählung abgelenkt zu werden. Als er aber dahin anlangte, wo er das Anlegen der Sturmleitern gehört, wo die spitze Kosakenmütze über dem Rand des Walles erschien, wo er nach der Lunte griff — da wurde alles still, und mit offenem Munde, über den Tisch gebückt, den Daumen auf dem halb geöffneten Deckel der Biergläser, hörten sie alle zu — und bis in den großen, von bewundernden Zuhörern erfüllten Saal drang die Stille, die sich jetzt um den Erzähler

lagerte. — Und immer weiter, immer tiefer redete sich dieser in seinen kriegerischen Enthusiasmus hinein; — und er erzählte nun allerhand Dinge, an die er vorher gar nicht gedacht hatte, die ihm wie im Rausche einkamen, von denen er ganz gut wußte, daß sie nicht wahr waren, aber die er doch mit großer Fertigkeit erzählte, und wenn einer ungläubig den Kopf dazu zu schütteln wagte, so beteuerte er bei seinem ewigen Heil die Wahrheit seiner Erzählung, und als er schließlich fertig war, so glaubte er selbst an seine Märchen wie an ein Evangelium. So ging es an diesem ersten Abend, und noch viel schöner ging es am drauffolgenden und an den späteren. Da er immer wieder neue Zuhörer bekam und immer wieder von neuem erzählen mußte und es ihm doch langweilig wurde, immer wieder dasselbe zu erzählen, so war keine Woche verflossen, und es hatte sich schon eine ganz furchtbare Legende ausgebildet, und der erste, einzige Kosake war zu einem ganzen Bataillon angeschwollen, der Schuß zu einem Schießen, der Überfall zu einem heldenmütigen Kampfe mit blanker Waffe — und wenn einer, irgend ein wunderlicher Geselle, wie es deren ja überall giebt, dazwischen kam und mit zweifelnder Miene bemerkte, die Offiziere behaupteten ja, daß es gar so schlimm nicht gewesen wäre, da war auch sofort Jost Birkelbaum zur Hand und antwortete, es sei der pure, blasse Neid, der aus diesen Offizieren spreche; die Militärs könnten es ja überhaupt nicht über sich gewinnen, den Nationalgardisten irgend welchen Ruhm zuzugestehen, und nur deshalb seien sie beflissen, diese durch seine Wachsamkeit erfolgte Abwehr des Überfalles zu verkleinern, weil dieselbe die That eines Nationalgardisten war. Hätte an Stelle des Sergeanten Jost Birkelbaum irgend ein welscher Sergeant gestanden, der wäre heute schon längst dekoriert, zum Offizier promoviert — und, setzte er mit Würde hinzu, dies müsse ihm ja auch noch zu teil werden, denn Recht bleibe Recht und zu Ehren käme am Ende doch noch, wem die Ehre gebühre!

Darin mußte sich aber der gute Jost Birkelbaum getäuscht haben, denn die Tage vergingen und die Wochen — und es kam nichts. Es wurde geplänkelt und geschossen, es flogen Haubitzen und Kartätschen, es wurden Ausfälle gemacht, der Typhus brach aus, man erzählte sich zuweilen Wunderdinge von den Siegen, die Napoleon errungen haben sollte, von den Hilfstruppen, die anrücken sollten; — einmal war es ein totgeglaubter Marschall von Frankreich, der sich nur so gestellt hatte, um den Feind desto sicherer zu überlisten, und der nun ganz unversehens mit ungefähr hunderttausend Mann im Rücken der Belagerer aufgetaucht war, ganz nahe bei der Stadt, so daß man mit einem guten Fernrohr vom Münster herunter die Farbe der Uniformen unterscheiden könne; — ein anderes Mal war es ein Heer von Italienern, das dem Kaiser in der dringenden Not zu Hilfe gekommen war und nun mit südlichem Ungestüm alles vor sich herfege und dessen Fegeprozeß sich morgen, übermorgen schon auf den Vogesen und am Rhein fühlbar machen würde. — Unglücklicherweise verdufteten aber all diese Gerüchte am nächsten Tage wieder wie leere Phantasiegebilde, und die blokierte Bevölkerung grübelte sich immer tiefer in den von Essig und Galle durchtränkten Belagerungswahnwitz hinein, und die abenteuerlichsten Hirngespinste wurden in den Bierstuben, wo es gerade noch Bier gab, wie hohe, unanfechtbare Wahrheiten angejubelt, und wer nicht daran glaubte, der wurde von den Narren als ein Narr verhöhnt und verjagt oder, wenn sie gerade schlechter Laune waren, gar noch ein Verräter geschimpft und mit Lynchjustiz bedroht. Jost Birkelbaum war natürlich einer der wackersten Schreibolde in dieser Bande von Phantasten; seine Heldenthat machte ihm dies schon zur gebieterischen, moralischen Notwendigkeit, und er gefiel sich auch in dieser Rolle, über die ihn sein Lieschen zuweilen tüchtig auszankte, um sich desto stürmischer wieder mit ihm zu versöhnen. Unterdessen aber wartete

der geduldige Posamentier vergebens auf sein so sehnsüchtig erhofftes Offiziers-patent und auf das ihm doch von Rechts wegen zukommende Kreuz der Ehren-legion; — es kam nichts! — und um das Maß der Ungerechtigkeit voll zu machen, wurde der tapfere Erretter seiner Vater-stadt niemals wieder auf die Wache oder auf den Wall kommandiert, und während sich andere Bürger zum patriotischen Krüppel schießen lassen durften, mußte Jost Birkelbaum ruhiger als je mit sei-nem Lieschen in seinem Laden auf die Kunden warten, welche sich aber nicht mehr einstellten, da in einer belagerten Stadt niemand mehr auszugeben pflegt, als eben für den täglichen notdürftigen Lebensunterhalt notwendig ist.

Dies alles verfehlte natürlich nicht, einen gar leicht erklärlichen Rückschlag auf Jost Birkelbaums Denken und Fühlen hervorzubringen. Er klagte über die Un-gerechtigkeit der Regierung, über die bodenlose Borniertheit der Generale; seine Reden in dem Stammzimmer der „Ka-none“ würzten sich allmählich mit sar-kastischem Pfeffer und ironischem Salze; er wehrte es Lieschen Holdersprung nicht mehr, von der welschen Wirtschaft zu sprechen; ja, er klatschte ihr sogar einmal Beifall, als sie erklärte, es sei überhaupt eine unerhörte Schande, eine große Festung wie Straßburg, die noch dazu an der Grenze lag, in dieser Weise zu verlassen und allen Schrecknissen einer Belagerung preiszugeben; und als eines schönen Mor-gens die Kunde sich verbreitete, der Friede sei geschlossen, Napoleon habe sich einge-schifft nach einer kleinen Insel im Mittel-meer und Ludwig XVIII. sei als recht-mäßiger König von Frankreich eingesetzt und anerkannt worden, da war wieder Jost Birkelbaum einer der ersten, die er-klärten, das geschehe dem korsikanischen Banditen ganz recht; es sei überhaupt nicht mehr zum Aushalten gewesen mit dem ewigen Kriegführen, und jetzt könne man doch wieder ein ruhiges Leben zu führen und auf ehrliche Weise sein Geld zu verdienen hoffen.

Am anderen Tage wurden die Thore geöffnet. Es war Waffenstillstand, und alt und jung strömte hinaus, um frische, freie Luft zu schöpfen und sich die Kosaken und Österreicher, von denen man sich während der langen Abende so viel er-zählt hatte, in der Nähe zu betrachten.

Jost Birkelbaum überließ dem dicken Lenel die Bewachung seines Hauses, und sein nettes Frauchen am Arme, wanderte er vor das Stadtthor hinaus. „Wir wollen doch unserem Landhause einen klei-nen Besuch abstatten,“ sagte er, „und wollen sehen, wie die Kosaken unsere Stühle zugerichtet haben!“

Lieschen Holdersprung war frohen Mutes; sie lachte und schwatzte; sie freute sich, endlich wieder ins Freie zu kommen. An ihr Abenteuer von damals dachte sie längst nicht mehr, und nur zuweilen guckte sie mit ihren schelmischen Augen hinter den Schrank, wo ihre Siegestrophäe sich allmählich in ein luftiges Gewand von Spinnweben einpuppte. Der Offizier hatte sich nie wieder blicken lassen; — nur ein-mal war er vorbeigeritten — aber im Trab und so schnell, daß sie ihn kaum ge-sehen hatte! — er hatte sich auch nicht nach ihr umgeschaut — und nur an den Spitzen seines Schnurrbartes hatte sie ihn so recht erkannt! — Der mochte wohl wissen, daß, wenn ein Überfall erst miß-lungen, ein zweiter an derselben Stelle das unmöglichste Wagestück ist — und er hatte sich wohl für die ihm von Lieschen Holdersprung erwiesene Demütigung an-derswo entschädigt.

So schlenderten die beiden ihrem Landhause zu. Sie sahen es vor sich lie-gen, wie es gewesen war, und leichter wurde es ihnen ums Herz, als sie er-kannten, daß nichts fehlte, die Mauern unversehrt waren, die grünen Läden fest am Nagel hingen; — nur die Thür war geöffnet, und gerade, wie sie in den Gar-ten eintraten, kam eine Uniform die Stu-fen herunter und setzte sich auf einen ihrer Polsterstühle in die Sonne.

„Ist das ein Kosak?“ fragte Lieschen.

Es war aber kein Kosak, sondern ein

österreichischer Offizier, ein urgemütlicher Herr mit gutem, zutraulichem Ausdruck auf dem Gesicht, der natürlich deutsch sprach und der, als er in ihnen die Eigentümer des Hauses erkannte, sie sofort aufs freundlichste einzutreten, sich zu setzen und sich zu erfrischen einlud. Es kam dem braven Lieschen doch etwas wunderbar vor, daß sie von einem Österreicher in ihr Haus eingeführt und daß ihr von diesem wildfremden Menschen auf ihren Tellern und in ihren Gläsern eine Flasche ihres im Keller sorgsam versteckt gewesenen, aber, wie es schien, längst zu Tage geförderten Elsässer Weines aufgetischt wurde. Der Österreicher war aber so zuvorkommend und so gutmütig, daß Jost Birkelbaum und Lieschen sich's gern gefallen ließen, und bald plauderten die drei wie längst bekannte Freunde zusammen. So kamen sie auch auf die Belagerung zu sprechen, und Lieschen fragte in ihrer harmlosen Art, ob man denn viel in dieser Richtung hier geschossen und ob es viele Tote gegeben hätte; denn sie wollte doch gar zu gern von dem Feinde erfahren, wie er und die Seinen durch ihres Mannes Unerschrockenheit von den Wällen heruntergeworfen und in das Landhaus zurückverschlagen wurden.

Der Österreicher aber lachte breit und lustig und sagte:

„Ach, auf dieser Seite war es ja ganz ruhig! — Wir behelligten die anderen nicht — und sie uns auch nicht! — und so war's ein ganz gemütliches Leben!“

Jost Birkelbaum stutzte. Das hieß denn doch die Gemütlichkeit etwas zu weit treiben! dachte er; und dann dachte er weiter: Warte nur, dich bringe ich doch noch zum Bekenntnis meiner Heldenthat und deiner Niederlage. Und laut fügte er hinzu, indem er sich in die Brust warf, als trüge er noch den Rock des Sergeanten auf dem Leibe und die breite Goldborte am Arm:

„Ich meine aber doch, gleich am Anfang gab es da ein starkes Schießen vom Wall herunter! ... als die Kosaken die Mauern erklettern wollten ... und zurückgeschlagen wurden ... nichts für ungut, Herr Offizier! ... mit blutigen Köpfen! ... in den Graben! ... nichts für ungut!“

Der Offizier guckte ihn verwundert an.

„Mauern erklettern? ... in den Graben geworfen? die Kosaken?“ sagte er. „Aber mein verehrter Herr! das ist ja alles niemals geschehen! — Doch, halt! ja! — einmal wurde ja doch geschossen — ganz in den ersten Tagen!“

„Richtig! richtig!“ lächelte Jost Birkelbaum und dachte bei sich: Jetzt kommt's! bist auf der Fährte, alter Fuchs!

„Ja,“ fuhr der andere fort, „unser armer Jowanowitsch, der dort unten bei jenem Rosenbeete auf der Wache stand — den hat die Kugel auch richtig mitten durch die Brust geschossen! — Wir haben ihn am anderen Tage begraben; der arme Kerl! hat Frau und Kinder zu Hause — die können jetzt Hungers sterben — oder müssen stehlen gehen, die armen Rangen! — Und er war ein so guter Mensch, spielte immer gern mit den Kindern im Dorfe! — er dachte dabei an die seinigen, und wenn er sie küßte, liefen ihm die hellen Thränen in den grauen Bart! — und alle Kinder liebten ihn wieder! — er hieß nur der Papa Kosak im ganzen Dorfe! — Ja, der Teufel mag wissen, was die da drinnen — nichts für ungut, verehrter Herr! — damit wollten! Ganz plötzlich — ohne irgend welchen Anlaß — die große Glocke schlug noch ihren Abendgruß — ich höre es noch! — ich saß da drin und las Zeitungen — plötzlich krachte es von jener Bastion — und im selben Augenblick höre ich den armen Alten aufschreien! — wie ich hinlief, lag er tot in seinem Blute; die Kugel hatte ihm die Brust durchrissen! — Er lag auf jener Bank — heute noch sieht man die dunkelroten Blutflecken darauf! — Dann ging auf dem Walle ein Heidenskandal los — Trompeten! — Rufen! — Generalmarsch! — als flöge alles aus den Fugen! — Wir alarmierten natürlich auch — und warteten! — Aber weiter kam nichts! — Es wurde wieder still! Wir konnten wieder nach Hause gehen! — Nur einer ging aber nicht mehr mit — der arme Jowano-

witsch, der gute Papa Kosak! Den legten wir am anderen Tage in das tiefe Bett, das uns alle einmal erwartet — dort schläft er — und ruht aus von seinem strapazierten Leben! — Aber die arme Frau und die Kinder zu Haus! — Wir haben zusammengelegt, um ihnen in ihrem Elend zu helfen — soviel es eben geht! — Ja! traurige Geschichte! — traurig und dumm! — Ein jeder von uns weiß ja, wenn er in den Krieg zieht, was ihm bevorsteht! — und fällt einer in der Schlacht, nun, so ist er fürs Vaterland gestorben wie ein Mann, wie ein Held! — aber so, ohne Zweck und ohne Grund, von einer dummen Kugel, die uns vielleicht ein betrunkener Kanonier herüberschickt — nichts für ungut, verehrter Herr! aber betrunkene Kanoniere giebt es ja in jedem Lager! — oder ein Spaßvogel — oder einer, der eine alberne Wette eingegangen war — oder der auch einmal eine Kanone losschießen wollte — hinter einer festen Brustwehr — wenn keine Gefahr dabei ist! — Ja, ja! solches erlebt man auch — und solche Käuze giebt es auch in allen Lagern! — Kanonen losschießen? — Geschossen ist ja bald — und dann liegt so ein armer Jowanowitsch im Grase! — Wollen Sie die Stelle sehen, wo er gefallen ist — und wo er begraben liegt? — Es werden Ihnen dort schöne Rosen wachsen," setzte er traurig lächelnd hinzu; „man sagt ja, wo Blut geflossen, da wachse alles frischer und grüner!"

Den beiden Leutchen war es plötzlich gar nicht mehr zum Lachen und Plaudern. Jost Birkelbaum sah ganz ernsthaft drein, und Lieschen Holdersprung wurde weiß und rot. Die ganze Heldenlegende ihres Mannes rumpelte mit einemmal zusammen, und es war ihr im Herzen, als geschehe auch ein Zusammenrumpeln von allerlei bewundernder Hochachtung und hochachtungsvoller Bewunderung. Ohne ein Wort zu antworten, folgten sie dem Offizier. Er führte sie einige fünfzig Schritte hinunter, wo die dem guten Lieschen wohlbekannte Bank stand, zwischen jungen Tannenbäumchen und Buchen. Hinten erhob sich ein kleiner künstlicher Erdwall, auf den sie das Jahr vorher mit eigener Hand Ephen und Immergrün gepflanzt hatte. Es war ein schattiges, trauliches Plätzchen, von allen Seiten umlaubt, mit einer freien Aussicht auf die Stadt und auf den Münster. Jost Birkelbaum liebte es sehr und Lieschen auch. — Aber jetzt konnte sie nicht an diese Dinge zurückdenken! — Sie sah nur den großen dunkelroten Fleck an der Ecke! — da war's, wo der arme Mann hingesunken war in sein Blut — und sie dachte an sein Weib und an seine kleinen Kinder — und wagte es gar nicht, zu Jost Birkelbaum aufzuschauen, der neben ihr stand und auch nichts sagte — und der ja — nun ja! was nützte da alles Spintisieren? — den alten Mann hatte ja Jost Birkelbaum tot geschossen! — ganz unnützerweise tot geschossen! — und wenn dort in einem verlorenen Dorfe in Rußland ein Weib und ein paar Kinder betteln gehen oder stehlen mußten, so war es durch Jost Birkelbaums Schuld so gekommen.

„Dort haben wir ihn begraben!" sagte der Österreicher, indem er sie ein paar Schritte weiterführte. Die Erde war noch frisch umgegraben. Es war noch kein Gras darauf gewachsen. — Es war ein kleines Grab, kurz und eng. Lieschen dachte bei sich: Groß war er nicht, es war ja schon ein alter Mann.

„Wie alt war er denn?" fragte sie endlich, denn es mußte ja doch wieder gesprochen werden, und wenn sie so stumm und verschlagen vor dem Grabe stehen blieben, so konnte es dem Österreicher doch seltsam vorkommen, und möglicherweise merkte er... Lieschen Holdersprung mußte wiederum mitten in ihren Gedanken stecken bleiben.

„Fünfzig vorbei!" antwortete der Österreicher; „die Kosaken dienen ja bis zu ihrem Tode."

„Bis zu ihrem Tode!" wiederholte Lieschen, ohne recht zu wissen, was sie sagte; „das ist ja gar zu lang!"

„Je nachdem,“ meinte aber der Österreicher, „die Kugel hätte ja auch einen blutjungen, frischen, lustigen Kosaken tot schießen können!“

Jost Birkelbaum konnte seinen Blick nicht von dieser neu umgegrabenen Erde abwenden. Es summte und brummte in seinen Ohren, als rolle ein Rad drin herum. Vor seinen Augen tanzten die Bäume, die Häuser, der Österreicher und Lieschen Holdersprung, alle zusammen in wirrem Reigen. Es war ihm geworden, als bliese mit einemmal ein scharfer Wind die ganze Heldenlegende, in die er sich eingeredet hatte und an die er ja doch innerlich nur so halb glauben konnte, über den Haufen! — und nun sah er sich vor einem Grabe stehen — und der darin lag, der ihm niemals etwas zuleide gethan hatte — den hatte er tot geschossen.

„Ein Spaßvogel,“ hörte er noch den Österreicher sagen, „der auch einmal eine Kanone losschießen wollte!“

Und doch — nein! er konnte, er durfte es nicht gelten lassen! — Es war ja vielleicht ein anderes Mal geschehen! — als er längst nicht mehr auf den Wall kommandiert worden war! — Und er klammerte sich jetzt wieder an seine Legende — wie an einen Schatten, den er nicht fahren lassen wollte.

„Aber, Herr Offizier,“ sagte er, ohne aufzublicken, „das geschah doch nicht an jenem Tage, wo der Angriff versucht — Sturmleitern angelegt — und wo der Überfall zurückgeschlagen wurde — mit den vielen Hunderten toten Kosaken im Wallgraben!“

Der Österreicher schaute ihn groß an. Dann sagte er:

„Nehmen Sie mir's nicht übel! aber ich habe oft erzählen hören, daß in einer belagerten Stadt nicht nur Typhus und Fieber grassieren, sondern, was noch schlimmer ist, die Menschen, so sagt man, werden infolge ihrer Weltabgeschiedenheit alle mehr oder minder verrückt! — stellen sich Dinge vor, die gar nicht existieren! — lassen ihrer Phantasie den Zügel schießen — und die trägt sie schnurstracks in das Land der Träume — wo man Wahrheit von Lüge nicht mehr zu unterscheiden vermag — wo das Mögliche als unmöglich und nur das Unmögliche als möglich angenommen wird — und wo der klare, gesunde Menschenverstand ins Tollhaus gesperrt und als Wahnsinn verrufen wird! ... Von dem allem, was Sie da erwähnen, ist nichts, aber auch gar nichts vorgefallen! Alles nur Traum und Belagerungsfieber! — Ich stehe hier in diesem Hause seit dem ersten Tage, habe diese Stelle nie verlassen — und habe niemals einen anderen Schuß fallen hören als den da, der den armen Papa Kosak über den Haufen warf! — Alles andere sind Hirngespinste! und Sie können es Ihren Landsleuten drinnen sagen, die an solche Ammenmärchen glauben, daß dies nichts weiter ist als eine der gewöhnlichen Nachtwandlergeschichten, die in dem Hirn der Belagerten zu spuken pflegen!“

Es wurde dem armen Jost Birkelbaum ganz schwül. Lieschen Holdersprung fühlte sich auch sehr angegriffen. Sie waren ja schon so lange nicht mehr ins Freie gekommen! Sie mußten sich Gewalt anthun, um so wenig als möglich von ihrer Erregung erraten zu lassen, und sprachen, nur um ihre Lebensgeister wach zu halten, ihrem alten, von dem Österreicher in so gemütlicher Weise anempfohlenen Elsässer Wein noch etlichemal tüchtig zu, so daß das Gespräch wieder aus dem Stocken kam und nach und nach wieder leidlich in Fluß geriet.

Wie sie sich von dem Offizier verabschiedeten, sagte Lieschen kleinlaut:

„Herr Offizier ... der Witwe und den ... Waisen dieses Kosaken, sagten Sie, hätte man Geld geschickt?“

„Zusammengelegt! das kann erst später geschickt werden!“

„Ja! ... dann! ... Es ist doch in unserem Garten geschehen! ... Was meinst du, Jost Birkelbaum? ... Ich denke, wir steuern auch bei! ... Es sind ja arme Kinder ... und ... in unserem Garten ... ihr Vater ist ja ...“

Sie brachte wieder nichts Rechtes hervor. Jost Birkelbaum aber griff mit rascher Hand in seine Tasche, holte den Beutel hervor und leerte ihn von Grund aus in des erstaunten Österreichers Hand. Ja, er drehte ihn sogar noch um, um ein ganz unten sich versteckendes Silberstück zu den anderen zu legen; und dem Offizier wurde es ganz warm ums Herz, als des wackeren Posamentiers Stimme vor Rührung zitterte und er zu ihm sagte:

„Das ist unsere heilige Pflicht, Herr Offizier! Ja, wir müssen auch helfen! Meine Frau hat recht! Sie hat ja immer recht! Schicken Sie's der ... Witwe und den armen, kleinen Kindern!"

Er stockte; eine Thräne blitzte in seinem Auge. Der Österreicher mochte denken: Das sind doch recht leicht gerührte Menschenherzen! Die scheint die Belagerung gar mürbe gemacht zu haben!

Er sagte aber nichts, denn Jost Birkelbaums Rührung rührte ihn selber; er wischte sich mit der umgekehrten Hand eine Thräne aus den Augen und dankte in herzlichen Worten. Dann nahmen die beiden von ihm Abschied, schüttelten ihm die Hand wie alte Freunde und kehrten nach der Stadt zurück.

So munter plaudernd sie aber herausspaziert waren, so einsilbig ging es auf dem Rückwege her. Keiner von beiden wollte von der Sache anfangen, die dem einen wie der anderen bleischwer auf dem Herzen lag — ihm, weil er sich schuldig fühlte und weil alle seine Legenden und Heldengeschichten nun zu Nebel zerronnen waren; — ihr, weil es ihr für ihren Mann leid that und weil sie suchte, wie sie es anfangen sollte, um ihn wieder emporzurichten aus so tiefer Demütigung, und auch, um ihn wegen seines Kanonenschusses vor sich selber zu rechtfertigen.

Plötzlich fühlte Jost Birkelbaum, wie sie sich an seinem Arme aufrichtete. Er drehte sich um. Ihre Augen leuchteten hell.

„Was ist dir?" sagte er.

„Das sage ich zu Hause!" antwortete sie; „aber nur Mut gefaßt, Jost Birkelbaum! denn einen Überfall hast du doch abgeschlagen! — und als du die Kanone losschossest, so war es Gott, der deine Hand führte!"

Er staunte sie an, ohne zu begreifen, was sie eigentlich wolle.

„Nur ruhig, Jost!" sagte sie aber, und ganz verklärt leuchtete ihr Antlitz.

Und als sie in ihrem Hause angelangt waren, nahm sie ihn bei der Hand, führte ihn in ihr Schlafzimmer und zog hinter dem Schrank einen langen, blanken Degen hervor mit goldener Quaste und von fingerdickem Staube überzogen, den sie dem erstaunten Jost vor die Augen hielt. ... Und dann warf sie sich weinend in seine Arme und erzählte ihm alles ... alles, was sie so lange verschwiegen, nur um ihn nicht zu grämen! — und was sie ja doch nicht ewig und immer auf dem Herzen behalten konnte! — Und wie sie sprach, klärte sich auch Jost Birkelbaums Gesicht allmählich wieder auf — und als sie fertig war, da sprang er auf, drückte sie in seine Arme und rief einmal übers andere:

„So hab ich doch einen Überfall zurückgeschlagen!"

Dann hielt er aber plötzlich inne und wurde ganz ernst, und leise sagte er:

„Aber im Grunde, Lieschen! ... wenn ich's bedenke ... so warst du ja der wahre Held — und nicht ich! und die Leute, die mich für einen großen Mann halten, sind gewaltig auf dem Holzwege! denn du ..."

Aber sie lachte ihn an und rief, sich auf die Zehen stellend:

„Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß ich größer sei als du!"

Und dann warf sie sich wieder an seine Brust und küßte nach Herzenslust ihren lieben Mann, indem sie sagte:

„Laß doch dies alles gut sein! Was mein ist, ist auch dein! Und was liegt daran, was die Leute sagen, wenn's nur in unserem Gewissen ruhig ist!"

„Ja," meinte Jost Birkelbaum, der sie ganz gut verstand, „nun ist's ja auch so weit ruhig in meinem Gewissen! Einem

anderen freilich hätte die Kugel und der Schuß gelten sollen! und leid thut's mir gewiß um den armen Kosaken! — aber doch war es Gottes Hand, die mich führte! — und Gott sei gelobt, daß ich den Schuß that!"

Dann hielt er einen Augenblick inne, sah Lieschen recht bedenklich an und flüsterte ganz kleinlaut:

„Das dürfen aber die anderen nicht erfahren!"

Mit den anderen meinte er nämlich die Freunde und Kameraden in der „Kanone" und überhaupt seine Mitbürger, die ihn für einen Helden hielten und von denen es ihm nur gar zu schwer gefallen wäre, für etwas anderes gehalten zu werden.

Aber auch hier war sein wackeres Lieschen sofort wieder mit einem beruhigenden Worte des Trostes bei der Hand:

„Um die bekümmere dich nicht!" rief sie lachend; „die glauben an deine Heldenthaten und werden bis ans jüngste Gericht daran glauben, weil es ihnen schmeichelt, daß einer der Ihrigen und nicht ein fremder Soldat der Held gewesen ist — und weil die Prahlhänse ..." Sie blieb wieder stecken und setzte nur noch hinzu: „Denen braucht man's nicht aufs Brot zu streichen! Die streichen sich ihr Butterbrot selbst, wie es ihnen gefällt!"

Was dem guten Jost Birkelbaum auch einleuchtete und was ihn sichtlich beruhigte.

* *
*

Als der Krieg zu Ende war und als die Österreicher und Kosaken das Land verließen, zogen Jost Birkelbaum und Lieschen Holdersprung eines Tages mit einem schweren Karren zu ihrem Landhause. In dem Karren lag ein steinernes Kreuz. Das setzten sie auf das Grab des toten Kosaken, und darauf stand in schwarzen Buchstaben geschrieben: „Hier liegt Jowanowitsch, ein Kosak, der als tapferer Krieger fiel. Indem er diesen Kosaken totschoß, rettete Jost Birkelbaum Herd und Haus vor einem nächtlichen Überfall!" Auf das Grab pflanzte Lieschen duftende Rosen, die noch lange nachher bei den Freunden und Verwandten unter dem Namen „Kosakenrosen" bekannt waren.

Vor dem Kriege und vor dem Offizierwerden hatte aber Jost Birkelbaum von dieser Zeit an eine unwiderstehliche Scheu. Von seiner Heldenthat wollte er nicht mehr hören, und wenn ihn einer seiner Freunde daran gemahnte, so pflegte er ihn halb lächelnd, halb ernsthaft mit den Worten abzuweisen:

„Seitdem ich einen toten Kosaken im Garten liegen habe, ist's mir nicht mehr halb so heldenhaft zu Mute!"

Was die anderen natürlich in ganz anderer Weise deuteten; denn die Legende von dem Kosakenüberfall und von der Errettung der Stadt durch Jost Birkelbaums Heldenthat, die war nun einmal festgewurzelt, und die hätte nichts und selbst nicht das Zeugnis des toten Kosaken hinwegzuwischen vermocht! — und, ob er es wollte oder nicht, so blieb bis an sein seliges Ende der wackere Jost Birkelbaum vor den Augen seiner Landsleute das Vorbild eines heldenmütigen Kanoniers! und wenn man ihn in seinen alten Tagen mit seinem schneeweißen Haar, auf Lieschen Holdersprungs Arm gestützt, vorbeigehen sah, so zeigte man ihn schon von weitem den aufmerksam und ehrfurchtsvoll horchenden Kindern mit den Worten:

„Das ist Jost Birkelbaum, unser Landsmann! der hat unsere Stadt einmal vor einem Kosakenüberfall gerettet! — und wurde dafür nicht einmal durch ein Offizierspatent, nicht einmal durch den Ehrenstern belohnt, den so viel Wichte auf der Brust tragen, die niemals eine Kanone losgeschossen, niemals ihre Vaterstadt vor einem Kosakenüberfall gerettet haben! — Undank ist eben der Welt Lohn!"

Das Reichs-Postmuseum in Berlin.

Von

Ferdinand Bennicke.

I.

Wer in Berlin die Leipzigerstraße entlang geht, der erblickt zwischen Wilhelm- und Mauerstraße ein großes, in harmonischen Formen angelegtes Gebäude, das durch zwei mächtige, das Portal einfassende Monolithe von schwarzem Granit die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Es ist dies das Central-Postgebäude des Deutschen Reiches. Freilich bemerkt das Auge nichts von dem nimmer ruhenden Pulsieren des Verkehrsorganismus, denn vornehme Ruhe lagert auf der Physiognomie des Gebäudes, aber wir wissen: hier ist der Sitz des Gehirns, das den ganzen jugendkräftigen Körper unserer Reichspost lenkt und in rastloser Thätigkeit erhält.

Aber doch birgt das Gebäude in seinem Innern etwas für das Auge, ja sogar eine Sehenswürdigkeit, die Fremden und Einheimischen in der kurzen Reisehandbuch-

Digitized by Google

notiz vorgestellt zu werden pflegt: „Postmuseum im Reichs-Postamt, Leipzigerstraße 15, Montags und Donnerstags von elf bis ein Uhr, nach Meldung beim Portier.“

Zu diesem Museum ist anfangs der siebziger Jahre durch den damaligen General-Postmeister, jetzigen Staatssekretär des Reichs-Postamtes, Dr. Stephan, der Grund gelegt worden. Ausgehend von dem Gedanken, die Geschichte des Verkehrswesens, in specie die Geschichte des Hauptfaktors des Verkehrs, der Post, in einer wissenschaftlich angelegten und geordneten Sammlung zu verkörpern, hatte der Begründer des Weltpostvereins es verstanden, auch das Ausland zur Bethätigung eines praktischen Interesses für die Sammlung zu bewegen, während schon von Anbeginn, als die Entstehung und der Zweck des Werkes kaum bekannt geworden war, Staats- und städtische Behörden, Gelehrte, Künstler und zahlreiche Private in allen deutschen Gauen darin wetteiferten, der Sammlung wertvolle Beiträge zuzuführen.

Nach der Vereinigung der Telegraphie mit der Post wurden die von der früheren Telegraphenverwaltung mit Eifer und Verständnis gesammelten Telegraphenapparate, Modelle u. s. w. dem älteren Schwesterinstitute einverleibt, und jetzt bietet das Postmuseum dem Techniker und der gesamten physikalischen Wissenschaft eine reichhaltige Quelle für ernste Studien, während der postalische Teil immer mehr ein plastisches Bild des Verkehrslebens von den Uranfängen des Geselligkeits- und damit des Verkehrstriebes der Menschheit an bis auf die heutige staunenswerte Entwickelung in unterhaltender Weise vor dem Auge entrollt, zugleich aber auch in belehrender Weise dem Gedächtnis einprägt.

Wir dürften kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß dem Schöpfer des Museums eine der vorstehenden Auffassung im allgemeinen entsprechende Tendenz vorgeschwebt haben mag, und wir glauben nicht besser thun zu können, als unserer Wanderung durch die Räume des Museums einen jener Tendenz folgenden Ideengang zu Grunde zu legen. Wir werden daher, gleichwie wir vor dem körperlichen Auge die systematisch geordneten Schätze vorbeipassieren lassen, so auch dem geistigen Auge eine kurze Wanderung durch die gesamte geschichtliche Entwickelung des Verkehrslebens in Post und Telegraphie zumuten.

Das Postmuseum beginnt in seinem ersten Raume damit, den Besucher mit der Grundlage des Fernverkehrs: mit der Entwickelung der Schrift und der Geschichte des Schrifttums in seinen Leistungen und Hilfsmitteln, bekannt zu machen.

Ägypter und Assyrer, Perser, Hebräer und andere Kulturvölker der grauen Vorzeit stellen sich hier mit den Beweisen ihrer Berechtigung zur Teilnahme an der Geschichte des Verkehrs dar. Neben einzelnen Papierabdrücken und Facsimilenachbildungen altägyptischer Hieroglyphen auf Denkmälern, Papyrusblättern und anderen Stoffen fesselt ein vom Britischen Museum herausgegebener Band mit neunundsiebzig Tafeln in Chromolithographie unsere Aufmerksamkeit. Dieser Band enthält die genauen Nachbildungen eines ägyptischen Papyrus mit hieratischer Schrift aus der Zeit des Königs Ramses III. (etwa 1270 v. Chr.) nebst Übersetzungen und Erläuterungen. Besonders interessant sind ferner drei Terrakottatäfelchen mit ninivitisch kursiver Keilschrift und in der semitisch-assyrischen Sprache verfaßt, die nach den gleichfalls im Britischen Museum befindlichen Originalen von Robert Ready in London meisterhaft nachgebildet sind. Nach der von Prof. Dr. Schrader (Berlin) im „Archiv für Post und Telegraphie“ vom Jahre 1880 veröffentlichten Abhandlung über diese Täfelchen stammen dieselben zweifelsohne aus der Bibliothek zu Ninive oder vielmehr aus dem Archiv des Königs Assurbani-abla, d. i. vermutlich des Sardanapal der Griechen, der seit 668 v. Chr. auf dem Throne Assyriens saß.

Einen Schritt weiter in der Entwickelung des Verkehrswesens zeigt uns der nächste Raum, der Beweisstücke auf diesem Gebiet aus der klassischen Zeit Griechenlands und Roms enthält.

Bemerkenswert wegen des Zweckes und wegen des eigentlichen Schreibstoffes sind vier aus Blei gefertigte Orakelplättchen mit griechischen Inschriften, die an das Orakel zu Dodona gerichtete Fragen enthalten. Da fragen auf einem dieser Plättchen ein „Eubandros und sein Weib“ den Zeus Naios und die Diana, zu welchem unter den Göttern oder Halbgöttern oder den Dämonen sie flehen und opfern sollen, damit es ihnen selber wie auch ihrem ganzen Hause besser gehe, jetzt sowohl als auch für künftige Zeit.

Auf einem zweiten solchen Fragenplättchen wünscht ein „Sokrates“ Auskunft darüber, was er betreiben solle, damit es ihm und seinem Geschlecht besser gehe. Andere wollen ein Rezept von den Göttern, um sich untereinander besser zu vertragen. Leider vermißt der Forscher, und zwar nicht im Postmuseum allein, den Nachweis darüber, welche Auskunft das Orakel den gläubigen Seelen zu erteilen für gut befunden hat. Der französische Archäologe Carapanos, auf dessen verdienstliches Werk „Dodone et ses ruines“ die Aufnahme dieser Beweisstücke altgriechischen Schrifttums in das Museum sich stützt, hat zwar noch neuerdings, im Herbst 1883, der französischen Akademie eine Abhandlung überreicht, nach welcher er auf der Rückseite eines solchen Plättchens die Antwort entdeckt haben will; die von ihm citierte Antwort ist aber gleichfalls so orakelhaft, daß ihre Verewigung auf einem der Beweisstücke des Postmuseums sicherlich wenig zur Aufklärung wißbegieriger Besucher beitragen würde.

Klarer schon liegt der Zweck des getreuen Modells einer griechischen Skytale mit Pergamentstreifen zu Tage. Dieser Briefstab oder Stabbrief, den namentlich Plutarch (Lykurgos, 30) näher beschreibt, war der Schlüssel, dessen sich die spartanischen Ephoren bei geheimen Aufträgen bedienten. Sollte eine Botschaft ergehen, so schlang man einen schmalen weißen Riemen, fest und genau schließend, um den Stab, schrieb das Nötige in der Längsrichtung des Stabes querüber auf die durch den aufgewickelten Riemen gebildete Schreibfläche, löste den Riemen wieder und schickte ihn so an den Staatsmann oder Feldherrn, für den die Botschaft bestimmt war. Dieser vermochte die jedem anderen unverständlichen zerstreuten Zeichen nur dadurch zu entziffern, daß er den Riemen um den in seinen Händen befindlichen Stab von genau den gleichen Dimensionen schlang. So stellt der Stabbrief wohl die älteste Form eines Feldpostbriefes dar.

Aus der römischen Zeit sind mehrere wohlgelungene Nachbildungen von den heutzutage höchst selten gewordenen Exemplaren der „tabellæ duplices und triplices“ vorhanden; auch einen etruskischen Schreibgriffel aus der Nekropole von Orvieto hat das Postmuseum in kunstvoller Bronzenachbildung zu erwerben gewußt, der gerade an dieser seiner Aufbewahrungsstätte einen doppelten historischen Wert dadurch gewonnen hat, daß unser Reichskanzler mit ihm seinen Namenszug eigenhändig einem der vorerwähnten Wachstäfelchen einritzte.

Wie diese Täfelchen im alten Rom auch zarteren, mit dem modernen Briefgeheimnis in gewissem Zusammenhange stehenden Zwecken gedient haben, kann der Beschauer aus ein paar Kopien pompejanischer Wandgemälde entnehmen, in denen schreibende Mädchen dargestellt sind.

Sehr verschieden von diesen kleinen diskreten Täfelchen sind die großen, mit kostbarer Elfenbeinarbeit verzierten Diptychen, welche die römischen Konsuln beim Antritt ihres Amtes auszuteilen pflegten. Von diesen sind gleichfalls einige Exemplare vorhanden neben sonstigem römischem Schreibgerät, Griffeln, Farbebehältern u. s. w.

Dicht neben diesen Erinnerungen an die alte klassische Kultur mahnen uns die

Zeichen des Wiederauflebens menschlicher Geistesbildung an die Zeit, als unter den endlich verlaufenden Wogen der Völkerwanderung in der beschaulichen Ruhe der Klöster auch die edle Kunst des Schreibens wieder ans Tageslicht kam.

Die berühmtesten Klosterhandschriften: der Codex argenteus zu Upsala, das Wessobrunner Gebet, die Pergamenthandschriften des Heliand, Ottfrieds Evangelienharmonie, das Leben der Jungfrau von Wernher von Tegernsee, sind in Einzelproben, die den Charakter der Werke selbst trefflich wiedergeben, vorhanden; daneben zieht das orientalisch farbenprächtige Bild eines im Original auf Papyrus geschriebenen arabischen Passes aus dem Jahre 750 n. Chr. das Auge auf sich.

Den bemerkenswertesten Beweis der damaligen hochstehenden Schreibekunst aber liefern die in demselben Zimmer unter Glas und Rahmen aufgestellten Kopien aus den hervorragendsten alten Handschriften der ehemaligen Hamilton-Sammlung. Diese mit Genehmigung des Kultus-Ministeriums eigens für das Postmuseum angefertigten Nachbildungen sind von der Reichsdruckerei auf heliographischem Wege hergestellt und von dem Maler Hoffacker koloriert worden, dessen künstlerische Begabung in der Feinheit der Zeichnung und im Feuer der Farben vortrefflich zum Ausdruck gekommen ist. Da diese Reproduktionen für das Postmuseum den weiteren Zweck erfüllen sollen, aus den berühmten alten Dokumenten, denen sie entnommen sind, Beiträge zur Geschichte des Nachrichten-Vermittelungswesens zu liefern, so läge eigentlich an dieser Stelle die Versuchung nahe, auf die Fortentwickelung dieses Verkehrswesens im Botendienst, der fast ausschließlich in den Blättern dargestellt ist, überzugehen; der freundliche Leser mag uns aber zunächst noch in einige ferner liegende Räume begleiten, um die einmal begonnene Geschichte des Schrifttums bis zu ihrem heutigen kosmopolitischen Standpunkt zu verfolgen, in welchem sie zugleich den innigeren Zusammenhang mit dem eigentlichen Verkehrswesen zeigt.

Vorüber an der Darstellung einer Schreibstube im sechzehnten Jahrhundert, neben der ein Produkt dieser zünftigen Thätigkeit in Gestalt einer geschriebenen Zeitung aus dem Jahre 1536 (Episode aus dem zweiten Zuge Karls V. gegen Franz I.) ausliegt, gelangen wir zur eigentlichen postmäßigen Gestaltung des Schriftwesens: zum Brief in seinen verschiedenen Formen und schließlich zur modernsten Erscheinung im offenen Gewande der Postkarte.

Brief und Postkarte! Hier schlägt das Herz des Philatelisten (schreckliches Wort!) höher, denn welcher Gedanke liegt näher, als daß das Postmuseum auf diesem Lieblingsgebiete von Männlein und Weiblein, von jung und alt Mustergültigstes in reichster Fülle aufzuweisen haben werde! Nur noch einige Augenblicke Geduld, und wir führen den Besucher zurück an die Tafeln und Kasten, an die Mappen und Schränke, die das Begehrenswerteste in seltenen Briefmarken, Karten und anderen Postwertzeichen aller Art bergen.

In den lichten weiten Sälen, die ein bewegtes Bild internationaler Posteinrichtungen darbieten, treffen wir noch auf Ergänzungen unserer modernen Briefform, denen man auf den ersten Blick kaum ansehen möchte, daß sie auf dem Gebiete einer hochentwickelten Postverwaltung der Jetztzeit sich bewegen.

Dieser unscheinbare Knäuel aus trockenen Palmblattstreifen wird von dem britisch-indischen Postbeamten der Landschaft Orissa als ein vollwichtiger Brief angesehen und behandelt, obwohl Adresse und Inhalt nur mit einer Nadel, dem Auge kaum sichtbar, in das Palmblatt eingeritzt sind. (S. nebenstehende Abbild.) Gummi oder Siegellack waren dem Schreiber unbekannt, wegen des heißen Klimas wohl auch ein unnötiger Luxus; eine zähe Faser des Palmblattes zum Knoten verschlungen dient als einzig angemessener Verschluß.

Ein ähnliches Stück Palmblatt, gleichfalls mit eingeritzten Zeichen versehen, ist

eine Originalabrechnung zwischen zwei Bankiers; daneben liegt das eiserne Instrument, mit dessen einem Ende die Zeichen eingeritzt werden, während das andere Ende dazu dient, die an beiden Enden des Palmblattes befindlichen Löcher zu bohren, die zum buchförmigen Zusammenheften der einzelnen Blätter bestimmt sind.

Nach diesem kleinen Ausflug auf das internationale Gebiet der Geschichte des Briefes und der Briefverschlußmittel kehren wir zurück und beschreiten nun denjenigen Raum, dem alle Jünger der Philatelie nur mit heiligem Schauer nahen.

In der Mitte des Zimmers ragt eine Säule mit fünfundzwanzig Flügeln empor. Auf den beiden Seiten der Flügel sind unter Glas und Rahmen je neun mit den verschiedenen Briefmarken beklebte Blätter eines Briefmarkenalbums angebracht. Diese Marken, ferner die in Schränken aufbewahrten Briefumschläge, Postkarten, Kreuzbänder u. s. w. bilden eine der reichhaltigsten Sammlungen der Welt. Hier finden wir die ersten Postwertzeichen, welche überhaupt verwendet wurden; wir sehen die verschiedenen Herstellungsarten der Marken (Handstempel, Kupferdruck, Stahlstich, Buchdruck, Holzschnitt u. s. w.), die Umrandungsarten (gezähnt, ungezähnt) und alle Markengattungen, als Brief-, Telegraphen-, Zeitungs-, Nachporto- und Rekommandationsmarken u. s. w., ferner Marken mit Aufdruck versehen zum Zweck der Wertherabsetzung oder -Erhöhung; sodann Versuche und Entwürfe, die schönsten und primitivsten, die größten und kleinsten Marken, solche, die den Wertbetrag eines Bruchteils von einem Penny darstellen, und solche von den höchsten vorkommenden Wertbeträgen (5 Pfd. Sterl. in England und 60 Dollars in Nordamerika), fast alles in tadellosen, unentwerteten Exemplaren.

Das Frankieren der Korrespondenz ist verhältnismäßig neuen Datums. Es war der Neuzeit vorbehalten, zu erkennen, welche Bequemlichkeit für das Publikum und welche erhöhte Sicherheit für das Kasseninteresse der Postverwaltungen in der Verwendung von Wertzeichen zur Zahlung der Postgefälle liegt. Der Postverwaltung des Königreichs Sardinien gebührt das Verdienst, den Reigen eröffnet zu haben. Die von ihr im Jahre 1819 ausgegebenen zu Briefumschlägen bestimmten Wertzeichen bestanden aus farbigen Stempeln, die auf die Mitte von Viertelbogen weißen Papiers aufgedruckt waren. Das Papier selbst trug an den Rändern ringsum den Wasserstempel: „Direzione Generale delle Regie Poste.“ Die Wertstempel, einen blasenden Genius zu Pferde darstellend und in Beträgen zu 15, 25 und 50 Centesimi angefertigt, wurden im nächsten Jahre durch farblose Trockenstempel ersetzt und blieben bis zum Jahre 1836 in Gebrauch.

Palmblattbrief nebst Schreibgriffel aus der Landschaft Orissa in Indien.

Dem Vorgange der sardinischen folgte zunächst die englische Postverwaltung, die 1840, zugleich mit Einführung des Pennyportos, ebenfalls gestempelte Briefumschläge anfertigen ließ, und zwar solche zu einem Penny in Schwarzdruck und zu zwei Pence in Blaudruck, deren für die Aufschrift bestimmte Vorderseite die Mulreadysche Illustration (Verherrlichung des

britischen Weltverkehrs) und am Fuße in Druckschrift die Wertbezeichnung: Postage one penny“, oder „Postage two pence“ trug. Einige Monate später wurden die ersten eigentlichen Briefmarken zu einem Penny und zwei Pence ausgegeben. Diese das Bild der Königin Viktoria in braunrotem bezw. blauem Kupferstich tragenden Marken sind unverändert in Form und Farbe noch heute im Gebrauch.

Sehr bald folgten dem Vorgange Sardiniens und Englands: 1843 Brasilien, 1844 Genf, 1845 Finnland, 1846 die Vereinigten Staaten von Amerika, 1848 Rußland, 1849 Frankreich, Belgien und Bayern, 1850 Österreich, Preußen und Sachsen, und später nach und nach alle diejenigen Staaten, die sich im Besitz eines geregelten Postwesens befanden. Endlich wurden auch Telegraphenfreimarken eingeführt, und zwar ging die preußische Telegraphen-Verwaltung im Jahre 1864 hiermit voran.

Die Sammlung des Postmuseums enthält über fünftausend verschiedene Arten von Wertzeichen, von denen allein in Europa über zweitausendfünfhundert ausgegeben sind. Diese ansehnliche Zahl wird von den professionellen oder, wie sie selbst sich am liebsten nennen, den „wissenschaftlichen“ Sammlern leicht auf das Doppelte vermehrt, wenn jede Abweichung in der Farbe, in der Art der Umrandung und dergleichen mehr als Merkmal für eine besondere Sorte angesehen wird.

Seit etwa zwanzig Jahren wird das Sammeln von Postwertzeichen systematisch betrieben, und ebenso lange ist der Handel mit Briefmarken als vollberechtigtes kaufmännisches Geschäft in Erscheinung getreten. Der Hauptsitz für dieses Gewerbe, das vollauf seinen Mann nährt, ist Paris, wo dasselbe zuerst in dem bekannten Hotel Drouot sein Standquartier hatte. Später wurde für diesen eigenartigen Handel eine förmliche Börse eingerichtet, die erst in den Tuilerien, dann im Luxembourg abgehalten wurde und zur Zeit in der Avenue Marigny ein blühendes Dasein führt. Hier findet man Briefmarkenhändler und -Liebhaber jeden Alters und Standes, von dem Schüler an, der seine Pfennige in einigen billigen Erwerbungen anlegt, bis zu den Grossisten, deren Umsätze in Marken sich nach Tausenden, ja Hunderttausenden beziffert. Neben Paris sind namentlich noch in Brüssel, Berlin, Wien, Leipzig und Breslau mehrere derartige große Geschäfte in Thätigkeit.

Eine reichhaltige Fachlitteratur belehrt den Sammler über den Wert der verschiedenen, namentlich älterer Marken, über neue Emissionen und Bezugsquellen; prachtvoll ausgestattete Albums mit künstlerisch ausgeführten Illustrationen und erläuterndem Text geben die nötige Anleitung zur übersichtlichen Unterbringung der Wertzeichen und haben einen reservierten Platz für die gewöhnlichste wie für die seltenste Marke. Da in den ersten Jahren nach Einführung der Postwertzeichen niemand daran dachte, die zur Frankierung verwendeten abgestempelten Marken aufzubewahren oder gar zu sammeln, sondern dieselben gewöhnlich achtlos dem Papierkorb überantwortete, von wo sie wohl meist den Weg zum Ofen oder Kamin genommen haben mögen, so sind Exemplare der ersten Emissionen naturgemäß sehr selten geworden. Einzelne solcher seltenen Vögel werden denn auch, ihre Echtheit vorausgesetzt, zu Preisen notiert, die dem Nichtphilatelisten unbegreiflich erscheinen. So wird z. B. die seltenste französische Marke, diejenige zu 1 Franken, Ausgabe 1849, orangegelb, für 150 bis 200 Mark verkauft; die erste Ausgabe von Hawai, mit Ziffern statt Zeichnungen, erzielt, gut erhalten, 800 bis 1000 Mark; ebensoviel wird für jede der beiden mit „Réunion“ bezeichneten Marken zu 15 und zu 30 Centimes gezahlt. Aber die Perle aller Marken ist diejenige der Insel Mauritius vom Jahre 1850; sie wird, ob sie rot oder blau, gut erhalten oder schon vom Zahn der Zeit angenagt ist, wenn sie nur den legalen Poststempel aufweist, mit mehr als 1000 Mark bezahlt! — Man ersieht hieraus leicht, daß die Briefmarkenliebhaberei

recht kostspielig werden kann, wenn der Sammler auf Vollständigkeit seiner Sammlung erpicht ist. Eine der reichhaltigsten in Privathänden befindlichen Markensammlungen ist diejenige des Barons Arthur v. Rothschild in Paris, die einen Wert von 200000 Franken repräsentieren soll. Dieselbe wird übrigens, abweichend von vielen anderen, bereitwilligst jedem gezeigt, der sich als zum Handwerk gehörig ausweist.

Außer den Markenschätzen besitzt das Postmuseum auch noch sogenannte „Ganzsachen", d. h. in der Vernakularsprache Briefumschläge und alle übrigen mit Postwertzeichen versehenen postalischen Formulare, wie Kreuzbänder, Postkarten, Postanweisungen, Postaufträge u. s. w., die, nach den betreffenden Ländern geordnet, in besonderen Mappen untergebracht sind. Hier ist von den schon erwähnten, aus dem Jahre 1819 stammenden Sardiniern an das einschlägige Material sämtlicher Postverwaltungen der Alten und Neuen Welt in den verschiedensten Ausgaben vereinigt.

Es muß hervorgehoben werden, daß die Postwertzeichen von den auswärtigen Verwaltungen im Wege des Tausches direkt übersandt werden und daß somit die ausschließlich offiziellen Quellen entstammenden Stücke unzweifelhaft echt sind. Dieser Umstand trägt wohl mit dazu bei, daß das Zimmer, in welchem die Markensammlungen untergebracht sind, sich eines außerordentlichen Zuspruchs erfreut, wenn immer die Räume des Museums dem Publikum geöffnet werden. Gefährlich geradezu aber wird der Ansturm, wenn die Berliner Schulen Ferien haben. Dann marschiert Jung-Deutschland geschlossen in das betreffende Zimmer ein und wankt und weicht nicht von den philatelistischen Schätzen, bis die Glocke den Schluß der Vorstellung verkündet.

Nachdem der freundliche Leser uns durch die geschichtliche Entwickelung des Schreibwesens bis zu den die postmäßige Übermittelung des Geschriebenen bedingenden und fördernden Formen und Einrichtungen begleitet hat, möge derselbe zunächst noch mit uns einen kurzen Blick auf die grundlegende Erscheinung eines geregelten Verkehrswesens werfen: auf die Straßen und deren Entwickelung.

Gleich in den ersten, dicht neben dem Postwertzeichen-Kabinett belegenen Räumen ist die Geschichte des Straßenbaues verkörpert in dem Faksimile der Inschrift einer neuerdings auf dem Altisboden zu Olympia ausgegrabenen στήλη (Säule), nach welcher „Deinosthenes, der Sieger im Wettlauf zu Olympia", zugleich den urkundlichen Beweis für die damaligen Wegemessungen liefert, indem er in der Inschrift seines Weihesteins bezeugt: „Von dieser Säule sind bis Lakedämon 630 Stadien; von derselben sind bis zur ersten Säule 30 Stadien."

Während in Hellas der Straßenbau zuerst vorzugsweise religiösen Zwecken diente, indem er das Zuströmen größerer Volksmassen zu den heiligen Stätten erleichterte, und erst in zweiter Linie Verkehrsstraßen zu gunsten profaner Zwecke schaffen wollte, sehen wir in dem hochentwickelten Straßenbau der Römer letztere Tendenz vorwalten, freilich wiederum fußend auf den militärischen Bedürfnissen der Weltbezwingerin.

Neben rein klassischen Beweisstücken, wie Abbildung eines in Saint Marcel beim Nachgraben unter dem Kirchenchor aufgefundenen römischen Meilensteines, sowie eines in Sablon gefundenen Bruchstückes eines solchen, Gipsabguß eines antiken geschnittenen Steines mit einer symbolischen Darstellung der via Appia und anderem mehr, enthält das Museum noch ein originelles Werk über das Thema des Straßenbaues aus dem Jahre 1726, in welchem unter dem eine solche Ausdehnung nicht verratenden Titel „Saxonia monumentis viarum illustrata" auch des römischen Straßenbaues wörtlich und bildlich gedacht wird.

Wenn das Postmuseum, abgesehen von den klassischen Vorbildern, über den Straßenbau in späterer Zeit nur in seiner Sammlung älterer Urkunden und Bücher

Aufschluß erteilt, so mag der Grund hierfür vielleicht in der richtigen Erkenntnis liegen, daß der Straßenbau, wie fast allerwärts, so besonders in unserem deutschen Vaterland bis zu einem verhältnismäßig sehr modernen Zeitpunkt fast nur dem Verkehrswesen feindliche Institutionen schaffen zu wollen schien. In diesem Sinne bergen aber auch die obenerwähnten Quellen manches Ergötzliche in den bilderreichen Schilderungen der Unbilden und Gefahren, die das Wagnis eines Verkehrs auf den Straßen mit sich brachte. Eine solche bündige und überzeugende Schilderung hat unter anderem das in der Büchersammlung des Postmuseums vorhandene

Botenfigur aus dem vierzehnten Jahrhundert. (Hamilton-Sammlung.)

„Poststammbuch" (eine Sammlung von Liedern und Gedichten, Aufsätzen und Schilderungen, gewidmet den Angehörigen und Freunden der Post und mit vortrefflichen Abbildungen von der Hand L. Burgers ausgestattet) wieder ans Licht gezogen in einem Stoßseufzer Lichtenbergs über Wege (und freilich auch Postwagen) seiner Zeit: „Sie streichen die Postwagen rot an* als die Farbe des Schmerzes und der Marter und bedecken sie mit Wachslinnen; nicht, wie man glaubt, um die Reisenden gegen Sonne und Regen zu schützen, denn die Reisenden haben ihre Feinde unter sich, das sind die Wege und der Postwagen, sondern aus derselben Ursache, warum man denen, die gehenkt werden sollen, eine Mütze über das Gesicht zieht, damit nämlich die Umstehenden die gräßlichen Gesichter nicht sehen mögen, die jene schneiden."

Für die historische Abteilung des Postmuseums möchte man es freilich als einen Gewinn bezeichnen, daß die Straßen nicht von Anbeginn der Geschichte der Nachrichtenvermittelung die Anwendung vorgeschrittener Verkehrsmittel gestatteten, denn sonst wäre die Sammlung um all die originellen Gestalten ärmer, die jetzt die Geschichte des Verkehrswesens in seinen urtümlicheren Formen: in Läufern und Boten, verkörpern. So aber finden wir Abbildungen nach altägyptischen Denkmälern mit Briefboten aus der Zeit der Pharaonen, eine griechische Inschrift auf einer in Olympia ausgegrabenen Sandsteinbasis, die Aufschluß giebt über den von Pausanias VI, 16, 4 erwähnten Eilboten Alexanders des Großen, Namens Philonides, des Zoitos Sohn aus Chersonasos auf Kreta; dann sehen wir die Abzeichen altrömischer tabellarii, ferner einen antiken Votivstein, auf dem ein römischer Briefbote seinen Namen und Stand als „Jul. Paternus Tabellarius" verewigt hat; vor allem aber ziehen die farbenprächtigen Bilder aus der Hamilton-Sammlung, deren wir bereits Erwähnung gethan haben, die Augen aller Besucher auf sich. Wenn in nebenstehender Abbildung versucht wird, eine solche Figur, die eines Boten aus dem vierzehnten Jahrhundert, skizziert wiederzugeben, so fehlt leider der Hauptreiz, der überraschend prächtige Schmelz des Kolorits.

Diese Miniature aus der Pergament-Handschrift „Judas Machabæus, Roman de Chevallerie" stellt einen Boten dar, mit rotem Wams und grünen Hosen bekleidet, in der Hand den langen Botenspieß, der noch Jahrhunderte später Stütze, Wehr und Amtsabzeichen des zünftigen Postboten ausmachte. Neben den vielen kunstvollen Nachbildungen aus der Ha-

* Die Farbe der damaligen Thurn und Taxisschen Postwagen.

milton-Sammlung weist das Postmuseum in demselben Raum, teils in Mappen geborgen, teils eingerahmt an den Wänden, eine Sammlung von Abbildungen auf, die in Original-Handzeichnungen, Kupferstichen, Holzschnitten u. s. w. neben einem nicht unerheblichen Kunstwert eine fortlaufende Monographie des Botenwesens durch alle Jahrhunderte repräsentieren.

Eine denkwürdige Figur ist der in Gipsabguß wiedergegebene Bote am Rathaus zu Basel, der im Jahre 1444 beim

Briefbote (mit dem deutschen Reichsadler) aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der Ambraser Sammlung in Wien entnommen.

Herannahen der Armagnaken von Straßburg im Elsaß an den Rat der Stadt Basel abgesandt wurde und der nach Ausführung des Auftrages gleich seinem Zunftgenossen marathonischen Andenkens tot niedergefallen sein soll.

Ein etwas bedenkliches Zeugnis für die Existenz und Stellung der mittelalterlichen Boten liefert ein Holzschnitt mit der Überschrift: „Luciffers Rat mit seiner gesellschaft. Hie sass Luciffer mit den hellischen Fürsten zu Rat, und kamen überein, dass sy wollten jren aignen potten schickhen zu Judas.“ Vor dem Teufel und seinen Gesellen steht ein dickwangiger Bote im Rock mit hohem Kragen, Brustüberschlag und geschlitzten Är-

Breslauer Postbote aus dem sechzehnten Jahrhundert.

meln. In der rechten Hand trägt der Teufelsbote die Kappe, in der linken den

Nürnberger Postbote aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Botenspieß gleich seinen ehrlichen zünftigen Brüdern. Eine junge Teufelin hält auf den Knien einen Bogen Papier ausgebreitet,

auf dem der Sendbrief an Judas geschrieben wird.

Noch im siebzehnten Jahrhundert begegnen wir nur den Repräsentanten der Botenzunft, die wir als die unmittelbare Vorläuferin unserer jetzigen Posteinrichtungen zu betrachten haben. „Jahrhunderte, bevor die Posten aufkamen, bestanden in den deutschen Ländern Botenanstalten. Sie waren teils von der Staatsgewalt, teils von kaufmännischen, wissenschaftlichen oder politischen Korporationen, teils auch von einzelnen Privatunternehmern eingerichtet. Wenige nur waren Gemeingut: in der Regel diejenigen, die von Privaten herrührten, und diesen standen leider nur geringe Mittel zu Gebote. Der ausgesprochene Zweck der übrigen bestand darin, den Korrespondenverkehr ihrer Begründer zu vermitteln, so die Botenanstalten der Fürsten und Universitäten, des Hansa- und schwäbischen Bundes, der geistlichen und weltlichen Orden." *

Ein wertvolles Dokument über die Wirksamkeit der geistlichen Boten ist dem Postmuseum neuerdings einverleibt worden. Es ist dies eine rotula, das heißt ein Botenzettel aus dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts. Aus diesem 5 m langen und $12^1/_2$ cm breiten Pergamentstreifen erfahren wir, wie ein Klosterbote im Jahre 1501 aus der Benediktinerabtei St. Lambrecht in Ober-Steiermark auf seiner Botentour durch Steiermark, Ober- und Niederösterreich, Bayern, die Pfalz, den Rhein abwärts bis Köln gelangte, von da rheinaufwärts über Straßburg im Elsaß, durch die Schweiz, um den Bodensee herum über Bregenz und durch Vorarlberg nach seinem Ausgangspunkte zurückkehrte. In jedem Kloster notierte man auf die Rotel die Namen der in einem Jahre verstorbenen Brüder und Gönner, sowie den Tag der Ankunft des Boten, der oft halbe und mehr als ganze Jahre unterwegs war, in dieser Zeit aber auch 300 bis 600 Klöster ansprach. Die uns vorgelegte Rotel ist, wie der Abschnitt am unteren Ende zeigt, nicht vollständig, umfaßt aber doch die Zeit eines halben Jahres und enthält die Empfangs-Bestätigungen und Notizen von 235 Klöstern. Bald genügen jedoch diese primitiveren Mittel der Nachrichtenbeförderung nicht mehr in allen Fällen und sie werden mehr und mehr ergänzt durch die Zuhilfenahme des Pferdes.

Blasender Postillon aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Die vorstehende, der reichen Sammlung älterer reitender Boten entnommene Abbildung stellt einen blasenden Postillon zu Pferde dar, der auf der Titelvignette des Berichts der Röm. Kays. auch Churfürstl. Brandenb. Ordinari-Posten in Breslau vom Jahre 1670 prangt. Hier erscheint das Posthorn bereits als Attribut seines Trägers. Die Entstehung desselben reicht zurück in die Zeit der sogenannten Metzgerposten, die ihre Ankunft den Bewohnern der Orte dadurch verkündeten, daß sie auf kleinen Hörnern bliesen.

Man würde fehl gehen, wenn man mit

* Stephan: Geschichte der preußischen Post. Berlin, 1859. S. 3.

dem Auftreten des Reiters, später der Wagen, oder gar der Eisenbahn die Rolle des Boten zu Fuß als abgeschlossen betrachten wollte. Den Bestellboten oder Briefträger, der zu jeder Tageszeit, ohne Rücksicht auf Wind und Regen, emsig die Straßen durcheilt, unermüdlich treppauf, treppab das bescheidene Dachstübchen wie den dunklen Keller aufsucht, kennt freilich jedes Kind; von der Thätigkeit und der Bedeutung des Postboten, der draußen auf der Landstraße, durch Feld und Wald auch das bescheidenste Örtchen, selbst die einzelne Hütte aufsucht, hat mancher Städter wohl kaum den richtigen Begriff.

Wenn nun das Postmuseum, außer einem Landbriefträger aus dem Schwarzwald, nur wenige Erinnerungen an dieses weitverzweigte Institut aufzuweisen hat, so liegt der Grund hierfür lediglich in dem Umstande, daß wir es hier mit einer Einrichtung des neunzehnten Jahrhunderts zu thun haben, die noch keine Reminiscenzen, dafür aber desto bessere Thaten der Gegenwart aufzuweisen hat. Wenn Deutschland im Beginn dieser modernen Posteinrichtung vielleicht hinter einigen seiner Nachbarstaaten etwas zurückgeblieben sein mag, so liefert dafür die Jetztzeit ein um so erfreulicheres Bild, denn unstreitig steht heute das Reichspostgebiet sowohl in der Ausdehnung seines Landbriefträgerinstituts als in dessen Intensivität der Wirksamkeit allen übrigen Staaten voran. Daß aber auch der Vertreter dieses Instituts nicht des bildlichen Reizes der Erscheinung entbehrt, mag aus dem vorstehenden Konterfei ersehen werden, das einen französischen Landbriefträger aus dem Département des Landes darstellt, wie er, der Landesart und den topographischen Verhältnissen seiner Heimat gemäß, seine Dienstgeschäfte mit Hilfe eines sonst nicht gerade gewöhnlichen Beförderungsmittels versieht.

Indem wir uns vorbehalten, auf die figurenreiche Darstellung des Botenwesens, wie dasselbe heutzutage im fernen Osten noch ein Hauptwerkzeug selbst des postmäßigen Beförderungsdienstes ausmacht, bei Besprechung der besonderen Sammlungen jener fremdländischen und fremdartigen Gestalten zurückzukommen, müssen

Französischer Landbriefträger im Département des Landes.

wir zunächst noch das wechselvolle Bild festhalten, das sich in der nächsten Stufe der Entwickelung der Verkehrsmittel, in der Verbindung animalischer Kraft mit mechanischen Hilfsmitteln, im Fuhrwerk darbietet.

Seinem Zwecke als Anschauungsgeschichte des Verkehrswesens getreu, bietet das Postmuseum gleich im ersten Raume ein Bild der Beförderung eines ägyptischen Steinkolosses aus dem Steinbruch nach seinem Aufstellungsort. Statt der später zum Rade ausgebildeten Walze ist hier

das mechanische Förderungsmittel ein Schlitten. Am vorderen Ende desselben bemerkt man einen Arbeiter, der irgend ein Schmiermittel auf die Gleitbahn schüttet. Die bewegende Kraft ist diejenige einer großen Anzahl von Menschen, welche an vier lange Zugseile gespannt sind.

Wie später aus der Walze das Rad geworden ist, veranschaulichen zwei in Gips nachgebildete hölzerne Räder aus der Pfahlbautenzeit, gefunden in den Torflagern bei Arona am Lago maggiore. Das eine ist eine starke Vollscheibe von 70 cm Durchmesser, während das andere, wenn auch in roher Form, bereits Nabe, Felgen und Speichen zeigt.

Nachdem wir eine interessante Zusammenstellung plastischer und bildlicher Darstellungen von Streitwagen aus der ägyptischen, assyrischen, phönicischen und persischen Zeit passiert haben, gelangen wir zu einem griechischen Rennwagen, der, gleichwie sein Nachbar, ein griechischer Transportwagen, schon die naheliegenden Ziele des Verkehrs, Schnelligkeit und Transportfähigkeit, mit Erfolg anstrebt. Während die Wagen bis hierher immer nur die einfache Walze oder zwei Räder zeigen, treffen wir unter den griechischen Fuhrwerken aus der Zeit um 600 vor Christus auch schon Wagen mit vier Rädern. Zahlreich treten diese Fuhrwerke bereits auf zur Zeit der römischen Staatsposten, des cursus publicus, der, wie wir, um irrtümlichen Auffassungen zu begegnen, gleich hier bemerken wollen, ausschließlich für die Zwecke des Staates bestimmt und nicht etwa ein öffentliches Verkehrsmittel im heutigen Sinne des Postwesens war.

Der hauptsächlichste Gebrauchswagen, die rheda, war teils offen und von einfachster Bauart, teils bedeckt und mit aller möglichen Bequemlichkeit ausgestattet. Unser Bild stellt den Gipsabguß eines in der Sakristei des Frauenmünsters zu Maria Saal in Kärnten befindlichen Denksteins dar, auf dem das plastische Bild einer solchen rheda (meritoria oder cursualis) enthalten ist. Durch die Thür in der Seitenwand des vierräderigen gedeckten Wagens sieht man im Innern eine menschliche Gestalt sitzen, die eine Scheibe in der Hand hält. Außerhalb des Wagenkastens sitzt der auriga (Wagenlenker). Die Bespannungs-Vorrichtungen beschränken sich auf zwei Halsriemen der Zugtiere. Die leichteren rhedæ wurden vorzugsweise von den mit Postfreipässen (diploma oder litteræ evectionis) versehenen Kurieren, von Militärpersonen und öffentlichen Beamten benutzt.

Gipsabguß eines Denksteines mit der Darstellung einer rheda.

Hier finden wir auch das clabulare, einen einfachen vierräderigen Transportwagen, dem sich die mannigfaltigen, eine reiche Nomenklatur aufweisenden Gebrauchs- und Luxuswagen anschließen, wie sie das Postmuseum dem dafür sich Interessierenden in systematischer Reihenfolge vorführt. Während man bis ins Mittelalter hinein den Gebrauch von Wagen für etwas Weibisches hielt, kamen dieselben doch immer mehr in Aufnahme, und es wurde naturgemäß auf Verbesserungen in der Konstruktion Bedacht genom-

men. So ersehen wir aus den vielfachen Zeichnungen und Modellen, wie man im fünfzehnten Jahrhundert den Gedanken ausführte, das Obergestell des Wagens abnehmbar zu machen und in Stützen schwebend auf dem Rädergestell anzubringen, wie man sodann in der festen Überdachung des Wagengestells immer weiter ging, wie im sechzehnten Jahrhundert eigentliche Reisewagen mit besonderen Gepäckkasten aufkamen (im Gegensatz zu der bisherigen Übung, Reisende und Gepäck durcheinander zu schachteln), wie dann Reisewagen mit getrenntem Vorder- und Hinterverdeck hergestellt wurden, bei denen das Verdeck zum Zurückschlagen eingerichtet war. Dann kommen, als weitere Entwickelungsstufe, Wagen mit abnehmbarem Obergestell, das, anstatt wie früher in Ketten, zur Erzielung größerer Elasticität in Riemen hängt, die an eisernen Stützen befestigt sind.

Noch weiter ging in dieser Richtung ein Erfinder, Namens Weigel, der um das Jahr 1673 eine zerlegbare Feldkutsche konstruierte, die in Bezug auf Bequemlichkeit und Sicherheit der Insassen durch kunstvolle Polsterung das Erstaunlichste leisten sollte. Zu der originellen Zeichnung hat der Erfinder gleich eine ebenso originelle Beschreibung geliefert: „Auf der Kutsche," heißt es hierin, „sitzt und lieget man so sanfft und bequem, daß die sonst unausbleiblichen Stöße, weil die Wagen des ungleichen Weges halber immer hin und her schlagen, von der natürlichen Büge des Leibes ganz lieblich ausgenommen, und das Schuttern, es mag der Wagen über unsanfften Weg aufspringen, so hoch er will, von dem künstlichen Polsterwerk in ein lieblich Hetzschen verwandelt wird. Ja, wenn auch durch Verwahrlosung des Knechts der Wagen außer dem Geleist oder über einen hohen Stein oder Hügel geführet, nothwendig umbfallen müßte, so können dennoch die drinnen Sitzenden ohne Schaden des mit Umbfallens sein. Denn die zur anderen Seiten können den Schlag geschwind aufmachen, zugleich alle miteinander heraussspringen (welches in den gemeinen Kutschen nicht möglich), die bei der fallenden Seiten aber können sich bald umbwenden oder in dem umbfallenden Wagen sich nur contra Welzen, so werden sie von dem Wagen frei."

Dieser Zweck des „Contrawälzens" und „Heraussspringens" in dem „umbfallenden" Wagen scheint auch den übrigen Wagenbauern der damaligen Zeit als Ideal vorgeschwebt zu haben. So sehen wir an einer Reihe von Abbildungen aus Merians „Theatrum Europæum" vom Jahre 1660, wie die Wagen statt fester Thüren überall nur (lederne oder gestickte) Vorhänge haben, die jedenfalls in erster Linie mit dazu dienten, ein beschleunigtes Verlassen des Wagens zu erleichtern.

Eine interessante Erscheinung des siebzehnten Jahrhunderts bilden ferner die Segelwagen.

Vor allem fällt uns ein holländischer Segelwagen auf. Es ist dies ein auf vier Räder gestelltes Segelboot, das auf ebener Erde durch die Einwirkung des Windes fortbewegt wird. Solche Boote sollen schon in ältester Zeit in China, später in Spanien verwendet worden sein; ihre größten Erfolge erzielten sie aber, wie Bischof Wilkins in seiner „Mathematical Magic" (London 1648) schreibt, in Holland, wo sie die Geschwindigkeit der schnellsten Schiffe übertroffen und in wenigen Stunden sechs bis zehn Personen auf Entfernungen bis zu dreißig deutschen Meilen befördert haben sollen.

Daneben befindet sich eine Darstellung des von dem Mathematiker Simon Stevinius für den Grafen Moritz von Nassau erbauten Segelwagens, der gleichfalls ein denkwürdiges Beweisstück für die Existenz und Nutzanwendung dieser Amphibien unter den Vehikeln bildet.

Wer nun an der Hand der Schaustücke oder vielmehr gewissermaßen der Lehrmittel des Postmuseums in der Geschichte des Wagenbaues weiter vordringen will, namentlich in dessen Beziehungen zur Entwickelung des Postwesens, der wird interessante Vergleiche anstellen kön-

nen zwischen den Postwagen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, die ohne Ausnahme in sauberen und in unbedingter Originaltreue ausgeführten Modellen sich dem Auge darbieten.

Da ist das Modell eines preußischen Personenpostwagens aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in einem Sechstel seiner natürlichen Größe, das seiner Zeit für die Wiener Weltausstellung von 1873 angefertigt worden ist. Nachstehende Abbildung repräsentiert ein Charakter- und Genrebild, das in Porzellanmalerei auf einer alten Meißener Tasse ausgeführt ist. Wir haben es hier gleichfalls mit einem preußischen Personenpostwagen aus derselben Zeit zu thun. Wie bei dem eben erwähnten Modell ruht der aus Korbgeflecht bestehende Wagenkasten unmittelbar auf den Achsen, der Luxus des Verdecks fehlt, gleichwohl hat auf den Sitzbänken eine anmutig gemischte Gesellschaft beiderlei Geschlechts schlecht und recht, wie es die Einrichtung des Fahrzeuges eben gewährt, Platz genommen. Der Postillon aber im blauen Reitrock mit Aufschlägen von dem historisch gewordenen Postorangerot lenkt sein Dreigespann vom Sattel aus.

Preußischer Personenpostwagen ohne Verdeck aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Da finden wir ferner kurfürstlich sächsische einspännige, zwei-, drei- und vierspännige Postwagen, einen Nürnberger Personenpostwagen aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, französische Briefpostwagen und Diligencen aus derselben Zeit, dann aber eine zahlreiche Sammlung von Luxus- und Reisewagen für den Privatgebrauch, von der gemeinen Haudererkutsche an bis zum verschwenderisch ausgestatteten Pracht- und Galawagen.

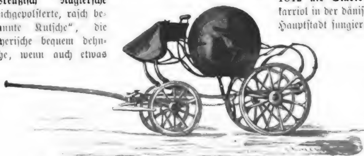
Besondere Erwähnung verdient aus dieser Sammlung der „Zürnersche geometrische Wagen“. Adam Friedrich Zürner in Dresden, Land- und Grenzkommissarius unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, der unter anderem mit der Vermessung der Wege betraut war, kam dabei auf den Gedanken, diese Arbeit dem Mechanismus eines Wagens zu überlassen. Eine ziemlich komplizierte Vorrichtung zeichnet die Umdrehungen des Rades graphisch auf, und diese graphische Darstellung giebt — wir wollen, in Anbetracht der damaligen Wegebeschaffenheit, dahingestellt sein lassen, ob gerade mit mathematischer Genauigkeit — die Länge der zurückgelegten Wegstrecke an.

Gehen wir von diesen Kindern des achtzehnten Jahrhunderts zu ihren Geschwistern aus dem neunzehnten Jahrhundert über, so finden wir sie alle vertreten, die Repräsentanten des „Postwagens“ im weiten Deutschen Reiche, sowohl in dessen früherer Vielgliedrigkeit, die dafür die Augenweide eines bunten Farbenspiels

uns verschafft, als auch in den jetzigen einheitlichen Formen.

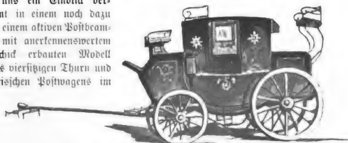
Da finden wir, wie selbst der Satiriker von Geschäft, Saphir, unter den Stößen eines ungarischen Postwagens gestehen mußte, den „Thurn und Taxisschen bequemen Schwimmer", die „Preußisch Naglersche weichgepolsterte, rasch bespannte Kutsche", die bayerische bequem dehnliche, wenn auch etwas phlegmatische Chaise, ja sogar in die Genesis und in den innerlichen Gehalt eines solchen „bequemen Schwimmers" ist uns ein Einblick vergönnt in einem noch dazu von einem aktiven Postbeamten mit anerkennenswertem Geschick erbauten Modell eines viersitzigen Thurn und Taxisschen Postwagens im Rohbau, dessen einzelne Teile genau den damaligen Vorschriften über Konstruktion, Verbindung der einzelnen Teile, Holzarten u. s. w. entsprechen.

Aber nicht das Deutsche Reich allein hat seine Repräsentanten gestellt; der kosmopolitische Charakter der Post zeigt sich vielmehr auch hier in den Modellen fremder Länder. Da fällt vor allem mancher erstaunte Blick auf den kugelrunden Gesellen, welcher auf seinem Gestell an der Wand etwas herausfordernd thront. Es ist das ein dänischer Kugelpostwagen, der nicht etwa als eine Rarität aus vergangenen Jahrhunderten aufgefrischt worden ist, sondern der bis zum Jahre 1842 als Stadtbriefkarriol in der dänischen Hauptstadt fungierte.



Dänischer Kugelpostwagen aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Besser, als jede Beschreibung dies vermag, wird die vorstehende Abbildung diese Erscheinung dem Leser illustrieren.



Englische Mail-Coach.

Eine feudalere Erscheinung auf dem Gebiete der postmäßigen Personenbeförderung bietet England mit seinen Mail-Coaches, die namentlich im neunzehnten Jahrhundert kurz vor Einführung der Eisenbahnen solche Verbesserungen erfuhren, daß schließlich die „flying coach" die 90 km lange Strecke von London nach Oxford in sechs Stunden zurücklegte.

Wer denkt hierbei nicht an Byrons Vergleich der englischen mit der deutschen Post:

Hurrah! how swiftly speeds the post so merry!
Not like slow Germany, wherein they muddle
Along the road, as if they went to bury
Their fare; and also pause besides, to fuddle
With „schnapps" — sad dogs! whom „Hundsfot" or „Ferflucter"
Affect no more than lightning a conductor.
(Don Juan X, 71.)

Zum Trost für uns bezieht sich dieser Vergleich geschichtlich auf das Jahr 1770, wenn auch wohl Byron aus eigener Erfahrung, die er anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts zu machen Gelegenheit hatte, diesen Stoßseufzer über die deutschen Posten ausgestoßen haben mag.

spannt sind, dort Hunde, die den Postgespannen in Kamtschatka und am Baikalsee als Zugtiere dienen, endlich sogar Büffel, vor zweiräderige Leiterwagen gespannt, wie solche in Grusien für Postzwecke benutzt werden.

Einem kaum minder bunten Bilde begegnen wir in Amerika. So herrscht in den gebirgigen Gegenden Brasiliens im Postverkehrsdienst der zweiräderige Ochsenkarren vor, der sich insofern noch besonders auszeichnet, als die Räder aus einem einzigen Stück Holz gefertigt und mit der Achse fest verbunden sind. Von dieser Ochsenpost im Süden angefangen kann man die ganze Musterkarte mehr oder

Russische Schlittenpost.

minder komfortabler Post- und Reisefuhrwerke in Amerika verfolgen bis zu dem hocheleganten sechsspännigen Postfuhrwerk in den Straßen New-Yorks und noch weiter nach Norden hinauf bis zur winterlichen Hundepost am Oberen See.

Einer nicht minder flotten Erscheinung als England rühmt sich Spanien, wie wir aus der Darstellung der mit einer langen Doppelreihe von Maultieren bespannten Post von Toledo ersehen; Frankreich ist mit seinen Diligencen, mit der Malleposte à cinq chevaux und einer bunten Reihe sonstiger Postfuhrwerke vertreten.

Eine ganz besondere Mannigfaltigkeit aber entwickelt das russische Reich. Neben den nach dem Muster der europäischen Postwagen eingerichteten Warschauer Diligencen sehen wir die typischen Erscheinungen von Schlittenposten, ohne die man sich den Verkehr in Rußland kaum denken kann, mit den verschiedensten Bespannungen: hier Renntiere, die mit einfachen, zwischen den Beinen der Tiere hindurchlaufenden Leinen einzeln voreinander ge-

* *
*

Daß, wie in der Wirklichkeit, so auch in unserer plastischen Geschichte der Post neben dem Postwagen der weltbekannte „Schwager" nicht fehlen darf, versteht sich wohl von selbst. Überall tritt uns die anheimelnde Erscheinung, die leider der Vergessenheit zu verfallen droht, entgegen. Als Stammvater führt den bunten Reigen der „Auriga Flamerspachensis in Germania" an, der in einem trefflichen

Holzschnitt von Jost Amman aus dem Jahre 1577 das Charakterbild des mittelalterlichen Fuhrmanns darstellt. Grobknochig, mit verwittertem Gesicht steht er da, in offenem Wams, langer Weste, enger Hose und hohen Stiefeln, in der rechten Hand eine mächtige Peitsche, an der Hüfte das Horn. Seine Nachfolger verfeinern sich zusehends, gerade wie die Fuhrwerke, als deren Lenker sie auftreten: hier der schwefelgelbe Sachse, dort der schmucke Bayer mit dem hellblauen Frack und den tadellos sitzenden waschledernen Unaussprechlichen; der Österreicher in lebhaften, aber doch geschmackvollen Farben — sie alle wirken zusammen zum bunten Bilde. Ernst und ihrer Würde sich bewußt schauen auf alle die Kameraden herab die lebensgroßen und lebensfrohen Figuren der beiden Postillone des neu geeinten Deutschen Reiches: der eine Postillon in der gewöhnlichen Montierung, der andere in der stolzen Galamontur mit Ehrenposthorn und Ehrenpeitsche und mit den Tressenstreifen für zwanzigjährige Dienstzeit, proper und tadellos von Kopf zu Fuß, wie ein echter und rechter Schwager es sein soll.

* * *

Bald ist, so weit die Menschheit haust,
Der Schienenweg gespannt;
Es keucht und schnaubt und stampft und saust
Das Dampfroß rings durchs Land.

So beginnt Scheffel seinen Hymnus auf den letzten Postillon.

Die hoffentlich noch recht fern liegende Trauer um den letzten Postillon hat das Postmuseum nicht abhalten können, dem Dampfroß den ihm gebührenden Platz einzuräumen. In einer Sammlung von Gedenkblättern und Abbildungen rekapitulieren wir gewissermaßen die Geschichte der Eisenbahnen. Da ist zunächst die denkwürdige Episode der Eröffnung der ersten Eisenbahn in Europa, derjenigen zwischen Stockton und Darlington, am 27. September 1825 nebst einer nach der Natur aufgenommenen Photographie der Lokomotive, eines Personen- und eines Güterwagens, die bei jener Eröffnung mitgewirkt haben. Dazu die Bekanntmachungen über das Programm der Feierlichkeiten, über Fahrzeiten, Fahrpreise und sonstige Einzelheiten des neuen Unternehmens. — In ähnlicher Weise wird die weitere Entwickelung des Eisenbahnwesens vor Augen geführt in einer Ansicht der ersten amerikanischen Passagiereisenbahn, ferner in einer Abbildung des Dampfwagens „Germania" der am 7. Dezember 1835 eröffneten ersten Eisenbahn in Deutschland zwischen Nürnberg und Fürth, in Abbildungen verschieden konstruierter Eisenbahnwagen, darunter eines Segelwagens von der Kansas-Pacific-Eisenbahn, und, damit die Kehrseite der Medaille nicht fehle, in einer nach der Natur aufgenommenen photographischen Ansicht des am 18. August 1873 bei der Station Schwarzwasser entgleisten Kurierzuges Berlin-Eydtkuhnen.

Wie die Post überall mit dem anfänglichen Konkurrenten sich abzufinden und ihn bald sich dienstbar zu machen gewußt hat, das zeigen die Modelle von Bahnpostwagen, die auf jeder Liliputeisenbahn ohne Bedenken sofort in Dienst gestellt werden könnten.

Als Gegenstück zu unseren bekannten Bahnpostwagen glänzen im buchstäblichen Sinne des Wortes ein paar im gleichen Maßstabe wie jene (1 : 6) ausgeführte Modelle von britisch-indischen Bahnpostwagen, der eine für die Überlandpost, der andere für die gewöhnliche Post im Inneren bestimmt. Scharlachrote Lackierung von tadellosem Glanze mit Bronzeverzierungen geben den Wagen ein anspruchsvolles nobles Äußere, hinter dem die innere Einrichtung nicht zurücksteht. Einen Hauptkomfort bilden die sinnreichen Lüftungs- und Kühleinrichtungen, die aber auch nötig sein dürften, um in dem indischen Klima den beschwerlichen Bahnpostdienst einigermaßen erträglich zu machen.

Wie bei den Beförderungsmitteln zu Lande liefert das Postmuseum auch hinsichtlich des Verkehrs zur See einen um-

fassenden geschichtlichen Überblick. Die Kopie eines Reliefs aus den Gräbern der alten Dynastien von Sakkara gewährt uns einen Einblick in die Konstruktionsweise altägyptischer Barken aus der Zeit der vierten und fünften Dynastie, also etwa 3000 v. Chr. Aus ungefähr derselben Zeit begegnen wir größeren beladenen Nilschiffen. Dann folgen Darstellungen griechischer Dreireihenschiffe, römischer Segelboote, venetianischer Prachtschiffe, darunter des berühmten Bucentoro, des im Jahre 1797 auf Befehl Napoleons zerstörten Dogenschiffes,* und verschiedener Schiffe der im Mittelalter üblichen Bauart.

Daß die Post auch noch im neunzehnten Jahrhundert nicht ohne weiteres jedes im Rang unter dem Dampfschiff stehende Schiffsgefäß aus ihrem Betriebe auszuschließen vermag, sehen wir an einer ostfriesischen Jolle, wie solche der an Wasserläufen und kleinen Seen, zugleich aber auch an Überschwemmungen reichen Umgegend von Riepe während eines großen Teiles des Jahres als einziges Verkehrsmittel, mithin auch als Posttransportmittel dienen. Die leicht beweglichen Fahrzeuge haben bei ihrer flachen Bauart eine nicht gerade allzu große Tragfähigkeit und sind deshalb leicht der Gefahr der Überladung ausgesetzt. Aus diesem Grunde, und da die Bemannung in der Regel aus einem Erwachsenen und einem Jungen besteht, hat der Volksmund dieser Art von Seelenverkäufern die Bezeichnung „Een Manns Leben, Twee Manns Dood“ beigelegt.

Auch das Britische Reich hat eine ähnlich primitive Art von Seepostanstalt aufzuweisen, wie das Helgoländer Postsegelboot zeigt, das lange Zeit hindurch als das ausschließliche Mittel zur Beförderung der Post zwischen Helgoland und dem Festlande gedient hat.

Weiterhin sehen wir unter „Schweden und Norwegen“ eine Anzahl von Modellen, die uns beweisen, wie Segel- und Ruderboote es sind, mit denen die norwegische Postverwaltung die Fjorde des Nordmeeres kreuzt, um den Fischerinseln der Lofoten und des nördlichsten europäischen Gebietes Finnmarken die spärliche Korrespondenz und die willkommenen Nachrichten aus gastlicheren Himmelsstrichen zu überbringen.

Wie aber der Dampf allmählich seine Herrschaft auch auf dem Wasser immer mehr auszudehnen verstanden hat, davon weiß das Postmuseum nicht minder zu erzählen. Zeichnungen älterer und neuerer Postdampfer, Konstruktionsdetails, Ausrüstungsgegenstände und dergleichen mehr führen uns durch die Geschichte des Dampfschiffes von Papin und Fulton an bis zu den neuesten Prachtkolossen, die Fahrzeug und Palast, rapiden Ortswechsel und komfortables Hotel in einer und derselben Gestalt bieten.

Neben anderen verdient das große, bis in die Einzelheiten der Einrichtung und Ausrüstung auf das genaueste ausgearbeitete Modell des Postdampfers „Elbe“ des Norddeutschen Lloyd in Bremen besondere Erwähnung. Im Maßstabe von 1 : 50 veranschaulicht das Modell zunächst die Dimensionen des Schiffes (126 m Länge, 13,50 m Breite, 10,95 m Tiefe), das mit vier Masten und zwei Schornsteinen versehen und nach dem neuesten Stande der Technik mit allem ausgerüstet ist, was Sicherheit und Schnelligkeit, daneben nicht minder das Wohlbehagen der Passagiere zu gewährleisten vermag. Bei einer Größe von 4509 Registertonnen Brutto und einer Maschinenkraft von 6150 indic. Pferdekräften ist das Schiff im stande, eine Geschwindigkeit von sechzehn Knoten einzuhalten.

Wie allmählich auch im Reich der Lüfte derselbe Werdegang des Verkehrs sich vollzieht, der auf der Wasserwüste des Oceans bereits eine vieltausendjährige Geschichte geschaffen, dafür auch hat das Postmuseum verschiedene Zeugen in seine Sammlungen aufgenommen.

Etwas mehr als ein Jahrhundert ist gegenwärtig verflossen, seit die Gebrüder

* Vergl. Platen: Der alte Gondolier.

Montgolfier zu Annonay am 5. Juni 1783 den Versuch machten, einen Luftballon durch erwärmte Luft zum Aufsteigen zu bringen. Zwar nicht diese erste, aber doch eine bald darauf (19. Januar 1784) von dem einen Montgolfier unternommene Luftballonfahrt ist in einer Denkmünze aus Bronze verewigt, welche außer der Darstellung des damals verwendeten Luftballons eine allegorische Figurengruppe, die Geschichtschreibung vorstellend, enthält. Nachdem schon wenige Monate nach der ersten Luftreise der Gebrüder Montgolfier Professor Charles in Paris erkannt hatte, daß nicht etwa der Rauch, dem erstere die treibende Kraft zugeschrieben hatten, die Ursache des Steigens des Ballons bildete, sondern daß nach aerostatischen Gesetzen der Ballon sich in die Höhe erheben mußte, sobald er samt seinem Zubehör leichter war als ein gleiches Volumen Luft, füllte er einen Ballon mit Wasserstoffgas und unternahm, in Gemeinschaft mit Robert, vom Tuileriengarten in Paris aus am 1. Dezember 1783 eine Auffahrt. Dieses Moment ist in einem aus der damaligen Zeit herrührenden Kupferstich von Le Noir verewigt.

Auf einigen weiteren Abbildungen von Ballons und auf verschiedenen Medaillen wird zum größten Teil der bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiet der Luftschiffahrt mit Erfolg thätige Blanchard verherrlicht.

Neben diesen mehr wissenschaftlichen Beurkundungen der Luftschiffahrt und ihrer Genesis finden wir unter den Posteinrichtungen in Frankreich auch einige Beweisstücke für die praktische Verwendbarkeit der ätherischen Kunst, wenn auch fürs erste nur in Not- und Ausnahmefällen. Das belagerte Paris z. B. beförderte während der Einschließung 1870 bis 1871 mit dem von der Postverwaltung eingerichteten Ballondienst zusammen einundneunzig Passagiere, gegen vierhundert Brieftauben, über die unten noch einige Daten folgen werden, und ungefähr zwei und ein halb Millionen Briefe.

Außer einer bildlichen Darstellung des französischen Ballon- und Taubenpostdienstes während der Belagerung von Paris finden wir einige Originalgebrauchsstücke aus jener Zeit: zwei Ballonbriefe d. d. Paris, den 9. u. 25. Januar 1871 mit Zeitungsnachrichten, auf Seidenpapier mit metallographischem Druck hergestellt, zwei Ballonpostkarten, einen Umschlag mit Vordruck für französische Ballonbriefe und zwei mächtige Leinensäcke mit Lederbesatz, die als Ballonbriefsäcke gedient haben. An dieser Stelle begegnen wir auch den Zeichen der praktischen Wirksamkeit der Taubenpost. Freilich erscheint die Brieftaube, über deren Geschichte das bereits erwähnte „Poststammbuch" Belehrung in Wort und Bild bietet, als Organ der Feldpost bereits im Jahre 44 v. Chr., als Decius Brutus von Antonius in Mutina belagert wurde und es dem ersteren trotz der völligen Einschließung gelang, in das Lager der Konsuln Nachrichten gelangen zu lassen, die in Briefen an den Beinen der Tauben befestigt waren. Während die Brieftaube selbst und ihre Ausrüstung in der ostasiatischen Sammlung unter „China" vertreten ist, finden wir unter den Hilfsmitteln der Post im eingeschlossenen Paris einige Beweisstücke für die Art und Weise der Thätigkeit der damaligen wohlorganisierten Taubenpost. Freilich muß hier vorweg bemerkt werden, daß von den 363 Brieftauben, die zur Zeit der Einschließung in Paris vorhanden und verwendbar waren, nur siebenundfünfzig zu ihren Schlägen dorthin zurückkehrten; immerhin ist aber die quantitative Leistung dieser wenigen gefiederten Boten nicht gering anzuschlagen, wenn man sieht, wie auf einer Gelatinehaut von 15 qcm Fläche nicht weniger als sechzehn Zeitungsdruckseiten mit Hilfe der Photomikroskopie angebracht werden konnten, und wenn man ferner bedenkt, daß jede Taube achtzehn derartige Gelatinehäute, die zusammen etwa 70000 Wörter enthielten, mit Leichtigkeit selbst auf dem weitesten Fluge zu tragen vermochte. Die verkleinerten Depeschen wurden am Bestimmungsort mit Hilfe des elektrischen

Lichtes wieder vergrößert und sodann von der Centralverwaltung des Taubenpostdienstes den Adressaten zugeführt, denn die Pariser Taubenpost beförderte in dieser Weise nicht allein die Regierungsdepeschen, sondern auch Privattelegramme aller Art gegen eine Gebühr von vierzig Centimes für das Wort; ein einziger Brieftaubenflug mit der vollen Ladung von 70000 Wörtern repräsentierte mithin den Wert von 35000 Franken.

Übrigens beschäftigt man sich nicht nur in Frankreich seit dem Kriege ernstlich mit der Organisation eines geregelten Brieftaubendienstes, sondern es werden auch in anderen Ländern, namentlich in Deutschland, Belgien und Rußland, seitens der Militärverwaltungen fortgesetzt Versuche in dieser Richtung vorgenommen. Die deutsche Reichspostverwaltung, die gleichfalls der Frage des Brieftaubendienstes von jeher die gebührende Aufmerksamkeit zuwendet, hat beispielsweise bereits im Jahre 1878 unter persönlicher Beteiligung ihres obersten Chefs praktische Versuche angestellt. Unter anderem langten bei einem Probefliegen von zehn vom Leuchtturm auf Borkum abgelassenen Tauben sechs in dreiundzwanzig bis fünfundzwanzig Minuten über den Meeresarm hinweg an dem 43 km entfernten Bestimmungsort Emden an.

* *
*

Eine besondere Besprechung verdienen die reichen, namentlich in ethnologischer Beziehung bedeutenden Sammlungen, welche die Beteiligung Asiens an den Errungenschaften des Verkehrswesens darstellen.

Die britisch-indische Postverwaltung hatte kaum von der Errichtung des Postmuseums — durch das Organ des Weltpostvereins, l'Union Postale — Kenntnis erhalten, als sie diesem Institut eine Anzahl von Gegenständen übersandte, welche die eigenartigen Erscheinungen auf dem Gebiete des fernen großen Postbereiches auf das trefflichste illustrieren.

Es sind überwiegend Modelle: die Menschen- und Tiergruppen teils aus Steinpappe, teils aus feinem Thon geformt und sorgfältig bemalt, während die Wagen und Schiffe durchweg aus denjenigen Stoffen hergestellt sind, aus denen die Originale bestehen. Aus den Hunderten und Aberhunderten kleinster Holz- und Eisenteilchen, die zum Teil kaum 3 mm messen und nur mit der Pincette zu handhaben waren, ersehen wir, mit welcher Kunstfertigkeit, zugleich aber auch mit welcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit die Verfertiger zu Werke gegangen sind. Dabei tritt in Gestaltung und Kolorit das Eigenartige der Erscheinung so malerisch hervor, daß die Sammlung auch eine künstlerische Augenweide bildet.

Vor allem treffen wir da eine Reihe von Repräsentanten der Post zu Fuß, die mit ihren bronzefarbigen Gesichtern einen malerischen Kontrast zu den meist hellen und lebhaft gefärbten Gewändern bieten. Einige tragen auf der Stirn die Zeichen ihrer Sekte, über deren Bedeutung uns E. Schlagintweit belehrt: „Dem Ankömmling in Indien fallen sofort in die Augen die bald roten, bald weißen Striche auf der Stirn der Hindus aus der Asche von Kuhdünger oder aus kalkhaltigem Thon, dessen Herbeischaffung aus Gudscharat einen gewinnbringenden Handel bildet. Alle Hindubüßer und -Kleriker auf der Halbinsel und im südlichen Indien, auch die Laien, erneuern täglich das bestimmte Abzeichen ihrer Sekte; die Striche sind wagerecht, wenn die Inhaber den Siwaiten sich zurechnen, senkrecht bei den Wischnuiten; ein Kreis bildet das Kennzeichen der Sâktas, der dritten großen brahmanischen Konfession.“ Im Einklang mit dieser Darstellung des gründlichen Kenners Indiens finden wir bei den Boten mit hellerer Hautfarbe, die also den nördlicheren Gegenden des Indischen Reiches angehören dürften, jene Stirnzeichen nicht.

Betrachten wir als originellen Vertreter der ganzen Botensippe diesen „Hurkara“, das ist Postrenner oder Posteilboten, seines Glaubens und „Zeichens“ ein Verehrer des Siwa: Rock und kurze Hose aus ungebleichtem Baumwollenstoff mit

einem weißleinenen Bund bilden die ganze Montur, den Kopf aber schmückt ein hellblauer Turban. Das gefüllte Postfelleisen hängt quer über den Rücken, und über die rechte Schulter ist ein Plaid von gröbstem Stoff geworfen; ohne Zweifel soll er das Postgut gegen Regen schützen, zugleich aber auch dem Eigentümer als Lagerdecke dienen. In der linken Hand hält der Eilbote einen Brief, mit der rechten schultert er einen mächtigen naturwüchsigen Stab. Dieses Instrument spielt, ähnlich wie der Speer beim mittelalterlichen Postboten Europas, eine wichtige Rolle; von den zwei Originalen dieses Ausrüstungsstückes ist das eine ein grün gestrichenes Bambusrohr von anderthalb Meter Länge, am oberen Ende mit Eisenspangen und Draht armiert, sechs kleine messingene Schellen hängen in einer Öse und klirren bei jeder Bewegung; das untere Stabende läuft in eine Metallspitze aus. Das zweite Exemplar ist ein leichterer Stab von Eichenholz, gleichfalls mit scharfer Eisenspitze und einem Bündel Schellen; letztere haben einen doppelten Zweck: einmal sollen sie giftige Reptilien und Raubtiere, die in dunklen Nächten die Straßen unsicher machen, verscheuchen, außerdem aber sollen sie den Dorfbewohnern die Ankunft des Postboten signalisieren. Die Metallspitze dient äußersten Falls zur Verteidigung.

Neben einer Anzahl Fußboten mit ähnlicher Ausrüstung, wie sie der Hurkara hat, zieht die eigenartige Erscheinung eines Postboten, der in erster Linie als Schwimmer ausgerüstet ist, die Aufmerksamkeit auf sich. Die Kleidung desselben besteht lediglich aus Schwimmhose und Kopfbund. Die Hüften umschlingt ein Netz, das sieben große flaschenförmige Schwimmblasen zusammenhält, zwei weitere Blasen hängen an starken Bändern rechts und links von den Schultern herab. Der Postbeutel liegt quer über dem Nacken und wird durch einen breiten Riemen, der den Kopf des Schwimmers umschließt, festgehalten. Der Zweck dieser Schwimmvorrichtungen ist hauptsächlich der, dem Postboten die Passage kleinerer Flüsse abseiten der vielleicht nur auf großen Umwegen zu erreichenden Brücken zu erleichtern. Wie häufig dieses Bedürfnis sich ergeben mag, erhellt aus den mehrfachen ähnlichen Vorrichtungen zum Überschreiten von Wasserläufen, die entweder aus Flößen von großen ausgehöhlten Kürbissen oder aus fliegenden Trajektvorrichtungen für Briefbeutel und andere Postsachen bestehen. — Unter den zahlreichen, durchweg malerischen Postreitern gebührt die Palme dem Kamel-Postreiter. Die rote, mit blauen Schnüren verzierte Jacke kennzeichnet den Reiter; die Hauptwürde desselben scheint aber in dem grünen, mit Goldfäden durchwirkten Turban zu liegen. Vom Gürtel herab hängt ein krummer Säbel in roter Scheide. Diese militärische Ausrüstung und die sonstigen, den bevorzugteren Stand des hoch auf seinem Tier thronenden Reiters kennzeichnenden Zieraten und Abzeichen gewähren ein stattliches Bild, gehoben durch die südliche Lebhaftigkeit der Farben. Je zwei Postfelleisen von ganz bedeutendem Umfange flankieren rechts und links den Leib des Wüstenschiffes. Die Einrichtung des Sat-

Kamel-Postreiter in Ostindien.

tels ist derart, daß hinter dem Postreiter noch ein Passagier Platz nehmen kann.

Diese Kamelpost, sowie der Postreiter auf zweiräderigem Veloziped bilden gewissermaßen den Übergang zu dem nicht minder bunten Bild, welches das indische Postfuhrwerk darbietet. Da ist die Tonga, ein zweiräderiger, in der Präsidentschaft Bombay gebräuchlicher Postwagen von gefälliger, leichter Bauart mit vier Passagiersitzen, die so eingerichtet sind, daß die auf der ersten Bank Sitzenden jenen auf der zweiten Bank den Rücken zudrehen; unter den Sitzen befindet sich der verschließbare Gepäckraum.

Unter zahlreichen ähnlichen Modellen begegnen wir auch einer Gattung zweiräderiger Post- und Reisewagen, die unter dem Namen Muree Carts bekannt sind und lediglich auf Gebirgswegen in Anwendung kommen. Abgesehen von der für diesen besonderen Zweck dienenden Ausrüstung mit Hemmvorrichtung ꝛc. zeichnet sich das Muree Cart durch einen gewissen Komfort aus: auf den Sitzplätzen liegen gepolsterte Lederkissen, das feste Verdeck und die Seitenvorhänge sind von geglättetem, wasserdichtem Stoff. Mit unserem bereits oben erwähnten „Königlich Preußisch-Naglerschen Schwimmer“ nach Saphir könnten freilich weder diese Muree Carts noch das in der Reihe unserer Modelle folgende Ochsenfuhrwerk einen Vergleich aushalten, wenn auch letzteres, der Bespannung nach zu urteilen, wenigstens den Komfort eines ruhigen und bequemen Reisetempos verbürgen dürfte.

Einen berechtigteren und in Anbetracht des indischen Klimas wohl nicht unerwünschten Komfort bieten dagegen die Post- und Reisewagen mit Schlafvorrichtung, von denen Schlagintweit folgende mit dem Modell im Postmuseum völlig übereinstimmende Beschreibung giebt: „Dak-Gari heißt der vierräderige Extrapostwagen; er ist nicht zum Sitzen eingerichtet, sondern man liegt darin auf einer Matratze, die der einzige Fahrgast selbst mitbringt. Die Wände sind aus Holz, die Thüren zu verschieben und die Fenster durch Jalousien ersetzt; ein vorstehendes Leinwanddach schützt gegen die glühenden Strahlen der Sonne. Die Rückwand des Wagens enthält zweckmäßige Fächer aus Brettern zur Hinterlegung von Waffen, Soda-, Bier- und Weinflaschen, sowie sonstiger Lebensmittel; der Kutscherbock ist breit genug für Kutscher, Diener und Pferdewärter; auf dem Dache ist das Gepäck untergebracht. Diese Postwagen waren einst das Hauptverkehrsmittel auf der Great Trunk Road genannten Heerstraße von Kalkutta bis zur Westgrenze des Reiches; Privatgesellschaften besorgten den Transport. Jetzt, seit Anlage des alljährlich sich weiter ausdehnenden Eisenbahnnetzes, werden so große Strecken im Wagen nicht mehr zurückgelegt; der Dak-Gari ist ein Eilwagen geworden, den die Regierung zur Beförderung von Poststücken gehen läßt und der auch Reisende mitnimmt. Auf Hauptrouten ist der Eilwagen ein bequemer Reisewagen auf Federn und wird von Pferden gezogen, auf Seitenwegen sind nur Ochsen eingespannt, die drei Kilometer in der Stunde zurücklegen.“

Überall, wo der offizielle Charakter der Gefährte durch die Inschrift: „V. R. Government Mail“ angedeutet ist, sehen wir damit in Verbindung den Hindupostillon. Er trägt einen langen Rock von rotem Tuche, die Lenden sind mit einer hellfarbigen Binde mehr umwickelt als umgürtet, seine sonstige Kleidung besteht in Hosen von blauem Stoff, rotledernen Schuhen und großem schwarzem Turban. Auch er trägt, gleich unserem gemütlichen Schwager, das typische Zeichen seines Amtes: das Posthorn oder vielmehr die Posttrompete.

Eigenartige Typen zeigen die verschiedenen Gattungen von Boten, deren die Post in Indien auf Flüssen und Binnengewässern sich bedient. Da sind zunächst mehrere Modelle des „Dugout“, zum Teil mit rundem Dache aus Schilf, zum Teil ohne jede Überdachung. In einem derselben begegnen wir wieder dem Postfußboten mit seiner malerischen Tracht, wie er sich von dem Fährmann übersetzen läßt.

Auch über die Binnengewässer hinaus erstreckt sich der Wirkungskreis des primitiven Schiffsgefäßes, wie wir an einem handfesten, kurzgebauten Segelboot mit lebhaftem rotem Anstrich sehen, das zur Unterhaltung der Postverbindung auf dem Golf von Cambay dient.

Neben der britisch-indischen Sammlung nimmt einen ebenbürtigen Rang die für sich allein fast ein kleines ethnographisches Museum bildende Sammlung ein, die das Verkehrswesen des Reiches der Mitte darstellt, über das wir sonst nur spärliche und zum Teil nicht sonderlich zuverlässige Nachrichten besitzen.

Diese Sammlung ist durchweg dem liebenswürdigen Interesse für die deutsche Reichspost zu verdanken, dem eine Anzahl von in China ansässigen Deutschen in der Form von Zuwendungen an das Postmuseum Ausdruck gegeben hat. Vortrefflich in der Ausstattung und überraschend durch die Mannigfaltigkeit der plastischen Darstellungen, ist der Wert der Sammlung um so höher anzuschlagen, als die Auswahl der einzelnen Gegenstände mit Sorgfalt und feinem Verständnis getroffen ist.

Die Sammlung, die uns mit den Erscheinungen des chinesischen Verkehrswesens von Grund aus bekannt macht, beginnt mit Briefpapier zu amtlichem, geschäftlichem und privatem Gebrauch. Der sehr feine farbige Papierstoff ist zum Teil mit sauber gezeichneten Darstellungen von Vögeln, Pflanzen, musikalischen Instrumenten, Arabesken oder chinesischen Inschriften in roter oder grüner Farbe bedruckt. Zwei karminfarbige Blätter ohne Figuren erinnern an die eigentümliche Art der chinesischen Visitenkarten, zu denen durchweg tief scharlachrotes Papier verwendet wird. Unter Gleichgestellten ist es Sitte, Namen und Stand in großen Schriftzügen auf die Karte zu setzen, während der Niedere dem Größeren gegenüber sich thunlichst kleiner Schriftzüge bedient.

Im Gegensatz zu dem sehr dünnen, auf die Beschreibung mit Pinsel und Tusche berechneten Briefpapier sind die in reicher Auswahl vorhandenen chinesischen Briefumschläge aus starkem weißem Papier gefertigt. Die Verschlußklappe befindet sich an der schmalen Seite des Umschlags, wodurch derselbe das Ansehen der im Verkehr des Weltpostvereins zur Versendung von Warenproben gebräuchlichen Papiersäckchen gewinnt. Der Bilderschmuck auf der Adreßseite der Umschläge für Geschäfts- und Privatbriefe ist womöglich noch reicher als bei dem Briefpapier, dagegen tragen die zur Aufnahme der amtlichen Korrespondenz bestimmten Umschläge, sofern sie nicht gänzlich unbedruckt sind, nur wenige chinesische Schriftzeichen; der amtliche Charakter wird außerdem noch durch einen auf die Kehrseite des Umschlags der Länge nach geklebten, zwei bis drei Finger breiten Papierstreifen von roter Farbe angedeutet. An Schreibgerät sind einige Garnituren Tusche mit Pinsel und die nötigen Zuthaten: vierkantiger ausgehöhlter Schieferstein zur Aufnahme der flüssigen Tusche, Messingrahmen zum Festhalten des Papiers, Wasserkännchen und Holzgestell zum Auflegen der Pinsel, vorhanden.

Chinesischer Depeschenträger von der Insel Formosa (das „Tausend-Meilen-Pferd").

Die Posteinrichtungen der Chinesen, die sich bis jetzt auf die eigentliche Staatspost nach dem Vorbilde des cursus publicus der alten Römer beschränken, das heißt zu ausschließlichen Zwecken der Regierung und der höchsten Würdenträger dienen, sind in einer Reihe von Botengestalten verkörpert. Der originellste nach Aussehen und Rang ist der mit dem Titel „Ch'ien li ma", das heißt „Tausend-

meilenpferd", ausgestattete Depeschenträger. Nach einer authentischen Erklärung dieses Titels soll das Tausendmeilenpferd die tausend Meilen freilich nur im Laufe eines ziemlich ausgedehnten Zeitraumes zurückzulegen pflegen, so zwar, daß auf vierundzwanzig Stunden nur hundertfünfzig chinesische Li oder etwa zwölf deutsche Meilen entfallen. Laterne und Schirm kennzeichnen den Sohn des Himmlischen Reiches; der Hut mit langem Schweif deutet den amtlichen Charakter seines Trägers an, sein Postfelleisen ist mit einem über der Brust zusammengeknoteten Tuch auf dem Rücken festgehalten. Als Repräsentant der Post zu Pferde erscheint der kaiserliche Kabinettskurier, der nebenbei durch ein kreisförmiges weißes Schild mit grünem Rand als Angehöriger des Kriegerstandes gekennzeichnet ist. Während der Kurier selbst nur in einem schwarzen Oberkleid mit rotem Besatz erscheint, prangt die Ausrüstung des Rosses in allen Farben des Regenbogens. Man denke sich einen hellgrünen Sattel, eine violette geblümte Schabracke mit schwarz, hellblau und orange Einfassung, carmoisinrote Leitzügel, Vorderzeug und Schwanzriemen dunkelblau mit hellgrünem Vorstoß, daran acht große und zehn kleine vergoldete Schellen, endlich zwei mächtige eichelförmige Quasten, halb grün, halb rot an Kehl- und Brustriemen aufgehängt.

Entsprechend der hervorragenden Bedeutung, die bei den Chinesen die Schiffahrt nicht nur im Verkehrsleben, sondern in der gesamten Industrie und in manchen anderen Lebensbeziehungen spielt, ist die Sammlung besonders reich an Booten und Schiffsgefäßen aller Art. Unter all den Dschonken, schwimmenden Häusern, Tschops und kleinen Fahrzeugen heben sich zwei Klassen voneinander ab: die mit Augen und die ohne Augen. Merkwürdig ist dabei, daß ihrer sonstigen Konstruktion und Benutzungsweise nach diese zwei Klassen sich sofort kenntlich machen als Fahrzeuge für die hohe See und solche für die Binnengewässer. Ob die Erklärung, die man in Schriften über China findet: daß die Augen nach dem Glauben der Chinesen dazu dienen, jene Schiffe auf hoher See durch ihre Wachsamkeit vor den größeren Gefahren, denen sie naturgemäß ausgesetzt sind, zu bewahren, mag hier dahingestellt bleiben, jedenfalls aber liegt die Thatsache vor und jedenfalls ist der Gebrauch dazu geeignet, den Seeschiffen durch die am Bug befindlichen stieren Augen das furchterregende Ansehen ungeheuerlicher Ungetüme zu verleihen.

Chinesisches Postboot.

Neben diesen größeren Dschonken, denen man teilweise an der schlankeren, auf Schnelligkeit berechneten Bauart den Piratenberuf ansieht, bemerken wir friedliche Reis- und Theeboote, Passagierschiffe, Zucker- und Papierboote und eine Art Flöße aus Bambusstäben in schiffsähnlicher, am Vorderteil abgerundeter Gestalt, Stromschnellenboote von eigenartiger Bauart und unter anderem auch ein Postboot von einer Konstruktion ähnlich wie die venetianischen Gondeln. Der Bootführer sitzt, allerdings minder malerisch als die venetianischen Gondoliere, am Hinterteil des Schiffes,

in der linken Hand den unvermeidlichen Schirm, in der rechten ein Ruder, das indessen mehr als Steuer zu dienen scheint, während die eigentliche Fortbewegung einem Ruder zu verdanken ist, das der Mann mit den — Zehen des rechten Fußes angefaßt hat.

Zahlreich und teilweise höchst abenteuerlich sind ferner die Fuhrwerke zu Lande. Von den Lasttieren, Kamelen und Eseln angefangen, erscheinen die verschiedenartigsten Bespannungen und Gefährte: plumpe Ochsenwagen wechseln mit feinen Kutschen ab, wie sie namentlich in Peking in Gebrauch sind, besonders aber zieht das Modell eines Reise- und Lastkarrens aus Nordchina die Aufmerksamkeit auf sich. Es ist dies ein zweiräderiger Leiterwagen, der sich wegen des gänzlichen Mangels an Bequemlichkeit für Reisezwecke nicht sehr empfehlen dürfte, denn selbst der einzige Luxusgegenstand, das von Matten geflochtene Verdeck, ist so unpraktisch angebracht, daß es dem Passagier nur wenig Schutz gegen Sonne und Regen gewährt. Um so größeres Vergnügen kann der Reisende an dem Gespann haben, das in der That die denkbar originellste Kombination von bewegenden tierischen Kräften ist. Zwischen den beiden Scherbäumen schreitet ein gesattelter Stier, als Vorspann aber ziehen, trotz der Ungleichheit ihrer Körpergestalt, einträchtig nebeneinander ein Pferd, ein Esel und ein Hund. Wenn schon diese Zusammenstellung darauf hinweist, daß tierische Zugkräfte in China nicht im Überfluß vorhanden sind, so gewinnt diese Vermutung noch mehr Raum beim Anblick eines zum Passagiertransport dienenden, von Menschenkräften fortbewegten — Schiebekarrens. In der That, ein ziemlich roher und plumper Schiebekarren ist es, auf dem wir zu beiden Seiten, Schulter von Schulter nur durch ein Gestell getrennt, einen etwas beleibten Herrn neben einer schüchtern die Augen niederschlagenden Dame sitzen sehen, er mit dem Schirm, sie mit dem Fächer, die Beine der Fahrgäste aber hängen zu beiden Seiten des Karrens harmonisch hernieder.

Chinesischer Schiebekarren für den Passagiertransport.

Die Beförderung von Menschen und von Lasten durch Menschenkräfte macht sich auch in zahlreichen weiteren Modellen bemerkbar. Da sehen wir Sänften- und Sesselträger der verschiedensten Art, einen Bankboten mit einer Geldkiste auf den Schultern, Weiber der mannigfaltigsten Typen, deren Lieblinge gleich blinden Passagieren auf dem Rücken der Mutter sich etabliert haben, Wasserträger, ferner Lastträger, die ein ganzes Schwein, an einer Stange aufgehängt, transportieren, einen Leichenkondukt, gleichfalls durch Lastträger ausgeführt, und dergleichen mehr.

Japanische Landpostbeförderung.

Ähnliche primitive Transporteinrichtungen hat zum Teil auch Japan aufzuweisen, obwohl die übrigen Bestandteile der japanischen Sammlung, namentlich soweit dieselbe das Postwesen umfaßt, ein wesentlich vorgeschritteneres Kulturbild entrollen. Die in vorstehender Abbildung wiedergegebene Landposteinrichtung, die

buchstäblich auf den Schultern der wohldisciplinierten Angehörigen der japanischen Postverwaltung ruht, weist wenigstens, so sehr im übrigen die Verwaltung im äußersten Osten des Weltpostvereinsgebietes den westländischen Mustern nachzukommen, ja selbst es ihnen gleich zu thun bestrebt ist, einen für den Betroffenen jedenfalls empfindlichen Unterschied gegen einen durch Stephans Fürsorge bereits mit Pferd und Wagen ausgestatteten Landbriefträger im Deutschen Reich auf. Viel eher kommen dagegen jenen Vorbildern die Modelle und Musterstücke gleich, welche die Thätigkeit in den sonstigen Zweigen der japanischen Post ersehen lassen, als da sind: Postwagen, Regale, Briefsortiertische, Briefkasten und Briefsäulen, sowie Stempel und sonstige Werkzeuge und Ausstattungsgegenstände für Postbureaus.

Von künstlerischem Wert sind ferner die zahlreichen Abbildungen, die, zum größten Teil in Aquarellmanier, allerlei Scenen aus dem postalischen Leben Japans darstellen. — Dasselbe läßt sich von den Modellen aus Siam sagen, durch welche die ostasiatische Sammlung des Postmuseums erst neuerdings eine wesentliche Bereicherung erfahren hat. Der siamesische Generalpostmeister, Prinz Sombet-Kroma-Luang-Banupanthawongse-Woradate, dessen Interesse für das deutsche Postmuseum die Besucher des letzteren den Anblick der überaus kunstvoll gearbeiteten Gegenstände zu verdanken haben, hat damit zugleich dem Kunstgewerbe seines Heimatlandes ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Der „Kurier zu Pferde“ bildet, bekleidet mit den feinsten, zum Teil golddurchwirkten Stoffen, ein Kabinettstück der Kleinkunst, wie ein zweites in keiner ethnographischen Sammlung anzutreffen sein dürfte. Ebenso der „Reichselefant zur Beförderung von Personen und Korrespondenzen nach entfernten Plätzen des Landes“. Schlichter gehalten, aber von der peinlichsten Genauigkeit und Naturwahrheit sind die Fuhrwerke aller Art: zweiräderige Karren mit Büffeln zur Beförderung von Briefen und Paketen zwischen den größeren Orten, Rollwagen mit vier Blockrädern zum Transport schwerer Lasten, Schubkarren, schlittenähnliche Schleifen und dergleichen mehr. Daneben Tragesessel zur Beförderung wichtiger Briefe und solcher zwischen fürstlichen Personen gewechselten, desgleichen für Briefe an Ministerien und hohe Beamte, Tragebalken zur Versendung religiöser Bücher und Schriften u. s. w. Wie bei diesen Transporteinrichtungen eine gewisse Abstufung in der Ausstattung je nach der Wichtigkeit des Zweckes, dem sie dienen, oder nach dem Range des zu Bedienenden ersichtlich ist, so tritt derselbe noch ausgeprägter in den Transportmitteln zu Wasser hervor, die in der Hauptstadt Bangkok, wegen ihrer schwimmenden Häuser das „Venedig Asiens“ genannt, ausschließlich den Verkehr unterhalten. Da finden wir, von einer stattlichen Reihe Ruderer bedient, ein Boot zur Beförderung von Briefen, die zwischen fürstlichen Personen gewechselt werden; minder zahlreich ist die Be-

Ein siamesischer Kurier zu Pferde.

dienungsmannschaft und demgemäß von geringerer Länge auch das Boot zur Beförderung königlicher Briefe an Minister, hohe Regierungsbeamte, auswärtige Konsuln u. s. w. Immer geringer an Zahl wird die Mannschaft, immer kleiner das Boot, bis wir in der kleinen Jolle das allgemeine Verkehrsmittel der niederen Stände vor uns haben.

Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß die ostasiatische Sammlung einen Gegenstand lebhaften und allgemeinen Interesses der Besucher des Museums bildet.

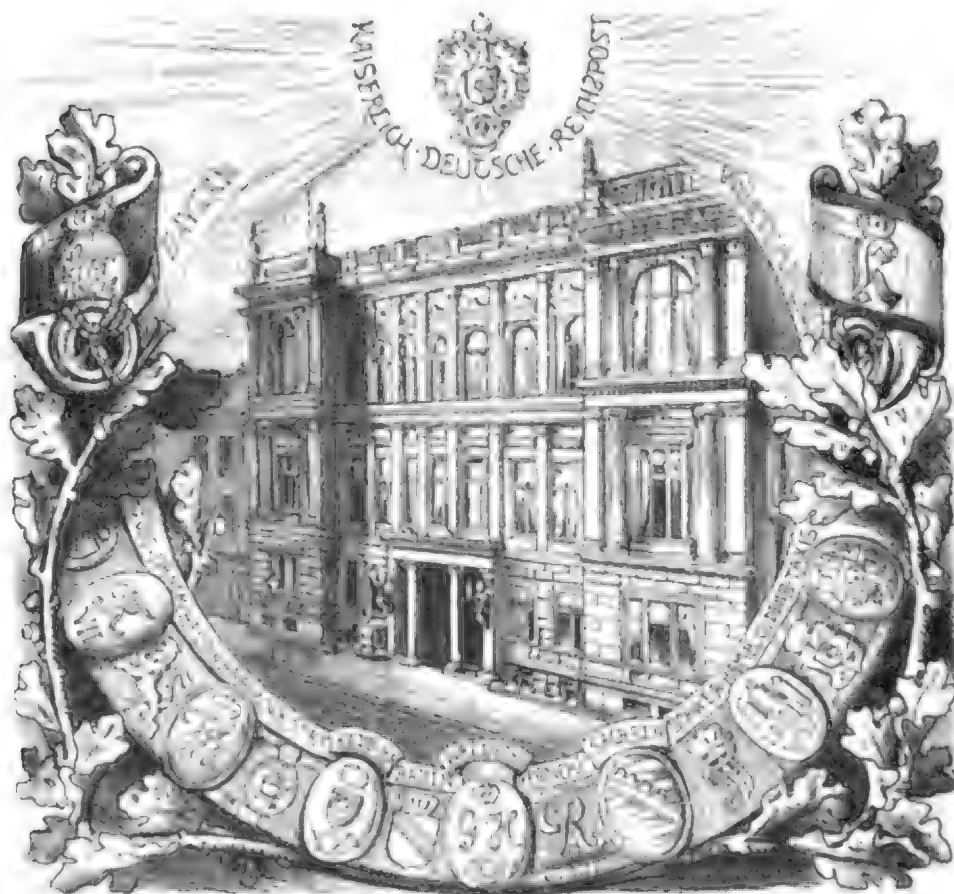
Einen Schritt weiter, und wir befinden uns in einem langgestreckten Korridor, der gleich wie das an seinem Ende befindliche große Zimmer die sorgfältig ausgeführten Modelle reichseigener Posthäuser enthält.

Bis in die neueste Zeit hatte die Postverwaltung in der Regel sich damit begnügt, die Postdiensträume mietsweise zu beschaffen. Mit der Zunahme des Verkehrs und der dadurch bedingten stetigen Vermehrung des Beamtenpersonals wurde eine derartige Raumbeschaffung immer schwieriger und kostspieliger, da nur Gebäude von besonders guter Verkehrslage gewählt werden dürfen und da ferner in Privathäusern Räume und Einrichtungen, wie der technische Postbetrieb bei größeren Postanstalten sowie die notwendig zu nehmende Rücksicht auf das Wohlbefinden der Tag und Nacht arbeitenden Beamten sie erheischen, nur selten zu finden sind. So stellte sich mit der Zeit das unabweisbare Bedürfnis ein, Postanstalten von erheblicherem Umfange in reichseigenen, gut eingerichteten Gebäuden unterzubringen und diese Gebäude, die den Sammelplatz von Menschen aller Stände bilden, angemessen auszustatten. Der Beginn einer regeren Thätigkeit auf dem Gebiete der Postbauten fällt mit der Wiederaufrichtung des Reiches zusammen; zur vollen Entfaltung gelangte diese Bauthätigkeit jedoch erst durch die kräftige Initiative des Generalpostmeisters Dr. Stephan, der im Jahre 1875 eine selbständige Bauverwaltung für das Post- und Telegraphenwesen schuf und dieser bald ein weites Arbeitsfeld zuwies. Zu den bereits vorhandenen, anfangs der siebziger Jahre hergestellten Postgebäuden gesellten sich in Kürze mehrere, die in ihren den örtlichen Verhältnissen angepaßten architektonischen Formen durch ihr Äußeres eine Zierde der Städte bilden, in denen sie errichtet sind, und in ihrem Inneren, wo das Verkehrsleben sich abspielt, solide und zweckdienlich ausgestattete Räume bergen. Das sind die Posthäuser, die, weil sie nicht nach der Schablone des Kasernenstils hergestellt sind, sondern den Stempel individueller Eigenart an sich tragen, von der allzeit bereiten Kritik mit wenig Witz und viel Behagen „Postpaläste“ getauft worden sind.

Unter den zahlreichen Modellen finden sich viele, die durch ihre baukünstlerische Gestaltung unser Interesse erregen. Da ist vor allem das in den Jahren 1872 bis 1874 erbaute Centralpostgebäude, in dem wir uns befinden (s. Abbildung am Schluß dieses Aufsatzes). Dieser Bau bedeckt einen Flächenraum von 3000 qm und besteht aus einem zweistöckigen Vordergebäude und zwei dreistöckigen Quergebäuden, die durch zwei Seitenflügel untereinander sowie mit dem Vordergebäude verbunden sind. An der Straße decken zwei vorspringende Eckrisalite die Nachbarwände, während in dem etwas zurücktretenden mittleren Teil die geräumige Vorhalle sich öffnet. Hier ist der Stil des Gebäudes nach Motiven der italienischen Renaissance ausgeführt, jedoch mit hellenischer, von der altrömischen Weise abweichender Kunstform in der Detailbildung. Der Stil der Hoffronten zeigt struktiv eine schlichte Ausbildung des Flachbogen- beziehungsweise Rundbogenstils mit Liseneinteilungen und Bogenfries, an die deutsch-romanische Kunst sich anlehnend, aber in hellenischer Art entwickelt. Durch die angewendeten Skulpturen hat die Straßenfront des Gebäudes einen bedeutsamen Schmuck erhalten. Außer den am Haupteingange befindlichen Medaillon-

reliefs des Großen Kurfürsten als Begründers des preußischen Postwesens und des Kaisers Wilhelm als Begründers der deutschen Reichspost sind auf den vier Eckpostamenten der beiden Risalite zwei männliche Figuren: Merkur und Neptun, und zwei Frauengestalten: die Wissenschaft und die Familie, angebracht. Sie versinnbildlichen den weiten Kreis der Lebensbeziehungen, für welche die Post als Vermittlerin von Handel und Wandel, zu Wasser und zu Lande, wirken und schaffen soll in rastlosem Fleiß. Das Centralpostgebäude umfaßt im ganzen hundertdreiundsechzig Zimmer.

Wir erwähnen von den Modellen als beachtenswert noch das Gebäude der Oberpostdirektion in Berlin, Königs- und Spandauerstraße, das Haupttelegraphenamt in der Jägerstraße, das Postfuhramt in der Artillerie- und Oranienburgerstraße, die Reichsdruckerei in der Oranienstraße (die nach Art der Paläste von Siena ausgeführt ist) und von auswärtigen das Post- und Telegraphengebäude in Bremen, das Oberpostdirektionsgebäude in Dresden, die Posthäuser in Hildesheim, in Heidelberg — das letztere in seinen Formen an das dortige Schloß sich anlehnend —, endlich noch die Postgebäude in Münster, Rendsburg und Rostock, die in ihrer Gesamtheit diese bedeutsame Etappe im Verkehrswesen des neuen Reiches würdig illustrieren.



Das Centralpostgebäude in Berlin.

Skizzen aus Arizona.

Von
Heinrich Semler.

Nach Nordwesten deuteten die Azteken, wenn sie von Cortez und seinen Spaniern nach dem halb sagenhaften Lande gefragt wurden, das viel reicher an Gold, Silber und Edelsteinen sein sollte wie das Reich des Montezuma. In jener Richtung sollte Cibola liegen mit seinen großen, prachtvollen Städten, seinen Bergen aus gediegenem Gold und Silber, seinen zahlreichen Edelsteingruben, seinem Küstengewässer, dessen Boden mit kostbaren Perlen belegt war und aus dem sich Inseln erhoben, bevölkert mit Amazonen, Meerjungfern und alle den wundersamen Wesen, die schon seit Jahrhunderten in den Fabeln der Alten Welt eine wichtige Rolle spielten. Obgleich geblendet von dem Gold- und Silberglanz, der ihnen aus Mexikos Tempelhallen entgegenstrahlte, glaubten die Eroberer sich doch erst auf der Schwelle der Schatzkammer der Neuen Welt zu befinden. Ihre erregte Einbildung, die täglich neue Nahrung fand in bruchstückweise dem Munde der Eingeborenen abgelauschten Kunden, duldete keine Befriedigung mit dem Erreichten: zuerst zog Cortez aus, das Wunderland zu finden, und nach ihm Coronado, aber beide kehrten enttäuscht zurück. Der letztere, der als nüchterner Zweifler eine merkwürdige Erscheinung in der damaligen Zeit war, wußte durch seine mit Verächtlichkeit stark gewürzte, kühle Schilderung von Mexikos nordwestlichen Grenzländern den Glauben der Spanier an Cibola, wie sie es in ihren Träumen gesehen, so gründlich zu erschüttern, daß sie es lange Zeit vollständig vergaßen. Und doch ruhten diese Gebilde einer glühenden Phantasie auf einem Fundament von Wahrheit, denn Cibola ist seitdem — nicht entdeckt, denn dieser Ruhm gehört den spanischen Eroberern — wohl aber erkannt worden, und wir Modernen kennen es unter den Namen Neu-Mexiko, Arizona und Kalifornien. In diesen drei Ländern ist die geträumte, mit Gold und Silber gefüllte Schatzkam-

Digitized by Google

mer wirklich gefunden worden; auch das Perlenmeer hat sich als vorhanden erwiesen: auf den Karten ist es als Golf von Kalifornien verzeichnet, und im vorigen Jahre führte ein Zufall zum Auffinden der vor Jahrhunderten absichtlich verschütteten Türkisenminen in Neu-Mexiko. Das Erkennen, von dem ich sprach, ist noch lange nicht zum Abschluß gebracht worden, was mit besonderer Betonung von dem Herzen dieses Gebietes, von Arizona, gesagt werden muß. Eine Vereinigung von Umständen hatte aus diesem Territorium einen vollständig vernachlässigten, halb vergessenen Winkel der nordamerikanischen Union gemacht, den abenteuernde Reisende als eine Wüste, bevölkert mit den blutgierigsten aller Indianer, schilderten, und die wenigen Bundessoldaten, welche ihn bewachen mußten, gaben die Bestätigung mit dem Hinzufügen: er ist der Vorhof zur Hölle.

Ein gründlicher Umschwung in der Wertschätzung Arizonas trat erst nach Eröffnung der südlichen Überlandsbahn ein, deren Schienenstränge quer durch das Territorium laufen und alle wichtigen Punkte verhältnismäßig leicht erreichbar machen. Wie war es nur möglich, daß wir diese reiche Fundquelle unbeachtet lassen konnten? fragen jetzt die Bergleute, Geologen, Ethnologen und Altertumsforscher. Und wohl dürfen sie so fragen, denn sie sehen ihr Suchen und Forschen reich belohnt. Die Ackerbauer urteilen allerdings ganz anders, denn sie können sich nach wie vor für Arizona nicht begeistern; selbst die Viehzüchter des sogenannten Westens, die doch wahrlich nicht gewohnt sind, ihre Herden in einem Mesopotamien weiden zu lassen, zeigen kein sonderliches Verlangen nach den Millionen Acres Bundesland, deren unentgeltliche Benutzung oder spottbillige Erwerbung ihnen an die Hand gegeben ist. Auch der Reisende, der in der Hoffnung kommt, liebliche oder großartige Landschaftsbilder aufstöbern zu können, pflegt in der Regel kein Loblied auf Arizona zu singen. Von welcher Seite er auch kommen möge: er sieht sich in einem vegetations- und wasserarmen, sand- und staubreichen Lande, für das er nicht genug Worte der Enttäuschung finden kann. Werden sie von Ansiedlern gehört, dann rufen sie sicher die Entgegnung hervor: Wie können Sie von Enttäuschung sprechen, da Sie doch wußten, Sie gingen nach — Arizona.

Diesen Namen leiten nämlich die einen ab von ari = wenige und zoni = Quellen, die anderen von arida = trocken und zona = Zone. Es ist gleichgültig, welche dieser beiden Ableitungen richtig ist, da sie übereinstimmend auf dieselben Eigenschaften des Landes hinweisen: auf seine Wasserarmut und sein trockenes Klima. Gewiß, Arizona ist ein dürres Territorium, womit aber nicht gesagt sein soll, es habe keine Gewässer und grüne Weiden, denn das würde der Wahrheit nicht entsprechen. Nur so möchte ich verstanden sein: große Landstrecken besitzen nicht einmal eine dürftige Quelle, andere sind mit Gewässern sehr spärlich bedacht, und wenn es auch an freundlichen Oasen nicht fehlt, so ist doch der Gesamteindruck der eines sonnverbrannten, vegetationsarmen Landes.

Bedeutende Flächen sind Wüsten in des Wortes weitgehendster Bedeutung; ihre mächtige Deckschicht von glitzerndem Sand oder grauem Alkalistaub fristet nicht einmal das Leben eines Kaktus oder einer Aloe. Kahl sind die Gipfel und Scheitel der Berge und Hügel, ihre Hänge sind Halbwüsten, spärlich mit Gestrüpp, seltener mit verkrüppelten Bäumen bestanden. Wo in Thälern und auf Ebenen der Boden fruchtbar ist, schießt während der kurzen Regenzeit ein üppiges Gras empor, das aber bei Eintritt der trockenen Saison rasch verdorrt. Von einer geregelten Bebauung des Bodens kann nur da die Rede sein, wo künstliche Bewässerung zu Hilfe genommen werden kann; wie kärglich bestellt es aber mit dem befruchtenden Naß ist, läßt sich daraus entnehmen, daß selbst der Gila in trockenen Jahren zum trägen Bach zusammenschrumpft. Zur Erzielung eines befriedigenden Erfolges

der Kulturarbeiten bedarf es einer bedeutenden Zuleitung von Wasser, denn der Boden ist im allgemeinen sehr durchlässig und die Luft so trocken, daß kein Tau fällt — so trocken, daß unverscharrte tierische Kadaver nicht verwesen, sondern dörren und schließlich zu Staub zerfallen.

Auf meinen Streifzügen sah ich eines Tages die Ruinen eines Minerlagers, das fünfzehn Jahre vorher von den Apachen überfallen und zerstört worden war. Diese Wiesel in Menschengestalt hatten alle Lebewesen getötet und die Maschinen und Geräte in teuflischer Vernichtungslust in Stücke zerbrochen. Obgleich seitdem tausendmal die heiße Sonne auf sie geschienen und der Schnee sie an manchem Tage eingehüllt hatte, obgleich unzählige Regenschauer auf sie niedergefallen und sie allen Wechseln der Witterung vollständig schutzlos preisgegeben waren, so blinkten die Fragmente der Maschinen doch noch so hell, als seien sie erst am Tage zuvor auseinander gebrochen worden; namentlich auf den polierten Teilen war nicht der leiseste Anflug von Rost zu bemerken.

Trocken und heiß — das ist die Charakteristik dieses Klimas, dem man somit eine Kulturfreundlichkeit nicht beilegen wird, wenngleich die Ruinen, welche von einem in vorgeschichtlicher Zeit verschwundenen, zu einer beträchtlichen Kulturstufe emporgeklommenen Volke reden, auf das Gegenteil schlußfolgern lassen könnten. Arizona ist das heißeste Land Nordamerikas, und die Gegenden an seiner südwestlichen Grenze sind sogar die heißesten der Neuen Welt. Die Beobachtungsstation im Fort Yuma verzeichnet häufig einen Thermometerstand von 126 Grad Fahrenheit, in einigen seltenen Fällen stieg sogar das Quecksilber auf 135 Grad Fahrenheit. Mit Ausnahme der nördlichen Grenzdistrikte schwankt in ganz Arizona die Wärme während der heißesten Jahreszeit gewöhnlich zwischen 105 und 115 Grad Fahrenheit. Das soll selbstverständlich als Durchschnitt gelten, denn ein Mehr oder Minder resultiert, wie anderwärts, so auch hier, aus besonderen Lokalitätsbeschaffenheiten.

Einer solchen anhaltenden Wärme gegenüber mußte der Nordamerikaner selbst auf seine geliebten Holzbauten verzichten. Das ist ihm hart angekommen, denn er pflegt, ob er nun die sibirischen Winter Minnesotas oder die heißen Sommer Kaliforniens zu gewärtigen hat, sein Haus aus Balken und Brettern zusammenzuzimmern, wofür er mehrere Gründe anzugeben weiß, die aber teilweise recht fadenscheinig sind. Nur in Arizona fand er das typische Haus seiner Nation unbewohnbar, dort mußte er notgedrungen eingestehen, daß der von ihm als unpraktisch verspottete Mexikaner in der Errichtung seines Lehmsteinhauses nachahmenswert praktisch verfuhr. Das wird auch niemand leugnen können, zumal nicht an Tagen, wo das Thermometer 110 Grad Wärme zeigt. Befeuchtet man den Boden des Zimmers reichlich und hält man die Thür geschlossen, dann bleibt die Temperatur im Inneren kühl, wenn auch draußen die Luft unter dem Druck der Hitze zittert, denn die dicken Lehmsteinwände sind sehr schlechte Wärmeleiter. Allmählich saugen sie aber doch eine solche Menge Wärme auf und halten sie so lange, daß eine Nachtruhe unter Dach und Fach unmöglich wird.

Dem Fremden bietet sich dann das ungewohnte Schauspiel einer in den Straßen, Veranden und Höfen schlafenden Bevölkerung. Keine Gesellschaftsklasse schließt sich von dieser Landessitte aus, nur die Art und Weise der Ausführung kommt in Frage. Während der Straßenjunge „zu süßen Träumen“ sich niederlegt, indem er seine gebräunten Glieder mit Einbildung zudeckt, schaukelt sich die dunkeläugige Señorita in einer Hängematte an einer Stelle der Veranda, wo der Wind kosen kann mit ihren üppigen Locken, schwarz wie die Schatten der Nacht. Sobald es im Osten graut, beginnt der allgemeine Rückzug hinter die Lehmsteinmauern, welche sich inzwischen vollständig

abgekühlt haben und wieder Schutz bieten bis zum nächsten Abend.

Den ungünstigsten Eindruck von Arizona empfängt der Reisende, wenn er mit der südlichen Überlandsbahn von Kalifornien kommt. Müde und schmutzig wälzt sich der Grenzfluß Colorado zwischen uninteressanten Ufern fort, keine malerische Gebirgs- oder Hügelformation entzückt das Auge, kein Ährenfeld nickt einen Gruß. Sand in den niedrigen Senkungen, Sand auf den schwachen Erhebungen, Sand bis dahin, wo sich Himmel und Erde zu vermählen scheinen. Vergeblich werden die Fenster und Thüren der Eisenbahnwagen fest verschlossen gehalten: Sand liegt auf den Sitzen, auf den Speisen, in den Getränken, in den Ohren, er knirscht zwischen den Zähnen — er ist allgegenwärtig. Das ist die Wüste des Rio Gila, in der außer den Stationsgebäuden keine menschliche Wohnung zu sehen ist und nicht ein einziger Ausblick Genuß gewährt. Ihr Ende wird nach einer hundertfünfzig Meilen langen Fahrt bei der Station Maricopa-Wells erreicht. Von dort lohnt sich ein Ausflug nach dem Gebiet der Pimas und Maricopas, das in nordöstlicher Richtung nur wenige Meilen entfernt liegt.

Außer Arizona kann nur noch das benachbarte Neu-Mexiko auf die interessante Eigentümlichkeit Anspruch erheben, daß in seinem Gebiete unmittelbar neben den friedlichsten und kulturfähigsten die unbezähmbarsten und kriegerischsten Indianer Nordamerikas hausen. Kein anderer Stamm hat so unablässig und unbarmherzig den Vernichtungskrieg gegen die Blaßgesichter geführt wie die Comanches in Neu-Mexiko und die ihnen nahe verwandten Apaches in Arizona. Und doch wohnen in der unmittelbaren Nachbarschaft der ersteren die städtebauenden Pueblosindianer und die gewerbfleißigen Moquis, neben den Apaches aber die christlichen Papagoes und ackerbautreibenden Pimas und Maricopas.

Zu den letzteren führt der Weg von Maricopa-Wells aus durch einen Zipfel der Wüste, der erst in der Nähe des Gila seinen abschreckenden Eindruck verliert. An Stelle des Kandelaberkaktus und der „Stachelbirne“ treten dort der hellgrüne Mesquitbaum und die Sykomore auf, und sobald der erste Kanal erreicht ist, fällt der Blick auf grüne Weiden mit grasenden Rindern und Pferden und weiterhin auf bewässerte Getreidefelder. Das ist die Reservation der 4300 Köpfe starken Pimas und der 400 Köpfe starken Maricopas. Von diesem nördlichsten Punkte aus erstreckt sie sich an den beiden Ufern des Rio Gila entlang bis in die Nähe des Städtchens Florence; sie bildet einen ungefähr fünfundzwanzig Meilen langen und vier Meilen breiten Streifen Landes. Diese hundert Quadratmeilen umfassen aber nur neuntausend Acres, die bei künstlicher, genügender Bewässerung eine gute Ernte liefern, während eine gleiche Fläche eine dürftige Viehweide liefert; der Rest ist Wüste und wird es bleiben, bis das Bewässerungssystem bedeutend vervollkommnet ist.

Über die Abstammung und Herkunft dieser beiden Stämme sind die abenteuerlichsten Theorien aufgestellt worden, von welchen die gangbarste und beliebteste lautet: diese Indianer sind die direkten Nachkommen des alten Aztekenvolkes. Fragt man nach der Begründung, dann wird zunächst mit einem Hinweis auf die Religion geantwortet. Beide Stämme haben nämlich das Christentum stets beharrlich abgelehnt, und so wenig wie früher den spanischen Jesuiten und Franziskanern ist es in der Neuzeit amerikanischen Missionären gelungen, Proselyten unter ihnen zu machen. Sie halten unerschütterlich fest an ihrem Glauben an eine höchste Gottheit, welche sie Montezuma nennen — sie verehren die Sonne als sein Sinnbild und betrachten ihn zugleich als einen der alten Herrscher, Lehrer und Propheten ihres Volkes. Einst ist er mit der sinkenden Sonne untergetaucht, aber nur, um im Schlafe zu ruhen, denn er wird als Messias wiederkehren, um seinem Volke neue Herrlichkeit zu verleihen. Zurück-

gelassen hat er, damit man sich seiner immerdar erinnern möge, das Abbild seines Antlitzes: es ist das eine gigantische Felsformation, die unweit Maricopa-Wells am südlichen Ausläufer der Estrellakette über die Wüste emporragt und das zurückgelehnte, riesige Haupt eines schlafenden Mannes täuschend darstellt. Nur über die Vorstellung des jenseitigen Lebens herrscht keine Übereinstimmung zwischen den beiden Stämmen. Der Lehre der Pimas zufolge wandert die Seele nach dem Tode gen Osten, zur Wohnung der Sonne, wo übrigens außer guten Geistern auch böse hausen. Die Maricopas aber glauben, daß jeder, nachdem er Abschied von dieser Erde genommen, in einem unbekannten Lande genau so weiter lebt wie am Rio Gila. Auch darin gehen die religiösen Satzungen auseinander: die Pimas müssen ihre Toten begraben, die Maricopas die ihrigen verbrennen.

Arizona-Indianer.

Noch manche andere Beweise für die Abstammung dieser Indianer von den Azteken werden beigebracht, die aber sämtlich auf sehr schwachen Füßen ruhen. Die Ethnologie der amerikanischen Rasse liegt eben noch sehr im argen, da die vergleichende Sprachforschung, dieses einzige zuverlässige Mittel zur Sichtung und Gruppierung von Völkern und Stämmen, bis jetzt den Sprachen und Dialekten der Indianer noch nicht die rechte Beachtung geschenkt hat. Doch sind auch auf diesem Gebiete der Wissenschaft neuerdings Fortschritte gemacht worden, und eine besonders rühmende Erwähnung verdienen die umfangreichen Forschungen von Professor Buschmann über die Sprachen Mexikos, Neu-Mexikos, Arizonas und Südkaliforniens. Dieser Gelehrte hat nachgewiesen, daß eine größere Zahl der Sprachen des nördlichen Mexikos, namentlich Sonoras, Spuren der Verwandtschaft mit der aztekischen Sprache, wie sie zur Zeit des Cortez auf dem Hochlande von Anahuac gesprochen wurde, aufzuweisen haben. Diese Verwandtschaft ist jedoch nur eine sehr lockere, und als Beweis für die direkte Abstammung dieser Völker von den Azteken kann sie ebensowenig gelten wie die Verwandtschaft der romanischen Sprachen für die Abstammung der Portugiesen von den Italienern.

Zwei kühne Deutsche waren es, welche zuerst nach Arizona vordrangen und den Pimas und Maricopas einen Besuch abstatteten: die Jesuiten Vater Kühn, von den spanischen Geschichtschreibern Padre Kino genannt, und Vater Mange, der einen sehr interessanten Bericht über diese Reise hinterlassen hat. Im Jahre 1694 war's, als sie nach dem Gilathal vordrangen, wo sie von den Pimas, die damals noch nicht mit den Maricopas zusammenwohnten, freundlich aufgenommen wurden. Was Mange von der Lebensweise der ersteren sagt, hat heute noch nahezu volle Geltung. Er hörte von ihren Greisen, daß vor langer, langer Zeit ihre Vorfahren von

Süden her nach dem Gila gezogen seien, und diese Tradition kann man als historische Wahrheit gelten lassen, wenn man berücksichtigt, daß die Pimas der nördlichste Vorposten der zu den Azteken in einigen verwandtschaftlichen Beziehungen stehenden Stämme sind.

Im weiteren Verlauf ihrer Reise besuchten die beiden mutigen Priester auch die Maricopas, welche damals am Rio Salado wohnten und noch keinen Ackerbau trieben. In unablässigen Fehden mit den Yumas und Cocopahs decimiert, wanderte der Rest der Maricopas im Anfange des vorigen Jahrhunderts aus und bat die Pimas um Aufnahme. Diese wurde unter der Bedingung gewährt, daß sämtliche Zuwanderer ihre bisherige nomadische Lebensweise vollständig aufgäben und sich dem Ackerbau widmeten. Seitdem wohnen die Pimas und Maricopas als gute Freunde und treue Nachbarn nebeneinander und haben sich in diesen hundertfünfzig Jahren in ihren Kämpfen gegen die beiderseitigen Erbfeinde stets treulich unterstützt. Von den Pimas, die ihrer zehnfach größeren Zahl wegen ausschlaggebend in diesem Schutz- und Trutzbündnis sind, verdient erwähnt zu werden, daß sie, ungleich den aztekischen Stämmen in Anahuac, stets eins der friedfertigsten Völker Amerikas waren. So tapfer sie auch zur Verteidigung ihrer Heimat kämpften, so haben sie doch niemals andere Stämme angegriffen. Und so gastfreundlich wie jene deutschen Jesuiten haben sie bis auf den heutigen Tag alle weißen Menschen aufgenommen, die nach langer Wanderung durch die Wüste ihre Hütten aufsuchten.

Die Pimas sowohl wie die Maricopas sind von hohem, stattlichem Wuchs; ihre Glieder sind wohlgeformt und ihre Gesichtszüge, wenn auch nicht schön, so doch selten abstoßend. Unter den jüngeren Mädchen trifft man manche, welchen man auch nach europäischen Schönheitsbegriffen das Prädikat „hübsch“ erteilen kann. Die Haut ist dunkelbraun, das Haar rabenschwarz und wird von den Männern über der Stirn kurz abgeschnitten, während es hinten am Kopfe lang herabhängt; die Frauen ordnen es in recht ansprechende Flechten und Knoten. Die Tracht der Männer besteht aus einem Beinkleide und einem Poncho, den sie aber ablegen, wenn sie arbeiten wollen; den Frauen genügt bei ihrer alltäglichen Beschäftigung eine lange Schürze, bei besonderen Veranlassungen aber tragen sie eine ärmellose baumwollene Tunika, die um die Taille von einem Gürtel zusammengehalten wird, und schlingen nach Art der Mexikanerinnen um Kopf und Schultern einen Shawl.

Beide Stämme wohnen in kleinen Dörfern, die in der Regel nur zwei bis drei Dutzend Familien umfassen. Die Häuser sind backofenförmig und ungefähr acht Fuß hoch bei einem Durchmesser von fünfundzwanzig Fuß. Das Gerippe derselben besteht aus dünnen Baumstämmen, die an ihren Spitzen zusammengebogen, dicht mit Weidengerten, Schilf u. s. w. durchflochten und mit einer wasserdichten Bekleidung von Thon überzogen sind. Weder einen Herd noch Rauchfang besitzen diese Hütten, da zur Bereitung der Mahlzeiten ein nach allen Seiten hin offener Schuppen aus Strauchwerk dient, der nur wenige Schritte von der Wohnung entfernt steht. Ein anderes, der Hütte ähnliches Gebäude dient der Familie zur Vorratskammer, welche vorzugsweise den Zweck zu erfüllen hat, die Getreideernte vor Nässe zu schützen. Viele Familien wohnen nur während der Regenzeit in diesen backofenförmigen Hütten und hausen im Sommer unter einem Schutzdache aus Reisig, das sie auf dem Platze aufschlagen, wo sie arbeiten wollen.

Zwischen den zahlreichen Dörfern liegen die Felder, welche ziemlich gut bestellt sind, obgleich die Kulturmethode sehr primitiv ist. Als Transportmittel kommt ein vollständig aus Holz bestehender plumper Karren zur Anwendung, der das Interesse des Anthropologen erregen muß, ebenso wie der gleichfalls durchaus hölzerne Pflug, der nach einem Modell aus dem

grauen Altertum hergestellt ist. Es zeugt von der Fruchtbarkeit des Bodens, daß er reiche Ernten von Weizen, Mais, Bohnen, Gerste und Wassermelonen hervorbringt, obgleich er mit diesem urwüchsigen Instrument nur aufgekratzt werden kann und niemals gedüngt wird.

Grund und Boden ist gemeinsames Eigentum des ganzen Stammes; jeder Familie ist zwar ein besonderes Gelände überwiesen, über die Bebauung desselben ist sie aber der Gesamtheit Rechenschaft schuldig. Die „Arbeitsfrüchte“ sind persönliches Eigentum, die „Arbeitsmittel“ dagegen, also die Pflüge, Karren und sonstige Gerätschaften sowie die Zugtiere, gehören allen gemeinsam und werden bald von dieser, bald von jener Genossenschaft benutzt. Obgleich dieser Gemeinbesitz der Arbeitsmittel die Bestellung der Felder sehr verzögert, weil jedes Zugtier und Geräte die Runde durch mehrere Dörfer machen muß, auch in mancher anderen Beziehung augenscheinlich nachteilig ist, so haben doch diese Indianer jahrhundertelang geglaubt, sie besäßen die beste aller Verfassungen und dachten an keine Änderung. Seit sie aber mit der Civilisation in nähere Berührung gekommen sind, bewährt sich ihr socialistisches System lange nicht mehr so gut wie früher, und es ist zu befürchten, daß dieser „Zukunftsstaat“ der „Genossen“ am Rio Gila bald zu den „Vergangenheitsstaaten“ gehören wird. Das ist um so wahrscheinlicher, weil noch andere Zerstörungskeime vorhanden sind. Bis vor zehn Jahren wurde der Moral dieser Indianer von der weißen Bevölkerung des Territoriums volle Anerkennung gezollt, seitdem ist sie aber beträchtlich gesunken. Das „Silberfieber“ und der Bau der Eisenbahn haben die Veranlassung gegeben, daß diese in glücklicher Abgeschlossenheit lebenden Oasenbewohner vielfach mit den gefährlichsten Abenteurern aus aller Herren Ländern in nahe Berührung gekommen und in beträchtlichem Maße von ihnen entsittlicht worden sind. Früher war die Keuschheit der Frauen und Mädchen dieser Stämme sprichwörtlich, heute ist es aber mit dieser Tugend so schlecht bestellt wie bei allen Indianerinnen, die in der Nachbarschaft weißer Männer wohnen. Diebstahl und Hazardspiel sind die Laster der Pimas und Maricopas geworden, und auch die Trunksucht macht bedenkliche Fortschritte. Ihr Nationalgetränk, das aus dem gegorenen Saft der Pitahaya und der Frucht des Stachelbirnenkaktus gewonnen wird, genügt ihnen nicht mehr; sie verlangen nach dem feurigen Mescal der Mexikaner und dem fuseligen Whisky der Nordamerikaner.

Noch eine andere Gefahr bedroht die Zukunft dieser beiden Stämme. Ihr Land liegt unmittelbar an einer Eisenbahn, die bereits eine der wichtigsten Verkehrsadern der Vereinigten Staaten geworden ist. Ihre Äcker, die sie seit Jahrhunderten friedlich bebaut haben, gewinnen einen steigenden Wert, zumal sie eine Oase in einer an Mineralschätzen reichen Wüste bilden. Daher hat bereits der weiße Mann seine gierige Hand nach jenem Besitze ausgestreckt, und wenn die Bundesregierung bis jetzt auch den Willen gezeigt hat, die klaren Rechte der Pimas und Maricopas, die sich nicht allein auf das Reservationsland, sondern auch auf die Wasserableitung vom Gila erstrecken, zu schützen, so ist doch im Hinblick auf ähnliche Beispiele der Zweifel an einem dauernden Erfolg berechtigt. Es wird wohl so kommen: wer in fünfzig Jahren nach diesen Stämmen sucht, wird kaum eine Spur von ihnen finden.

Von Maricopa-Wells berührt die Bahn keine wichtige Station, bis sie Tucson (s. Abbild. am Kopfe dieses Aufsatzes), die älteste und wichtigste Stadt des Territoriums, erreicht. Moderne Gebäude sind in der Nähe des Bahnhofes entstanden, zahlreiche Menschen aus dem Norden sind zugeströmt, aber trotzdem hat bis jetzt noch die Stadt ihren mexikanischen Charakter bewahrt. Bei der Anlegung ihrer Straßen scheint das Zickzack des Blitzes als Vorbild gedient zu haben. Besäumt werden sie von einstöckigen, fenster-

armen Lehmsteinhäusern, deren innere Räume nicht gedielt, sondern wie eine Tenne gestampft und nur mit Aloematten belegt sind, wenn sie von wohlhabenden Leuten bewohnt werden. Kein interessantes Gebäude fesselt das Auge, wohl aber die Scenen, welche sich in den Straßen abspielen. Es ist ein kleines Babylon, in welchem sich Deutsche, Nordamerikaner, Engländer, Franzosen, Spanier, Italiener, Neger, Chinesen und Indianer ein Stelldichein gegeben haben; die ursprüngliche mexikanische Bevölkerung wiegt aber in der zehntausend Köpfe zählenden Einwohnerschaft bedeutend vor. Da schlendert in Glacéhandschuhen und Cylinderhut der Mann aus Neu-England auf und ab, der in der Absicht gekommen ist, Arizona wie eine Citrone zu pressen und mit der Beute schnell möglichst nach dem Lande seiner Jugend zurückzukehren; gebräunte Viehzüchter aus Südkalifornien fragen hier und dort, ob nicht in irgend einem Thale eine grüne Weide zu finden sei, auf welchen ihre Herden einige Monate grasen könnten; rauhe, offenherzige Miner stehen in Gruppen zusammen und sprechen ausschließlich von Berggerechtsamen, Erzadern, Stampfmühlen, Schleusen, Hunderttausenden und Millionen; dunkelhäutige mexikanische Mischlinge mit schwarzen Augen und glänzenden Zähnen, scherzende, ewig zufriedene Neger und melancholisch dreinschauende Chinesen schieben sich durch geschäftige, lebhaft gestikulierende Europäer; ein halbnackter Indianer lugt nach einem Almosen umher, und zuweilen huscht eine Frau, bis an die Augen mit dem Rabozo verhüllt, von Thür zu Thür; ein derber Frachtwagen, mit acht Paar Maultieren bespannt, rumpelt in südlicher Richtung nach Sonora zu; ihm nach trippelt ein magerer Esel, bepackt mit den Effekten eines Miners, der in die Berge will, um zu schürfen; ein berittener Hirt, vom Volksmunde Kuhjunge genannt, hat sicherlich sehr tief in das Whiskyglas geblickt und sprengt nun mit seinem halbwilden Pferde in einer Gangart auf und ab, die jeder Klassifikation spottet, indem er zuweilen seinen langen Revolver aus dem Gürtel zieht und ihn prüft, als wolle er sich gefechtsbereit machen; einige Schweine suchen grunzend nach Abfällen, und zahllose Hunde — ein wahres Gesindel, vom kynologischen Standpunkte aus beurteilt — verträumen im Schatten ihr nutzloses Leben. Über allen und allem liegt heller, heißer Sonnenschein — so setzt sich eine Straßenscene in Tucson zusammen.

Die interessanteste Sehenswürdigkeit in der Nähe Tucsons ist unstreitig die Mission San Xavier del Bac — doppelt interessant für Deutsche, weil sie von dem oben erwähnten Vater Kühn gegründet wurde, von diesem heldenhaften Pfadfinder, der seinem Namen so glänzend Ehre machte, aber in der Entdeckungsgeschichte der Neuen Welt nicht die verdiente Würdigung gefunden hat. Über ihn und seine Genossen möge man nicht voreilig den Stab brechen, weil sie Jesuiten waren. Welche Sündenlast die Jünger Loyolas auch auf sich geladen haben: an ihrer Thätigkeit im Lande der Papagoes haftet kein Makel. Ein schönes Denkmal haben sie sich hier gesetzt durch den ehrenhaften, tüchtigen Geist, den sie einem der zahlreichsten Indianerstämme der Vereinigten Staaten, den Papagoes, eingepflanzt haben, einen Geist, den diese auch heute noch bewahren, nachdem die Kunde von dem letzten Jesuitenpadre unter ihnen längst zur Sage geworden ist. Die Papagoes bilden einen der tüchtigsten und kulturfähigsten Indianerstämme Nordamerikas. Sie sind von hoher und schlanker Statur; ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, und wenn ihre Gesichtszüge auch einen groben Schnitt besitzen, so sind sie doch keineswegs abstoßend. Die Männer schneiden ihr Haar ziemlich kurz, sie tragen Beinkleider, bunte Kalikohemden und breitrandige Strohhüte, zum Teil auch Schuhe und Strümpfe. Die Frauen kämmen und scheiteln ihr Haar und sind in helle Kalikokleider gehüllt; beide Geschlechter befleißigen sich großer Reinlichkeit. Der Moral dieser Indianer stellen die weißen Bewohner von Tucson das beste Zeugnis aus: sie

sollen selten betteln und stehlen, mäßig im Essen und Trinken, sparsam und fleißig sein; ihre Frauen und Mädchen werden als züchtig und keusch gerühmt. Jedenfalls stehen diese Urbewohner auf einer höheren Kulturstufe wie der größte Teil der mexikanischen Halbblutbevölkerung von Arizona.

Insgesamt zählen die Papagoes ungefähr achttausend Seelen, deren Mehrzahl außerhalb der Reservation und bis tief nach Sonora hinein wohnt. Als die eigentliche Heimat des Stammes aber wird die Reservation angesehen, trotzdem sie nur von tausend Mitgliedern bevölkert ist. Sie umfaßt 70400 Acres, von welchen 27000 urbar gemacht worden sind; der Rest besteht teils aus Weideland, teils aus nutzloser Kaktuswüste.

Zahlreiche Viehherden, die in diesem Klima keines Obdaches bedürfen, grasen, wo sie wollen, nur nicht auf den Äckern, welche zu ihrer Abwehr eingezäunt wurden. Auf den wohl bewässerten Feldern werden auch nach unseren Begriffen befriedigende Getreideernten erzielt, obgleich der Holzpflug, wie ihn unsere Vorfahren vor tausend Jahren im Gebrauch hatten, allein zur Anwendung kommt.

Ungefähr fünf englische Meilen von Tucson beginnt die Reservation, nach der man auf der alten Karawanenstraße gelangt, die südwärts nach Mexiko hineinzieht. Der freundliche Weg folgt dem Laufe des Santa Cruzflusses, dessen zum Teil künstlich bewässerte Niederung grüne Fluren aufweist, die trefflich mit der benachbarten braunen Kaktuswüste kontrastieren. Der Mesquitbaum erreicht hier auf gutem Boden eine beträchtliche Höhe und bildet Haine, die trefflichen Schatten gewähren. Leider ist die Benutzung dieses Schattens mit Gefahren verknüpft, denn Arizona ist das Paradies der Skorpionen, Taranteln, Hundertfüßler und an vielen Orten auch der Klapperschlangen. Am lästigsten sind die Taranteln, die geradezu allgegenwärtig sind. Man trifft sie auf den höchsten Bergen wie in den tiefsten Thälern, auf den Ebenen, den Feldern und in den Häusern. Diese häßlichen Bündel aus widerwärtigen Beinen und glänzenden Augen sind gewöhnlich da am häufigsten, wo man sie am wenigsten dulden kann. Mitten in den süßesten Träumen schreckt der Schläfer auf, um sich schaudernd zu überzeugen, daß eine Tarantel sein Lager teilt; kaum hat der

Missionskathedrale San Xavier.

müde Wanderer sein Feldfeuer angezündet, als er auch schon bemerkt, daß er sich zwischen einer Kolonie von Taranteln befindet, die alle kommen, um ihn zu begrüßen. Lege man sich hin und bewege man sich, wo man wolle, stets muß man auf der Hut sein vor diesem Ungeziefer, dessen Bisse manchmal so gefährlich werden wie diejenigen der Klapperschlangen.

Aus den Gebüschen, die den größten Teil des Weges einsäumen, erklingt das Gurren der kleinen Holztaube, der fröhliche Ruf der Schopfwachtel und der melodienreiche Gesang der grauen Spottdrossel. Weitab auf einem dürren Aste sitzt ein Rabe und blickt in feierlichem Ernst lange und aufmerksam nach der sonnverbrannten Wüste, als wäre das der teuerste Anblick auf Erden; dann erhebt er sich mit lautem Gekrächz zu einem Fluge über das Thal. Links und rechts liegt hier und da eine Lehmsteinhütte, an deren schattiger Seite nackte Kinder, einige Hunde oder ein Esel die Zeit verträumen; einzelne Wagen, zum Teil völlig aus Holz bestehend und mit Ochsen bespannt, Reiter auf mageren Pferden und störrischen Maultieren ziehen vorüber. Die Wanderung ist so angenehm, daß man die Reservation erreicht, ehe man sie erwartet, und kaum hat man sie betreten, erblickt man zwei Türme, die aus den grünen Feldern ragen: dort, inmitten der Heimat der Papagoes, erhebt sich auf einer leichten Anhöhe die Missionskirche San Xavier del Bac.

Es war gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, als der oben erwähnte Vater Kühn diese Mission gründete und mit seinen Genossen die sämtlichen Papagoes zum Christentum bekehrte. Lägen keine anderen Beweise für die geistige Tüchtigkeit dieser Indianer vor, so würden schon die Thatsachen genügen, daß sie die neue Lehre sofort und ohne äußeren Zwang annahmen, während alle ihre Nachbarn sich schroff ablehnend verhielten und noch heute ihren alten Götzen huldigen, selbst wenn sie, wie die Pueblos in Neu-Mexiko, eine christliche Maske tragen, und ferner, daß sie nicht nach dem Eingehen der Missionen gleich den kalifornischen Indianern in ihre heidnischen Gebräuche zurückfielen. Tapfer und unentwegt haben die Papagoes ihre Mission und Missionäre verteidigt; gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts konnten sie es aber doch nicht hindern, daß die Apaches die Gebäude plünderten und teilweise zerstörten. Das war ein harter Schlag, der aber die zähen Jesuiten nicht entmutigen konnte. Eine schönere, großartigere Anstalt sollte nach ihren Plänen aus den Trümmern entstehen; sie wurde auch energisch in Angriff genommen, die Schlußarbeiten mußten aber von anderen Händen vollendet werden. Denn inzwischen war das verhängnisvolle Jahr 1767 herausgezogen — das Jahr der Vertreibung der Jesuiten aus Spanien und seinen Kolonien durch den eisernen Minister Aranda. Zu ihren Erben in Kalifornien und Arizona wurden die Franziskaner ernannt, welche auch eiligst ein Häuflein der Ihrigen unter Führung des fanatischen, aber braven Padre Junipero Serra aussandten, um die Missionen zu übernehmen und zu vervielfältigen. Auf der Halbinsel Kalifornien, um die es sich damals nur handelte, räumten die Jesuiten prompt das Feld, nicht so in Arizona, wo sie eine Reihe von Jahren zögerten, das schwer Errungene an frohlockende Nachfolger abzutreten. Endlich mußte es aber doch geschehen, und als die Franziskaner triumphierend in San Xavier einzogen, war dieses schönste Erbe nahezu vollendet. Diese Mission wird auf jeden, der sie zum erstenmal besucht, einen unvergeßlichen Eindruck machen. Und wer, von Kalifornien kommend, die übriggebliebenen Missionen dieses Staates noch frisch im Gedächtnis hat, dem tritt beim Anblick von San Xavier die weitklaffende Kluft vor Augen, welche die ungeschliffenen Franziskaner von den feingebildeten Jesuiten trennt. Niedrige, unansehnliche Lehmsteingebäude errichteten jene, während diese hier ein imposantes Bauwerk aufführten, eine Kirche, die auch in Europa die Aufmerksamkeit des Rei-

senden erregen würde. An diesem Orte aber, der nur eine Oase in der weiten Gebirgs- und Wüstenwildnis von Arizona bildet, weckt sie die seltsamsten Empfindungen durch den merkwürdigen Kontrast, in welchem sie zu ihrer ganzen Umgebung steht.

Der Stil des Gebäudes gehört der späteren Renaissanceperiode an; er ist ein Mittelding zwischen dem byzantinischen und maurischen Stil, zum Überfluß noch mit verschiedenen Zuthaten ausgestattet, die erkennen lassen, daß der Baumeister ganz vom Geschmack seines Jahrhunderts beherrscht war.

Das Material, aus welchem das Ganze aufgeführt ist, besteht aus großen gebrannten Ziegelsteinen, die mit weißem Cement überkleidet sind. Die Front des Gebäudes ist 75 Fuß breit; vor dem Haupteingange erstreckt sich ein 75 Fuß breiter und 35 Fuß tiefer, mit großen Steinfliesen gepflasterter Hof, der von einer hohen, dicken Mauer umgeben ist; eine stattliche Rundbogenpforte, der Kirchenthür gegenüber, bildet den Eingang dieses Hofes. Rechts und links vom Thor stehen in Mauernischen vier Statuen von Heiligen, aus Thon geformt und mit hellen Farben bemalt. Sie tragen zahlreiche Kugelspuren: ein Zeichen des Vandalismus der kalifornischen Freiwilligen, die, als sie während des Bürgerkrieges hier lagerten, diese Statuen als Scheiben für ihre Schießübungen benutzten. Die ganze Mittelfront des Gebäudes ist reich mit Reliefarabesken geschmückt.

Rechts und links vom Mittelbau erheben sich zwei Türme, die in vier Stockwerken bis zu einer Höhe von 100 Fuß aufsteigen. Der Turm zur Rechten des Eingangs ist niemals vollendet worden und zeigt in seinen oberen Stockwerken nur rote Ziegel; der zur Linken ist mit weißem Cement bekleidet, und in seinem obersten, von Säulenpfeilern getragenen Stockwerk hängt ein halbes Dutzend melodischer Glocken. Jedes Stockwerk der Türme ist von einer balkonartigen Balustrade umgeben.

Die Kirche, welche die Form eines byzantinischen Kreuzes hat, ist 120 Fuß lang und auf ihrer hinteren Hälfte von einer 50 Fuß hohen Kuppel überwölbt, die auf ihrer Spitze ein Steinkreuz trägt. Nur an der Frontseite sind Fenster angebracht. Der Fußboden besteht aus hartem Lehm wie die Tenne eines niedersächsischen Bauernhauses. Dem Fronteingange gegenüber befindet sich der Hauptaltar, welcher dem heiligen Xavier geweiht ist, reich mit Holzschnitzereien und Vergoldungen bedeckt. In den Nischen zur Rechten und Linken stehen Altäre der Jungfrau Maria und des heiligen Franz von Assisi. Das ganze Innere ist mit Freskogemälden bedeckt, welche Ereignisse aus der Geschichte Christi darstellen. Die Kanzel ist von braunem Holz und mit gut ausgeführtem Schnitzwerk bekleidet.

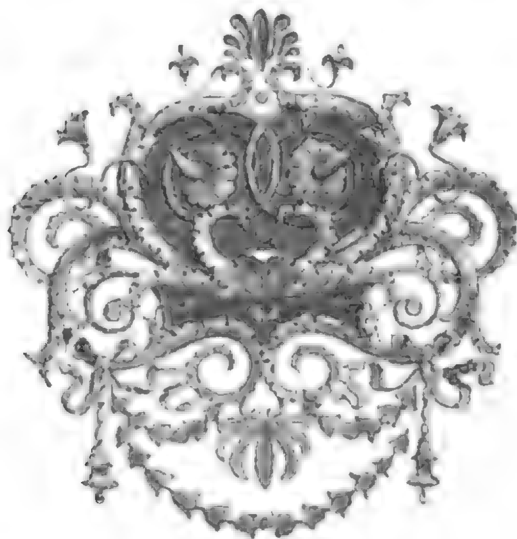
Die Nebenräume der Kirche, deren Decken und Wände gleichfalls mit Freskogemälden verziert sind, bilden eine Taufkapelle und eine Sakristei. In der letzteren werden in einem großen Schranke Meßgewänder, ein paar alte lateinische Bücher und andere Reliquien aufbewahrt: lauter Sachen, wie man sie in Europa in jeder älteren Kirche findet, die aber hier in der Wildnis von Arizona ein Interesse erregen, welches sie an anderen Orten nicht beanspruchen könnten. Die goldenen und silbernen Gefäße der Kirche sind vor drei Jahren von kirchenschänderischen mexikanischen Mischlingen gestohlen worden, worüber noch heute der alte Papagoehäuptling, dem die Obhut über die Mission anvertraut wurde, untröstlich ist. Er war nicht gewohnt, eine scharfe Aufsicht zu führen, da nur einmal im Jahre, am Namenstage des Sankt Franziskus Xavier, Gottesdienst gehalten wird. Dann kommt der Bischof von Tucson, um das Hochamt zu celebrieren, und von weither versammeln sich die Papagoes, um die Altäre mit Blumen zu schmücken und dem Heiligen zu huldigen. Während der ganzen übrigen Zeit des Jahres ist das Betreten der Missionsgebäude nur gestattet, wenn man einen Erlaubnisschein des Bischofs vor-

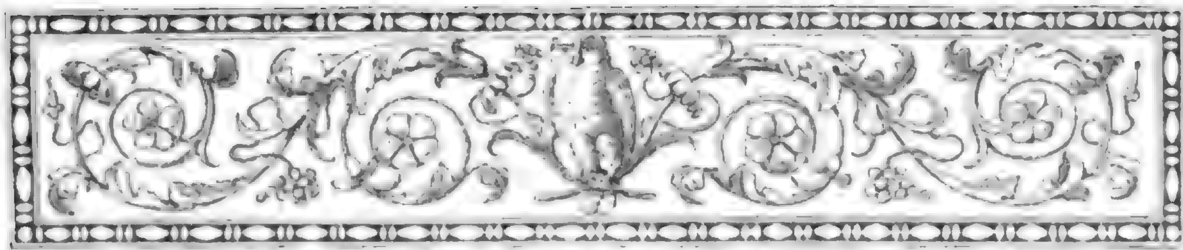
zeigt, der von dem alten Häuptling gewissenhaft geprüft wird.

Von der Taufkapelle führt eine schmale, dunkle Treppe mit hohen Stufen zu dem linken Turm hinauf. Zunächst erreicht man die Chorgalerie, dem Hauptaltar gegenüber belegen; und auch hier sind die Wände mit Freskogemälden bedeckt, die wie alle übrigen nicht gerade von hoher Künstlerschaft Zeugnis ablegen. Dann gelangt man zum Glockenstuhl und von da auf eine von Säulenpfeilern getragene Plattform, die nach allen Seiten hin eine ungehinderte Aussicht auf das sonnige Thal des Santa Cruz gestattet.

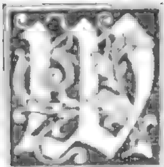
Und diese Aussicht allein lohnt den Besuch der Mission. Zu den Füßen der Kirche liegen ein paar Dutzend der bescheidenen Lehmhütten der Papagoes; unter ihren aus Strauchwerk aufgeführten Veranden sitzen Frauen und Mädchen und kneten den Teig für ihre Tortillas, während nackte Kinder sich mit zottigen Bastardhunden im Staube wälzen. Auf grüne Weiden, reiche Saatfluren und Mesquithaine fällt weiterhin der Blick, und dahinter erstreckt sich die Wüste mit ihren Kaktussäulen. Rings am Horizont heben sich scharf und klar die Konturen der Gebirge vom wolkenlosen Himmel ab: die Santa Catarinaberge, die Sierra de Santa Rita mit ihren imposanten Schneekuppen, im Nordosten der seltsam geformte Picacho und in der Nähe von Tucson die Sierritos, deren niedere, spitze Kegel meist eine zuckerhutähnliche Form haben. Die Luft ist so rein und klar, daß sie die Täuschung zaubert, alle diese Gebirge wären ganz nahe, während sie doch zum Teil dreißig bis fünfzig Meilen entfernt liegen. Auf den Hängen der Santa Rita hebt sich sogar jeder Baum scharf und deutlich ab, trotzdem die Meilenzahl bis dahin fünfundzwanzig beträgt, und den Kandelaberkaktus kann man von dem Stachelbirnenkaktus an der sechs Meilen entfernten Grenze der Wüste zuverlässig unterscheiden. Aber lange kann man von der Turmspitze nicht hinausschauen auf das großartige Landschaftsbild, denn seine Farbentöne sind so schimmernd und goldig strahlend, daß sie bald das Auge blenden und den Beschauer von der Balustrade hinabtreiben in die kühlen Räume der Kirche. Dort wird er noch ein Weilchen von alten Zeiten träumen wollen.

Da legt sich aber eine braune Hand auf die Schulter: Herr! die Vesperglocke tönt, und in unserem Lande folgt die schwarze Nacht dem sonnigen Tage auf dem Fuße.





Litterarische Mitteilungen.



Wilhelm **Vatke in seinem Leben und seinen Schriften.** Dargestellt von Heinrich Benecke. Mit W. Vatkes Bildnis. (Bonn, Verlag von Emil Strauß.) — Das obige Werk, obgleich es einen der größten Theologen unseres Jahrhunderts zum Helden hat, ist keineswegs bloß für Theologen geschrieben. Es werden es mit dem größten Interesse und mit entschiedenstem Nutzen alle lesen, welchen daran liegt, in die Geschichte des höheren Geisteslebens in Deutschland innerhalb der letzten zwei Menschenalter tiefer einzudringen. Von solchen ist ja auch vorauszusetzen, daß sie diejenigen philosophischen Vorkenntnisse mitbringen, ohne welche freilich die Lektüre des Werkes an einigen Stellen mißlich oder gar fruchtlos sein würde. Und selbst dem gelehrten Leser möchte es hier und da ergehen wie dem braven Hallenser Gesenius, der offen genug war, einzugestehen, daß er „Vatkes Einleitung in die biblische Theologie überhaupt nicht verstanden habe". Indessen dabei handelt es sich, wie gesagt, nur um einige wenige Partien, die der Leser ja nach Belieben überschlagen mag; im übrigen aber, das heißt in seinem weitaus größten Teile, bietet das Werk eine solche Fülle von Anregung und Belehrung auf den verschiedenen geistigen Gebieten, daß man die kleine Unbequemlichkeit, respektive Beschämung gern in den Kauf nehmen mag.

Es ist unmöglich, ein anspruchsloseres Gelehrtenleben zu führen, als es der Held dieser Biographie geführt hat. Man könnte versucht sein, den Umriß desselben in dem Rahmen weniger Zeilen zu geben: er ward geboren, studierte sich mit nimmermüdem Eifer durch unzählige gelehrte Bücher, schrieb selbst ein paar höchst gelehrte, docierte fast ein halbes Jahrhundert hindurch Theologie und Philosophie, legte sich hin und starb. — Und welch ein reiches Bild nun dieses scheinbar bis zur Einförmigkeit einfache Leben, wenn man es unter der Anleitung des fleißigen und pietätvollen Biographen in seinen Einzelheiten zu untersuchen und zu erfassen sich bestrebt! Welch unentwegte Ausdauer und welch nimmermüder Fleiß, bis zu den tiefsten Gründen der Erkenntnis vorzudringen! welch gefesteter Mut, vor den Resultaten der Forschung, auch vor solchen, die der Forscher nicht gewollt, vielleicht nicht einmal geahnt, nicht zurückzuschrecken! welch sicheres Wohnen in der Burg derer, denen es nie um die Person, immer nur um die Sache zu thun ist! welch stiller, besonnener Kampf gegen die finsteren Mächte, die das Licht der freien Forschung verhüllen, am liebsten auslöschen möchten! welche Kraft der Resignation, geduldig mit anzusehen, wie selbst die Jünger allmählich sich zu den neuen Propheten wenden und den alten Meister allein lassen — allein mit seinem unverwüstbaren Glauben an die Perfektibilität des Menschengeschlechts und den endlichen Sieg des Lichtes!

Von diesem Standpunkte gesehen — und wir wenigstens wüßten nicht, auf welchen anderen man sich zu Recht stellen könnte — ist denn freilich das Werk in so manchen seiner Kapitel oft eine recht schmerzliche, entmutigende Lektüre. Man wird da wieder und wieder nicht bloß auf den Antagonismus des einzelnen Dunkelgeistes gegen den ehrlichen Forscher hingewiesen — den begreift man ohne weiteres; aber was unbegreiflich scheint und einem doch zur leidigen Evidenz wird, das ist der nahe Kontakt der politischen und socialen Strömungen mit dem Quellengebiet der reinen Geisteswissenschaften und die Abhängigkeit dieser von jenen, zum wenigsten in ihrer äußeren Ausbreitung und Wertschätzung auf dem Markte des Lebens. Auch in diesen Gebieten sprechen Zahlen, und ach! welche beschämende Sprache in folgendem Resumé der Lehrthätigkeit Vatkes, wie es der Verfasser zum Schluß seines Buches giebt: „Die höchste Besuchsziffer erreichte der gefeierte Dozent mit hundertneununddreißig Anmeldungen für biblische Theologie

des Alten Testamentes im Sommersemester 1833, und im Sommer des nächstfolgenden Jahres hatte er hundertvierunddreißig Zuhörer für die biblische Theologie des Neuen Testamentes. Die Zahl hundert wurde erreicht bei den Vorlesungen über die Lehre von der Dreieinigkeit im Winter 1841 bis 1842... Große Auditorien mußte Vatke noch bis zum Ausgang der vierziger Jahre wählen, denn es waren für die Privatkollegia durchschnittlich fünfzig, für die Publika noch mehr Zuhörer unterzubringen. Ganz plötzlich änderte sich das Verhältnis: 1852 wurde Hengstenberg Examinator, und Vatke erklärte den Hiob vor fünf Studierenden. Kollegia über Jesaia, die Psalmen und die Genesis kamen von da ab bisweilen gar nicht mehr zu stande. Und doch machte sich sofort bei Beginn der neuen Ära, von 1860 bis 1862, eine interessante Veränderung in dem Besuch der Vatkeschen Vorlesungen bemerkbar: er las, während ihm die Reaktionsperiode nur noch durchschnittlich zwölf Zuhörer zuführte, plötzlich wieder in Auditorien mit vierzig Plätzen. Darauf trat sofort nach der neuen Ära abermals ein Niedergang ein —"

Interessante Veränderungen fürwahr, so interessant wie die Thatsache, daß einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit und vielleicht aller Zeiten es nie bis zum ordentlichen Professor und erst in den letzten Jahren seiner Thätigkeit zu einem Gehalt von achthundert Thalern brachte.

Freilich, wie mochte man auch jemand die höchste akademische Würde nicht vorenthalten, der sein Urteil über seines Freundes David Strauß' Buch „Alter und neuer Glaube" dahin abgeben konnte: „Du weißt, daß ich in einzelnen Fragen meinen besonderen Weg gehe. Die erste Frage: Sind wir noch Christen? verneine ich mit dir, wenn man urchristliches oder orthodoxes Christentum meint; bejahe sie aber, wenn man das christliche Princip in dem Strom der geistigen Entwickelung versteht. Dasselbe ist freilich befreit von der früheren Schranke, aber der Weltgeist konnte es ohne solche nicht einführen. Du lächelst vielleicht? Die zweite Frage: Haben wir noch Religion? beantworte ich ganz wie du, stelle mich aber auf die Seite der Philosophie, welche ein Absolutes als wirksames, einheitliches und geistiges Princip annimmt und dadurch den Mangel der religiösen Vorstellung ersetzt. Ich bete allerdings nicht zu einer Person, aber ich versenke mich in den Gedanken und das Gefühl eines intensiv Unendlichen, was inhaltsreicher ist als das religiöse Gebet... Laß dich ja nicht trübe stimmen durch die Angriffe; wenn es aber deine Überzeugung erlaubt, ziehe den idealen Faktor des Weltprozesses in späterer Auflage mehr in den Vordergrund."

Man braucht dieses Urteil Vatkes über das Straußsche Werk keineswegs zu unterschreiben und kann doch der Meinung sein, daß, wenn ein höchst methodischer, höchst besonnener, ja nüchterner Gelehrter am Spätabend seines Lebens so denken konnte, es denen zu denken geben sollte, welche stets geneigt sind, den Drang des Geistes nach den letzten Konsequenzen als Radikalismus zu brandmarken, den die jugendliche Unreife des oder der Betreffenden allenfalls, wenn nicht entschuldigt, so doch erklärt.

Es scheint freilich, daß man schon ein Menschenalter zuvor vorausgeahnt hat, zu welchen unliebsamen Konsequenzen das Denken Vatkes dereinst gelangen könne. Wenigstens spricht dafür der Ausgang einer höchst merkwürdigen Angelegenheit aus dem Jahre 1843 (der obige Brief Vatkes ist vom 24. Januar 1873), die als warnendes Exempel nach der ausführlichen Darstellung des Buches in der Kürze mitzuteilen sich verlohnen dürfte.

Es hatte sich aber in dem genannten Jahre in Berlin eine „Philosophische Gesellschaft" konstituiert zu dem Zweck, auf der allen Mitgliedern mehr oder weniger gemeinschaftlichen Basis der Hegelschen Philosophie, für die nähere Verständigung unter sich und die allseitige Fortbildung der Philosophie zu wirken. In der Liste der konstituierenden Mitglieder finden sich außer selbstverständlich den akademischen Hegelianern von der strikten und der laxen Observanz, wie Hotho, Michelet, den Benarys, Vatke natürlich selbst und andere, auch angesehenste Männer aus den verschiedensten Berufssphären, wie Präsident Lette, General v. Pfuel, Oberpräsident v. Puttkamer, Oberpräsident v. Viebahn und andere. Von auswärtigen Mitgliedern nennen wir: Rosenkranz, Kuno Fischer, David Strauß, Vischer, Zeller — alles in allem die Elite der philosophischen und philosophiefreundlichen Welt. Die Gesellschaft beschloß, ohne Statut zu bleiben, um auf diese Weise der anderenfalls nötigen Anzeige an die Behörde und deren Bestätigung nicht zu bedürfen. Diese Anzeige konnte freilich nicht unterlassen und diese Bestätigung mußte bewirkt werden, als sich noch im September desselben Jahres Vatke, Hotho, Ferdinand und Agathon Benary zur Herausgabe eines wöchentlich erscheinenden Journals: „Kritische Blätter für Leben und Wissenschaft", vereinigten. Zweck der Zeitschrift: „Vorführung der bedeutenderen Erscheinungen der Wissenschaft, insbesondere auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie, der Kunst und des Staates, ohne Rücksicht auf eine bestimmte Richtung, einzig und allein von dem Standpunkte der Wissenschaft und in der ihr angemessenen würdigen Haltung." — Die vier Unternehmer erbaten für Agathon Benary, der mit der besonderen Redaktion beauftragt war, bei dem Oberpräsiden-

ten der Provinz Brandenburg v. Meding die Konzession und — wurden abschlägig beschieden. Es hätten sich, schrieb der Oberpräsident zurück — notabene nach vier Monaten! — aus den amtlichen Verhältnissen der Herren gegen das von ihnen beabsichtigte publicistische Unternehmen in Betracht der im Prospekt angezeigten Tendenz Bedenken ergeben u. s. w. — Dem ablehnenden Bescheide des Oberpräsidenten war bereits eine Audienz bei dem Minister der geistlichen Angelegenheiten Eichhorn vorhergegangen, in welcher Se. Excellenz den Herausgebern erklärt hatte: Wären sie bloß Litteraten, so wäre nichts einzuwenden; allein als Docenten und Professoren der königlichen Universität müßte ihnen die Erlaubnis zur Herausgabe aus der höheren Rücksicht verweigert werden, daß sie, ohne praktisch lebendige Kenntnis von Kirche und Staat, ihr Blatt auch in Bezug auf diese Gebiete vom Standpunkte einer Philosophie redigieren würden, die nach dem Urteile sowohl des Ministers als auch aller höheren preußischen Staatsmänner mit der Kirche und dem Staate, wie sie sein könnten und dürften, unverträglich wäre. Je mehr nun er (der Minister) von ihnen, als Ehrenmännern, den festen Glauben habe, daß sie ihre Ansichten mit Offenheit und Energie verbreiten würden, und ihnen den guten Willen und Vorsatz sowie die Geschicklichkeit zutraue, niemals mit der königlichen Censur in Konflikt zu geraten, um so weniger wäre ihr Unternehmen zu billigen. Wie loyal und ehrenwert immerhin ihr Streben sei, so würden es die vier Herausgeber dennoch kaum verhindern können, daß ihr Blatt nicht verderblichen Richtungen zur Fahne würde. Aus diesen Gründen u. s. w.

Man wird begreiflich finden, daß die vier Männer dieser seltsamen, mit so verwunderlichen Argumenten ausgestatteten Lehre vom beschränkten Professorenverstand ihren Beifall versagen mußten. Und offenbar handelte es sich hier nicht mehr um eine private Angelegenheit, sondern um eine vom höchsten allgemeinsten Interesse, in der That um die Frage: Soll die Wissenschaft frei sein? soll sie gezwungen sein, sich die Bevormundung der von ganz anderen Rücksichten, vielleicht nur von launenhafter Willkür geleiteten Staatsorgane gefallen zu lassen? Oder wäre der Verdacht einer solchen Willkür ausgeschlossen gewesen? War es nicht mehr derselbe Staat, der heute eine Philosophie in Bann und Acht that, welche er seiner Zeit durch die Berufung des Stifters eben dieser Philosophie sowie durch Anstellung vieler Schüler und Anhänger desselben, nicht nur als Lehrer, sondern ebensosehr als Verwaltungsbeamte, Richter und Diener der Kirche, bereits seit fünfundzwanzig Jahren anerkannt hatte? Und wäre doch wenigstens die akademische Lehrfreiheit von diesem Schwall reaktionärer Wogen ungefährdet geblieben! Aber stand nicht zu befürchten, daß der Satz: „Was jene Philosophie auf Universitäten lehren darf, soll sie nicht in wissenschaftlichen Zeitschriften verbreiten," sich unter den Händen jener staatsweisen Prestidigitateurs zu dem Satze umwenden könnte: „Was diese Philosophie nicht in wissenschaftlichen Zeitschriften verbreiten darf, soll sie auch auf Universitäten nicht lehren?"

Nach der Ansicht der verbündeten Männer stand dies gar sehr zu befürchten. Sie wandten sich also zuvörderst an den Senat mit der Bitte, zu entscheiden, „ob ihre Angelegenheit des berührten Princips wegen wichtig genug zu erachten sei, um dieselbe Sr. Königlichen Majestät zur Entscheidung vorzulegen?" Der Senat (Rektor Lachmann) bedauerte, „auf die Sache nicht eingehen zu können, da mit Ausnahme der vieldeutigen Medingschen Erklärung zur Erörterung der Frage Faktisches in amtlicher Form nicht vorliege". (25. März 1844.)

Einen Monat später wurde den Petenten eine mündliche Erklärung durch den Geheimenrat Ladenberg, als Kommissar des Ministers: Es müsse bei dem Bisherigen sein Bewenden haben. Der Minister sehe sich außer stande, ihnen zur Konzessionierung einer Zeitschrift, vollends in dieser Vereinigung von Männern, die von der philosophischen Richtung aus, welche notorisch mit dem Wesen des Staates und der bestehenden Kirche in allgemeinen Konflikt geraten, auf die Gestaltung des Lebens in Kirche und Staat und zwar in Weise populärer Darstellung einwirken wollten, die Hand zu bieten.

Wie schlecht diese Erklärung auch stilisiert war, an Deutlichkeit ließ sie sicher nichts zu wünschen übrig. Man hatte die Maske vollends abgeworfen und in unzweideutigster Weise diejenige philosophische und theologische Richtung bezeichnet, welche man durch administrative Maßregeln zu bekämpfen fest entschlossen war — fest und entschlossen, selbstverständlich, bis auf weiteres.

Die Petenten, als ob sie beweisen wollten, daß sie mit Haut und Haaren dem Bösen verfallen, beruhigen sich noch immer nicht. Sie gehen abermals den Senat an, sich auf Grund dieser amtlichen Kundgebung zur Sache äußern zu wollen. Abermalige Weigerung des Senats (Rektor Lachmann) mit obligaten Erklärungen der theologischen und philosophischen Fakultäten durch ihre zeitweiligen Dekane Hengstenberg resp. Dieterici.

Nun aber ist die ganze philosophische Fakultät offiziell in Mitleidenschaft gezogen. Sie erläßt (27. Juni 1844) an den Minister ein Schreiben, in welchem sie der Wissenschaft das

Recht der freien Forschung und der Entscheidung, wie weit sich die Forschung auf das aktuelle Leben einzulassen habe, auf das energischste vindiziert und Excellenz bittet, sich mit ihr auf diesen allein möglichen Standpunkt zu stellen und von demselben aus die zu Konzessionen mitwirkenden Behörden zu instruieren, in dem gegebenen Falle zu rektifizieren.

Excellenz läßt sich natürlich auf nichts ein. Er stellt in Abrede, den Anhängern der Hegelschen Philosophie ein Hindernis litterarischer Thätigkeit in den Weg gelegt zu haben oder künftig in den Weg legen zu wollen, und begleitet diese, nur von einem Grafen Örindur zu lösende rätselhafte Erklärung mit einem Ausfall gegen die Personen der Herausgeber, der in dem Ausspruche gipfelt, „daß, wenn die Behörde solchen Unternehmungen entgegentrete, sie nichts thue, als ein Urteil vollziehen, welches der Stifter jener Philosophie selbst mit großer Entschiedenheit gegen ein so thörichtes und anmaßliches Übergreifen ausgesprochen hat.“

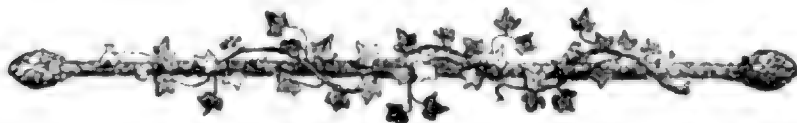
In richtiger Erwägung des Gesetzes vom Choc und Gegenchoc wird sich Excellenz dann hoffentlich nicht eben gewundert haben, wenn dieses so unverbindliche Schreiben mit einem von seiten der Petenten erwidert wurde, in dessen Eingang es heißt: „Soll diese letztere Bezeichnung auf uns zielen, so müssen wir dieselben in tiefster Ehrerbietung unbedingt ablehnen,“ und in welchem sie weiter nach Heraufbeschwörung des Schattens von Altenstein, „des großsinnigen, edlen Mannes“, dem sie sämtlich ihre Stellung verdanken, die Unantastbarkeit ihrer Rechte aus den Schriften des Meisters selbst deduzieren.

So hatte denn Vatke außer der Genugthuung, in der verlorenen Sache das letzte Wort behalten zu haben, nur noch den leidigen Vergilschen Trost: soccos habuisse. Denn daß die Sache von Anfang bis zu Ende für den Minister „Vatke und Genossen“ hieß, daß man nur Vatke meinte, während man auf die Petenten in Gemeinschaft schlug — kann keinen Augenblick zweifelhaft sein.

Und dieser Trost der innigsten Verbrüderung mit guten Genossen im gemeinschaftlichen Streben nach der Wahrheit und oft genug auch in dem Unglück, von den Mächtigen dieser Erde verworfen und von der Menge, die mit dem Glücke geht, scheu gemieden zu werden, zieht sich durch Vatkes immer mehr vereinsamendes Leben wie ein frischer Quell durch sonst freudloses Terrain. Denn die alten Gönner: der „großsinnige“ Altenstein, dem er seine Berufung verdankte, der wackere Geheimrat Johannes Schulze, der ihm stets ein aufrichtiger Gönner blieb, die ehrwürdigen Kollegen Neander, Marheineke, die dem jüngeren Manne stets Förderer waren, auch wo sie die Resultate seiner Forschungen nicht gelten lassen konnten — sie waren längst vom Schauplatze abgetreten; immer einsamer wurde es um den alternden Gelehrten, der, als er zuletzt auch nicht einmal mehr drei Schüler zusammenbringen konnte, das Lesen aufgeben mußte. Er hätte bei aller seiner Anspruchslosigkeit doch einen schweren Stand gehabt gegen die Grauengestalten der Verbitterung über eine so systematische Zurücksetzung und des Grams, sich so verkannt zu sehen, so verlassen zu wissen, wären ihm eben nicht die Freunde geblieben: Männer wie Rosenkranz, Zeller und besonders David Strauß, der ihm von allen wohl am nächsten stand und zu dessen kühnerem und wirkungsvollerem Genie er stets mit neidloser Anerkennung, ja Bewunderung hinaufsah. So gehören denn auch die zwischen den beiden Freunden gewechselten Briefe, von denen, vorzüglich aus den letzten Jahren, eine größere Zahl mitgeteilt ist, zu den interessantesten Partien des Buches.

Wir schließen diese Zeilen, welche vielleicht so schon über den Rahmen einer Anzeige hinausgehen. Aber wir haben gemeint, mit einiger Ausführlichkeit auf ein Werk hinzeigen zu müssen, dessen Held den meisten unserer Leser vielleicht selbst dem Namen nach unbekannt ist und der doch zu jenen stillen emsigen Pionieren gehört, die ihrem strebenden Volke vorausziehen und denen es, ohne es zu wissen, den nicht geringsten Teil seiner moralischen Eroberungen verdankt.

Fr. Sp.



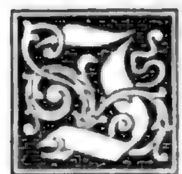
Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Die alten Leutchen.

Novelle

von

Helene Böhlau.

n Dresden, mitten in der Altstadt, in dumpfer, enger Gasse hing an einem altmodischen Haus, das längst nicht mehr steht, über einem Warengewölbe ein unscheinbares blaues, verblichenes Ladenschild, darauf stand in schnörkelhafter Schrift: „Spezereiwaren-Handlung von Balduin Häberlein.“ Das Lädchen hatte ein gedrücktes Bogenfenster, in dem die Herrlichkeiten, die feilgeboten wurden, auslagen, und vor dem Fenster war ein Brett angebracht, um mancherlei Lockspeise den Leuten vor die Nase zu setzen. Da prangte, je nach den Jahreszeiten, ein Körbchen zarten Gartensalates, ein appetitlich aufgeschnittener Käse, der unter seiner blanken Glasglocke einen gar erfreulichen Anblick bot; da lag ein starrer, feister Fisch, so recht der Länge nach; da stand ein hübsch Gerichtlein zarter Rüben, und gab es etwa nichts anderes des Frostes wegen, so hockten nebeneinander auf dem Brette weiße Leinwandsäcke voll Backobst, auserlesener Wachsbohnen und Erbsen. Es hatte alles ein solides Ansehen. Und das alte Gewölbe schien in gutem Rufe zu stehen, denn den Nachbarsleuten, die auf das Hin und Her vor den Fenstern achteten, waren es wohlbekannte Laute, wenn das helle Ladenglöckchen klang und wieder klang, und immer gab es für die müßigen Seelen etwas zu beobachten, wenn sie auf das Spezereigewölbe ihr Augenmerk richteten. Von früh bis zum Abend ging Mägdevolk ein und aus und Hausfrauen mit wichtiger Miene, denn es galt, durch guten Einkauf einen neuen Stein einzufügen zum Aufbau häuslicher Gedeihlichkeit und Behäbigkeit. Behäbigkeit! — wie behagt sie doch dem wunderlichen Ding, das sein abgesondertes Leben in uns führt, dem allerliebsten Tier im Menschen, das neben der mit ihm eingespannten Seele, unbekümmert darum, ob diese bedrückt mit ihm einherläuft, es sich wohl sein läßt bei gutem Futter und in angenehmer Wärme. Dem allerliebsten Tier im Menschen, das sich breit machen darf neben Hoffnungslosigkeit und sich bequem bewegt neben

schmerzlicher Erstarrung, und das, weil es ihm gar zu wohl gefällt, die matte Seele, die ihr Bestes verloren hat und nicht weiß, weshalb sie bleiben soll, abhält, heimzukehren, das seine Gefährtin um die Erkenntnis ihres Elends täuscht und endlich zu sich bekehrt. Die fängt dann sachte an und ahmt ihm nach, freut sich mit ihm mitten in Trostlosigkeit über einen guten Schluck und Bissen zur rechten Zeit und ist gelehrig. Erst thut sie vornehm mit, kühl wie ein Fürst unter Bauersleuten. Doch nicht lange, und sie ist von der gesunden Niedrigkeit, in der sie sich bewegt, durchdrungen. Da tritt an Stelle einer verlorenen, höchsten Hoffnung, vielleicht für einen Augenblick erst nur, die Befriedigung, die eine behagliche Umgebung, eine Lieblingsspeise bietet, und dann währt es nicht allzu lange, daß die stolze gekränkte Seele dumpf mit ihrem Tier zusammenhockt, und alles, was ihr einst eine übermenschliche Qual erschien, hat sich unmerklich nach und nach in sanftes Wohlleben gelöst. Es ist ihr wieder heimisch und gemütlich auf Erden geworden. Sie hatte sich ihren Platz unter der Menschheit vielleicht mit höchsten Mitteln und Opfern erobern wollen, hatte gelitten, mutig gekämpft, alles daran gesetzt und hoffnungslos verloren. Und nun, fast ohne zu wissen, wie sie dazu gekommen, steht sie hübsch fest, hat, was sie braucht, und denkt an ein unverständliches, übermäßiges Wollen, das sich einst in ihr regte, als an etwas längst Überwundenes lächelnd zurück.

Und in diesem Sinne ist unser solides, vertrauenerweckendes Lädchen ein wichtiges und gutes Ding, und die Miene der Hausfrau, die dort ein- und ausgeht, ist mit Recht bedeutungsvoll, und der Einkauf im Lädchen ist keineswegs leichtsinnig zu betreiben, sondern voller Würde und Hingabe.

Da ist ein vorzüglicher Käse, saftig, zart, von angenehmstem Aroma und gewürziger Kraft. Steht dieser auf einem gewissen Punkte seiner Vollendung, das heißt, ist er in dem Prozeß der Zersetzung gerade so weit vorgeschritten, nicht weniger und nicht mehr, als wie er seit Generationen schon für ausgezeichnet erkannt worden ist, so trägt die Hausfrau, die ihn in solchem glücklichen Stadium erlangt hat, etwas Wertvolleres mit heim, als sie bezahlte. Die Möglichkeit liegt da, daß dieses harmonisch vollendete Käschen, doch will das wohl verstanden sein, von größerer Wirkung werden kann als Recht, Gesetz und Menschenwürde, als das, was uns in Schranken und Sitte hält. Es repräsentiert gewissermaßen für den, der sich einen Bissen davon auf der Zunge zerfließen läßt, das, was man Wohlleben nennt. Er genießt eine kleine Anreizung starker Empfindungen. Vielleicht trägt er sich mit allerschwersten Gedanken. Leidenschaft zehrt an ihm, Trostlosigkeit, tiefer Überdruß, verlockendes Unrecht blendet ihn. Etwas von diesem allen erregt ihn, und er ist nahe daran, zu verderben, alles hinter sich zu werfen, um auf Gnade und Ungnade zu leben, zu genießen und zu enden. Was ihn bewegt, ist mächtig, steht in großen Zügen. Er sieht den Tod, sieht sein Glück und sein Verderben, weiter nichts. Da schluckt er von dem Käschen oder sonst von einem guten Bissen, und es drängt sich in sein tragisch starkes Empfinden allerlei Kleinzeug. Der nicht erwähnenswerte Genuß, der, von ihm kaum beachtet, auf der Lippe prickelt, weckt die Erinnerung an tausend andere, an eine Macht, die aus solch kleinen, angenehmen Unbedeutendheiten besteht. Diese Macht hebt sich, stellt sich verderbenbringenden Entschlüssen entgegen und schafft dem über Sitte und Gewohnheit Hinausstrebenden unbemerkt den sicheren Halt. Gesetz, Vernunft und alles, was der Menschheit Schutz verleihen sollte, hatte nichts ausrichten können, das Verderbliche war unaufhaltsam gewachsen. Der Mensch hatte sich und andere vielleicht preisgeben wollen; da zur guten Stunde schlich sich ein Bote des Behagens ein. Der kam dem Tier im Menschen zu paß, es dehnte sich und verlangte gestärkt doppelt eifrig nach seiner Behäbigkeit zurück.

So ist mancher gerettet und gezwungen worden, an den alltäglichsten Annehmlich-

keiten von schwerem Leiden zu gesunden. Daher ist solch ein wohlgehaltener Laden, wie der des Händlers Balduin Häberlein, von tieferer Bedeutung, als es dem harmlosen Beobachter erscheint. Und es ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er seinen Mann, wenn der die Sache versteht, reichlich und überreichlich ernährt. Dieser und jener mag aus dem alten Spezereigewölbe ein mächtiges Lebenselixir, das gegen Trübsal und Jammer ihn standhalten ließ, gewonnen haben, ohne zu wissen, was ihn erhielt. Der alte Balduin Häberlein ahnte auch nicht, daß seine Kundinnen gar tief bei ihm in Schuld steckten. Der einen hatte er den Mann durch muntere gute Bissen, die er klug in Vorrat hielt, von Trübsinn gerettet. Und dem Sohn einer anderen, der auf schlechte Wege geraten war, hatte die vorzügliche Küche seiner Mutter und die auserwählt guten Zuthaten, die sorglich und reichlich beschafft wurden, die Ehrenhaftigkeit und gute Stellung des Hauses dargethan, mehr als Liebe und jedes würdige Gefühl, so daß er angesichts der wohlbestellten Tafel nicht den Mut gewinnen konnte, abzufallen. Im Hause einer anderen trug sich einer mit Todesgedanken und kam nicht zu deren Ausführung, weil es im Februar Lachs, in jenem Monat Austern gab, im folgenden Krebse, dann wieder Wildbret. Jeglicher Monat brachte sein Gutes, und keiner wollte kommen, der frei von jeder Lockung gewesen wäre. Der alte Balduin aber wußte nichts davon, daß er ein Helfer und Retter war, nahm all die verschiedenen Verlangen, Nöte und Sorgen, von denen die Kunden ihm in den Laden getrieben wurden, in bare Münze umgesetzt, zufrieden ein, lebte mit seiner kleinen Frau im Ladenstübchen und brachte seine Tage in Thätigkeit und größter Ehrbarkeit hin. Er war ein echter und würdiger Spießbürger, hatte seine erprobten Eigenheiten in Kleidung und Ausdrucksweise, trug das straffe graue Haar starr in die Schläfen hineingekämmt, jahraus jahrein ein karriertes Halstuch unter der Weste, und an Markttagen, wo das Geschäft besonders rege ging, hielt er es für notwendig, eine blaue Schürze vorzubinden. Die Mägde betitulierte er durchweg mit Jungfer Köchin, behandelte sie jovial und etwas herablassend und sah ihnen gehörig auf die Finger. Gegen die Frauen und gnädigen Frauen aber blieb er unveränderlich von größter Höflichkeit. Er war ein Mensch, der so sehr hinter seinen Ladentisch zu gehören schien wie die Schnecke in ihr Haus. Wer ihn kannte und gewohnt war, ihn zu sehen, wie er zwischen seinen Tonnen und Tönnchen, seinen Käseaufschnitten mit Kisten und Näpfen hantierte und von einer Atmosphäre umgeben war, die mit der eigentlichen Luft keine nähere Verwandtschaft hatte als ein frischer Waldbach mit einer Burgundersauce, der konnte sich den Händler Balduin Häberlein nicht in Gottes freier Natur vorstellen; und wäre er ihm an einem schönen Frühlingstage unter blühenden Bäumen am Flußufer auf sich schlängelndem Wiesenpfade mit der kleinen Frau Häberlein am Arme begegnet, er hätte seinen Augen nicht getraut über die närrische Ungereimtheit der Erscheinung inmitten der frischen Frühlingspracht. Balduin Häberlein war von den Eigenschaften seiner Umgebung durchdrungen und durchzogen. Und selten genug kam es vor, daß die beiden fleißigen und geduldigen Leute in ihrem Sonntagsstaat aus dem Ladenstübchen gingen, um sich eine kleine Erholung zu gönnen. Sie lebten so hin wie viele Tausende; vom Morgen bis zum Abend thaten sie ihr Tagewerk, das ihnen vom Schicksal auferlegt war, ohne darüber nachzudenken. Schon viele Jahre miteinander verheiratet, waren sie kinderlos geblieben, und die Zeit hatte nichts weiter an ihnen vollbracht, als dazu gehört, aus ein Paar würdigen, wohlangesessenen jungen Leuten ein Paar gerade solche alte zu machen. Sie brauchten nicht viel bei diesem Wandel von jung zu alt zu beklagen, im Gegenteil waren sie dabei in aller Muße und Solidität zu dem, was ihnen in jungen Jahren in besonders verständnis-

innigen Stunden als Wünschenswertestes vorschwebte, gekommen.

Sie hatten ihr Geschäftchen miteinander zu einer einfachen, von Grund aus sicheren Vorzüglichkeit gebracht, kannten die besten Quellen, standen mit ältesten, wohlbewährten Häusern in Verbindung und betrieben ihre Angelegenheit mit einer gewissen Weihe und Hingabe. Balduin Häberlein und seine Frau paßten im Alter gut zueinander und sahen aus, wenn sie hinter ihrem Ladentische standen, als wären sie füreinander geschaffen, so daß es nicht gut anging, sie sich einzeln vorzustellen; nur that die kleine Frau es dem Händler nicht ganz in Ruhe und Gemessenheit gleich. Er war längst schon in seinen Gewohnheiten, Liebhabereien, in Gang und Redensarten ein Bürgersmann geworden, an dem die Jugendjahre ihre Arbeit gethan hatten, als an ihrer kleinen Person sich jedes Lebensalter noch zu schaffen machte. Es hatte sich alles bei ihr zusammengefunden; das Kindische und Kindliche und die Jugend hatten sich bei ihr dauernd einzuschmeicheln gewußt, und als das Alter kam, fand es eine ziemlich muntere Gesellschaft, die sich nicht so ohne weiteres vertreiben ließ, und es mußte sich ein Eckchen suchen und ganz bescheiden bei denen zu Gaste sitzen, die sonst in tausend Fällen aus Haus und Hof von ihm verjagt werden. Wäre dies kleine bewegliche Geschöpf nicht sehr bei Zeiten die Frau Häberlein geworden, hätte sie das Schicksal in ein vornehmes und reiches Haus gesteckt, wer weiß, welch Wunder von eleganter Schelmerei und artiger Liebenswürdigkeit sich in ihr ausgebildet haben würde. Vielleicht hätte sie zu den Reizenden ihres Geschlechts gehört, bei denen alles Anmut und Heiterkeit ist. Aber das Leben paßt nun einmal seine Geschöpfe mit den Jahren ihrer Umgebung an und läßt einen gewissen überflüssigen Reiz in Bewegung und Gebärde bei bürgerlicher Arbeit nicht aufkommen. Und was das Beklagenswerte ist, daß ein verkümmerter reichbegabter Mensch mit seinem unfertigen, nicht zur Perfektion gekommenen Gaben einen Hauch von Komik an sich trägt, der den wohlwollenden Beobachter fast schmerzlich berührt. So war es bei der kleinen Frau. Hurtig, flink und sicher bediente sie jahraus jahrein neben ihrem Balduin die Kunden, immer freundlich und hingebend, und verschwendete bei dem Formen einer Tüte oder dem Aufschneiden eines Schinkens einen Überfluß an Zierlichkeit, welcher der Kundin ein Lächeln ablockte.

Dem Händler aber war das Benehmen seiner Frau von jeher gerade recht, und er glaubte an ihr einen Ausbund von Manierlichkeit zu besitzen, und da er eine gerechte und dankbare Natur war, so schrieb er einen guten Teil seines Wohlstandes der Zuvorkommenheit und dem adretten Wesen des Frauchens zu und war ihr stets ein guter und nachsichtiger Ehemann. Sie bekam kein hartes Wort von ihm zu hören, nur in aller Ruhe und Gelassenheit suchte er ihr manchmal begreiflich zu machen, daß sie einem Hange nach Festlichkeit und allerlei Lebensausputz zu sehr nachgäbe, daß sich derlei nicht für ihre Stellung schicke und unnütz sei.

Dieser Hang war da, doch hatte er sich bei ihr durch lange Jahre hindurch nicht ausgebreitet, sondern sich stets ungefährlich und harmlos verhalten. In anderen Verhältnissen hätte er, der Begleiter von Reiz und Anmut, sich wie diese zu einer Höhe entwickeln können. Leichtsinn, Freude an Schönheit, mächtigster Trieb nach Heiterkeit und leichtem Leben wären dann wohl in der Delikateßhändlerin erwacht und hätten sie zu tausend Thorheiten verlockt, so aber war sie mitsamt ihren Anlagen bis in das Alter hinein ein rechtes Kind geblieben und den bescheidenen, anspruchslosen Menschen, unter denen sie lebte, eine Annehmlichkeit. Ihr Mann konnte sich gar nichts Besseres, als in ihrer Pflege zu stehen, denken und ließ sie im Grunde ungestört ihren kleinen Schrullen nachhängen, die ihm nicht ganz verständlich waren und in denen er in den ersten Jahren ihrer Ehe den schon erwähnten besorglichen Trieb nach Wohlleben

gewittert hatte, dessen mögliches Wachstum ihm bedrohlich erscheinen wollte, so unschuldig auch ihre Liebhabereien waren und blieben.

* * *

Zu dem schmalen altmodischen Hause, das der Händler besaß und das er von seinem Vater ererbt hatte, gehörte ein enger Hof, der von hohen Hintergebäuden rings eingeschlossen war, so daß man von ihm aus weiter nichts von der ganzen Welt als nur ein winzig Stückchen Himmel sah, und dazu mußte man sich mitten in das Höfchen stellen und über sich schauen. Diese kleine Ecke aber war von Frau Häberlein sehnsuchtsvoll ausersehen, um hier einige überflüssige Lebensfreude zu gewinnen. Sie hatte als ganz junges Weib Tag und Nacht davon geträumt, in dem Hof sich ein Plätzchen zu schaffen, wo sie nach ihrer Tagesarbeit und in einer freien Stunde mit ihrem Strickstrumpf sitzen könne. Ihr Mann, als sie ihm zum erstenmal beim Abendessen schüchtern ihren Plan mitgeteilt hatte, mußte darüber lachen und sagte: „Was fällt dir ein? Das wäre ein schönes Vergnügen, in dem dunklen Loche zu sitzen. Das darf man der Nachbarsleute wegen schon nicht thun.“ Da sah er, daß seiner Frau die Thränen in die Augen traten, schüttelte den Kopf und bekam, weil er diesen Vorgang in ihr nicht begriff, einen kleinen Ärger über sie. Als er sie aber am anderen Morgen geduldig und zierlich im Laden hantieren sah, da fühlte er sich so hübsch sicher und geborgen durch die Wahl der Frau, daß er ganz vergnügt und übermütig wurde und einer alten Köchin, der die Kleine eben ein Tütlein Pfeffer für den Dreier abwog, ein Spitzglas guten Liqueurs wohlwollend schmunzelnd entgegenreichte, so daß alle drei sich mit angenehmen Empfindungen lächelnd gegenüberstanden: die Frau, weil sie sich bei dem Benehmen ihres Gatten eine Vorstellung machte, als müsse es ihm außerordentlich wohl zu Mute sein; auch erschien er ihr in diesem Moment etwas komisch, und das mochte sie an ihm leiden; die Köchin, weil sie die Güte des Händlers und seines Liqueurs überraschte, und Herr Balduin, weil es ihm in Wahrheit, wie seine Frau es ihm angesehen, wohl zu Mute war und Angenehmes sich für ihn schon belebt hatte. Ein blühendes Geschäft, ein gutes, tüchtiges Weib, unbedingte Achtung seiner Kunden, eine Kiste ganz vorzüglicher Sardines à l'huile, die vor einer Stunde angekommen war und mit deren Inhalt er sein Gewölbe lockend ausstaffieren wollte. Er war in bester Stimmung.

Als er aber an diesem Tage gegen abend in das Ladenstübchen trat, da sah er seine Frau an dem tiefnischigen Fenster sitzen, das hinaus auf eine Quergasse blickte. Es stand ein Korb voll Federn neben ihr, und sie hielt einen Kapaun, an dem sie verständnisvoll gerupft hatte, um ihn zum Verkauf vorzubereiten, nachlässig in den Händen, bemerkte das Eintreten ihres Gatten nicht und schaute so ganz verloren zum Fenster hinaus mit einem Ausdruck, daß, wenn selbst ein dummer Tropf vorübergegangen wäre und sie beachtet haben würde, er bei sich gedacht hätte: Da sitzt eine und sehnt sich. Der Herr Balduin sah sie erstaunt an und wußte nicht recht, was er denken und wie er sich benehmen sollte.

„Na, Anna,“ sagte er, „was hast du denn?“ und legte ihr die Hand auf die Schulter. Da machte sie Augen wie eine arme Seele und lächelte verlegen.

„Ja, was hast du denn?“ fragte der Händler noch einmal ganz bewegt und verwirrt. Sie waren damals schon ein paar Jahre miteinander verheiratet, und es war immer ruhig bei ihnen zugegangen. Die Frau mochte wohl hin und wieder ihre trüben Gedanken still für sich gehabt haben, sonst wäre der schmerzliche, wehmütige Zug, der Herrn Balduin in Erstaunen gesetzt hatte, nicht so klar auf ihrem Gesichtchen zu lesen gewesen, aber sie hatte noch keinerlei Trost oder Zuspruch von ihrem Gatten beansprucht und war jederzeit munter und freundlich geblie-

ben, und nun war ihm der sanfte traurige Blick der Frau eine neue Erscheinung. Als er sie noch einmal, schon etwas ungeduldig, darauf anredete, was ihr fehle, da brach sie in Thränen aus, legte den Kapaun auf das Fensterbrett, lehnte ihren Kopf an die Schulter ihres Mannes und sagte: „Es wäre so hübsch von dir, wenn du mir erlaubtest, daß ich mir im Hof ein Sitzplätzchen herstellen dürfte.“ — „Was meinst du?“ fuhr Häberlein halb erschreckt und halb belustigt auf, als hätte er nicht recht gehört; „und darum heulst du?“ — „Darum?“ — „Nun, Gott sei Dank, daß wir keine Kinder haben, das wäre eine schöne Geschichte. Mit fünf Jahren wären die gescheiter als ihre Mutter, und ich hätte die ganze Bande mitsamt Dir auf dem Hals. — Na, sei nur ruhig.“ Er gab ihr einen Kuß; als sie aber immer heftiger weinte, schüttelte er verblüfft den Kopf und sagte: „Meinetwegen, da kehr dir in der Spelunke einen Platz und tanz darauf; mir soll's recht sein. — Sei nur ruhig.“ — Und er klopfte ihr besänftigend auf die Schulter, dünkte sich väterlich und weise und meinte bei sich, daß ein Mann wie er doch etwas ganz Gehöriges bedeute gegen so eine Frau. Hätte er geahnt, daß er in dem Augenblicke dem tiefsten Geheimnis der Philosophie in der Erkenntnis ebenso nah und so weit entfernt sei wie den Vorgängen in der Seele des kleinen verweinten Weibes, er würde sich nicht schlecht gewundert haben.

Die Frau stand auf und nahm ihren Korb mit Federn in die Höhe, setzte ihn aber wie in Verwirrung wieder nieder, öffnete die vollen, vom Weinen heißen Lippen, als wollte sie etwas sagen, und sah zu Herrn Balduin auf. Dieser trommelte mit den Fingern auf einer Kiste, die auf dem Tische stand, und schaute nicht ganz behaglich vor sich hin. Noch einmal öffnete sie die Lippen und begann bescheiden und mit vom Weinen noch zitternder Stimme: „Wenn man so denkt, daß es auf Erden so viele Dinge giebt, die unsereins nicht kennt, und gar viele Freuden, die auf andere Leute kommen und uns auslassen, da kommen doch mitunter Gefühle über einen, die gerade wie eine Sehnsucht sind.“ — „Nun, was willst du damit,“ frug er etwas gereizt, „bist du nicht mehr zufrieden? Willst du Änderungen haben — immer zu! Trotzdem es kein gutes Zeichen ist, wenn das Weib oben hinaus will. — Aber nur zu!“ Da lächelte die junge Frau, schüttelte den Kopf und sagte: „Was bist du nur gleich so böse?“ Dann setzte sie leise hinzu: „Es war nur wegen der Dämmerung, daß mir es ein bißchen schwer ums Herz wurde.“ — „Gut, dann schlag auch nicht Lärm, daß man meint, alles ginge darunter und darüber,“ unterbrach sie mit Würde Herr Balduin, faßte sie am Kinn, hob ihr den Kopf, lachte trocken auf, indem er sie ansah, und sagte: „Was seid ihr Frauensleute doch durchweg für Narren. Da stellt man sich vor, wenn einmal eine ihre Sache gut macht und vom Geschäft etwas versteht, es wäre Vernunft hinter der Geschichte, aber Gotts Wunder, wenn man das Ding bei Lichte besieht, da fällt alles unter den Händen auseinander, und man begreift nicht, wie ein Frauenzimmer irgend etwas Vernünftiges zusammenbringen kann vor lauter Kinderei und Verworrenheit. Sitzt eine Frau, die sich in die Zeiten doch endlich schicken sollte, in der Dämmerung und heult. Und weshalb? Es ist nicht zu sagen.“ Balduin lachte im Gefühl seiner Bedeutung, trat mit dem Fuß auf und ging einmal heftig im Zimmer auf und nieder, blieb vor seiner Frau stehen und sagte: „Schaff du dir deinen Platz, wenn es dich glücklich macht, ich lege dir nichts in den Weg; aber nun ist's gut und kein Gejammere mehr. Du kannst doch, weiß Gott, zufrieden sein. Such dir einmal einen Mann, wie ich bin, du würdest dich schön umgucken.“

In diesen Worten lag Überzeugung, die keiner Begründung weiter bedurfte. Das gute Weib blickte so voller Vertrauen und mit einem leichten Zug lieblichster Schelmerei zu ihm auf, daß sie in diesem Augenblicke ihres Lebens in vollster Blüte stand, in ungetrübter An-

mut. Denn ihre Bewegung drang aus innerstem Herzen, in dem die Gefühle rein und unangetastet liegen und, wenn sie aus ihrer Tiefe auftauchen, jeden Zug, die ganze vom Leben erniedrigte Erscheinung mit einer Überstrahlung heiligen.

Die Frau verstand das Wesen ihres Mannes fast unbewußt. Die gutmütige Selbstzufriedenheit, die muntere Überhebung berührte sie wie ein lieber Scherz, den sie voll durchschaute, der ihr wohlbekannt war und gegen den sie in ihrer Liebe nichts einzuwenden hatte. Herr Balduin fand, daß er ein nettes Weibchen habe, als die Frau in dem dämmerigen Ladenstübchen vor lauter guten, innigen Gefühlen wie mit Rosen überschüttet vor ihm stand.

So und ähnlich lebten die beiden Leutchen in gutem Behagen miteinander. Sie war mit ihrem Herrn wohl zufrieden und er mit ihr. Dem guten, etwas trockenen Balduin Häberlein aber fiel es nicht bei, daß neben ihm ein wunderschönes Leben wie ein eingeengter Quell leise, aber mit verhaltener Heftigkeit drängte und, wo in der Einengung ein Spalt entstand, in einem scharfen Strahl hervorsprudelte zu seinem außerordentlichen Erstaunen, denn von einem zum anderen Male vergaß er die unvermutete Übersprudelung, hatte aber doch bei jedesmaliger Wiederkehr, und als er sah, daß das Ding keinen Schaden anrichtete, eine versteckte Freude an solch unberechenbaren Zwischenfällen.

* *
*

In der Einnistung in dem erbärmlichen Hof hatte sie sich damals durch nichts irre machen lassen und nicht Ruhe gehalten, bis Herr Balduin ihr eine Bank von Tannenholz, die sie vom Lehrjungen grün streichen ließ, schenkte, hatte sich eine Harke gekauft, um ein paar Pflastersteine damit zu lockern; und da sie mit dieser Arbeit nicht zu stande kam, war, ohne daß man recht wußte, wie sich das gemacht, Herr Balduin in höchsteigener Person darüber gekommen, um die zweifelhafte Idee seiner Frau auszuführen, in dem schwerschattigen Hofe ein Beet zu schaffen, ächzte und stöhnte dabei und räsonnierte über das sinnlose Frauenvolk. Aber die Frau hatte mit den Verhältnissen klug gerechnet und ihr Beet an dem bestmöglichsten Platze angelegt. Der Thür gegenüber, die in den Hausflur führte, schien durch ein Fenster, welches zur Straße hinausschaute, und durch die Hausthür, wenn dieselbe offen stand, ein Stündchen des Tages die Sonne hinein. Da bekam der Hof auch ein Teil Licht, und wenige Augenblicke, wenn alle Thüren weit offen standen, trafen ein paar Sonnenstrahlen auf das Fleckchen, auf dem die Frau hoffnungsvoll und freudig ihr Beet angelegt hatte. Das war von ihr wohl bedacht worden. Auf das Beet pflanzte sie einen Strauß Petersilie, steckte ein paar Weizenkörner in das Erdreich, welche bleiche, ährenlose Halme aufgehen ließen, säete Kresse und ließ sich von einem Gärtner einige geduldige Tausendschönchen und Stiefmütterchen geben und noch ein unbestimmbares Schattenkraut. Vor die grüne Bank setzte sie ein wackeliges Tischchen und stellte, so oft es sich thun ließ, einen frischen Blumenstrauß darauf. So war für ihre liebevollen Augen ein schönes Gärtlein zu stande gekommen, das für sie wirklich eine Quelle von Annehmlichkeiten wurde. Durch sorgliche Pflege und starken Willen brachte das kleine leidenschaftliche Weib es dahin, daß trotz Schatten und jeder Ungunst in Jahren ein festgewurzeltes Allerlei um die grüne Bank her den feuchten Boden bedeckte. Zu einer Blüte brachte es keine der Pflanzen, aber zu einem guten Blätterwerk, und gerade der Thür gegenüber auf dem Flecke, der durch glückliche Zufälligkeiten von ein paar Sonnenstrahlen gestreift wurde, hatte sie den Gedanken gehabt, einen Fliederstrauch zu pflanzen, und damit das Richtige getroffen. Er gedieh und war mit der Zeit ein ganz stattlicher Busch geworden,

der durch die offene Hausthür grün und feucht zur Straße hinausschimmerte.

* *
*

Nachdem mittlerweile Jahr um Jahr vergangen war und das Geschäft durch unermüdliche Vorsorge des Ehepaares ein Erkleckliches abgeworfen hatte, sollte auch das Gärtchen, das bisher nur stille, beschauliche Stunden geschaffen hatte, der Frau zu guter Letzt auch eine Freundschaft eintragen. Oben in die Dachwohnung war eine neue Mieterin gezogen. Eine Person ungefähr in dem Alter der Delikateßhändlerin, eine Frau Salome Thorspeck, die immer, ehe sie zu ihrer Stiege hinaufging, ein Weilchen durch die Thür auf den grünen, frischen Fleck im Hofe lugte. Die beiden Frauen waren einmal, als die Häberlein im Höfchen gewirtschaftet hatte und wohlzufrieden in der Thür lehnte, um ihr Werk zu betrachten, und Frau Salome gerade die Treppe herabstieg, miteinander in ein längeres Gespräch über das Gärtchen gekommen. Sie hatten sich schon immer freundlich begrüßt, aber es wollte sich kein näheres Verhältnis zwischen ihnen anspinnen. Das lag an der Häberlein, die durch ihren Mann nicht gerade die beste Meinung von ihrer Mieterin hegte. Der war gegen Frau Salome stark eingenommen, und als seine Anna ihm jetzt ganz erfreut mitteilte, daß die Frau, die oben eingezogen, eine artige und verständige Person zu sein scheine, da fuhr er auf und sagte: „Laß mich mit der Närrin in Ruh! Schwatz du mit ihr, soviel du willst, und warte ab, bis sie dir ein Loch in den Magen geredet hat, denn das thut sie, da kannst du dich heilig darauf verlassen. Wer solche Briefe schreibt wie das Frauenzimmer oben, vor der muß unsereins sich hüten. Das sage ich dir: die hat einen Sparren im Kopfe, denn solche Briefe schreibt unsereins nicht!"

Herr Balduin hatte Gelegenheit gehabt, die Salome Thorspeck als Briefstellerin kennen zu lernen, und hatte sich sein Urteil über sie an ihren Produkten gebildet. Übrigens war er der Bevorzugte nicht allein, sondern außer ihm ein gut Teil wohlsituierter Handels- und Gewerbetreibender, die mit ihm in demselben Stadtviertel wohnten, kannten die Eigentümlichkeit der guten Salome, in wohlgesetzten Phrasen ihr Elend und ihre Übelstände denjenigen schriftlich ans Herz zu legen, von denen sie eine kleine Aushilfe zu erlangen hoffte. Sie lebte in armseligen Verhältnissen, stand ganz allein, war früh Witwe geworden und hatte drei Söhne zu erziehen gehabt, die zur Zeit, als sie in das Dachstübchen zu Häberleins einzog, schon in alle Welt verstreut waren und in entlegenen Erdwinkeln ihr knappstes Unterkommen gefunden hatten. Sie war eine gute, rechtliche Frau, vor der man alle Achtung haben konnte, denn sie hatte ein schweres Leben standhaft ausgehalten. Durch eine verhängnisvolle Begabung aber, den Ausdruck für ihre etwas undurchbildeten, etwas überschwenglichen Gefühle leicht zu finden, hatte sie sich geschadet und war um all die sauer verdiente Achtung gekommen, die ihr das Leben hätte einbringen sollen, und war statt dessen zur komischen Figur geworden, die ihre Mühsal und ihren Kummer wie ihr Wohlbefinden zur Unterhaltung und Belustigung ihrer Nebenmenschen tragen mußte. Die Welt ist grausam in der Beurteilung derer, die das Spärliche mit ihrer Begabung überschreiten, und höhnisch, wenn das Überflüssige an einer Person unzulänglich erscheint. Man hat das, was uns auferlegt ist, unwiderruflich zu tragen; wollte man es nicht, so bliebe kein Ausweg als der Tod — also aushalten. Da ist jede Betrachtung unnötig. Man soll schweigen und niemand belästigen, und spricht man doch, hält die Leute auf und jammert ihnen entgegen und spricht im Pathos mit halb geschickten, halb ungeschickten Redewendungen, läßt hin und wieder etwas wie einen Gedanken durchschauen, oder braucht, um die Lage klar zu legen, ein gutgefühltes Gleichnis, das man ungelenk und ungeübt nicht recht zu Ende führen kann, schimmert in den Reden das auf,

was von dem harten Leben längst schon ertötet sein müßte, das sollte wohl mit Erbarmen erfüllen. Statt dessen aber dient es zum Gaudium, und man ist übel daran. Und Salome hatte gar das Unglück, nicht nur zu reden, sondern ihre guten Gefühle, die ihr unter den Händen, wenn sie irgend einen hilfesuchenden Brief verfaßte, zu abenteuerlichen Sätzen und verschrobenen Gedanken wurden, schriftlich niederzulegen. Was Wunder, daß es ihr schlecht erging.

Von dem Tage an, als sich die beiden Frauen auf dem Hausflur begegnet waren, hielten sie fest zueinander, saßen, so oft es sich thun ließ, zusammen auf der grünen Bank im Hof und gaben in dem großen Weltschauspiel eine Gruppe rührendster Unvollkommenheit ab. Eine jener Gruppen, wie sie sich zu tausend und aber tausend Malen bilden: der armselige Hof, der einen Aufenthalt der Lebensfreude darstellen sollte, die spießbürgerlich zierliche Delikateßhändlerin, die in anderer Atmosphäre in ununterbrochener Anmut ihr Leben geführt hätte, und Salome, deren reich empfindender Geist unter günstigerem Sterne zu einer schönen Ausbildung gekommen wäre. Es hat etwas Erschreckendes, zu denken, welch eine unendliche Macht edler Kraft verkümmert; für unsere beschränkte Einsicht wenigstens scheint es so. Doch wer ahnt, was in uns dazu bestimmt ist, das Ewige in sich zu tragen? Das, was wir als groß und schön, als errungen uns vorstellen, ist vielleicht vor dem Reichtum des Ungeahnten so verschwindend klein, daß es von dem, was wir unvollkommen nennen, nicht zu unterscheiden ist, und das eine dem Höchsten so nah und fern ist wie das andere.

Die beiden Frauen in ihrer Unvollkommenheit befanden sich recht wohl, wenn sie miteinander im Hof mit ihren Arbeiten zusammensaßen und plauderten. Anna ließ sich von den drei Söhnen der Freundin vorerzählen. Sie berieten miteinander den Küchenzettel. Herrn Balduins Eigentümlichkeiten und Vorzüge wurden zum öfteren durchgesprochen. Herr Balduin selbst war mit der Zeit dem Umgange Annas mit der Freundin geneigter geworden, ließ sich sogar herbei, den Sonntagskaffee und Kuchen, den seine Frau mit sicherster Regelmäßigkeit bereitete, in Frau Salomes Gesellschaft einzunehmen.

Frau Salome trug jahraus, jahrein eine ausgezackte schwarze Pellerine und um die Taille einen alten Ledergürtel nachlässig geschnallt; an dem hing an einem perlengestickten Bande, das noch aus ihrer Mädchenzeit stammte, eine Schere. Sie war Flickschneiderin und nähte, so oft es sich traf, tagsüber bei den Leuten. Sie wußte allerlei aus den Familien ihrer Kunden mitzuteilen und that es mit einem für fremdes Leben offenen Herzen. Für ihre Söhne hatte sie Frau Häberleins Gemüt sehr erweicht und war nach nicht allzu langer Bekanntschaft mit ihrer Gönnerin dabei, den Jüngsten in das Geschäft einzuschmuggeln. Der stand bei einem Kolonialwarenhändler in einem kleinen Städtchen in der Lehre und hatte es dort nicht zum Besten. Und Anna trug sich nun zu allen Stunden mit dem Gedanken, ihren Mann dazu zu bestimmen, den Sohn der Freundin in das Haus und ins Geschäft zu nehmen. Das wurde eine jener Ideen, denen sie mit wahrer Glut nachhing, in die sie sich versenkte, an denen sie ihre Hoffnung und ihre überflüssigen Lebenskräfte sich austoben ließ.

Salome hatte für diesen Jüngsten eine ganz besondere Zuneigung, ließ durchfühlen, daß dieser Sohn ihr geistig vor allen anderen am nächsten stände, daß sie mit Rührung und Erbauung sich selbst in ihm von neuem leben sehe. Um die feine und zierliche Denkungsart des hoffnungsvollen Jüngsten darzulegen, erzählte sie, daß er im Gegensatz zu den anderen Söhnen von frühester Jugend an einer Vorliebe zum Zarten, Gefühlvollen nachgegeben habe.

Als sie das mit einer zu Herzen gehenden Rührung besprach, stand sie in der

Küche der Frau Häberlein und schaute zu, wie diese eine feste, schöne Schweinskeule, die am Feuer schmorte, gewandt und sicher in der Pfanne hob, um sich von deren allseitigen Vorzüglichkeiten zu unterrichten. Salome ließ sich nicht dadurch stören, daß die Delikateßhändlerin im Gefühle der Verantwortlichkeit, die ihr der Augenblick auferlegt hatte, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Keule gerichtet zu haben schien. Sie gab ihrem Drang, sich auszusprechen, vollkommen nach und erzählte, wie der Jüngste schon als kleines Bürschchen ihr zur Erlustigung, wie ein Herrlein so fein, mit spitzen Lippen, einen Vers aufgesagt habe, der zu ihrer Jugendzeit alt und jung bekannt gewesen sei. Den habe sie dem Kinde beigebracht. Und nun begann sie, unbekümmert um das Schmoren und Zischen neben ihr, das die kleine Frau Häberlein mit ernstester Aufmerksamkeit erfüllte, den Vers mit einer wehmütig bewegten Stimme, die sie oft annahm, vorzutragen:

„Weint, ach weint, ihr lieben Närrchen,
Herr von Rosenroth ist tot;
Ach, er war ein süßes Herrchen —“

„Ei, so laßt das jetzt, Frau Thorspeck!“ unterbrach sie Frau Häberlein, als Salome weiter fortfahren wollte. „Für dergleichen ist jetzt keine Zeit. Gebt mir die lange Zinnschüssel herunter, daß sie mir gleich parat steht.“

Salome that, ohne sich über die Unterbrechung ihres Gefühlsausbruches gekränkt zu zeigen, was die Händlerin von ihr verlangte. Sie mochte vom Leben hart gewöhnt sein, und da sie bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit bei der Hand war, ihre Empfindungen zu äußern, so war es ihr nichts Neues, zurückgewiesen zu werden und unbeachtet zu bleiben. Sie hatte die glückliche Eigenschaft der Taktlosen, die mit einer kindlichen Harmlosigkeit das in Empfang nehmen, was ihre Ungehörigkeiten ihnen eingebracht haben.

Die herzensgute, kluge Frau Häberlein hatte es bald durchschaut, wo die Freundin kurz gehalten werden mußte. Sie war eine sich selbst fast unbewußte, aber starke Feindin jedes Unzarten und jeder Zudringlichkeit und fühlte sich deshalb oft von dem Benehmen ihrer Mieterin nicht angenehm berührt. Doch in ihrer Güte und ihrem Verlangen, etwas zu finden, das die stille Sehnsucht nach Unbestimmtem in ihrem Herzen wohlthuend beschwichtigen sollte, nahm sie solche Unannehmlichkeiten und Fehler an jemandem, dem sie ihr Herz geschenkt hatte, wie eine Erkrankung dieser Person hin und hatte alles Mitleiden.

So kam sie einmal herauf zu ihrer Mieterin in das Dachstübchen und fand diese, wie sie auf ein Blatt schrieb, das mit einer Schere dürftig gerade geschnitten war. „An wen schreibt Ihr?“ frug das Frauchen schon beängstigt, als sie kaum die Thür hinter sich geschlossen hatte, da sie der Anblick der schreibenden Salome beunruhigte. Es war ihr, als sähe sie dieselbe mit allem Fleiße an ihrem bösen Verhängnis arbeiten.

„Ich habe an die Kanzleirätin eine Antwort zu bringen.“

„Nun, weshalb bringt Ihr die nicht?“

„Es ist sicherer,“ sagte Salome, „ich gebe sie ab.“

Die Kanzleirätin gehörte zu den Kunden der Schneiderin, und in dem Hause der Rätin hatte sie so mancherlei erfahren, was ihr zu denken gab. Die Leute waren ihre vornehmsten Gönner, hatten gut zu leben, eine angenehme Stellung und waren doch alle Nasenlang vor Unannehmlichkeiten und allerlei Not nicht sicher. Salome in ihrer Klugheit und Welterfahrung schien in diesem Hause Übelstände wahrgenommen zu haben. Die Söhne waren ohne glückliche Begabung, machten von Kindheit an Sorgen, weil sie mit ihrem notwendigen Bildungsgange nicht zu stande kommen konnten. Die Rätin steckte ununterbrochen in Geld- und Mägdenot. Der Rat war durch fast pflichtmäßige Angewöhnung den größten Teil des Tages übellaunig und versah unter seinen Angehörigen ein für alle ermüdendes, schwerfälliges Richteramt. Und außer all diesen fest eingenisteten Unzuträglichkeiten war

ihnen in letzter Zeit noch eine Erbschaft entgangen, auf die sie hoffnungsvoll gerechnet. Das gab böse Zeit im Hause, die Salome vollkommen durchschaute. Sie hatte der Delikateßhändlerin alle ihre Beobachtungen mitgeteilt, und deshalb war es dieser aus Gründen gar nicht recht, daß Salome die Ausrichtung an diese Familie schriftlich verfaßte. Sie hatte ihr auch von einer Funzel, die bei Rats im Hause lebte, erzählt und gesagt, daß das ein prächtiges junges Frauenzimmer sei, die der Frau Rat zur Hand gehe und bei den Kindern und in der Küche alles in aller Lustigkeit zu stande brächte, und auch erzählt, daß diese Funzel einen anderen Namen führe, aber von allen Seiten Jungfer Funzel und von den Kindern Funzelchen gerufen werde. Sie glaube, daß das rötliche Haar des Mädchens, das ihr bei jedem Windhauch um den Kopf flattere, schuld daran sei, daß man sie Funzel rufe.

Der Brief war gerade beendet bis zur Unterschrift, als Frau Anna eintrat, und gleich im Augenblick darauf mußte Salome in die kleine Küche springen, weil auf dem Herdfeuer ihre Abendsuppe kochte und für einen so schmalen, spärlichen Bissen einen ganz ungehörigen Lärm vollführte, zischte und überwallte, weil Salome in ihrem Eifer sie über Gebühr dem Feuer überlassen hatte. Diese Zeit benutzte Anna und schaute in den Brief. Es war, wie sie befürchtete: Salome hatte ihrer Feder alle Freiheit gegönnt.

„Frau Rat!“ so begann der Brief. „Nach unserer heutigen Rücksprache wegen zu Ihnen kommen, wie Sie mir sagten, ginge es nicht gut mit dem zu mir schicken? Den kürzesten Weg schlage ich Ihnen vor durch einen Stadtpostbrief an mich. Diesen Betrag rechne ich Ihnen nach gethaner Arbeit zurück. Gern! ganz gern komme ich rauf zu Ihnen und zur lieben Familie. Glauben Sie mir, Schickungen, die mir vielmal nicht gefielen, sind mir in meinem Leben in meiner Ehe bekannt geworden, daß ich sagen kann: Mein Herz ist durchs Feuer der Trübsal geläutert, und weiß deshalb mich in jeder Menschen Lage zu schicken in Zufriedenheit.

Jeder Tag steht Ihnen zu Dienst, Frau Rat. Salome Thorspeck.

Die jetzige Zeit bis Oktober nennt man die Gurkenzeit. Die Sachlagen stehen säumig. Es giebt über der Arbeit keinen Rommel. Seien Sie alle in Achtung gegrüßt —“

Dies war Salomes Brief, und Frau Häberlein stand in einem verlegenen Staunen und blickte, nachdem sie ihn schon zu Ende gelesen, noch darauf hin. Er gefiel ihr nicht, und sie fühlte sich in der Seele der Freundin gekränkt. Sie konnte sich nicht in sie hineindenken, wie sie es anstellen möge, so an die vornehmen Leute zu schreiben, und empfand einen tiefen Schmerz, der ihr die Thränen in die Augen trieb, als ihr die Freundschaft mit ihrer Mieterin durch den Eindruck, den sie eben empfangen, mit einemmal so wenig schön und herzerquickend vor der Seele stand. Das ganze Leben zog in diesem Augenblicke an der Frau vorüber, und von keinem Ereignis fühlte sie, daß es den Grund ihres Herzens berührt hätte. Sie atmete tief auf, denn das alte dumpfe Haus, das Gewölbe mit seiner dick durchtränkten Luft, die Anhäufung öliger Fässer und Büchsen, die hunderterlei Gerüche, das unausgesetzte Berühren von Eßwaren, die sie ihr Lebtag hatte zwischen den Fingern herumzerren müssen, alle diese Bilder brachten ihr ein beängstigendes Gefühl, und nichts, was mit ihr zusammenhing, erschien ihr wünschenswert. Als Salome wieder aus ihrer kleinen Küche heraustrat, da blickte die Gute sie ganz verschüchtert an, als sei die Eintretende für sie eine fremde, nicht ganz vertrauenerweckende Person, und sagte zu ihr: sie habe nur einmal nach ihr sehen wollen und müsse gleich wieder hinunter ins Gewölbe.

„Habt Ihr vielleicht etwas zu helfen?“ fragte Salome. „Man hilft ja gern einander.“ Ihre Manier war es, an die einfachste Antwort eine allgemeine Redensart zu knüpfen.

„Nein,“ sagte das Frauchen, „heute

nicht. Aber kommt nur ein bißchen herunter, wenn Ihr mögt."

Als Frau Häberlein wieder hinter dem Ladentische stand, war es ihr nicht wohl zu Mute. Sie fühlte sich bedrückt, daß die Thorspeck den Brief geschrieben hatte und daß ihr so quälende, böse Gefühle erweckt worden waren. Sie betrachtete Salome als eine Wohlthat, die ihr zugebracht war und für die sie ungetrübt dankbar sein wollte. So wohl zufrieden sie mit Herrn Balduin sein konnte, so lebte in ihrem Herzen unaufhörlich ein sehnsuchtsvolles Empfinden, an das sie sich gewöhnt hatte, das sie durchs Leben begleitete, das sie oft so wenig empfand, wie ihre eigenen Hände, bis es ihr einmal von außen her berührt wurde und sie im Bewußtsein vollster Sehnsucht nach irgend einem erreichbar oder unerreichbar heiteren Glück dastand. So hatte sie von ihrem Manne durch ein langes Leben hindurch hin und wieder kleine, sie erfreuende Dinge erbeten. Aber nicht leichthin, wie es dem Wert der Sache zukam, sondern mit Leidenschaftlichkeit, die ausreichen würde, ein volles Lebensglück zu erbitten. So hatte sie um das Gärtchen gebeten, um einen hellen Anstrich der Ladenstube, um eine gelbscheckige Katze, die ihr eine Nachbarin zum Verkauf angeboten, um solch kleine Erfreulichkeiten, so auch um die Erlaubnis, mit Salome verkehren zu dürfen.

Jetzt lag es schwer auf ihr, als es ihr durch den Sinn ging, sie würde jetzt im Augenblick es an sich kommen lassen, deren Gesellschaft so dringend, wie sie es gethan, zu erwünschen. Dies Bewußtwerden brachte sie über ihre Mieterin in Ärger, besonders als sie bedachte, wie sie jetzt so innig den Wunsch hege und suche, wie es anzustellen sei, sich und Frau Salome zur Freude deren Jüngsten in das Geschäft zu nehmen. Ja, sie hatte schon so halb und halb die Gewißheit, daß Balduin nichts gegen ihren Vorschlag einwenden würde, denn zu Ostern sollte ein Lehrling in das Geschäft genommen werden, das hatten sie miteinander besprochen, und weshalb konnte es Leander Thorspeck nicht so gut wie jeder andere auch sein. So gingen ihr die Gedanken durch den Kopf, während sie die Kunden bediente, und mochte es werden, wie es wollte, sie beschloß, da man ohne einen Wunsch so wenig wie ohne einen frischen Trunk leben kann, an dem Verlangen, Salomes Jüngsten bei sich unterzubringen, festzuhalten.

Und Frau Häberlein hatte sich nicht verrechnet. Als sie ihr Anliegen nach einiger Zeit vorbrachte, war Herr Häberlein anfangs nicht ganz einverstanden mit dem Vorschlag seiner Frau. Es war ihm nicht recht, daß die Mutter des Sohnes mit im Hause wohne, wegen des Geträtsches, das dann nicht aufhören würde, von oben nach unten und von unten nach oben, aber er gab nach, weil sich gegen Salomes Jüngsten nicht viel sagen ließ. Er hatte gute Schulzeugnisse aufzuweisen, und sein jetziger Herr schien ganz erträglich zufrieden zu sein. Und besonders gab Herr Balduin deswegen nach, weil er einer ihm wohlbekannten Art seiner Frau zu bitten nicht widerstehen konnte, und an einem Ostersonntag wurde Leander Thorspeck bei Häberleins erwartet.

Das Frauchen hatte einen hohen, guten Kuchen gebacken, ihr Damasttuch auf den Tisch gebreitet und Salome zum Kaffee eingeladen.

Herr Balduin betrachtete die Vorbereitungen zum Empfange des Lehrlings kopfschüttelnd. Das wird etwas Gutes werden, dachte er; sie wird ihn mir verwöhnen.

Während Anna und Salome erwartungsvoll im Ladenstübchen vor dem gedeckten Tisch saßen, stand Herr Balduin im Gewölbe und bediente die Kunden, denn die Ladenklingel erklang jede Minute.

„Der Tausend," sagte Salome, „das geht ja!"

Und Anna erwiderte bescheiden, im behaglichen Sicherheitsgefühl: „Das ist so schlimm nicht, so geht es nicht in einem hin."

„Na, na, na!" meinte Frau Salome. Da ging die Klingel wieder, und man hörte Meister Häberlein mit erhobener Stimme sprechen.

„Jetzt ist er gekommen," sagte Salome, „das ist Leander!" Sie stand auf, lugte durch das Fensterchen in der Thür. „Ja, das ist er," sagte sie in mütterlicher Zärtlichkeit, „kommt doch, Anna, und seht!"

Frau Häberlein stellte sich auf die Zehen und schaute auch; da sah sie einen lang aufgeschossenen, blonden Menschen mit einem Felleisen, das ihm an den hageren Schultern herabhing. Er trug eine Brille, die sich ganz eigentümlich auf seinem eckigen, rötlichen Gesicht ausnahm. Sein blondes Haar war straff aus der Stirn herausgekämmt und hing ihm starr und spärlich ein Stück hinter den Ohren herab. Aus den unzulänglichen Ärmeln seines braunen Rockes schauten ein paar breite rote Hände, die an derben Gelenken saßen. Herr Balduin sprach mit Würde und Eifer auf ihn ein.

„Hat er es mit den Augen zu thun?" fragte Anna, die nicht recht wußte, was sie über den neuen Lehrling sagen sollte.

„Ja. Seiner Zeit bekam er eine Brille, und es hat sich dadurch ganz gut mit ihm gemacht," erwiderte Salome.

Jetzt führte Balduin den Lehrling in die Stube.

„Das ist der Lehrling," wandte er sich an seine Frau, „und so Gott will, kommen wir miteinander aus." Indem er dieses sagte, blickte er mit einem unwillkürlich komischen Ausdruck des Mißtrauens auf den langen, haltlosen Gesellen, der neben ihm stand.

Salome hatte sich in übertriebener Bescheidenheit in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen. Der Ankömmling mußte sie schon längst bemerkt haben, that aber, als sähe er sie nicht, und blickte vor sich hin.

„Nun, nun," rief die Frau Anna ganz erregt, „sieht Er denn nicht?"

Da hob der lange Leander den Kopf und schaute direkt nach der Ecke hin, wo Salome süß lächelnd stand.

„Da steht ja die Frau Mutter!" sagte er mit einem Tone, der Erstaunen ausdrücken sollte, aber im Ausdruck verfehlt war und völlig nichtssagend klang. Er ging auf sie zu, sie auf ihn. Salome legte ihm die Hand auf die Schulter, blickte zu ihm gefühlvoll auf und sagte: „Lieber Sohn, wir sind unseren Wohlthätern den größten Dank schuldig."

„Ja," erwiderte Leander mit gedrückter Stimme. „Wie geht es Euch, Mutter?"

„Recht gut, Leander; wenn man in so liebem Verkehr steht wie ich und so viel Grund zur Dankbarkeit hat wie ich, da sollte es einem wohl nicht gut gehen."

„Laßt das doch jetzt!" sagte Frau Häberlein, deren Herz vor innerster Erregung klopfte. Wäre das mein Sohn, dachte sie, und ich hätte ihn so lange nicht gesehen, wir wollten uns anders begrüßen. Du lieber Gott, wenn er noch übler aussähe, und da möchte doch dabei sein, wer da wollte, einen Kuß sollte er von mir haben, wie sonst auf der ganzen Welt ihm niemand einen geben könnte, dem armen langen Geschöpf. Und indem sie das dachte, blickte sie unwillkürlich den steifen Leander unbeschreiblich liebevoll an.

„Kommt nun und setzt Euch zum Kaffee," sagte sie. Herr Häberlein war schon wieder draußen im Gewölbe beschäftigt, und die kleine Frau bediente ihre Gäste, lugte inzwischen durch das Fensterchen, um zu sehen, wie es stände, ob ihr Balduin nicht bald zu seinem Nachmittagsschälchen käme. Öfters wandte sie sich in aller Liebenswürdigkeit an Leander, fragte, wie es bei seinem ersten Herrn mit der Tageseinteilung gehalten worden sei, mit dem Aufstehen, den Mahlzeiten, wann sie den Laden geschlossen, ob sie auch ihren Handel auf Südfrüchte und Käseware ausgedehnt hätten und was er von den verschiedenen Aufbewahrungsmanieren der Käsesorten halte. Sie begann ihn eifrig nach ihrer Weise auszufragen, bekam aber äußerst zurückhaltende kühle Antworten, wie sie jemand giebt, der einem unberufenen Frager Rede stehen muß, einem, der nichts von der Sache versteht.

Die kleine Frau blickte den Gesellen, der eben gehörig in den Kuchen einhieb, scharf und forschend an. „Hör Er," sagte sie, „in dem Geschäft, aus dem Er kommt,

scheint mir die Frau ihre Hände nicht mit darin gehabt zu haben, wie es sein sollte. Die hatte mit den Kindern und dem Hauswesen vielleicht viel zu schaffen. Bei uns aber geht es anders zu, und ich verlange jederzeit eine Antwort, wie sie sich auf meine Fragen gebührt. Das merk Er sich!"

„Ei, Frau Anna, was meint Ihr?" begann Salome. „An so etwas wird es der Leander nicht fehlen lassen, da müßte er mein Sohn nicht sein."

„Nun, er möge es sich gesagt sein lassen," erwiderte die kleine Frau gemessen und goß ihm von neuem Kaffee ein. Sie bemerkte, wie Salome ihrem Sohn, als sie sich nicht beobachtet fühlte, einen Rippenstoß versetzte, was den Anschein hatte, als wollte sie in ihm die Lebensgeister etwas in Umschwung setzen, so wie man eine Flasche umschüttelt, um deren Inhalt durcheinander zu bringen.

Frau Anna legte sich an diesem Abend nicht ganz leichten Herzens zur Ruhe. Sie hatte sich am Morgen hoffnungsvoll erhoben und einer Zeit entgegengesehen, wo unter ihrer Pflege und Sorge ein guter Junge stehen würde, für den sie alles gedeihlich und klug einrichten wollte und nach dessen Zuneigung und Vertrauen sie im voraus schon Verlangen trug. Jetzt stand ihr der lange, karge Leander vor der Seele, und ihre warmen Gefühle duckten sich zusammen wie Vögel bei unerwarteter Märzenkälte. Sie lag lange, ohne einschlafen zu können, bis sie wieder zu neuer Hoffnung kam und meinte: „Seine guten Seiten werd ich schon finden. Es wird sich etwas aus ihm herauslocken lassen."

Sie würde Geduld haben, das wußte sie. Wie hatte sie ihr Gärtchen gepflegt mit aller Ausdauer und war durch dessen Gedeihen belohnt! Sie war durch Erfahrung zu einer Reihe guter Gleichnisse gekommen, die ihr veranschaulichten, daß Mühe im Leben auf irgend eine Weise hoffnungsvoll sei. Und so gab sie es nicht auf, als Wochen schon ins Land gezogen waren und der Lehrling so gleichgültig und ungeweckt blieb wie am ersten Tage, ganz unverdrossen an eine künftige Wandlung im Wesen ihres Schützlings zu glauben.

Herr Balduin war Leanders wegen oft verdrossen, weil der lange Schlapps, wie er ihn nannte, voller Trägheit steckte und, weiß Gott, nicht wert war, in dem an liebevolle Hingabe gewöhnten Spezereigewölbe zu hantieren. „Nur allein, wie der Bursche eine Kiste öffnet," sagte er voller Überdruß eines Abends zu seiner Frau, „ist nicht zum Ansehen. Da nehm ich ihm zehnmal lieber das Stemmeisen aus den Händen und mache die Sache selber, als daß ich dem Gethrane zuschaue. Da haben wir uns etwas eingebrockt, Alte. Die Salome oben ist mir nachgerade auch unleidlich und wenn es nur des Sohnes wegen wäre. In allen beiden steckt der Hochmutsteufel und guckt ihnen durch die Lumperei. Sie sind sich zu gut für das, was sie sind, verstehst du?"

„Ei ja, ich verstehe schon," erwiderte die Frau, „aber ob es sich so verhält, das kann man nicht wissen. Denk doch, wie schwer Salome sich durchs Leben gebracht hat; man muß ihr immerhin alle Achtung geben."

„Das kann sein; weshalb nicht," unterbrach sie Herr Häberlein. „Du lieber Gott, was für erbärmliches Volk muß mit dem Leben fertig werden oder das Leben mit ihm; das kommt auf eins heraus. Und wenn sie sich noch so verschroben anstellen: entweder gehen sie über ihre Thorheiten zu Grunde oder nicht, und da findet sich etwas für sie, das zum Leben gehört. So ganz erstaunlich ist es nicht, daß sich die Gesellschaft oben durchgebracht hat, dickfellig, wie sie ist. Wenn du einmal dazu kommen kannst, sieh zu, was Leander in seiner Dämelei für einen Schmöker in der Rocktasche mit sich herumträgt. Ich habe meinen Ärger darüber. Du hast es ja selbst bemerkt; wie einem zum Possen zieht er sein Büchelchen vor, sowie es im Augenblick nichts zu schaffen giebt, thut, als vertiefe er sich hinein und höre und sehe nichts mehr.

Ein paarmal habe ich ihm die Komödie so hingehen lassen, wie ich es aber bei Gelegenheit endlich verbot, schaute er aus dem Buche auf mit einer so erhabenen Miene, als wollte er sagen: ‚Was fällt dir ein, mich zu stören', schob das Buch nachlässig unter den Schürzenlatz und machte sich dann an die Arbeit, als thäte er sie einem Dummen zuliebe." Während Herr Balduin so sprach, redete er sich in einen Ärger hinein. „Ja," fuhr er fort, „wenn der Bengel sich noch irgend etwas zu Schulden kommen ließe, wenn er grob und ungehörig würde, dann könnte man ihn mit Fug und Recht los werden; aber das ist er nicht. In seiner Maulfaulheit ist nichts Gutes und nichts Schlechtes aus ihm herauszubringen. Alles macht er mit den verfluchten Mienen ab, die man, um ihm die Freude zu versalzen, einen in Ärger gebracht zu haben, gar nicht bemerken darf. Aber das halte ein Mensch aus. Ich gäbe etwas darum, wenn er seine Sache schlecht machte; aber so abscheulich es aussieht, wenn er etwas angreift, er bringt es zu stande wie ein Munterer und Behender. Im Traume aber kommt mir sein hochnäsiges, rotes Gesicht vor. Der Kerl ist es im stande, mich Tag und Nacht in Ärger zu bringen."

„Ja," sagte Frau Häberlein seufzend, „ich hätte es mir anders gedacht."

„Nun, wir müssen es aushalten," fuhr er fort, „denn weder den Leander noch die Frau Salome wüßte ich bei etwas Unrechtem zu fassen. Was Recht ist, muß Recht bleiben. Aber, weiß Gott, der Bursche hätte Schreiber oder Schneider werden müssen, dazu hätte er eher getaugt. Einer, der sich mit der rechten Hand die Nase zuhält, wenn er mit der linken einen Hering aus der Lauge nimmt, der wird nie mit vollem Herzen in unserem Geschäft stehen."

Anna fühlte sich bedrückt durch den täglichen Verdruß, dem Herr Balduin ausgesetzt war, und tief gekränkt, daß sie im gütigen Entgegenkommen an der Unliebenswürdigkeit des jungen Menschen abgeprallt war.

Sie hatten damals einen trüben, naßkalten Winter. Der Sommer und Herbst war der Delikateßhändlerin hingegangen, ohne daß sie recht von dem Reichtum, der aus der Erde gebrochen war, in ihrer engen Gasse etwas bemerkt hätte. Wenn sie am Fenster in dem Ladenstübchen gesessen, die sommerlich geputzten, sonnendurchwärmten Leute hatte vorüberziehen sehen, war es ihr oft enge ums Herz geworden, wenn sie daran dachte, daß die in aller Behaglichkeit hinaus auf die Dörfer zögen, daß sie an der Elbe hingehen, stromaufwärts und abwärts fahren würden. Da zogen Bilder von schönen Flußufern, vollaubigen Bäumen, sich schlängelnden Wegen, auf denen muntere Leute gingen, an ihrer Seele vorüber. Herr Balduin war von jeher kein Freund von Fußwanderungen gewesen, und sie hatten ihren Sonntagsgang gewöhnlich nach nahe gelegenen Anlagen gerichtet oder zur besonderen Feier in einem kleinen Stadtgarten jedes ein Schälchen Kaffee eingenommen. Das waren die Genüsse gewesen, die ihr der Sommer eingebracht hatte, und jetzt saß sie am Fenster, und der nasse Nebel zog durch die Straßen, ein leichter Schneeschauer sank hin und wieder feucht herab. Die Leute liefen verdrossen und eilig ihres Weges, und so ging es wochenlang Tag für Tag. Kein Sonnenstrahl hatte über die hohen Dächer herübergelugt, und auf der Frau lag etwas, sie wußte nicht, was es eigentlich war, schwer und freudlos. So ähnlich hatte sie wohl schon manchmal im Leben empfunden, nie aber so lange und ununterbrochen wie an jenen trüben, nassen Wintertagen. Es war ihr, als hätte sie an nichts mehr ihre Freude. Wenn sie in der Dämmerstunde saß und auf die Ladenklingel horchte, da zog wie mit schwerem Flügel ihr ganzes Leben an ihr hin, Jahr von Jahr, Tag von Tag ununterscheidbar. Die Zeit, die Balduin und ihr einst stundenweis zugehörte, floß gleichmäßig in der Erinnerung wie ein träger Bach vorüber. Wohin? Weiter, immer weiter; nicht mehr allzu lange. Wenn Anna

mit ihren Empfindungen bis zu dieser letzten Betrachtung gekommen war, seufzte sie innerlich schwer auf und dachte: Für wen aller Fleiß? Für wen das bißchen Mühe? Ja, wenn wir Kinder hätten, da sähe die Sache anders aus, aber so. — Wozu die Sparsamkeit? Weshalb freut sich der arme Balduin über den Jahresgewinn? Wir hätten ja genug und übergenug. Du mein Gott! Da sitzt man nun und sorgt sein Lebtag für Leckerbissen, die die Leute holen, wenn sie sie brauchen. Da hat man sich hundertmal miteinander gesehen und kennt sich doch nicht. Wer es ihnen giebt, ist ihnen gleich. Mitten unter Menschen steht man allein, und was man sein Lebtag zu stande gebracht hat, weiß man selber nicht, und niemand dankt es einem.

Hätte die Delikateßhändlerin in solchen schwermütigen Stunden die wunderliche Vorrede, die einst der einfachen Geschichte ihres Lebens vorangehen würde, geahnt, wer weiß, ob sie dieselbe nicht gern verstanden und ob sie nicht einen Trost für sich gefunden hätte, zu denken, wie sie beide, Herr Balduin und sie, mit ihrer täglichen Geschäftigkeit in das Bewegen des Weltlaufes thätig, unmerklich, doch mächtig eingegriffen hatten. Hätte sie einen tieferen Blick auf ihre Wirkung im Leben thun können, der würde sie in Erstaunen gesetzt und ihr wohlgethan haben; denn nutzlos war es nicht, was sie vollbrachten. Doch so nahe der Gedanke mit ihr jetzt hier verbunden steht und die beiden Alten uns zeigt, wie sie dem Mächtigsten auf Erden zum kräftigen Dasein mit verhalfen, so wenig war er ihr selbst gegenwärtig. Solcherlei erdachter Trost lag ihr weit ab. Sie saß in der Dämmerstunde am Fenster, alles um sie her erschien ihr trübselig. Was sie mit Herrn Balduin erreicht hatte, wollte ihr unnütz und zwecklos vorkommen. Draußen der graue Winter war öde und die Erinnerung an die Freuden im Sommer karg. Wie ruhig und zufrieden war sie doch oft unter denselben Zuständen gewesen, die ihr jetzt schwer zu ertragen schienen. Wenn sie nach ihrer Arbeit zur Ruhe kam, setzte sie sich nieder, legte die Hände ineinander und hatte das Gefühl, als wäre das Maß nun voll gelaufen, als müßte es jetzt dem Ende zugehen, und es wurde ihr wehmütig und ernst zu Mute. Sie fühlte sich nicht wohl. Was ihr fehlte, konnte sie selbst nicht sagen; sie kam leicht in Ärger und schien äußerst reizbar zu sein, was an ihr sonst nicht zu bemerken gewesen war. Auch Herr Balduin wußte nicht, was er von seiner Frau halten sollte, von dem durch ein ganzes Leben immer freundlichen und zierlichen Geschöpf. Sie selbst grübelte nach, was der Grund ihres Übelbefindens wohl sein könne, und kam auf nichts. Unmöglich konnte doch Salomes Jüngster, der Leander, daran schuld sein. Lässig, gleichgültig und unschön bewegte der sich mit seinen langen Gliedern zwischen den beiden thätigen Alten, als legte er es darauf an, ihnen überdrüssig zu werden. Das aber durfte eine vernünftige Frau nicht um alle Fassung bringen. Doch seine Miene, die hochnäsige Miene, die er am Ladentische, bei der Arbeit und unaufhörlich aufsetzte, und die Zimperlichkeit, mit der er die Dinge angriff, und das überlegene Lächeln auf dem harten, roten Gesicht: dies immer und immer zu sehen, das könnte einen, dachte sie, um alle Güte und Liebe bringen. Leanders offenbare Mißachtung, mit der er die tägliche Beschäftigung betrieb, die das Leben der Delikateßhändlerin ausgefüllt, hatte für diese etwas unbeschreiblich Kränkendes und Erregendes. Nicht nur sein eigenes Hantieren schien er von oben herab zu behandeln, nein, ihr war es, als betrachte er gerade so hochnäsig und mißachtend, wie er alles that, was ihn betraf, ihre und Herrn Balduins Arbeit; als schnitte er auf jeden Tag ihres Lebens ekelhafte, gleichgültige Gesichter.

Eines Abends, als sie allein bei ihrem Talglicht im Ladenstübchen saß — Herr Balduin war ausgegangen, der Laden schon geschlossen und Leander hockte oben bei Salome —, da ließ sie so von ungefähr die Blicke in dem kleinen Raume

schweifen, schaute sich dies an und jenes und dachte, wie ihr alles doch gar so wohl bekannt sei und wie alles, was mit einem alt geworden, wert ist, und ehe sie es sich versah, war sie wieder in trübe Gedanken verfallen. Da erblickte sie in ihrer Grübelei etwas, das ihr vorher nicht aufgefallen, auf dem Stuhle am Ofen ein vergriffenes, verbogenes Büchelchen. Sie schaute dumpf darauf hin, bis sie es mit einemmal mit klarem Bewußtsein liegen sah und bemerkte, daß es Leanders Buch sei, in das der ärgerliche Mensch zu jeder möglichst ungelegenen Zeit die Nase hineinsteckte. Das hatte er liegen gelassen. Sie hob es flink und lebendig, wie in ihren guten Zeiten, voller Neugier auf und nahm es zur Hand, setzte sich nieder, rückte das Licht zurecht und schlug es bedächtig auf. Indem sie dieses that, fuhr Überraschung und Ärger im Durcheinander über ihr Gesicht. „So ein Schweinigel,“ fuhr sie entrüstet auf und starrte wahrhaft in das aufgeschlagene Buch. Dort lag vor den Augen des alten, zierlichen Weibes eine wohlbenagte Wurstschale als Buchzeichen zwischen den Seiten. Vor ihrer Seele stand ihr Schützling so lang und sparrig, wie er einherzugehen die Bestimmung hatte, und noch nie schien er ihr so in tiefster Seele fatal wie eben jetzt in seiner Abwesenheit. Sie stand auf, ging an das Fenster und schaute hinaus in die Dunkelheit.

Als sie wieder vor den Tisch trat, lag das Buch mit seinem widerwärtigen Zeichen aufgeschlagen ihr vor Augen. Die befleckten, ungeschonten Seiten waren ihr unangenehm und der Geruch der räucherigen Schale abscheulich. Sie faßte dieselbe mit den Fingerspitzen und entfernte sie. Dann putzte sie das Licht, das flackernd an dem verkohlten Docht in die Höhe brannte, damit es besser leuchte, nahm ihren Strickstrumpf zur Hand und schaute wie von ungefähr in das aus allen Fugen gegangene Buch, noch ohne zu lesen und in ärgerlicher Betrachtung über den häßlichen Eindruck, der auf ihr lag. Endlich aber rückte sie sich das Licht noch etwas näher, nahm die Stricknadel, glättete die aufgeschlagene Seite und begann zaghaft in ihrer Ungewohntheit zu lesen.

Es war ein ihr unbekanntes, weit gekanntes Lied. Und sie begann:

> Füllest wieder Busch und Thal
> Still mit Nebelglanz,
> Lösest endlich auch einmal
> Meine Seele ganz.

Das las sie und weiter, eine Zeile, einen Vers nach dem anderen, und dem kleinen bedrückten Weibe war es, als wüchsen ihrer Seele Flügel; ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie empfand Unaussprechliches. Jetzt die Zeilen:

> Rausche, Fluß, das Thal entlang
> Ohne Rast und Ruh;
> Rausche, flüstre meinem Sang
> Melodien zu.

Da umgab ihr Empfinden frische, wonnevolle Dämmerung, die sich wie ein Wunder um sie her verbreitete, die Raum zu weitester Sehnsucht gab. Rauschender Fluß, sanfter Gesang, in das Unendliche hinein unbegrenzte Frische, dann faßbare, glaubhafte Bilder und Gefühle; eine Sehnsucht, aus dem engen Stübchen der winterlich dunkelfeuchten Straße hinaus in schmeichelndsten Frühling zu fliehen; im Monde schimmernde Blüten, im Monde schimmerndes feuchtes Wellenbewegen und Gedanken, denen das Gewohnte fremd ist.

Ungedacht bewegte sich solches um die Frau wie wunderbarste Luft aus ferner Welt. Sie lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und atmete tief auf, blickte in das dumpf brennende Licht und atmete immer freier, als zöge an ihr ein reiner, lebendiger Strom vorüber. So saß sie in tiefster Stille, nichts störte ihre weihevolle Stunde, und sie genoß das Schöne, das ihr zugekommen, wie einen ruhigen Schlaf und erwachte erst wieder, als die Thür sich öffnete und Leander hereintrat, um, wie es zu seinen Hauspflichten gehörte, gute Nacht zu sagen, ehe er schlafen ging. Der sah auf den ersten Blick sein Buch vor der Meisterin liegen und griff danach, um es an sich zu nehmen.

Da fühlte sich die Frau gekränkt und roh aus ihren Empfindungen gerissen.

„Ich habe Eurem Buche keinen Schaden gethan," sagte sie anzüglich und fuhr weich fort: „Ich bitt Euch, haltet es besser. Mit einem Buche so abscheulich umzugehen, ist eine Sünde und Schande; merk Er sich das! Wie kann Er darin lesen und solch ein Rüpel sein!"

Leander schien nicht die Absicht zu haben, etwas zu erwidern, und wollte eben wieder in seiner verstockten Weise mit dem Buche stumm zur Thür hinausgehen; da rief ihn die Delikateßhändlerin, die gar zu gern ein Wort, was ihn ihr näher brächte, gehört hätte, zurück.

„Zeig Er das Buch noch einmal!"

Leander gab es mißlaunig hin und sagte: „Die Frau hat es ja gesehen."

Sie schüttelte in Gedanken versunken den Kopf, nahm das Buch wieder zur Hand und blätterte darin. Es war ein Taschenalmanach, mit bunten Kupfern ausgestattet, und die verschiedensten Dinge wurden in dem Büchlein behandelt. Da stand etwas über Heilquellen und über die Karlsbader Heilquellen insbesondere, etwas über die Mode, die das Jahr, in dem der Kalender erschien, beherrschte, ein kleiner Roman und Gedichte aller Art.

„Woher habt Ihr das Buch?" fragte die Frau.

„Ich hab mehr solche," erwiderte er kurz; „sie gehören meiner Alten."

„Da ist Ihm ein Gedicht wohl ganz besonders wert darin?" fragte sie wieder und lächelte etwas.

„Kann sein," erwiderte er.

Die Delikateßhändlerin blickte ihn forschend an. Seine blöden Augen aber schauten über sie hinweg und verrieten seine Unbehilflichkeit und sein verschlossenes Wesen. Er mochte zu den Leuten gehören, denen kein tieferes Gefühl sich zu Worten gestalten kann, die vielleicht warmherzig empfinden, sich vielleicht auch gern mitteilen würden, aber es durch allerlei Unvollkommenheiten ihrer Anlagen durchaus nicht können, und die als unliebenswürdige Unempfindsame durch das Leben gehen müssen. Vielleicht gehörte Salomes Jüngster zu dieser Art von Geschöpfen und hatte wirklich im Eifer seiner Andacht und Begeisterung das wunderlichste Zeichen, das je ein Mensch gewählt hat, zwischen die Blätter gelegt, welche ihm besonders erfreulich gewesen waren.

Der guten kleinen Frau aber, die erwartungsvoll zu ihm aufblickte, verriet er nichts von solchen Gefühlen und ließ sie vollkommen in Zweifel über deren Vorhandensein, drehte ihr, nachdem er ihr noch eine Weile gegenübergestanden hatte, mürrisch den Rücken, murmelte noch einmal sein pflichtmäßiges „Gute Nacht!" und ging nach der Thür.

„Da, nehm Er sein Buch mit," sagte die Frau, reichte es ihm und schaute noch wie in Gedanken verloren auf den Platz, wo er gestanden hatte, als er schon längst die Stiege zu seiner Kammer hinaufgetappt war. Ihre gute Seele wußte nicht recht, was sie mit der schönen Erfahrung, die über sie gekommen war, als sie das erhöhte Leben empfunden, das aus dem Liede heraus über sie strömte, beginnen sollte. Sie versank in tiefste Wehmut, alles um sie her erschien ihr von neuem unvollkommen und wenig schön, alles bedrückte sie. Ganz von ihr entfernt leuchtete unbekanntes Licht, und sie saß in trüber, dumpfer Dämmerung. Es mag wohl gut sein, zu sterben. Was soll man so lange hier? dachte sie und schaute noch immer unverwandt vor sich hin.

So saß sie noch, als Herr Balduin von seinen paar alten Freunden zurückkam, mit denen er sich hin und wieder in einer kleinen Weinstube traf. Als er in die Stube zu seiner Frau trat, die ihn nicht hatte kommen hören und bei seinem Eintreten wie eben erwacht aufschaute, legte er, als er guten Abend sagte, seine Mütze hastig, wie es sonst nie seine Art war, auf den Tisch, so daß Anna ganz erstaunt aufsah. Seinen Überrock zog er nicht aus, knöpfte ihn aber weit auf und ging so mit schnellen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Um Himmels willen, was ist dir, Balduin?“ fragte die Frau und erhob sich von ihrem Stuhl. „Was fehlt dir?“

„Mir?“ fragte er. „Was meinst du, wenn wir aus unserem Laden, aus unserem Haus heraus müßten; wie wär denn das?“

„Davon kann die Rede nicht sein. Da ist ja keine Gefahr.“

„So,“ fuhr er erregt auf, „es ist aber ganz zufällig Gefahr da!“

„Wie so denn?“ fragte Anna, der plötzlich der Gedanke aufstieg, Herr Balduin könnte wohl ein Gläschen zu viel getrunken haben, und fügte sanft und gütig hinzu: „Beruhige dich, Balduin; soll ich dir eine Tasse Thee bringen?“

„Hör einmal, Frau,“ sagte er trocken, stellte sich vor sie hin und faßte ihre beiden Hände. „Es ist mein voller Ernst und wird so kommen, daß wir aus dem Hause müssen.“

„Red doch nicht, Balduin,“ unterbrach ihn die Frau unsicher und geängstigt. „Was fällt dir denn ein?“

„Mir ist es nicht eingefallen,“ erwiderte er erregt und ging wieder heftig auf und nieder; „sie wollen eine neue Straße brechen, Gott weiß weshalb. Über die verfluchte Verschönerungssucht! Eine gerade Verbindung mit dem Marktplatze finden sie für gut. Sie wollen mehr Luft in der Gasse haben, was weiß ich. Da müssen unsere Häuser daran glauben, Schwendlers und meines. Und Schwendler wird sich nicht lange besinnen, das kannst du dir vorstellen, die alte Bude los zu werden. Für die Leute ist es das reinste Glück, die werden eine Summe bar in die Hand bekommen, wie sie es sich nicht träumen konnten, und sind die Not mit dem wackeligen Ding von Haus mit einemmal los, denn an Verkauf wäre anders nie zu denken gewesen.“

„Ja, du lieber Gott!“ rief Frau Anna und setzte sich ganz verworren wieder auf den Stuhl.

„Mit uns steht es schlimmer. Ich dachte nicht anders, als meine Augen hier in Frieden zu schließen. Das Haus ist auch noch im Stand und hätte es noch lange mitgemacht.“ Indem er das sagte, lehnte er mit dem Rücken an den Kachelofen und blickte wehmütig vor sich hin. Die Frau aber saß ganz in sich zusammengedrückt auf ihrem Stuhl, und er fuhr bedächtig fort: „Die Bedingungen sind vorteilhaft. Wir kommen im Grunde gut dabei fort.“

„Ja, woher hast du es denn?“ seufzte sie.

„Vom Sekretär Gobin, der kam extra heute mit in die Weinstube, um die Sache mit Schwendler und mir zu besprechen. Der Rat hat ihn jedenfalls geschickt, daß er etwas über die Angelegenheit mit unserem Nachbar und mir hören sollte; nun, und wie es geht, da gab ein Wort das andere.“

„Ich weiß gar nicht,“ unterbrach sie ihn, „wie du nur so reden kannst, als ob es geschehen würde.“

„Und es wird geschehen, da kannst du dich darauf verlassen!“ fuhr Herr Balduin heftig auf. „Sieh dir den Stadtplan an, da geht der rote Strich schon durch die Häuser. Nichts ist zu machen. Morgen sind wir schon zum Stadtrat bestellt, dann wird es sich herausstellen.“

„Hast du den Plan auch schon gesehen?“ fragte sie angstvoll.

„Noch nicht. Erst morgen, aber —“

Jetzt sprang sie auf, trat zu ihm und sagte mit tief erregter Stimme: „Nein, nun sprich, ob es wahr ist?“

„Du hörst es ja,“ erwiderte er ungeduldig.

Da ließ sie die Arme herabsinken, schaute wie hilflos vor sich hin und konnte zu keinem Worte mehr kommen. Auch Herr Balduin stand regungslos an den Ofen gelehnt. Die Uhr tickte auf und nieder, und der Regen schlug an die Scheiben.

„Na, Alte, so schlimm ist es ja nicht,“ begann Balduin nach langem Schweigen wieder. „Da denk doch nur, wie andere bald da, bald dort ihr Lebtag wohnen müssen, und wir haben hier die ganze liebe Zeit gesessen; nun kommt es auch einmal an uns. Und für uns wird sich

auch ein anderes Fleckchen finden und ein besseres. Dir gönne ich's, daß du zu etwas Gutem kommst."

„Laß das!" erwiderte sie matt und ging an das Fenster, um hinauszusehen. Über ihr bewegliches Gemüt kam heute abend allzuviel. Sie glaubte, daß sie träume, und kam deshalb nur zu einem dumpfen Staunen über etwas Unerhörtes, das mitten in der ununterbrochenen Gleichgültigkeit sie selbst angehe. Es war ihr noch nicht bis zum eigensten Bewußtsein gekommen, daß es sich darum handele, das alte Ladenstübchen auf immer zu verlassen. Wäre ihr das klar geworden, so hätte sich in ihr ein Erschrecken geregt, ähnlich dem plötzlichen Gewahrwerden, daß der Tod nicht nur ein wohlbekanntes Wort und ein vertrauter Begriff ist, sondern, wenn er nahe tritt, ein ungeahnt fremdes Entsetzen. Und für sie war ja der Tod ein Verschwinden aus dem vertrauten, einzig bekannten Raume in ein undenkbares Unbestimmtes hinein. Ähnlich undenkbar schien für sie ein neues irdisches Leben unter veränderten Verhältnissen zu sein.

Wie betäubt besorgte sie, ehe sie sich zum Schlafen einrichtete, noch alle ihre kleinen Obliegenheiten, nahm die Asche aus dem Ofen, ging in die Küche und füllte ihr Wasserkesselchen, stellte es an seinen altgewohnten Platz, daß am Morgen alles zum Kaffeekochen parat stände, hob gedankenlos vom Boden ein Endchen Bindfaden, ein Krümchen auf, wischte den Tisch mit ihrer Schürze blank, rückte die Stühle zurecht und that alles mit einem eigentümlichen Ausdruck im Gesicht. Herr Balduin sah ihr unverwandt zu und schüttelte den Kopf.

„Was machst du denn noch, Anna?" fragte er. „Komm, geh lieber zu Bette."

„Ja, ja!" sagte sie und setzte sich nieder.

Da trat Herr Häberlein auf sie zu, legte ihr die Hand auf die Schultern und sagte: „Laß dir es nicht so sehr zu Herzen gehen, Alte. Mir wird's, weiß Gott, auch nicht leicht werden; aber wir sind doch unser Lebtag gut weggekommen gegen andere, da muß es nun einmal hereinbrechen. Komm, sei ruhig."

Die Delikateßhändlerin war ruhig, ihm viel zu ruhig. Er hatte sich die Wirkung seiner Botschaft anders vorgestellt und stand der Frau nun betroffen gegenüber, wollte ihr etwas zum Troste sagen, fand aber nichts und stützte die Hand auf die Lehne des Stuhles, auf dem sie saß, und beide schwiegen abermals. Endlich stand die Frau auf, knüpfte ihr Halstüchelchen ab und hing es, wie sie es jeden Abend zu thun pflegte, an den Schlüssel eines Wandschrankes, der neben der tiefnischigen Thür eingelassen war. Indem sie das that, blickte sie schmerzlich auf ihren Mann und sagte: „Den alten Schrank, werden sie mir den auch mit einreißen? Das hätte ich nie gedacht. So Abend für Abend hängt mein Tuch an dem Schlüssel." Sie schüttelte den Kopf. „Weißt du, wie ich bei unserem ersten Mittagessen einen Blumenstrauß da herausholte und ihn auf den Tisch stellte, und du lachtest? Den hatte ich von der alten Madame Kirsten damals bekommen. Die ist nun auch schon lange tot," fügte sie gelassen hinzu; „so geht es!" — Da traten ihr die Thränen in die Augen und liefen ihr über die Wangen; sachte griff sie nach ihrem Schürzenzipfel und ging ganz gebeugt durch die Kammerthür.

Das geht ihr nahe, dachte Herr Balduin, da trägt unsereins es anders, wenn denn etwas einmal so sein soll.

Als die Frau schlaflos die Nacht in ihrem Bette lag, kam ihr nicht der Gedanke, daß ihrem sehnsuchtsvollen Herzen jetzt vielleicht eine Pforte geöffnet werden sollte. Angstvoll und schwer lag die neue Erfahrung auf ihr, jede Hoffnung ertötend, das einzige Zukünftige, was sie vor sich sah: hoch aufwirbelnder Staub, öde Fenster, verworrenes Dröhnen, Stürzen, Sinken, ihres Wohlbekanntesten Vernichtung. Mit Entsetzen sah sie eine glatte Straße da, wo vor kurzem noch ihr festes, dunkelwinkeliges Nest stand, und fühlte ungehindert über den dumpfig eingeengten

Platz, auf dem der Fliederstrauch stand, frische Luft streichen und Sonnenlicht wogen. Dem Strauche aber kam das nicht zu gute; als sie die Mauern fallen sah, rissen sie ihm die lieben Wurzeln und Würzelchen aus dem Grund, und er lag im Staub zwischen Trümmern. — Das war eine böse Nacht, die sie beide durchmachen mußten; denn Herrn Häberlein wollte auch der Schlaf nicht kommen.

Am anderen Morgen, als sie wortkarg beieinander über ihrem Kaffee saßen, begann Herr Balduin nach längerem Schweigen mit würdiger Miene: „Wenn alles wird, wie ich mir denke, stehen wir mit einer hübschen Hand voll Geld da und können in aller Behaglichkeit zusehen, wo sich für uns etwas aufthun will. So gut wie einer könnte ich jetzt einen Laden im besten Stadtviertel übernehmen. Wir dürften schon daran denken, es uns hin und wieder bequemer zu machen. Du solltest Hilfe haben und nur gerade so viel thun, als es dir recht und angenehm wäre."

„Das laß doch jetzt," unterbrach ihn die Frau abwehrend und schaute traurig in ihre Tasse. „Du lieber Gott, nun soll man alles wieder neu beginnen!" Da stützte sie den Arm auf und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Herr Balduin sah sie kopfschüttelnd an. „Nimm doch Vernunft an, Frau. Wir können uns doch nicht so ohne weiteres begraben lassen, wenn die alte Bude aus den Fugen geht, und außerdem ist das Geld, das wir durch den Verkauf haben, wahrhaftig nicht zu verachten. Ich hätte nicht geglaubt, daß das Ding so viel wert ist; einfach deshalb nicht, weil ich nie darüber mir so recht klar geworden bin. Diese Einnahme zu unserem Kapital geschlagen, giebt eine anständige Summe. Mit der würde ein anderer sich irgendwo zur Ruhe setzen und den Herrn spielen, darauf verlaß dich."

„Ja, das möchte man, zur Ruhe kommen," sagte die Frau wehmütig vor sich hin.

Da stand Herr Balduin auf und ging bedächtig im Zimmer auf und nieder, schaute hin und wieder auf die Frau, die ganz versunken in sich dasaß und auf nichts als auf ihre wehmutsvollen Gedanken achtete.

* *
*

Als nach diesem Morgen Wochen hingegangen waren und sich der Verkauf des Häuschens für die Leutchen äußerst günstig gestaltet hatte und beide trotzdem dem bestimmt kommenden Tage, wo sie es verlassen mußten, sorgenvoll und ängstlich entgegensahen, da standen sie gegen abend miteinander im Gewölbe. Die Frau zündete eben die Lampe an und fuhr dann mit einem Tuche über den Tisch, polierte die Büchsen blank, die darauf standen, und richtete alles, was sich im Laufe des Tages verschoben hatte, gefällig zurecht. Sie hielten das Lädchen wie immer äußerst liebevoll, aber jetzt wehmütig in Ordnung und erwiesen ihm mit schweren Herzen die letzten Ehren. Wie sie so schweigsam, aber einander durch ihre Gedanken nahe verbunden, jedes sich ruhig behende etwas zu schaffen machten, that sich die Ladenthür auf und herein trat Salome, wie es schien, sehr erregt. Sie war seit der Nachricht, daß sie aus ihrem behaglichen Unterschlupf unter Häberleins Dache wieder vertrieben werden sollte, so unruhig wie ein Zugvogel, wenn der Herbstwind sich einstellt. Das arme Weib hatte ihr Lebtag schon in einer guten Zahl verschiedenster Kammern und Stübchen gesteckt, von Not und Hilflosigkeit war sie aus einem ins andere getrieben worden. Die Delikateßhändlerin aber ließ es sich recht angelegen sein, für die gute Freundin ein neues Unterkommen zu finden, ehe sie daran dachte, wo sie und Herr Häberlein die alten Tage beschließen würden. Das wußte Salome, auch daß sie sich umthaten, Leander in ein anderes Geschäft zu bringen, da Häberleins selbst noch nicht wußten, was sie beginnen würden, und den Burschen nicht ins Unbestimmte hinein halten konnten. Sie fühlte sich deshalb soweit ganz gut versorgt und hatte nur die Unruhe in den Gliedern und machte der kleinen Frau

bei jeder Gelegenheit das Herz schwer, so daß diese einen wahren Schreck bekam, wenn Salome bei ihr eintrat.

So auch jetzt. Sie blickte von ihrer Arbeit auf und fragte zaghaft: „Nun, was giebt es?“

„Was es giebt?“ erwiderte sie. „Wer weiß? Hat Herr Häberlein jetzt Zeit?“ wandte sich die rüstige Schneiderin an den Händler, der von ihr nicht Notiz genommen hatte und unter seinen Büchsen und Kistchen wirtschaftete. Er blickte, für sie wenig ermutigend, einen Augenblick nach ihr hin, aber Salome verstand, daß er bereit sei. „Ich komme von Rats,“ sagte sie eifrig, „und wollte nur sagen, daß ich etwas erfahren habe.“

„Was denn?“ fragte Häberlein.

„Ich sprach mit Jungfer Funzelchen,“ fuhr sie erklärend fort.

„Mit wem?“ fragte Herr Balduin unwillig.

„Ich weiß schon,“ unterbrach die Frau, „mit der Jungfer, die bei Rats in Diensten steht. Ich hätte das Mädchen gern einmal zu sehen bekommen, denn Salome macht einen Erheb von ihr, was für eine tüchtige und artige Person das sei.“

„Ja, und da ist nichts Unwahres daran,“ fuhr Salome fort; „da könnte man suchen, ehe man so etwas fände.“

„Was soll's mit der?“ fragte Balduin.

„Ja, wie ich heute bei Rats sitze und Jungfer Funzel gerade den Kaffeetisch für die Kinder und uns deckt, kommen wir doch, wie es sich so macht, auf Herrn und Frau Häberlein zu reden. Ich habe ihr schon oft herzlichst all die Güte und Liebe, die ich bei Häberleins erfahren habe, mitgeteilt.“

„Laß Sie das!“ unterbrach sie Herr Balduin.

„Ich wollte nur sagen,“ nahm Salome den Faden wieder auf, ohne sich irre machen zu lassen, „die Jungfer weiß, was ich hier erfahren habe, und Ihr steht bei ihr im besten Renommee. Und wie wir so ins Reden gekommen sind, mit einemmal geht es ihr doch wie die liebe Sonne übers Gesicht, und sie fährt sich so mit den Fingern durch die Flatterlöckchen, die ihr rings um die Stirn vorkommen. Ich sehe sie mir an und denke: Was hat denn die? Da sagt sie: ‚Hört, Eure Leute sollten sich doch das hübsche Häuschen in Loschwitz, das unserem gerade gegenüberliegt und schon seit vorigem Sommer auf Verkauf steht, ansehen; wer weiß, ob es ihnen nicht gefiele, und ich glaube, der Kauf wäre auch vorteilhaft. Seht,‘ sagte sie, ‚wenn ich mir denke, ich käme einmal zu Geld, da könnte ich mir nichts Schöneres vorstellen, als dort an dem Ufer zu wohnen, und der Garten am Haus und unten der Fluß.‘ Da schaute die Jungfer ganz wehmütig vor sich hin. ‚Und Eure Leute haben das Geld und könnten sich solches Glück kaufen und thun es am Ende nicht.‘ Sie lächelte, als sie das sagte, und wie ich wieder hinschau, stehen ihr die Augen voll Thränen. ‚Nun, Jungfer,‘ sag ich, ‚was giebt es denn? Ich dächte gar, das Weinen laßt doch anderen, das paßt sich ja für Euch nicht.‘ — ‚Frau Salome,‘ antwortete sie mir darauf, ‚das ist für jedermann, und es ist gut, daß es so ist; denn allein durch Sonnenschein wächst nichts, es will seinen Regen haben.‘ Gerade kamen da die Kinder herein, und nun gab es zu thun, denn so kleines Volk ist nicht satt zu bekommen. Aber jetzt hättet Ihr sie sehen sollen in ihrer Munterkeit. Ich wollte es selber nicht glauben, daß ihr den Augenblick vorher die Thränen nur so die Wangen herabgelaufen waren. Sie trieb ihren Scherz mit der Gesellschaft und hielt sie hübsch in Zucht, daß es eine Freude zu sehen war. Dem kleinsten Mädel von Rats,“ fuhr Salome fort, „spielte ein Bruder übel mit und nahm ihr das Brot weg, als sie es eben einschieben wollte. Da gab es Jammer, die Kleine rutschte von ihrem Stuhl und versteckte ihr Gesicht in Funzels Rockfalten. ‚Ja, Schreilotte,‘ sagte da die Jungfer und mit einem so guten Tone, daß es mir ganz weich ums Herz wurde, ‚wer wird sich gleich so anstellen? Komm, sei still!‘

Sie nahm das Kind in die Höhe und setzte es wieder auf seinem Stuhl zurecht, und es dauerte nicht lange, da lachte es. Darauf wendete sie sich zu mir und sagte: ‚Seht, Frau Salome, so weint man in seiner Dummheit das Leben lang. Wenn Ihr heute heimkommt,‘ fuhr sie fort, ‚vergeßt doch nicht, zur Frau Häberlein zu gehen, und sagt es mit dem Haus. Ich dächte, wenn die in ihrem dumpfen Löchelchen, in dem sie immer gesessen haben, von so etwas hören, müßten sie sich vor Sehnsucht kaum lassen können. Sagt auch, daß in dem Garten hinter dem Haus die besten Obstsorten stehen. Sie sollen sich nur bei Rats erkundigen, die wissen Bescheid.‘ Und so bin ich denn gleich hierhergelaufen,“ sagte Salome, „um ja nichts zu versäumen.“

Die kleine Frau war Salomes Redeschwall andächtig gefolgt. Sie hatte schon oft an den Erzählungen von der Jungfer Funzel ihre Freude gehabt und hätte das Mädchen gar zu gern kennen gelernt. Es war ihr ein angenehmer Gedanke, daß die für sie Fremde so liebevoll ihrer gedachte, und wie ein Stern hob sich mit einemmal eine wunderbare Hoffnung in ihrer Seele. Nie hatte sie bis jetzt an so etwas für sich zu denken gewagt. Das Herz klopfte, und ihr war zu Mute wie einem Kinde um Weihnachten. Salome und Herr Balduin sprachen noch eine Weile miteinander, aber die Frau setzte sich auf die Stufe, die zur Ladenthür hinaufführte, hörte und sah nichts weiter, als was in ihr selbst vorging. Und als die Thür klang und eine Kundin eintrat, erhob sie sich und ging sachte hinauf in die Ladenstube; dort setzte sie sich an ihren alten Platz am Fenster, legte die Hände auf den Knien übereinander und schloß die Augen. Da war es ihr, als sei es wieder derselbe Abend, an dem sie in Leanders Buch das Lied gelesen, das ihr das ganze Wesen bewegt hatte. Fast unbewußt flüsterte sie mit tiefer Innigkeit vor sich hin: „Rausche, rausche, lieber Fluß!“ lehnte den Kopf zurück und flüsterte es noch einmal. Das waren die einzigen Worte, die ihr haften geblieben waren, aber der ganze Zauber, den sie damals empfunden, wogte wieder um sie her, nur lebendiger, noch schöner und faßbarer. Und als sie sich bewußt wurde, was sie so innig empfand, waren es die ersten Schimmer einer heiteren sonnigen und freien Zukunft.

Während die Frau in sanfter Schwärmerei halb träumte, halb wachte, ging Herr Balduin im Laden auf und nieder, knöpfte den Rock sich würdevoll von oben bis unten fest zu und sagte zu Salome, die sich noch immer erwartungsvoll in seiner Nähe aufhielt: „Es wird zu überlegen sein, Frau Thorspeck. Leute in unserer Stellung könnten sich schon ein sorgenfreies Alter gönnen, weshalb nicht. Soweit sind ja die Mittel da.“

„Das bezweifle ich nicht, Herr Häberlein; überlegt es noch,“ erwiderte die Mieterin süßlich und schickte sich an zu gehen.

Herr Balduin aber bemerkte kaum ihr Verschwinden, so warf er sich in die Brust und ließ sich das Gefühl, ein wohlbestallter Mann zu sein, der unter seiner Lebensrechnung einen Strich machen könne, um darunter zu setzen: „Gewonnen!“ etwas zu Kopfe steigen. Er fühlte sich aufs äußerste friedlich und unabhängig und rieb sich vergnügt die Hände. Als er in die Ladenstube trat und seine Frau so andachtsvoll sitzen sah, lachte er und sagte: „Dazu werde ich wohl nicht kommen, eine vernünftige Alte zu haben; so wie sie mit zwanzig war, so ist sie mir geblieben. Nun sage mir, was denkst du jetzt?“ Er klopfte ihr im Gefühl seines Wertes auf die Schulter und sah sie voller Güte und Freundlichkeit an. „Was meinst du denn, wenn ich morgen zu Rats ginge und mich erkundigte, und daß wir dann die Sache so langsam weiter betrachteten?“

„Ach,“ erwiderte die Frau unter Thränen, „solches Glück kann unmöglich für uns sein.“

„Weshalb nicht?“ fragte Herr Balduin; „so gut wie für andere auch für uns. Es ist ja noch kein Schritt weiter gethan,

wenn ich mich morgen über dieses und jenes unterrichte. So einen Plan habe ich schon mit mir herumgetragen.“ Er nickte bedächtig vor sich hin, rieb mit der Hand ein paarmal über die Tischfläche und sagte: „Ja, ja, Alte, so geht es!“

Als der Abend noch weiter vorrückte, saßen die beiden Leute bei einem Fläschchen Wein sich gegenüber, das Herr Balduin im Drange der Gefühle aus dem Keller geholt hatte, und sie tranken sich bedächtig zu und besprachen die Zukunft. Wehmut und Hoffnung bewegten die Seele der kleinen Frau so mächtig, daß sie alle Augenblicke mitten im besten Bereden mit dem Schürzenzipfel über die Augen fahren mußte und nicht weiter sprechen konnte. Das war an einem vierten Februar, als die beiden so beieinander saßen und Zukünftiges dämmernd über ihnen lag.

* *
*

Anfang Mai stand vor Häberleins Laden ein mächtiger Möbelwagen; da gab es in dem Hause ein Hin und Her, eine Unruhe in öden Räumen. Das Gewölbe war leer. Herr Balduin hatte alle die Apfelsinen, Citronen, seinen Kalmus, Pfeffer, Räucherwerk, seine Nüsse und seinen feinen Ingwer an einen Abnehmer soweit vorteilhaft verkauft, und was ihm noch davon übriggeblieben war, hatte er für sich selbst behalten. Da wurde in den Tagen altjähriger Staub aufgerührt vom Keller bis zum Boden, kein Nagel blieb unbetrachtet, kein Gerümpel unbemerkt. Man erstaunte über das, was sich angesammelt hatte und was man, ohne es zu wissen, besaß. Es waren böse Zeiten, die das alte Haus zu seinem Untergange vorbereiteten.

Frau Häberlein schäffterte in dumpfem Eifer unten und oben. Manchmal drückte sie Schmerz und Grauen, wenn sie daran dachte, was sie seit Tagen mit größtem Eifer that, schwer auf das Herz und ließ sie mit klaren Augen sehen, wie sie selbst Hand anlegte, mit aller Kraft ihr wohlgepflegtes Teuerstes zu zerstören. Dann wieder, wenn sie in ihrer Hast und Regsamkeit einmal aufschaute und die warme Maisonne durch trübe Fensterscheiben in den aufgewirbelten Staub scheinen und flimmern sah, da zog es wie Sehnsucht und Ungeduld in sie ein, und der Wirrwarr um sie her, in dem sie steckte, und die dumpfen, dunklen Ecken und das Enge, nie Durchfrischte, das ihr Leben lang sie umgeben hatte, lastete schwer und erstickend auf ihr. Es waren die härtesten Tage ihres Daseins, und ein Übermaß von Gefühlen, die in ihrer regsamen Seele durch den nahen Abschied wachgerufen wurden, beunruhigte sie.

So kam die letzte Stunde heran, welche die Leutchen in ihrer Heimat zu verbringen hatten. Die Frau ging noch einmal in ihrem Sonntagsstaat, im dunkelgrünen Wollenkleid, das sie eng und zierlich umschloß, in einer weißen Mütze mit braunem Band, durch alle leeren Räume bis hinauf auf den Boden. Dort lehnte sie sich an ein Dachfensterchen und schaute in den schönen Maitag hinaus. Auf allen Dächern lag goldener Sonnenschein, die Schwalben blitzten blauglänzend und zwitschernd an ihr vorüber hinein in ein Meer von Licht, von Luft und Wärme. Das war der letzte Blick, den sie von ihrem Besitztum aus that, und wie sie so Umschau hielt, da hafteten ihre Augen auf einem Erkerfensterchen, vor dem ein grünes Brett befestigt war, das einen über und über blühenden Rosenstock trug. Ihr Lebtag mochte sie wohl nicht aus der versteckten Dachluke geschaut haben, und so zu allerletzt vom nah Bekanntesten aus etwas Neues zu gewahren, machte einen wunderlichen Eindruck auf sie. Sie blickte, in Erinnerungen versunken, durch den Maisonnenschein auf den Rosenstock in allertiefster Wehmut, dann schloß sie den grauverwitterten Holzladen und hatte, indem sie das that, die Empfindung, daß hier alles zum letztenmal behutsam berührt werde, zum letztenmal vor der Zerstörung. Vom Boden aus that sie noch einen Blick hinunter in das dämme-

rige Höfchen, ihren lieben Aufenthalt. Das stand gedrängt voll Gerümpel, voll alter Kisten, Bretter und Kasten, aber aus allem Wust hob sich frisch und unbeschädigt der Fliederstrauch. Das ging ihr zu Herzen; langsam und sachte machte sie sich auf den Rückweg. Unten in der Küche wartete auf sie zum letztenmal der Kaffeetopf auf dem alten Herde. Sie nahm aus einem Korbe zwei Tassen, trug sie in das verlassene Ladenstübchen, stellte sie sorglich auf eine hohe Kiste, zwei wackelige Stühle davor, nahm aus dem Korbe einen runden Kuchen und holte die Kanne vom Feuer. Dann rief sie Herrn Balduin, der sich in allen Ecken noch etwas zu thun machte, herein, und die beiden Leutchen verzehrten die letzte Mahlzeit in ihrem Hause, ohne viel dabei zu reden oder Betrachtungen zu machen, aber mit einer ernsten Feierlichkeit.

Nicht lange darauf hielt ein leichter Einspänner vor der Thür. Sie machten sich auf, Balduin schloß das Haus hinter sich ab und händigte Salome, die sich zu guter Letzt eingefunden hatte, den Schlüssel ein. Die reichte der Frau auch ihren Korb in den Wagen und benahm sich bei dem Abschied gefaßt, hatte aber die schönsten und erbaulichsten Redensarten bis zuletzt in Bereitschaft.

Die Alten stiegen ein, der Wagen setzte sich in Bewegung und es ging erst über das rasselnde Straßenpflaster zur Stadt hinaus, dann an blühenden Gärten vorüber an dem Flusse hin. Die Apfelbäume waren noch im vollsten Flor, rosig und weiß hingen die Blüten gehäuft an den Ästen und über das grüne, aufschießende Korn strich der sanfte Maiwind. Die Birken schimmerten im hellsten Grün und Weiß, und Tannen und Kieferngehölze, an denen sie vorüberkamen, standen auch im frischen Schmuck. In den Dörfern sorglose Kinder; Hühner und junges Gänsevolk in den knospenden Obstgärten; überall Leben, Wachsen und Frische. Die Frau saß wie träumend neben Herrn Balduin. Mit der Zeit wagte sie es, sich in dem Wagen behutsam zurückzulehnen, und beschaute sich beglückt die erfreulichen Dinge, an denen sie vorüberkamen. Je weiter sie fuhren, je mehr Frühlingsluft an ihnen hinstrich, desto mehr wurde von den beiden ein Lebelang alltäglichster Thätigkeit und Dumpfheit fortgeweht. Salome und Leander und die Zahl der Kundinnen fielen von ihnen ab, in den großen Raum der Vergangenheit hinein. Die kleine Frau atmete so frei und unbehindert wie ein Kind und sagte zu Herrn Balduin: „Wie müssen wir alten Leute dankbar sein, daß der liebe Gott uns das gegönnt hat. Ebensogut hätte er auch eins von uns abrufen können oder uns Krankheit schicken, statt daß wir nun so wunderschön dahinfahren."

In der Alten regte sich das, was man Lebenswonne nennt. Was sie nur je unklar gehofft und geträumt, das wollte sich ihr jetzt schön erfüllen. Sie vergaß die langen, ihrer Natur nicht so recht angemessenen Jahre, in denen ihr der überflüssige Reiz des Lebens nicht zu teil geworden war, und saß da wie eben erwacht, voller Ahnungen. Ihre neue Heimat hatte sie noch nicht zu sehen bekommen und näherte sich ihr jetzt zum erstenmal. Der Wagen fuhr einen Weg hinauf zwischen Gartenmauern hin, über welche Blütenbüsche niederhingen. Sie hörten die Vögel in den verborgenen Gärten singen und zwitschern, und die Sonne lag voll auf den hellen Steinmauern. Da sagte Herr Balduin: „Nun kommt es bald, dort fangen schon die ersten Häuser an." Darauf schaute die Frau mit klopfendem Herzen vor sich hin, und nicht lange, so hielt der Wagen vor einem Haus, das mit seiner Reihe grüner Fensterläden unter hohem Dache freundlich dreinschaute.

„Da sind wir, Alte," bewillkommnete sie Herr Balduin mit einem Ausdruck, dem man anhörte, daß ihm die Sache schon wohl vertraut war, und half seinem bewegten Frauchen aus dem Wagen. Er hatte schon ein paar Tage lang hier gehaust, um, während die Frau in der alten Wohnung hantierte, die neue, so viel wie für ihn thunlich, in stand zu setzen.

Das Frauchen nahm ihren Korb an den Arm und trippelte Herrn Balduin, der die Hausthür öffnete, zaghaft durch den schmalen, mit roten Backsteinen gepflasterten Vorraum nach, dann in die Stube, deren Fenster zur Landstraße hinaus auf ein gegenüberliegendes Haus blickten. In der Stube standen die alten Möbel aus dem Ladenstübchen, ein wunderschönes neues Sofa und ein prächtig polierter Schrank. „Ach, du mein Gott!“ flüsterte die Frau und ließ ihre Gefühle noch nicht so recht aufkommen, vielleicht in der Empfindung, als könne sie davon erwachen. Sie setzte ihren Korb auf die Diele, beschaute die schönen weißen Vorhänge und schüttelte ganz versunken den Kopf. „Komm, Alte, erst wollen wir den Garten besehen,“ sagte Herr Balduin.

Nun gingen sie wieder beide hintereinander her durch den Hausflur. Herr Balduin öffnete eine grün gestrichene Thür, und sie traten hinaus in die volle Pracht. Gleich vor dem Haus stand ein junger kräftiger Apfelbaum, der so über und über blühte, daß es eine Freude war. Von der Thür aus führte ein schnurgerader Weg bis an das Ende des schmalen, etwas abfallenden Gartens, und dieser Weg hatte eine Einfassung von den schönsten weißen Narzissen, deren dichte Blätterbüschel kräftig aus dem Erdreich aufgeschossen waren und die Blumensterne frisch umgaben. Blühende Bäume und überall hellstes Grün, noch unbepflanzte, gelockerte Beete, allerlei Keimendes, das sich eben erst aus dem Boden herauswagte, Buschwerk und Beerengesträuch, am Wege ein paar knospende Rosenstöcke; alles das sah das Frauchen in ihrer nächsten Umgebung und empfand das frische Leben, das jedes Blatt und jede Hand breit Erde ausströmten. Sie bückte sich, um von einer schönen, schneeweißen Narzisse ein Schnecklein abzulesen, und indem sie das that, wurde sie rot vor Beschämung, denn man könnte meinen, sie thäte sich wichtig als Eigentümerin, und behutsam schaute sie auf, ob Herr Balduin auf sie achtete.

Aber der ging würdevoll und schweigsam vor ihr her und empfand es jedenfalls als unnötig, da zu reden, wo jedes Schöne sich selbst erklärte. Endlich drehte er sich um und sagte: „Alte, was meinst du?“ Da reichte ihm die kleine Frau die Hand, die hellen Thränen standen ihr in den Augen und ihr gutes, überschwenglich volles Herz ließ sie zu keinem Worte kommen. Das war ein Augenblick, den sie in ihrem Leben nicht vorgesehen hatte, und alles, was sich an diesem Tage weiter begab, erschien ihr wunderbar, wie eben erst geschaffen: die Abendsonne, deren rote Strahlen den lockenden Garten übergossen; ein Gesang, den sie auf der Straße hörte; die Leute, die ihr am Fenster vorübergingen. Und ihre Freude hatte sie, als sie aus den Kisten und Kasten das Bettzeug räumte und hin und wieder bei der Arbeit aufschaute und ihr Blick auf das gegenüberliegende Haus, das dem Herrn Rat gehörte, fiel. Der war für die Sommerzeit ihr Nachbar geworden, und Herr Balduin hatte ihr gesagt, daß jetzt schon die Jungfer Funzel mit den Kindern dort eingezogen sei, gerade als er mit seiner Sache so weit fertig geworden, um wieder zu gehen. Das war ihr ein angenehmer Gedanke, und sie beschäftigte sich mit der neuen Nachbarin.

Am anderen Tage in der schönsten Stunde traten die Alten wieder aus ihrem Hause, sie hatten schon allerlei miteinander geräumt und gewirtschaftet und wollten in der schönen Frühzeit sich einmal draußen umsehen. Das Frauchen pflückte jetzt schon von dem Überfluß im Gehen ein paar der schönsten Narzissen und einige purpurrote Aurikeln, auch einen Goldlackstengel, der am Grasrand blühte, einen Zweig helles Stachelbeerlaub und trug ihren Strauß vor sich her, so behutsam und glücklich wie ein junges Mädchen.

Am Ende des Gartens war in die Mauer ein Pförtchen eingelassen. Das öffnete Herr Balduin, und sie gingen über einen morgendlich feuchten Weg in das Buchenwäldchen, welches sich bis knapp an das Flußufer hinabzog. Schlängelnde Pfade führten zwischen den schlanken

Stämmen hin. Da wandelten die beiden unter dem maifrischen Laub und dachten nicht an sich, sondern nur an das Schöne, das sie genießen durften, und nie mochte wohl auf einem Menschenpaar das Alter so wenig drückend aufgelegen haben wie auf den beiden Leuten an jenem schönen Morgen. Die Frau wenigstens vermochte sich nicht von der Jugend um sie her zu unterscheiden. Sie ging mit ihren Betrachtungen nicht wie die, die mit Anstrengung sich selbst überwinden mußten, um genießen zu können, von einem schmerzlichen Punkte aus, sondern genoß sanft und sich ganz hingebend, legte ihre Hand in die des Herrn Balduin und hatte in ihrem Alter das volle Glücksbewußtsein. Sie setzten sich nebeneinander auf eine Bank, die abseits vom Wege mitten im Grünen fast versteckt stand, die aber die Frau mit ihren Umschau haltenden Blicken gleich entdeckt und für ein wunderschönes Plätzchen erkannt hatte; und das war es auch. Herr Balduin steckte sich in aller Zufriedenheit seine Pfeife an, und die Frau holte aus den Falten des grünen Wollkleides ihren Strickstrumpf hervor. Das Knäuel rollte ihr, während sie emsig Nadeln und Finger regte, mitten in blühendes Kraut zwischen Gras und Blätterwerk hinein, und als sie ihm nachschaute, erstaunte sie von neuem über den großen Reichtum um sich her. Die Zeit verging ihnen sachte und angenehm. Ein leiser Wind fuhr hin und wieder durch die obersten Wipfel. Aus Herrn Balduins Pfeife hoben sich Rauchwolken, kräuselten sich bläulich, zogen durch die stille, klare Luft und leuchteten hin und wieder in den schwankenden Sonnenlichtern, die das dichte Laub durchdrangen, hell und wunderlich auf.

Wie sie so nebeneinander saßen, hörten sie Schritte. Die Frau bog einen Zweig zurück, um aus ihrem grünen Versteck heraus auch sehen zu können, was ginge und käme. Es dauerte nicht lange, da sah sie auf dem Wege, der an ihnen vorüberführte, ein junges Mädchen in einem dunkelblauen Leinenkleid mit einem Jungen, den sie an der Hand führte, kommen. Wie sie das Mädchen, welches mit dem Kinde ihr gegenüber etwas stehen blieb, weil das Bürschchen ihr in einem Gefühlsausbruch von Zärtlichkeit die tüchtigen Ärmchen um die Knie schlang, genauer betrachtete, meinte sie, daß auf der Welt kein Geschöpf in dieses schöne Wäldchen so wohl hineinpassen möge als gerade diese junge Person. Sie hatte einen kleinen festen Kopf und sonnige Augen, einen blonden, glänzenden Zopf knapp in einen Knoten festgesteckt, um die Stirn aber die lustigsten Flatterlöckchen, die man sich denken kann. Ihre Gestalt war nicht gerade schlank zu nennen, aber angenehm und beweglich.

„Sieh nur!“ flüsterte die Frau Herrn Balduin zu und lehnte sich zurück, damit auch er den hübschen Anblick haben sollte.

„Das ist ja die Jungfer bei Rats,“ sagte Balduin.

Indem er das sagte, machte sich der Junge von der Jungfer los und bog in den Pfad, der auf die Bank zuführte, um zu entwischen. Sie lief ihm nach, und im Augenblick darauf standen sie vor den beiden Alten. Herr Balduin erhob sich, griff nach seinem Käppchen, und die Jungfer schaute etwas betroffen auf, reichte ihm aber gleich die Hand hin. „Nun, wir kennen uns,“ begann sie munter und reichte ihre Hand auch der Frau hin. „Ich wünsch allen Segen zum Einzug.“ Das sagte sie mit einem so liebevollen Tone, daß es der Frau war, als hätte sie vorher mitten in ihrer Freude gerade solch einen Willkommen vermißt.

„Hier ist noch ein Platz neben uns,“ sagte die Alte und wies auf die Bank.

„Wir haben Eile,“ erwiderte die Jungfer, „wir müssen noch hinunter und Milch bestellen. Aber ich dachte, daß die Nachbarn hier herum zu treffen sein würden, und ich wollte doch meinen Gruß anbringen. Die Frau Häberlein habe ich schon vom Fenster aus heute wirtschaften sehen. Wenn ich mit etwas behilflich sein kann, ich thu's gern,“ fügte sie hinzu und nahm die Hand des verdutzt um sich schauenden Jungen, um zu gehen.

„Wir begleiten Euch ein Stückchen," sagte Frau Anna, und sie machten sich miteinander auf den Weg. Unterwegs erzählte ihnen Funzel, daß sie vorerst mit den drei Kleinsten hier allein wohne, um alles herzurichten. Sie hätten einen schweren Winter hinter sich. Die Kinder wären alle an den Masern krank gelegen und sollten sich nun hier vollends erholen. Die Frau Rat würde in ein paar Tagen wohl nachkommen, aber der Herr mit den beiden Ältesten erst in den Pfingsttagen. Dann sprachen die beiden Alten ihre Dankbarkeit gegen sie aus, da sie es ja sei, die ihnen zu ihrem Glücke so recht eigentlich verholfen habe.

„Ja, nicht wahr," sagte die Funzel darauf, „es ist schön hier, und das ist erst das Rechte, wenn man sich so im Freien fühlt. Mir wird es auf die letzten Wochen, die wir in der Stadt bleiben müssen, immer ganz beklommen zu Mute. Mein Lebtag könnte ich es dort gar nicht aushalten, keinen Mund voll frischer Luft bekommt man," sagte sie lachend und schwenkte das Bürschchen, das ihr jetzt ganz bedächtig an der Hand ging, etwas hin und her, gab ihm einen kleinen Stoß, daß es mitten in das schönste Gras wie ein Käfer auf den Rücken fiel und um sich her strampelte. Dann zog sie es wieder in die Höhe und sagte: „Das ist ein großer Schelm, man glaubt es so gar nicht, den dürfte ich nicht einen Augenblick allein lassen. Die anderen beiden sind jetzt bei der Magd, aber diesen muß man immer selbst in Obacht haben. — Aber der Beste ist er von allen," wandte sie sich leise an Frau Häberlein, „dem kommt kein unwahres Wort über die Lippen; und gut ist er. — Nicht wahr, Schlingel?" sagte sie.

„Funzel, das war eine Amsel, dort ist sie hinein!" rief der Junge und zeigte auf dichtes Buschwerk.

„War sie schwarz?" fragte Funzel, „hatte sie einen roten Schnabel und gelbe Beine?"

„Ja!" sagte er im höchsten Eifer.

„Dann war's eine," meinte die Jungfer.

„Nun?" fragte er, als sollte noch etwas kommen.

„Nun?" sagte Funzel, „das andere weißt du ja. Sie hat in dem Busch ein Nest und freut sich, daß sie so schnell entwischen kann."

So plauderte sie in aller Munterkeit, daß es Frau Häberlein leid that, als sie wieder voneinander Abschied nahmen. Aber beide luden die Jungfer ein, doch mit den Kindern zu ihnen zu kommen, und gingen durch ihren schönen Garten wieder in das Haus zurück.

* *
*

Man darf auf Erden nicht von Glück reden, da es leicht durch ein Aussprechen verscheucht werden kann. Deshalb mag ich nicht sagen, daß die beiden Alten glücklich waren; und dennoch getraute ich es mir fast. Die Frau wenigstens möchte ich so nennen, da sie ihr Lebtag in Sehnsucht nach halb geahnt Ungekanntem hingebracht und alles sich ihr jetzt im Alter noch in Staunen und Dankbarkeit gelöst hatte; und was wünscht man mehr?

Herr Balduin mochte nicht viel nach Glück gestrebt haben; ihm war mit Befriedigung gedient, und die kannte er wie irgend einer. Wäre ein Überfluß von Glück über ihn hereingebrochen, würde auch nur Befriedigung und weiter nichts in dem Händler erweckt worden sein. Von dem Jubel aber, der in seiner kleinen Frau lebte, ahnte er nichts, so wenig er sie in ihrem Verlangen nach dem, was nun gekommen war, je verstanden. Und dennoch hatte sie ihm jede Erfüllung ihrer kleinen, leidenschaftlich entstandenen Wünsche zu verdanken, bis auf dies letzte schön Erreichte.

Die ersten Wochen waren den Alten in ihrer neuen Heimat vergangen. Die Obstbäume im Garten setzten prächtige Früchte an. Die Beete waren alle bepflanzt worden und standen im besten Gedeihen. Auch die Freundschaft mit der Jungfer Funzel und das gegenseitige Gefallen aneinander blühte allerschönstens.

Jeden Abend kam Funzel, wenn die Kinder zu Bette gebracht waren und Herr Balduin im „Goldenen Engel“ unter den Honoratioren saß, herüber zur Frau Häberlein gelaufen und verschwatzte ein Stündchen mit ihr. Da gingen sie miteinander hinaus vor die Thür; im Garten unter den Apfelbaum setzten sie sich und strickten. Funzel hatte eine allerliebste Stimme und sang der Alten vor, was sie nur immer wußte.

Rings im weiten Umkreis hörte man die Heimchen um diese Stunde zirpen; und wenn sie ganz still beieinander saßen, glaubten sie den Fluß rauschen zu hören. Da erzählte ihr einst das Frauchen von dem wunderschönen Lied, das sie im Winter aus dem Buche von Salomes Sohn gelesen, und wie wunderlich alles zugegangen sei, daß sie es gerade an dem Abend gelesen, an dem sie das erste von dem Verkauf des Gewölbes gehört, und daß alles, was sie damals empfunden, nun in Wahrheit eingetroffen sei.

„Das ist hübsch,“ sagte Funzel darauf; „ich meine auch, man sollte an solche Dinge glauben; wenn sich gar so etwas Bestimmtes in einem regt und man kann nicht darauf kommen, weshalb, so ist es sicher für Zukünftiges. Ach, du mein Gott,“ sagte sie munter, „ich wollte, mir träumte es auch einmal so. Aber das wird bei mir wohl ausbleiben. Nun, es ist gut,“ setzte sie nach einer Weile eigentümlich ernst hinzu, „es geht auch anders. So viel Glück giebt es nun einmal nicht, als daß alle etwas davon abbekommen könnten.“

„Was meint Ihr denn, Funzel?“ frug die Alte. „Euch kann doch nichts fehlen, Euch doch zu allerletzt.“

„Ja,“ sagte Funzel und lachte, „mir glaubt es niemand, wenn es mir auch übel geht. Deshalb laß ich es ruhig bleiben mit dem Gesichterziehen; was ich durchzumachen habe, mache ich durch, und wenn ich lache, wo ich vielleicht auch weinen könnte, da ist weiter kein Verdienst dabei. Der eine hält es so, der andere so.“

„Ja, Funzel, was fällt Euch denn ein?“ rief das Frauchen erstaunt und schaute sie an. Funzel fuhr sich über die Augen, als wollte sie die Thränen verbergen, und sagte in einem bewegten Tone, der aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt zu sein schien, halb verlegen und wehmütig und dennoch munter und lebendig, nachdem sie wieder klar um sich blickte: „Hier im Orte habe ich meinen Schatz, Euch will ich es sagen, den jungen Hilfslehrer Severin. Wißt Ihr, Herr Häberlein sprach gestern, daß er ihn kennen gelernt hätte.“

„Ja, du mein Gott!“ rief die kleine Frau in freudigem Erstaunen.

Da lachte Funzel, nahm ihre Arbeit, die sie hatte ruhen lassen, wieder zur Hand und sagte: „Ja, der Severin ist mein Schatz, und keinen Augenblick bereu ich's, denn er ist ein guter Mensch.“

„Das glaub ich,“ sagte Frau Häberlein lächelnd, „aber ich meine, das wäre das Wenigste, was man von seinem Liebsten sagen kann.“

„Ja, wenn alles glatt und gut geht,“ erwiderte Funzel, „dann wohl; wir aber haben viel miteinander durchzumachen. Severin ist ein unruhiger Kopf und macht mir das Herz oft schwer. Er ist schon seit Jahren hier Hilfslehrer und kommt zu nichts Rechtem, so daß wir gar nicht absehen können, wie lang uns der Brautstand noch dauern wird. Das mag wohl auch auf ihn drücken. Und nun kommt dazu, daß er bei seinen Vorgesetzten nicht so recht in Gunst steht, wie wir es beide wohl möchten. Nun, das würde sich geben, denn er ist tüchtig, und sie könnten mit der Zeit schon ein Einsehen haben. Aber seit einem Jahre hat er sich etwas in den Kopf gesetzt, wovor mir angst und bange wird, und ich weiß auf der Welt nicht mehr, wie ich es ihm ausreden soll.“

„Nun?“ fragte Frau Häberlein und blickte teilnahmsvoll auf das Mädchen.

„Er will nach Amerika,“ sagte Funzel kurz und so, wie es jemand thut, der über das, was er ausspricht, eine vollkommen absprechende Meinung hegt, „und will mich überreden, gleich mitzugehen,“ fuhr sie

fort, „damit wir dort als Mann und Frau unser Glück versuchen könnten. Das spielt seit einem Jahre, so daß ich nichts zu thun habe, als abzureden und zu verweigern. Mein bißchen Erspartes ginge fast allein auf die Reise auf, und dann säßen wir dort, wer weiß in welchem Elend; denn ob sich für ihn so ohne weiteres gleich etwas fände, das ist nicht ausgemacht. Er ist nicht der Mann, sich vorzudrängen, und seine Gesundheit hält auch nicht allzuviel aus. Sehen Sie, die Unruhe, zu etwas zu kommen, ist es, die ihn zu solchem Entschluß verleitet, und der arme Kerl plagt sich damit. Wenn ich so bedenke, ich habe vom fünfzehnten Jahre an gedient und mir es sauer werden lassen, habe zurückgelegt, wo ich nur immer konnte, und gemeint, daß ich es meinem Mann einmal zubringen würde, und habe mir oft ausgemalt, wie hübsch es sein müßte, einmal ein eigenes Heim zu haben. Wenn man immer im Dienst gestanden hat, da macht einem der Gedanke doppelte Freude," setzte sie hinzu, „das glaubt nur. Und nun fällt es ihm ein, daß wir uns so mir nichts dir nichts fortstehlen sollen, hinaus in die Fremde, als wäre kein Platz mehr für uns im Lande. Ich habe keine Verwandten mehr, aber ich bringe es nicht über das Herz, aus der Heimat zu gehen, wenigstens nicht, solange ich nicht deutlich vor mir liegen sehe, daß es sein Glück ist. Und es ist nicht sein Glück. — Wenn Ihr wüßtet, wie es mir manchmal zu Mute ist," fuhr sie fort, und die Thränen stiegen ihr in die Augen. „Und ich erleb es, daß wir noch auseinander kommen!" Damit stützte sie sich mit der Stirn auf den grünen Gartentisch, vor dem sie saßen.

Die Frau legte ihr die Hand auf die Schulter und wußte nicht recht etwas zu sagen.

„Ich warte ja ruhig und mit gutem Mut, bis es ihm besser gelingt," fuhr Funzel fort und hob wieder gefaßt den Kopf, „und es wird ihm hier gelingen, wenn er in Ruhe vorwärts geht und nicht alle Welt von seinen absonderlichen Plänen hört, denn dergleichen schwätzt sich herum, man weiß nicht wie, und schadet mehr, als man sich vorstellt. — Wenn ich so an die große Welt, die um einen herliegt, denke," sagte sie nach einer Weile, „und an die vielen Geschöpfe, ich meine, da müßte man im allertiefsten Herzen demütig werden. So unendlich viele haben nicht Aussicht auf Glück gehabt und mußten es sich gefallen lassen, ihr Leben in Freudlosigkeit hinzubringen. Ich weiß nicht, ich habe nie den Mut gehabt, so recht ausbündig nach Glück für mich zu verlangen; da kommt mir immer der Gedanke: du lieber Gott, weshalb soll denn gerade für dich etwas so Allerbestes zurecht gelegt sein, und gar danach zu jagen wie mein Schatz es thut, das kommt mir wie ein rechtes Unrecht vor, und ich möchte ihn zurückhalten."

So sprach die bescheidene Seele, und indem sie es that, schaute sie wieder klar in ihrer hellen Lieblichkeit vor sich hin.

„Armes Kind," sagte das Frauchen voller Güte und strich ihr sanft über die Wangen, „daß du solche Not hast, das sollte man nicht denken."

„Mich hat der liebe Gott auch nicht zum Klagen geschaffen," fuhr Funzel lebendig fort. „Zehnmal am Tage freue ich mich meines Lebens, auch wenn es mir nicht so geht, wie ich wohl möchte. Ich nehme Gutes und Böses in Kauf, wie es jeder hier thun muß, und bin nicht furchtsam. Sollte aber etwas zwischen mich und meinen Schatz kommen, das würde mir nahe gehen. Ich habe ein festes Leben und bin hart gewöhnt, und so hieße es bei mir aushalten. Ich müßte bei meiner Arbeit bleiben und alles hübsch lebhaft und guten Mutes weiter schaffen, denn wollte ich mürrisch und trübselig werden, da stände es schlecht um mein Fortkommen." Dann setzte sie mit von zurückgehaltenen Thränen erstickter Stimme hinzu: „An Krankwerden oder gar an Sterben wäre bei mir nicht zu denken, wenn mich mein Schatz verließe. Ich habe ihn jetzt schon seit ein paar Tagen nicht zu sehen bekommen und weiß gar nicht, was das bedeuten soll."

„Beruhigt Euch, Funzelchen,“ sagte die Frau, „bis dahin soll es nicht kommen. Verlaßt Euch nur auf uns, das geben wir nie zu. Mein Mann hat ja den Herrn Severin kennen gelernt, und mir schien, als hätten sie Gefallen aneinander gefunden.“

„Meint Ihr?“ sagte Funzel.

Und beide blieben in Gedanken versunken sitzen, sahen den Mond hinter dem Wäldchen auftauchen und saßen länger als gewöhnlich zusammen, trotzdem sie kaum ein paar Worte noch miteinander wechselten. Frau Häberlein griff in ihrer Herzensbewegung nach Funzels Hand und hielt sie fest in der ihrigen, als wollte sie damit sagen: Warte nur, ich habe dich in meinen Schutz genommen, wir wollen es schon gut miteinander machen.

Als das Mädchen sich von ihr verabschiedet hatte, ging die Frau hinein in das Haus, zündete ihr Lämpchen an und wartete auf Herrn Balduin. Sie war durch das Vertrauen, das ihr die junge schöne Person erwiesen, beglückt und hatte das Gefühl, als brächte das Leben ihr immer mehr und immer Besseres zu, als würde jede Sehnsucht in ihr gelöst und jeder Wunsch erfüllt. Im Herzen empfand sie solch eine schöne Liebe zu dem Mädchen, wie sie sich die Liebe zu einer Tochter nur je geträumt hatte. Und sie meinte, nun liege es ihr ob, für das Kind zu sorgen und alles dafür einzusetzen, hier Glück zu schaffen. Es war ihr fast recht, daß es der Funzel nicht zum besten ginge und daß sie etwas zu helfen und zu bedenken bekommen hatte. So saß sie, und die Zeit verging ihr unmerklich.

Als Herr Balduin zurückkam, fragte er beim Eintreten: „Ist Funzel bei dir gewesen?“

„Jawohl,“ erwiderte die Frau, „die war hier.“ Und es dauerte nicht lange, da wußte Herr Häberlein, daß der Liebling mit dem Hilfslehrer Severin versprochen sei, und wußte alle Leiden und Nöte des jungen Pärchens, die ihm die kleine Frau lebhaft zur Anschauung brachte. Mit allergrößter Teilnahme ließ sich Frau Häberlein darauf erzählen, daß Severin ihren Mann bis an die Hausthür begleitet habe.

„Das ist ein netter Kerl,“ sagte Balduin, „mir gefällt er recht gut. Wäre damals statt des langen Schlappses so einer wie Paul Severin bei uns in das Geschäft eingetreten, das hätte ich mir gefallen lassen. Und für Severin wäre es auch besser gewesen, als daß er hier sitzt, an seiner Hilfslehrerstelle nagt und davon nicht satt und froh wird. Ich habe ihn gebeten, er soll einmal bei uns vorsprechen. Ja, Alte, mag man sagen, was man will,“ fügte Herr Balduin wehmütig hinzu, „so ein frisches, gesundes Geschäft hält Leib und Seel zusammen. So schön es hier auch sein mag und so wenig ich es mir anders wünschen möchte, mir ist es manchmal gar nicht, wie es mir sein sollte, da fehlt es mir an allen Ecken. Es ist eben schwierig, ehe man von der lieben Gewohnheit loskommt.“

Die Frau schaute ihren Mann besorgt an. „Balduin,“ erwiderte sie, „davon hast du ja nie etwas gesagt.“

„Ja, es ist einem selbst nicht recht klar, bis man es einmal ausgesprochen hat,“ fuhr Herr Balduin fort. „Als ich vorhin mit dem jungen Severin nach Hause zu ging, da machte es sich so im Gespräch. Es wird sich auch wohl geben. — Du fühlst nichts dergleichen?“ wandte er sich an die Frau. „Wenn du aufstehst, ist es dir nicht, als wüßtest du nichts zu thun und zu schaffen und könntest gerade so gut liegen bleiben?“

„Daß ich nicht wüßte,“ erwiderte das Frauchen bedenklich, „eher im Gegenteil; ich kann es kaum erwarten, bis es so weit ist, daß der Tag wieder neu beginnt. Mir ist die kleine Wirtschaft jetzt auch gerade recht.“

„Ja, ja,“ unterbrach sie Herr Balduin, „du warst von jeher leichtsinniger, als es gut sein mochte, und hattest deinen Sinn auf allerlei Allotria gerichtet. Ich habe dir das genug gesagt, nun stellt es sich wieder heraus. In so einem Frauenzimmer steckt kein Lot Anhänglichkeit!“

„Was fällt dir ein?“ sagte das Frauchen, die ihrem Manne erstaunt zugehört hatte. „Verlange nicht etwa, daß ich mich darüber erboßen soll; so eine alte Frau ist dankbar, wenn es ihr gut geht und wenn sie in ihrem Alter so viel Grund hat, glücklich zu sein. — Ich dächte, du besännest dich bei Zeiten,“ fuhr sie fort, „du hast den Garten vor der Thür, wo es jetzt mehr zu thun giebt, als dir lieb ist, und beklagst dich, daß nichts zu schaffen wäre.“

„Weißt du auch,“ sagte der Alte nach einer Weile, „daß heute unser Gewölbe daran muß? Der Apotheker war in der Stadt und erzählte, daß sie angefangen haben.“

„Du mein Gott!“ erwiderte die Frau, sah vor sich hin, stand dann auf und machte sich etwas in der Stube zu thun.

„Ja, ja,“ seufzte Herr Balduin und ging langsam und bedrückt in die Schlafkammer.

Der andere Tag war sonnig und heiter, und in dem Herzen der Delikateßhändlerin wollte die Wehmut nicht recht eindringen, als sie sich vergegenwärtigte, daß jeder Augenblick ihr altes Haus in der Stadt seinem Ende näher brächte; daß jetzt aus den leeren, ihr wohlbekannten Fensterhöhlen der Staub wirbele; daß Balken stürzten und alles in Auflösung begriffen sei. Aber jeder Blick, den sie in ihren schönen Garten that, ließ sie die beängstigenden Bilder vergessen, und Funzel Quittenbaums Geschichte und die mütterliche Liebe zu dem Mädchen beschäftigten sie mehr, als irgend etwas Vergangenes es jetzt hätte thun können.

Das Altchen war so ganz in ihr Element geraten, daß sie kaum um sich blickte, sondern immer voller Behagen und in aller Annehmlichkeit weiter schwamm; meinte, aller Welt müsse es wohl zu Mute sein wie ihr, so daß Herr Balduin, der schon in den ersten Jahren ihrer Ehe bei der Frau den Hang nach Wohlleben gewittert haben wollte, sein Recht behielt. Er hatte sich nie ganz sicher gefühlt und das Frauchen oft damit gekränkt, daß er sein Mißtrauen für sie zur Anschuldigung machte; jetzt schienen seine bösen Ahnungen wahr werden zu wollen. Durch ein allzu langes Bereden der von ihm gefürchteten, gefährlichen Eigenschaft seines Weibchens hatte er sie endlich, wie es schien, heraufbeschworen. Denn so besorglich und pflichttreu die Delikateßhändlerin den Mann ihr Lebtag gepflegt und trotz aller Geschäftigkeit immer Zeit gefunden hatte, getreulich auf sein Aussehen und seine Mienen zu achten, so sehr fühlte er sich jetzt von ihr vernachlässigt. Tag für Tag lebte sie in ihrem Leichtsinn und in Zufriedenheit hin, war so von erfreulichen Angelegenheiten erfüllt, daß sie nicht im geringsten darauf achtete, daß Herr Häberlein schon seit einiger Zeit durchaus nicht bester Laune zu sein schien.

An einem schönen Tage vor Sonnenuntergang gingen sie miteinander durch den Garten. Die Rosen standen in allervollster Blütenpracht, und für den Abend hatten sich die beiden Funzel und den jungen Severin, mit dem Herr Balduin große Freundschaft geschlossen, eingeladen.

Das Frauchen blieb, als sie neben ihrem schweigsamen und etwas verdrießlich dreinschauenden Gatten unermüdlich auf- und niedergegangen war, vor einem Rosenstocke stehen, bog einen Zweig herab und sog den Duft andachtsvoll in sich ein.

Herr Balduin betrachtete sie eine Weile, wie sie, um ihn unbekümmert, wie ein Bienchen an der Rose sog; endlich sagte er ärgerlich: „Das ist recht, laß dir einen Käfer in die Nase kriechen. Überhaupt ist das eine ganz verfluchte Einbildung, hinter die man kommt, wenn man die Sache einigermaßen mit Verstand betrachtet, daß eine Rose so besonders riechen soll. Ich sage dir, ein Käse, ein rechter fromage de Brie riecht mir angenehmer, kräftiger und besser. Es hat auch eine solidere Bewandtnis damit; denn eine Rose ist im Grunde doch ein sinnloses Ding.“

Frau Häberlein schaute erstaunt und erschreckt zu Herrn Balduin auf und fand, daß dieser eine griesgrämige und wenig

muntere Miene zu seinen närrischen Redensarten aufgesetzt hatte.

„Was soll das heißen, Balduin?“ fragte sie.

„Ja, was es heißen soll,“ murmelte der Alte vor sich hin, legte die Hände mit einer schnellen Bewegung auf dem Rücken zusammen und marschierte dem Hause zu.

Frau Häberlein ging ihm kopfschüttelnd nach. Ihr war auch heute das Herz nicht leicht, denn nächster Tage stand ihr die Trennung von Funzel Quittenbaum bevor. Die Frau Rat mit den Kindern zog wieder in die Stadt, und sie kamen erst im September noch auf ein paar Wochen vor Wintersanfang in das Landhaus zurück.

Heute war vielleicht schon der letzte Abend, an dem sie das gute Mädchen längere Zeit bei sich haben durfte, und zugleich der erste, an welchem sie das junge Pärchen zusammen sehen würde. So besorgte sie bewegten Herzens die Zurüstung zum Abendessen und vergaß in ihrer Geschäftigkeit die wunderliche Äußerung und Übellaunigkeit des Herrn Balduin, der in der Dämmerung, weil er nichts Besseres zu thun wußte, die Straße hinabgeschlendert war. Funzel kam, so früh sie sich hatte losmachen können, schon vor ihrem Verlobten und suchte Frau Häberlein in der Küche auf; sie trug ein hell leinenes Kleid und hatte sich frisch und zierlich herausgeputzt, sah aber nicht so munter wie gewöhnlich drein.

„Nun, Funzel?“ sagte Frau Häberlein und schaute sich das Mädchen an. Für Funzels Seelenstimmung hatte sie einen feinen Blick. „Nun, Euch ist es heute nicht besonders wohl zu Mute.“

„Ja, wenn der Abschied nicht wäre,“ sagte Funzel und drehte in leichter Befangenheit am Küchenschrankschlüssel; „und Severin ist auch nicht bester Laune. Wenn es nun in ein paar Tagen fortgeht und ich wieder in der Stadt sitze, dann kommen erst die dummen Gedanken. Ich gehe diesmal mit schwerem Herzen, und wenn die Kinder nicht wären, ich hielt es nicht aus; Ihr wißt es ja, daß es bei meinen Leuten nicht gerade heiter zugeht. Der Rat und die Frau machen sich das Leben schwer genug. Manchmal ist mir's, als hätten die ihren Verstand nur deshalb bekommen, damit sie ja auch alles nicht Gute im Leben aufspüren können, und das Gute und Fröhliche werfen sie, so ist es mir oft, wenn ich es mit ansehe, wie Scherben beiseite. Manchmal,“ sagte sie aufseufzend, „vergeht eine Woche, ohne daß man auch nur ein frohes Gesicht zu sehen bekommt. Und die großen Buben treiben es auch schon so, zerren sich den lieben langen Tag mit ihrem Schulwerk mürrisch herum, haben an ihrer Arbeit keine Freude und ziehen widerwärtige Gesichter, wenn es etwas setzt. So geht es Tag für Tag, und da will es schon etwas heißen, munter zu bleiben.“

„Ja, ja,“ seufzte das Frauchen, „und ich weiß auch nicht, wie ich mich ohne Euch behelfen soll. Jetzt ist mir's erst, als ob ich Einsamkeit kennen lernen müßte.“

Da ging die Hausthür, und Herr Balduin trat mit dem jungen Severin, dem er entgegengegangen war, ein.

„Da kommen sie,“ sagte Frau Häberlein, „wir wollen sie vorausgehen lassen.“ Sie band ihre Schürze ab, wischte noch geschäftig über ein paar Teller und ging dann mit Funzel den beiden in den Garten nach. Wie diese die Schritte der Frauen hinter sich hörten, wendeten sie sich um, und Funzel sagte, als sie ihren Verlobten auf sich zukommen sah, mit leuchtenden Augen zu dem Frauchen: „Ist er nicht ein lieber Mensch?“

Severin hatte ein gutes und solides Ansehen, gehörte entschieden in der Erscheinung zu derselben Sorte Leute wie Herr Balduin, und hatte eine behende Gestalt, die in ihrer mäßigen Hagerkeit den künftigen Einflüssen des Alters, ohne viel Veränderung zu erleiden, standhalten konnte. Er hatte muntere Augen und dichtes, dunkles Haar. Er benahm sich durchaus würdig und schien mit jedem Schritte sich seiner Verpflichtungen gegen

den alten Gönner bewußt zu sein, als er seiner Braut entgegenging.

„Wart du!“ sagte Funzel, lief auf ihn zu und warf ihm eine Hand voll Rosenblätter, die sie im Vorüberstreifen von einer verblühten Rose gepflückt hatte, ins Gesicht. Er schüttelte erst unwillig den Kopf, nahm dann aber ihren Arm in den seinigen und ließ sie huldvollst neben sich herwandeln.

Darauf schaute Funzel nach den beiden Alten, die miteinander hinter ihnen hergingen, und sagte: „Man sollte gar nicht meinen, daß er zu Zeiten so abenteuerliche Gedanken im Kopfe hat, wenn man ihn so hübsch ehrbar gehen sieht, und daß er solche Not machen kann. Nicht wahr?“ sagte sie und schaute schelmisch zu ihrem Schatz auf.

„So laß das doch!“ flüsterte er ihr zu. „Was willst du jetzt?“

Sie achtete aber nicht auf seine Einwendung, immer nach rückwärts gewendet, fuhr sie fort: „Habt Ihr ihm den Kopf ein wenig zurechtgesetzt, Herr Häberlein? Ich wollte nur bitten, daß ich ihn Euch in Erziehung geben dürfte, wenn ich nun gehen muß.“

Herr Häberlein lachte über das ganze Gesicht, denn er hatte an der hübschen Funzel Quittenbaum seine Freude.

„Ist schon besorgt, Jungfer Funzelchen. Ganz umsonst sitzen zwei so mäßige, vorzügliche Leute, wie wir sind, nicht miteinander den Abend im Goldenen Engel. Schon deshalb nicht, weil es immerhin einen guten Eindruck macht, wenn ein munterer junger Mensch es mit einem alten Manne hält. — Ja, und er versteht mich, fragt ihn nur,“ fuhr Herr Balduin fort, „ich sage besser wie meine gute Alte.“

Da blieben sich die vier gegenüber stehen. Severin lächelte, und die kleine Frau schaute verdutzt und betroffen zu ihrem Gatten auf.

„Ja, er versteht,“ fuhr Balduin fort, „daß es einem alten Manne schwer wird, von seiner gewohnten Hantierung zu lassen, und daß alle Schönheit und alles Allerliebste, und was so den Leuten behagt, ihm seine gute Thätigkeit nicht ersetzen kann. Mit den Frauensleuten, da ist das anders; die sind mit ihrem Leichtsinn zu jeder Zeit auf das Wohlleben aus, und mag es kommen, wann es will, früh oder spät, sie lassen sich davon den Kopf verdrehen. Da ist nichts dabei zu machen. Vor den Augen wird einem die eigene Alte fremd und hört und sieht nicht mehr, wenn ihr das geschieht, wonach sie verlangt hat. Nun, nichts für ungut,“ sagte Herr Balduin wohlwollend, als das Frauchen rat- und hilflos um sich her sah und nicht recht wußte, worauf hinaus das, was sie gehört hatte, zu gehen schien. Er faßte ihre Hand und schüttelte sie. „Seht, Herr Severin, die Frauensleute muß man nehmen, wie sie sind.“

„Ja, ja,“ seufzte Funzel, „das ist schon recht, wenn man die Männer nur auch so nehmen könnte; aber da hat man seine liebe Not, ehe sie einem nur so einigermaßen geraten.“

„Der tausend, Severin,“ rief der Alte und wies auf Funzel, „Ihr habt eine Böse erwischt! Gott behüte Euch vor dem Schwatzwerk!“

„Das nimmt man mit in den Kauf,“ erwiderte Severin und schaute das Mädchen zärtlich an.

Balduin aber klopfte Funzel auf die Schulter und sagte: „Du Prachtmädel du!“

Frau Häberlein pflückte noch einen schönen Blumenstrauß still zusammen, um ihn auf den gedeckten Tisch zu stellen. Und als sie miteinander bei dem Abendessen saßen, da wurde Herr Balduin immer munterer und aufgeräumter, wie sein Frauchen sich seiner kaum erinnern konnte. Severin und er sprachen von dem schlechten Zustande, in dem sich die Geschäfte im ganzen Ortsumkreise befänden. In keinem der Flecken und Dörfer eine vernünftige Handlung, in der die Leute ihren Kaffee und Zucker, ihren Essig, ihre Lichte und ihre Gewürze gut erhandeln könnten.

„Alles zieht sich nach der Stadt,“ sagte

Herr Balduin heftig, „und hier könnte, wenn es recht angefangen würde, solch ein Geschäft seinen Mann ernähren."

Sie sprachen immer eingehender und erregter. Severin entwickelte eine ganz eigentümliche Sachkenntnis, die Funzel nie bei ihm vermutet hätte, und Frau Häberlein ging sachte über den Gemütszustand ihres Mannes ein Licht auf. Herr Häberlein hielt nicht mehr Ruhe, in ihm regte sich ein lang bewährter Thätigkeitstrieb, und jetzt wußte sie, was die beiden, Severin und ihr Mann, allabendlich so eifrig zu bereden gehabt hatten. Sie und Funzel hörten noch eine gute Weile geduldig zu, und Frau Häberlein hatte ihre Freude daran, wie frisch und heiter Balduin sprach.

Es war auch in Wahrheit ein guter Augenblick, wie der Alte sich wieder kräftig in das Leben einzudrängen versuchte, wie er Hoffnung und Erfahrung lebendig durcheinander sich bewegen ließ, wie er mit dem Jungen erwog und besprach, der jungen Kraft Vorteile zumaß, indem er sich über manche Dinge, von denen Severin unterrichtet zu sein schien, fragend an ihn wendete und doch zu gleicher Zeit das vornehm Herablassende des Alters ihm gegenüber beibehielt. Wie seine gute Frau voller Hingebung ihm zuhörte, sich an ihm freute und jeden Augenblick in Dankbarkeit und Liebe bereit war, ihrem Gatten, wie es auch sei, zu helfen. Dann die junge Funzel Quittenbaum, die dem Gespräch unsicher, ahnungsvoll folgte, über das Vertrauen, das der würdige Alte ihrem Verlobten schenkte, erstaunte und sich freute und nicht recht wußte, was die allgemeine Erregung in jedem der drei Gesichter vor ihr zu bedeuten habe, bis aus dem lebensvollen Bewegen um sie her für sie eine beglückende Hoffnung sich hob.

Das Altchen war aufgestanden, hatte die Hand auf die Schulter ihres Mannes gelegt, der sich halb erstaunt nach ihr umwandte, und sagte: „Mir ist es gar zu recht, wenn du das thust, was dir lieb und angenehm ist, das glaube nur. Das ist wahr, ich bin eine leichtsinnige Frau, habe ich mir doch heute gegen abend, als wir miteinander an dem Rosenstocke standen, gar nichts bei dem gedacht, was du sagtest." Sie sprach mit lebhaft erregter Stimme und fuhr fort: „Mir ist es lieb, beginne hier etwas Neues, Balduin. Hier in der Vorderstube bauen wir den Laden aus, und den Herrn Severin nimmst du in das Geschäft."

Da fuhr Balduin fast unwillig auf und sagte: „Das wäre mir das Rechte, in meinen alten Tagen mir ein Geschäft über den Kopf wachsen zu lassen. Nicht wahr, Severin, was meint Ihr?" Die Empfindungen zogen über die alten Züge des Frauchens und brachten im Vorüberziehen einen wunderbaren Jugendschein über sie. Sie blickte sich im Kreise um, und ihre Augen ruhten so voller Liebe und Glanz einen Augenblick auf Funzel, daß es dieser ganz wunderlich zu Mute wurde. Herr Balduin wollte reden und legte die Hand vertrauensvoll auf Severins Arm. „Ich weiß am besten," fuhr er fort, „daß ich mit Herrn Severin gern etwas unternähme — aber —"

„Zu viel Ehre!" unterbrach ihn Severin. „Wie sollte ich zu dergleichen kommen. Bedenken Herr Häberlein meine völlige Mittellosigkeit."

„Ta — ta — ta!" sagte Herr Balduin und machte eine bedeutungsvolle Handbewegung zu der im Eifer etwas willkürlich gewählten Entgegnungsform. „Das würde sich finden; was braucht ein Gehilfe fürs erste Mittel zu haben. — Da meint die Alte," begann er wieder im scherzenden Ton, „so etwas ließe sich über das Knie brechen. Wenn ihr es in den Kopf fährt, glaubt sie, es sei schon da und hergerichtet. So ist sie und so war sie."

Severin schaute gespannt auf Funzel, deren Blicke an dem Frauchen hingen, die immer noch hinter Herrn Balduins Stuhl in Gedanken versunken stand. Unmerklich aber, ohne daß es eines Wortes von seiten der Alten zum Einlenken bedurft hätte, ging die Unterhaltung der zwei

Männer ihren Gang, und zwar waren sie, ohne daß sie recht wußten, wie es geschehen, vom unbestimmten Allgemeinen auf das Allerpersönlichste, Eingeschränkte und Sichere gekommen, und das Bächlein der Unterhaltung lief da, wo es laufen sollte.

Die Frau hörte andachtsvoll mit einem unbeschreiblichen Lächeln auf den schmalen Lippen zu, wie die beiden immer eifriger wurden. Sie berieten miteinander den Ausbau der Unterstube, den die Delikateßhändlerin vorgeschlagen hatte, und sie mußten ihn für gut halten, denn sie besprachen die Sache mit der Art Befriedigung, als wäre diese Idee aus ihrem eigenen Kopfe entsprungen.

Herr Balduin hörte dem jungen Hilfslehrer offenbar mit Wohlgefallen zu, wenn der seine Vorschläge machte, und stimmte bei, als Severin außerordentlichen Wert auf Viehsalzverkauf legte. Herr Häberlein sprach ihm gegenüber, zum Staunen der kleinen Frau, das aus, was außer ihr nie ein Sterblicher zu hören bekommen: nämlich die Quelle, von der er seine Kaffees bezogen hatte. Und er that es mit einer gewissen weihevollen Feierlichkeit, reichte Severin die Hand dabei hin und sagte: „Es wäre schon gut, wenn wir beieinander bleiben könnten, Herr Severin!“ Und Severin schlug mit einem verbindlichen, verlegenen Lächeln ein.

Die Frau nahm sachte die Teller und Reste vom Tische. Funzel half ihr, und beide Frauen schlichen, die Arme voll Schüsseln, zur Thür hinaus; ohne von den in ihre Pläne vertieften Männern bemerkt zu werden und ohne ein Wort zu reden, setzten sie ihre Last in der Küche ab und gingen in den Garten in den vollen Mondenschein hinaus. Da hielt Frau Häberlein unter dem Baume ihre liebe Funzel in den Armen, und die Nacht war still und mild, die Gefühle der alten Frau glichen ihr in diesem Augenblicke an ruhiger Schönheit.

Ein Teil ihres sanften Friedens bildete wohl die Dankbarkeit gegen ihren Mann. Durch dessen Einsicht und Klugheit war sie zu ihrem Glücke gekommen, und jetzt verschaffte ihr sein neues, kräftiges Aufstreben die Aussicht, das junge liebe Geschöpf, das ihre ganze Freude war, den Rest der alten Tage nahe behalten zu dürfen. Zu aller Erfüllung war eine Hoffnung zuletzt noch über sie gekommen, und die Vorzüge des stillen Alters, das aus jeder Lebensstufe einen wünschenswerten Teil zurückbehalten, verbanden sich mit dem Glücke, das von außen her sie umgeben hatte.

Ihre Natur, die ein Leben lang nach der ihr angemessenen Umgebung sich gesehnt und unbewußt geschmachtet hatte, durfte vor ihrem Hinschwinden rein ihre ganze Freudekraft empfinden.

Arnold Böcklin.

Von

Otto Baisch.

Ein bezeichnendes Merkmal unserer Zeit ist die scharfe Ausprägung der Individualitäten. Gilt diese längst anerkannte Wahrheit von allen Beziehungen des Lebens, so macht sie sich auf besonders hervorstechende Weise in den bildenden Künsten und innerhalb dieser wiederum am auffälligsten in der Malerei bemerkbar. Die Architektur, schon ihrem ganzen Wesen nach an strengere Gesetze gebunden, ist überdies in ihren Einzelerscheinungen mehr oder minder abhängig nicht nur von mannigfachen Bedürfnisfragen, sondern in der Mehrzahl der Fälle auch von dem Geschmack der Auftraggeber. Durch solche Vorbedingungen wird in architektonischen Werken die Ausprägung der Künstlerindividualität wenn auch nicht lahm gelegt, doch innerhalb ziemlich bestimmt gezogener Grenzen gehalten. Etwas freiere Entfaltung gestattet ihr die Plastik. Immerhin aber ist der Bildhauer mit seinen Hauptaufgaben, den Monumentalgebilden, teils an die Architektur gekettet und dadurch naturgemäß schon bis zu einem gewissen Grade den für die Baukunst gültigen strengeren Gesetzen mit unterthan gemacht, teils nach einem in unserer Zeit

Digitized by Google

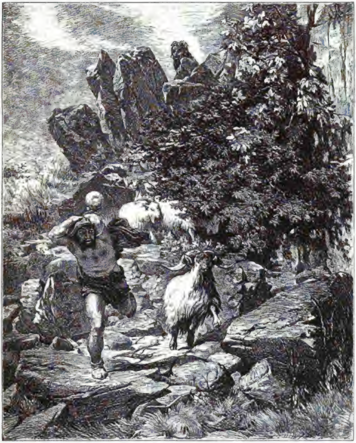
mehr als je üblichen und bisweilen recht verhängnisvollen Gebrauch von den Beschlüssen amtlicher Kommissionen abhängig, in denen nicht selten die zu einem echten Kunsturteil befähigten Stimmen in der Minderheit sind. So kommt es, daß solche Kommissionen gemeinhin von dem Grundsatze geleitet zu sein pflegen, keinen Entwurf gut zu heißen, für den sich nicht unter den bereits ausgeführten und bekannten Werken möglichst genaue Analogien finden. Die unmittelbare Folge davon ist, daß hier den nach eigenartiger Entfaltung verlangenden Künstlernaturen der Raum für ihre Bethätigung arg verkümmert wird. Alle diese Hemmnisse kommen der Malerei gegenüber um so weniger zur Geltung, als dieser Kunst heutzutage die Teilnahme an monumentalen Aufgaben ohnehin mit geringen Ausnahmen versagt zu sein pflegt. Ihre Wirksamkeit ist der Hauptsache nach auf Tafelgemälde beschränkt, die der Künstler in seiner Werkstatt ausführt, unabhängig von irgend welchem fremden Willen — sofern er nicht selbst einem solchen in mehr geschäftsmännischer als künstlerischer Weise sich unterordnen will — ganz dem eigenen Gestaltungstrieb anheimgegeben. Nun ist ja ohnehin die Malerei die beweglichste unter den bildenden Künsten. In ihrer Verschmelzung zweier Hauptelemente, der Form und der Farbe, von denen bald der einen, bald der anderen das Übergewicht zuerteilt wird, besitzt sie die Anlage zu einer unendlich mannigfachen Abstufung der Mischungsverhältnisse. Nehmen wir hinzu die vielfältigen reichen Stoffgebiete, die ihr für ihre Darstellungen zur Verfügung stehen, die Freiheit, mit der sie sich innerhalb dieser Gebiete bewegen und eines in das andere hineinspielen lassen kann, so ist es gewiß nicht zu verwundern, wenn das Bestreben unserer Zeit nach entschiedener Ausprägung der persönlichen Besonderheit nirgends unverhohlener und ausschlaggebender zu Tage tritt als in der Malerei. Selbstverständlich ziehen sich andererseits auch bei Beurteilung ihrer Werke die individuell betonten Anschauungen nicht in den Hintergrund zurück, und so finden wir unter den namhaften Malern der Jetztzeit eine ganze Reihe von solchen, die auf der einen Seite begeisterte Anhänger, auf der anderen ebenso heftige Widersacher finden. Kaum an einen zweiten Künstler aber sehen wir diesen Gegensatz in so entschiedener Weise herantreten wie an Arnold Böcklin. In ihm haben wir eine jener außergewöhnlichen Erscheinungen vor uns, an denen niemand gleichgültig vorübergehen kann, für deren Thun und Treiben vielmehr ihre Gegner trotz alles Scheltens sich kaum weniger lebhaft interessieren als ihre Verehrer; Grund genug, um dem bisherigen Leben und Wirken des viel umstrittenen Meisters an dieser Stelle eingehendere Beachtung zu schenken.

Arnold Böcklin ist am 16. Oktober 1827 in Basel als Sohn eines dortigen Kaufmanns geboren. Eine umfassende Gymnasialbildung, die er in seiner Vaterstadt empfing, weckte und nährte in seiner Seele die Vertrautheit mit den geschichtlichen und sagenhaften Erscheinungen des klassischen Altertums — eine Vertrautheit, die auf sein späteres Wirken nicht ohne unmittelbaren, vielfach sich aussprechenden Einfluß geblieben ist. Schon früh erwachte in ihm die Vorliebe für die bildende Kunst, der Wunsch, ihr sein Leben zu widmen. Auf welche Weise beides in seiner Seele geweckt wurde innerhalb einer Stadt, die ihrem heutigen Wesen nach wohl mit gutem Recht als ein Inbegriff nüchtern-hausbackenen Wesens gilt, in einer Umgebung, deren Sinn und Streben lediglich den praktischen Interessen des täglichen Lebens zugewandt war, darüber hat bis jetzt niemand einen einigermaßen klaren Aufschluß zu geben gewußt. Ebenso sind die ohnehin sehr dürftigen Berichte aus seiner Knabenzeit uneinig darüber, ob die ausgesprochene Neigung Arnolds bei seinen Eltern auf schwer zu überwindenden Widerspruch stieß oder nicht. Gewiß ist nur, daß Böcklin im Jahre 1846 die Düsseldorfer Akademie bezog und daß der in seinem neunzehnten Lebens-

jahr stehende Jüngling dorthin schon eine ganz achtbare künstlerische Vorbildung mitbrachte, die er sich in seiner Vaterstadt angeeignet. Sein Hauptlehrer und besonderer Gönner in Düsseldorf wurde Johann Wilhelm Schirmer, der bedeutende Pfleger der historischen Landschaft, der bereits seit 1839 eine Professur an der dortigen Akademie bekleidete. Es ist ein schöner Beweis der selbstlosen Einsicht dieses Meisters, der liebevollen Teilname und Fürsorge, die er der bestmöglichen Entwickelung seines Schülers zuwandte, daß Schirmer dem letzteren ziemlich bald empfahl, sich zur weiteren Verfolgung seiner Studien nach Brüssel zu wenden, wo er namentlich nach Seite der Koloristik hin weit bessere Anregungen finden werde, als Düsseldorf sie zu bieten im stande sei. Der junge Böcklin ließ sich diesen so sehr wohlmeinenden Wink nicht entgehen. Er wanderte geradeswegs nach der belgischen Hauptstadt und hielt sich namentlich an die dortige Galerie älterer Meisterwerke, in deren Wesen und Technik er durch eifriges Kopieren einen möglichst tiefen Einblick zu gewinnen suchte. Dabei übte er gleichzeitig Auge und Hand und erzielte durch Veräußerung seiner Kopien einen kleinen Ertrag, der es ihm ermöglichte, zu Anfang des Jahres 1848 nach Paris weiter zu pilgern. Kaum hatte er den Fuß in die französische Metropolis gesetzt, als die Februar-Revolution daselbst ihre Stürme entfaltete. Böcklin blieb, ihren Schrecknissen trotzend, in der Seinestadt und setzte im Louvre sein Studium der alten Meister auf ähnliche Weise fort, wie er es in Brüssel begonnen hatte. Von sehr langer Dauer sollte sein Aufenthalt in Paris gleichwohl nicht sein, da Böcklin nach der Heimat zurückkehren mußte, um daselbst seiner Militärpflicht zu genügen. Sobald das geschehen war, brach er auch wieder auf, diesmal Italien zum Ziel seiner Wanderung erlesend. Es war um das Jahr 1850, als er seinen Fuß zum erstenmal nach Rom setzte und hier, angesichts der ans Licht geförderten Denkmäler einer versunkenen Welt, die alten Römerzeiten in ihrer ganzen Herrlichkeit vor seinem geistigen Auge sich neu beleben sah. Gleichzeitig verbrüderte er sich hier mit geistes- und strebensverwandten Männern, zunächst namentlich mit Heinrich Dreber, genannt Franz-Dreber, der, um reichlich fünf Jahre älter als Böcklin, bereits in Rom eingesessen war, sowie mit Oswald Achenbach, dem er als seinem Altersgenossen wohl schon in Düsseldorf begegnet und freundschaftlich nahe getreten sein mochte. Die beiden Landschafter setzten sich womöglich Tag für Tag draußen in der Campagna oder im Sabinergebirge vor diese oder jene anziehende Partie, um mit unermüdlichem Eifer Studien nach der Natur zu malen. Böcklin that dies verhältnismäßig selten. Er schweifte lieber ab und zu, ließ die Eindrücke des Erschauten auf sich wirken und sich in seinem Vorstellungsvermögen fixieren, indem er der Natur vor allem ihre bemerkenswertesten Stimmungsmomente, die zugleich auch die am schnellsten vorübergehenden zu sein pflegen, im Fluge abzulauschen suchte. Kehrte er dann in sein „Studio“ zurück, so warf er mit leidenschaftlicher Glut und rascher Hand eine Farbenskizze auf die Leinwand, die zwar keine specielle Partie mit Porträttreue nachgeahmt zeigte, wohl aber den Charakter bald dieser, bald jener Seite der römischen Umgebungen mit so packender Kraft wiedergab, wie sie von den mühsamer nachbildenden Freunden kaum erreicht wurde. Nebenbei malte dann Böcklin wohl auch, dem Druck der Verhältnisse gehorchend, römische Ansichten für den Geschmack der Modeliebhaber, damit er durch den Ertrag dieser „Zwangsarbeit“ die nötigen Mittel gewinne, um sich wieder eine Zeit lang ungestört in jene Art des Studiums vertiefen zu können, die seinem eigenen inneren Drang entsprach. In solcher Weise hatte er bereits ein paar Jahre in der Siebenhügelstadt verbracht, als er sich durch zwei Augen von jenem seltenen Schmelz, wie er den Augen der Römerinnen eigen zu sein pflegt, unwiderstehlich gefesselt fühlte.

Angelina war eine mittellose Waise. Niemand erhob Einsprache, als der junge Künstler, der in Bezug auf Erhaltung seiner eigenen Person zur Stunde noch mit äußeren Schwierigkeiten zur Genüge zu kämpfen hatte, dessen ungeachtet in frischem Jugendmut beschloß, die Geliebte zu seinem ehelichen Weibe zu machen. Es war im Jahre 1853, als Böcklin mit Angelina den Bund fürs Leben schloß. Bald darauf entführte er sein römisches Weibchen ihrem Vaterlande, indem er sich mit ihr nach Hannover begab, wo er einem Rufe des dortigen Konsuls Wedekind Folge zu leisten gedachte. Der Genannte wünschte seinen Speisesaal durch unseren Künstler mit Wandgemälden ausgestattet zu sehen. Böcklin, dem die Wahl der Stoffe, wie es scheint, ganz anheimgegeben war, stellte sich die Aufgabe, die Beziehungen des Menschen zum Feuer zu veranschaulichen. In den Kompositionen, die er in diesem Sinne schuf, hielten, soviel sich aus den kargen Berichten über diese Sache schließen läßt, Figuren und Landschaft einander annähernd das Gleichgewicht, wie dies mit später zu erörternder Begründung auch bei einem großen Teile seiner folgenden Werke der Fall ist. Ferner hatte er damals schon begonnen, sich ein eigenes Malverfahren zu schaffen, da er in der üblichen Öltechnik für die Wirkungen, die er zu erzielen wünschte, kein erschöpfendes Mittel sah. Besser behagte ihm die Temperamalerei der Alten, die wir freilich nur aus spärlich erhaltenen Werken kennen, ohne daß über die Einzelheiten des Verfahrens sich genügende Überlieferungen auffinden ließen. Versuche zur Erneuerung desselben waren schon im ersten Drittel unseres Jahrhunderts angestellt worden, und Böcklin bemühte sich, die damals zur Anwendung gebrachten Herstellungsweisen, namentlich in Bezug auf das Bindemittel, das noch mancherlei zu wünschen übrig ließ, zu verbessern. Im vorliegenden Falle nun handelte sich's darum, den auf Leinwand auszuführenden Gemälden eine gewisse Verwandtschaft mit Fresken zu verleihen; ein Grund mehr, um für ihre Ausführung dem Temperaverfahren nach Böcklinscher Spielart den Vorzug vor der Ölfarbe zu geben. So führte unser Künstler denn die bestellten Gemälde in seiner Weise aus. Als er sie nun aber vollendet hatte, fand der Herr Konsul dieselben ganz und gar nicht nach seinem Geschmack und glaubte, sie dem Künstler einfach zurückschlagen zu dürfen. Um sich dagegen nach Möglichkeit zu verwahren, sah sich Böcklin genötigt, den Rechtsweg zu betreten, auf dem er freilich erst nach schweren Kämpfen und langem Harren zu dem Ziel gelangte, daß Konsul Wedekind verurteilt wurde, ihm das bedungene Honorar auszubezahlen. Die betreffenden Gemälde fanden nachgerade ihre Unterkunft in einem Landhause bei Kassel, wo sie sich wohl heute noch befinden. Ehe aber der erwähnte Prozeß sich zu gunsten des Künstlers entschied, hatte dieser einen harten Kampf mit den Unbilden des Lebens zu bestehen, um so mehr, als zu den pekuniären Schwierigkeiten, die ihm erwuchsen, noch Erkrankungen innerhalb seiner jungen Familie sich gesellten. Glücklicherweise fand er in München, wohin er nunmehr um das Jahr 1856 seine Schritte lenkte, an bemerkenswerter Stelle Verständnis und Förderung seines Talentes. Paul Heyse, dem Künstler schon von Rom her befreundet, führte denselben bei dem damaligen Freiherrn — jetzigen Grafen — v. Schack ein, der seinerseits nicht ermangelte, die außergewöhnliche Begabung Böcklins zu erkennen und dessen schöpferische Kraft in ausgiebiger Weise für sich in Anspruch zu nehmen. Dadurch war gleichzeitig beiden in hohem Grade gedient: dem phantasievollen Maler, der nun endlich einmal seine Thätigkeit frei entfalten und, dem Druck mißlicher äußerer Verhältnisse vorerst entrückt, zeigen konnte, was in ihm schlummerte, wie dem feinsinnigen Kunstfreunde, dessen reizend angelegte Privatgalerie sich von Stunde ab um eine Reihe interessanter Schöpfungen bereicherte und für das Studium der bedeutsamsten Entfaltungsperiode unseres Künstlers eine in ihrer Art einzig dastehende Gültigkeit

erreichte. Die sämtlichen Gemälde, die wir unseren Lesern in der Nachbildung vorlegen, befinden sich im Original in der Sammlung Schack. Wir entnahmen die unmittelbaren Vorlagen für unsere Wiedergaben dem verdienstvollen Werke über die genannte Sammlung, das Oskar Berggruen im Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Künste in Wien veröffentlicht hat.



Der panische Schreck.

Das erste Gemälde, das Böcklin in München zur Ausstellung gebracht, war der „Große Pan", der sich im dichten Schilfwuchs eines Moorlandes halb verborgen gelagert hat. Wahl und Behandlung des Gegenstandes sind hier bereits völlig bezeichnend für des Künstlers Eigenart, die bei all seiner Vielseitigkeit eine so scharf ausgeprägte ist. Sein von Hause aus auf urwüchsige Kraft gerichteter Sinn

Digitized by Google

fand an dem, was die Welt der Gegenwart ihm vor Augen zu führen vermochte, nicht sein Genügen. Er strebte darüber hinaus nach dem Außerordentlichen, das seiner kühn beschwingten Einbildungskraft reiche Nahrung, hinlängliche Gelegenheit zu freier Entfaltung biete. Wo aber konnte er dafür zahlreichere und dankbarere Anknüpfungspunkte finden als in der klassischen Mythologie, deren Sagenschatz ihm, wie wir gesehen haben, schon zur Zeit seiner eifrig betriebenen Gymnasialstudien eines der liebsten Geistesgebiete geworden war? Freilich wollte die typisch erstarrte Gestaltungsweise, mit der er nachgerade die griechischen Mythen in der akademischen Historienmalerei unseres Jahrhunderts behandelt sah, wenig zu den von ungebändigter Kraftfülle überschäumenden Vorstellungen stimmen, die in seiner eigenen Seele durch die gewaltigen und phantasievollen Schilderungen und Andeutungen der Alten wachgerufen worden waren. Diese Vorstellungen zur anschaulichen, eindringlich vor die Sinne tretenden Erscheinung zu verdichten, war sein Bestreben, als er nun mit schaffender Künstlerhand Gestalt um Gestalt aus jenem unerschöpflichen Born hervortauchen ließ. Auf diese Weise entwickelte sich sein künstlerisches Wirken von selbst zu einem thatsächlichen Protest gegen den herkömmlichen Schulschlendrian.

Wie der altgriechische Mythos hervorgewachsen ist aus einer sinnigen Betrachtung des geheimnisvollen Lebens und Webens der Naturkräfte, deren schönes, sich unablässig verjüngendes Spiel dazu anregte, sie selbst als beseelte, mit überirdischer Macht und unvergänglicher Jugend begabte Wesen zu denken, so drängte auch die bildliche Verkörperung dieser Mythen den ihren tiefsten Gehalt sinnig Belauschenden dahin, die gottmenschlichen Gestalten in ihrem innigen Zusammenhang mit der landschaftlichen Natur zur Darstellung zu bringen. Auf diese Weise waren die beiden Hauptteile der Böcklinschen Kunstübung vorgezeichnet; seine vielseitigen Studien gaben ihm die Mittel an die Hand, beiden gerecht zu werden. So entwickelte er denn nun eine schaffensfreudige Regsamkeit, die auch durch seinen mehrfachen Ortswechsel während der nächsten Folgezeit wenig berührt wurde. Den ersten Anlaß zu einem solchen gab die Gründung der neuen Kunstschule in Weimar. Der Großherzog hatte den Grafen Kalckreuth zum künstlerisch und geschäftlich leitenden Vorstand der ins Leben zu rufenden Anstalt ernannt und ihn beauftragt, die geeignet scheinenden Lehrkräfte um sich zu sammeln. Da wurden denn von München Arthur v. Ramberg, Arnold Böcklin und Franz Lenbach als Lehrer der Malerei, von Berlin Reinhold Begas als Leiter der Bildhauerschule berufen. Es war zu Anfang des Jahres 1860, als die vier neu ernannten Professoren in ihre Stellungen eintraten. Aber ach! sie fanden es in der kleinen Residenz an der Ilm ganz anders, als sie sich's gedacht. In ihren Phantasien wie in denen aller Welt hatte sich ein poetischer Nimbus um die Stätte gebreitet, an welcher noch vor wenigen Jahrzehnten Goethe gelebt und gewirkt, abermals einige Decennien früher auch Schiller seine unsterblichen Werke geschrieben, Herder und Wieland gedichtet hatten. Die Stadt, die idyllisch-romantischen Anlagen waren im wesentlichen noch dieselben wie zu den Zeiten, da die Blüte der klassischen deutschen Litteratur sich dort entfaltet hatte, abgesehen etwa von einigen sogenannten Verschönerungen, die da und dort inzwischen angebracht worden waren. Der Geist aber, der neuerdings in Weimar herrschte, ließ gar viel zu wünschen übrig, namentlich im Sinne der neuen Ankömmlinge. Ein Cliquenwesen mit halb höfisch intrigantem, halb philisterhaft prüdem Anstrich hatte mehr und mehr Platz gegriffen. Innerhalb desselben befand sich eine weder dem Umfang noch dem vielfach tonangebenden Einfluß auf die öffentliche Meinung nach zu unterschätzende Partei, der die neue Kunstschule ein Dorn im Auge war und die daher alles, was zu derselben gehörte oder in Beziehung stand, mit scheelen Blik-

ken betrachtete. Diese Partei bildete sich in erster Linie aus der Anhängerschaft der beiden Altmeister Preller und Genelli, die bei der Bildung der jungen Kunstanstalt umgangen worden waren. Genelli war erst vor kurzem nach Weimar berufen worden unter der, wie es scheint, mit seinen eigenen Wünschen in unmittelbarem Zusammenhange stehenden Abmachung, daß er dort lediglich seiner persönlichen Kunstthätigkeit frei und verantwortungslos zu walten haben solle. Anders verhielt es sich mit Preller. Als Landeskind im engsten Sinne des Wortes und besonderer Schützling Goethes seine Ausbildung bekanntlich der besonderen Fürsorge des Großherzogs Karl August dankend, leitete er seit dem im Oktober 1832 erfolgten Tode des Hofrats Meyer als Nachfolger desselben und mit dem Titel eines Professors die Zeichenschule, deren Schüler er selbst gewesen war in jenen Zeiten, da er die ersten schüchternen Schritte zur Erreichung einstiger Künstlerschaft versucht hatte. Als nun der Sohn und Nachfolger seines früheren Gönners, Großherzog Karl Friedrich, in den achtzehnhundertfünfziger Jahren den Plan zur Gründung einer vollgültigen Kunstschule gefaßt, hatte er sich darüber zunächst mit Preller besprochen, der jedoch diesen Gedanken als einen wenig glücklichen ansah und ihn seinem Fürsten eher auszureden als denselben darin zu bekräftigen suchte. Da hatte denn Karl Friedrich, dem es ohnehin darum zu thun schien, die junge Anstalt auch mit jugendlichen Kräften zu eröffnen, hinter Prellers Rücken, wenn der Ausdruck hier gestattet ist, die Kunstschule ins Leben gerufen. Als der Meister der Odyssee von seiner im Herbst 1859 angetretenen zweiten Künstlerfahrt nach Italien im folgenden Frühjahr nach der Heimat zurückkehrte, fand er die neue Kunstschule bereits im Gange. Unter solchen Umständen war es allerdings nicht zu verwundern, wenn seine Freunde — und es gab deren, die weit prellerischer gesinnt waren als Preller selbst — die Kunstschule unter sich zum voraus in Verruf erklärten. Schlimmer noch als die offenen Hasser waren die heimlichen Zwischenträger, die in jedem der beiden Lager die üble Gesinnung der Gegenpartei nicht schwarz genug zu schildern wußten und so die ohnehin scharfe Spannung künstlich noch mehr verschärften. Freilich konnte das entgegentretende Übelwollen weder die kraftbewußten jungen Talente schrecken, noch eine Erschütterung ihrer amtlich gefesteten Stellungen herbeiführen. Entschiedener Widerstand würde wohl eher zu um so lebhafterer Entfaltung angestachelt haben, wie denn die neu ernannten Professoren von Anfang an entschlossen schienen, über alle etwaigen Hindernisse hinweg mit voller Energie ihren Weg zu gehen. Wenn trotz alledem binnen kurzem ein gewaltiger Riß in das junge Lehrerkollegium kam, so geschah dies, weil die Beteiligten ihre Kunst- und Lehrthätigkeit zu Weimar nicht sowohl von einem Scheitern an gefährlichen Klippen als vielmehr von einem Versinken im flachen Sande in erschreckender Weise bedroht sahen. Unleidlicher als der Haß der einen mußte die Gleichgültigkeit der anderen empfunden werden. Durch ein behäbig ausgebreitetes Spießbürgertum, das allem Neuen gegenüber sich unempfänglich, ablehnend verhielt, sahen die künstlerischen Bestrebungen das weite Feld beherrscht, sich selbst mehr und mehr in die Enge getrieben. Nicht genug, daß sie auf alle und jede Anregung von vornherein verzichten mußten — die kleinbürgerliche Beschränktheit der waltenden Verhältnisse verkümmerte ihnen auch die nötigsten Bedingungen ihrer Entfaltung. War doch kaum ein brauchbares Modell aufzutreiben. Kein Wunder, daß sich der Männer, die mit fröhlicher Zuversicht gekommen waren, um ihre Kunst weiter zu entfalten, in deren gedeihlicher Pflege ihr ganzes Glück, ihr ganzes Sein begründet lag, bald eine tiefe Verstimmung bemächtigte. Weimar wurde in ihren Augen mehr und mehr zu einem verhaßten Aufenthalt, wo jede gesunde Regung und Bewegung erstickt schien, wo man sich in selbstgefälliger Weise gegen-

seitig mit schön-geistigen Phrasen, den matten Nachklängen einer geistig bedeutenden Zeit, abspeiste, im übrigen aber sich in steifleinenes altfränkisches Wesen einschnürte bis an den Hals herauf. Unter solchen Umständen die von einer jungen Anstalt unzertrennliche Unannehmlichkeit des Zuwartens auf einen erklecklichen Zuzug von Schülern, namentlich von jungen Talenten, an denen ein Lehrer seine Freude haben kann, überdauern zu sollen, erschien den thatendurstigen Feuergeistern nachgerade als ein Ding der Unmöglichkeit.

Es mag um die Mitte des Jahres 1861 gewesen sein, als Böcklin und Begas, die schon von Rom her miteinander befreundet waren, und Lenbach, der jüngste unter den Weimaraner Professoren, der sich an jene beiden Gesinnungsverwandten rasch und eng angeschlossen hatte, miteinander bei einer Flasche Wein auf Augenblicke ihren Unmut zu vergessen suchten. „Am 1. Oktober in Rom!“ lautete ein Trinkspruch, der mit einer Art von Galgenhumor hingeworfen und durch helles Gläserklingen gefeiert wurde, obschon der Gedanke an eine Verwirklichung dieser Losung, in der die innigsten Herzenswünsche der drei Freunde gipfelten, zum mindesten noch so manches Wenn und Aber zu überwinden hatte. Bald darauf fügte sich's, daß Begas als Mitbewerber um das Denkmal Friedrich Wilhelms III. für Köln den ersten Preis, bestehend in dreitausend Thalern, davontrug. Dadurch in den Stand gesetzt, eine Zeit lang auf gut Glück einer uneingeschränkten Kunstübung zu leben, ließ sich Begas keinen Tag länger halten. Knall und Fall brach er auf und war somit der erste von den dreien, der an der Stätte ihrer Sehnsucht, in der Siebenhügelstadt, ankam. Nun aber litt es auch die beiden Genossen erst recht nicht mehr in Weimar. Es währte nicht allzulange, so hatten auch sie ihre Zelte abgebrochen, ihre Schiffe hinter sich verbrannt und waren dem Freunde gen Süden nachgeeilt. Unter die kurze Episode ihrer Weimaraner Professur hatten die drei Künstler einen dicken Schlußstrich gesetzt.

Nun wieder frei, wieder in Rom! — Hier endlich lenkte das Leben Böcklins, nachdem es von so mancherlei Stürmen und Fluten kreuz und quer verschlagen worden war, in eine gleichmäßiger dahingleitende Strömung ein. Ganz der Schaffensfreude anheimgegeben, vollendete der Künstler in raschem Zug eine stattliche Reihe von Gemälden. So wird es denn auch für uns Zeit, einer ruhigeren Betrachtung dessen uns hinzugeben, was er seit seinem „Großen Pan“ teils in München und Weimar geschaffen, teils jetzt in Rom vollbrachte. Die namhafteren Werke, um die es sich dabei handelt, finden sich, wie bereits oben angedeutet, mit wenigen Ausnahmen, die im Nachstehenden besonders bezeichnet werden, in der Galerie Schack. Da ist, um gleich mit einer der charakteristischsten Kompositionen zu beginnen, zunächst der köstlich zum Ausdruck gebrachte „Panische Schreck“. Wir sehen uns an einem romantisch zerklüfteten Felsabhang. Übereinander geschichtet liegen die mächtigen Steinblöcke umher, wie sie durch einen vorzeitlichen Bergsturz hingestreut worden sind. Dazwischen drängt sich aus jeder Spalte, in welcher das zu Tage liegende Erdreich einige wenn auch noch so karge Pflanzennahrung bietet, Gras- und Staudenwuchs hervor, und zur Seite breitet sogar ein laubreicher Baum seine schattigen Wipfel aus. Hierher hatte der Ziegenhirt seine angorahaarige Herde zur Weide geführt. Da ließ sich jener seltsame, lang gedehnte Schreckenslaut vernehmen, der — man weiß nicht wie und warum — alles Blut zum Herzen schießen macht. In hirnlosem Entsetzen stürzt nunmehr der stämmige, schwarzbärtige Gesell, den diese kindische Angst doppelt seltsam kleidet, geradeswegs dem Beschauer entgegen. Der leichte Mantel, in den er sich notdürftig gehüllt hatte, flattert, den Rumpf und die muskulösen Glieder nackt lassend, nur noch lose um die Lenden des wettergebräunten Gebirgssohnes. Ein Glück, daß derselbe sich aus ein paar Stücken derben Leders eine Art primitiver Schlappschuhe zusammen-

gestoppelt und damit seine Füße bekleidet hat, die sonst bei diesem sich überstürzenden Lauf über scharfkantiges Gestein übel zugerichtet werden würden, trotz aller natürlichen Sohlenhärte, die wir bei diesem Sohn der Wildnis voraussetzen dürfen. Die weit aufgerissenen Augen, der keuchende Mund, die mächtig geblähten Nasenflügel — alles bezeichnet die sinnlose Hast. Wäre über den dicken Schädel nicht eine Art phrygischer Mütze gestülpt, wir würden das kurz geschnittene Haar sich sträuben sehen. Halb um diese Mütze festzufassen, damit sie nicht während seines Laufes herabgeweht werde, halb wohl auch, um sich dem dämonischen Gestöhn gegenüber die Ohren zuzuhalten, hat der Hirt beide Arme über den Kopf geschlagen. An der um den linken Arm geschlungenen Tragschnur flattert über seinem Kopfe die Kürbisflasche wie ein höhnischer Kobold hinter ihm her. — Ob wohl der Wind in ihrer Höhlung summt? — Oben aber zwischen den höchsten Felszacken ist der

Die junge Hirtin.

Digitized by Google

Kopf des hämischen Waldgottes aufgetaucht. Sein Antlitz zeigt eine merkwürdige Verwandtschaft mit der Physiognomie des Geisbockes, der, von dem Entsetzen seines Hüters mit ergriffen, Schritt haltend zur Seite desselben bergab galoppiert, gefolgt von der ganzen Schar der weißvließigen Ziegen. Selbstgefällig grinst der alte Pan auf den ausgiebigen Erfolg seines Schelmenstückchens herab, und heiter gleich ihm schaut, an ihren Wirkungen wahrnehmbar, die nahezu in Scheitelhöhe stehende Sonne, an den senkrecht emporragenden Felsenzacken nur die Oberkanten streifend, um so voller aber auf das am Boden verstreute Gestein aufprallend, dem tollen Vorgang zu. Kein Wunder, wenn es dabei dem atemlosen Läufer heiß geworden ist!

Im Gegensatz zu dieser dramatischen Bewegung atmet ein stiller Friede, ein seliges Genügen in der Darstellung der „Jungen Hirtin“, die, im Profil gesehen, zwischen Lorbeergesträuchen an einem saftig grünenden Abhange sitzt. Unter ihren Füßen rieselt, beschattet vom dichten Gebüsch, das lauschige Bächlein dahin; neben ihr erschließt sich ein Blick auf die höher gelegene sonnige Wiese, auf der die Lämmer weiden. Sie selbst hat, während ein sanftes Lüftchen mit ihren ungebunden herniederwallenden Haaren spielt, den Blick ein wenig nach oben gerichtet. Es ist, als singe dort im Gezweig ein munteres Vöglein sein Lied, dessen fröhliche Weise in den sanft verklärten Zügen des Mädchens eine liebliche Verkörperung zu finden scheint. Darüber lagert ein klarer lichtumflossener Äther.

Die groß entfaltete Dianajagd, eines der meistgerühmten Werke Böcklins, das ich leider nicht aus eigener Anschauung kenne, hat ihren Platz im Museum zu Basel gefunden. Gleich diesem Gemälde fällt auch das romantische „Schloß am Meere“ in seiner ersten, bei späterer Wiederholung koloristisch umgebildeten Gestalt noch in die Zeit vor Böcklins Rückkehr nach Rom. Eines der frühesten Ergebnisse der prächtigen Anregungen aber, die der Künstler durch den erneuten Verkehr mit der italienischen Natur und insonderheit mit den an klassischen Erinnerungen reichen Umgebungen Roms empfing, ist die köstliche „Altrömische Taverne“. Auf dem Gipfel einer terrassenförmig sich aufbauenden freundlichen Anhöhe erhebt sich das leichte kleine Gebäude, in dessen behaglicher, nach vorn offener Loggia, die eben nur für einige wenige Gäste Raum bietet, ein fröhlich zechendes Paar sich niedergelassen hat. Über das flache Dach und die lustige Veranda vor dem Häuschen hängen dicht belaubte Weinranken hernieder; ringsum wuchern die Oliven- und Orangenbäume; auf dem sanft ansteigenden Hügel im Hintergrunde aber ragt eine Cypressengruppe empor. In der Niederung ist, von grünem Gebüsch umgeben, ein runder Säulentempel erbaut, vermutlich dem schalkhaften kleinen Gott mit Bogen und Pfeil gewidmet, dem das übermütig dahinhüpfende jugendliche Paar unfern des Tempels zu huldigen scheint. Im Vordergrunde aber schwanken zwei junge Männer heran, die dem „vinum novum“, den der Wirt durch derbgeführte Aufschrift an dem weißen Seitenpfeiler seines Gartenzugangs empfiehlt, in wenig zurückhaltender Weise zugesprochen haben. Doch nicht diese übermütige Weinlaune rebenbekränzter Jugend allein ist es, die uns voll und ganz in die Stimmung eines kecken Horazischen Trinkliedes versetzt — der gesamte Aufbau dieser fein abgewogenen und doch so natürlich selbstgeworden erscheinenden Linien und Flächen, das heitere und mannigfaltige Spiel der kühlen und warmen, lichten und schattigen Farbentöne, die mit all ihren frischen Gegensätzen harmonisch zusammenklingen und wiederum sich rhythmisch gliedern, endlich die in ihrer Schlichtheit mit überaus künstlerischer Anmut geschaffene Architektur dieser gartenumgrünten Taverne selbst — alles das trägt so sehr das Gepräge klassischer Lebensfreude, daß wir die Zeiten, in denen die köstlichen Strophen Ad Thaliarchum zum erstenmal erklangen, leibhaftig vor uns erstehen zu sehen meinen.

In nicht minder überraschender und fesselnder Weise als dem Sänger von Sabinum hat unser Künstler dem bukolischen Poeten von Syrakus sein geheimstes Wesen abgelauscht und dasselbe frisch und triebkräftig zu neuem Leben emporblühen lassen. Das dritte Idyll des Theokrit, in welchem wir den jungen Daphnis liebeskrank der entflohenen schönen Nymphe Amaryllis nachseufzen hören, ist es, durch das Böcklin zu seinem reizvollen Gemälde „Des Hirten Liebesklage" angeregt wurde. Aber hier so wenig wie dort hat sich der Maler in ein vom Dichter abhängiges Verhältnis begeben. Die Gesänge der Poeten sind für ihn der tönende Hauch, auf dessen Luftwellen der in Lieder umgesetzte Geist der alten Griechen- und Römerzeiten fortschwingend nachhallt bis in unsere Tage. Den innersten Gehalt dieses Geistes hat der neuzeitliche Künstler in sich aufgenommen und aus ihm heraus Bilder geschaffen, die mit voller Beredsamkeit zu jedem für künstlerische Eindrücke Empfänglichen sprechen, sollte derselbe auch nie eine Ode des Horaz oder ein Idyll des Theokrit gelesen haben. Oder bedarf er eines Kommentars, der kaum aus Jünglingsalter heranreichende Knabe, den wir da an einem grün überwachsenen Erdabhang lehnen sehen? Nur mit einem kleinen Schürzchen aus Ziegenfell bekleidet steht er vor uns, den schwarzlockigen Kopf ein wenig seitwärts und in den Nacken zurückgeworfen, die dunklen, schwärmerisch glänzenden Augen nach oben gerichtet, ein schmerzliches Zucken um die Lippen, die geöffnet sind, um den Ton seiner sehnsüchtigen Gesänge an die spröde Schöne in die Luft hinaushallen zu lassen. Das angeborene lebhafte Gebärdenspiel des Südländers läßt ihn unbewußt seine Liebesklage durch eine gewissermaßen die unsichtbare Schöne beschwörende Bewegung der Linken begleiten, während seine Rechte die Hirtenflöte faßt, die er bis nahe zur Mundgegend emporgehoben hält, um durch melancholisch getragene Zwischenspiele den Ton seiner Gesänge fortzuspinnen.

Die unsichtbare Schöne?

Sie ist es für ihn. Die Epheu- und Rosengewinde, die den Eingang der hinter ihm gelegenen Grotte phantastisch umranken, würden ihm, auch wenn er den Kopf wendete, verhüllen, was im Inneren der Grotte ist. Deutlich genug sagt uns zugleich der ins Blaue gerichtete Blick seiner feucht schimmernden Augen, daß der Jüngling nicht weiß, wo er die geliebte Nymphe zu suchen habe. Würde er sonst einen Augenblick zögern, die glühenden Blicke voll auf sie zu heften? Nur ganz insgeheim scheint dem aus seinen Zügen sprechenden heißen Verlangen, daß sie ihn hören möge, die leise bebende Ahnung beigesellt, sie höre ihn in der That. Daß diese Ahnung ihn nicht täuscht — uns ist es kundgegeben. Heimlich sacht ist die schlanke Nymphe aus dem Grund ihrer Grotte emporgetaucht und hat sich innerhalb derselben, in ihre zarten, silberweiß schimmernden Schleier gehüllt, unfern dem Eingang niedergelassen. Da sitzt sie, das feine Kinn mit dem weichen Grübchen anmutig durch zwei Finger der Linken gestützt; das Köpfchen lauschend zurückgeworfen, wobei das tadellose Oval des Antlitzes reizend zur Geltung kommt; die Lippen halb geöffnet, als wolle der Mund dem Ohre beistehen, die schmeichelnden Klänge aufzusaugen. Innig befriedigte Mädcheneitelkeit leuchtet aus den klaren, weitgeöffneten Augen, deren große Sterne der Richtung folgen, aus der die Klänge zu ihr gelangen. Jeder Zug, jede Bewegung ist von berückender Grazie bis hinaus auf die wohl nicht ganz unbewußte Eleganz, mit welcher die Rechte die Schleier zusammenrafft. Man begreift, wie der soeben erst zum Jüngling reifende Hirtenknabe, der diese ätherische Gestalt einmal flüchtig an sich vorüberhuschen, ihm holdselig nicken und kokett zulächeln sah, nun von brennendem Liebesweh um die ihm spurlos Entschwundene verzehrt werden kann. Und mit welcher Meisterschaft bringt der Künstler uns zur Empfindung, wie die beiden Wesen, die auf seiner Bildfläche so nahe aneinander gerückt erscheinen, gleichwohl zwei völlig voneinander geschiedenen Welten ange-

hören! In den blühenden Farben eines heiteren Sommertages schimmernd, umgeben die anziehend aufgebauten Vordergrundpartien den Knaben, dessen nackter Körper in seiner vollendeten Durchbildung eine kräftige, ein wenig sonnengebräunte Färbung zeigt. In der Grotte dagegen waltet der blaue Flimmer eines wasserumflossenen Geisterreichs. Innig verwoben in den kühlen wenig körperhaften Gesamtton ihrer Umgebung, erscheint die Nymphe durch die koloristische Wirkung dem Auge des Beschauers viel ferner gerückt, als sie es den perspektivischen Verhältnissen nach ist. Es bemächtigt sich unserer die Empfindung, als gähne zwischen den beiden Gestalten, die augenblicklich nicht nur räumlich einander immerhin ziemlich nahe gestellt, sondern zugleich in tiefe seelische Beziehungen zueinander getreten erscheinen, gleichwohl eine unübersteigliche Kluft. Hier warm pulsierendes Leben — da schattenhafte Phantasmagorie. So wird des „Hirten Liebesklage“ zu einem Ausdruck der Sehnsucht nach dem Unerreichbaren; jener Sehnsucht, die in das zu den ersten Ahnungen höchsten Erdenglücks erwachende Jünglingsgemüt so gern ihren Einzug hält. Das Bild gemahnt uns wie eine ins Altklassische zurück übersetzte Interpretation jenes Gefühls, dem Heine einen echt romantischen Ausdruck leiht in dem wunderbaren Liede: Mir träumte von einem Königskind mit nassen blassen Wangen —

„Es kann nicht sein,“ sprach sie zu mir,
„Ich liege ja tief im Grabe,
Und nur des Nachts komm ich zu dir,
Weil ich so lieb dich habe.“

An Stelle schaurigen Grabesduftes, die dem hellenischen Sinne fremd ist, kennt dieser letztere nur die naiv geglaubte menschenähnliche Verkörperung geheimnisvoll webender Naturkräfte. Im übrigen wird die Stimmungsverwandtschaft leicht nachempfunden werden.

Seltsam! Die moderne Welt, die sich nachgerade fast zu schämen scheint bei dem Gedanken, sie könnte über einer poetisch anklingenden Empfindung ertappt werden, hat auch an diesem Gemälde Böcklins keine anderen Beziehungen herausfinden wollen als eine feine humorvolle Satire des Künstlers auf die „süßliche“ Idylle Theokrits. Es ist das so ziemlich genau dieselbe Erscheinung, die Heinrich Heine erleben mußte, und die, einen in ihm schlummernden Funken zur züngelnden Flamme anfachend, ihn zum jähen Überspringen auf den Ton zersetzender Selbstpersiflage reizte; — dieselbe Erscheinung, die einem Musset die tiefen Seufzer erpreßte über „ce siècle où nous sommes“.

Glücklicher Maler, der einfach seine phantasievollen Gestalten künstlerisch durchgebildet den Beschauern vor Augen führt und es ihnen anheimgestellt läßt, was jeder von ihnen für seine persönliche Auffassung herauszulesen für gut findet!

In welchem Sinne aber auch dieser und jener des „Hirten Liebesklage“ verstanden wissen will, einen entschiedenen Gegensatz dazu bildet auf alle Fälle der fanatische „Anachoret“, der in der Münchener internationalen Kunstausstellung von 1863 zum erstenmal sich zeigte. Statt an sanft rieselnde Quellen, deren üppig umgrünte und umblühte Fluten dort bis dicht an den Jüngling heranspülen und ihm „den nackten Fuß netzen“, führt uns der Künstler hier an den senkrecht zur Tiefe abfallenden Hang eines starrenden Felsens, an dem nur hart gewöhnte Nadelhölzer, Zwergbäume und Dorngestrüppe sich mit klammernden Wurzeln festgekrallt haben und nun das nackte Gestein stellenweise verkleiden und dicht umschatten. Zur Seite eines schmalen steilen Kletterpfades, der durch eine wenig vorspringende Steinschicht gebildet wird, ist aus ein paar Stücken unbehauenen Baumstammes ein primitives Kreuz errichtet, dessen senkrechter Balken von der Natur selbst dort hingepflanzt und in etwa Manneshöhe durch den Sturm abgeknickt worden zu sein scheint. Vor diesem Kreuze kniet auf dem scharfkantigen Gestein ein alter Einsiedler mit kahlem Schädel und struppigem Barte. Zu dem Andachtszeichen aufblickend, schwingt er die Geißel, um ihre

verknoteten Riemen mit wuchtigen Streichen seinen entblößten Rücken bearbeiten zu lassen. Hoch über ihm kreisen die Raben, als witterten sie baldigen Raub. Den Maßen nach bildet jener Selbstpeiniger nur eine kleine Staffagefigur innerhalb der bedeutsamen Landschaft, die dem Gegenstand entsprechend in schmalem Hochformat ausgeführt ist; aber er ist

Des Hirten Liebesklage.

für den Charakter des Ganzen so sehr mitbestimmend, daß nicht aus äußerer Zufälligkeit — durch welche namentlich

Digitized by Google

für Landschaften älterer Meister nebensächliche Dinge vielfach zu Namengebern erhoben werden —, sondern mit guter Berechtigung das Gemälde sich nach ihm betitelt.

Das Spiel gegensätzlicher Stimmungen verfolgte Böcklin mit solcher Vorliebe, daß er es gelegentlich auch an ein und demselben Gegenstand erprobt hat. So stellte er namentlich die herrliche „Villa am Meere“ das eine Mal von dem klaren Licht eines heiteren Sommertages umflossen, ein andermal aber bei dunkel umzogenem Himmel und gewaltig in den Wipfeln der hohen Cypressen und der schwanken Ölbäume wühlendem Sturme dar. Beide Auffassungen zählen zu den schönsten Früchten seiner Beobachtung der italienischen Landschaft, namentlich in ihren groteskesten Scenerien, innerhalb deren seine historisch geschulte und dabei doch blühend und frisch gebliebene Phantasie die Säulenhallen und Marmorbilder einer glänzenden Vorzeit neu erstehen ließ.

Nicht allzulange jedoch sollte der Künstler im unmittelbaren Genuß italienischer Natureindrücke schwelgen. Der Auftrag, das Treppenhaus des Museums in Basel mit Fresken zu schmücken, führte ihn um das Jahr 1866 nach der alten Heimat zurück. In den Wandmalereien, die er nunmehr an genannter Stelle ausführte, versinnbildlichte er durch ein schönes Weib, das auf einer von Tritonen geleiteten Muschel über den Flutenspiegel dahingleitet, die belebte und belebende Kraft des Meeres, der er in Flora und ihren Kindern das blühende Treiben des Festlandes gegenüberstellte, während das Sonnenlicht als Erwecker und Förderer des hier wie dort sich regenden Keimens und Lebens durch Apollon auf seinem Viergespann zur malerischen Geltung gebracht wurde. Des weiteren sah sich der Künstler durch den Baseler Ratsherrn Sarrasin in Anspruch genommen, in dessen Hause er ebenfalls eine Reihe von Fresken ausführte. Eine derselben, den „Gang nach Emmaus“, wiederholte er später in Öl für den Grafen Schack. Es ist eine grandios aufgebaute Landschaft in jenem Charakter, den Böcklin der italienischen Natur in den Augenblicken ihrer großartigsten Stimmungen abgelauscht hat. Die bildeinwärts wandernden Gestalten Christi und der beiden Jünger an seinen Seiten verleihen der feierlichen Haltung des Ganzen den genauer bestimmenden Ton. Auf ähnliche Weise ist auch bei dem „Ritt des Todes“ das Hauptgewicht auf den Stimmungsnachhall in der Landschaft verlegt.

Solchen Gemälden von tief ernster Färbung gegenüber entstanden unter der Hand des Künstlers gelegentlich auch Schöpfungen der tollsten Laune. Dahin gehörte jenes Bild von bescheidenem Umfang, das auf der Münchener Ausstellung von 1869 einen schrofferen Zwiespalt der Meinungen hervorrief als selbst Courbets viel umstrittene Einsendungen. Diesmal handelte es sich in der That um eine Persiflage. „Nymphe und Satyrknabe“ verkörperten ein scharf zugespitztes Gegenbild zu „Daphnis und Amaryllis“. Am Fuße eines giftig grünen Rasenabhanges sah man die Quellnymphe in ein durchscheinendes — wenn mich die Erinnerung nicht trügt — violettes Schleiergewand gehüllt, aber verführerisch wohl nur dem garstigen Burschen in den Flegeljahren erscheinend, der höher oben an dem schräg abfallenden Hang seinen Sitz aufgeschlagen hat. Die Vertreter eines erstarrten Herkommens, die nur auf ihre abgestumpfte und verdünnte Farbenskala schwuren, gerieten außer sich über das Unterfangen, den Rasen grasgrün zu malen. Aber auch andere schüttelten angesichts der beiden unschönen Gestalten bedenklich den Kopf, und wieder andere wußten nicht recht, sollten sie mit dem Künstler oder über den Künstler lachen. Nur eine kleine Gemeinde, die sich hauptsächlich aus kühn anstrebenden Künstlern der jüngeren Schule zusammensetzte und an deren Spitze Viktor Müller, der bald darauf viel zu früh gestorbene begabte Maler, stand, jauchzte dem Bilde zu als einem Triumphe der ungeschminkten Wahrheit über die schönfärberische Lüge.

Im folgenden Jahre schuf Böcklin in seinem von den Furien erwarteten Mör-

Villa am Meere.

der eine seiner dämonischsten Darstellungen, in der wiederum der geschilderte Vorgang und die landschaftliche Umgebung einander annähernd das Gleichgewicht halten. Glauben wir doch in diesem Schilfrohr und diesen Weidenbäumen das unheimliche Brausen des Gewittersturmes zu vernehmen, der sie durchfegt und

Digitized by Google

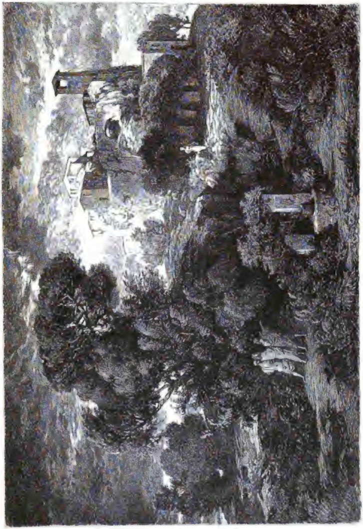
zugleich in den rötlichen buschigen Haaren des Frevlers wühlt. Dieser scheint soeben im Begriff, sich vom Boden zu erheben, auf den er niedergekniet ist, um seinem hingestreckten Opfer den „Gnadenstoß" zu geben. In seiner Rechten blinkt der blutige Dolch. Hinter einem verfallenen Gemäuer ihm zur Seite harren aber auch schon die gräßlichen Weiber, die keine Phantasie grauenvoller zu ersinnen im stande ist. Hart an die Wand gedrückt, um nicht vorzeitig entdeckt zu werden, schielen sie mit den gierigen Blicken ausgehungerter gefräßiger Ungeheuer herüber, mit krampfiger Spannung wartend, bis der Mörder sich anschicke, seinen Weg zu verfolgen, der ihn bei seinen ersten Schritten an ihnen vorüberführen muß. Mit Schaudern empfindet man den Augenblick voraus, da sie sich auf ihn stürzen werden voll erbarmungsloser Wut, um mit ihren Schlangengeißeln ihn, den in atemlosem Entsetzen Davonstürzenden, vor sich herzupeitschen, fort, fort durch die grausige Gewitternacht — fort, fort bis in alle Unendlichkeit.

Hat Böcklin hier die Folterqualen, die den Missethäter verfolgen, anknüpfend an die beredte Personifikation der griechischen Mythe, zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht, so beschäftigen ihn bei einem anderen Bilde, das gleich dem vorgenannten aus dem Jahre 1870 stammt, die Gefahren, die tückisch über den harmlosen Wanderer hereinzubrechen drohen. Auf seinen Wanderzügen über die Alpen mag da und dort ein steiler Abhang, ein gähnender Schlund ihm den Gedanken an die Gefahren solcher Gebirgswanderungen, namentlich in früheren, von minder vorsorglichem Straßenbau bedachten Zeiten, nahe gelegt haben. Er fühlte nach, wie die beängstete Phantasie des Wanderers auf schwindelnden Pfaden neben den augenscheinlich drohenden Gefahren unwillkürlich weitere fabelhafte Schreckgebilde vor sich erstehen sieht. Wo eine schwarze Höhle gähnt, da weckt sie die Sorge, ob nicht „der Drachen alte Brut" drin wohne.

Vor den lebhaften geistigen Augen des Malers gestaltete auch dieser Gedanke sich sofort zum Bilde. So entstand denn die „Drachenhöhle", ein Gemälde von ähnlichen Formatverhältnissen wie der „Anachoret". Zwischen zwei senkrecht emporsteigenden und nahe aneinander tretenden Felswänden hindurch schlingt sich der schmale, notdürftig aufgemauerte Saumpfad, unterhalb dessen es noch in nahezu unabsehbare Tiefe hinabgeht. In diesen Kessel stürzen von der höchsten, wolkenumlagerten Höhe herab die schäumenden Fluten und versprühen unterhalb der Brücke, deren Bogen über ihr Bett hingespannt ist, zu feuchtem, schimmerndem Staube. Der Brücke nähert sich ein kleiner Wanderzug. „Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg"; die Männer folgen den vorsichtigen Schritten des klugen pfadkundigen Tieres. Da reckt aus einer Höhle über ihnen ein Lindwurm seinen schnabelartig zugespitzten Kopf, seinen ungeheuren langen Schlangenhals nach ihnen nieder. Entsetzt suchen die Wandersleute zu entfliehen, aber wie soll ihnen das möglich sein, da ein einziger Schritt des furchtbaren Ungetüms vielen Dutzenden der ihrigen gleichkommt? — —

Bereits gelegentlich des ersten größeren Werkes, das Böcklin in und für Deutschland schuf, hatten wir Veranlassung zu bemerken, wie er damit umging, sich sein eigenes Malverfahren zu schaffen. Er bildete dasselbe nach der Richtung hin aus, daß er seine Gemälde, wie das bei den Quattrocentisten vielfach üblich war, in Tempera untermalte und mit Ölfarben überging. An der weiteren Vervollkommnung dieses Verfahrens arbeitete er besonders eifrig in München, wohin er im Jahre 1871 abermals übersiedelte. Namentlich war es ihm, dessen glühender Farbenphantasie die verfügbaren Mittel noch lange nicht zu folgen vermochten, darum zu thun, eine Farbenskala von immer vertiefterem Umfang und erhöhterer Leuchtkraft zu erzielen. Einen Gipfelpunkt seines Wirkens nun sowohl nach dieser Richtung hin als in Bezug auf eine

freie urgewaltige Entfaltung seines eigensten Genius, der zu seiner vollen Bethätigung eben jener außerordentlichen technischen Errungenschaften nicht entraten konnte, bildet das Gemälde „Triton und Nereide", auch kurzhin als „Meeresidylle" oder „Seeschlange" bezeichnet.


Der Gang nach Emmaus.

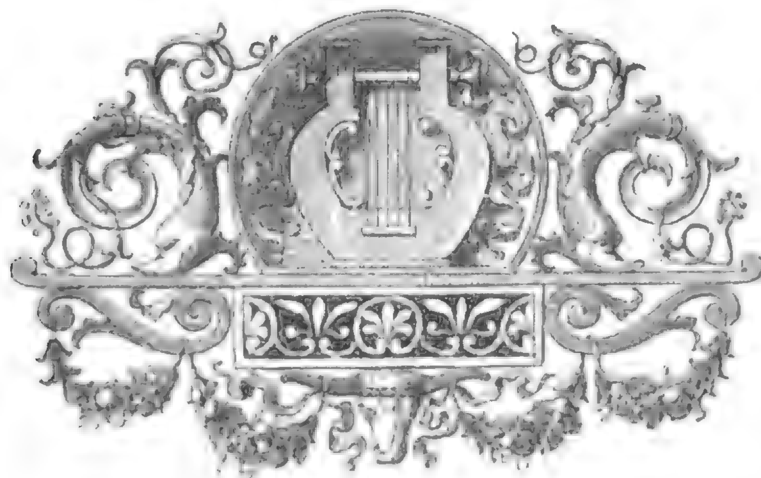
Auf einer niedrigen abgeplatteten Klippe mitten in der See hat sich das meergeborene Paar niedergelassen. Der strup-

Digitized by Google

pige Triton, bildeinwärts schauend, bläst gewaltig in sein Muschelhorn, dessen dröhnende Klänge man über die bewegten Fluten hinrollen zu hören meint, während das jugendliche Meerweib, behaglich auf den Rücken hingestreckt, mit einer mächtigen Seeschlange ihr neckisches Spiel treibt. Sie hat das Ungeheuer, das seinen Kopf zu ihr emporstreckt, an der Genickhaut gepackt, ähnlich dem Griff, mit dem man wohl ein junges Kätzchen in die Höhe zu heben pflegt. In der That scheint das gewaltige Reptil sich seiner Herrin gegenüber nach Art eines gutmütigen Haustieres zu gehaben und die etwas derbe Liebkosung mit grunzendem Behagen zu empfinden. Der gigantischen Urkraft der Scene entspricht die überwältigende Fülle des Kolorits. Der wolkenumlagerte Horizont, das tiefblaue Meer, auf dem der weiße Schaum der an dem Felsenriff brandenden Wogen schwimmt; die Seeschlange, deren golddurchschimmerter grüner Leib sich da und dort über die Wasserfläche emporringelt; der glühend braune Triton mit den glänzend beschuppten Beinen; endlich das nackte Weib, an dessen feuchtschimmernde Haut sich das lange dunkle Haar vermöge der Nässe eng angeschmiegt hat — das alles spielt mit mächtiger Wucht der Gegensätze ineinander und verschmilzt dabei doch zu einem harmonischen Farbenbouquet, innerhalb dessen jede Einzelerscheinung in all ihrer Übernatürlichkeit mit packender Überzeugungskraft an uns herantritt.

Böcklin hat seither diesem Gemälde von Florenz aus, wohin er gegen Mitte der siebziger Jahre ausgewandert ist, eine Reihe verwandter Meeresmythen folgen lassen. Die bedeutendste derselben ist das im Frühjahr 1883 vollendete „Spiel der Wellen“. Hier stellt der Künstler den behaglichen Ruhepausen, die er zum Gegenstande seiner früheren Meeresidyllen gemacht, die volle Bewegung gegenüber. Die Beobachtung, wie in dem rastlosen Wogengange der See immer die eine Welle, sich niederstürzend, nach der anderen zu haschen scheint, regte den Künstler an, jede der Wellen als ein beseeltes Wesen — wiederum im Sinne der klassischen Sage — zu denken. Dieser poetischen Fiktion verdanken wir ein trotz mancher Oberflächlichkeit in Zeichnung und Behandlung der nackten Körper prächtiges Bild, über das erst jüngsthin so viel gesprochen und geschrieben worden ist, daß auf seine eingehendere Schilderung hier füglich verzichtet werden kann. Außerdem entstanden in Florenz bisher zahlreiche Landschaften, zum Teil durch bedeutungsvolle Staffage belebt, Charakterköpfe und Figurenbilder, in denen bisweilen unmittelbare Einflüsse der altflorentinischen Malerei zum Ausdrucke gelangten, und Ähnliches mehr. Besonders erwähnt seien die „Gefilde der Seligen“, im Jahre 1878 für die Berliner Nationalgalerie geschaffen. Entgegen der altherkömmlichen Ansicht, die eine Schönheit im Sinne des Malerischen nur der geschwungenen Linie zuerkannt wissen will, hat Böcklin hier gerade für die Charakteristik elysäischer Gefilde die Durchführung senkrecht aufstrebender Linien gewählt. Man würde zu sehr falschen Schlüssen gelangen, wollte man annehmen, der Künstler habe das infolge einer vernünftelnden Berechnung gethan. Böcklin ist, bei all seiner klassischen Bildung, durch und durch eine Malernatur. Der Hauptsitz seines gestaltungskräftigen Empfindens liegt im Auge. Mit offenem Sinn für jedweden Anschauungseindruck fühlte er sich gelegentlich gefesselt durch die Ausblicke, die sich zwischen den kerzengerade emporgewachsenen Stämmen einer Reihe ziemlich gleichmäßig verteilter Pappeln oder Cypressen erschließen. Das erweckte den Eindruck einer gewissen Feierlichkeit, der eine Stimmung gehobenen Behagens sich beigesellte, wenn unterhalb der dunklen Baumwipfel der Blick in eine heiter schimmernde jenseitige Landschaft sich aufthat. Der Anknüpfungspunkt war gegeben; von ihm aus bildete Böcklins Phantasie weiter, und es entstand jene Darstellung eines Ausblicks in elysäische Gefilde, bei der die senkrechten Linien ein charaktergebendes Merkmal bilden.

Den Stämmen der Pappeln, die im Mittelgrund an den schattigen jenseitigen Ufern des tiefblauen Gewässers emporragen, und dem vom Felsenplateau zur Rechten jäh herabfallenden Wasserstrahl entspricht die kerzengerade emporgerichtete Halshaltung der im Vordergrund schwimmenden Schwäne, zugleich ein beredter Ausdruck für das neugierige Ausspähen der weißgefiederten Schwimmer zu der lichtvollen Hauptperson, jener jugendlichen Frauengestalt, die auf dem Rücken des rosenbekränzten Kentauren den sonnigen Gefilden da drüben zustrebt, auf denen man die Scharen der Seligen den Reigen um den Altar schlingen sieht. Beurteiler, denen nur die nebelhafter verschleiernde Atmosphäre unserer nördlichen Gegenden vor Augen schwebt, wollten bei diesem und ähnlichen Werken dem Künstler eine mangelhafte Lichtperspektive vorwerfen, nicht erwägend, daß für ihn die Eindrücke Italiens maßgebend sind, dessen klar durchsichtige Luft den vollen Lokalton weithin ungebrochen wirken läßt und eben deshalb seinem nach blühender Farbenkraft verlangenden Sinn so sympathisch ist. Schon aus diesem Grunde fühlt Böcklin sein Künstlertemperament innig mit seinem gegenwärtigen Wohnort verwachsen. Dort in der nur einseitig bebauten Via Lungo il Mugnone vor der Porta San Gallo hat er sein Atelier aufgeschlagen, dessen mächtiges nach Norden gehendes Fenster einen weiten Ausblick über die grünen Gefilde und die den Horizont begrenzenden Hügelketten gestattet. Von dorther sandte er uns nunmehr auch vor wenigen Monaten seine herrliche „Toteninsel", unter den neueren Schöpfungen seiner Palette diejenige, die sich der ungeteiltesten Bewunderung wohl in allen Lagern der Kunstfreunde erfreut. Ganz in der großartig beherrschten Landschaftsdarstellung aufgehend, bietet diese malerische Verkörperung eines stillen Eilands mit seinem felsenumschlossenen Park voll dunklen Cypressenschattens und lautlosen Gräberfriedens ein Stimmungsbild, dessen geheimnisvoller Zauber das Gemüt des Beschauers mit unwiderstehlicher Macht gefangen nimmt. — In solcher Weise rastlosem Schaffen hingegeben und nur mit einem kleinen gewählten Freundeskreise verkehrend, lebt Böcklin in Florenz ganz seiner Kunst, in seinem Schüler Hans Sandreuter, der zugleich sein Baseler Landsmann ist, sich einen zunächst bedingungslosen Nacheiferer heranbildend. In Erwartung der ferneren Werke, die er uns von dorther zusenden wird, scheiden wir für heute von einem Künstler, über den das letzte Wort noch lange nicht gesprochen ist.



Städte am Roten Meere.

Von

Gerhard Rohlfs.

Suakin. — Massaua.

Seit der Eröffnung des Kanals von Suez hat das Rote Meer, dieser große Meerbusen von ca. 500 000 qkm Flächengehalt, eine Bedeutung erlangt, wie man sie vor einem Menschenalter nicht ahnen konnte. Abgesehen von der großen Heerstraße zwischen Europa und Amerika, ist der Weg durch das Rote Meer augenblicklich der meistbegangene und wird es noch während langer Zeit bleiben. 2200 km lang ist diese Straße. Und wenn wir vergleichsweise hinzufügen, daß das Adriatische Meer nur ca. 900 km lang ist und eine Fläche bedeckt von ungefähr 130 000 km, so wird dadurch die Größe des Meerbusens noch mehr hervorgehoben. Eine der ältesten Fahrstraßen der Welt, wurde das Meer seit undenklichen Zeiten das rote genannt. Ein Volk übernahm diesen Namen von dem anderen, und auch die Araber und arabischen Geographen nennen das Meer Bahr-el-ahmer, das heißt das rote.* Weshalb, das weiß eigentlich bis auf den heutigen Tag mit Bestimmtheit niemand. Die Farbe des Wassers hat auf alle Fälle den Namen nicht verursacht; ob die Farbe der umwohnenden Völker, wie einige wollen, oder ob die Farbe der Berge, der Korallen, der Tange der Grund dieser Benennung gewesen ist, bleibt überdies ziemlich gleichgültig. Jeder kann es damit halten, wie er will, die Gründe für, die Gründe gegen diese oder jene Annahme sind ziemlich gleichwiegend. Der Name besteht seit Tausenden von Jahren. Hinzugefügt soll noch werden, daß das Rote Meer an seiner größten Breite ca. 350 km breit ist, also die Breite in gerader Luftlinie der Entfernung von Berlin nach Osnabrück gleich kommt. Das Rote Meer hat stellenweise eine Tiefe von 2000 m und läuft nach Norden zu in zwei kleineren Busen aus: in den westlichen bekannten und stark besuchten Suez-Golf, bei den Alten Sinus heroopolites, und den östlichen bis jetzt selten befahrenen Akaba-Busen oder Sinus aelaniticus genannt. Die Achse des Roten Meeres liegt fast genau in der des Adriatischen Meeres; beide ziehen von Nordwest nach Südost. Abgeschlossen durch eine nicht einmal 40 km breite Meerenge, bildet also eigentlich das Rote Meer ein geschlossenes Seebecken. Diese Abgeschlossenheit wird noch dadurch erhöht, daß das Erythräische Meer gar keine nennenswerten Zuflüsse erhält. Denn wenn der von den Gehängen kommende Barka, der sich dicht bei Suakin ins Rote Meer ergießt, auch ebenso lang wie die Weser ist und ein größeres Stromgebiet beherrscht, so wälzt er seine Gewässer doch nur periodisch zum Meere. Manchmal allerdings in erstaunlichen Quanti-

* Jetzt heißt es bei den arabischen Schiffern auch oft Bahr-kolzum.

täten, aber nur unterirdisch fließt er während des ganzen Jahres, und dies ist die Ursache der Fruchtbarkeit der Umgegend von Tokar.

Ohne Süßwasserzuflüsse, ist das Rote Meer durch die dasselbe von allen Seiten umringenden ca. 2000 m hohen Bergketten den atmosphärischen Einflüssen, den jahrein offen ist. Der Höhe der umgebenden Bergketten wegen kann der Wassergehalt der Luft derselben nicht entführt werden, sondern lagert beständig auf der Oberfläche des Meeres. Wie hoch, ist nicht nachgewiesen, aber jedenfalls in nicht unbedeutender Höhe. Und dies giebt zu den interessanten und intensiven Dämme-

Suakin mit den Bergen von Uaratab.

Stürmen, Winden und Passaten, entzogen. Und dies ist es eben, weshalb die Feuchtigkeit der auf dem Meere lagernden Luft eine so abnorme ist. Die unter diesen Breiten stets wolkenlos herunterſengende Sonne erwärmt das Wasser zu einer so hohen Temperatur, daß selbst im Winter dieselbe nie unter 28 Grad sinkt, im Sommer aber noch erheblich höher ist. Selbstverständlich bewirkt dies eine sehr starke Verdampfung, welche dadurch beträchtlich erhöht wird, daß der Himmel jahraus rungserscheinungen Anlaß, wie sie bei uns vereinzelt und vor kurzem während längerer Zeit dauernd ausnahmsweise beobachtet werden, wie sie aber auf dem Roten Meere stets morgens und abends das Entzücken der Beobachter sind. Fügen wir noch hinzu, daß die Schiffahrt auf dem Roten Meere wegen der zahllosen Madreporenriffe und unterseeischen Felsen sehr gefährlich ist, so daß eigentlich sichere Fahrt nur inmitten der Straße ist, so glauben wir damit genügend den Leser

orientiert zu haben, um ihn zur Besichtigung der am Erythräischen Meere gelegenen Städte einladen zu können. Wenn wir dabei eine bestimmte Reihenfolge nicht innehalten, sondern gleich mit Suakin beginnen, so geschieht das nur, weil diese Stadt heute mehr als alle anderen am Roten Meere gelegenen die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich zieht.

Suakim oder Suakin — man hört und spricht bald in der einen und anderen Weise, während die ägyptische Regierung nur Suakin schreibt — liegt auf 19 Grad 8 Min. nördlicher Breite und 37 Grad 24 Min. östlicher Länge von Greenwich. Der eigentliche Ort* oder die Stadt liegt nicht unmittelbar an der afrikanischen Ostküste, sondern ist von derselben durch einen 2 km breiten Raum getrennt. Von dem Meere aus führt aber ein ca. 100 m breiter und 2 km langer Wasserarm in westsüdwestlicher Richtung zu West zu der Stadt, welche auf einem kleinen Inselchen gelegen ist, so daß sich also die dahinführende Wasserstraße sackartig erweitert. Zu dem Inselchen führt sodann noch ein etwas längerer und schmaler Wasserarm, von Nordosten kommend, welcher aber häufig trocken liegt. Die Insel ist durch einen Damm mit dem Festlande verbunden, auf welchem das viel mehr Einwohner zählende und als Vorort zu betrachtende Kef oder Gef liegt. Vor dem Inselchen und also im Wassersack selbst liegt noch ein zweites Eiland, welches als Grabstätte dient. Aus dieser eigentümlichen Anordnung ersieht man, daß Suakin von der Seeseite mit Schiffen direkt nicht leicht zu erreichen ist. Europäische Geschosse beherrschen mit ihren weittragenden Kanonen aber dennoch vollständig den Platz. Sind aber Schiffe nicht vorhanden, so ist die Stadt auf leichte Weise feindlichen Überfällen zugängig. Und hätte der Feind oder vielmehr der Landbewohner selbst europäische Kanonen zur Verfügung, so könnte eine Seeaktion selbst mit Leichtigkeit zurückgewiesen werden, weil eben Suakin 2 km vom Meere entfernt liegt und man mit Schiffen nur mittels eines schmalen und wenig tiefen Wasserarmes dahin kommen kann.

Die Einwohnerzahl von Suakin wird verschieden angegeben. G. Wild schätzt sie auf 10000 Seelen, während Heuglin 6000 bis 8000 annimmt. Ich glaube kaum, daß mehr als 5000 Einwohner in Suakin und Kef leben, und höchstens ein Drittel davon hat ständigen Sitz auf der Insel. Zu manchen Zeiten ist Kef aber stark mit Nomaden angefüllt.

Die städtischen Einwohner bestehen, abgesehen von den Behörden und Soldaten, welche stets wechseln, hauptsächlich aus den der Stadt zunächst wohnenden eingeborenen Stämmen, und diese gehören vorzugsweise den sogenannten Hadendoa an, Hirtenvölkern, welche zwischen dem Nil und dem Roten Meere wohnen und in Suakin besonders die Vorstadt Kef bevölkern. Außerdem giebt es Kaufleute von Djedda an der arabischen Küste und Banianen, Indier, wie wir sie in allen Städten am Roten Meere und persischen Golf sehen und welche den vorteilhaftesten Handel treiben. Auch vereinzelte Europäer halten sich in Suakin auf; meistens gehören sie der griechischen Nation an.

Langt man mit dem Dampfer an, so nimmt sich die Stadt nicht übel aus. Ein weithin leuchtendes Schild mit der Aufschrift „Hôtel du Soudan" sagt dem Reisenden, daß man in dem keineswegs unansehnlichen Haus, wenn nötig, Unterkommen und Beköstigung finden kann. Auch hat Suakin sonst noch einige Gebäude, welche ansehnlich sind. Auf der Insel selbst ist das Gouvernementsgebäude, das Zollhaus und zwei Moscheen, während in Kef von letzteren sich drei befinden. Der kleine Marktplatz ist umgeben von Häusern, in welchen Griechen Kaffeelokale, Schenken und Läden für allerlei Kramsachen errichtet haben; abends und morgens ist der Platz ungemein belebt. Abends von Europäern und Eingeborenen, die rauchend und trinkend dort

* Siehe den Plan in Petermanns Mitteilungen, Jahrgang 1860, Tafel 15.

auf Stühlen oder auch auf dem Boden liegend herumlungern, während morgens die Eingeborenen von Tokar und der Umgegend in die Stadt kommen, um ihre Produkte, meist Gemüse, Milch, Butter ꝛc., an den Mann zu bringen.

Suakin wird regelmäßig von ägyptischen und italienischen Dampfern angelaufen und hat außerdem noch einen lebhaften Handel mit den übrigen Häfen des Roten Meeres. Selbst besitzt die Stadt aber nur einige Sambuk, das heißt jene ca. fünfzig Tonnen haltenden Schiffe mit dem hohen Hinterteil und dem großen unförmlichen lateinischen Segel.

Bis in die neueste Zeit hinein betrieb man in Suakin lebhaften Sklavenhandel. Nicht nur kamen direkt über Berber von Chartum aus Sklaven aus Centralafrika, sondern namentlich bezog man hier von Senhit und Kassala jene bei den Türken und Arabern so hochgeschätzten abessinischen Sklavinnen.

Während auf der Insel das steinerne Gebäude vorherrscht, giebt es derer in Kef nur wenige. Hier sieht man Hütten und jene Mattenbauten, welche, oft nur auf vier Pfählen ruhend, den besten Schutz gewähren gegen die sengenden Sonnenstrahlen. Wie schon erwähnt, ist Kef jetzt mit der Insel durch einen festen Damm verbunden und wird, abgesehen von vielen engen Neben- und Sackgäßchen, durch eine breite Straße geschnitten, welche in der Verlängerung des Dammes von Nordost nach Südwest sich erstreckt. Hier herrscht stets ein äußerst buntes Leben und Treiben, da alle Handwerke, wie überall im Süden, auf offener Straße betrieben werden. Hier hat ein Bäcker seine glatten, weichen Bröte ausgelegt, dort wird geschlachtet; hier ist eine Garküche, wo man in Öl siedende Fischchen kaufen und verspeisen kann, dort säbelt ein Restaurateur von einem größeren Fische große Stücke herunter; hier wird Buttermilch von hübschen jungen Mädchen in dichten Strohkörben feilgehalten, dort hinwieder wird Butter und Milch ausgeboten; hier schustert man Sandalen und Pantoffel, dort werden Lanzen fabriziert; hier sitzt gar ein mehr weißlich schimmernder Eingeborener mit einem ganzen Krimskram von allerlei europäischen Fabrikaten vor sich; er hat eine große gegerbte Ochsenhaut, und darauf ausgebreitet erblickt man Perlen, Glaskorallen, große und kleine Spiegel, Pfefferkörner, Ingwer, Nelken, Zucker, Kaffee, Papier der gröbsten Art zum Schreiben, Kerzen, Zündhölzchen und eine Menge anderer Gegenstände; dort hinwieder sieht man Händler mit Fellen, gegerbten und ungegerbten. Und zwischen all diesem stolzieren herum die hauptumlockten Hadendoa oder auch die Bischari mit feingeschnitzten langen Nadeln aus Holz in ihrem Haarschmuck, welche dazu dienen, gelegentlich unbequeme Bewohner ihrer natürlichen Kopfbedeckung in Respekt zu halten. Sie werden aber auch dazu gebraucht, jene kleinen Flechten zu entwirren, zu welchen das dunkle Haupthaar besonders die Gariab, die Gomelab, die Artegab und die Sigulab, wie die Gebirgsbewohner der Umgegend heißen, zusammenflechten. Vor dem Händler mit europäischen Sachen pflegen sie sich besonders zu drängen. Wie sehnsüchtig betrachten sie die ausliegenden Nadeln, Scheren, Spiegel und andere Sachen, aber meist haben sie nicht die Mittel, etwas zu kaufen. Das sind Luxusartikel. Die können sie entbehren. Aber vor den Fleischbuden machen sie Halt. Hier wird ranzige Butter gekauft und gleich dem Haar überwiesen, dort erstehen sie ein Stück geröstetes Hammelfleisch, und ohne lange den Kinnbacken Beschäftigung zu geben, lassen sie es durch die Kehle in den hungrigen Magen gleiten. Wie das schmeckt! Seit langen Zeiten haben diese Naturkinder kein Fleisch gesehen, viel weniger gekostet, und wie sorgfältig lecken sie hernach die Finger!

Jetzt kommt aber gar ein Häuptling. Er hat jedenfalls ein gutes Geschäft gemacht. Vielleicht hat er Vieh verkauft oder eine größere Partie Wolle, oder war gar Chef einer Gummikarawane von

Chartum. Denn Gummi arabikum ist der sudanische Artikel, welcher am meisten über Suakin ausgeführt wird. Er hat blanke Maria-Theresien-Thaler erhalten, welche auch hier wie an der ganzen afrikanischen Küste des Roten Meeres die einzige gangbare große Münze* bilden. Nach verschiedenen Einkäufen, nachdem er namentlich für seine Gattin — die Beduinen haben meist nur eine Frau — Glasperlen, ein kleines Spiegelchen und ein rotes Schnupftuch, welches aber als Kopftuch benutzt werden soll, erstanden hat, betritt er die Bude eines Haarkünstlers. Denn hier in Kef, welches gewissermaßen für alle Stämme östlich von Dongola und Berber bis zum Roten Meere die Metropole ist, findet sich ein halbes Dutzend dieser Anstalten. Großen Luxus entfalten sie gerade nicht. Eine einfache viereckige Laube, auf vier Pfählen ruhend, von einer Matte überdeckt, an den Seiten durch Flechtwerk geschützt; so sieht die Bude von außen aus. Im Inneren einige Matten, ein Kohlenbecken zum Erwärmen des Wassers, auch zum Anzünden der Nargileh, oder gelegentlich auch um ein Täßchen Kaffee zu kochen, einige grobe Holzkämme, schrecklich stumpfe Rasiermesser, eine sehr hohe Bank mit Seilen überzogen und mit einer Matte bedeckt, worauf der Haarkünstler thront, wenn er nichts zu thun hat, und welche sofaartige Bank auch nachts als Bett dienen kann; so ist die innere Ausstattung.

Unser Bischari betritt also die geweihten Räume, und nach den üblichen Begrüßungen, nach den gegenseitigen Fragen und Belehrungen über die Marktpreise hockt er auf der Matte zurecht und überantwortet seinen ganzen ungeheuren Haarputz dem Friseur. Jedenfalls hat dieser mehr Geduld bei seiner Verschönerungskunst als sein Kollege, der vollendetste Pariser Coiffeur. Endlich! Nach stundenlanger Arbeit, nach Entwirrung der Haare, Auf- und Einflechten der Strähne ist der Kopf wieder in Ordnung, und um das Werk zu krönen, drückt ihm der Besitzer eine große Kugel Hammelfett in sein lockiges Haupt.

Stolz geht unser Bischari fort, und sein liebebedürftiges Herz treibt ihn jetzt zu jenen Buden, aus denen von weitem her schon Tam-Tam und Gejodel dringt und wo lustige Negerweiber aller Völker Afrikas, aber auch weiße Dirnen oder gelbhäutige aus dem Nilthal und von Arabien sich eingefunden haben, und bald sieht sich der Sohn der Berge umringt von den Schönen Afrikas und Asiens. Daß der Rakki und Haschisch auch hier eine große Rolle spielt, bedarf kaum der Erwähnung.

Suakin hat eine kleine Garnison und eine Abteilung von Sträflingen. Es gilt als Hauptstadt des östlichen ägyptischen Sudan.

Jedenfalls hat die Stadt nicht nur eine günstige, sondern äußerst malerische Lage. Man glaubt, wenn man von der See kommt, in der That ein Alpenpanorama vor sich zu haben. Herr Wild, ein Schweizer, der ein sehr anziehendes Büchlein über Werner Munzinger geschrieben hat,* sagt S. 12: „Es erinnert mich die Landschaft ganz an den nordost-solothurnischen Jura in der Schweiz, vom Schloß Wildegg im Aargau aus gesehen, die einen fürs Auge so angenehmen Hintergrund bilden.“ Und so ist es in der That. Nichts ist malerischer als die ganze Ostküste Afrikas am Roten Meere. Und von Suakin aus sieht man durch eine schöne Ebene, durch die in der in nächster Nähe der Stadt sich befindenden Gärten und Gartenhäuser oder auch durch die Hütten der Eingeborenen hinweg auf eine wirklich königliche Bergkette.

* Sie werden alljährlich in Wien wieder nachgeprägt und zwar mit demselben alten Gepräge und derselben Jahreszahl 1780. Als General Gordon vor kurzem von Kairo aufbrach nach Chartum und die britische Regierung 100 000 Pfd. Sterl. zur Verfügung stellte, fand es sich, daß in ganz Kairo nur 5000 Pfd. Sterl. bar in Maria-Theresien-Thalern aufzutreiben waren. Es werden also augenblicklich in Wien große Anstrengungen gemacht werden müssen, um den Silberbedarf zu decken, denn im Sudan selbst ist absolut mit Gold gar nichts anzufangen.

* Von Kairo nach Massaua ꝛc. Olten 1879.

Es ist durchaus unrichtig, wenn einige Reisende dieser Gegend einen wüstenhaften Charakter vindizieren wollen. Zur trockenen Jahreszeit macht die Ebene zwar oft den Eindruck einer versengten Steppe; aber während und nach der nassen Jahreszeit grünt und blüht alles. Die nächsten Vorberge, ca. 1000 m hoch, sind im Westen der Gebel Uaratab, „in dessen pflanzenreichen Schluchten Georg Schweinfurth im Jahre 1864 so angenehme Tage verlebte.“* Gebel Uaratab liegt auf halbem Wege zum Fort Sinkat, welches selbst im Chor Okak, wo dasselbe aus der Kette der Berge heraustritt, in gerader Richtung von Suakin 40 km Westnordwest zu West entfernt ist. Die Küste selbst verläuft von der Stadt in südsüdöstlicher Richtung. Nicht nur zahlreiche Korallenbänke, unterseeische Riffe, sondern auch wirkliche kleine Inseln lagern davor.

Hadendaui.

Folgt man der Küste, so kommt man nach dem Ras (Vorgebirge) Mogta,** und gleich südlich davon liegt der Mirsa (Mirsa = Hafen) Trinkitat oder Trinktat. Von einem eigentlichen Hafen ist keine Rede, aber auf einer sumpfigen Landzunge liegt das in letzter Zeit oft genannte Fort gleichen Namens. Trinkitat kann auch betrachtet werden als der Anlegeplatz, Ankerplatz für das Fort Tokar, welches von der ganzen Gegend seinen Namen erhalten hat. Diese Gegend, unterirdisch stets stark berieselt von dem aus den Anhängen des nördlichen Abessinien kommenden Barka- oder Baraka-Fluß, bildet die üppigste Gegend von Suakin. Das Fort Tokar liegt von Suakin 80 km entfernt. In Tokar wurden schon unter Ismael große Baumwollenpflanzungen angelegt, und hier gedeiht in der That alles, was das tropische Afrika überhaupt produziert. Während aber die Ebene von Tokar als Schwemmland des Baraka betrachtet werden kann, beginnt der eigentliche Chor (Flußbett) Baraka erst 20 km südlich von Tokar. Von diesem mit dem üppigsten Grün bestandenen Thal giebt uns unser deutscher Landsmann Dr. Junker, der als einer der letzten Reisenden dies Flußbett auf einer Explorationsreise in das Gebiet der Beni Amer und Hadendoa erforschte, einen sehr belehrenden und anziehenden Bericht.*

Suakin wurde 1865 von der Pforte an Ägypten abgetreten und hat sich merklich unter der Regierung Ismaels gehoben. Denn mag man nun sagen, was man will, über den Exkhedive, mag man immerhin seine großen Ausgaben, seine Verschwendungssucht bekritteln — das, was er für das Land gethan hat, läßt sich auch nicht wegleugnen. Suakin war zur

* Zeitschrift für Erdkunde, 1866, S. 33.

** Siehe Karte zum Kriegsschauplatz im ägyptischen Sudan 1883 und 1884 von Justus Perthes. Gotha.

* Siehe Petermanns Mitteilungen, 1876, S. 383.

Zeit der Türkenherrschaft ein Nest, unter Ismael entwickelte es sich zur Stadt. Schweinfurth schreibt:* „Zur Zeit meiner Ankunft in Suakin waren erst wenige Monate verflossen, seit die direkten afrikanischen Besitzungen des Sultans an Ägypten abgetreten wurden (Suakin, Massaua, die Salinen von Ranai 21 Grad nördl. Breite) nebst den zinspflichtigen Gebieten benachbarter Nomadenstämme, und doch hatten bereits die energischen Maßregeln des Gouverneurs Suakin gewaltig aus seiner Lethargie aufgerüttelt.“ In der That nahm die Stadt seit der Zeit einen großen Aufschwung.

Wie aber wird Suakin sich entwickeln unter britischer Herrschaft! Denn daß die Engländer diese Stadt am Roten Meere wieder herausgeben sollten, sagt höchstens Gladstone, aber er selbst glaubt es sicher nicht.

* * *

Mehr als selbst 1557,** in welchem Jahre Massaua, das bis dahin dem äthiopischen Reiche gehörte, von den Armeen des großen Soliman erobert wurde, zog diese Stadt die Aufmerksamkeit Europas auf sich zur Zeit der britischen Expedition gegen Theodoros. Und obschon die Engländer vorzogen, von der Stätte des alten Adulis in das Innere zu dringen, machten doch die gebildeteren Teilnehmer jener Armee, namentlich die, welche aus irgend einem Grunde der Expedition beigegeben waren, einen Abstecher, um Massaua kennen zu lernen. Ich war so glücklich gewesen, im Auftrage unseres Kaisers die britische Armee nach Abessinien begleiten zu dürfen. Der Kommandant eines französischen Kanonenbootes nahm mich nach Beendigung des Feldzuges der Engländer 1868 mit nach Massaua, so daß ich Gelegenheit hatte, diese Stadt mehreremal zu besuchen. Zuletzt im Jahre 1881.

Zu sehen ist dort eigentlich nichts. Es lohnt sich kaum, nur Massauas wegen eine Reise zu unternehmen. Von dem alten Sabaitikon stoma ist nichts mehr übriggeblieben. Vielleicht könnte man die Anwesenheit der auf Massaua befindlichen Cisternen eher auf die Alten zurückführen als auf die Perser, wie Heuglin dies thut; aus dem einfachen Grunde, weil sie in ihrer Wölbung, in ihrer ganzen Anlage so gebaut sind, wie sie sowohl die Griechen in Cyrenaika und später die Römer in Nordwestafrika zu erbauen pflegten. Sonst sieht man gar kein Denkmal aus dem Altertum. Will man solche sehen, so muß man sich südlich begeben nach dem unfernen Adulis oder, wie es nun heißt, Sula. Hier sind in der That noch Ruinen genug, welche von der Bedeutsamkeit dieses alten Emporiums zur Zeit der Ptolemäer reden, als im Inneren von Abessinien das axumitische Königreich errichtet wurde.

Weshalb man überhaupt diese Stadt zerstören ließ, wann sie zerstört wurde, weshalb man sie nicht wieder aufbaute, das wissen wir nicht. Als im sechsten Jahrhundert Cosmas Indopleustes nach Adulis kam, erhielt er von dem Befehlshaber der Stadt den Auftrag, jene merkwürdigen, am westlichen Ende der Stadt befindlichen Inschriften zu kopieren, weil sie an den König von Axum, Elesbaan, geschickt werden sollten. Und mit Hilfe seines Gefährten schrieb er denn auch die uns auf diese Weise erhaltene Inschrift ab. Aber wo sind die Steine selbst hingekommen? Können sie in Sula nicht ebensogut verborgen liegen, wie der andere mit griechischer Inschrift bedeckte Stein bei Axum sich erhalten hat? Würde es sich nicht lohnen, hier Nachgrabungen anzustellen nach derartigen Steinen, die in der That für die Geschichte und Geographie der damaligen Zeit von der größten Wichtigkeit sind?

Bei den oberflächlichen Nachgrabungen,

* Zeitschrift für Erdkunde, 1867, S. 34.

** Dies Jahr wird meist als Eroberungsjahr angenommen. Es ist aber nicht sicher, ob nicht Massaua schon früher genommen wurde. Denn im Franasco Alvares finden wir, daß die Einwohner von Massaua ungläubige Mohren genannt werden, während er die von Arkiko, der Stadt, die Massaua gegenüber auf dem Festlande gelegen ist, ausdrücklich als Christen bezeichnet.

welche während der britischen Expedition Mr. Goodfellow vornahm, gelang es ihm doch, in kürzester Zeit die Grundfesten eines alten Tempels bloßzulegen; außerdem wurden Säulenstücke aus Marmor gefunden, und bei gründlicheren Nachgrabungen würde gewiß manches Kostbarere zu Tage gefördert, vielleicht sogar die von Cosmas erwähnten Inschriften gefunden worden sein.

Doch wir haben es mit dem heutigen Massaua zu thun, welches jetzt gewissermaßen die Stelle Adulis' vertritt, denn augenblicklich ist Massaua Haupteingangspforte für Abessinien. Die kleine Insel, auf welcher die Stadt erbaut ist, liegt auf 15 Grad 37 Min. nördlicher Breite und 39 Grad 30 Min. östlicher Länge von Greenwich. Das Inselchen selbst hat eine Länge von nur 1000 m und ist an der breitesten Stelle kaum 300 m breit. Nur einige Meter höher als die Marke der höchsten Flutwelle, besteht das Eiland durchweg aus Madreporenkalk. Vom Festlande ist Massaua etwa 1500 m entfernt. Die Lage ist fast von West nach Ost, jedoch etwas südwestlich, und zwischen dem Festlande im Westen und Massaua liegt die von Norden nach Süden sich erstreckende Insel Tolhut, ebenfalls 1 km lang und etwa 200 m breit. Tolhut ist 500 m von Massaua und 1000 m vom Festlande entfernt. Etwa 1000 m gerade südlich von der östlichsten Seite Massauas ab liegt das immergrüne kleine Inselchen Sid Schich, welches unbewohnt ist; so viel genügt, um den Leser über die Lage Massauas zu orientieren.

Als Munzinger noch ägyptischer Generalgouverneur des östlichen Sudan war, verband er Massaua mit Tolhut und dieses Eiland mit dem Festlande durch einen steinernen Damm. Derselbe existiert noch. Aber die Wasserleitung, welche er von dem Festlande herüber bis ins Herz von Massaua führte, ist schon wieder dem Zahn der Zeit anheimgefallen, seitdem mohammedanische Gouverneure die Zügel der Verwaltung ergriffen haben.

„Aden ist das Fegefeuer, Massaua die Hölle," behaupten die Engländer. In der That ist das Klima nichts weniger als angenehm, obschon es keineswegs ungesund genannt werden kann. Die Durchschnittstemperatur dürfte nicht höher als ca. dreißig Grad Celsius im Jahre sein, aber durch die feuchte Luft wird man für die Wärme um so stärker empfindlich. Und namentlich nachts, wo an anderen tropischen Orten auf die Tagesschwüle des glühenden Sommers eine angenehme Kühlung zu folgen pflegt, ist es in Massaua kaum auszuhalten. Im Sommer weht wenigstens bei Tage meist ein frischer Seewind, der doch etwas die Hitze mildert, aber regelmäßig legt sich nachts die Brise, und jedermann ist dann auch bei vollkommenster Ruhe in Schweiß gebadet. In der Winterzeit, das heißt von November bis April, ist das Klima einigermaßen erträglich.

Auf Massaua selbst giebt es nur wenige gute steinerne Gebäude. Die Hauptmoschee, das am Staden liegende Zollgebäude, die Häuser der französischen und italienischen Konsulate und einige Gebäude von Griechen, die an der Hauptstraße liegen, das ist alles. Aber eine Straße verengt sich zu einem Bazar, und mit dem notwendigen Mattendache zum Schutze gegen die Sonne versehen, findet man rechts und links Buden, deren Inhaber meist Banianen, das heißt Indier, sind, die hier ihre prunkenden Stoffe: Goldbrokat, Sammet und Seide, feil halten, welche von den Abessiniern zu Ehrenkleidern verwendet werden. Auch sonst ist der Markt gut mit Waren versehen, und in den größeren Geschäften der Griechen und Italiener sind sogar europäische Luxusartikel aller und jeder Art zu haben. Männer, selbst wenn sie höhere Ansprüche machen, können sich in Massaua vollkommen, was Kleidung anbetrifft, ausstatten. Man muß natürlich davon abstehen, einen Cylinder oder gar einen Frack kaufen zu wollen. Wozu auch? Das Klima würde eine solche Kleidung gar nicht erlauben. Selbst viele Europäer tragen der entsetzlichen Hitze wegen nur ein sogenanntes langes

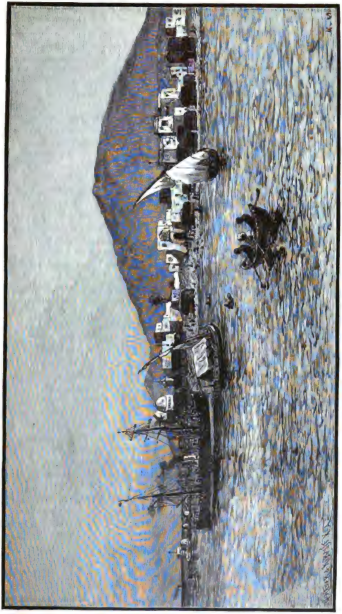
Trapezuntthemd, das bis auf die Knöchel reicht und von Flor, also ganz durchsichtig ist, dazu dann ein kurzes, undurchsichtiges Unterbeinkleid; das ist der gebräuchliche Anzug auch der Europäer in ihrem home.

Zwischen den orientalisch gebauten Häusern sieht man dann die Hütten und Gehöfte der Eingeborenen, welche ebenso primitiv und luftig wie die in Suakin und von denen ganze Straßen gebildet sind; sie genügen den Bedürfnissen derselben vollkommen. Hat man dann die eigentliche Stadt verlassen, welche ungefähr die Hälfte der Insel im Westen einnimmt, so findet man im Osten, etwas allein gelegen, die französische Mission mit der Kirche — ein gut und solide errichtetes Gebäude. Der äußerste Osten der Insel wird durch ein steinernes Fort mit einigen Kanonen abgeschlossen, aber das eine ist so wenig verteidigungsfähig, wie die anderen wenig gut zum Schießen sind. Hier befinden sich auch die alten Cisternen, von denen einige noch gebraucht werden, aber alle, wenn gereinigt und ausgebessert, gebraucht werden könnten.

Dies ist das städtische Bild von Massaua, wo etwa 1500 Menschen zusammen wohnen, Banianen, Europäer und Eingeborene vom Festlande. Letztere sind natürlich in der Mehrzahl. Verläßt man dann die Stadt durch das große Westthor, so kommt man, über den steinernen Damm schreitend, nach Tolhut, welche Insel als der Sitz der Regierung bezeichnet werden kann. Denn wenn auch der eigentliche Divan in Massaua ist, so haben wir hier die Wohnung des Gouverneurs, die des Schatzmeisters und vor allem den sonderbaren Palast des Khedive, in dessen Nebengebäuden die Post und das Telegraphenamt untergebracht sind.

Dieses Palais des Khedive, erbaut von Arakel Bei im Jahre 1874, der als Neffe Nubar Paschas hierher geschickt wurde, um in Massaua den Krieg mit Abessinien zu organisieren, in welchem Kriege er dann sein Leben einbüßte — dieses Palais ist eine der sonderbarsten Bauten, die man nur sehen kann. Weder maurisch noch wie eine Pagode erbaut, scheint es von jedem Stil etwas zu haben. Es erinnerte mich immer an die sogenannte Zwiebelkirche von Moskau; aber im Zwielicht sieht das Schloß aus wie ein verzaubertes Palais aus Tausend und eine Nacht. Im Inneren gut, ein Zimmer geradezu luxuriös ausgestattet, mit großen und hohen Räumen, sogar mit einem Bad versehen, hatte bei meiner Rückkehr aus Abessinien der Khedive mich eingeladen, dort zu wohnen. Und die schönen Abende — es waren ausnahmsweise kalte Apriltage in Massaua, durchschnittlich 25 Grad Celsius — die ich träumend auf der Veranda verbrachte, ausruhend von den eben überstandenen Strapazen und Fährlichkeiten einer Expedition im gebirgigsten Lande von Afrika, gehören zu den angenehmsten Erinnerungen dieser unvergeßlichen Reise. Da lagen sie vor mir, jene Riesen der afrikanischen Alpenwelt. Während schwarze Wolken langsam an den Gehängen, oft von Blitzen durchzuckt, majestätisch ihre kompakten Formen wechselten, waren die blauen Gipfel noch von der untergehenden Sonne beleuchtet. Dann das schöne blaugrüne, wellige Vorland, das Ufer im Westen, mit dem zwischen Bäumen versteckten Städtchen Arkiko. Endlich dicht vor mir ausgebreitet die See in ihrer bläulichen Farbe. Darauf schaukelten sich ganz nahe Pelikane, um sich dann bald zu erheben und der grünen Insel Schich zuzufliegen, wo sie in Gemeinschaft mit weißen Aasgeiern und anderen Vögeln nächtigen, die ebenfalls ihren Flug dahin richten. Auch die Barken zogen heimwärts nach Arkiko, und in nächster Nähe paddelten, fast im Wasser sitzend, nackte Gestalten in ihren ausgehöhlten Baumstämmen durch die Bucht.

Auf Tolhut befindet sich ein gutes Erdwerk, große Baracken für Militär, und von da kommt man mittels eines einen Kilometer langen Dammes nach dem Festlande, woselbst hintereinander die Ortschaften Hotumlu, Mkullu und Saga liegen; derart dicht beieinander, daß alle einen Ort zu bilden scheinen, überhaupt



Massaua.

niemand genau zu sagen weiß, wo der eine anfängt und der andere aufhört.

Hier ist der Nachtaufenthaltsort der Kaufleute von Massaua; hierher ziehen sich die Banianen und die arabischen Kaufleute zurück, wenn sie ihre Buden verschließen. Aber abgesehen von etwa zwanzig steinernen Gebäuden, waltet auch hier das Zweig- und Strohhaus vor. Nur ein prächtiges und großes Gebäude, das gegen alle übrigen sich wie ein Schloß ausnimmt, die schwedische Missionsanstalt, ist durchaus nach europäischer Art errichtet. Dicht daneben steht auch noch eine kleine römische Missionsanstalt, versteckt in einem Hain von wundervollen Lausonien, Oleandern, Parkinsonien und einigen Fächerpalmen. Hier ist überall unterirdisch ein starkfließendes Wasser, so daß mit geringer Mühe Pflanzen bewässert werden können. Überhaupt muß man die Umgebung von Massaua sich keineswegs als Wüste vorstellen. Calotropis procera, dann namentlich eine Euphorbie, durchrankt von Stapelien, bilden zusammen oft wahre Wälder, und schon nach einigen Kilometern Entfernung wechseln Mimosen, Balsambäume, verschiedene Aloen und Gras so reichlich, daß die Nomaden ihr Vieh dort gehen lassen. Geht man aber gar nach dem unfernen Städtchen Arkiko, am südlichen Golf gelegen, so hat man, selbst wenn man dicht am Meere bleibt, oft wahre Buschlandschaften zu durchwandern.

Eines Berges müssen wir bei Massaua noch gedenken, des schönen Gedemberges, wegen seiner plastischen Form und weil er für alle auf Massaua haltenden Schiffe das Wahrzeichen ist. Obschon der Gedem, welcher in südsüdöstlicher Richtung von der Stadt liegt, nicht hoch ist — er ist etwas höher als 1000 m —, so ist er in seiner Erscheinung geradezu imposant. Unvermittelt steigt er aus der Ebene empor und unvermittelt senkt er an der entgegengesetzten Seite seine Gehänge ins Meer hinein. Südlich vom Gedem öffnet sich die schöne Adulis-, auch Ansley- oder Sulabai genannte Bucht, und daran gelegen findet man die Trümmer der ehemals so berühmten Stadt Adulis. Jägern, welche nicht weit landeinwärts gehen wollen — und bald genug wird ja jetzt Massaua ein Magnet für Nimrode sein —, mögen es sich gesagt sein lassen, daß der malerische Gedemberg keineswegs so kahl ist, wie er, von Massaua aus gesehen, zu sein scheint. Der Gedem ist nicht nur reichlich mit großen Bäumen bestanden — sogar einige Exemplare des riesigen Boabab, Adansonia digitata, wachsen dort —, sondern ist auch sehr wildreich. Der Gedem hat pflanzlich und tierlich das Wesen vom abessinischen Alpenland. Abgesehen von zahlreichen Antilopen- und Gazellenherden, denen man schon auf dem Hinwege zum Berge begegnet, findet man reißende Tiere, und die Affen sind durch den Hamadrias kynokephalos herdenweise vertreten.

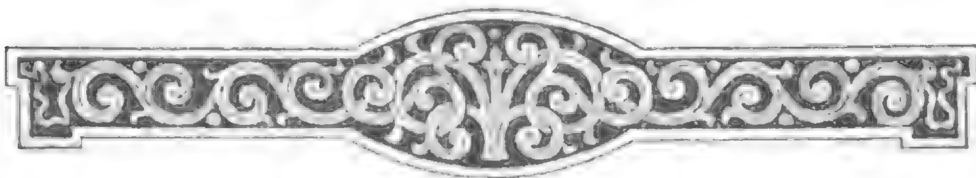
Es ist schon angedeutet worden, daß der Handel Massauas sich besonders um Abessinien dreht. Das, was die Abessinier notwendig brauchen, beziehen sie über diesen Hafen, und das, was sie produzieren und übrig haben, senden sie nach Massaua, besonders Butter, Häute, Honig, etwas Wolle, Moschus von der Zibethkatze und manchmal auch Felle von reißenden Tieren. Ein Erwerbszweig blüht aber in Massaua noch, der wenigstens kommerziell hier seinen Mittelpunkt hat: Perlmutter und Perlfischerei. Die Perlen des Roten Meeres und die des persischen Golfes sind die schönsten und größten der ganzen Erde. Das ist männiglich bekannt. Aber die Hauptperlfischerei ist nicht unmittelbar bei Massaua, sondern in dem Dahlak-Archipel, und zwar sind es die Bewohner der großen Insel Dahlak, welche hauptsächlich den Fang der Perlmutterschale betreiben. Die Käufer der Perlen jedoch sind nicht Europäer, sondern die Banianen, und die schönsten und meisten Perlen kommen nicht nach Europa, sondern werden nach Indien geschafft. Sowohl der Perlen- wie auch der Perlmutterhandel erfordert eine große Kenntnis und eine gewisse Geriebenheit. Ein Deutscher, der nach Massaua kam, wurde bei einem Kauf von

Perlmutterschalen, welche anscheinend gut waren, so betrogen, daß er zum zweitenmal nicht wieder damit handelte. Ein Italiener hatte einen kleinen Teller voll kleiner Perlen gekauft; als er sie nach Mailand schickte, wurde ihm der Bescheid, daß man derartige Perlen dort billiger kaufen könne, als er sie in Massaua von den Banianen erstanden hatte. Wie viel Perlen im Dahlak-Archipel, wie viel überhaupt im Roten Meere ans Licht gebracht werden, entzieht sich jeder Berechnung; denn wenn man auch ungefähr das Quantum der Perlmutterschalen, welches auf die europäischen Märkte geworfen wird, erfahren kann, so ist es ja bekannt, daß oft unter hundert Schalen, ja zuweilen unter Hunderten, nur eine einzige mit einer edlen Margarita geschmückt ist.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Massaua sich bei gefestigten Zuständen schnell heben wird. Schon berichten die Zeitungen, daß britische Offiziere dort die Leitung der Angelegenheiten in die Hand genommen und namentlich den Willkürlichkeiten der ägyptischen Beamten ein Ziel gesetzt haben. Diese waren bis in jüngster Zeit schreiend. Natürlich! Massaua, weit genug ab von Kairo gelegen, war ebenso wie Berber, Chartum, Kassala, Metemmeh stets eine Brutstätte mohammedanischer Gewaltakte. Selbst im Jahre 1881 wurden von den Behörden Menschen krank geprügelt, ja zu Krüppeln geschlagen, um Geständnisse zu erzwingen von Dingen, die vielleicht gar nicht begangen waren oder von denen sie nichts wußten. Und daß selbst vor den Roheiten der ägyptischen Beamten Europäer nicht sicher waren, davon wissen die schwedischen Missionare zu berichten. Diese waren um so schutzloser, als selbstverständlich der französische Vicekonsul, Protektor der römischen Missionsanstalten, sich der Schweden nicht annahm.

Diesem Getriebe ist nun mit einem Schlage ein Ende gemacht. Die Engländer haben die Gefängnisse geöffnet, denjenigen Gefangenen, deren Schuldlosigkeit offen zu Tage lag, auf der Stelle die Freiheit gewährt und über die anderen die schnellste Untersuchung angeordnet. Und mag man nun über die englische Ausbreitungssucht denken und sagen, was man will: das muß der Unparteiische zugeben, daß die Eingeborenen jedenfalls von den Engländern besser behandelt werden als von ihrer eigenen Behörde. Den ägyptischen Paschas gegenüber waren die Eingeborenen weiter nichts als arbeitende Kräfte, welche jeder nach seinem Gutdünken benutzen, aussaugen und ausquetschen konnte. Zum Teil muß man es auch der ägyptischen Efendiwirtschaft — vom Efendina an bis zum untersten Efendi — zuschreiben, daß das Verhältnis mit Abessinien nicht geregelt, daß nach den blutigen Schlachten von Gudda-Guddi und Gura kein Friede geschlossen wurde.

So dürfen wir denn hier einer guten Zukunft freudig entgegensehen. Bis jetzt war Massaua nur wenig bekannt; nur die Abessinienreisenden oder vereinzelte Jäger und Jagdpartien kamen dahin. Daran aber zweifeln wir nicht, daß, sobald am Roten Meere Friede hergestellt sein wird, Massaua ebensogut auf dem Programm von Cook, Stangen und Riesel stehen wird wie jetzt seit Jahren Kairo, Assuan und Philä.



Mentone von Westen aus gesehen.

Mentone.

Von

Robert Dohme.

Bis vor kurzem auf dem Landwege schwer erreichbar, haben die Gestade der Seealpen im großen Gange der Geschichte nur eine nebensächliche Rolle gespielt. Jetzt aber beginnt sich hier ein Leben zu entfalten, wie es ähnlich nur das Altertum an den Küsten Latiums und Campaniens gekannt: Kurort reiht sich an Kurort, Villa an Villa. Klimatisch und landschaftlich eine der schönsten Strecken unseres Weltteiles, wird die Riviera von Jahr zu Jahr mehr die große Winterstation Europas. Viermal bin ich selbst diese Straße gezogen, habe Mentones gastlichen Boden, nach dem es mich immer wieder hinlockte, nach allen Richtungen durchstreift, bin hier fast heimisch geworden.

Von dieser Stadt, deren Name in so vielen deutschen Familien einen bekannten Klang hat, will ich dem Leser erzählen.

Fünf Felsenhöhlen in unmittelbarer Nähe des Ortes bergen Reste jenes Lebens, welches sich abgespielt hat weit vor der Zeit, bis zu der das Gedächtnis der Menschheit in Geschichte und Sage zurückreicht. Manch interessantes Ergebnis brachte ihre Durchforschung der Fachwissenschaft; die historische Erkenntniß aber gewinnt durch sie keine neuen Anhaltspunkte. Für diese wird der Schleier, welcher auf der Urzeit dieser Küsten ruht, erst gelüftet, als Männer aus Phokäa, der Pflanzstadt Athens am jonischen Gestade, die ligurischen Völker in den Kreis ihrer Handelsverbindungen ziehen. Wenn aber der athenische Schiffer die Küsten der Barbaren befuhr, dann war er über

den warentauschenden Kaufmann hinaus zugleich der Bringer milderer Gesittung: das Gastgeschenk, welches die Gründer von Marseille und Nizza den umwohnenden Völkern dargereicht, es hat diesen Segen getragen durch die Jahrtausende. Denn noch heute bildet der Baum der athenischen Göttin, die ölbringende Olive, neben Orange und Citrone den wahren Reichtum des Landes.

An der Stelle, wo das hohe Urgebirge, steil ins Meer fallend, den Zugang zum Hinterlande besonders schwer macht, ragte damals auf jäher, weit in die blaue Flut vorspringender Felsklippe einsam ein Tempel des Baal. Phönicische Seefahrer, vielleicht Karthager, hatten dem grausen heimischen Gotte das Heiligtum errichtet. Als die Griechen ihre Erbschaft übernahmen, da verwandelte sich das Haus des menschengierigen Moloch in das desjenigen Zeussohnes, der so oft an den Küsten des Mittelmeeres als der Nachfolger des semitischen Gottes erscheint. Der Ort ist von nun an dem „einsam thronenden Herakles“ geweiht; vom Herakles Monoikos (*μονος οἰκων*) hat er seinen Namen bis auf den heutigen Tag: Monaco. Schon im griechischen Altertum war der dortige Hafen ein viel besuchter; wiederholt wird seiner von den Schriftstellern gedacht. Früh auch tritt der Name des Ortes in die römische Geschichte ein. Bereits am Ausgang des dritten Jahrhunderts beginnen in diesen Gegenden die Kämpfe mit den ligurischen Völkerschaften; zunächst mit wechselndem Glück. Beim Hafen des Herkules wird eine römische Legion auf dem Marsche nach Spanien derart geschlagen, daß niemand übrig blieb, die Kunde der Niederlage nach Rom zu bringen. Unweit derselben Stelle, bei dem heutigen Torbia, nehmen die Römer später ihre Vergeltung: die Scharen der Alpenvölker sind auf den Höhen der Berge von den Legionen umringt, jeder Ausweg ist verlegt; da entzünden sie mächtige Scheiterhaufen und stürzen mit Frauen und Kindern in die Flammen, den freigewählten Feuertod der Sklaverei vorziehend. In Monaco, an der Grenze der gallischen Provinz, schiffte Cäsar sich ein für Genua, als er zum entscheidenden Kampf gegen Pompejus schritt. — Aber erst die kaiserlichen Adler des Augustus vermochten die kriegerischen Bergvölker zu dauerndem Gehorsam zu bringen. Des zum Andenken ließ der Imperator im Jahre 13 v. Chr. auf der Höhe der Berge, hart über dem Hafen des Herkules, ein weit in Land und Meer hinein sichtbar Denkmal errichten; und der Kern dieser „Tropæa Augusti“ stand trotz aller Kämpfe, die sie im Lauf der Jahrhunderte umtosten, aufrecht bis in die Zeit Ludwigs XIV. Dessen Scharen erst sprengten im spanischen Erbfolgekriege das im Mittelalter zur Burg eingerichtete feste Gemäuer und verwandelten so das Monument in einen unförmigen Steinhaufen. Lange vor dieser Zeit, im Jahre 1564, hat es der Franziskaner Pater Bojero gesehen, die Stätte untersucht und aus den vorhandenen Trümmern das Bild des ursprünglichen Werkes zu rekon-

Ruinen des Augustus-Denkmals bei Torbia.

struieren gesucht. Nach ihm erhob sich auf einem quadraten Sockelgeschoß ein zweites ähnliches, aber etwas zurückspringendes Stockwerk, dessen Ecken mit mächtigen Waffentrophäen geschmückt waren. Inmitten der Südfront befand sich die Eingangsthür, eine zweite dieser korrespondierend auf der Nordseite. An der Südfront des zweiten Geschosses war die große Inschrift angebracht, deren Text Plinius aufbewahrt hat; sie besagte, daß Augustus das Monument zum Andenken seiner Siege über fünfundzwanzig namentlich aufgeführte Alpenvölker errichtet habe. Es folgte dann im weiteren Aufbau ein cylindrischer Körper von wesentlich kleinerem Durchmesser, den zwei Reihen von Säulen oder Pilastern übereinander gliederten. Zwischen ihnen Nischen mit Statuen; darüber endlich eine Stufenpyramide, deren Abschluß die etwa sechs Meter hohe Bildsäule des Kaisers bildete. Den Kopf derselben sah Bojero noch und hat nach ihm die Höhe der ganzen Statue bestimmt; einen anderen Kopf, angeblich ein Bildnis des Drusus, soll in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ein dänischer Prinz unter den Trümmern gefunden und mit nach Kopenhagen genommen haben. Andere Reste der Hauptstatue und der Inschrift waren noch bis vor kurzem im Orte erhalten; die Kirche und Häuser desselben sind vorwiegend mit dem Material der großen Trümmermasse errichtet; selbst für den Bau der Kathedrale von Nizza wurde viel Marmor der äußeren Bekleidung von hier verschleppt.

Bei der Schwierigkeit der Alpenübergänge war der Weg längs der Küste der römischen Verwaltung von besonderer Wichtigkeit, als die einzige jederzeit benutzbare Verbindungsader zwischen den Provinzen der Gallia cisalpina und transalpina; ihr Ausbau war daher durch die Notwendigkeit geboten. So entstand unter Augustus hier eine jener großartigen Heerstraßen des römischen Reiches, die nach ihm getaufte Julia-Augusta. Wie lange sie im Stand gehalten wurde, ja ob sie überhaupt das Schicksal der römischen Welt überdauert, vermag ich nicht zu sagen; schon Hadrian mußte an ihr wichtige Reparaturbauten vornehmen. Allmählich verwischten die schicksalsreichen Jahrhunderte der Folgezeit ihre Spuren so weit, daß stellenweise nur noch das Maultier auf engem Saumpfad den Weg längs der Felsen fand, als Napoleon sein Heer über die Alpen führte, zum Kampf auf Italiens Boden. Wie einst jene wohlgepflegten Kunststraßen des Altertums, so wichtigen Vorschub sie auch dem Handel leisteten, doch in erster Linie aus militärischen Rücksichten entstanden waren, so dekretierte jetzt auch der neue Cäsar zur Sicherung der Verbindung seiner Armeen mit dem Mutterlande die prachtvolle Route de la Corniche zwischen Marseille und Genua. Durch drei Vierteljahrhunderte zog auf dieser der Handel und Wandel zwischen den Völkern zu beiden Seiten der Seealpen dahin, bis die moderne Technik, die Felsen sprengend, dem Dampfroß seinen Weg hart am Meeresufer bahnte. Seitdem ist die schwindelnde Straße, die wie ein Kranz sich um die Höhen der Berge legt, wieder mehr verlassen. Waren- und Menschenverkehr zieht den rascheren Schienenweg vor. Wem aber das Herz empfänglich schlägt für die wunderbare Schönheit dieser Gestade, der sollte noch heute den Weg der Corniche, wenigstens auf der Strecke, wo er am großartigsten, zwischen Nizza und San Remo, zu Wagen zurücklegen.

* *
*

Der Wanderer, der in römischer Zeit vom Hafen des Herkules, ostwärts Italien entgegen zog, kam nach einer Stunde Marschierens an eine weit in das Meer hineinspringende Landzunge, das heutige Kap Martin. Von der Höhe derselben senkte sich der Weg zwischen Olivenpflanzungen hinab zum Ufer, welches hier ein lebhafter als an der übrigen Küste gegliedertes Vorland zeigt. Auf kurzer Strecke öffnen sich vier Gebirgs-

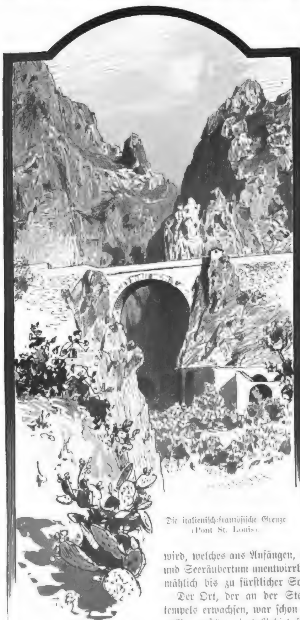
thäler nebeneinander, je einen Bach zum Meere sendend; mannigfach fließen die weichen Wellenlinien der anmutigen Vorberge ineinander; pittoresk und abwechselungsreich steigen hinter ihnen die Gipfel des Hochgebirges auf, dessen schroffe Massen die schützende Wand für eine besonders üppige Vegetation bilden. In der Ebene, hart am Meeressaume, überschritt die Straße die Bäche, um hinter dem vierten in scharfem Winkel nach links zu biegen und nun zu einem Hügel hinaufzusteigen, dessen Längsseite sie in etwa dreißig Meter Höhe über dem Meere weiter verfolgte. Vielleicht lag an dieser Biegung schon in römischer Zeit eine Siedelung: mehrfache Inschriftenfunde und Gräber in der Umgegend erwecken wenigstens diese Vermutung. Freilich wird erst im dreizehnten Jahrhundert hier ein Ort genannt: Mentone. Damals war es ein kleines, kaum fünfhundert Einwohner zählendes Nest mit hohen Mauern und einem den Gipfel des Hügels krönenden Kastell. Seine Hauptstraße, die heutige Rue longue, folgt genau dem Zuge der alten Julia-Augusta, welche sich auch jenseits des ehemaligen Stadtthores in der heutigen Rue Ste. Anne weiter verfolgen läßt.

Der interessanteste jener Reste des Altertums ist das sogenannte „Römergrab“ auf dem Kap Martin, ein kleines Bauwerk, dessen ursprüngliche Bedeutung zu ergründen den Archäologen von Fach überlassen bleiben mag. Es zeigt in seiner von drei niedrigen Wandnischen — die beiden äußeren rechteckig, die mittlere halbrund — belebten Fassade eine eigenartig dekorative Verwendung des Opus reticulatum in schwarzem und weißem Marmor. Die Wölbungen der Nischen waren geputzt und mit Laubwerk bemalt. Über den Nischen ein schmales, aus zwei Schichten Ziegeln gebildetes unverputztes Horizontalgesims und darüber, noch erkennbar, die Reste eines Obergeschosses, wieder im farbigen Ornament des Netzmauerwerkes. Offenbar ein Werk aus den letzten Zeiten des Reiches!

Als das geordnete Regiment des Römertumes vor dem Andrang der Barbaren dahinsank, brachen auch über diese Küsten Kriegsnot und Verwüstung herein. Besonders verhängnisvoll scheint der Zug der von Italien kommenden Westgoten gewesen zu sein (410/411). Nizza wenigstens wurde damals so gründlich zerstört, daß nur wenige Fischerhütten auf der Trümmerstätte stehen blieben. Und doch hatten einst die Villen um Nicäa und Cemeleum (Cimiez), der Landeshauptstadt, an Menge und Schönheit rivalisiert mit den Bauten der blühenden Badeorte des Golfes von Neapel; zahlreiche Inschriftenfunde erzählen noch heute davon, daß hier Mitglieder der ersten Familien des römischen Adels in Menge ansässig gewesen.

Bald ostwärts, bald westwärts wogten die Barbarenscharen, bis endlich sich die Herrschaft der Longobarden gegen Ende des sechsten Jahrhunderts aus der allgemeinen Gärung abklärte. Ihr wieder macht Karl der Große ein Ende; aber auch er vermag nur auf kurze Zeit den von der Natur so reich gesegneten Gestaden Schutz vor der Wildheit der Menschen zu geben. Schon während der Longobardenherrschaft hatten die Raubzüge der Saracenen, jene furchtbare Plage des Mittelmeeres, begonnen; und schlimmer als je zuvor wüten die Seeräuber unter Karls schwachen Nachfolgern. Auf uneinnehmbaren Höhen der Uferberge setzen sie sich fest, von dort aus in jäher Schnelle über die Schiffe auf dem Meere, die Städte der Küste herzufallen, Verwüstung dem Lande, Tod oder Sklaverei den Menschen bringend. Damals wurde Eza und Torbia — der kleine Ort, der von den Tropæa Augusti seinen Namen herleitet — befestigt; es entstand auf der höchsten Spitze der Berge über Mentone das Felsennest, welches heute den Namen St. Agnes trägt. Mit welchen Opfern an Menschen und Lasttieren mag der Bau errichtet sein, zu dessen steiler Höhe emporzuklimmen ein rüstiger Bergsteiger nahezu vier Stunden gebraucht. Liest man von den Schrecknissen jener wilden Zeit in der Chronik

des Liutprand, hört man, daß sich zu ihnen im Jahre 926 gar noch ein Einfall der von Italien kommenden Ungarn gesellt, so staunt man, wie den Bewohnern der Küste der Mut geblieben, inmitten all dieser Greuel das Leben hier weiter zu fristen.



Die italienisch-französische Grenze (Pont St. Louis).

In den siebziger Jahren des zehnten Jahrhunderts endlich gelingt es dem Grafen Wilhelm von Marseille, nach schweren Kämpfen die Festen der Saracenen zu brechen. Einer seiner Offiziere ist Giballino Grimaldi, ein Genueser Patricier, dem er zum Lohn für seine Dienste die Herrschaft über die Küste von St. Tropez bis Frejus als Lehen überträgt. Kein erkennbarer Faden aber reicht hinüber, wie man es wohl geglaubt hat, von diesem Lehensmann der Provence zu jenem anderen Grimaldi, der, im Jahre 1296 von den Ghibellinen aus seiner Vaterstadt Genua verjagt, sich in Monaco festsetzt und der Ahnherr eines Geschlechtes wird, welches aus Anfängen, in denen sich Helden- und Seeräubertum unentwirrbar durchdringen, allmählich bis zu fürstlicher Souveränetät aufsteigt.

Der Ort, der an der Stelle des alten Baaltempels erwachsen, war schon um das Jahr 1000 völlig zerstört; das Gebiet selbst ein Gegenstand

Blick auf die
Altstadt von Mentone.

Digitized by Google

beständigen Streites zwischen der Provence und Genua. Später überträgt es Kaiser Heinrich VI. feierlich den Genuesen, die um das Jahr 1215 hier eine Burg anlegen, für deren Bau alles Material zu Schiffe aus Genua herbeigeschafft werden muß. Von nun an wird der Ort ein Spielball der Parteien in den bürgerlichen Kämpfen der Republik. Bald halten ihn die ghibellinischen Spinola, bald die guelfischen Grimaldi — und List und Verrat spielen in diesen Kämpfen eine gleich wichtige Rolle wie kriegerischer Mut und Heldenkraft. Beide Parteien machen sich — die Erbschaft der Muselmänner aufnehmend — als Seeräuber einen gefürchteten Namen, wobei nicht einmal immer der Schutzmantel politischer Parteigängerschaft die schlimme That deckte.

Im Jahre 1338 kam eine Einigung zwischen den beiden Familien zu stande. Die Grimaldi zahlten den Spinola eine Abfindungssumme und wurden dafür von diesen in dem Besitz Monacos anerkannt. Bald erwarben sie durch Vertrag auch Rechte auf die benachbarten Orte Roccabruna und Mentone, schließlich beide ganz. Mentone war nach Vertreibung der Saracenen zunächst in den Händen der Grafen von Ventimiglia gewesen, welche es um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts der Genueser Familie Vento abtraten, von denen es Carlo Grimaldi übernimmt. Unter den Vento entstand die Stadtbefestigung, auch besaß der Ort damals wenigstens für kurze Zeit seine eigene Münzstätte. — Bei den Grimaldis verblieb er bis in die neueste Zeit.

Der wilde Korsarengeist des Carlo Grimaldi, des eigentlichen Begründers der Macht seines Hauses, findet jedoch keine Ruhe im friedlichen Besitz der erworbenen Herrschaft. Bald kommandiert er als Admiral die Flotten des Königs von Frankreich, bald schlägt er sich für eigene Rechnung mit päpstlichen oder venetianischen Galeeren herum; am häufigsten liegt er mit der eigenen Vaterstadt Genua im Kampfe, der gegenüber er um die Unabhängigkeit des von ihm gegründeten Dominiums ringt. Sein Name ist gefürchtet am ganzen Mittelmeer; aber auch ihn erreicht endlich das Geschick. Ein Genueser Heer zwingt ihn (1357), Monaco zu übergeben — freilich gegen eine Entschädigung von zwanzigtausend Goldgulden. Er stirbt zu Nizza im Exil (1363).

Erbe des Talentes und kriegerischen Mutes, aber auch der Gewissenlosigkeit seines Vaters ist Rinaldo de' Grimaldi. Heute im Dienste der Krone von Frankreich, kämpft er morgen für die Königin Johanna von Neapel, die Gräfin der Provence. Während des Schismas ergreift er zuerst Partei für Urban VI. und plündert in Mentone die auf der Reise nach Avignon zu Klemens VII. befindlichen Kardinäle; dann steht er wieder für Klemens gegen Urban. Um 1400 war er, wahrscheinlich mit französischer Hilfe, wieder in Besitz der väterlichen Herrschaft gelangt: damals empfing er den nach Italien reisenden Papst Benedikt XIII. im Schloß zu Monaco.

Nicht will ich die schicksalsreiche Geschichte der Grimaldi und ihres Fürstentums hier weiter verfolgen. Nie ist es über die drei Orte Mentone, Monaco, Roccabruna hinaus gewachsen. Gemächlich dahinwandernd, durchschritt es ein Fußgänger in drei Stunden in seiner Längsrichtung; an seiner breitesten Stelle reichte es kaum eine halbe Stunde in der Luftlinie hinein ins Land. Unmittelbar über der Hauptstadt ragte das savoyische Kastell Torbia, zu dem das alte Römerdenkmal erweitert worden; von ihm aus blickt man hinein in die Straßen der Stadt, so daß nichts auf denselben geschehen konnte, was nicht feindliche Späher sofort erschauten. Fortgesetzt umtoste das kleine Gebiet der Kampf der drei großen Nachbarn: Frankreich, Savoyen, Genua, die sämtlich begehrliche Blicke darauf richteten. Verrat und Mord fehlten den Grimaldi nicht im eigenen Hause. Aber in allen Stürmen verstanden sie es, bald mutig kämpfend, bald klug sich duckend, die Selbständigkeit ihrer Herrschaft zu er-

halten; zuletzt im festen Anschluß an das französische Königtum.

Im Jahre 1731 erlischt mit Anton I. der Mannesstamm der Grimaldi, und die Regierung geht auf dessen älteste Tochter Luise Hippolyta und deren Nachkommenschaft aus ihrer Ehe mit einem Grafen Goyon-Matignon über. So wunderliche Geschichten auch St. Simon von dem Bestreben des letzten Grimaldi am Pariser Hofe erzählt, für seine Tochter einen vielversprechenden Gatten zu finden, das aufgepfropfte Reis besaß in seiner späteren Entwickelung wenig von dem Heldencharakter, der — wennschon oft nicht ohne bedenkliche Zuthaten — den alten Stamm ausgezeichnet. Die Fürsten wählen jetzt mit Vorliebe Paris zum Aufenthaltsort, dort die Einkünfte des Landes in abenteuerlichem Treiben verbrauchend. Die große Revolution vereinigt endlich 1793 das kleine Ländchen mit Frankreich; und den in Paris weilenden Fürsten Honorius III. rettet im folgenden Jahre nur die Bewegung des 9. Thermidor, welche den Sturz Robespierres herbeiführte, vor dem Schaffot.

Der Wiener Kongreß, der doch über die Ansprüche so vieler kleiner ehemaliger Souveräne hinwegging, führte die Matignon-Grimaldi, die nach der Art ihres Regierens dies am wenigsten erwarten konnten, wieder in „ihre Staaten" zurück. Sie sollen dies einer üblen Laune Talleyrands verdanken. Als dieser — so wird erzählt — sein Bemühen, Frankreich im Besitz der Grafschaft Nizza zu erhalten, an den Ansprüchen des Hauses Savoyen scheitern sah, da ließ er dem Staatsvertrag über die Abtretung dieses Gebietes die Klausel von Rekonstruktion des Duodezstaates Monaco, von der bisher nicht die Rede gewesen, anfügen.

So gelangte Honorius IV., ein Mann, den ein siecher Körper unfähig zum Regieren machte, wieder in Besitz des Fürstentums; für ihn führte sein gleichnamiger Sohn die Regentschaft, bis er nach des Vaters Tode (1819) diesem auf dem Thron folgte. Doch nur ein paarmal besuchte Honorius V. das Land, zumeist lebte er in Paris, von dort aus in eigener Machtvollkommenheit die Verwaltung seines Staates durch sogenannte „Ordonnanzen" reorganisierend. Deren Ziel war ganz einfach eine möglichst vollkommene Ausnutzung von Land und Leuten zum Vorteil der fürstlichen Schatulle.

Von allen Excessen, welche hier und da die rückkehrenden Depossedierten begingen, ist die Wirtschaft in Monaco die schlimmste; unfaßlich erscheint es heute, wie eine — man ist versucht zu sagen — so räuberische Verwaltung, die zugleich in unsinniger Weise die Quellen des Wohlstandes im Ländchen unterband, so lange Bestand haben konnte, als es wirklich der Fall war. Es wurde zunächst ein umfassendes Monopolwesen geschaffen: Monopol wurde das Mahl- und Schlachtrecht, sowie der Getreidehandel überhaupt. Nur Regalmehl durfte im Lande verkauft werden. Und welches Mehl war dies oft! Bald wußte alle Welt, daß die Pächter des monacanischen Getreidehandels havariertes Korn in Genua und Marseille aufkauften, dessen Verbrauch dort die Polizei verboten hatte. Mit solchem Material arbeiteten die Staatsbäckereien! Natürlich suchten die wohlhabenderen Haushalte sich dem Konsum dieses Brotes möglichst zu entziehen. Dem vorzubeugen, nötigte die Regierung die Bäcker, Verbrauchslisten zu führen, auf Grund deren gelegentliche Haussuchungen in solchen Familien stattfanden, deren geringe Entnahme staatlichen Brotes die Einführung verbotener Backwaren vermuten ließ. Der Fremde, der die Grenze passierte, der Schiffer, der im Hafen anlegte, unterfiel der Revision und sah seinen Vorrat mitgebrachten Brotes konfisziert.

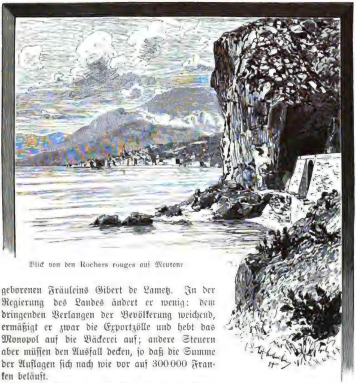
Monopol wurde ferner das Mahlen der Oliven zu Öl, Monopol der Handel mit Pulver und Munition, mit Karten und Strohhüten, letztere hier ein wichtiger Gebrauchsgegenstand für die ärmere Bevölkerung bei der Feldarbeit; Monopol wurde endlich, und als solches noch dazu verpachtet, die Fabrikation von Nudeln

und Maccaroni, dieser Hauptnahrungsmittel des Südländers. Aus der fürstlichen Leinwandfabrik in Monaco hatten die Schiffer des Landes ihren Bedarf an Segelleinwand zu entnehmen, trotzdem das Gewebe hier teurer war als anderswo. Nur die Staatsdomänen hatten das Recht, Holz zu exportieren; auf Privatgrundstücken durften Bäume überhaupt erst nach vorhergegangener polizeilicher Genehmigung gefällt, exportiert von solchen niemals werden. Die größeren Haustiere wurden mit einer Kopfsteuer belegt, deren Eintreibung mit peinlicher Sorgfalt geführte Stammrollen zu Grunde lagen. Jeder Familienvorstand war verpflichtet, die Geburts- und Todesfälle in seinem Viehstande bei der Polizei anzumelden, und über die gefallenen Tiere wurde offiziell Leichenschau gehalten, ehe die Genehmigung zu ihrer Verscharrung erging, um so heimlichen Verkäufen vorzubeugen. Die Hauptprodukte des Landes endlich, Oliven, Orangen, Citronen, wurden mit hohem Exportzoll belastet, durch den die Konkurrenz mit der billiger oder gar nicht besteuerten italienischen und französischen Ware fast unmöglich wurde.

Durch diese und eine Reihe ähnlicher Maßnahmen gelang es dem Fürsten allerdings, die jährlichen Einnahmen aus dem Lande auf 300000 Franken zu bringen, von denen volle zwei Drittel in seine Privatkasse nach Paris wanderten, das heißt also weit über 15 Millionen für die Zeit von der Rückkehr der Grimaldi bis zum Ausbruch der Mentoneser Revolution (1847). Und das aus einem Lande von etwa siebentausend Einwohnern!

Blick aus dem Park von Monte Carlo auf Roccabruna

Honorius V. starb nach fünfundzwanzigjähriger Regierung zu Paris im Jahre 1841. Ihm folgte sein Bruder Florestan, der bis dahin, den Traditionen seines Geschlechtes folgend, in Paris ein ziemlich abenteuerliches Leben geführt und sich namentlich bekannt gemacht hatte als Schauspieler auf kleinen Bühnen. Die Passion für das Theater blieb ihm denn auch als Regent; daneben ist er ein leidenschaftlicher Demokrat — in der Theorie; und in der Praxis ein Spielball in den Händen seiner Frau, der Fürstin Karoline, eines



Blick von den Rochers rouges auf Mentone

geborenen Fräuleins Gibert de Lametz. In der Regierung des Landes ändert er wenig: dem dringenden Verlangen der Bevölkerung weichend, ermäßigt er zwar die Exportzölle und hebt das Monopol auf die Bäckerei auf; andere Steuern aber müssen den Ausfall decken, so daß die Summe der Auflagen sich nach wie vor auf 300000 Franken beläuft.

Doch die Zeiten waren andere geworden. Unter Honorius, dem eine Reihe persönlicher Eigenschaften zur Seite stand, hatte sich die Bevölkerung in schweigendem Gehorsam gefügt; mit Bestimmtheit aber erwartete sie einen Systemwechsel von seinem Nachfolger. Als dieser ausblieb, fing es an unruhig zu werden im Lande: zunächst gelangten Vorstellungen und Proteste an den Fürsten, denen gegenüber dieser anfänglich eine sehr entschiedene Sprache redete. So kam das Jahr 1846, und mit ihm das Unerhörte in Rom. Auf den Stuhl Petri gelangte ein Papst, der die Hoffnung erweckte, sich an die Spitze der Freiheits- und Einigungsbestrebungen des italienischen Volkes stellen zu wollen! Wie schnell auch dieser Traum als Trugbild zerrann, seine Wirkung war bis in die fernste Grenzstadt Italiens gedrungen, überall das politische Selbstbewußtsein der Bevölkerung weckend. Und gerade der Staat, der in der einmal ins Rollen gekommenen Bewegung bald genug als „die Zukunft Italiens“ hervortrat, Sardinien, war der völkerrechtlich gesetzte Schutzherr Monacos; seine Truppen bildeten die Garnison im Lande. Nach Turin richteten sich deshalb naturgemäß die Augen der hilfesuchenden Monegasken, von Karl Albert Erlösung von der Bedrückung erhoffend. Am 4. November 1847 feierte man seinen Geburtstag in Mentone in demonstrativer Weise. Es war dies das erste bedeutungsschwere Zeichen von dem, was in der Bevölkerung bereits erwogen wurde. Noch schien es aber eine Zeit

lang, als ob die Gegensätze sich aussöhnen ließen; doch die Dinge drängten vorwärts, mit hingerissen durch die Ereignisse in ganz Europa. Mit Versprechungen, denen er doch keine rechte Folge giebt, sucht der Fürst das Stürzende zu retten: die Schar der Unzufriedenen wird so nur vermehrt. Die beiden Orte Mentone und Roccabruna, die See- und die Bergstadt, vereinigen sich endlich zu gemeinsamem Bunde, während die kleine Residenz Monaco mit ihrer Einwohnerschaft von Beamten und vom Hofe abhängigen Personen treu zum Fürsten hält. Am 2. März 1848 wird in Mentone die italienische Flagge entrollt: die Lösung vom bisherigen Staatsverband ist vollzogen, der Anschluß an Sardinien wird offiziell nachgesucht.

Aber der häusliche Zwist des Fürstentumes greift damit in die Interessensphäre der europäischen Großmächte über. Wohl möchte Sardinien, dem Gesuch willfahrend, die Annexion vollziehen; doch an der Seine ist man eifersüchtig, und die dortigen Bedenken schrecken Karl Albert. Vergeblich müht sich Mentones wackerer Patriot Carlo Trenca in jahrelangen Verhandlungen in Turin und Paris; er erreicht allein die stillschweigende Anerkennung der „Freien Stadt Mentone“, wie die beiden zu einer politischen Gemeinde vereinigten Orte sich nennen, unter sardinischem Protektorat.

Freilich fühlte alle Welt, daß dies nur ein Provisorium, welches das nächste größere politische Ereignis in Europa beseitigen mußte. So fand schließlich die Bedingung des Friedens von Villafranca, welche mit der Grafschaft Nizza auch den kleinen Freistaat Frankreich zusprach, die Mentonesen kaum mehr widerwillig. Durfte man nun einmal nicht italienisch werden, worauf Interessen- und Stammesgemeinschaft die Bevölkerung wies, so war man mit dem Aufgehen in Frankreich zufrieden, denn der Anschluß an den Großstaat versprach wenigstens wirtschaftliche Vorteile mancherlei Art. Die Selbständigkeit hatte sich als ein Unding erwiesen; die Rückkehr unter das Scepter des Fürsten war allein das, was man fürchtete.

Nicht leichten Herzens konnte man indes in Monaco den Verlust von vier Fünfteln des ehemaligen Gebietes verschmerzen. Von den Fenstern des alten Schlosses der Grimaldi schaut man hinüber auf das Felsennest Roccabruna; kaum vier Kilometer beträgt die Entfernung in der Luftlinie. Manches der alten Geschütze, die auf dem Platze vor dem Schlosse als Schaustücke einstiger Monegasker Kriegsherrlichkeit liegen, hätte seine Kugeln von dort aus hinübergetragen bis in das Gebiet der rebellischen Städte. Und in unmittelbarer Nähe, am Herkuleshafen vorüber, segelten die wohlbekannten Schiffe Mentones, mit ihren trikoloren Wimpeln das Andenken an den schmerzvollen Verlust jener Stadt erneuernd.

Aber das Zerrbild des Großen im Kleinen hat stets etwas Lächerliches. So fehlt es auch dem unblutigen Kampf zwischen dem Fürsten und den abtrünnigen Städten nicht an komischen Scenen. Der Freistaat verbietet seinem ehemaligen Landesherrn, sein Gebiet zu betreten, ihm so den Landweg nach Italien verlegend, da er auf demselben die Republik in ihrer ganzen Ausdehnung — etwa fünfzig Minuten lang — hätte durchfahren müssen. In Mentone aber schreckt von Zeit zu Zeit der Ruf „Sie kommen!“ die Bevölkerung hinaus auf die Gasse, um nötigenfalls mit den Waffen in der Hand einem Gewaltstreich zu wehren. In der That kam es am 6. April 1854 zu einer Art von tragikomischem Staatsstreich: In großer Galauniform in sechsspänniger Staatskutsche fuhr der Erbprinz Karl von Monaco in Mentone ein, hoffend, daß bei seinem Erscheinen die Bevölkerung ihm zufallen werde; unter dem Hohn der Einwohner aber wurde er genötigt, sein Gefährt zu verlassen, und darauf von dem Gendarmenwachtmeister verhaftet. Man sandte ihn als Gefangenen nach Nizza an die sardinische Regierung.

Die längst eingetretene Duldung zwischen den feindlichen Parteien erhielt end-

lich im Frieden von Villafranca ihre offizielle Bestätigung, indem Frankreich dem Fürsten Karl III., der im Jahre 1856 seinem Vater gefolgt war, für den Verzicht auf seine Ansprüche bei der Annexion der beiden Städte eine Entschädigung von vier Millionen Franken zahlte. Seitdem bildet Mentone zusammen mit Roccabruna, Gorbio, St. Agnes und Castellar einen Kanton im Arondissement Nizza des französischen Département des Alpes maritimes.

* * *

Schon im vorigen Jahrhundert wurde die milde Luft Italiens und des südlichen Frankreichs den Nordländern vielfach als Heilmittel für die Krankheiten der Respirationsorgane empfohlen. Zum Aufenthalt der Leidenden aber waren damals bei dem mangelnden Komfort auf dem Lande nur die größeren Städte geeignet. Unter ihnen erfreute sich Montpellier in der Provence eines besonderen Rufes, der freilich nach der heutigen Anschauung höchstens im Bestehen der dortigen altberühmten Medizinerschule, nicht aber in den klimatischen Bedingungen des windigen und relativ kalten Ortes seine Berechtigung hatte. Neben Montpellier war an der eigentlichen Riviera Nizza schon damals viel empfohlen. Welche Widerstandsfähigkeit aber mußte ein Patient besitzen, um die Beschwerden jener langen und mühseligen Fahrt — die wir aus Thümmels „Reise in das mittägliche Frankreich" ja kennen — ohne Nachteil für seine Gesundheit zu überwinden! Erst mit der Erleichterung des Reisens, welche der allmähliche Ausbau des europäischen Eisenbahnnetzes heraufführte, konnte deshalb der Süden für größere Mengen von Kranken vorteilhaft verwertet werden. Neben Nizza erblühte zunächst, durch Lord Brougham in Mode gebracht, Cannes, ferner Hyères und eine Anzahl anderer Orte auf der Straße von Nizza nach Marseille. Mit dem wachsenden Fremdenstrom aber konnte nicht ausbleiben, daß allmählich die ganze Küste meteorologisch und physikalisch genauer durchforscht wurde. Dies ergab, daß gerade die in den bisher bevorzugten Gegenden herrschenden Winde, namentlich der gelegentlich mit einer Gewalt, die Häuser abdeckt und Bäume entwurzelt, daherbrausende Mistral, einen verhängnisvollen Gegensatz zu den Segnungen der wärmenden Sonne bilden; und ferner, daß, je weiter man längs der Riviera nach Genua hin fortschreitet, der Mistral desto mehr an Kraft verliert, bis allmählich, im Gegensatz zu diesem Winde von vorherrschend westlicher Richtung, die östlichen Luftströmungen an Gewalt und schädlicher Wirkung zunehmen. Zwischen dem Machtgebiete beider liegt eine Art neutraler Zone, der relativ windstillste und zugleich durch die Formation des Hinterlandes der geschützteste und wärmste Teil der Riviera. Westwärts bildet ziemlich jäh, unmittelbar vor Nizza, die Landzunge von Villafranca die Grenze; ostwärts schließt dieser Strich etwa mit der Gegend von Taggia.

Im landschaftlich schönsten Teile dieses bevorzugten Gebietes nun liegt Mentone. Die Natur hat es in verschwenderischer Weise mit allen Bedingungen für einen klimatischen Kurort ausgestattet, und trotz der Indolenz seiner Bewohner und der geringen Fürsorge der französischen Regierung wird Mentone dank diesen natürlichen Bedingungen stets den Vorrang vor dem rein klimatisch etwa gleich begünstigten Rivalen San Remo behalten, so sehr auch dort die verständige Energie der italienischen Staats- und Kommunalbehörden vereint für die Hebung des Ortes wirken.

Abgesehen von diesen beiden Hauptstationen ist das ganze etwa fünfzig Kilometer messende Gebiet im Begriff, sich in seiner vollen Ausdehnung in eine Villenkolonie zu verwandeln. Eine Anzahl von Aktiengesellschaften, in erster Linie der Crédit foncier de Lyon und die Société ligurienne, haben weite Strecken der Küste aufgekauft und parzelliert; und ihr Beispiel lockt natürlich die Privaten zur Nachfolge. So sieht man denn heute allerwegen längs der Bahn die wiederkehren-

den Inschriftstafeln „Terrain à vendre“. Natürliche Folge dieser Spekulationswut ist ein unberechtigtes Steigen der Bodenwerte geworden. Für Grundstücke in Mentone, die noch vor wenig Jahren für 15 bis 20 Franken der Quadratmeter zu haben waren, werden jetzt Preise von 100 bis 200 Franken gezahlt, und selbst Steigerungen bis zum Vierzigfachen des vor zwei Jahrzehnten Gebotenen sind nicht unerhört. Große Vermögen sind so schnell erworben worden; — und der Erfolg des Nachbars lockt immer wieder den Nachbarn. Mit geschäftiger Hand arbeiten die kleinen Grundbesitzer daran, ihre bisherigen Nährquellen, die Oliven- und Agrumenkulturen, zu vernichten, um das Terrain als Baugrund für Villen und Hotels momentan höher zu verwerten. Aber der Rückschlag kann nicht ausbleiben, ja steht wohl schon vor der Thür: immer neue Centren des Fremdenverkehrs entstehen; die Wintergäste werden sich deshalb mehr und mehr über die ganze Riviera ausbreiten, zumal das Zusammendrängen der Brustkranken zu größeren Mengen medizinisch nicht gerade wünschenswert erscheint.

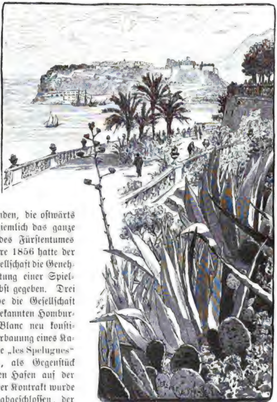
Mentone (Ostbucht)
Landstraße nach Bordighera

Wenn dann nun gar noch ein europäischer Krieg oder eine größere Finanzkalamität den Zufluß der Fremden einmal ins Stocken bringt, dann ist die Krise unvermeidlich, und Tausende von Familien werden dann die Zeiten zurücksehnen, in denen noch der fruchtreiche Ölbaum an der Stelle der unbewohnt bleibenden Gebäude stand.

Von den Orten älteren Datums ist außer den beiden genannten Bordighera in lebhaftem Aufschwung begriffen; Eza, Beaulieu, Villefranche sind gewissermaßen Vororte für Nizza und Monte Carlo geworden. In Ospedaletti hat über dem kleinen armseligen Flecken eine Aktiengesellschaft ein Kurhaus und mehrere Hotels errichtet, in denen jetzt die durch Brehmer und Dettweiler in Deutschland in Aufnahme gebrachte und mit so viel Erfolg betriebene Anstaltsbehandlung der Phthise eingeführt ist. Freilich versichert man, daß zu dieser Einkehr in das sanitäre Gebiet aus Not gegriffen wurde, nachdem die italienische Regierung der geplanten Errichtung einer Spielbank ihre Genehmigung versagte. Das Beispiel von

Monaco konnte in der That verlockend wirken!

Von allen Orten der Riviera hat sich Monaco, oder richtiger die Tochterstadt des alten Felsennestes, Monte Carlo, am glänzendsten entwickelt. Dort ist auf ehemals wüstem Terrain eine elegante Villenkolonie entstanden, die ostwärts von der Altstadt ziemlich das ganze bebaubare Areal des Fürstentumes überzieht. Im Jahre 1856 hatte der Fürst einer Aktiengesellschaft die Genehmigung zur Errichtung einer Spielbank in Monaco selbst gegeben. Drei Jahre später wurde die Gesellschaft unter Eintritt des bekannten Homburger Spielpächters Blanc neu konstituiert und ihr zur Erbauung eines Kasinos die Felsenklippe „les Spelugues“ überwiesen, welche, als Gegenstück zum Stadtfelsen, den Hafen auf der Ostseite begrenzt. Der Kontrakt wurde auf sechzig Jahre abgeschlossen, der jährliche Pachtzins auf 50 000 Franken festgesetzt. Zugleich verwandelte sich der ominöse Name des Gebietes zu Ehren des Fürsten in den klangvolleren „Monte Carlo“. Die schnelle Entwickelung des Ortes aber datiert erst von der Zeit an, wo Blanc die Privilegien der Gesellschaft für eigene Rechnung erwarb (1868). Damals drohte ein zwischen dem Fürsten und dem bisher treu gebliebenen Rest seiner Unterthanen ausgebrochener Konflikt der staatlichen Selbstherrlichkeit Monacos überhaupt ein Ende zu machen, denn der Anschluß an Frankreich, von dessen Gnaden der kleine Staat ja überhaupt nur lebt, wurde ernstlich in der Bevölkerung erwogen. Da trat der Spielpächter, um dessen Geschäft es bei dem Aufgehen in Frankreich geschehen wäre, vermittelnd zwischen Fürst und Volk; dem letzteren wurde völlige Abgabenfreiheit, dem ersteren das gewünschte Einkommen durch Erhöhung des Pachtzinses der Bank gewährt und dieser letzteren endlich dafür einige weitere Privilegien verliehen. So war allen Ansprüchen und Wünschen genügt — und das bedenkliche Geschäft konnte fröhlich weiter betrieben werden!



Die Altstadt Monaco und der Hafen von Monte Carlo aus gesehen.

Es ist ein wunderliches Gemisch von Naivetät und Unmoral, welches dies mone-

gaske Fürstentum darbietet! In demselben Jahre 1856, wo er die Genehmigung zur Errichtung einer Spielbank giebt, stiftet der souveräne Herr von zwei und einem halben Quadratkilometer Land einen eigenen Ritterorden. Die Bank selbst hat neuerdings ein prachtvolles Gotteshaus zu Ehren des heiligen Karl errichtet, und der vom Spielpächter appanagierte Fürst steht zum päpstlichen Hofe in intimem diplomatischen Verkehr. Die reich entwickelte offizielle und offiziöse Litteratur fließt über von Byzantinismus; man staunt, wenn man von all den Verdiensten des regierenden Hauses liest, z. B. von dem „ruhmvollen Feldzug", welchen der Erbprinz Albert im Jahre 1870 mit der französischen Flotte in den deutschen Gewässern unternommen. Und dem gegenüber erblüht zugleich eine jährlich wachsende Pamphletensammlung, welche die verhängnisvollen Wirkungen der fürstlich approbierten Spielbank, die Familiendramen, welche sie veranlaßt, mit moralischer Entrüstung darlegt.

In ihrem wohlverstandenen Interesse hat die Bank jährlich sehr erhebliche Summen für die Verschönerung des Ortes ausgegeben; belaufen sich doch auch angeblich ihre jährlichen Reinerträgnisse auf 14 Millionen, die jährlichen Unkosten auf etwa 20 Millionen Franken. Das Kasino selbst, welchem der Erbauer der Pariser Oper, Garnier, jüngst ein phantastisch überreiches Äußere verliehen, ist zwar mit Ausnahme des Theatersaales keine hervorragende architektonische Schöpfung; aber die gärtnerischen Anlagen, welche es umgeben, sind von geradezu märchenhaftem Reiz. Natur und Kunst haben auf dem Gebiet der Landschaftsgärtnerei hier vielleicht den schönsten Bund auf Erden geschlossen. Wenn je, so darf man hier von paradiesischer Schönheit reden: dort neben den dichten Gruppen von Palmen geht der Blick hinaus auf das leuchtend blaue Meer und den herrlichen Linienzug der Küste bis Ventimiglia und Bordighera; da blickt man zwischen hohen Bananen und dem prächtigen, auch am heißesten Tage undurchdringlichen Schatten gebenden Gummibaum hinüber auf die malerisch am Bergeshang ansteigenden, gärtenumschlossenen Villen, und in der Ferne über Ölbäume und duftende Orangenhaine auf das pittoresk am hohen Felsen klebende Roccabruna. Schweift aber das Auge über das palmenbestandene prachtvolle Garten-Parterre vor dem Kasino hinauf zum Saume des Hochgebirges, so grüßen dort oben, sich scharf vom blauen Äther lösend, die mächtigen Trümmer des Augustusdenkmals. Dies alles im zauberhaften Glanz der südlichen Sonne! und fast noch schöner, berauschender, wenn im Vollmond das Meer wie in flüssigem Silber erzittert und das weiche blaue Licht des Nachtgestirnes die scharfen Gegensätze der Tagesbeleuchtung mildert! Wahrlich ein Ort wie wenige seinesgleichen in der Welt! Nur im Golf von Neapel habe ich wieder einen gleichen Reichtum der Beleuchtungstöne gefunden! — Wenn hier einmal Roulette und Karten ihr unheimlich Spiel beendet, die zweifelhafte Gesellschaft, welche deren Gefolgschaft bildet, sich zerstreut haben wird, dann erst wird Monaco-Monte Carlo zu verdientem Rufe gelangen. Kein Ort der Riviera kann sich mit ihm an eleganter Schönheit messen — und, seien wir gerecht! nur die Millionen, welche der Spielbank zur Verfügung standen, konnten den öden Felsen in das heutige Paradies umwandeln. Schwer genug wird dereinst schon die bloße Erhaltung des Vorhandenen sein; sind doch Beispiels halber in den Parkanlagen allein täglich einhundertachtzig Arbeiter beschäftigt, deren Zahl gelegentlich bis zu dreihundert wächst.

Aber Monaco wird niemals ein empfehlenswerter Aufenthalt für Brustkranke sein; ihm fehlt, was Mentone in reichem Maße besitzt: Spaziergänge in der Ebene und im Walde oder wenigstens in baumreicher Campagna. Es ist das ein in der medizinischen Litteratur meines Wissens noch nicht hinreichend betonter Vorzug Mentones vor seinen Konkurren-

ten. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, meine Nachmittagsexkursionen von ein bis zwei und einer halben Stunde Ausdehnung hier sechsundfünfzig Tage hintereinander zu notieren; sie führten jedesmal auf anderen Pfaden und gewährten jedesmal neuen landschaftlichen Genuß.

Die Entwickelung Mentones als Kurort datiert erst aus der Mitte der fünfziger Jahre. 1855 erbaute in der besonders geschützten und deshalb warmen Ostbucht ein Mentoneser Bürger J. Franciosi die erste für Fremde bestimmte kleine Villa, hart neben dem heutigen Grand-Hotel. Gering aber war damals nur der Besuch; man zählte kaum 50 Parteien. Ein glücklicher Zufall erst brachte den Ort mehr in Mode. Im Herbst 1859 erschien hier ein Londoner Arzt, J. Henry Bennet; von früheren Reisen her war ihm dies Stück Erde in besonders lieber Erinnerung; jetzt suchte er es seiner Ruhe und Einsamkeit wegen auf, da fast hoffnungsloses Lungenleiden ihn zum Süden trieb. In zwei hintereinander folgenden Wintern fand er hier Genesung und wurde nun in Wort und Schrift der begeisterte Prophet Mentones. Schnell stieg jetzt die Zahl der Wintergäste: 1861 bis 1862 wurden 93, im folgenden Jahre bereits 172, dann 387, 494, 550 Parteien gezählt, zumeist Engländer; und noch heute geben diese das weitaus größte Kontingent in der Zahl der Fremden.* Gegenüber

Olivenbäume am Kap Martin.

* Nach der diesjährigen, zum erstenmal unter genauer Kontrolle geführten Fremdenliste war das Verhältnis der einzelnen Nationen zueinander am Jahresschluß 1883 ungefähr das folgende: auf 1600 Engländer kamen 950 Franzosen, 450 Russen, 400 Italiener, 325 Deutsche; dann folgen Schweizer, Schweden ꝛc. Die Gesamtzahl der Fremden belief sich in den letzten Jahren nach ungefährer Schätzung auf jährlich 8000 Personen. — In Monaco sollen neuerdings mehr als 300 000 Fremde jährlich zur polizeilichen Anmeldung kommen.

der geschützten, aber durch das steiler abfallende Gebirge weniger Promenaden bietenden Ostbucht gelangte allmählich die Westbucht mit ihrem ausgedehnten Vorland mehr in Aufnahme. Bis tief in die Thäler hinein erwuchsen nach und nach Villen, und schon steigen hier und da mächtige Terrassenbauten die Hügel hinan, um auch ihre aussichtsreichen Höhen mit einzubeziehen in die Fremdenstadt. Ganz neuerdings aber kommt doch auch die eine Zeit lang in ungerechtfertigter Weise vernachlässigte Ostbucht wieder mehr zur Geltung. In den hier besonders üppigen Oliven- und Orangenhainen der Vorberge entstand in den letzten Jahren eine Reihe herrlich, wenn auch etwas abseits vom Wege gelegener Villen reicher Engländer.

Während die ungefähr 5000 Einwohner zählende Altstadt, wie alle Küstenorte der Riviera, eng auf ihren Felsgrat zusammengedrängt ist, hat sich die moderne Stadt über ein weit ausgedehntes Areal verbreitet; galt es doch, jeder Villa, jedem Hotel einen möglichst großen Garten zu erhalten. Durch das stets weiter greifende Vordringen der Häuser aber verschwinden immer mehr die Citronen-, Orangen- und Ölbaumwälder, welche einst die Altstadt in weitem Gürtel umschlossen; immer mehr auch verlieren die Erträgnisse dieser Bäume an Bedeutung im wirtschaftlichen Leben Mentones.

Nirgends an der Riviera gedieh früher die Citrone so gut wie auf der Campagna von Mentone; ihr Ruf reichte bis über den Ocean. Alljährlich erschienen im Hafen zwei amerikanische Schiffe, um hier Citronen zu laden. Da kam eines Tages Klage von drüben: die Frucht, die bisher stets so gut angekommen, sei diesmal beim Löschen der Ladung bereits vielfach durch Fäulnis verdorben gewesen. Und dieselbe Klage erneuerte sich im nächsten, im dritten Jahre. Seitdem sind die überseeischen Verbindungen abgebrochen! — Der Citronenhandel wirft reichen Gewinn ab, doch er verlangt sorgfältige Behandlung der Frucht. Viererlei Art von Citronen unterscheidet der hiesige Landmann: die „Graneti“ im Frühjahr, die „Verdami“ im Sommer, die Prime-Fiou und Segunde-Fiou im Winter; aber nur die Verdami vertragen im Zustand der Reife weite Reisen. Doch darf auch bei ihnen nie Fallobst untergemischt werden; sorgfältig müssen die einzelnen Stücke allseitig getrocknet werden, damit keine Feuchtigkeit auf der Oberfläche bleibe, dann werden sie einzeln in Papier gewickelt und in Kisten verpackt. Das verlangt natürlich viele Hände. Diese aber begannen in Mentone zu fehlen, seit der vermehrte Fremdenzufluß eine Fülle von neuen Arbeitsquellen schuf. Schlechte Auswahl und schlechte Verpackung hatten die Ware verdorben — und das Geschäft vernichtet.

Und Ähnliches vollzog sich in der Kultur der Olive. Vortrefflich gedeiht sie auf den trockenen Felsenküsten des Mittelmeeres, und hoch ist der Ertrag, den ein geschickter Landwirt aus ihr zu ziehen versteht; wenn auch bei der sorgfältigsten Pflege die Ernten ungleich ausfallen. Höchstens jedes zweite Jahr giebt eine gute, so daß bei statistischen Berechnungen über die Erträgnisse des Ölbaums stets als Durchschnittsmittel eine Periode von zwei Ernten zusammengefaßt wird. Ein alter, gut gepflegter Ölbaum soll im Durchschnitt 130 bis 150 Liter Oliven, in einzelnen Fällen selbst bis zu 600 Liter geben; und die Mühle preßt aus der Frucht ein Achtel ihres Volumens reines Öl. Man berechnet den Bruttoertrag von einem Hektar Ölbaumkulturen auf 2000, den Reingewinn auf 1000 Franken für die zweijährige Periode. Aber noch ungleich mühseliger als die Behandlung der Citrone ist die Ernte der Olive. Die kleinen Früchte fallen reif vom Baum und müssen von dem vorher sorgfältig gesäuberten Boden einzeln aufgelesen werden. Diese Ernte geht durch mehrere Monate ununterbrochen fort, eine Arbeit, die wieder viele Personen und noch dazu während des Winters auf der Höhe der Saison beschäftigt. Seit nun seine Frau und Töchter für die Fremden arbeiten, fehlt

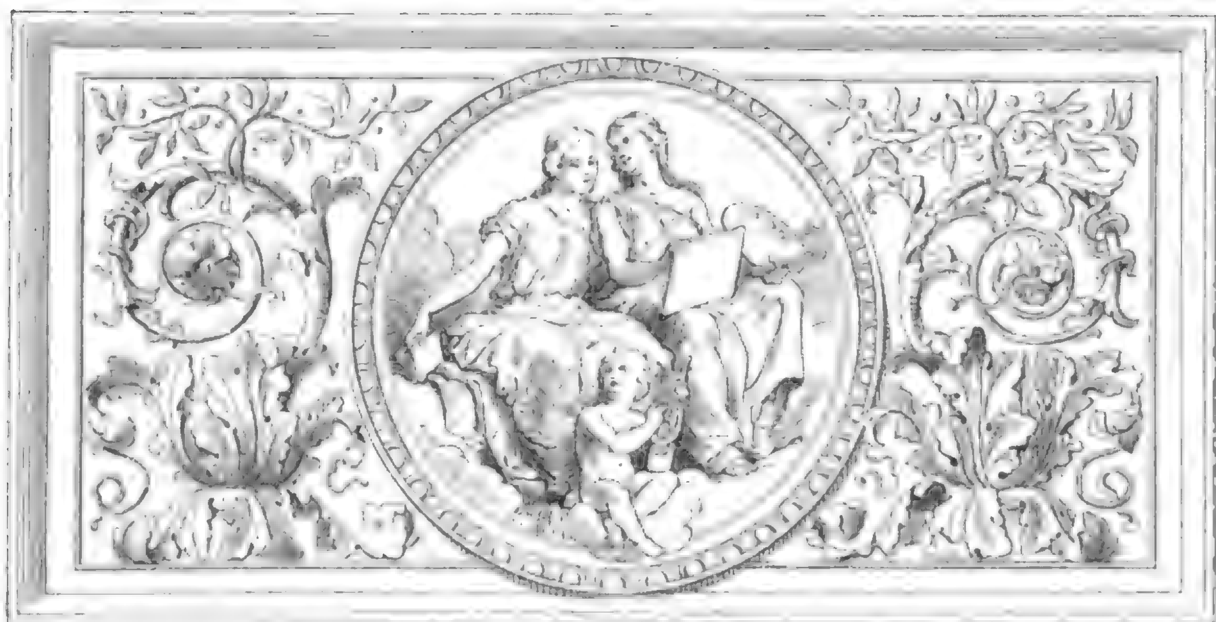
es dem kleinen Bürger, der fast stets sein Stückchen „Campagna“ besitzt, welches er mit seiner Familie oft allein bestellt, zu sorgfältiger Ernte an geeigneter Arbeitskraft. Da legt er denn auf die Erhaltung eines Besitzes, der seit Jahrhunderten seinen Vorfahren eine gesicherte Existenz gewährte, jetzt weniger Wert. Neue Olivenkulturen sind wohl schon seit lange nicht mehr angelegt; für unsere raschlebige Zeit entwickelt sich der Baum zu langsam; ziehen doch im Durchschnitt erst die Söhne oder gar die Enkel den Gewinn aus der Arbeit ihrer Vorfahren. Aber die einmal erträgnisreiche Kultur bleibt es auf lange Zeit hinaus. Wenn die wunderlich verwitterte und zersetzte, knorrige Gestalt eines alten Ölbaumes auf tausendjähriges Alter zu deuten scheint, so täuscht hier das Äußere in der That nicht. Will man doch bei einzelnen Exemplaren, ähnlich dem australischen Eukalyptus und der amerikanischen Sequoia, bis zu dreitausend Jahrringe gezählt haben. Jahrhunderte vergehen, bis der Baum erhebliche Stärke erreicht; dann verrottet der Kern, es bilden sich erst Löcher, dann größere Risse in der Rinde, endlich spaltet sich der Stamm in seiner ganzen Länge in mehrere Teile, und um jeden derselben schließt sich im Lauf der Jahre wieder die Rinde, so neue selbständige Stämme bildend. Aus dem abgestorbenen Herzen aber schießt wieder ein Trieb, allmählich das Innere ausfüllend. Und aus den weit sich streckenden, allgemach mehr und mehr zu Tage tretenden Wurzeln wachsen endlich neue Schößlinge auf, mit der Zeit selbst wieder kräftige Stämme bildend. Das alles zusammen aber doch nur ein Baum, dessen einzelne Teile sich freilich oft kraus und wunderlich genug ineinander verschränken, ein seltsam knorrig und altertümlich Wesen zur Schau tragend. Prachtexemplare der Art bietet der Wald auf dem Cap Martin. Man glaubt es diesen ehrwürdigen, an ihrem Fuße mitunter mehr als fünf Meter im Umfang messenden Baumpatriarchen gern, daß sie „vieler Menschen Geschlechter, viel Wandel der Zeiten“ gesehen. Aber auch ihre Stunde hat geschlagen; alljährlich legt sich die Axt des Holzfällers an ganze Reihen von ihnen, Platz für Villenbauten zu schaffen — und für Weinbergsanlagen. Seit die Phylloxera in den alten Weinlanden Frankreichs ihr Vernichtungswerk treibt, ist die Kultur der Rebe hier in ganz anderer Weise nutzbringend geworden als früher. Sie verdrängt längs der ganzen Riviera mehr und mehr den Ölbaum — sehr zum Nachteil der Landschaft.

Im ganzen haben die Eingeborenen Mentones von den Quellen des Reichtums, die der Zufluß der Fremden hier eröffnet, nur sehr einseitig Vorteil zu ziehen gewußt. Um nahezu 5000 Köpfe ist die Einwohnerzahl durch Zuzug gewachsen, und diese Landfremden, nicht die Eingeborenen, sind es, welche den Hauptgewinn von den Wintergästen ziehen. Nur sehr wenige Hotels sind in den Händen von Mentonesen, ebenso gehören die meisten und zwar gerade die besten Geschäfte Fremden; fast alle Kutscher sind Italiener, das gesamte Hotelpersonal Ausländer, und so geht es fort. Zäh am Alten festhaltend, trotz der Umwälzungen, die sich um ihn vollzogen haben, sich möglichst eng abschließend, wenig unternehmungslustig und anstellig, alles Fremde beargwöhnend, ohne rechte Vorstellung vom Wert der Zeit und von den Errungenschaften moderner Technik, lebt der Mentonese in den Tag hinein. Noch immer, wie vor Jahrtausenden, malen Wassermühlen einfachster Konstruktion das Öl, und niemand bekümmert sich um die dabei verloren gehenden Stoffe; noch immer werden Orangen und Citronen mit der Hand geschält, um aus der Schale die flüchtigen Öle zu gewinnen; noch immer arbeiten die Parfümdestillationen im Handbetrieb; noch immer steht die Gartenbaukunst auf niedrigster Stufe. Muß doch heute schon ein großer Teil der im Orte selbst während der Saison täglich gebrauchten Blumen aus Cannes und Bordighera geholt werden, während bei verständiger Kultur der Boden hier ein einziges großes Blumenbeet sein und dadurch der Handel mit frischen Blumen so-

wohl als mit den Extrakten einen ganz anderen Aufschwung nehmen könnte, als er ihn heute besitzt. Statt dessen ist von den beiden hier früher vorhandenen großen Parfümfabriken eine eingegangen; die Existenz der anderen sichert vornehmlich Deutschland: sie ist der Hauptlieferant des Rohstoffes für die Eau de Cologne.

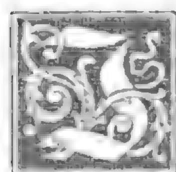
Viel ist auch gesündigt worden bei dem allmählichen Anbau der Fremdenstadt. Es fehlte an einem festen Bebauungsplan; in willkürlicher Verteilung entstanden die Gebäude auf den Äckern, gelegentlich wichtige, auf die Dauer unentbehrliche Kommunikationen verstopfend. Dem so entstandenen Übel abzuhelfen, ist es ganz neuerdings einem thatkräftigen Maire gelungen, vom Staate eine Anleihe von $2^1/_2$ Millionen Franken zu erlangen. Die Anlage eines neuen, die beiden Buchten verbindenden Boulevard ist geplant, zum Teil schon in Ausführung; ebenso soll der Quai längs des Meeres um die Altstadt herumgeführt werden, um so eine Promenade hart am Meeresstrand von über fünf Kilometer Ausdehnung herzustellen. Darüber hinaus liegt eine ganze Reihe anderer mehr oder weniger wichtiger, sämtlich wünschenswerter Pläne vor, die zum Teil freilich noch auf heftigen Widerstand in der alten Bevölkerung stoßen. Aber schon gehen die Mittel zur Neige: die unerhörten Grundstückpreise haben große Summen verschlungen. Gelingt es jedoch einer hoffentlich nicht fernen Zukunft, das heute auf dem Papier Geplante ins Leben zu rufen, dann darf Mentone auch als Stadt auf das Prädikat Anspruch erheben, welches es landschaftlich schon immer verdiente: die Perle der Riviera.

Das Thal des Carrei.



Grillen.

Novelle
von
Wilhelm Berger.

Im März des vorigen Jahres traf ich, von Portorico kommend, in St. Thomas ein. Fünfzehn Jahre lang hatte ich mich als Apotheker in einer Hafenstadt der ersteren Insel aufgehalten und mich redlich bemüht, aus dem Verdienste an Pillen und Mixturen, Kräutern, Pulvern und kosmetischen Mitteln ein Kapital für meine alten Tage zurückzulegen. Auch wies mein Guthaben bei der Bank schon eine recht hübsche Ziffer auf, und wenn ich noch etwa fünf Jahre mit gleichem Erfolg weiter arbeitete, so war ich ein gemachter Mann, konnte im lieben Vaterlande leben, wo ich wollte, und brauchte niemandem gute Worte zu geben.

Von diesen letzten fünf Jahren aber hatte ich mich dispensieren müssen. Denn im Laufe der Zeit hatte sich unter meiner frühen Glatze die Schrulle eingenistet, es sei für einen rechtschaffenen Deutschen unter dem leichtfertigen, oberflächlichen spanischen Mischvolk nicht zum Aushalten. Mein Appetit verlor sich; ich wurde verdrießlich, aufbrausend und rechthaberisch; jede Kleinigkeit, die mir gegen den Strich ging, ärgerte mich. Mit einem Worte: ich hatte das Heimweh.

Da durfte ich denn nicht lange mehr verweilen, wo ich war; bei meinem deprimierten Zustande würde ich in der nächsten Fiebersaison draufgegangen sein. Los und ledig war ich; vor den Augen der gelblichen Señoritas hatte ich mich in acht genommen wie vor brennenden Kohlen, hinter denen ein Fäßchen Pulver versteckt liegt. Glücklicherweise erbot sich mein Gehilfe, ein treuer, fleißiger Arbeiter, mein Geschäft käuflich zu übernehmen. Zwar hatte derselbe eben keinen Überfluß an barem Gelde, und ich mußte mit allmählicher Abzahlung des Kaufschillings zufrieden sein; indessen war ich froh, loszukommen, und durfte auch erwarten, daß mein Nachfolger bei seinem soliden Charakter so lange das Leben behalten werde, bis er mich befriedigt hatte.

Ich begab mich also, ein nunmehr rasch Genesender, auf die Reise nach Deutsch-

land. Freilich mußte ich darauf verzichten, unter meinen werten Landsleuten den hochmögenden Rentier zu spielen; dazu reichten meine Mittel nicht. Aber ich fand plötzlich wieder, daß ich noch jung sei und Thätigkeit ungleich ersprießlicher für mich sein würde als Müßiggang, und so ließ ich mich von Gedanken an die Zukunft nicht weiter anfechten.

In St. Thomas war ich, wie gesagt, glücklich angekommen. Der Dampfer, auf dem ich einen Platz nach Hamburg belegt hatte, die „Hessia", lag bereits auf der Reede; noch aber hatte ich vierundzwanzig Stunden Zeit bis zur Einschiffung. Ich schlenderte in der Stadt umher, bis ich müde war, setzte mich dann in ein Kaffeehaus und betrachtete die vorübergehenden Menschen. Diese Beschäftigung wurde recht langweilig mit der Zeit; ich besann mich, ob denn in St. Thomas niemand wohne, mit dem ich bekannt sei, dem ich einen Besuch abstatten könne, niemand, der ein Stündchen oder zwei mit sich plaudern ließe. Da fiel mir Ludwig Werning ein, der so manche Kiste mit Droguerien an mich spediert hatte, der sogar einmal bei mir gewesen war in meiner Junggesellenwirtschaft auf Portorico. Wie kam ich nur dazu, erst jetzt an ihn zu denken?

Ich erfragte sein Geschäftslokal und ließ mich hinweisen. Unterwegs fiel mir wieder ein, daß ich Werning damals, als er mein Gast war, mit einer Bowle aus Waldmeisterextrakt hatte ehren wollen. Das Gebräu war abscheulich; ich indessen als Wirt hütete mich wohl, meine eigene Ware schlecht zu machen, und Werning war so höflich, schweigend zu trinken, was mir zu schmecken schien. Als wir mit den letzten beiden Gläsern aufgeräumt hatten und während uns noch Nasenflügel und Mundwinkel von dem Nachgeschmack zitterten, sahen wir uns gegenseitig verstohlen an und brachen gleichzeitig in ein schallendes Gelächter aus. Diese Bowle hatte mir Werning sicher nicht vergessen!

Mit großer Liebenswürdigkeit empfing mich der vielgeschäftige Kaufmann; doch mußte ich eine Weile warten, ehe er sich zu meiner Verfügung stellte.

„Natürlich gehen Sie mit zu meinem Hause und bleiben den Abend bei uns," sagte er. „Ich schulde Ihnen noch eine Bowle, wie Sie wissen. Und meine Frau müssen Sie kennen lernen — eine Jugendflamme von mir, die ich mir im vorigen Jahre herübergeholt habe. Wenn es hiesiges Gewächs wäre, Herr Dill, so würde ich bei Ihnen um Entschuldigung bitten müssen — ich weiß noch recht gut, wie abfällig Sie sich über die Mädchen hier zu Lande aussprachen —"

Darüber waren wir auf der Straße angekommen und spazierten nebeneinander hin.

„Aber was fällt mir da ein!" unterbrach er sich und sah mich von der Seite an. „Bei uns logiert die reizendste kleine Kreolin, die ich in meinem Leben gesehen habe; eine junge Witwe ohne Kinder. Und — merkwürdiges Zusammentreffen! — sie reist morgen nach Hamburg, mit demselben Dampfer wie Sie. Ich spediere sie. Alles Geschäft, Herr Dill. Jetzt kann ich sie Ihnen rekommandieren — vortrefflich! O, erschrecken Sie nicht; sie ist nicht ganz hohl inwendig; sie hat einen deutschen Mann gehabt, freilich nicht sehr lange; der arme Teufel ist vor kurzem am Fieber gestorben. Hinterlassen hat er ihr so gut wie nichts, und Verwandte hat sie nicht. Nun lassen die Eltern ihres Mannes die hilflose junge Witwe zu sich kommen. Ich habe die Angelegenheit vermittelt. Es ging mir nahe, daß ich die arme Kleine so ganz allein auf die weite Reise schicken mußte in ein fremdes Land. Gern behielten wir sie erst eine Weile bei uns, um sie etwas aufzumuntern — das hübsche Ding läßt den Kopf hängen und macht sich dumme Gedanken — aber ich mußte meine Instruktionen befolgen. Nun wird wenigstens auf dem Schiff für sie gesorgt sein. Auch meine Frau wird sich freuen, deren Mitleid mit Frau Kraushaar natürlich noch größer ist als das meinige."

Das war mir eine schöne Überrum-

pelung! Gab mir der gute Werning da ohne weiteres eine Stelle als Kinderwärter! Und noch dazu an Bord eines Dampfers! Wenn nun die kleine Witwe die Seekrankheit bekam, jene fatale, lächerliche Krankheit, die auch die hübschesten Leute häßlich, die liebenswürdigsten unausstehlich und die geistreichsten dumm macht! Wenn sie nun — lieber Himmel, Wernings Geschmack war am Ende doch auch nicht jedermanns Geschmack — in gesundem Zustande schon unausstehlich war! Was dann? — Und ich wollte mich erholen, wollte mich amüsieren unterwegs. — Nein, diese Vormundschaft nahm ich unter keinen Umständen an! Ich wollte die Person überhaupt am Lande nicht kennen lernen. Nachher, an Bord, wenn ich sie eine Weile beobachtet hatte und sie mir gefiel, dann konnte ich sie ja immer noch unter meine Flügel nehmen —

Mit einem plötzlichen Griff an Wernings Arm hielt ich den Witwenspediteur an. „Hören Sie, Werning," sagte ich, „nehmen Sie mir's nicht übel: Ihre reizende Hausgenossin möchte ich lieber nicht durch Sie kennen lernen. Erstlich —"

Weiter kam ich nicht. Werning nämlich begann Kußhände in die Luft zu werfen und schenkte mir gar keine Aufmerksamkeit. Seinen Blicken folgend, gewahrte ich auf dem Balkon eines der nächstliegenden Häuser zwei Damen. Die eine, blonde, winkte mit dem Taschentuche — Wernings Frau, ich konnte mir's denken; die beiden waren ja nicht einmal ein Jahr verheiratet und folglich noch verliebt wie ein Paar Turteltauben. Die andere, zartere, dunklere — wer konnte sie anders sein als das mir zugedachte Mündel, Frau Kraushaar, die junge Witwe?

Es war zu spät zur Flucht; schon hatten die beiden Damen mein Signalement aufgenommen und tauschten ihre Vermutungen darüber aus, wer ich wohl sein könne. Ich lüftete also artig den Hut und schritt ergeben über die Schwelle von Wernings Wohnung.

Hübsch genug war Frau Melissa Kraushaar, so hübsch, daß ich welterfahrener alter Junggesell etwas befangen wurde, als sie mich mit ihren melancholischen Augen ansah und das Bedürfnis spürte, nach einem Spiegel zu laufen, um mich zu vergewissern, daß mein Backenbart wohlfrisiert sei. Sie hieß indessen den Reisebegleiter durchaus nicht mit der freudigen Überraschung willkommen, die sie billigerweise hätte an den Tag legen müssen. Gleichgültig wandte sie sich nach wenigen Worten von mir ab. Wenn ich ihre Miene richtig las, so dachte sie: Da es einmal nicht anders ist, so muß ich mir die Bekanntschaft gefallen lassen; intim aber werden wir beide nicht miteinander werden. Das hätte mir recht sein sollen, da es vortrefflich mit meinen eigenen Vorsätzen harmonierte, aber es ärgerte mich; patzig drehte ich ihr den Rücken zu und begann eine lebhafte Unterhaltung mit Wernings munterer Frau.

Leugnen will ich nicht, daß ich von Zeit zu Zeit verstohlen zur Seite schielte, dahin, wo Frau Kraushaar saß. Aber Frau Kraushaar hatte meine Existenz allem Anschein nach längst vergessen. Sie bewegte langsam einen großen schwarzen Fächer hin und her und sah träumerisch hinaus in die rasch zunehmende Dunkelheit. Wunderschöne Augen hatte sie; nicht die gewöhnlichen spanischen Augen, die alle in der nämlichen Porzellanmanufaktur gebacken sein könnten, sondern mandelförmige Guckkästchen mit opalisierenden kastanienbraunen Linsen: etwas ganz Apartes. Wenn sie nur nicht die rosigen Lippen so trotzig zusammengekniffen hätte, als ob sie mit der ganzen Welt in bitterster Feindschaft lebte!

„Armes Ding!" flüsterte mir Frau Werning zu, die meine Seitenblicke bemerkt hatte. „Sie kann sich noch immer nicht in ihr Schicksal finden."

So schien es wirklich. Der verstorbene Herr Kraushaar müsse wohl ein ausgezeichneter Mann gewesen sein, erlaubte ich mir zu bemerken. Werning hörte es, zuckte die Achseln und lachte. Wie ich zu dieser Meinung gelangt sei, wollte er wissen. Komischer Mensch! Als ob mein

Gedankengang so schwer zu erraten gewesen wäre!

Werning ließ es sich nicht nehmen, eine Bowle zu brauen. Von Erdbeeren, wenn ich mich recht erinnere. Vor unseren Augen setzte er eine Flasche Champagner hinzu. Nun — so dachte ich — werde Frau Kraushaar auftauen. Ich stieß mit ihr auf glückliche Reise an. Kaum hatte ich ihr Glas berührt, da zog sie es schon hastig wieder zurück. Aus ihren Augen schillerte es böse: Du, nimm dich in acht! Ich will nichts von dir wissen! Spare deine guten Wünsche für andere!

Ich ließ mir's gesagt sein und trank ihr nicht wieder zu. Ich glaube, sie hat überhaupt nichts getrunken, oder doch nur so wenig, wie ein Vögelchen nippt. Desto mehr wahrscheinlich wir anderen. Wollte sie nicht auftauen, so thaten wir's. Frau Werning sprang ans Piano, und ihr Mann sang zu ihrer Begleitung deutsche Volkslieder, eins nach dem anderen. Ich brummte mit, soweit ich den Text auswendig wußte.

Nun: schön mag das Konzert gerade nicht gewesen sein, aber für eine Kreolin, die noch niemals über ihre heimatliche Insel hinausgekommen, war es immer gut genug. Frau Kraushaar indessen schien von unseren musikalischen Produktionen geradezu unangenehm berührt zu werden. War sie vorher einsilbig gewesen und hatte nicht ein einziges Mal auch nur gelächelt, wenn wir über einen Scherz Wernings laut lachten — obgleich sie, wie ich ihren Augen anmerkte, gut genug verstand, was gesprochen wurde —, so verhielt sie sich jetzt mäuschenstill und zog ein bitterböses Gesicht. Es dauerte nicht lange, da nahm sie die Gelegenheit wahr, als sie unsere Aufmerksamkeit durch ein kräftiges Juvivallera in Anspruch genommen glaubte, erhob sich ganz sachte und huschte davon. In dem Spiegel vor mir bemerkte ich das Manöver ganz gut. Ich verfolgte mit großen Augen die zierliche Gestalt, wie sie durch das Zimmer schwebte. Plötzlich, vor der Thür, preßte sie beide Hände auf die Brust und erhob sie dann über sich, wie von tief schmerzlichen Gedanken so sehr überwältigt, daß sie gänzlich vergaß, wo sie sich befand. Dann erinnerte sie sich wieder der Gegenwart; sie schrak zusammen, ließ die Arme sinken und sah sich rasch nach uns Sängern um. Ihr Blick traf auf das Spiegelbild meiner erstaunten Augen; verächtlich verzog sie das Mündchen und drohte mir mit der allerliebsten Faust, als ob sie sagen wollte: Warte nur, du neugieriges Subjekt, ich will dir dein Spionieren schon eintränken! — Mit dieser Grimasse wirbelte sie hinaus.

Mir blieb das letzte Juvivallera in der Kehle stecken, so betreten war ich über das Benehmen der rätselhaften Schönen. Herr und Frau Werning hatten nichts bemerkt; erst nach dem nächsten Liede vermißten sie ihren Gast. Wann Frau Kraushaar sich entfernt habe? fragte mich Frau Werning. Ich konnte mich nicht entschließen, zu verraten, was ich gesehen hatte. „Ist sie denn fort?“ fragte ich so unschuldig wie möglich und sah im Zimmer umher, vom einen Stuhl zum anderen. Zuletzt, in meiner Verlegenheit, blieb mein Blick an der Bowle haften.

Das Ehepaar lachte. Werning füllte die Gläser, stieß mit mir an, rief aufgeräumt: „Auf das Wohl der künftigen Frau Dill!“ und intonierte: Hoch soll sie leben! — Hell fiel die Stimme seines lustigen Weibchens ein. Mir war bänglich zu Mute bei diesem gutgemeinten Toast; ungeschickt fuhr ich mit meinem Glase an dasjenige von Frau Werning, so daß aus beiden ein Teil des Inhalts verschüttet wurde.

„O weh!“ sagte die muntere Frau bedenklich; „das ist eine schlimme Vorbedeutung!“

Was ich denn zu fürchten habe? verlangte ich zu wissen.

Aber Frau Werning weigerte sich, mir Aufklärung zu geben.

„Es ist ein alter Aberglaube,“ erwiderte sie endlich auf mein Drängen. „Niemand bekennt heutzutage mehr, daß er an dergleichen Dinge glaubt, und doch hört jeder ungern, wenn sich Zeichen am Himmel und auf der Erde gegen ihn deuten

lassen. Ich sage nichts, Herr Dill! O, ich will mich nicht verspotten lassen — glücklich aber werden Sie doch, wenn meine alte Amme nämlich recht hat!"

* *
*

Am Vormittag des nächsten Tages fuhr ich mit Frau Kraushaar und Werning auf die Reede hinaus zu unserem Dampfer. Die junge Witwe hatte ihr Köpfchen derartig mit einem großen schwarzen Schleier umwickelt, daß ich durch die Maschen kaum ihre Augen finden konnte. Kein Sterbenswörtchen sprach sie unterwegs. Als wir aber unter der Schiffstreppe angekommen waren, reichte sie Werning beide Hände hin und sagte in deutscher Sprache: „Ich danke Ihnen herzlich für alle Ihre Güte, Ihnen und Ihrer lieben Frau. Leben Sie wohl!" Sie war bewegt, das arme, verlassene Geschöpf; rasch wandte sie sich hinweg; ein Matrose hob sie aus dem Boot, und im Nu war sie oben verschwunden.

Werning sah mich von der Seite an.

„Sie nehmen sich ihrer an, nicht wahr, Herr Dill?" sagte er. „Doch, was frage ich, da Sie doch jedenfalls ein Herz haben? Ich habe Sie übrigens durch die Agentur dem Kapitän empfehlen und ihm mitteilen lassen, daß Frau Kraushaar unter Ihrem Schutze stehe. Reisen Sie glücklich! Ich muß eilen, daß ich wieder an Land komme. Lassen Sie von sich hören; in zwei Jahren besuche ich Sie!"

Da fuhr er hin, und ich kletterte langsam empor zu meinem schönen Mündel. Wenn sie sich nur meine Bevormundung gefallen ließ! Ich konnte schon froh sein, wenn sie mich überhaupt beachtete. Freilich: beachten mußte sie mich wohl; der Kapitän hatte mir den Platz bei Tafel neben dem ihrigen angewiesen. Bist du schon wieder da? sagten ihre Augen, als ich mich neben ihr niederließ. Und nach der Suppe: Wenn du mich doch mit deinem Geschwätz in Ruhe lassen wolltest! — Natürlich hatte ich versucht, sie zu unterhalten; ich hatte mich sogar bemüht, witzig zu sein, und ihr einige alte Schnurren aufgetischt. Es ging mir darum, sie einmal zum Lachen zu bringen. Und wenn sie auch nur gelächelt hätte, ich wäre zufrieden gewesen. Ich dachte mir nämlich, daß sie lächelnd noch weit, weit hübscher sein müßte, als sie in ihrem stillen Ernst war. Aber nicht die Spur eines Lächelns kräuselte ihre Lippen. Wie glücklich mußte sie mit ihrem Kraushaar gewesen sein!

Sehr lieb war mir's, daß sie nicht seekrank wurde. Die übrigen Passagiere verloren sich fast alle ziemlich rasch in die Stickluft ihrer Kabinen. Kurioses Volk war darunter: farbige Jünglinge von Haiti in buntkarrierten Anzügen, häßliche Söhne häßlicherer Väter, von diesen ausgesandt, um eine Zeit lang den Schaum von Paris zu schlürfen; alt und welk gewordene Bonnen, meist französischer Nationalität, mit einigen Sparpfennigen heimkehrend, um in einem Provinzialstädtchen einen kleinen Handel anzufangen; deutsche und englische Kaufleute mit Ledergesichtern, die mit einem mühsam erworbenen Leberleiden nach Karlsbad pilgerten — u. s. w. Mit geheimer Freude hatte ich sie Revue passieren lassen; für Frau Kraushaar war kein Umgang darunter, urteilte ich; sie blieb auf mich angewiesen.

Indessen hatte ich zu früh triumphiert. Am nächsten Tage erschien bei dem Frühstück ein Mensch wie aus einem Modejournal. Alter etwa fünfundzwanzig Jahre, Wuchs schlank, Gesicht regelmäßig, mit einem allerliebsten schwarzen Schnurrbärtchen unter einer schmalen, wohlgeformten Nase, Augen braun und lebhaft, im Kinn ein Grübchen. Sein Anzug war elegant und saß musterhaft, viel besser als der meinige. Die Anwesenheit dieses Fremden genierte mich vom ersten Augenblicke an. Ich fragte den Kapitän nach ihm. Der Herr sei als John Cavendish aus Neu-Orleans eingeschrieben, erfuhr ich. Wie es denn zugehe, daß uns erst heute der Anblick seines Schnurrbartes zu teil werde? frug ich weiter. — Der Herr sei gestern gleich nach Tagesanbruch auf

das Schiff gekommen, habe sich sofort in seine Kabine verfügt und sich nicht wieder blicken lassen bis heute morgen. — Wahrscheinlich seekrank gewesen? — Nein; der Steward habe ihm reichlich Speise und Trank zugetragen, und die Teller seien sämtlich leer geworden.

So der Kapitän. Dabei zwinkerte er ein ganz klein wenig mit den Augen. Er mochte so seine Gedanken haben über diesen John Cavendish aus Neu-Orleans. Aber er behielt sie bei sich und kümmerte sich auch nicht um die meinigen. Mir, das muß ich sagen, war dieser niedliche Amerikaner verdächtig; ich faßte ihn scharf aufs Korn. Als ich an demselben Tage einmal auf Deck hinter ihm herspazierte, zauste ihm der Wind die Locken in die Höhe. Da bemerkte ich, daß an seinem linken Ohre das Läppchen fehlte. Ein bedenklicher Umstand! Nicht lange vorher hatte ich die kalifornischen Geschichten von Bret Harte gelesen. Ich wußte also, daß in amerikanischen Schenkstuben und Spielhöllen die Revolverkugeln umhersurren wie die Bienen über einem blühenden Kleefeld. An einem solchen Orte mußte Herrn John Cavendish das Ohrläppchen abhanden gekommen sein. Und wer konnte wissen, wohin er zurückgeschossen hatte! Brr — ein gefährlicher Mensch war er, ein Mensch, den man nicht reizen durfte!

Natürlich dauerte es gar nicht lange, bis auch Frau Kraushaar auf die neue Erscheinung aufmerksam wurde. John Cavendish hatte inzwischen die reizende Kreolin längst erspäht und mit kecken Augen gemustert. Und mein Schicksal war es, die beiden hübschen Leute miteinander bekannt machen zu müssen! Denn der Amerikaner stellte sich mir vor, sagte einige verbindliche Worte und bat mich dann, ihn „meiner Dame“ zuzuführen. Ich hatte keinen Grund, dies zu verweigern: ich brachte den Wolf zu meinem Schäfchen und sah zu meinem Ärger, daß der bisher so apathischen Witwe des vortrefflichen Herrn Kraushaar förmlich das Vergnügen aus den Augen leuchtete, als John Cavendish vor ihr stand und sich mit ihr zu unterhalten begann.

Nun aber stellte sich heraus, daß er kein Spanisch verstand und sie kein Englisch. Vortrefflich! Schadenfroh beobachtete ich das Pärchen. Die Unterhaltung stockte; lachend sahen sie einander an. Meinetwegen. Mochten sie sich begaffen, soviel sie wollten; daraus konnte kein Unglück entstehen. Ich rieb mir die Hände und sah vergnügt nach den Wolken.

Da hörte ich meinen Namen rufen: „Señor Dill!“ Es war Frau Kraushaars Stimme. Ich flog zu ihr. Die Deutschen verständen alle Sprachen, rühmte sie diplomatisch. Ob ich nicht die Güte haben wolle, zwischen ihr und Herrn Cavendish ein bißchen zu dolmetschen?

Ich Esel fühlte mich geschmeichelt; nur ganz wenig sträubte ich mich, wie ein musikalisches Pensionsfräulein, das aufgefordert wird, Klavier zu spielen; dann trat ich das mir aufgehalste Amt an und suchte aus den Winkeln meines Gedächtnisses eine bescheidene Anzahl von englischen Vokabeln zusammen, die daselbst seit fünfzehn Jahren unbenutzt umherlagen. O, Herr John Cavendish war sehr zufrieden mit meinen Leistungen; er lobte sogar meine Aussprache. Und auch sie lobte mich, sie, Frau Melissa. Freundlich, aufmunternd blickten mich ihre Augen an. Ei sieh! sagten diese verräterischen Augen, du deutscher Bär bist also doch zu etwas zu gebrauchen! Gieb acht: wir wollen dich schon in Bewegung halten!

Und wie ließ sie fortan den gutmütigen Petz tanzen! Cavendish hatte es durchgesetzt, daß er bei Tafel seinen Platz Frau Kraushaar gegenüber erhielt. Da wurde es mir denn schwer genug, meinen Hunger zu stillen, so rasch flogen die Reden hin und her, hier spanisch, dort englisch. Wenn ich mich etwas länger besann als gewöhnlich, gleich kamen ein paar süße Worte von meiner Nachbarin, ich möge doch meine Schuldigkeit thun. Einmal rebellierte ich, als ein Gang aufgetragen wurde, für den ich eine besondere Vor-

liebe hatte; ich wollte essen, erklärte ich. „Aber, lieber Herr Dill!“ kam es da in deutscher Sprache von Frau Kraushaars Lippen. Rasch blickte ich nach ihren Augen, aber die Schöne war vorsichtig und hielt sie auf das Tischtuch gerichtet. Und der liebe Herr Dill ließ sich richtig den Teller mit seiner Lieblingsspeise hinwegnehmen, ohne etwas davon genossen zu haben.

Nach ein paar Tagen, als die Seekranken fast sämtlich wieder aus ihren Kabinen hervorgekrochen waren und die Reisegefährten sich miteinander bekannt gemacht hatten, pflegte der größte Teil der Gesellschaft sich abends nach dem Thee im Damensalon zusammenzufinden. Entzog ich mich dem Sprachengewirr, das mir Kopfschmerzen verursachte, und stahl mich auf Deck, um eine Pfeife zu rauchen und mich an den aufleuchtenden Streifen im Kielwasser des Dampfers zu freuen, so dauerte es gemeiniglich nicht lange, bis einer der buntkarrierten haitianischen Jünglinge mich mit der Botschaft aufjagte, Frau Kraushaar lasse um mein Erscheinen im Salon bitten. Und Petz fühlte seine Kette und schlich hinab.

Leider machte ich die Wahrnehmung, daß Herr John Cavendish und Frau Melissa anfingen, sich ohne meine Hilfe einander verständlich zu machen. Und zwar studierte sie seine Sprache und fand jede neue Vokabel, die ich natürlich übersetzen mußte, ausnehmend komisch. Dann lachten sie wie ein paar Kinder und hatten ihren Spaß über nichts. Sie wenigstens, die junge Witwe, war ein Kind dabei. Einigemal sah ich, wie sie ihrem Sprachlehrer ein Büschel Haare von der Stirn strich, das herabzufallen pflegte, wenn er den Kopf neigte. Sie that es arglos, als ob sie mit einer großen Puppe spielte; die Puppe indessen verstand den Spaß falsch. Als bald darauf Frau Melissa am Tische stand, über ein illustriertes Werk gebeugt, und ihre laute Freude hatte über die alten prächtigen Burgen am Rhein und Neckar, huschte Herr John Cavendish hinter sie, ergriff ihr Händchen, das sie auf dem Rücken hielt, und neigte sich über ihre Schulter, so daß seine Schläfe sich an die ihrige lehnte.

Ich blätterte gerade in einem Jahrgang der Gartenlaube, den ich auf den Knien liegen hatte. Drauf und dran war ich, denselben Herrn John Cavendish an den Kopf zu werfen. Es war indessen nicht nötig; Frau Melissa half sich selbst. Heftig zog sie ihre Hand aus der seinigen und sprang zur Seite, als ob ihr eine herabhängende Spinne an die Backe gebaumelt wäre. Gleichzeitig rief sie ihm ein spanisches Wort zu, welches ich für ihn mit Vergnügen übersetzt haben würde; leider nur nahm er diesmal meine Dienste nicht in Anspruch.

Übrigens entschuldigte er sich mit vieler Geistesgegenwart. Er habe bei dem Schwanken des Schiffes das Gleichgewicht verloren, sagte er; um nicht zu fallen, sei er genötigt gewesen, sich an seiner liebenswürdigen Freundin festzuhalten. Frau Kraushaar wandte den Kopf hinweg, während ich diese Lüge in spanischer Sprache wiederholte. Herr John Cavendish wartete eine kleine Weile auf eine gnädige Antwort; aber vergebens: Frau Melissa schmollte und schwieg. Da zuckte er ärgerlich die Achseln und verschwand aus dem Salon.

Ehe ich mich's versah, saß meine Schutzbefohlene neben mir. Fast erschrak ich; was mochte sie nur von mir wollen? Ich sollte mich doch nicht etwa gar mit dem Amerikaner duellieren um ihretwillen? — Ich fragte bei ihren Augen an. Gott sei Dank! die Augen begehrten nichts dergleichen von mir; nur ängstlich-neugierig blickten sie mich an. Wie denkt denn der gestrenge Herr Dill über den Vorfall? sagte sie.

Ich räusperte mich bedächtig — aus Verlegenheit, denn das plötzlich zutrauliche Geschöpf hielt ihr delikates Gesichtchen auch gar zu dicht vor das meinige; ich hätte die blauschwarzen Haare an ihren Wimpern zählen können.

„Das kommt davon, Frau Melissa,“ brachte ich endlich hervor.

„Ach, Herr Alberto,“ sagte sie eifrig, „wer konnte denn denken, daß er keinen Spaß verstehen würde? Er ist doch sonst so manierlich — solch ein netter Mensch!“

Ich räusperte mich kräftiger. „Müssen Sie denn mit allen netten Menschen Spaß machen?“ erwiderte ich. „Davon habe ich persönlich noch nichts bemerkt, und ich bin doch auch, so zu sagen, ein —“

Sie unterbrach mich mit komischer Entrüstung. „Ach, Sie!“ rief sie aus. „Sie kommen gar nicht in Frage!“ Dann rückte sie ihren Klappsessel noch etwas näher an den meinigen und fuhr in kindlichem Plaudertone fort: „Sie müssen nämlich wissen, Herr Alberto, ich habe nur wenig Spaß im Leben gehabt. Eine Großmutter zog mich auf — ich will nicht hoffen, daß ich jemals so häßlich werde, wie sie war! Haben Sie unseren Koch schon gesehen, Herr Alberto — ich meine den hier auf dem Schiffe? Wenn man dessen Gesicht mit Citronenschale einriebe und bände ihm ein rotes Tuch um den Kopf, so würde er eine große Ähnlichkeit mit meiner Großmutter haben. Und so griesgrämig, so sauertöpfisch war sie; nichts, gar nichts war ihr recht zu machen. All ihr Denken, soweit es mich betraf, ging auf Putz. Ich bin gewiß putzsüchtig auf die Welt gekommen wie alle Frauenzimmer, aber meine Alte hat mich, so lange ich denken kann, mit Anprobieren, Frisieren und dergleichen gequält, daß mir alles, was Putz heißt, zuwider geworden ist und ich am liebsten in einem Kittel barfuß umherliefe, wenn's nur anginge. Und das will wirklich etwas sagen, denn ein Kittel ist ein abscheuliches Kleidungsstück. Wie wohl John Cavendish darin aussehen würde?“

Sie lachte laut auf und klatschte lustig in die kleinen Hände. Ich sah sie an und wieder an: war das dieselbe Person, die sich bis dahin bei jedem meiner Annäherungsversuche in sich zusammengerollt hatte, mit emporgesträubten Stacheln, wie ein Igel, der einen Feind wittert?

Ich mag wohl ein sehr erstauntes Gesicht gemacht haben; sie hörte plötzlich auf zu lachen und ließ ihren Sessel einige Zoll von mir hinwegrutschen.

„Wenn ich doch endlich aus Ihnen klug werden könnte, Frau Melissa!“ sagte ich kopfschüttelnd. „Ich meine es so gut mit Ihnen — Sie aber schließen sich vor mir ab, als ob ich Ihnen etwas stehlen wollte —“

„Ich hasse Sie,“ fiel sie mir in die Rede. „Sie sind ein Deutscher; ich hasse die Deutschen — alle.“

Das klang allerdings schrecklich; aber sie meinte es nicht so schlimm, denn sie kniff nach dieser Explosion gar schalkhaf die Augen zusammen.

„Und Sie haben doch einen deutschen Mann gehabt,“ sagte ich vorwurfsvoll.

Der Sessel spazierte wieder näher heran. „Eben deshalb,“ plapperte sie los. „Daher kommt es ja. O, Herr Kraushaar war ein ganz netter Mensch —“

„Etwa wie Ihr Freund John Cavendish?“

„Sie sind unausstehlich! — Nicht immer, Herr Alberto. O nein, meistens sind Sie mir ein recht geduldiger, gefälliger, diskreter Gesellschafter. Daß Sie auch gerade ein Deutscher sein müssen! Es ist wirklich schade. Wenn Sie anderswo zu Hause wären, so könnte ich vielleicht im Laufe der Zeit — in einem Jahre oder so — ein rechtes Vertrauen zu Ihnen fassen. Aber es geht nicht, Herr Alberto, es geht nicht.“

„Warum denn nicht?“ wandte ich bescheiden ein. „Besser für Sie wär's jedenfalls, wenn Sie mich zu Ihrem Freunde machten. Ich darf Ihnen wohl sagen, Frau Melissa, daß Sie eine recht unerfahrene kleine Frau sind, mit einer bedenklichen Vorliebe für nette Menschen; Sie haben jemand nötig, der Sie am Ärmel zupft, wenn Sie zu naiv werden.“

„Nun fangen auch Sie an, zu reden wie Herr Kraushaar!“ schmollte sie. „Denken Sie nur, Herr Alberto: von dem Augenblicke an, da er mich geheiratet hatte, war dem wunderlichen Mann nichts mehr recht, was ich that. Und vorher ließ er mich nicht ahnen, daß ihm jemals

etwas an mir mißfallen könnte. Werden Sie es glauben: am Morgen nach der Hochzeit steckte er mir eine deutsche Grammatik in die Hand, und nun quälte er sich damit ab, mittags und abends, immer, wenn er zu Hause war, mir seine Sprache beizubringen — Ihre Sprache, Herr Alberto, die gar nicht hübsch ist, die einen großen Mund macht. — Wozu nur? Wir verständigten uns in der meinigen ganz gut. Wenn Herr Kraushaar im Geschäft war, ging ich weinend im Hause umher und sagte mir Vokabeln auf. Einmal" — hier lachte sie lustig auf — „versteckte ich die dumme Grammatik. Sie sei verloren gegangen, sagte ich. Natürlich glaubte er's nicht, Herr Kraushaar nämlich. Aber er sagte nichts; der deutsche Unterricht hörte auf, und mit keinem Wort kam er darauf zurück. Nach einigen Tagen schämte ich mich und brachte das Buch wieder herbei. Es habe sich wiedergefunden, log ich und ärgerte mich dabei, daß ich zu feige war, ihm die Wahrheit zu gestehen, da ich doch wußte, daß er mich durchschaute. Aber ich war bange vor Herrn Kraushaar; er war immer so ernst. Wie alt er eigentlich war, hat kein Mensch je erfahren, glaub ich. Wenigstens ich nicht. Als ich ihn heiratete, kümmerte mich sein Alter nicht; ich war nur froh, von meiner Großmutter loszukommen. Hernach, ich weiß nicht warum, kam er mir mit jedem Tage älter vor; ich hatte ordentlich einen Schrecken, als ich ein graues Haar nach dem anderen an ihm entdeckte. Herr Kraushaar —"

Sie war im besten Zuge, die kleine Witwe, mir ihre kuriose Lebensgeschichte anzuvertrauen; da fiel es unglücklicherweise einer der ältlichen französischen Bonnen ein, sich an das Pianino zu setzen und eine Chansonette zu intonieren, die sie auf das Schiff mitgebracht hatte und deren Melodie rasch populär geworden war. Auf einmal war Frau Melissa mäuschenstill. Und zu allem Überfluß spazierte nun auch Herr John Cavendish herein, lehnte sich trübselig an den Mittelpfeiler und warf flehende Blicke nach meiner Nachbarin. Sie wurde unruhig und entfaltete den Fächer, den sie am Gürtel trug. Ich war zu meiner Gartenlaube zurückgekehrt; nun ging der Schatten des großen Trauerfächers hin und her über die Blätter. Sie bemerkte es und klappte das schwarze Ding mit Geräusch zusammen. Noch hielt sie sich tapfer. Als aber John Cavendish am Pianino Platz nahm und mit dünner Tenorstimme ein weinerliches Lied sang, wurde mir doch für Frau Melissas Standhaftigkeit bange. Und wahrhaftig! es dauerte nicht lange, da hörte ich neben mir ihr schwarzes Seidenkleid rauschen — die schmale Taille glitt vor meinen auf das Buch gehefteten Augen undeutlich vorüber — sie ging zu ihm, das unbesonnene Kind.

Das Buch auf meinen Knien wurde mit einemmal mehrere Centner schwer; mit Anstrengung legte ich's auf den leeren Sessel neben mir und ging hinaus. Als ich auf Deck kam, blinzelten die Sterne spöttisch auf mich nieder. Recht wohl verstand ich, was sie mir sagen wollten, aber ich hatte keine Lust, mich abkanzeln zu lassen. Ich setzte ihnen stille Verachtung entgegen und ließ mir von einem der Schiffsoffiziere die Bedeutung der beiden farbigen Laternen erklären, die, je eine, links und rechts an den Schiffsseiten angebracht waren. Der freundliche Mann redete mir so viel vor von rot und grün, von Steuerbord und Backbord, bis ich zuletzt glaubte, ich hätte ihn verstanden. Hoffentlich glaubte er's auch.

* *
*

Frau Melissa bekam wirklich einen Rückfall in ihre Schwärmerei für den einohrigen Amerikaner. Ich wurde wieder Herr Dill für sie, und sie vermied, mich anzusehen. Dolmetscherdienste wurden nicht weiter von mir begehrt, noch würde ich sie geleistet haben. Bei Tisch waren wir drei ausgesucht höflich gegeneinander; nur wußte keiner viel zu sagen. Nichts hinderte mich an dem ungestörten Genuß meiner Lieblingsspeisen; jetzt aber mun-

beten sie mir nicht. Nach Tische, wenn ich im Rauchzimmer saß und mit einem zukünftigen Karlsbader Kurgast Schach spielte, hörte ich von der nahen Kajüte her Frau Melissas helles Lachen und verlor eine Partie nach der anderen. Sehnlichst wünschte ich, die ewig rumorende Schraube hinten am Dampfer möchte die Zahl ihrer Umdrehungen verdreifachen, damit die Reise früher ein Ende nähme, oder ein tüchtiger Sturm möchte kommen und ein paar Tage lang alles durcheinander rütteln und schütteln, daß keiner sich rühren und regen könnte und Frau Melissa das Lachen verginge.

Doch der Dampfer behielt seinen gemessenen Schnelldroschkengang und das Wetter blieb schön. Schließlich war es auch besser so, denn das Pärchen kam ohne Einmischung der Elemente auseinander. Ich erfuhr es am nächsten Morgen, als ich mich auf meinen Lieblingsplatz ganz vorn auf dem Schiff — ein richtiger Schmollwinkel war's — zurückgezogen hatte. Bequeme Sitze gab es dort nicht; ich mußte mit einer Rolle Tauwerk vorlieb nehmen. Auch spritzte zuweilen ein Schauer von Salzwassertropfen über mich, wenn eine Welle quer gegen den Bug gelaufen war. Daraus aber machte ich mir nichts; dafür war's ein schöner, einsamer Fleck, wo sich's prächtig träumen ließ.

Und auch an jenem Morgen träumte ich mit offenen Augen. Nichts, was das Herz froh machte — der Himmel weiß es. Meine Aussichten in die Zukunft kamen mir erschrecklich trübe vor; alle die schönen Dinge in der deutschen Heimat, nach denen ich mich gesehnt hatte wie ein krankes Kind in nächtlicher Dunkelheit nach der Mutter, besaßen keinen Reiz mehr für mich. Da ließ ich mich über die Erde schleppen, um eine rosenfarbige Wolke zu erreichen, die ich früher einmal am Himmel gesehen hatte, und wenn ich an die Stelle kam, so würde alles eitel Dunst und Nebel sein — wenn nicht gar Hagel und Eisschollen.

Während ich mich mit diesen Betrachtungen ängstigte, hörte ich plötzlich etwas neben mir flattern. Es klang wie eine Flagge, die im Winde ausweht; es konnte aber auch — mein Herzschlag stockte — ein mir wohlbekanntes schwarzseidenes Kleid sein. Ich wandte den Kopf, fürchtend und hoffend zugleich. Und wirklich! vor mir stand Frau Melissa und hielt sich fest an einem Holzgerüst, worin eine Wassertonne lag. Allerliebst sah sie aus, wie der Wind an ihr zauste, ihr den Hut in den Nacken warf und in ihren Haaren wühlte.

Ein paar Sekunden lang sahen wir uns schweigend an, dann begann sie: „Nun, Herr Alberto — Sie fragen nicht einmal, weshalb ich Sie hier aufsuche? Hier, an diesem greulichen Orte, wo sich sogar Bello, der Schiffshund, nicht verkriechen würde, wenn er Schläge bekommen soll?“

Ich antwortete, daß ich allerdings einigermaßen neugierig sei, was mir die unerwartete Ehre ihres Besuches verschaffe.

Frau Melissa schüttelte das Köpfchen und gab mir einen verweisenden Blick. „Aber, Herr Alberto!“ rief sie aus. „Setzen Sie doch nicht ein solch fremdes Gesicht auf! Es steht Ihnen schlecht, und man sieht gleich, daß es nicht das Ihrige ist!“

„So? Meinen Sie, Frau Melissa? Ich werde mein altes Gesicht wieder hervorholen, sobald ich über den Zweck dieses Überfalls beruhigt bin. Und nun kauern Sie sich hinter mir nieder, damit Sie einigen Schutz vor dem Winde haben, und erzählen mir, was der böse John Cavendish verbrochen hat.“

Gehorsam kam sie. „Wenn ich ihn nur nicht mehr zu sehen brauchte! — Er ist wieder unartig gewesen gestern abend!“

„Ei, ei! Was Sie sagen! Sehr unartig?“

„Jawohl, sehr unartig, Herr Dill,“ erwiderte sie schnippisch.

„Muß ich mich mit ihm duellieren?“

„Warum nicht gar — Aber, Herr Alberto, mit dem Kapitän könnten Sie

reden, daß er ihm bei Tisch einen anderen Platz anweist. Ich will ihm nicht mehr gegenübersitzen; lieber laß ich mir oben auf dem Mastkorb das Essen servieren."

„Da müßte ich doch zuerst wissen, was geschehen ist, und dann würde es, je nachdem, durch mich der Kapitän erfahren. Wenn John Cavendish — der nette Mensch — sich wirklich schwer vergangen hat, so ist es ja möglich, daß der Kapitän ihn zur Strafe aus Ihrer Nähe verbannt."

„Wie umständlich Sie sind!" rief sie und zögerte. Dann wurde sie etwas rot und fuhr halb lachend fort: „Es ist am Ende gar nicht so sehr — so sehr strafbar, was er gethan hat. Aber einerlei, ich leid es nicht. Er hat — Kommen Sie lieber herunter von Ihrem Thron, damit ich nicht so zu schreien brauche."

Ich rutschte herab von der Tauwerkrolle und saß nun auf den Deckplanken dicht neben ihr.

„Wir tanzten gestern abend," fing sie an.

„Sie tanzten? Im Damensalon? In dem kleinen Raume?"

Sie nickte. „Walzer; Ihren deutschen Walzer. Ich könnte ihn eine halbe Stunde lang auf einem Fleck tanzen, nicht größer als der Boden eines Mehlfasses. Ein herrlicher Tanz, von dem es kaum zu glauben ist, daß ihr Deutschen ihn erfunden habt. Herr Kraushaar hat ihn mich gelehrt. Ganz ordentlich, Schritt für Schritt, eins bis sechs, wie ein gelernter Tanzmeister. Denken Sie, er hatte sich eine Drehorgel kommen lassen, mit ein paar Extrawalzen, voll von deutschen Melodien, darunter die blaue Donau. Unsere Magd mußte drehen. Das war lustiger wie die Grammatik! Freilich, Herr Kraushaar — ein merkwürdiger Mann — er wurde jedesmal melancholisch, wenn er die Orgel hörte. Sogar, wenn wir zusammen tanzten. Einmal fragte ich ihn, warum? da seufzte er und sagte, das verstände ich nicht. Ich glaube, es kamen ihm Erinnerungen aus früheren Zeiten — an blonde Mädchen, die keine Grammatik nötig gehabt hatten, um seine Sprache zu lernen —"

„Aber, beste Frau Melissa," unterbrach ich sie, „auf diese Weise kommen wir vor mittag nicht zu John Cavendish."

„Ach so — John Cavendish. Gut, daß Sie mich erinnern. Wir tanzten also — das habe ich Ihnen ja wohl schon erzählt. Ich mit ihm, wie Sie sich denken können. Die französische Bonne spielte, Sie wissen schon, welche. Neben uns sprangen die jungen Haitianer umher, stießen uns und traten John Cavendish auf die Füße. Nebenan in der Kajüte war's leer; wir walzten hinüber zwischen die Tische hinein. Da — Ich glaube, ich erzähl es doch lieber nicht —"

„Nun?"

„Wenn Sie mich so starr ansehen, bringe ich's gar nicht heraus. Dort vor uns, nach links hinüber, ist ein Segel am Horizont; dorthin blicken Sie — so! — Und nun will ich's Ihnen sagen," flüsterte sie, ganz nahe an meinem Ohr. „Hinten im Halbdunkel hat er mich plötzlich umfaßt und mir die Arme an den Körper gedrückt, daß ich mich nicht wehren konnte. Und dann küßte er mich in das Gesicht, so rasch ich's auch hin und her drehte, einmal, zweimal, mag sein auch dreimal. Da wurde ich rabiat und biß nach ihm. O, meine Zähne sind gut, Herr Alberto; sehen Sie nur!"

„Haben Sie ihm vielleicht das andere Ohrläppchen abgebissen?"

„Erinnern Sie mich nicht daran! Brr!" — Sie schüttelte sich. „Ich bekam einen Zipfel seines Schnurrbartes in den Mund — noch immer kann ich den Geschmack von Pomade nicht loswerden. Aber es half; er ließ mich los und lief knurrend davon, geradeswegs in seine Kabine."

Triumphierend sah sie mich an. Ich räusperte mich bedächtig.

„Nun, was meint Ihre Weisheit?" fragte sie ungeduldig.

„Wir wollen doch lieber John Cavendish nicht bei dem Kapitän verklagen, Frau Melissa. Es würde uns nichts helfen. Wenn eine Beleidigung sofort mit

einer anderen erwidert wird, so hat nach Ansicht der größten richterlichen Autoritäten eine Kompensierung stattgefunden und der Fall ist damit erledigt.“

„Deutsche Spitzfindigkeit!“ rief sie böse aus. „Sie erinnern mich sehr lebhaft an Herrn Kraushaar, ungeheuer lebhaft, Herr Dill! Mit ähnlichen gelehrten Aussprüchen konnte auch er mich niederschmettern, wenn ich, ganz Feuer, mit einer Klage zu ihm kam. Eine Weile hinterher sah ich freilich gewöhnlich ein, daß er recht hatte — und dann ärgerte ich mich, daß ich so hitzig gewesen war. Und mit Ihnen, Herr Alberto, wird mir's wohl ebenso gehen. Also Sie meinen, wir sollen den bösen John Cavendish ruhig sitzen lassen, wo er sitzt? Nichts thun, als immer und überall an ihm vorbeisehen?“

Ich nickte. „Warten wir zunächst einmal ab, ob er sich blicken läßt. Er wird die Spuren Ihres vortrefflichen Gebisses schwerlich zur Schau tragen.“

„Dann hätte ich ja gar nicht nötig gehabt, Sie über das ganze Schiff zu suchen und Ihnen meine Geheimnisse auszuplaudern!“

Sie schickte sich an, aufzuspringen.

„Noch einen Augenblick, Frau Melissa,“ bat ich. „Wir sitzen hier so traulich beisammen; kein Mensch hört, kein Mensch stört uns; der Himmel weiß, wann wir's einmal wieder so treffen —“

Ich versuchte, in ihren Augen zu lesen. Vergebliche Mühe! Starr blickten sie an mir vorbei, auf das Meer hinaus; es war, als ob sie mich gar nicht hörte. Aufmunternd war das eben nicht; dennoch fuhr ich fort: „Neulich sagten Sie, daß Sie die Deutschen haßten, Frau Melissa, alle Deutschen, meine Wenigkeit nicht ausgenommen. Ich möchte gern wissen, weshalb. Im allgemeinen bin ich nicht eben neugierig; dies Rätsel aber hat ein ganz besonderes, ein persönliches Interesse für mich.“

In Frau Melissas Augen kehrte langsam Leben und Ausdruck zurück. Einige Sekunden lang betrachtete sie angelegentlich die rosigen Nägel an ihren Fingern.

„Das ist Herrn Kraushaars Schuld,“ erwiderte sie dann, mit mehr Ernst, als sie mir bisher gezeigt hatte. „Wie oft habe ich nicht von ihm hören müssen: ‚Aber, Melissa, in Deutschland benimmt man sich ganz anders!‘ — oder: ‚In Deutschland würde man dich auslachen, wenn du dich so trügest!‘ — oder: ‚Wenn du doch nur etwas von deutscher Bildung hättest, Melissa!‘ — Er hatte mich gern, glaub ich. Wenn er gewußt hätte, daß mir jede derartige Bemerkung einen Stich ins Herz gab, er würde sie nie gemacht haben, ganz gewiß nicht. Ich sah ja ein, daß ich unmanierlich, daß ich ungebildet war — woher hätte ich denn anders werden können? — aber brauchte er, gerade er es mir zu sagen? — Wie böse bin ich ihm nicht oft gewesen! Dann aber that er mir wieder leid, daß ich ihm nicht war, was er sich wünschte — und ich gutmütige Närrin gab mir alle erdenkliche Mühe, eine deutsche Hausfrau nachzuahmen, wie sie in euren Büchern geschildert ist. Meinen Sie, daß er es mir Dank wußte? daß er mich darum lobte? — o nein! er lachte mich aus!“

„Das war freilich nicht hübsch von Herrn Kraushaar; aber —“

Frau Melissa legte mir die Hand auf den Arm. „Sehen Sie, Herr Alberto,“ sagte sie eifrig, „wenn zwischen Herrn Kraushaar und mir etwas Lebendiges, etwas Greifbares gestanden hätte, dann würde ich meine Waffen gehabt haben. Aber gegen Schatten läßt sich nicht kämpfen. Und auf allen meinen Schleichwegen zu dem innersten Herzen meines Gatten trat mir immer der Schatten unerreichbarer deutscher Vortrefflichkeit entgegen und trieb mich zurück. Verstehen Sie nun? Ich sah ihn nicht, ich fühlte ihn nur — eine Kälte zum Erfrieren ging von ihm aus — beikommen ließ er sich nicht — nichts konnte ich thun, als ihn hassen, alles hassen, was er mir undeutlich von eurem Wesen zeigte — euren Hochmut, eure abgezirkelte Sitte, eure geschrobene Bildung — O Gott! was schwatz ich da?“ unterbrach sie sich, in

ihren gewöhnlichen Ton zurückfallend; „wie bin ich nur dazu gekommen, Ihnen dies anzuvertrauen! Ihnen! Das Land der blonden Zöpfe und der Gelehrsamkeit ist ja auch Ihr Vaterland, Herr Dill, das Sie lieben wie närrisch! — Hab ich's doch in Wernings Hause in St. Thomas gesehen und gehört, als Sie mit den anderen Ihre deutschen Volkslieder sangen! Da sah ich zwischen Ihnen und mir mein altes, wohlbekanntes Gespenst und drohte ihm — wissen Sie noch?"

„Gewiß. Aber sagen Sie mir, Frau Melissa, ist Ihnen seitdem das Gespenst in meiner Gesellschaft wiedererschienen?"

Sie sprang auf und strich sich das Kleid glatt. In ihre Augen ließ sie mich nicht sehen. „Über alle Maßen neugierig sind Sie, Herr Alberto," sagte sie spitz. „Sie sollten für heute zufrieden sein mit dem, was Sie erfahren haben."

Auch ich kletterte in die Höhe. Aber in dem Augenblick, als ich ihr antworten wollte, spritzte neben uns eine gewaltige Tropfengarbe empor und kam auf unsere Köpfe nieder. Frau Melissa kreischte auf, als wenn sie fürchtete, in das Meer geschwemmt zu werden, und eilte nach hinten.

Langsam folgte ich. Es war doch wohl ein guter Geist, der uns damals auseinander trieb; ich würde kein Glück gehabt haben bei Frau Melissa.

* * *

Wirklich erschien John Cavendish nicht bei Tisch; er blieb überhaupt unsichtbar.

Am gestrigen Nachmittage schon hatte der Kapitän, wie ich erst jetzt erfuhr, den Passagieren mitgeteilt, daß er binnen vierundzwanzig Stunden in Havre zu sein hoffe — welchen Hafen die Dampfer dieser Linie bei der Ausreise sowohl als bei der Heimreise anlaufen — vorausgesetzt, daß sich das Wetter nicht ändere. Und da die Herren Nautiker in ihren Berechnungen vom einen Tage zum anderen ziemlich zuverlässig zu sein pflegen und das Wetter blieb, wie es war, so liefen wir wirklich gegen abend in die Mündung der Seine ein.

Kaum waren wir vor dem Hafen zu Anker gegangen — es war Ebbe —, als ein Boot herauskam, gerade auf uns zu. Dies wäre mir nicht weiter aufgefallen, wenn nicht der Kapitän, der in meiner Nähe stand, das Doppelglas vor den Augen, verwundert zu seinem ersten Offizier gesagt hätte: „Was die nur wollen mögen?"

Welche die? — Natürlich die Leute im Boote. Es waren ihrer, wie ich jetzt bemerken konnte, drei außer den beiden Ruderern: zwei mit einem buntgestickten Käppi auf dem Kopf; der dritte ein dicker Mensch in gewöhnlichen Kleidern, der am Steuer saß.

„Es ist wahrhaftig die Polizei," sagte der Kapitän. Da kamen sie auch schon heraufgeklettert, zwei kleine, schlotterige Kerle in abgetragenen Monturstücken, und auf den Kapitän los. Du lieber Himmel: das die Polizei! Unserem Kapitän reichten sie mit dem Deckel ihrer Käppis eben bis an das Kinn. Ich beobachtete, daß sie mit ihm tuschelten und er sie von oben herab gelassen anhörte, sich den rötlich blonden Bart strich und wiederholt den Kopf schüttelte.

Nun betrat auch der Dicke das Deck, bequemen Schrittes, die Hände in den Seitentaschen des kurzen, sackartigen Rockes. Aus dem glattrasierten, breiten, roten Gesicht blinzelten ein Paar muntere Äuglein vergnüglich nach rechts und links. Es war, als ob sie hätten sagen wollen: Gott grüß euch, Kinder! Ich hoffe, ihr seid alle so wohlauf wie ich. — Ein Franzose war's nicht, nimmermehr; darauf hätte ich mich gleich in einem meiner eigenen Mörser zu Pulver zerreiben lassen. Viel eher ein John Bull; vor diesen behaglich sich ausbreitenden Mund gehörte eine geröstete Hammelkeule und im Zinnbecher eine Pinte Ale.

Halt! — Mir kam ein Gedanke. Nicht umsonst hatte ich die sämtlichen Romane von Dickens durchgelesen. Der harmlos aussehende Dicke war ein englischer Detec-

tive — ein Geheimpolizist, ein Ausspürer flüchtiger Verbrecher — alles stimmte; zum Überfluß bemerkte ich noch, daß die grauen Gucker des Gemütlichen uns Passagiere, einen nach dem anderen, aufs Korn nahmen, ganz wie zufällig.

Ich bin nicht übermäßig neugierig; nur Frau Melissa behauptet das Gegenteil. Dennoch konnte ich nicht unterlassen, mich etwas näher an die bunten Käppis heranzuschieben. Noch immer parlierten und gestikulierten die beiden Zwerge mit großer Lebhaftigkeit. Der Kapitän blieb unerschüttert; endlich sagte er in leidlich gutem Französisch: „Hier an Bord befindet sich meines Wissens kein Herbert Johnson aus Manchester. Wenn Sie mir nicht glauben, so suchen Sie selbst, meine Herren; ich kann es Ihnen nicht wehren.“ — Damit wandte er sich ab und that zu seinen Offizieren eine Äußerung in Hamburger Platt, die kein Kompliment für die unliebsamen Gäste enthielt.

Nun mische ich mich zwar ungern in fremde Angelegenheiten, namentlich wenn die Polizei sich bereits damit zu thun macht; diesmal aber war es mir unmöglich, mich zurückzuhalten.

„Meine Herren,“ redete ich die Käppimänner an.

Mit blitzartiger Geschwindigkeit fuhren sie herum; vier Polizeiaugen starrten mich erwartungsvoll an. Mein Französisch aber war schon zu Ende; vergebens besann ich mich auf den entsprechenden Ausdruck in der fremden Sprache für „besondere Kennzeichen“! In meiner Verlegenheit fuhr ich mit der linken Hand an das Ohr und machte mit den Fingern der rechten die Pantomime des Schneidens.

Kaum hatte ich dies Manöver ausgeführt, als ich eine schwere Hand auf meiner Schulter spürte, die mich umdrehte, als ob ich eine Holzpuppe wäre und auf einer Spindel stäke. Unmittelbar vor mir sah ich die Karfunkelnase des Dicken. Er streckte mir seine Rechte entgegen und erkundigte sich mit fast fanatischem Wohlwollen nach meinem Befinden. Während ich artig erwiderte, daß es mir den Umständen nach recht gut ginge, schüttelte er mir die Hand beinahe aus dem Gelenk und drückte sie, daß ich mich krümmte. Da ließ er sie mit einem mitleidigen Lachen los, und indem er umherschnüffelte wie ein Hühnerhund, der eine Spur sucht, fragte er: „Wie heißt er?“

„John Cavendish,“ antwortete ich.

„Ein hübscher Name,“ sagte der Dicke schmunzelnd. „Meinen Sie nicht auch? Cavendish! So nennt man eine feine Sorte Kautabak, glaub ich, die unsere amerikanischen Vettern fabrizieren. Also Cavendish! — Und wo mag sich dieser Herr Halbohr aufhalten?“

„Erste Kajüte, Kabine Nummer sieben.“

„Ah! Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden!“

Dabei bemächtigte sich das Ungetüm wiederum meiner Hand und quetschte mir die Gelenke aufeinander, daß sie knackten.

Sobald ich mir den Schmerz verbeißen konnte, fragte ich: „Was hat er denn gethan?“

„O, nichts Besonderes. Ein ganz gewöhnlicher Fall. Unterschlagung. Nur fünftausend Pfund. Herr Halbohr ist Bankkassierer gewesen.“

Gern hätte ich noch mehr gefragt, doch verließ mich mein dicker Freund ohne weitere Umstände und pflanzte sich vor der Eingangsthür zur Kajüte auf. Der Kapitän trat mit den beiden Franzosen zu ihm. Der Engländer erklärte, die anderen wiesen Papiere vor. Es sei alles in Ordnung, sagte der Kapitän verdrießlich und lud die Sergeanten mit einer Handbewegung ein, in die Kajüte zu treten. Sie schlüpften hinein wie ein paar Teckel in einen Dachsbau, während der Gemütliche mit seinem breiten Leibe den Eingang für alles übrige Volk versperrte.

Gespannt horchte ich; ich war der Meinung, John Cavendish werde sich erschießen, sobald er merkte, daß es ihm an den Kragen gehe. Da wurde ich von hinten am Arm gezupft, von Frau Melissa natürlich; sie wollte wissen, was vorgehe. Ich erzählte und verschwieg nicht,

daß ich zu der raschen Entdeckung des Diebes beigetragen.

„Das war recht schlecht von Ihnen, Herr Dill!“ brach die kleine Frau entrüstet aus. „Das durften Sie nicht thun, Sie am allerwenigsten! Jetzt hasse ich Sie erst recht!“

Ich zuckte die Achseln. Warum ich am allerwenigsten? wollte ich fragen; Frau Melissa jedoch war davongelaufen und hatte sich hinter den Mast versteckt. Wahrscheinlich leitete sie dabei die Absicht, dem Anblick des falschen Cavendish auszuweichen; als aber der Gefangene, der sich feige in sein Schicksal ergeben hatte, den Weg von der Kajüte zur Fallreeptreppe zurücklegte, schossen doch die Augen der Evatochter hinter dem Maste hervor und folgten Johns schwarzen Locken, bis dieselben hinter der Regelung verschwanden.

Ich beobachtete meinen verabschiedeten Nebenbuhler noch, bis die Ruderknechte vom Dampfer abstießen. Er redete kein Wort; desto gesprächiger war mein gemütlicher Freund aus Altengland.

„Nehmen Sie es nicht zu schwer, Herr Johnson,“ ermahnte er seinen Gefangenen. „Wenn Sie etwas Glück haben vor den Assisen, so kommen Sie mit zehn Jahren davon. Sie sind dann immer noch ein junger Mann und können es bei Ihren Talenten weit genug in der Welt bringen.“

Das war das letzte, was ich aus dem Boote hörte.

* *
*

Frau Melissa schmollte mit mir, solange wir in Havre lagen; sie setzte ihr Schmollen fort, als uns die Schraube wieder in die See befördert hatte. Es ist wahr: sie hörte mir geduldig zu, wenn ich sie zu unterhalten versuchte, aber ihr hübsches Gesicht blieb bewölkt und ihre Antworten waren kurz und zerstreut.

Des verhafteten Bankkassierers erwähnte sie nicht wieder. Unaufgefordert erzählte ich ihr, was ich nachträglich über denselben ausgekundschaftet hatte. Das fehlende Ohrläppchen war ihm als Knabe von einem Hunde abgebissen worden, den er geneckt hatte: dies wußte der Schiffsarzt aus seinem eigenen Munde. — Nach seiner Flucht hatte sich Johnson mehrere Monate auf verschiedenen Antillen aufgehalten, bis er annahm, daß die Nachforschungen nach seinem Verbleib lässig geworden seien. Dann machte er sich auf den Weg nach Paris, um dort seinen Raub zu verzehren. In St. Thomas war er auf der Straße von einem Kaufmann aus Manchester erkannt worden; derselbe hatte insgeheim seine Einschiffung an Bord der „Hessia“ beobachtet, und der Telegraph besorgte nach Abfahrt unseres Dampfers das übrige.

Auch diesen Mitteilungen gegenüber verharrte Frau Melissa in ihrer Apathie. Augenscheinlich war ihr John Cavendish, alias Herbert Johnson vollständig gleichgültig geworden. Weshalb aber zürnte sie mir dann? — Es war unbegreiflich. Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeiten gegen sie; ich trug ihr Tücher und Decken nach, wenn sie sich auf Deck begab; sorglich hüllte ich sie ein, um sie vor der rauheren Luft zu schützen, die über die Nordsee wehte. Sie ließ es sich stumm gefallen, höchstens dankte sie mir mit einem müden, rätselhaften Blick. Und darüber verrann die kostbare Zeit. Mit empörender Regelmäßigkeit arbeitete die Schraube und trieb uns Stunde für Stunde dem Ziele zu, an dem ihr Weg sich von dem meinigen schied. Unruhig bewegte ich mich umher, unstät über das ganze Schiff wandernd, von Zeit zu Zeit in ihre Nähe zurückkehrend, um nach dem lieben Gesicht zu spähen, das immer trüber, immer düsterer wurde.

Am Abend saß sie hinten auf Deck, ganz allein, und schaute zurück auf den langen Streifen, den der Dampfer im Wasser hinter sich ließ. Wachsam umschlich ich sie; ich bemerkte mit Schrecken, daß sie weinte. Da zog ich mich leise zurück; aus der Ferne indessen sah ich, daß ihr Weinen zum Schluchzen wurde

und der zarte Körper von innerer Bewegung bebte.

Im Nu war ich neben ihr, dicht neben ihr. Ich könne es nicht ansehen, stammelte ich, daß sie sich von einem mir verborgenen Kummer überwältigen lasse; — ich sei ihr Freund, ihr aufrichtiger Freund; von mir sei ihr die herzlichste Teilnahme gewiß; — sie möge mich als Bruder, als Vater, als Onkel ansehen, was sie wolle, nur reden möge sie, nur ihr Herz erleichtern und vor allen Dingen aufhören, so entsetzlich zu schluchzen.

Während ich in dieser Weise auf sie einredete, bis ich mich selbst in Rührung gesprochen hatte, faßte ich eines ihrer Händchen und streichelte es so behutsam, als ob es von Biskuit wäre. Frau Melissa ließ es mir. Unter ihrem Taschentuche sah sie mich von der Seite an. Auf einmal kicherte sie leise auf, mitten im Weinen.

„Wie komisch Sie nur aussehen, Herr Alberto, wenn Sie traurig sind!“ sagte sie. Und nun lachte sie laut.

O, diese Witwe des melancholischen Herrn Kraushaar! Welch ein seltsames Geschöpf war sie doch!

Das Wunderbarste war, daß ich mitlachen mußte. Und da saßen wir, zwei erwachsene, verständige Leute, Hand in Hand, und amüsierten uns wie Kinder, über ein Nichts, über eine Grimasse, und die Thränen rannen uns dabei über die Backen, bittere, aufrichtige Kummerthränen!

„Aber das geht unmöglich so weiter, Frau Melissa!“ rief ich endlich, ärgerlich über mich selbst. „Sind Sie wirklich der Kobold, der Sie zuweilen scheinen? der immer zu entschlüpfen weiß, wenn man ihn an seinem eigentlichen Wesen fassen will? Oder bin ich nur zu ungeschickt, zu täppisch? Was muß ich thun, damit Sie sich mir offenbaren? Die Zeit verrinnt; in vierundzwanzig Stunden werden wir in Hamburg sein, und dann, Frau Melissa —“

„Und dann —“ wiederholte sie ernsthaft. „Ja, wenn dieses Dann nur nicht wäre! Dieses schreckliche Dann ist es eben, was mir seit unserer Abfahrt von Havre keine Ruhe läßt. In die Welt bin ich hinausgeflogen wie ein junger Vogel zur Sommerszeit. Er weiß, daß der Tisch für ihn gedeckt ist, und denkt, vor dem Regen werde er sich schon zu wahren verstehen. Solch ein kleiner dummer Vogel! — Und ich hatte nicht einmal die Wahl, zu gehen oder zu bleiben! O, es ist recht brav von Kraushaars alten Eltern, daß sie eine unbekannte Schwiegertochter aus einem fremden Volk bei sich aufnehmen wollen, die in dem Lande ihrer Geburt keine Seele kennt, die sich ihrer annehmen möchte — recht brav! Ich war auch erst so dankbar, so glücklich. Dann aber — kaum war ich unterwegs — da fiel mir wieder ein, was mir Herr Kraushaar alles von deutscher Bildung erzählt hat — von dieser hohen, unmenschlich hohen Bildung, von der ich nicht den schwächsten Begriff habe, nie bekommen werde. Und die Zukunft fing an, mich zu ängstigen. Ich wollte nicht daran denken — und schließlich mußte ich's doch. Eine Furcht habe ich jetzt, ich kann es gar nicht sagen. Ich werde es nicht aushalten können in Deutschland, ganz gewiß nicht. Ich kann es nicht vertragen, wenn man immer an mir mäkelt. Und das wird man thun, ich weiß es — o du lieber Gott! warum hast du mich überhaupt geboren werden lassen!“

Und wieder brach sie in das alte Schluchzen aus.

„Daß am Rhein Ihre Heimat sein wird, Frau Melissa, haben Sie mir bereits anvertraut,“ sagte ich, ohne auf diesen Ausbruch Rücksicht zu nehmen. „Auch weiß ich, daß ein Freund der Familie Sie in Hamburg empfangen und von dort weiter geleiten soll. Wie aber heißt der Ort, in welchem das furchtsame Vögelchen sein neues Nest zubereitet finden wird?“

Während ich sprach, hatte sich Frau Melissa wieder beruhigt.

„Der Ort heißt — ich kann den Namen nicht behalten — ich glaube, es kommt zweimal ch darin vor.“

„Bacharach,“ riet ich.

„Richtig, so heißt er. Was meinen Sie, Herr Alberto: ob die alten Leute — Herrn Kraushaars Eltern — wohl in einer solchen alten Burg wohnen, wie sie in dem großen Buch abgebildet sind, das im Damensalon ausliegt? Wenn ich da nur nicht im Keller schlafen muß! Ich stürbe in der ersten Nacht!“

„Aber, meine liebe Frau Melissa, Sie machen sich eine durchaus falsche Vorstellung von dem Lande, zu dem Sie reisen. Wir Deutschen sind im Durchschnitt weder gescheiter noch gebildeter als andere civilisierte Völker. Solch ein geschmeidiges niedliches Kätzchen wie Sie kann unter uns nach Herzenslust umherspringen, ohne daß ihm das geringste Leid geschieht. Und wir wohnen in Häusern und schlafen in Zimmern, die über der Erde liegen. Und bei Kindern, die sich fürchten, bleibt nachts das Licht brennen.“

Frau Melissa dachte einige Sekunden nach.

„Sie meinen es gut, Herr Alberto,“ sagte sie endlich. „Sie wollen mir meine Furcht ausreden. Wenn ich erst in Bacharach angekommen bin, denken Sie, würde ich mich schon mit guter Miene in das Unabänderliche zu schicken wissen. Für Ihre gute Absicht bin ich Ihnen dankbar; was Sie aber von dem Kätzchen vorgebracht haben, Herr Alberto, war nicht sonderlich geschickt. Denn sehen Sie: ein solches Kätzchen mag es ja gut haben; es wird gestreichelt, es darf sich auf einen weichen Platz hinkauern, mitunter sogar auf einen warmen Schoß; es bekommt rechtzeitig sein Schälchen Milch mit eingebrockter Semmel und hin und wieder auch etwas Gebratenes, wenn's in der Wirtschaft übrig ist. Aber — es ist und bleibt doch eben nur ein Kätzchen! — Verstehen Sie, was ich meine, mein Herr?“

Ich verstand sie gut genug; sie war klüger, viel klüger, als ich gedacht hatte.

Eifrig fuhr Frau Melissa fort: „Ich bin nicht zufrieden damit, daß ich mit Liebe geduldet werde. Nur geduldet und nicht verstanden! Vielleicht bewundert und gehätschelt, aber doch nicht zugelassen zu dem Platz am Herde, wo die intimsten Dinge besprochen und beraten werden! — Wo man nicht verstanden wird, Herr Alberto, da ist man verlassen und einsam, und wenn man eine Schar von Engeln um sich hätte. Solche Einsamkeit habe ich genugsam kennen gelernt; sie ist eine unerträgliche Plage. Viel lieber wär ich tot, als daß ich sie weiter erleiden möchte — tot und begraben, so jung ich bin!“

Die arme Kleine!

Nach einer kleinen Weile fing sie wieder an: „So thöricht und unbedachtsam sei ich wie jung, hat mir Herr Kraushaar oft genug gesagt. Manchmal kam es mir selbst so vor. Und doch redete etwas in mir, ich sei anders und besser, als seine Augen mich sahen. Dann sehnte ich mich nach jemand, der sich die Mühe gäbe, ein wenig in mir zu forschen nach demjenigen, was sich verbergen muß, bis die volle Sonne darauf scheint. Ich kam mir vor wie ein hübsch eingebundenes Buch, das auf dem Nipptisch ausliegt. Hausbewohner und Gäste blättern darin, wenn sie einmal einen müßigen Augenblick haben, und gucken nach den bunten Bilderchen: aber darin zu lesen, aufmerksam und mit Hingabe, fällt keinem ein. Ja, schlimmer noch: was sie von dem Inhalt im Fluge fangen, deuten sie falsch. Als ich auf das Schiff kam, nahm ich mir vor, nicht an die Zukunft zu denken. Drei Wochen Freiheit waren mir noch geschenkt; ich wollte sie ausnutzen: ich wollte Vergnügen haben. Der täppische Engländer hielt mich für eine Rose, die an seinen Weg gepflanzt sei, um von ihm gepflückt zu werden. Und auch Sie, Herr Alberto, verstanden mich nicht. Was Sie dachten, habe ich Ihnen von der Stirn abgelesen. Wären Sie Herr Kraushaar, so würden Sie gesagt haben: Melissa, du gehst zu weit! Melissa, du beträgst dich unweiblich! — Unweiblich! Das ist auch wieder eins von euren schrecklichen deutschen Wörtern, das ich in Bacharach so oft werde hören müssen, bis ich nicht mehr

weiß, wann und wo ich die Augen aufschlagen darf. Und was sich schickt und wo für mich die Grenze ist, das weiß ich doch so genau wie die gebildetste Deutsche; wer mich nur ein Weilchen vorurteilslos und mit freundlichen Blicken anschaut, der wird daran nicht zweifeln."

Damit schwieg sie still. Daß sie mich nur so verkennen konnte! Wie sollte ich es nur anfangen, sie dahin zu bringen, daß sie aufhörte, in mir einen mürrischen, tadelsüchtigen Popanz zu sehen, den sie nach dem Muster des seligen Herrn Krausshaar verfertigt hatte?

Wenn ich nur in ihre Seelenfensterchen einen einzigen Blick hätte thun können! Aber es war inzwischen dunkel geworden. Schon brannten an beiden Seiten des Dampfers die großen Signallaternen und warfen in scharfem Winkel ihr farbiges Licht auf eine Schicht leichten Nebels, die auf dem Wasser lag. Eben wurde oben am Vordermast die dritte, weiße, Laterne befestigt.

Frau Melissa, ein Tagschmetterling, wie es nur einen giebt, hatte sich noch niemals auf Deck gewagt, wenn es dunkel war. Der rote und grüne Lichtschein links und rechts erregte ihr Interesse. Was das sei? was das bedeute? begehrte sie plötzlich zu wissen.

Sehr ungelegen kam mir diese Frage. Wir waren so hübsch im Zuge! Und nun sollte ich abschweifen in das trockene Detail der nautischen Signalordnung und würde damit vielleicht eine Gelegenheit versäumen, die sich nicht wieder bot!

Indessen, langmütig und geduldig, wie ich bin, und stolz auf meine zufällige Kenntnis der nächtlichen Lichtersprache auf dem Ocean, begann ich unverdrossen meine Erklärung.

„Aber mit einigen technischen Ausdrücken muß ich Sie zuerst bekannt machen, Frau Melissa," schickte ich voraus.

„So? Und wie lange muß ich dieselben behalten?"

„Nur ein paar Minuten. Bitte, wenden Sie einmal das Köpfchen nach dem Schnabel unseres Dampfers hin. So. Jetzt haben Sie links die Backbordseite, rechts die Steuerbordseite des Schiffes."

„Sie werden langweilig, Herr Alberto."

Ich ließ mich nicht irre machen. „Haben Sie es auch? Links Backbord, rechts Steuerbord — ich muß es mir selbst wiederholen, damit ich nicht konfus werde. Also weiter. Damit Zusammenstöße auf See möglichst verhütet werden, muß jedes Schiff nachts Lichter von verschiedener Farbe aushängen. Alle Dampfer haben, genau wie der unserige, an der Backbordseite eine rote, an der Steuerbordseite eine grüne Laterne. Diese Laternen sind so eingerichtet, daß sie ihr Licht nur nach vorn und seitab werfen. Das dritte, weiße Licht oben am Fockmast zeigt an, daß der Dampfer in Fahrt ist."

„Sie geben sich wirklich zu viel Mühe, Herr Alberto!" spottete Frau Melissa.

Ich aber war im Erklärereifer. „Wenn wir also zum Beispiel," fuhr ich fort, „über das Vorderteil unserer ‚Hessia' hinweg ein Dreieck von Lichtern sähen, unten links ein grünes, unten rechts ein rotes, darüber in der Mitte ein weißes, dann würden wir wissen, daß ein anderer Dampfer uns schnurstracks entgegenkäme."

„Ein Dreieck von Sternen," wiederholte Frau Melissa langsam, „oben ein weißer, unten ein grüner und roter. Wirklich, es stimmt!" rief sie. „Nein, was Sie für ein kluger Mann sind, Herr Alberto! Als wenn Sie lebenslang zur See gefahren hätten!"

„Was stimmt?" fragte ich perplex.

„Ihr Dreieck. Sehen Sie nur!"

Und sie wies nach dem Bug unseres in der Dünung langsam stampfenden Schiffes. Wirklich: es kam uns ein Dampfer entgegen. In welcher Entfernung er sich befand, war nicht zu sagen; der Nebel, obwohl nur leicht und nicht höher reichend als vielleicht hundert Fuß, ließ die Lichter als farbige Punkte erscheinen, als Sterne, wie Frau Melissa gesagt hatte; das fremde Schiff konnte noch eine halbe Meile von uns, es konnte auch viel näher sein.

Recht wohl wußte ich, daß sowohl der

Mann am Ausguck als der Offizier auf der Brücke die Signallaternen des sich nähernden Dampfers vor uns wahrgenommen hatten; dennoch bemächtigte sich meiner ein unheimliches Gefühl, und ich wünschte sehnlichst, das rote Licht verschwinden zu sehen.

„Und was geschieht nun, damit wir nicht zusammenrennen?“ erkundigte sich Frau Melissa neugierig und ohne einen Gedanken an Gefahr.

Eben wollte ich antworten, daß unsere Steuerleute sogleich den Befehl erhalten würden, das Ruder ein paar Strich backbord zu legen, und daß von seiten des anderen Dampfers das nämliche Manöver zu erwarten sei, als auf einmal die fremden Lichter wie hinweggewischt waren. Ohne Zweifel trieb vor uns eine dichte Nebelmasse vorüber, in welche auch wir bei ungehemmter Fahrt binnen wenigen Minuten hineingeraten würden.

Unser Schiff that einen leichten Ruck; die Geschwindigkeit, mit der wir fuhren, verminderte sich. Gleichzeitig kam von der Brücke das Kommando: Ruder hart backbord! Noch einige Sekunden, und die Schraube hörte auf zu arbeiten.

Ich muß gestehen, daß ich den Atem anhielt und mich fürchtete, meine Augen nach der Stelle zu richten, wo ich zuletzt den fremden Dampfer gesehen hatte. Desto unbefangener hielt Frau Melissa Ausschau.

„Da ist er wieder!“ rief sie nach einigen Sekunden. „Und sehen Sie nur: jetzt ist von den bunten Lichtern nur das rote sichtbar!“

Erschrocken sprang ich auf. „Das rote?“ stammelte ich. Es war so. „Gott sei uns gnädig!“

Die Schraube regte sich wieder. Rückwärts! hatte das hastige Kommando von der Brücke in den Maschinenraum gelautet. Melissa, durch meinen Ausruf in Schrecken versetzt, klammerte sich an mich.

„Was ist? was steht uns bevor?“ fragte sie zitternd.

„Noch wissen wir's nicht,“ erwiderte ich mit geschlossenen Augen.

Da kam es. Ein Stoß, ein langer Krach, knatterndes Geräusch von brechendem Holz und Eisen. — Ich öffnete die Augen: von der Mitte unserer Steuerbordseite sah ich den niederen schwarzen Bug des fremden Dampfers sich langsam lösen. Nun trieb er ab; das rote Licht verschwand; ein langer Rumpf mit niedrigem Schornstein glitt vorüber und verlor sich in der Dunkelheit.

Schon stürzten die wenigen Passagiere, die außer uns noch an Bord waren, auf Deck. Der Kapitän trat heran. Er wisse noch nicht, sagte er, wie groß der angerichtete Schaden sei. Übrigens möchten wir außer Sorge sein; für den schlimmsten Fall seien Boote genügend vorhanden; die Einschiffung biete keine Schwierigkeiten und die Küste sei nahe. Schaden könne es indessen nicht, fügte er hinzu, als er sich schon halb abgewendet hatte, wenn wir uns mit Korkgürteln versähen.

Ich drückte Melissa auf eine Bank nieder, bat sie, daselbst ruhig zu verharren, und raffte aus den nächstgelegenen Kabinen ein paar Korkgürtel zusammen, für Melissa einen, für mich den anderen. Als ich wieder herauskam, war der Nebel fast verschwunden; man konnte sich in einigen Schritten Entfernung erkennen; der Blick reichte sogar über die ganze Länge des Dampfers. Ich blickte auf: über uns heller Sternenhimmel. Die See war ruhig, von Wind kaum etwas zu spüren.

Gefaßter trat ich zu Melissa und reichte ihr den schützenden Korkgürtel. Heftig stieß sie ihn zurück. Ich blickte ihr in die Augen; sie waren groß und starr und wie ins Leere gerichtet.

„Was haben Sie nur? — So nehmen Sie doch!“

Keine Antwort.

„Melissa!“

Da kam sie zu sich. „Ich will nicht,“ sagte sie trotzig.

Etwas Seltsames, Irres war in ihrem Blick. Ratlos stand ich ihr einen Augenblick gegenüber. Unten im Schiffsraum erscholl ein starkes Zischen und Brausen; aus den mittleren Luken schwang sich eine mächtige Dampfwolke in die Lüfte: das

einstürzende Wasser hatte die Feuer unter den Kesseln gelöscht.

„Sie müssen, Melissa! Es ist das Wenigste, was Sie einstweilen thun können!“

Ich versuchte, ihr den Gürtel mit Gewalt anzulegen; sie aber hielt die Arme straff am Körper herab; es war mir nicht möglich, sie zu zwingen.

„Ich müssen!“ rief sie, und in ihren Augen blitzte es auf. „Genug hab ich gemußt in meinem Leben! Ich will nicht mehr müssen; niemand soll mir mehr befehlen. Untergehen will ich. Gehen Sie! rühren Sie mich nicht mehr an!“

„Unsinn, Melissa!“ sagte ich ärgerlich. „Doch ich will nichts vor Ihnen voraus haben.“ Ich schleuderte die Korkgürtel von mir. „Trotz alledem werden wir gerettet werden; auch Sie, Melissa. Gleich werden die Boote zu Wasser sein; der Weg hinein ist gefahrlos, und dort, sehen Sie! dort rechts am Horizont blinkt ein Leuchtfeuer auf — es muß die holländische Küste sein — wenn die Sonne wieder aufgeht, sind wir am Lande.“

Sie verschränkte die Arme, finster vor sich niederblickend, und gab mir keine Antwort. Ich trat von ihr zur Brustwehr, um das erste Boot abschwingen zu sehen; als ich mich wieder umwendete, war Melissa verschwunden. Ein tödlicher Schrecken ergriff mich; ich eilte in die Kajüte — leer; ich rannte über die ganze Länge des Schiffes, in meiner Erregung unfähig, ihren Namen zu rufen. Endlich — endlich fand ich sie, ganz vorn am Bug, niedergekauert an jener Stelle, wo wir vor wenigen Tagen nebeneinander gesessen hatten.

„Ich bin feige,“ stöhnte sie und schauerte zusammen. „Ich habe nicht den Mut gehabt, dort hinüberzuspringen.“

„O Melissa, teuerste Melissa,“ sprudelte ich hervor, „wie konntest du nur diesen entsetzlichen Gedanken fassen? Leben sollst du, leben mit mir, wo du willst — auf den Händen will ich dich tragen — lachen sollen deine lieben Augen vom Morgen bis zum Abend — was du sprichst, wird mich entzücken, was du thust, wird mir gefallen — Melissa — ich liebe dich, wie du bist, vom Wirbel bis zur Zehe, mit allem, was in dir ist — nicht ein Tüttelchen dürfte anders sein. — Was Land, was Volk! Wir brauchen uns nicht darum zu kümmern, wir beide nicht, wenn wir eins sind, Mann und Weib. — O Melissa, sprich; sag nur ein einziges Wort. — Hörst du den Ruf des Kapitäns? Das Schiff sinkt unter uns; wir müssen hinweg —“

Sie antwortete nicht, aber sie ließ es sich gefallen, daß ich sie emporhob und davontrug. Schon hatte sich der Dampfer vorn gesenkt; schräg aufwärts lag mein Weg; ich keuchte unter der süßen Last. Melissas Name wurde gerufen, der meinige, da kam ich fast atemlos da an, wo sich schon die Arme der Seeleute nach meiner Bürde ausstreckten. Im Nu war sie über die Brüstung gehoben, wurde niedergelassen — das rettende Boot mußte sie aufgenommen haben.

Nun kam die Reihe an mich. Kaum war ich unten in der Schaluppe und suchte mich in dem Menschenknäuel zurechtzufinden, da sah ich neben mir etwas ins Wasser gleiten, eine schwarze Gestalt. Sie war es, Melissa mußte es sein; die fixe Idee, sterben zu wollen, hatte sie mit dämonischer Gewalt erfaßt. Ich ihr nach; auch über mich kam es plötzlich wie eine Anwandlung von Wahnsinn, daß ich nach dem Leben nichts mehr fragte.

Über mir schlossen sich die Wogen. Sinkend, halb verwirrt noch von dem Brausen des Wassers in meinen Ohren, streifte ich etwas, einen weichen Körper. Der Trieb der Selbsterhaltung lebte in mir auf; neue Hoffnung durchglühte mich. Der Rückprall brachte mich an die Oberfläche; ich schöpfte tief Atem und tauchte wieder hinab. In der Dunkelheit suchte ich — jeder Herzschlag eine halbe Ewigkeit — da war es wieder — ein Arm. — Ich faßte ihn; ich arbeitete mich empor — sie hob sich mit mir. — Gütiger Gott! Ich sah dein Sternenzelt über mir — Verheißung des Lebens — der Seligkeit hier und dort.

Das Wasser triefte mir über die Stirn. Neben mir sah ich der Geliebten teures Antlitz, mit geschlossenen Augen, in den Schatten der Nacht aschfarben wie der Tod. Eine Stange streckte sich mir entgegen; man zog mich heran; man hob die Leblose in das Boot: dann half man auch mir.

Es war nicht die Zeit zu Erklärungen. Man machte mir Platz in der Mitte der Schaluppe und überließ mir die Sorge für die Bewußtlose. Ich warf mich nieder und nahm sie auf den Schoß. Langsam wandte ich den regungslosen Körper hin und her; ich hauchte ihr meinen Atem ein; durch sanften Gegendruck suchte ich die Lungen wieder in Bewegung zu setzen.

Von unweit her hörte ich ein geräuschvolles Gurgeln; um mich verwirrte Ausrufe: die „Hessia“ war gesunken. Was kümmerte mich's? — Eben fühlte meine Hand, die auf ihrem Herzen ruhte, einen leisen Schlag, ein vorsichtiges, zaghaftes Pochen. Jemand reichte mir eine Flasche; es war Cognac darin, glaub ich. Davon flößte ich Melissa etwas ein; sie zuckte zusammen, als das scharfe Getränk ihre Zunge berührte, und that einen tiefen Atemzug. Mit noch geschlossenen Augen dehnte und reckte sie sich aus; dann schüttelte sie sich und versuchte, sich aufzurichten.

„Mich friert,“ kam es klagend von ihren Lippen. Ich zog sie an mich; der Ton, der erste Ton der süßen Stimme schnitt mir ins Herz — kein Kleidungsstück, keine Decke hatte ich, nichts, gar nichts, um die Arme zu erwärmen! — Nun öffnete sie die Augen und sah mir ernst und still in das Gesicht. Gern hätte ich sie jubelnd angerufen, willkommen geheißen unter den Lebendigen mit hundert Schmeichelnamen; ich konnte nicht — die Freude lähmte meine Zunge. Da legte sie sachte mir die Arme um den Hals und ihr Köpfchen an meine Brust.

„Ich will immer bei dir bleiben, Albert, wenn du mich noch haben willst,“ flüsterte sie.

Schrill kam der Ton einer Dampfpfeife über das Wasser. Ich entnahm aus der Unterhaltung um mich her, daß der fremde Dampfer sich uns langsam näherte. Auch wir bewegten uns; ich hörte das taktmäßige Einschlagen der Riemen; ich spürte den Zug der Luft in meinen feuchten Haaren. Der nächsten Sorge ledig, fing man an, sich um uns zu bekümmern. Es fanden sich ein paar Wolldecken im Boote vor; man wickelte sie um uns, wie wir da saßen, eng umschlungen; kaum, daß die Eifrigen uns die Köpfe frei ließen.

Wie lange wir so fuhren, ich weiß es nicht. Das Boot hob und senkte sich; an den Planken rauschte der Schwall des Wassers hinauf und wieder nieder. In kurzen Pausen kam der Ton der Pfeife herüber, immer lauter, immer näher — Zurufe in englischer Sprache — klapperndes Geräusch vom Einziehen der Riemen. — Ein Tau fiel über uns und klatschte an der anderen Seite in das Wasser.

Nun war es Zeit, unsere Umarmung zu lösen. Schon riß man eilig die Decken von uns; ein alter Matrose befestigte eine Schlinge unter Melissas Armen; das Boot hob sich — ein Ruck, und die Geliebte schwebte nach oben. Jetzt die anderen; ich sah, wie Melissa jedem Überkletternden bei dem Schein einer Laterne in das Gesicht spähte.

„Albert!“ rief sie mehrmals bange hinab. O, wie es mir wohl that, sie meinen Namen rufen zu hören, meinen Namen mit einem Ausdruck — so hat sie mich seitdem nie wieder gerufen, und Gott verhüte, daß ich diesen Ton jemals wieder in ihrer Stimme höre!

Der Dampfer war die „Leah“, von Hamburg nach Rotterdam. Das Schiff hatte starke Beschädigung davongetragen; es hatte sich den Bug an den Eisenrippen der „Hessia“ eingerannt; doch hielt das Kollisionsschoß dicht. Der englische Kapitän getraute sich, ohne besondere Fährlichkeit seinen Bestimmungshafen zu erreichen, wenn auch erst spät am nächsten Tage, da er nur mit halber Kraft fahren durfte. Ich hörte, wie unsere Offiziere ihm vorwarfen, er habe durch ein falsches

Manöver den Untergang der „Hessia" herbeigeführt; er zuckte die Achseln und erklärte, sich hierüber auf keine Diskussion einlassen zu wollen; wer an dem Zusammenstoß die Schuld trage, werde sich vor dem zuständigen Gericht finden.

Innerhalb der nächsten halben Stunde wurden auch die übrigen Boote aufgefunden und sämtliche Schiffbrüchige an Bord der „Leah" geholt — alle trocken außer uns. Es waren keine Frauenkleider vorhanden; Melissa mußte sich aus der Garderobe des Kapitäns mit einem Anzuge versehen; mir lieh der Steuermann das Notwendigste. Der Kapitän hatte Melissa sein Schlafzimmer angeboten; sie nahm es nicht an. „Ich will bei dir bleiben, Albert," sagte sie. „Ich fürchte mich, allein zu sein. Noch einmal möchte ich im Traume sterben, wie ich schon gestorben bin. — Ich muß wissen, fortwährend wissen, daß du bei mir bist."

Drollig genug sah Melissa in dem Männeranzuge aus, der ihr viel zu groß war; aber sie dachte nicht an ihre äußere Erscheinung; kein Lächeln hatte sie für die wunderliche Verkleidung, zu der die Not sie gezwungen. Still saß sie neben mir in einer Ecke der winzigen Kajüte, dicht an mich geschmiegt, und fuhr von Zeit zu Zeit schaudernd zusammen. Mir ist die Zeit bis zur Morgendämmerung nicht lang geworden: was hatte ich nicht für Pläne zu machen für sie und mich! Und wußte doch noch gar nicht, was die kleine Lenkerin meines künftigen Schicksals dazu sagen würde! Wohin mußte ich am Ende noch meinen Kurs richten, ihr zuliebe?

Aber als wir glücklich in Rotterdam gelandet waren, machte sie mit einem Wort aus tiefstem Herzen meiner Ungewißheit ein Ende.

„Führe mich, wohin du willst, Albert," sagte sie. „Nur auf die See geh ich nicht wieder."

* *
*

Acht Tage später fuhren Herr und Frau Dill rheinaufwärts, nach Bacharach, um sich Herrn Kraushaars Eltern vorzustellen.

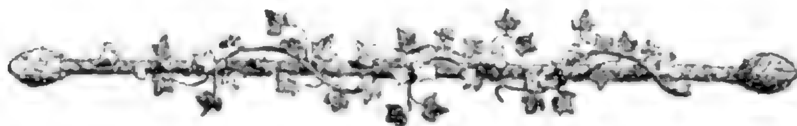
Unterwegs, im Coupé, sah mich Frau Dill schalkhaft von der Seite an und sprach zu mir: „Daß du es nur weißt, Herr Gemahl — wenn ich mich nicht so sehr vor den Gespenstern gefürchtet hätte, mit denen Herr Kraushaar mich bange gemacht hat, so würde ich niemals Frau Apothekerin geworden sein. Niemals! Ich kann die starken Gerüche nicht leiden. Meine Großmutter parfümierte sich und mich beständig; da hab ich einen Widerwillen gegen eure Essenzen und Öle bekommen."

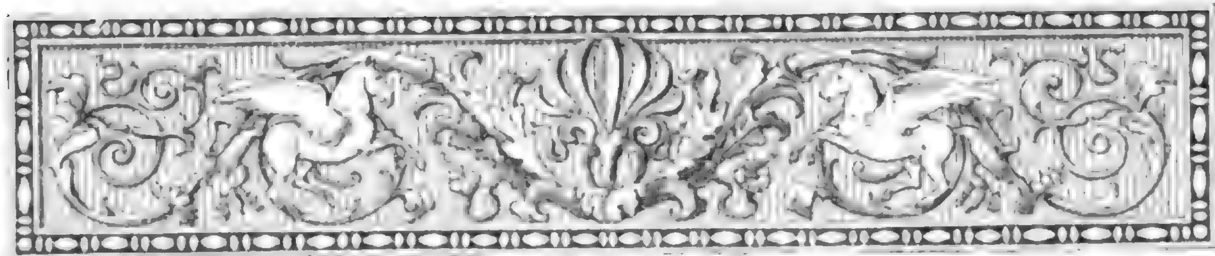
„Ich wollte, deine Großmutter —"

Rasch schloß sie mir mit ihrer kleinen Hand den Mund.

„Lassen wir die Toten ruhen," sagte sie ernsthaft. „Alle, hörst du? — Für uns sei die Vergangenheit begraben, da draußen, wo die dunklen Wasser rauschen, tief auf dem Grunde des Meeres. Neue, funkelnagelneue Menschen laß uns sein. Und nicht wahr, liebster Albert, du setzest mir keine Grillen in den Kopf, du nicht? Ich habe genug davon bei mir beherbergt und freue mich, daß sie alle, alle ertrunken sind."

Nun: bis heute habe ich bei meiner lieben Frau keine wieder zirpen hören.





Levin Schücking.

Ein litterarisches Porträt

von

Eugen Zabel.

Wenn ein Romanschriftsteller vier Jahrzehnte hindurch das Interesse unseres gebildeten Publikums rege gehalten und die ihm zu teil gewordene Anerkennung durch keine unkünstlerischen Reizmittel erkauft hat, so legt diese Thatsache dem Litteraturfreunde den Wunsch nahe, sich über die Bedeutung dieses Talentes als Ursache so nachhaltiger Wirkungen klar zu werden. Bei Levin Schücking wird die Erfüllung dieses Verlangens durch keine in der Person oder der litterarischen Entwickelung des Autors liegende Schwierigkeit aufgehalten. Er giebt der Kritik wenig Probleme zu lösen, er ist in seinem Schaffen ehrlich und übersichtlich, er hat nicht jene rauschenden Erfolge zu verzeichnen gehabt, bei denen man weniger an eigenes Verdienst als an die Launen der Mode denkt. Trotzdem ist er ein Schriftsteller von großem Einfluß gewesen, und seine Produktivität zerflatterte niemals zur geistlosen Lohnarbeit, sondern ließ sich immer auf eine bestimmte Physiognomie zurückführen. Wohl ist Schücking auf dem Gebiete des Romans kein Bahnbrecher zum Neuen gewesen, aber in der Beleuchtung, die er seinen Stoffen zu teil werden ließ, und den Darstellungsmitteln, die er aufwendete, liegt so viel Anziehendes und Liebenswürdiges, daß man der Richtung seines Talentes gern die vollste Aufmerksamkeit zuwendet.

Das Behagen, welches die Schriften dieses Dichters bei dem Leser hervorrufen, beruht zum größten Teile darauf, daß Schücking ein Erzähler im guten alten Sinne des Wortes war. Von den Einseitigkeiten, in welche der moderne Roman zu zerfallen droht, hat er sich stets frei gehalten und das Fabulieren als solches zur Hauptsache gemacht. Er freut sich der abenteuerlichen Verwickelung seiner Handlung, der kunstvollen Steigerung und Spannung, der Überraschungen und aller jener technischen Hilfsmittel, durch welche die Phantasie der Leser in Erregung versetzt wird. Er will als ein Mann, der viel gesehen, gedacht und erlebt hat, von alledem breit und bequem plaudern, ohne auf eine der Modeströmungen Rücksicht zu nehmen. So bleibt die antiquarische und wissenschaftliche Richtung im Roman, die einen schweren Ballast von Gelehrsamkeit mit sich führt, ebenso einflußlos auf ihn wie die naturalistische Art neuesten Datums, die in der Beobachtung des Individuellen das Äußerste leistet und in dem Studium der zuckenden Nervenfasern fast zur Vivisektion wird. Wenn in diesen beiden Richtungen, so verschieden sie auch sonst sein mögen, darin etwas Gemeinsames zu finden ist, daß die Erzählung von der Schilderung, der Fluß der Begebenheiten von dem charakteristischen Detail zurückgedrängt wird, bleibt Schücking immer beweglich und unterhaltend, ein

Poet, der für das Nacheinander der Dinge unerschöpfliche Quellen zur Verfügung zu haben scheint. Das drückt sich am deutlichsten in der rastlosen Art aus, wie er seine Romane durch Konversation vorwärts bewegt und den Dialog breit ausspinnt. Er ist darin wohl auch zu weit gegangen, indem er manche Situation ganz in Gesprächen auflöste, ohne auf das charakteristische Gefüge derselben die nötige Sorgfalt zu verwenden. Für das Naturell Schückings und seine Ansichten vom Wesen des Romans, in dem er von keinerlei Experimenten etwas wissen, sondern die Ereignisse sich flott entwickeln lassen wollte, ist aber gerade diese Eigentümlichkeit sehr bezeichnend. Da er selbst viel zu sagen hatte und im Erzählen unermüdlich war, haben auch die von ihm geschaffenen Figuren eine gewandte Zunge und wenden uns erst in der Konversation ihr volles Antlitz zu.

Unserem Dichter hat Ferdinand Freiligrath einmal „Gespensteraugen" und damit die Gabe zuerkannt, über die nüchterne und beschränkte Wirklichkeit, die uns umgiebt, hinwegzublicken und die Phantasie in das Gebiet der Ahnungen hinüberschweifen zu lassen. Das ist zunächst im allgemeinen ein gutes und unantastbares Dichterrecht, denn wem sollte sonst die oberflächliche Erscheinung der Dinge unbefriedigend vorkommen, wenn nicht dem Poeten? Bei Schücking ist jedoch das Talent, tiefer als der Alltagsmensch in die Dinge hineinzuschauen, in einem ganz besonderen Sinne, nämlich in der Vorliebe für romantische Eindrücke, aufzufassen. Von Kindheit auf hat er in seinen Neigungen und Ansichten einen Mittelweg zwischen dem Romantischen und dem Modernen eingeschlagen und sich weder für das eine noch für das andere voll und ganz entschieden. Viel zu sehr Sohn seiner Zeit, als daß er sich ihren Strömungen widersetzen sollte, zieht er doch dem allzu hellen Tageslicht der Gegenwart den Dämmerschein der Vergangenheit vor. Er zeichnet wohl die allgemeinen Konturen der Dinge und weiß aus ihnen ein interessantes Ganzes aufzubauen, aber über alledem liegt ein feiner Flor, der den Umrissen die Schärfe nimmt und den Leser das letzte mehr ahnen als verstehen läßt. Aus individueller Anlage wie aus Erziehung und Jugendeindrücken läßt sich die eigentümliche Mischung im Seelenleben Schückings wohl begreifen. Der Dichter hat in seinen „Lebenserinnerungen" (vergl. Monatshefte Bd. XLIII, XLVII—XLIX, LVI) manchen schätzenswerten Beitrag zu seiner Charakteristik gegeben, namentlich wenn er uns zu Wald, Heide und Moor seiner westfälischen Heimat führt und des Einflusses gedenkt, welchen die Natur und die Menschen der „roten Erde" auf ihn ausgeübt haben. Er hatte sie immer in sein Herz geschlossen und mußte es daher mit tiefer Wehmut empfinden, als er zum erstenmal auf längere Zeit von ihr Abschied nahm. Als er ihr damals ein Lied sang, wurde es ihm leicht, die vollsten Töne der Empfindung anzuschlagen:

O, sei gegrüßt zum Scheiden,
Du Heimat, gute Nacht!
Mit deinen sonn'gen Heiden,
Mit deiner Wälder Pracht!
Wie deine Hünensteine
Fest in uralter Treu,
Wie Tauben deiner Haine
Verschlossen, rein und treu!

Wenigen Poeten ist die Heimat in dem Grade zur Muse geworden wie Schücking, sie hatte ihm so viel Geheimnisvolles und Überraschendes zu erzählen, daß ihm der Stoff niemals ausgehen konnte. Wie Willibald Alexis die Mark, wie Spielhagen Vorpommern, wie Auerbach den Schwarzwald als dichterisches Eigentum ansehen konnten, so war bei unserem Autor Westfalen der Boden, der mit Land und Leuten sich in seinen Romanen einen getreuen Abdruck geschaffen hat. In diese Umgebung hatte schon Immermann die prächtige Episode vom Hofschulzen und der Lisbeth aus dem „Münchhausen" gerückt, nicht minder hat auch Freiligrath dem Lande manche Farben für seine Palette entnommen, aber sowohl der eine wie der andere blieben, was sie waren,

auch wenn sie nach anderen Stoffgebieten die Hand ausstreckten. Schückings Talent war jedoch mit dem Boden der Heimat organisch dermaßen verknüpft, daß es nirgends anders wurzeln konnte und nur von ihm die volle Lebenskraft empfing. Wenn es sich zuweilen aus der Umgebung der schützenden und nährenden Mutter selbst verbannte, kommt es uns trocken und überflüssig wie ein vom Baum gerissener, ängstlich im Winde hin und her flatternder Zweig vor.

Levin Schücking wurde am 6. September 1814 zu Klemenswerth, einem Lustschlosse des ehemaligen Fürstbischofs von Münster, geboren. Sein Vater war Amtmann, seine Mutter eine Frau von nicht gewöhnlicher geistiger und dichterischer Begabung. Sie stand mit Annette von Droste-Hülshoff in freundschaftlichen Beziehungen, und als der junge Levin im sechzehnten Jahre das Gymnasium zu Münster besuchte, lernte er die Dichterin kennen, die mit ihrer Mutter damals das „Ruschhaus“, den Witwensitz der Familie, bewohnte und in ländlicher Abgeschlossenheit jenen Schöpfungen lebte, die ihr den Rang unter den hervorragendsten deutschen Schriftstellerinnen sichern sollten. Damals konnte es Schücking noch nicht ahnen, daß es ihm einmal vergönnt sein sollte, nach dem Tode der merkwürdigen Frau deren Bild in einem wohlgetroffenen Porträt festzuhalten und für die Litteraturfreunde aufzustellen. Mehr als ein volles Menschenalter liegt zwischen der ersten Bekanntschaft mit der Dichterin und dem Buche „Annette von Droste. Ein Lebensbild von Levin Schücking“ (Hannover, 1862), aber tief und nachhaltig muß der Eindruck, den die originelle Frau auf den jungen Mann machte, von vornherein gewesen sein. In ihr sah er alle jene Eigenschaften des Talentes und des Charakters verkörpert, die ihm selbst als höchstes Ziel vorschwebten: den starken Zug zum heimatlichen Wesen, die Wahrheit dichterischer Anschauung und Empfindung, die tiefe, ernste, echt deutsche Seele. Am bemerkenswertesten zeigt sich vielleicht der Einfluß Annettens auf die „Gedichte“ (1846) Schückings, der sich darin mit Glück in dem Anschauungskreise der Freundin bewegt, während die Anlehnung an die Uhlandschen Balladen und die Anklänge an Freiligrath weniger beifallswürdig erscheinen. Doch ist das Lyrische nur ein Intermezzo in der Begabung des Schriftstellers, dem die epische Darstellung ganz andere Aufgaben zur erfolgreichen Lösung darbot.

Schücking studierte in München, Heidelberg und Göttingen, dem Namen nach die Rechte, in Wirklichkeit aber Litteraturgeschichte, um für seinen Beruf gerüstet zu sein. Auch dachte er nicht weiter an seine juristische Carriere, als man ihm den Eintritt in den preußischen Staatsdienst verweigerte und er nach Münster zurückkehrte. Die Bekanntschaft mit Freiligrath und Gutzkow that vollends das Ihrige, um der Litteratur einen neuen Jünger zuzuführen. Der frisch blühende Ruhm des kühnen Sängers, der seiner Leier so volltönende und originelle Melodien zu entlocken wußte, und die weit ausgezweigte litterarische Stellung des jungen Gutzkow warfen ihn gleichsam von selbst in jenen Strom hinein, den er als kühner Schwimmer bald teilen sollte. Im Jahre 1841 ging Schücking zu Annettens Schwager, dem Freiherrn v. Laßberg auf Schloß Meersburg, um die Bibliothek zu ordnen, und zwei Jahre später sehen wir ihn als Erzieher der Söhne des Fürsten Wrede. Letztere Stellung wurde für ihn insofern bedeutungsvoll, als er bei dieser Gelegenheit seine spätere Frau, Luise v. Gall, kennen lernte, die damals in Darmstadt im Hause ihres Oheims, des Landjägermeisters v. Gall, lebte und durch ihre im Stuttgarter „Morgenblatt“ abgedruckten, später als „Frauennovellen“ gesammelten Erzählungen die Beachtung litterarischer Kreise gefunden hatte. Der Frühling 1843 machte sie zu Schückings Gattin und begründete damit eine Ehe, deren Glück das junge Paar in vollen Zügen genoß, als ahnte es, wie schnell es von dem Neide des Schicksals zertrümmert

werden sollte. Das Talent der Frau war in Schöpfungen wie dem Roman „Gegen den Strom“ gerade zur Reife gekommen und zeigte sich besonders in Bildern des häuslichen Lebens von der anmutigsten Seite, als ein Fieber und eine hinzutretende Lungenlähmung sie (1856) unerwartet dahinraffsten. Der Verlust der Lebensgefährtin war für Schücking um so erschütternder, als sie in Augsburg und Köln, auf den Reisen nach der Schweiz und Italien und überall, wohin beide durch Beruf oder Neigung geführt wurden, der Sammelpunkt geistiger und künstlerischer Interessen war. Der Dichter lebte seitdem mit Ausnahme der Zeit, die er auf Reisen nach Italien und England zubrachte, fast ausschließlich auf seinem bei Münster gelegenen Familiengut Sassenberg. Gegen große Städte hatte er eine unverhohlene Abneigung, wohl in der richtigen Erkenntnis der Wahrheit, daß nicht immer diejenigen am meisten schaffen und schöpfen, die an der Quelle sitzen. In einem der letzten Romane „Seltsame Brüder“ (1881), der übrigens in dem Aufbau der Handlung viel zu sehr in der Luft hängt, als daß wir ihn zu den gelungenen Würfen zählen dürften, stößt der Dichter gleich zu Anfang im Namen eines Reichstagsmitgliedes, das nach aufregender parlamentarischer Arbeit zu den Fleischtöpfen seiner Heimat zurückkehrt, einen ihm gewiß aus innerstem Herzen gekommenen Stoßseufzer über die Geselligkeit, Unterhaltung und Bildung der Berliner aus. Doch hatte er gerade in der Reichshauptstadt viele treue Verehrer und warme Freunde. Sein Tod erfolgte am 31. August 1883 in Pyrmont, wo sein jüngster Sohn als Arzt lebt.

Sucht man die litterarische Physiognomie Schückings in ihren charakteristischen Zügen zu erfassen, so ist es keineswegs notwendig, sämtliche Romane des Dichters im einzelnen durchzugehen. Bei seiner Arbeitsfreudigkeit und Beweglichkeit der Phantasie war es nicht zu verlangen, daß sein Talent stets gleichmäßig ausgereifte und schmackhafte Früchte zu Tage fördern sollte. Der Strom der Erfindung trocknete zwar nie ganz aus, aber er war doch zu gewissen Zeiten so flach, daß man auf den Grund sehen konnte, während er allerdings auch wieder mächtig anschwoll und durch Breite und Fülle jedem Zuschauer imponierte. Sich genau zu beobachten, ob der schöpferische Geist sich zur höchsten Kraft konzentriert habe, und dann erst an die Arbeit zu gehen, war aber nicht Schückings Sache. Er glaubte an seinen guten Genius und ließ sich von dem Reize seines Süjets und der Bilderfülle, welche es in seiner Phantasie erzeugte, oft gänzlich gefangen nehmen. In solchen Momenten vertraute er dann wohl dem Stoff an sich mehr, als es die künstlerische Ausführung des Ganzen gestatten konnte. Zuweilen brach unter dem Reichtum von Vorstellungen, die sich in dem Kopfe des Dichters gesammelt hatten, das von Hause aus wohl konstruierte Gerüst des Romans zusammen, so daß dem letzteren in aller Eile ein Notdach aufgesetzt werden mußte; nicht selten gingen auch die Abschweifungen in das Gebiet des Unwahrscheinlichen über das erlaubte Maß hinaus, so daß man sich fragen mochte, auf welchem Teile der Erde es denn eigentlich so bunt hergehe, wie der Autor es schilderte. Beide Fehler sind als Kehrseite jenes Vorzugs anzusehen, der Schücking zu einem Meister im Fabulieren machte und etwas von Walther Scottscher Behaglichkeit in seine Werke hineinträgt.

„Der Grundgedanke meiner Schriften,“ sagt Schücking einmal, „ist Emancipation des Menschen im allgemeinen und der Frau im besonderen von den Fesseln jener Anschauungen und Lebensverhältnisse, die das Individuum in seinem Selbstbestimmungsrecht beschränken und es hindern, sich seiner Natur gemäß zu echtem Menschentum zu entwickeln. Es hängt das zusammen mit jenem angeborenen Unabhängigkeitsbedürfnis des Westfalen, der bei einer in sich gekehrten Natur wenig von der Welt verlangt, dafür aber auch sich zornig aufbäumt, wenn die Welt in

sein Wesen eingreifen will." Damit hat der Autor die Hauptmomente seines litterarischen Wirkens und Schaffens klar hervorgehoben. Er ist zunächst Westfale und deshalb ein guter Deutscher, aber er ist auch ein aufgeklärter, freidenkender Mann, der die Vergangenheit kennt und daher ganz genau weiß, was die Zukunft nötig hat. Diese ideelle Grundlage seiner Romane wird indessen niemals aufdringlich und tendenziös, sondern macht sich als geheime Triebfeder nur im Verborgenen bemerkbar.

Levin Schücking.

Schücking erfaßt Westfalen nicht nur als Objekt nüchterner Studien, sondern er versenkt sich seelisch darein auf das tiefste und hat die Natur des Landes erkannt, wie man nur etwas erkennt, das man liebt. Mit Freiligrath zusammen gab er ein Werk: „Das malerische und romantische Westfalen", heraus, worin die Früchte zahlloser Wanderungen und Beobachtungen niedergelegt sind. Die Heide- und Moorwelt seiner Heimat ist ihm nicht tot, sie ist ihm auch nicht Gegenstand flüchtigen Interesses, sondern er geht darin auf mit scharfem Auge für das charakteristische Detail in Wald und Flur, mit feinem Ohr für das Rauschen der uralten Haine und die noch vernehmlicheren Geisterstimmen, die in ihnen für jeden nachdenklichen Menschen laut werden. Wie von selbst zieht diese Äußerlichkeit den Sinn auch auf das Innere, auf die Individuen, die in solcher Umgebung groß wurden, leben und schaffen. Im Anblick der zerstreuten Bauernhöfe mußte die Frage laut werden, worin das Charakteristische dieser Menschen liegt, die mit Kopf und Herz in den ererbten Besitz eingewachsen sind wie die Bäume ihrer Wälder, und von ihnen kam der Wanderer zu den schwelgerischen Gelagen der Domherren, die herrlich und in Freuden dahinlebten, sowie zu den wunderlichen Ideen und Gebräuchen der alten Adels-

familien, an deren Schwelle sich die Wogen des modernen Lebens gebrochen haben und die neben vielem Schrullenhaften und Veralteten doch auch manches gute Element in sich schlossen. So waren hier zahllose Stoffe aufgespeichert, welche die interessanteste Ausbeute versprachen und in die ein berufener Dichter nur hineinzugreifen brauchte, wenn ihm ein Wurf gelingen sollte.

Für einen Mann wie Schücking, der aus gründlichen Studien hervorgegangen war und dem der Aufenthalt in den Bibliotheken nicht weniger Genuß bereitete wie die Beobachtung von Natur und Menschen, lag es nahe, dieses Stoffgebiet aus dem Gegenwärtigen in das Vergangene noch mannigfach zu erweitern.

Er mußte hierbei namentlich auf einen Gegensatz stoßen und ihn in der verschiedenartigsten Beleuchtung erblicken, den zwischen Franzosen und Deutschen. Der Einfluß des Franzosentums ist in Westfalen auf die mannigfaltigste Weise empfunden worden, bald als unerhörte Bedrückung und Beleidigung des Nationalgefühls, bald als Träger des modernen Geistes, bei dessen Wehen die alten verrosteten Gebräuche ins Schwanken geraten. Die tiefen Furchen, welche in Schückings Vaterland die Fremdherrschaft gezogen hat, sind wesentlich bestimmend gewesen für die Richtung seines Talentes. Eine ganze Reihe seiner Romane baut sich in der glücklichsten Weise um diesen Kontrast und die dadurch bewirkten Folgen auf.

Endlich erwähnt Schücking in seinem vorher citierten dichterischen Bekenntnis, daß er jene Emancipation des Menschen, die er als den Grundgedanken seiner Schriften bezeichnet, besonders auch auf die Frauen ausgedehnt wissen wollte. Vorbilder für diese durch geistige Arbeit errungene Selbständigkeit des weiblichen Geschlechts brauchte der Dichter nicht lange zu suchen. Ihm standen in seiner Freundin Annette v. Droste-Hülshoff und seiner Gattin Luise v. Gall zwei Frauen nahe, die sich weit über die Sphäre philiströser Beschränktheit erhoben hatten und dabei doch aus dem Kreise dessen, was sich ziemt, nicht herausgetreten, sondern im Besitze weiblicher Holdseligkeit geblieben waren. So klingt auch dieses Motiv in den Büchern des Dichters, besonders in seinem trefflichen Romane „Schloß Dornegge oder Der Weg zum Glück“, vernehmlich durch.

Die ersten Romane Schückings wurden zu Beginn der vierziger Jahre veröffentlicht. Den Anfang machte 1843 „Ein Schloß am Meere“, es folgten dann 1846 die „Ritterbürtigen“ und „Eine dunkle That“. Die jugendliche Romantik des Autors schäumt hier noch in allerlei gewagten Erfindungen über, während sich andererseits die Spuren eines echten Talentes nachweisen lassen. Am wunderlichsten geht es wohl im „Schloß am Meere“ mit seinen aus Nacht und Nebel halb auftauchenden und dann wieder verschwindenden Figuren zu, die aus einer ganz anderen Sphäre auf die Erde gefallen zu sein scheinen. Die edle Tochter eines Gutsherrn, der durch falsche Leuchtsignale die Schiffe zum Scheitern bringt und sie dann ausraubt, kommt mit der Gräfin Albany und deren Geliebten, dem italienischen Dramatiker Alfieri, zusammen, flieht nach Italien und vermählt sich hier mit einem Deutschen. Durch Figuren wie den atheistischen Mönch und die geheimnisvolle „Dame mit der Sammetmaske“ ist dieser Roman über das künstlerisch zulässige Maß phantastisch aufgebläht worden. Die beiden anderen Erzählungen gehören einer anderen Gruppe an, in der das Sittenleben Westfalens seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in verschiedenen Zeitabschnitten geschildert wird. In den vierundzwanzig Bänden seiner 1864 bis 1876 erschienenen „Ausgewählten Romane“ hat der Autor diese Erzählungen in bestimmter Reihenfolge geordnet, je nach der Zeit, in welcher dieselben spielen. Die innere Verbindung wird dadurch eine noch engere, daß einzelne Personen in diesen Romanen wiederholt auftreten. So enthält, wie der Dichter in der Vorrede selbst ausführt, die „Marketenderin von Köln“ die Zeichnung der Gestalt voll gewaltthätiger Lei-

denschaftlichkeit, welche in der folgenden Erzählung „Paul Bronckhorst“ den ersten Keim der Verwickelung legt; der Charakter, welcher in diesem letzteren Roman die Saat des Bösen ausstreut, muß die verhängnisvolle Ernte derselben reif finden in der „Rheider Burg“; die Charaktere und Schicksale der Väter, von denen „Paul Bronckhorst“ erzählt, spiegeln sich in der Gemütsrichtung und dem Wesen der Söhne ab, von denen die „Ritterbürtigen“ berichten.

Diesen zuletzt erwähnten Roman, welcher der Entstehung nach in den Anfang von Schückings litterarischer Laufbahn fällt, nennt Gottschall in seiner „Nationallitteratur“ mit Recht die Iliade der westfälischen Autonomen, deren Göttermaschinerie die feudalen Ideen bilden. Es ist eine sich in verrosteten Angeln drehende Welt, die uns hier geschildert wird; man meint, sie müsse jeden Augenblick zu Staub zerbröckeln, und doch hält sie sich noch mit ihren verschnörkelten Figuren, zwischen denen eine herrschsüchtige Frau die Intriguen geschäftig hin und her spinnt. Durch glückliche Anlage und künstlerische Ausführung zeichnet sich in dieser Gruppe von Romanen besonders „Paul Bronckhorst oder die Neuen Herren“ (1858) aus, der auch deshalb beachtenswert ist, weil sich in ihm der für die Denkart unseres Dichters charakteristische Gegensatz von Deutsch und Französisch deutlich ausprägt. Er knüpft an den Luneviller Frieden und die dadurch hervorgerufenen Umgestaltungen im deutschen Besitztum, namentlich in Münster, an, jenes Bistum, das damals zur Entschädigung deutscher Fürsten zerstückelt wurde. Der Dichter hat aus der Gegenüberstellung der beiden Nationalitäten die besten Vorteile gezogen; Figuren wie der gutmütige Herzog von Anglure nebst seinem Vetter, seiner Gemahlin und seiner Tochter, der Prinzessin Leonie, auf der einen Seite, die beiden Freunde Paul Bronckhorst und Richard Tondern hinunter bis zu den westfälischen Bauern und preußischen Soldaten auf der anderen Seite müssen als treffliche Porträts geschätzt werden, aus denen der Geist jener Zeit herausblickt. Denselben Gegensatz behandelt auch der ein Jahr später erschienene Roman „Die Rheider Burg“ mit seiner interessant geführten Handlung. In einem bereits 1849 erschienenen Roman „Ein Sohn des Volkes“ kehrt der westfälische Bauernsohn als französischer Offizier in seine Heimat zurück, um von seinem Vater von der Schwelle des Hauses an demselben Tage zurückgewiesen zu werden, an dem gerade das Schwingfest als Ausdruck der reinen nationalen Sitte gefeiert wird. Ein ähnlicher Konflikt ist der Gegenstand des Romans „Der Bauernfürst“ (1855), in welchem ein Reichsfürst von Lindau die freiheitlichen Ideen der modernen Zeit vertritt und sich dadurch der Acht aussetzt, welche das Reichskammergericht von Wetzlar über ihn verhängt. Der Gedanke des Revolutionszeitalters schimmert hier als Hoffnungsstern durch die Risse einer in sich zerfallenden Kulturperiode hindurch.

Nach der Vollendung dieses Romans betrat Schücking mit der Erzählung „Ein Staatsgeheimnis“ (1854) insofern ein neues Gebiet, als er die Geschichte jenes Uhrmachers Naundorf zu behandeln versuchte, der von einer Partei als Sohn Ludwigs XVI. auf den Schild gehoben und für den Thron Frankreichs bestimmt wurde. Doch kann man nicht behaupten, daß es dem Dichter gelungen sei, mit dieser Figur einen tieferen Eindruck auf den Leser auszuüben. Viel zu schwächlich und planlos erscheint dieser angebliche Ludwig XVII., als daß wir ihm die Berechtigung zu der von ihm verfolgten Mission zuerkennen oder überhaupt ein wirkliches Interesse an seinem Thun nehmen könnten. Menschen, die eine Forderung an das Leben zu haben glauben und sich um dieselbe betrogen sehen, können uns nur dann sympathisch werden, wenn sie ein unbedingter Glaube an sich selbst als Impuls des Handelns erfüllt, wenn sie nicht haltlos hin und her schwanken, sondern fest und gerade auf ihr Ziel losgehen. Mit diesem Maßstabe gemessen, muß man die Figur des Prätendenten, den Schücking

übrigens nur im Jünglingsalter vorführt, als verfehlt bezeichnen. Doch ist der Roman im episodischen Beiwerk wieder sehr glücklich, und das Interesse an den fesselnd erzählten Nebendingen muß dafür entschädigen, daß der Hauptfaden nicht fest und sicher genug gesponnen ist.

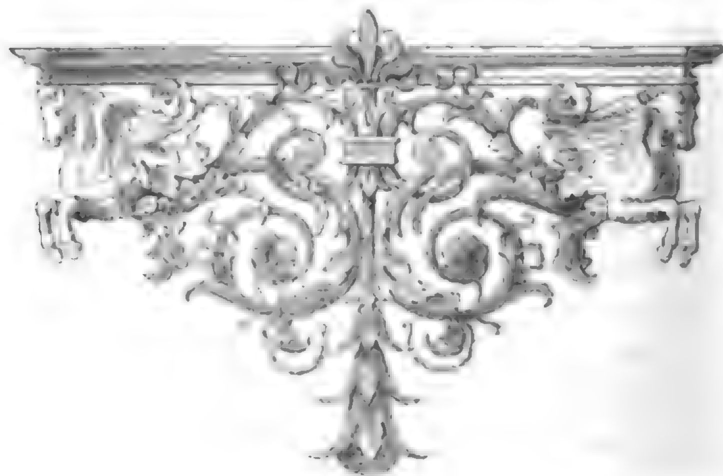
Daß Schücking die Prätendentenfrage als Thema dieses Romans behandelt, ist keine zufällige Erscheinung. Die Betrachtung dessen, was das Leben verspricht und was es hält, hat ihn dichterisch ebenso lebhaft beschäftigt, wie sie ihm menschlich nahe trat. Auch ihm schien nach seinen ersten Romanen die Welt offen zu stehen, und er ist doch kein Welteroberer geworden, sondern nur einer von den vielen Tüchtigen, die zur Ehre des deutschen Namens in Reih und Glied marschierten und unsere Litteraturschätze zu mehren suchten. Schücking gehört zu den Schriftstellern, denen man im allgemeinen nur Gutes nachsagen kann und die doch niemals eine besonders auffallende äußere Wirkung auf das Publikum ausgeübt haben. So viel Gehaltvolles und Ehrliches sein Talent enthält, so wenig Blendendes und Überraschendes war ihm zu eigen; es hat unzähligen Menschen wohlgethan und doch niemanden hingerissen. Das lag daran, daß der Dichter eine hergebrachte und von einem genialen Meister wie Walter Scott um glänzende Erfindungen bereicherte Form mit Geschick und Geschmack sich aneignete, ohne aber eigentlich den Weg zu etwas Neuem zu finden, das bezeichnend für die Entwickelung unseres Romans gewesen wäre. So gingen schließlich doch die Wogen der neueren erzählenden Litteratur über den Autor hinweg, der sich sagen mußte, mit seinem Pfunde treu gewuchert zu haben. Er wuchs, möchte man sagen, durch das eigene Schicksal in das Verständnis jener Wahrheit hinein, das nur den Männern, die eine im Schoß der Zeit keimende Idee zur Reife bringen und durch die Kraft der Persönlichkeit auf die Phantasie wirken, tiefe und unmittelbare Erfolge zu teil werden. Er suchte sich in den verschiedensten Epochen der neueren Geschichte Erscheinungen auf, die ihm als Illustrationen zu dieser Erkenntnis dienen konnten, und wenn er in dem Roman „Ein Staatsgeheimnis“ die französische Geschichte zur Folie genommen hatte, ließ er in dem „Sohn eines berühmten Mannes“ (1856) den Sohn des tapferen Reitergenerals Johann von Werth von dem Hintergrunde des seinem Ende entgegeneilenden Dreißigjährigen Krieges und den Verhandlungen des Westfälischen Friedens sich wirkungsvoll abheben. Adolf von Werth versteht nicht wie sein Vater das Schicksal sich unterthänig zu machen und auch noch das Unglück durch seelische Größe zu verklären, er geht vielmehr auf den Irrgängen, in die er gerät, frühzeitig unter. In dem Roman „Frauen und Rätsel“ (1865) erscheint das Prätendententum in weiblicher Gestalt, indem zwei Schwestern, die charakteristisch fein unterschieden sind, sich für die Verwandten eines Fürsten halten und durch das herbeigeholte Beweismaterial der Aufmerksamkeit des Lesers immer neue Nahrung bieten. „Der Erbe von Hornegg“ (1878) ist ein Prinz, der von seiner Geburt nichts weiß, als Musiker auferzogen wird und erst nach der Beseitigung eines wilden, dämonischen Gegners zu seinem Rechte gelangt. So suchte der Dichter seinem Thema von den verschiedensten Seiten beizukommen und es in der wechselnden Beleuchtung der Zeit und der Charaktereigentümlichkeit erscheinen zu lassen.

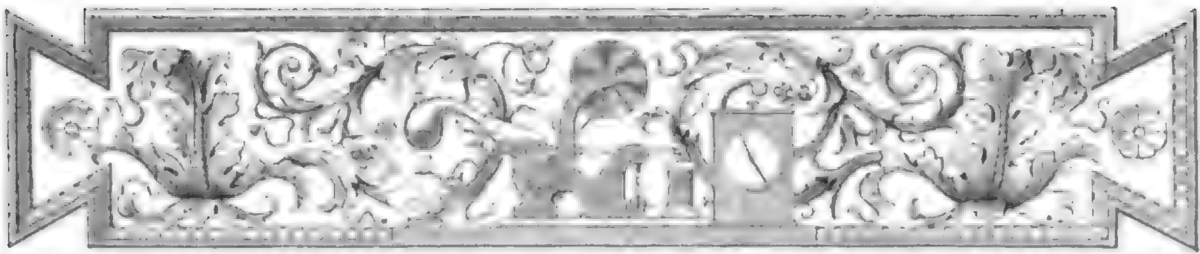
Wir erwähnten bereits des Einflusses, den Karl Gutzkow frühzeitig auf Levin Schücking gewonnen hatte. Es entstand daraus eine Freundschaft, die nur vorübergehende Störungen erfahren, sich im übrigen aber als festes Band in gegenseitiger Anregung und Förderung erwiesen hat. In seiner Stellung als Redacteur der Allgemeinen und der Kölnischen Zeitung konnte Schücking dem älteren Kollegen Worte echter Anerkennung für seine vielseitige litterarische Thätigkeit zollen, namentlich erklang sein Lob voll und rückhaltslos dem „Uriel Acosta“ gegenüber. Gutzkow erwies sich hierfür

dankbar, indem er seinen schriftstellerischen Einfluß dem immer reicher erblühenden Talente Schückings zu gute kommen ließ. Eine Rheinfahrt mit letzterem, dessen Frau, Luise v. Gall, und Roderich Benedix hat Gutzkow in seinen Erinnerungen „Am Lethestrom" geschildert, die sich in der Sammlung „In bunter Reihe" (Breslau, 1878) finden. Hier ist auch jener für die „Gartenlaube" geschriebene Litteraturbrief wieder abgedruckt, der sich mit einem der besten Romane Schückings „Schloß Dornegge oder Der Weg zum Glück" (1868) beschäftigt und trotz vielfacher und warmer Anerkennung dem romantischen Grundton desselben mit heiterer Ironie begegnet. Gutzkow macht sich nämlich den Scherz, den Inhalt dieses Romans in der Sprache des Märchens wiederzugeben und damit auf die vielfachen Unwahrscheinlichkeiten hinzuweisen, die der Muse des Dichters eigentümlich sind und im innigsten Zusammenhang mit seiner Natur stehen. Wenn der allzu strenge Kritiker von dem ihm befreundeten Autor sagt, daß er seine Leser gleichsam in eine dunkle Kammer einlade, dort einen zinnernen Teller voll Spiritus anzünde und uns in seinen Romanen und Novellen blaue Wunder vorführe, so ist die auch von uns betonte Schwäche Schückings doch arg übertrieben. Wenn auch die innere Motivierung in seinen Dichtungen nicht immer die überzeugendste ist, so bilden doch allein seine historischen und landschaftlichen Kenntnisse einen festen Boden, der die völlige Auflösung der Dinge zur bloßen Phantastik von vornherein unmöglich macht. Gerade in „Schloß Dornegge" hat der Autor nicht nur ein fesselndes Seelenproblem künstlerisch gelöst, sondern auch mehr Respekt vor der Wirklichkeit bewiesen, als es sich von manchen anderen seiner Bücher sagen läßt. Die Heldin desselben, Eugenie von Chevaudin, ist die Tochter eines Millionärs, die trotz ihres Geldes, ihres Geistes, ihrer Schönheit, mit einem Worte trotz aller auf die Welt und die Männer wirkenden Eigenschaften sich in bescheidene Verhältnisse begiebt, um ihrem Charakter die Weihe tieferer Lebenserfahrung zu geben, als sie dieselbe in ihren vornehmen Verhältnissen erwerben kann. Sie wird in eine Fülle von Abenteuern, Intriguen, Gefahren und Attentaten verwickelt, aus denen sie siegreich hervorgeht, um einem edlen, schönen Manne, Dankmar von Gohr, die Hand zu reichen. Mit Recht bemerkt Gottschall, daß die leidenschaftlichen Thaten und Attentate des Romans rasch hintereinander erzählt werden und der Handlung einen Anflug von Schauerromantik geben, so daß ein derb stoffliches Interesse in den Vordergrund zu treten scheint. Das sei aber in dem Roman selbst nicht der Fall, wo diese Ereignisse nur die Knotenpunkte einer graziösen psychologischen Entwickelung und zwar geistig bedeutsamer Charaktere bildeten. Die frische Lebendigkeit der Darstellung schließe die innere Vertiefung nicht aus. Dieses Lob ist durchaus wohlverdient, denn der Roman enthält ein umfassendes Zeitbild, dem man ebensowenig geistige Perspektive wie treffende Detailmalerei abstreiten kann. Weniger erfreulich will uns das Talent des Dichters den kirchlichen Fragen gegenüber erscheinen, die er in seinen Romanen „Luther in Rom" (1870) und „Die Heiligen und die Ritter" (1873) zu beantworten versuchte. Wir vermissen darin die Unmittelbarkeit des Wurfes und die Frische der Darstellung, an die uns der Dichter sonst gewöhnt hat. Auf der langen Reise von Westfalen nach Rom ist das Talent Schückings etwas müde geworden, und die Kardinäle und Bettelmönche stehen seinem Herzen bei weitem nicht so nahe wie die Grafen und Bauern seines Heimatlandes. Das darf uns jedoch nicht hindern, die Fülle interessanter Situationen anzuerkennen, in welche der Dichter den deutschen Reformator bringt, indem er ihn in der ewigen Stadt dem Papst, Raphael und dem bunten, auf die Erregung der Phantasie berechneten Sinnenzauber gegenübertreten und gerade von ihm eine Abneigung gegen diese Äußerlichkeiten und eine Vertiefung seiner inneren Natur empfangen läßt. Nur will uns der Zug zum Abenteuerlichen,

die Vorliebe für Sensationsmotive zu stark ausgebildet erscheinen. In dem Roman „Die Heiligen und die Ritter" erhalten Menschen und Dinge in einem etwas wirren Durcheinander und auf dem Boden von Schückings Heimatlande durch die Stellung zur neukatholischen Kirche ihre eigentümliche geistige Beleuchtung. Nach Rom hatte der Dichter auch in seinem letzten, erst nach seinem Tode herausgegebenen Roman „Große Menschen" die Augen gerichtet. Es ist Papst Leo X., der uns inmitten der Pracht der Renaissance und der überhand nehmenden Sittenlosigkeit, von den vornehmsten Vertretern der Kunst und Wissenschaft jener Zeit umgeben, im Kampf gegen die Intriguen eines Kardinals vorgeführt wird. Zwischen den feindlichen Parteien spielt eine Gräfin Ortenburg, der letzte Sproß aus hohenstaufischem Geschlecht, eine abenteuerliche Rolle..

Wir haben von den Romanen des interessanten Schriftstellers nur den Teil in unsere Betrachtung mit hineingezogen, in welchem sich nach unserem Gefühl das Besondere seines Talentes am schärfsten ausdrückt. Das litterarische Porträt macht, namentlich bei einem so produktiven Dichter wie Schücking, auf keine vollständige Aufzählung der Titel Anspruch, sondern überläßt alle jene Bücher, die entweder als Abfall eines unermüdlichen Talentes oder als direkt mißlungene Schöpfungen anzusehen sind, der Bibliographie. Man darf keinen Augenblick daran zweifeln, daß bei diesem Dichter die Zahl der vergänglichen Erzeugnisse viel größer ist als die der bleibenden, ihrer Nachwirkung sicheren Arbeiten. Wenn es selbst einem Voltaire unmöglich erschien, mit dem Gepäck seiner sämtlichen Schriften den anstrengenden Weg in die Unsterblichkeit zurückzulegen, darf ein modernes Talent, dessen Lorbeer durch keine litteraturgeschichtlichen oder biographischen Forschungen vor dem Verwelken geschützt ist, auf ein besseres Los gewiß nicht Anspruch machen. Aber Schückings Vorzüge sind so echte, daß wir für das Schicksal seiner besseren Romane keinen Augenblick etwas zu fürchten brauchen. Er ist phantasievoll, geistreich und beweglich, er besitzt einen natürlichen Sinn für das Geschmackvolle und hat durch Studien, vielseitige auf Reisen gewonnene Erfahrung und einen ruhelosen Fleiß sein Talent zu achtunggebietender Höhe zu steigern gewußt. Wenn seine Romane auch keinen Markstein in unserer Litteratur bedeuten, so sprechen sie doch für deren gesundes Leben und halten die Phantasie und den Geist des Lesers mit Umgehung alles Zweifelhaften und Rohen in wohlthuender Anregung.





Die Erfindung der Pendeluhr.

Eine Episode aus der Zeit der Erfindungen im siebzehnten Jahrhundert

von

Ernst Gerland.

Wenn es ein tiefgehendes Bedürfnis der modernen Menschheit ist, den Genien, deren schaffende Kraft ihr neue Bahnen gewiesen hat, die herzlichste Verehrung entgegenzubringen, ein Bedürfnis, welches heutzutage ja vielfach die wunderlichsten Blüten getrieben hat, so ist es unserer ebenso unablässig wie objektiv forschenden Zeit auch nicht vorenthalten geblieben, manche Schattenseiten im Charakter und Leben jener großen Männer ans Licht zu ziehen. Wir wollen mit niemandem rechten, dem diese Menschlichkeiten zur besonderen Freude gereichen, wollen aber unsererseits denselben nicht mehr Bedeutung einräumen als die, jene Geistesheroen uns menschlich näher zu bringen. Und namentlich wollen wir uns an denen unter ihnen erheben, denen kein Makel anhaftet, deren große Verstandeskräfte mit ebenso großer Gesinnung gepaart waren.

Dazu müssen wir sie denn freilich in Verhältnissen betrachten, aus denen niedriger denkende Menschen so leicht nicht unversehrten Geistes hervorgehen, und das sind wohl in erster Linie solche, welche die Eigenliebe auf eine harte Probe stellen. Nicht leicht wird der Mann zu finden sein, der ruhigen Geistes den Ruhm, auf den er unzweifelhafte Ansprüche hat, zu gunsten eines Nebenbuhlers aufgiebt, nur auf die Versicherung allerdings glaubwürdiger Zeugen hin. So aber sehen wir einen der größten Mathematiker und Physiker, den Niederländer Christian Huygens (sprich Heughens), handeln, obwohl der Preis nichts Geringeres als eine seiner schönsten Erfindungen, die der Pendeluhr, war. Durch Briefe und Tagebuchnotizen, die von ihm herrühren, sind wir genau über die Widerwärtigkeiten unterrichtet, welche ihm infolge der Ansprüche, die man zu gunsten Galileis auf jene eminent wichtige Erfindung machte, verursacht wurden. Aber da ist keine unlautere Regung in Huygens' Denken und Thun zu bemerken, und dadurch ist die Geschichte der Pendeluhr, die um des wichtigen Gegenstandes willen allein schon erzählenswert sein würde, zu einer der erhebendsten Episoden aus der Geschichte der Naturwissenschaften geworden.

Sehen wir uns zunächst die Person des Mannes an, der dabei die Hauptrolle zu spielen hatte! Entsprossen aus einem edeln wohlbegüterten Geschlecht der jungen niederländischen Republik, ist Christian Huygens, Herr von Zuylichem niemals durch Sorgen um seine Existenz gehemmt gewesen. Er war in der Lage, durch mannigfache Reisen nach Frankreich, Deutschland und England seinen Geist früh nach allen Seiten hin auszubilden, und als er 1666 vom König von Frankreich als eines der ersten Mitglieder der neugebildeten Akademie der Wissen-

schaften in Paris dorthin berufen wurde, nahm der Siebenunddreißigjährige diese Stelle im Interesse seiner wissenschaftlichen Arbeiten an, legte sie aber sofort nieder, als die Aufhebung des Ediktes von Nantes ihm, dem Protestanten, den Aufenthalt in Frankreich verleidete. Er zog sich in seine Vaterstadt Haag zurück, wo er bis zu seinem Tode, durch kein Amt abgezogen, nur seinen wissenschaftlichen Arbeiten lebte, denen es auch zu gute kam, daß er unverheiratet blieb. Auch jetzt noch wissenschaftlich von der größten Bedeutung, erstrecken sie sich hauptsächlich auf Optik, Mechanik und Astronomie und zeigen eine harmonische Abrundung, die wir für gewöhnlich nur bei Kunstwerken zu bewundern gewohnt sind. Die Herausgabe gerade der wichtigsten hat er nicht mehr erlebt; diejenigen aber, welche er selbst zum Druck brachte, waren schon geeignet, ihm die allgemeinste Anerkennung zu sichern und ihn mit den größten Forschern seiner Zeit, so namentlich mit Leibnitz, in enge Verbindung zu bringen. Nie auf seinen Vorteil bedacht, bewahrte er sich den freien Blick, und er war stets bereit, das Verdienst anderer voll anzuerkennen. So konnte ihn nichts ärger treffen als die Insinuation, ein Plagiat an dem hochverehrten Galilei begangen zu haben, als er 1658 eine Arbeit herausgab, die zum Gegenstand die Verwendung des durch die Wirkung der Schwere schwingenden Pendels als Zeitmesser hatte.

Wichtig genug war der neue Apparat. Außer den Sonnenuhren hatte man im Altertum und Mittelalter für die Zeitmessung Sand- und Wasseruhren zur Verfügung gehabt, und diese waren auch in den Tagen Galileis noch vielfach im Gebrauch, trotzdem daß ihre Genauigkeit sehr gering war. Daneben benutzte man namentlich, um sie auf Türmen anbringen zu können, Gewichtsuhren mit horizontalem Pendel, deren Erfindung dem Deutschen Heinrich von Wyck (de Vico) zugeschrieben wird, obwohl derselbe höchst wahrscheinlich in der Lage war, eine Reihe anderer, namentlich italienischer Erfindungen zu benutzen. Diese Uhren waren mit einem Schlagwerk versehen, welches vom Uhrwerk aus getrieben wurde. Eine solche Uhr stellt Fig. 1 vor; sie wurde nach einer noch vorhandenen alten Turmuhr, welche, in der Schweiz hergestellt, fünf Jahrhunderte lang (von 1348 bis 1872) in Dover Castle die Stunden zählte, gezeichnet. In einem schmiedeeisernen Gestell sind zwei eiserne Achsen gelagert; die untere trägt ein großes Zahnrad b von gewöhnlicher Form und damit fest verbunden eine Seiltrommel, welche beide ein an a hängendes schweres Gewicht fortwährend zu drehen sucht. Würden Rad und Trommel diesem Antrieb folgen, so müßten sie das auf der oberen Achse befestigte Getriebe f, in welches das Zahnrad b eingreift, und das mit ihm auf der nämlichen Achse sitzende Rad c in entgegengesetztem Sinne drehen. Das kann aber nur geschehen, wenn das Rad c das Hindernis aus dem Wege räumt, welches ihm zwei an der senkrechten Achse d befestigte eiserne Plättchen abwechselnd entgegenstellen. Die Bewältigung dieses Hindernisses fordert aber nicht unbedeutende Kraft, weil die Achse d einen horizontalen Querstab e e trägt, der mit zwei an seinen Enden hängenden, etwas verstellbaren Gewichten g g in Bewegung gesetzt werden muß. Die Art, wie dieses geschieht, ergiebt sich aus Fig. 2. Diese stellt in vergrößertem Maßstabe (in drei verschiedenen Stellungen), von oben gesehen, die Achse d mit dem oberen und unteren Plättchen h und k dar, welche mit dem Arme e e und seinen Gewichten die sogenannte Hemmung bilden. In der Stellung 1 werden die Plättchen durch den am unteren Teil des Rades befindlichen Zahn l in der Richtung des Pfeiles fortgedrängt. Hat derselbe die Stellung 2 erreicht, so kommt l an die abgerundete Endfläche von k und rutscht daran, die Hemmung zum Weiterschwingen antreibend, ab, während gleichzeitig der Zahn m in entgegengesetzter Richtung sich bewegt. Indem dieser aber nunmehr gegen h stößt, wird er in seiner Bewegung gehemmt, ja, wie die

Stellung 3 zeigt, sogar wieder zurückgedrängt, bis es dem Zug des Gewichtes gelingt, die Bewegung der Hemmung zu vernichten und dann umzukehren. Ist alsdann das Plättchen h in die Stellung gelangt, welche der von k in 2 entspricht, so rutscht nunmehr n ab, während gleich darauf k gegen den Zahn o zu liegen kommt und sich das Spiel von neuem wiederholt. Die Bewegung der Achsen kann nun einerseits auf ein Schlagwerk, welches der links gelegene Teil von Fig. 1 zeigt, andererseits auf ein Zeigerwerk übertragen und so ein Uhrwerk hergestellt werden.

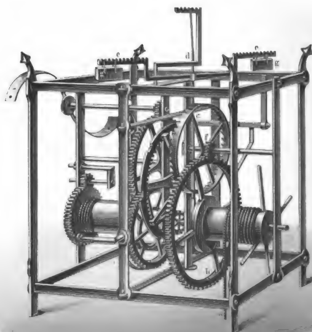
Christian Huygens.

Durch einen sehr regelmäßigen Gang wird sich eine solche Uhr nicht auszeichnen. Die die Achsen tragenden Zapfen müssen geschmiert werden, von dem Zustand derselben aber wird der Gang der Uhr, der durch die Schwingungen von e e geregelt wird, in hohem Grade abhängen, ebenso kann jeder Luftzug Störungen bewirken. Als nun durch die Erfindung des Fernrohres am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die astronomischen Beobachtungen zu einem viel höheren Grade der Genauigkeit mit einem Schlage gebracht waren, da stellte sich auch sofort das Bedürfnis nach viel genaueren und sichereren Mitteln zur Zeitmessung heraus, als jene Uhren sein konnten. Dies Bedürfnis war schon damals ein geradezu brennendes, weil dem Seefahrer kein anderes Mittel zu Gebote stand, die so notwendigen Längenbestimmungen auf hoher See vorzunehmen, als Zeitmessungen. Das hatte schon Kolumbus erkannt, als er den Kompaß und die Kunst des Astronomen für die notwendigsten Hilfsmittel des Seefahrers erklärte. Noch präciser hatten die Konquistadoren das Problem der Längenbestimmung als das wichtigste der Seefahrtskunde bezeichnet; aber da seine Lösung ohne genaue Zeitmesser nicht möglich war, so war mit ihm das Problem einer genauen Uhr nicht wieder von der Tages-Ordnung verschwunden, namentlich nachdem Galileis Entdeckung, daß ein an einem langen Faden aufgehängtes schwingendes Gewicht zu jeder seiner Schwingungen genau die nämliche Zeit braucht wie zu jeder anderen, das heißt isochron schwingt, die Lösung der Frage zu ermöglichen schien. Der große Entdecker gab sich denn auch alle Mühe, dieses Ziel zu erreichen. Die Hauptschwierigkeiten aber, welche entgegenstanden, waren einmal der Umstand, daß das Pendel, wenn es nicht fortwährend wieder angestoßen wurde, zur Ruhe kam, und sodann die Unmöglichkeit, auf dem schwankenden Schiffe es dauernd schwingen zu lassen.

Daß diese Schwierigkeiten in dem Entwurfe, mit dem der große Entdecker sie

lösen zu können glaubte, keineswegs gelöst waren, dürfte der hauptsächliche Grund gewesen sein, daß die Unterhandlungen, die er wegen Annahme desselben 1612 mit dem spanischen Hofe und fünf Jahre später mit den Generalstaaten anknüpfte, zu keinem Resultat führten. Die ersteren zogen sich fruchtlos durch zwanzig Jahre hin; als auch die letzteren mehr und mehr schleppend wurden, wandte sich der Anwalt bei dem Pariser Parlament, Elias Diodati, der die Führung dieser Verhandlungen übernommen hatte, an den Vater von Christian Huygens, der Sekretär des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, des Statthalters der Niederlande, war. Durch dessen Vermittelung — es war allerdings das Jahr 1637 herangekommen — wäre die Sache in besseren Fluß geraten, wenn sich nunmehr nicht Galilei selbst, der, seitdem der Inquisition verfallen, durch Beziehungen zu einer protestantischen Macht dieselbe aufs neue zu reizen fürchten mußte, zurückgezogen hätte. So zerschlug sich auch diese Sache nicht lange darauf, ohne daß der Apparat Galileis, wie wir mit aller Bestimmtheit nachweisen können, bei dieser Gelegenheit zur Kenntnis Christian Huygens' gekommen wäre. Eine Uhr konnte derselbe freilich noch nicht genannt werden. Er war nichts anderes als ein Pendel, das durch ihm von Zeit zu Zeit erteilte Stöße im Gange gehalten werden mußte und dessen Schwingungen ein Zählwerk zählte. Ausgezeichnet war er durch große Einfachheit, welche die Sicherheit seines Ganges aber nicht beeinträchtigte. Neben dem schwin-

Fig. 1

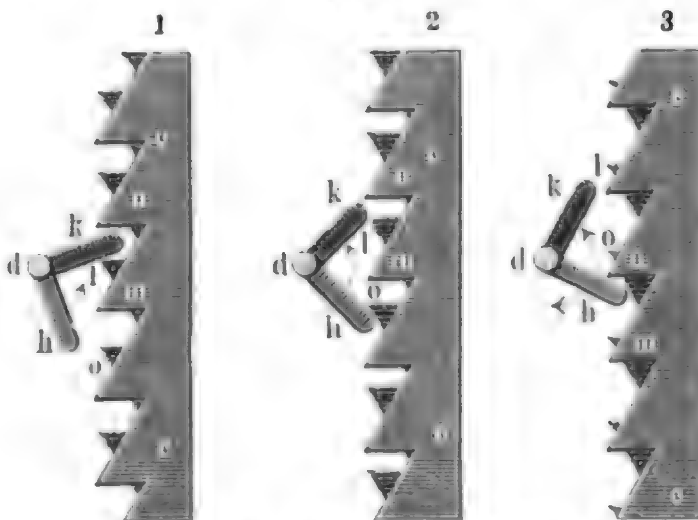


Turmuhr von Dover Castle, verfertigt 1348.

genden Pendel war nämlich ein aus Pappe geschnittenes Rädchen so aufgestellt, daß sich dasselbe um eine horizontale Achse drehen konnte. In seinen Rand waren dreieckige Zähne eingeschnitten, deren eine Seite steil, die andere allmählich gegen die Achse abfiel. Über diese Zähne wurde eine am einen Ende befestigte Borste gelegt, deren anderes Ende bei jedem Hingang von dem schwingenden Pendel über die allmählich ansteigende Seite des Zahnes geschoben und beim Hergang vom Pendel mit dem Rade zurückgeführt wurde und dadurch einen sich vor einer Teilung bewegenden Zeiger um ein entsprechendes Stück fortbewegte. Bei dem folgenden Hingang legte das Pendel die Borste wieder vor den Zahn, und indem sich diese Vorgänge immer wiederholten, konnte man aus dem Fortrücken des Zeigers die Anzahl der vollführten Pendelschwingungen entnehmen. — Die genaue Beschreibung seines Apparates hatte Galilei nur in Briefen, nicht in Publikationen auseinandergesetzt. In die Öffentlichkeit und zu Huygens' Ohren gelangte lediglich die Nachricht, daß es Galilei gelungen sei, ohne weitere Hilfsmittel die Pendelschwingungen behufs genauer Zeitmessung zu zählen. Das geht mit aller Evidenz aus der Einleitung der Schrift hervor, in welcher Huygens im Jahre 1657 seine im vorhergehenden Jahre gemachte Erfindung der Pendeluhr veröffentlichte: „Unzweifelhaft," heißt es da, „wegen der Ungenauigkeit der Wasser- und sonstigen anderen Uhren, welche die Astronomen bei ihren Beobachtungen anzuwenden gewohnt waren, haben sie nun nach dem Vorgange des scharfsinnigen Galileo Galilei die Methode angenommen, daß sie ein an einem dünnen Faden hängendes Gewicht mit der Hand anstoßen und, indem sie die einzelnen Schwingungen desselben zählen, ebensoviel gleiche Zeitteile erhalten."

Die Idee dieser schönen Erfindung ist aus Fig. 3 ersichtlich. Wie bei der in Fig. 1 dargestellten Uhr sucht ein an a q hängendes schweres Gewicht die Seiltrommel und das Rad b, ferner die Räder f, r, s und endlich c zu drehen, welches letztere ebenfalls, wie bei jenen alten Uhren, nur fortrücken kann, solange es von den an d sitzenden Metallplättchen freigelassen wird. Um das gewöhnliche Pendel anbringen zu können, ist noch oberhalb des Rades c eine dritte Achse h k angebracht, welche ein zur Hälfte mit Zähnen versehenes sogenanntes Kronrad trägt.

Fig. 2.



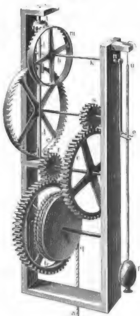
Wirkung der Hemmung einer Pendeluhr.

In dieses greifen die Zähne des kleinen auf der Achse d befestigten Zahnrades l ein, so daß die durch das Gewicht vermittels des Rades c in Bewegung gesetzte obengenannte Achse bei ihren Schwingungen das Rad m immer mitnimmt. Da nun aber diese Achse bei n umgebogen ist und bei o in eine Gabel endet, welche das bei u an einem Faden aufgehängte Pendel u p umfaßt, so erhält dasselbe jedesmal, wenn es erlahmend seine Schwingung verkürzen will, einen kleinen Stoß und fährt also in seinen Schwingungen so lange fort, als das Gewicht die Umdrehung der Seilrolle q bewirkt. So wurde das so unsichere Horizontalpendel durch das isochron schwingende gewöhnliche Pendel ersetzt. Die Räder r und s, welche den Zug des Gewichtes auf die Achse von c

übertragen, haben nur den Zweck, die Bewegung weicher zu machen.

Der Leser möge die ermüdende Beschreibung der Apparate verzeihen, dieselbe ist die notwendige Grundlage der folgenden Erörterungen; aber er wird auf die Beschreibung der weiteren schönen Verbesserungen, die Huygens an dieser Uhr bereits 1656 und namentlich auch 1673 vorschlug, um so lieber verzichten, als sie für den Prioritätsstreit zwischen diesem und Galilei bedeutungslos sind. Im Vorübergehen wollen wir aber anzuführen doch nicht unterlassen, daß er die Seiltrommel durch einen Mechanismus ersetzte, welcher erlaubte, das Gewicht in die Höhe zu winden, ohne daß die Uhr dadurch in ihrem Gange aufgehalten wurde, und daß es ihm ferner gelang, in der Unruhe der Taschenuhren ein Pendel herzustellen, das in allen Lagen isochron schwingen konnte und dadurch die Frage nach der Möglichkeit genauer Längen-Bestimmungen auf der See endgültig löste.

Fig. 3.



Huygens' Pendeluhr.

Der Prioritätsstreit um die Erfindung der Pendeluhr, zu dessen Betrachtung wir uns nunmehr wenden, wurde von Florenz aus angefacht. Dort hatte 1657 der Bruder des regierenden Großherzogs von Toscana Ferdinand II., Prinz Leopold von Medici, die Schüler des seit fünfzehn Jahren aus der Reihe der Lebenden geschiedenen Galilei zu einer Akademie für experimentelle Arbeiten, der berühmten Accademia del Cimento, vereinigt, welche während ihres zehnjährigen Bestehens die von Galilei hinterlassenen Arbeiten und Ideen mit ausgezeichnetem Erfolg weiter zu bilden bestrebt war. Diese erhielt Kunde von Huygens' Erfindung durch die Beschreibung derselben, welche im Oktober 1658 sein Freund, der Mathematiker Boulliau, an ihren fürstlichen Protektor einsandte. Die Antwort darauf vom 9. Mai 1659 war sofort die Reklamation des neuen Zeitmessers für Galilei.

Von der Richtigkeit dieser Reklamation war Boulliau ohne weiteres überzeugt, wie aus dessen Schreiben vom 9. Mai 1659 hervorgeht, welches Huygens mit den Ansprüchen der Florentiner bekannt machte. „Ich habe Seiner Durchlaucht geantwortet," heißt es da, „daß Ihnen wohl an Anerkennung liege und daß Sie der Ansicht sein würden, solche zu verdienen, weil Sie auf dieselben Gedanken gekommen wären wie Galilei, daß ich Sie aber zu sehr als Ehrenmann und als viel zu aufrichtig kenne, als daß Sie jemals einen anderen seines Ruhmes berauben würden, um sich denselben anzueignen. Sie besitzen überdies außergewöhnliches Genie, fruchtbar für die schönsten Erfindungen, und haben also zur eigenen Genugthuung oder zur Erlangung von Ruhm die Erfindungen anderer nicht nötig." Genau kann sich Boulliau freilich die Sache nicht angesehen haben, da sich der Prinz nur auf das oben beschriebene Zählwerk berief, an dem eine das Pendel in Bewegung haltende Kraft nicht angebracht war. Aber da Huygens jenes Zählwerk nicht kannte, so mußte ihm Boulliaus Ansicht zunächst als richtig erscheinen. Ganz ohne

Zweifel war er freilich nicht. Das Wesen seiner Erfindung beruhe darauf, bemerkt er, „daß die Bewegung des Pendels durch die Kraft des Uhrwerks unterhalten werde"; dann fährt er bescheiden fort: „Man muß indessen auf die Versicherung eines so großen Fürsten hin wohl glauben, daß Galilei vor mir diesen Gedanken gehabt hat." Aber er hält auch seine Bedenken nicht zurück. „Wenn der Apparat Galileis," so äußert er sich weiter, „nicht Unvollkommenheiten gehabt hätte, so ist es doch durchaus unglaublich, daß er nicht eine in so vielen Dingen nützliche Erfindung ausgeführt hätte, oder nach ihm der durchlauchtigste Fürst Leopold, als er von diesem Gedanken erfuhr. Wenn ich die Ehre hätte, mit Sr. Durchlaucht näher bekannt zu sein, oder mehr Kühnheit besäße, so würde ich um Übersendung einer Zeichnung bitten, damit ich den Unterschied der Galileischen Erfindung von der meinigen ersehen könnte. Beruht derselbe nur in der Anordnung der Räder, so bedeutet er nichts. Aber wenn das Pendel anders angebracht ist als bei mir, wenn es sich vielleicht um einen Bolzen dreht, so würde der Effekt lange nicht so gut sein." Das maßvolle Auftreten Huygens' verfehlte seine Wirkung nicht. Leopold, dem es auch in erster Linie nur um Feststellung des wahren Sachverhaltes zu thun war, trug infolge der von Huygens geäußerten Bitte dem Schüler und Freunde Galileis, Viviani, der bis zu des Meisters Tode getreulich bei dem Erblindeten ausgeharrt hatte, auf, einen Bericht über den Galileischen Entwurf zu verfassen, und sandte den am 20. August 1659 vollendeten unter Beifügung der Zeichnung zweier Uhrwerke an Boulliau. Dieser meldete am 19. Dezember, daß er die Zeichnung an Huygens geschickt habe; er würde den Bericht Vivianis beigefügt haben, wenn es ihm erlaubt gewesen wäre. Warum ihm dies nicht erlaubt worden war, wissen wir nicht. In der That schickte er die Zeichnung erst am 9. Januar 1660 ab, und es findet sich dieselbe noch in Huygens' Nachlaß, den die Universitätsbibliothek zu Leiden aufbewahrt.

Fig. 4.

Pendeluhr Galileis.

Sie stellt nur den Entwurf Galileis dar, daneben aber ein zweites Uhrwerk älterer Konstruktion, bei welchem in ähnlicher Weise, wie es Huygens vorgeschlagen hatte, ein gewöhnliches Pendel angebracht worden war. Das erstere, welches uns hier zumeist interessiert, zeigt Fig. 4, die nach jener Zeichnung entworfen ist. Wie bei den oben dargestellten Uhrwerken sucht ein (nicht gezeichnetes) Gewicht ein Räderwerk in Bewegung zu setzen und dadurch das Rad E, welches wie das Kartonrad des Galileischen Zählwerks dreieckige Zähne hat, zu drehen. Für gewöhnlich greift ein Haken, C, der drehbar am Gestell

befestigt ist, in die Zähne dieses Rädchens und verhindert, indem er dessen Bewegung hemmt, ein Herabsinken des Gewichtes. Die Achse des Pendels A A trägt außer diesem zwei lange Dornen, deren einer, B, wenn sich das Pendel gegen die Räder hinbewegt, den Haken emporhebt, so daß das nunmehr freigelassene Rad sich anschickt, dem Zuge des Gewichtes zu folgen. Davon wird es aber durch den zweiten Dorn D sogleich wieder abgehalten, gegen den sich einer der auf E angebrachten Stifte legt, den er erst ganz kurze Zeit vorher wieder frei läßt, ehe B den Haken C auflegt. Dabei rutscht aber der cylindrische Stift in heftiger Bewegung an dem abgerundeten Ende von B ab und erteilt so dem Pendel einen Stoß, der gerade groß genug ist, das, was es während einer Schwingung an Bewegung verloren hat, ihm wieder zu ersetzen. Bei jeder Pendelschwingung rückt also das Rad E um einen Zahn weiter. Die Brauchbarkeit des Apparates hat man vor mehreren Jahren in Florenz dadurch bewiesen, daß man ihn genau nach der Zeichnung anfertigen ließ und in Gang setzte. Er blieb im Gange wie jede andere Uhr auch.

Das richtige Verständnis für diesen Apparat, welchen Huygens denselben als eine Pendeluhr erkennen ließ, überzeugte ihn, daß in der That Galilei die Priorität in deren Erfindung gebühre. Bei der Bereitwilligkeit aber, wie er dieselbe dem berühmten Italiener zugesteht, scheint es zunächst unbegreiflich, warum er sich fortwährend gegen den Vorwurf des Plagiats verteidigen zu müssen glaubt. „Wie aber," schreibt er an seinen Pariser Freund am 14. April 1660, „soll ich es machen, um jenem Fürsten die Meinung, welche er gefaßt zu haben scheint, daß ich mir fremdes Verdienst aneigne, zu nehmen. Wahrlich, ich würde mich in diesem Falle für unwürdig halten, zu leben. Aber da das Gegenteil schwierig zu beweisen ist, so sehe ich nicht ein, wie ich mich Sr. Durchlaucht gegenüber auf andere Weise verteidigen soll, als indem ich mit aller Aufrichtigkeit versichere, daß weder ich selbst noch irgend jemand anderes in diesem Lande, soweit ich weiß, früher von dieser Erfindung hat reden hören, ehe ich sie veröffentlichte." Und noch im Jahre 1673 verwahrt er sich gegenüber dem Prinzen selbst gelegentlich der Übersendung seiner zweiten Schrift über die Pendeluhr gegen den häßlichen Vorwurf, den ihm die Accademia del Cimento mache, daß er sich das Werk Galileis und seines Sohnes habe aneignen wollen.

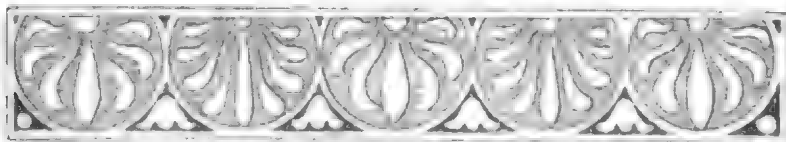
Es ist nun aber nicht schwer, die Gründe für diese Gereiztheit Huygens' aufzudecken. Der erste liegt darin, daß der Bericht Vivianis, welchen dieser jener Zeichnung beigegeben hatte, von Boulliau nicht an Huygens gesandt worden war. Wäre das geschehen, so hätte dieser sehen müssen, daß niemand ihm einen solchen Vorwurf gemacht hatte, daß auch die Florentiner Akademiker der Ansicht waren, die sich jedem aufdrängt, welcher die Galileische und Huygenssche Uhr nebeneinander sieht: daß die Erfindung des letzteren völlig originell ist. Diese Unterlassung ließ aber den anderen jener Gründe nur um so schwerer wiegen. Da ja die zweite Figur der Huygens übersandten Zeichnung ein Uhrwerk älterer Konstruktion vorstellte, an welches nach seinem Vorgange ein Pendel angebracht worden war, so mochte Huygens bei dem Mangel jeglicher Erklärung dies auch für ein Werk Galileis halten und also annehmen, daß derselbe in der That die Erfindung früher gemacht habe. Wir, denen jener Bericht Vivianis vorliegt, müssen ganz besonders bedauern, daß derselbe Huygens niemals zur Kenntnis gekommen ist, und doch ist es für uns eine Genugthuung, zu sehen, wie seine Verehrung für Galilei nicht im mindesten dadurch beeinflußt wurde. Noch im Jahre 1687 oder 1688 schrieb er die folgende nur zu eigenem Gebrauch bestimmte Notiz gelegentlich einer geistreichen und eleganten Erfindung, die er am Pendel angebracht hatte, nieder: „Wenn dies doch Galilei gesehen hätte!" — eine Bemerkung, die anderen Äußerungen zufolge, welche er in

Briefen gemacht hat, ganz und gar keinen polemischen Sinn haben kann.

Wie aber ist es möglich gewesen, daß Galileis schöner Gedanke so lange unbeachtet blieb und nach Kenntnisnahme desselben durch Huygens wieder der Vergessenheit überliefert wurde, während kurze Zeit nach des letzteren Erfindung wohl kaum noch Uhren ohne sie gelassen oder verfertigt wurden?

Den ersten Teil dieser Frage beantwortet Vivianis Bericht. Im Jahre 1641, erzählt derselbe, als der greise Forscher bereits erblindet war und nur sein Sohn Vincenzio und sein den Bericht erstattender Lieblingsschüler zu ihm Zutritt hatten, kam er auf den Einfall, „daß, wenn er das Pendel an die Uhr mit Gewichten oder an die Uhr mit der Feder anbringen könne, um sich dieser statt des gewohnten Zeitregulators zu bedienen, die gleichmäßige und natürliche Bewegung seines Pendels alle künstlichen Mängel in seinen Uhren korrigieren würde.“ Er entwarf demgemäß in Gedanken einen Apparat, der die Einrichtung verwirklichen sollte, und diktierte die Zeichnung desselben seinem Sohne und Schüler, die danach das in Fig. 4 reproduzierte Modell entwarfen. Nach des Vaters Tode beabsichtigte Vincenzio dessen hinterlassene letzte Idee auszuführen, kam aber erst 1649 dazu, damit den Anfang zu machen. Bis dahin war sie sorgfältig geheim gehalten, und auch jetzt ließ er sich nur die einzelnen Teile von einem Schlosser, Namens Domenico Ballestri, anfertigen und setzte diese dann selbst zusammen. Er war so weit damit gekommen, daß er und Viviani sich von der Richtigkeit des Galileischen Gedankens zu überzeugen im stande waren, aber ehe er noch den Apparat hatte vollenden können, raffte ihn am 16. Mai 1649 ein hitziges Fieber weg, und die Uhr wurde 1668 von seiner Witwe Sextilia Bocchineri in einer Auktion mit anderen verkauft, ohne daß anzugeben wäre, wohin sie gekommen. Viviani aber scheint die ganze Angelegenheit dann vollständig vergessen zu haben, da er sie nicht einmal in der Lebensbeschreibung seines Lehrers, die er 1654 verfaßte, erwähnt hat, durch Huygens' Erfindung aber scheint er erst wieder daran erinnert zu sein, so daß sein Bericht von 1659 die älteste Nachricht von der Uhr wurde.

Aber auch dieser wurde ja nicht einmal Huygens, geschweige denn allgemeiner bekannt, und damit ist die Beantwortung des zweiten Teiles der obigen Frage gegeben. Freilich, wenn auch Galileis Entwurf früher bekannt geworden wäre, er hätte Huygens' Erfindung keineswegs überflüssig machen können. War sie doch an jeder bereits vorhandenen Uhr älterer Konstruktion anzubringen und dieselbe dadurch von einem höchst ungenauen in einen äußerst zuverlässigen Zeitmesser zu verwandeln. Nicht wenige solcher Uhren sind später Veranlassung geworden, die Erfindung der Pendeluhr für Männer in Anspruch zu nehmen, die damit nichts zu thun gehabt haben. So sind alle wirklich zur Anwendung gekommenen Pendeluhren auf Huygens' Genie zurückzuführen, und es wird ihm stets zur höchsten Ehre gereichen, daß er trotzdem so uneigennützig bereit war, die Priorität Galileis hinsichtlich der eigentlichen Erfindung anzuerkennen.



Korrespondenzen.

Die moderne italienische Bildhauerkunst.

Von

Helen Zimmern.

In der letzten römischen Kunstausstellung war der Eindruck, den die neuen Werke der italienischen Plastik hervorbrachten, ein wahrhaft betrübender. Zwar herrschte kein Mangel an Skulpturen, der Zahl nach war die Plastik nicht geringer vertreten als ihre Schwesterkunst, die Malerei; aber es machte sich eine künstlerische Armut bemerkbar, welche selbst die Italiener erschreckte, und wiederholt hörte man im Publikum und seitens der Presse den Ausruf „décadence".

Ist nun in der That eine solche décadence vorhanden? Und wenn ein Verfall eingetreten ist, woher kommt er und in welcher Weise bekundet sich derselbe?

Nie und zu keiner Zeit hat eine solche Vorliebe, fast möchte man sagen: eine solche Manie, auf dem europäischen Festlande geherrscht, Standbilder zu errichten, als eben jetzt. Und Italien hat sich hierin nicht unthätiger gezeigt als Deutschland und Frankreich. Jede Stadt und jedes Städtchen hat irgend ein Monument aufzuweisen: von Viktor Emanuel, Garibaldi, Mazzini, Cavour, je nachdem für einen oder den anderen der nationalen Helden besondere Sympathien in den betreffenden Ortschaften herrschen. Und diese Statuen, welche uns im reinsten Weiß des karrarischen Marmors unter Italiens Sonne entgegenleuchten, was sind sie, als Kunstwerke betrachtet? Die gleiche Frage schwebt uns auf den Lippen, wenn wir die riesigen Gruppenbildwerke betrachten, mit denen, wie die Campi Santi überall und in hervorragendem Maße diejenigen von Genua und Bologna zeigen, die Italiener die Grabstätten ihrer Angehörigen zu schmücken lieben. Hier wie dort können wir nur die Antwort finden, daß der künstlerische Wert ein sehr geringer ist. Doch nicht ohne Zögern sprechen wir dies Urteil aus. Unstreitig ist viel manuelle Geschicklichkeit, eine große Beherrschung der Technik aus allen diesen Gebilden zu ersehen. Nirgends weisen dieselben grobe Verstöße gegen die ersten Gesetze der Kunst, nirgends eine nachlässige oder rohe Ausführung auf; indessen fast möchten wir wünschen, es wäre dies der Fall, denn oft steckt hinter solchen Mängeln Kraft und Originalität, welche beiden Eigenschaften uns jene tadellos sauberen Arbeiten leider vermissen lassen.

Wenden wir uns nun von der rein monumentalen Skulptur dem mehr dekorativen Zweig der Plastik zu, welcher besonders im vorigen Jahrhundert mit Vorliebe kultiviert wurde — was zeigt sich dort unserem Blick? Viel Gutes leider wahrlich nicht. Wir sehen Arbeiten, die eine Verleugnung jedes künstlerischen Gefühls bekunden, Arbeiten, die nur für den Verkauf hergestellt sind und das triviale Gepräge des Fabrikmäßigen tragen. Ich will hier nicht gegen die in der italienischen Kunst vorherrschende realistische Richtung auftreten; denn obwohl meines Erachtens der auf die Spitze getriebene Realismus nicht dem Zweck der Kunst entspricht, der eben in der Förderung des geistigen, idealen Lebens besteht, so gebe ich andererseits gern zu, daß jeder Gegenstand gut und erlaubt ist, falls die dem Kunstwerke zu Grunde liegende Idee vom echten künstlerischen Geiste getragen wird und Gedanke und Ausführung harmonieren. Finden wir aber diese Bedingungen erfüllt? Was bietet eine Ausstellung jener modernen plastischen Salonzierden? Elegante, nach der neuesten Pariser Mode gekleidete Frauen, deren Juwelen und Spitzen mit der peinlichsten Sorgfalt modelliert, deren Frisuren mit einer Genauigkeit kopiert

sind, die für eines Haarkünstlers Modellkopf genügen würde, deren Schleifen und Blumenschmuck, ja selbst Schminke und Puder auf das gewissenhafteste zur Anschauung gebracht sind, von deren Seelen jedoch, wenn sie solche besitzen, die Künstler uns keine Andeutung geben. Und wenn die Künstler dies deshalb nicht vermochten, weil die Seelen den schönen Geschöpfen eben fehlten, sind diese dann wohl würdig, für die vornehme und überwiegend intellektuelle Kunst, die edle Plastik, zum Gegenstand der Darstellung gewählt zu werden?

Außer diesen Damen in Pariser Kostümen gewahren wir noch andere weibliche Gestalten, denen die Pariser Herkunft deutlich anzusehen ist und die gar kein Kostüm tragen oder nur verschleierte Gesichter haben — abscheuliche Proben von Künstelei, die von dem großen Publikum angestaunt werden, dem wahren Kunstfreund jedoch ein Dorn im Auge sind. Auch Kinder sind da, die in Haltung und Mienen den petit maître machen. Die Statuen und Büsten, welche wir sehen, können den Geschmack nur verderben und irreleiten, denn anstatt eines reinen, einfachen, edlen Stils zeigen sie nur eine falsche Majestät und gezierte Grazie; und mit Widerwillen erfüllen uns die unnatürlichen Attitüden, die flatternden Gewänder, die affektiert zurückgewandten Köpfe oder leidenschaftlich verzerrten Züge. Eine beliebte Specialität sind die Kindergestalten; zu Dutzenden sehen wir sie — Kinder in allen nur möglich und unmöglichen Stellungen, lachende, weinende, betende, küssende Bambini. Schließlich seien noch jene Gruppen und Figuren erwähnt, die mit einer abschreckenden Treue die Lumpen, die Unsauberkeit und Häßlichkeit aufweisen, welche das sociale Elend unseres Jahrhunderts kennzeichnen.

Wie weit sind die Schöpfer solcher Werke von dem Verständnis ihrer Kunst entfernt, die den Marmor nur für die Wiedergabe der menschlichen Form ohne jede auf Effekt zielende Zuthat verwenden soll. Nicht bedeutungslos scheint mir der Umstand, daß der Mäcen dieser neuen Richtung in der italienischen Plastik ein Seifensieder ist — nämlich der englische Seifenfabrikant Pears, ein Meister in der Kunst der Reklame, welcher hierin selbst Sarah Bernhardt nichts nachgiebt. Die von Pears protegierte Statue, Focardis „Schmutziger Knabe", ist heutigentags aller Welt und besonders den Bewohnern Londons durch Vervielfältigungen in Terrakotta und photographische Abbildungen zum Überdruß bekannt; man sieht letztere nicht allein auf allen Pearsschen Annoncen reproduziert und in dieser Weise an jeder Mauerecke kleben, sondern auch die genannten Nachbildungen in fast sämtlichen englischen Läden paradieren, wo die von Pears fabrizierten Seifen verkauft werden.

Vor zwanzig Jahren hatten die Einwohner der meisten europäischen Hauptstädte Gelegenheit, eine Statue zu betrachten, die als erstes Werk dieser beklagenswerten Richtung der italienischen Skulptur Aufsehen erregte. Ganz Europa bewunderte ein Marmorbild, das eine schmächtige, ärmliche junge Person in nachlässiger Kleidung und mit reizlosem Antlitz darstellte, die, auf einem Rohrstuhl sitzend, in einem Buche las, welches den Titel zeigte: „Verse von Aleardo Aleardi."

Dies war's, was das Neue Italien bildende Kunst nannte, dies das Resultat jenes hitzigen Wortkampfes, der Florenz in den Tagen des Bildhauers Bartolini durchtobte. An den Ruf „Hie Welf, hie Waiblingen!" erinnerte der Eifer der Parteien, welche darüber stritten, ob die Kunst das Wahre oder das Schöne darstellen solle, und ob, wenn ihre Aufgabe die Schilderung des absolut Wahren sei, dies nicht zugleich auch schön sein müsse, und schließlich, ob die Kunst ihre Stoffe, anstatt sie der Vergangenheit zu entlehnen, nicht aus dem heutigen Leben herausgreifen solle. Diese letzte Proposition ist an und für sich nicht falsch, doch ihre moderne Auffassung ist eine irrige. Die Kunst braucht nicht deshalb in Verfall zu geraten, weil ihre Jünger aus dem gesunden blühenden Leben der Gegenwart schöpfen; aber sie verfällt, wenn sie sich herabläßt, den Geschmack der rohen Massen in Betracht zu ziehen. Es geziemt der Kunst, die Massen in eine höhere Sphäre zu erheben, sie soll nicht zu ihnen hinabsteigen. Auch vergißt diese neue Schule der Plastik nur allzu leicht, daß die Skulptur gleich der Poesie ihren Stoffen erst aus einer gewissen Perspektive künstlerische Form geben kann, was mit der greifbaren Nähe eines Gegenstandes nicht vereinbar ist. Magnis „Lesendes Mädchen" mochte damals noch gut zu heißen sein, aber als dasselbe zur Nachahmung inspiriert hatte, da wurde ein Genre, welches für einmal und ausnahmsweise erlaubt war, im höchsten Grade tadelnswert.

Was wir jetzt in der neuen italienischen Bildhauerkunst und in ganz außerordentlicher Weise auf dem Campo Santo von Genua wahrnehmen und bedauern, ist keine bloße décadence. Ein Italiener, welcher sehr verständig über das Thema geschrieben hat, bezeichnete es mit dem Wort esaurimento (Absterben), und er hat damit das Richtige getroffen. Die Ursache des Übels liegt tief und weit ab von dem eigentlichen Gebiet der Kunst; es wurzelt in politischen und volkswirtschaftlichen Zuständen.

In Bezug auf die Technik steht die heutige Kunst nicht hinter der von vor zwanzig bis dreißig Jahren zurück. Aber die ernsteste der Künste leidet am meisten unter der widrigen Strömung in der geistigen Atmosphäre Jungitaliens. Realismus, Pessimismus und Mate-

rialismus haben in Litteratur und Kunst einen rohen, naturalistischen Zug gebracht. Eine Nation, die Raphael spöttisch einen „veralteten Madonnenmaler“ nennen kann, die von Michelangelos erhabenem Moses als einem „krausbärtigen Juden“ zu sprechen vermag — eine solche Nation darf sich nicht wundern, wenn der Geist jener gottbegnadeten Künstler in Zorn und Trauer aus ihrer Mitte entflohen ist. Wohl dürfen die Freunde Italiens und der italienischen Kunst wehklagen wie einst Christus über Jerusalem. Was ist aus der Heimat der Kunst, der Quelle unserer besten und höchsten Ideale geworden?

Ein Realismus der gröbsten und armseligsten Art hat die Künstler von der Schönheit losgetrennt. Oder sagen dieselben vielleicht mit Viktor Hugos Nadir: „J'ai tant cherché le beau que j'ai trouvé le laid!?“ Vor allem scheinen die modernen italienischen Bildhauer vergessen zu haben, welche strengen Grenzen ihr Material ihnen anweist, daß Ruhe und Würde notwendige Erfordernisse für Werke der Skulptur sind. Statt dessen bestreben sie sich, mit dem Meißel zu malen und dem geduldigen Stein Effekte abzuringen, die der Plastik ganz fern liegen. Diese Art Kunst streift das Gebiet der Dekorateure und Modisten. Sie ist ungesund, weil sie sich in überraschenden Capricen gefällt, und bringt sie es auch mitunter zu recht hübschen Erfolgen, so wird dadurch doch nur eine weichliche Richtung gefördert, die jeder plastischen Würde und Vornehmheit entbehrt. Kurz, diese neuere Kunst ist so vom modernen Geist und Empfinden durchsetzt, so frivol und affektiert, daß sie selbst die scharf ausgeprägte Abneigung widerspiegelt, welche in der Jetztzeit gegen alles herrscht, was das Gemüt bewegt.

Um diesem Hang noch besser frönen zu können, hat das moderne Italien sich mit der Wiederbelebung der alten Terrakottaplastik beschäftigt, zwar in einer Hinsicht auf den Vorbildern von Tanagra fußend, im übrigen jedoch sehr von denselben abweichend. Denn die phantastischen Gebilde, welche die heutigen Künstler aus dieser Masse formen, überschreiten selbst für dieses geschmeidige Material alle Grenzen des Erlaubten. Auch hier können wir wiederum vielen der Gruppen und Statuetten, darunter besonders den neapolitanischen, eine gewisse Frische und Lebendigkeit, ja einen ganz eigenartigen Charakter nicht absprechen. Die von Leben und Originalität strotzende Richtung der modernen Malerschule Neapels, welche sogar unter den Impressionisten als sui generis gilt, hat sich mit ihrer kühn allen traditionellen Gesetzen Trotz bietenden Phantasie auch auf die Plastik erstreckt. Hier ist eine solche Ungebundenheit indessen nicht am Platze. Die Impressionisten lassen absichtlich manches erraten, die Skizze ist ihnen lieber als das Vollendete. Man kann aber in Marmor und Thon weder andeuten noch skizzieren. Das ist der Irrtum, in welchem diese Künstler befangen sind. Und hierzu kommt, daß sie durch Übertreibungen dem extravagantesten Geschmack entgegenzukommen suchen. Oft jedoch verbergen sich Gedankenarmut und dürftige Erfindung hinter Kunststückchen und Absonderlichkeiten, welche den Beschauer anfänglich täuschen, deren er aber bald müde wird, um sich nach Werken jener alten verachteten Kunst zurückzusehnen, die einen „Moses“ und „Apoll von Belvedere“ geschaffen hat.

Und giebt es denn in Italien gar keine Bildhauer mehr, die in den Fußstapfen der Alten wandeln? So höre ich meine Leser fragen. Ja, es giebt deren noch, aber ihre Kunst ist zu einer bloßen akademischen Technik herabgesunken. Den zahmen, konventionellen, rein auf Nachahmung gestützten Erzeugnissen dieser Pedanten fehlt es an Geist und an Gemüt. Von ihnen zu sprechen, lohnt nicht der Mühe, obgleich auch sie zahlreich vertreten sind. Mit unseren Hoffnungen und Befürchtungen für die Zukunft haben sie nichts zu schaffen; keinerlei Einfluß kann von ihren unglaublich steifen, sowohl in Faltenwurf wie Attitüde jeder Würde entbehrenden Statuen zu erwarten sein. Nur die neuere Schule können wir in Betracht ziehen, weil sie bei allen ihren Untugenden so viel Tüchtigkeit und Intelligenz in der Ausführung, eine so große Korrektheit im Modellieren entwickelt, daß ihre Virtuosität eben irreführt.

Die vollendete Technik, die Italien von jeher besessen, ist den dortigen Künstlern keineswegs abhanden gekommen, obwohl der Bildhauer Dupré, welcher 1873 im Auftrage der italienischen Regierung als Berichterstatter die Wiener Ausstellung besucht hat, und der zu dem gleichen Zweck 1878 nach Paris gesandte Monteverde sich beide dahin geäußert haben, daß die Franzosen den Italienern in dieser Hinsicht hart auf den Fersen seien, während sie dieselben in plastischer Sicherheit und Würde wie in verständnisvollem Streben nach Adel der Form und an künstlerischem Feingefühl weit überträfen.

Kurz, das Übel, an welchem die italienische Plastik leidet, hat darin seinen Grund, daß die moderne Neubelebung, welche mit Dupré begann und gleichzeitig mit der politischen Emancipation des Landes fortschritt, vom rechten Wege abgeirrt ist und sich in falsche Seitenpfade und Sackgassen verloren hat. Es ist vergessen worden, daß Ruhe eine Hauptbedingung der Bildhauerkunst ist; daß, wie schon Lessing uns gesagt hat, ihre Aufgabe in der Darstellung des ruhenden Lebens besteht, daß die Antike allein ihre eigentliche Quelle der Inspi-

ration sein soll und weder Genre noch pittoreske Effekte in ihr Fach schlagen. So macht sich denn selbst bei den besseren dieser modernen Leistungen eine Kluft zwischen Intention und Ausführung bemerkbar, da der Naturalismus nun einmal nicht mit den Gesetzen der Plastik in Einklang gebracht werden kann. Und noch eines haben die Italiener vergessen: Obwohl in der Skulptur das Nackte passend und recht ist, so doch keineswegs das Negligé. Und hierdurch haben sie in die keuscheste aller Künste ein unlauteres Element eingeführt, das dieselbe in häßlicher Weise erniedrigt.

Wie schade! klagen wir unwillkürlich beim Anblick der vielen Kunsterzeugnisse, die uns zwar erkennen lassen, daß die alte Kraft nicht von dem auserwählten Lande der Kunst gewichen ist, aber uns zugleich die gefährlichen Irrwege zeigen, auf denen die Künstler wandeln. Wollten sie sich doch wieder der Via Sacra zuwenden! Das geistige Vermögen ist vorhanden, desgleichen das leblose Material in den Marmorbrüchen von Carrara. Es ist nur nötig, daß sie wagen, sich wieder zu Poesie und idealen Anschauungen zu erheben, durch das Studium der klassischen Kunst ihren Naturalismus zu zügeln, und wenn sie sich unter den Werken ihrer Vorfahren umschauen, so werden sie einsehen, daß eine treue, künstlerische Darstellung unseres modernen individuellen Lebens selbst mit den strengsten Gesetzen der Plastik vereint werden kann, und daß es zur Schöpfung einer modernen Bildhauerkunst nicht nötig ist, die Lehren der Alten beiseite zu werfen. Sie werden erkennen, wie gefahrvoll ein Beginnen ist, welches solche beklagenswerte Resultate hervorbringt, wie uns Rom kürzlich gezeigt hat, Turin eben jetzt aufweist und wie man sie in jeder italienischen Stadt sehen kann.

In unserer Besprechung haben wir absichtlich keine Namen erwähnt, da wir leider nur Veranlassung zu Tadel fanden. Und diesem haben wir einen um so stärkeren Ausdruck verliehen, als wir ein Übel bekämpfen, das noch zu heilen ist und dessen Heilung nur vom Willen der Künstler abhängt. Sobald sie Werke schaffen, die dazu dienen können, Sinn und Geschmack des Publikums zu veredeln, wird Italien wieder in der Plastik auf der Höhe stehen, die es so viele Jahrhunderte hindurch zu behaupten wußte und die es stets erstreben sollte, denn — „noblesse oblige“. In dieser Hinsicht hat Italien freilich durch seine Vergangenheit einen schweren Stand, aber diese Vergangenheit ist auch die beste Führerin. Möge Italien nur zu ihr emporschauen und sich nicht durch pathologische Kunsttheorien beirren lassen, so wird das Wort rennascimento (Wiedergeburt) an die Stelle des trostlosen esaurimento (Absterben) treten.

Die Italiener sollten nicht mit Deutschland im Erziehen von Soldaten und kriegerischen Übungen wetteifern und statt dessen lieber den Lorbeer pflegen, der ihnen gleichsam in die Hand wächst, der so leicht zu kultivieren ist in einem Lande, dem sich die Natur wahrhaft freigebig bezeigt hat. Sein Sieg wird dann ein um so schönerer sein und desto bleibender sein Ruhm.

Litterarische Mitteilungen.

Neuere Gedichte.

Die gewohnte Verherrlichung der alten „ewig neuen“ Stoffe: Lenz und Liebe, das beschauliche Versenken in die geheimen Regungen der Seele, die sinnige Betrachtung des Lebens und Webens in der Natur scheint immer mehr aus der Mode zu kommen. Wenn die überreiche Auswahl der vorliegenden Gedichtsammlungen ein Gesamturteil erlaubt, so treten vornehmlich zwei Richtungen in den Vordergrund: die philosophische Betrachtung und der alltäglichste, oft recht derbe Realismus. Nur zeitgemäß! lautet die Losung.

Unter den talentvolleren Vertretern dieser Parole bringt Oskar Linke die heterogensten zeitgemäßen socialen Fragen in ein gemeinsames Gewand und verleiht demselben die pompöse Etikette: **Jesus Christus.** (Norden, Hinricus Fischer.) Die Erfindung ist nicht übel: Einem Priester, wie er nicht sein soll, erscheint in einem mehr von Bacchus als von Morpheus assistierten Traum Jesus Christus in persona und fordert ihn zu einem gemeinschaftlichen Spaziergang durch die im Nachtdunkel liegenden Straßen auf. Das erste, worauf sie stoßen, ist ein krepierter Hund, das zweite eine halbverhungerte Proletarierfamilie, dann belauschen sie une de ces dames in ihrer düfteschwangeren Behausung u. s. w. und geraten endlich in eine — Wahlversammlung. Überall nimmt Jesus die Gelegenheit wahr, himmlisches Mitleid und göttliche Liebe zu predigen. Leider hat hier den Verfasser der poetische Aufschwung etwas im Stich gelassen. Von den „himmlisch schönen Worten“, die „goldgleich“ von den Lippen des Erlösers fallen, spürt man selten einen Hauch. Dagegen macht es sich eigentümlich, wenn Jesus bemerkt, wäre er in Germanien geboren, hätte er den Spruch von den Lilien nicht gethan. Wie dem auch sei: das Gedicht enthält in seiner Tendenz manches Treffende und in seinen realistischeren Partien manche psychologisch fein empfundene Wendung. — Gisbert Freiherr v. Vincke, dessen **Kleines Sündenregister** in zweiter vermehrter Auflage erschienen ist (Freiburg i. B., Fr. Wagnersche Universitätsbuchhandlung), behandelt mit Vorliebe litterarische und Kunstfragen. Die „Kunst im Geschäft“, das „Virtuosentum“, die Bestechlichkeit, der Dilettantismus, die Vielschreiberei, auch Wildenbruchs Erfolge fordern des Dichters Kritik heraus. Sein längst bewährtes Formtalent weiß die spröden Stoffe sicher, ja elegant zu überwinden, aber der unbefangene Genuß wird durch den vorherrschenden Eindruck des Widerspruchs zwischen Form und Inhalt verkümmert. — **Ich bau auf Gott!** Eine Festgabe. Neue religiöse Gedichte von Julius Sturm. (Bremen, M. Heinsius.) Im starkem Gegensatz zu den vorher genannten tritt hier dem Leser in knapper, einfacher Ansprache an das Gemüt ein Dichter der älteren Art entgegen. Da ist nichts von Pessimismus und dialektischer Schärfe und Schneidigkeit! Auch enthält das Werk keineswegs, wie der Titel erwarten läßt, ausschließlich religiöse Gedichte; an ethische und philosophische Betrachtungen knüpfen sich sinnige Naturbilder, Sprüche und Lehren aus dem „Tagebuch eines Erziehers“. Die Form ist meist tadellos, der Gesamteindruck durch die vorwaltende stillfrohe Zuversicht, die aus den Gedichten spricht, ein höchst erquicklicher. — Einen Ehrenplatz neben diesem Vertreter einer älteren Richtung verdient ohne Zweifel Gustav Schwab, dessen etwas wortreiche, aber auch gefühls- und bilderreiche **Gedichte** in einer sorgfältig gesichteten und vermehrten Ausgabe und mit einer ausführlichen biographischen Einleitung versehen von Gotthold Klee bei C. Bertelsmann in Gütersloh erschienen sind. Dem Werke ist des Dichters Bildnis beigefügt. — Der mit offenem Blick ringsum wachehaltende Oswald Marbach besingt in schwungvollen Rhythmen das neuzeitliche Dasein

in seinen verschiedenen Äußerungen im Kunst-, Zeit-, Geist-, Welt- und Seelenleben; in **Licht und Leben** (Leipzig, Bruno Zechel) quillt des Dichters Gedankenborn voll und reich hervor aus vielseitiger Beobachtung und ernster Erfahrung: etwas mehr Klarheit und Folgerichtigkeit der Aussprüche und eine strengere Auswahl, die manches Matte und Unbedeutende über Bord geworfen, hätte der Fülle nicht geschadet; was sie an äußerem Gehalt verloren, hätte sie an innerem gewonnen. — Den **Gedichten** von Martin Greif, welche in dritter durchgesehener und stark vermehrter Auflage erschienen sind (Stuttgart, J. G. Cotta), ist als besondere Signatur die Pointe eigen. Gleichviel ob der Dichter Naturbilder, Herzenstöne oder ob er Balladen und Romanzen zum besten giebt: der Sinnspruch, das Tüpfelchen über dem i, die witzige Schlußwendung, der poetische Einfall verleihen seinen kleineren und größeren Dichtungen einen erfrischenden und belebenden, oft einen ergreifenden und rührenden Nachklang; bald stellt sich die Pointe als kecker, schelmischer Kobold ein, bald wie ein Sonnenstrahl, der auch das Kleinste goldig verklärt. — Mit wuchtigerem Schritt naht Felix Dahn in seinen **Gedichten** (3. Aufl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Er läßt in seinen Romanzen, Balladen, in seinen allegorischen Dialogen und Bildern antikes und germanisches Heldenleben in gedrungenen Zügen wiedererstehen. Doch auch zarte, ja schalkhafte Klänge weiß der Dichter seiner wohlgestimmten Lyra zu entlocken. Er gedenkt der Jugend und ihrer Träume, der jungen Liebe und ihrer Ahnungen, des Frühlings und seiner Wonnen. Alles äußert sich in leichter, gefälliger Art, wie munteres Quellenrieseln. Unter den Genrebildern sind köstliche kleine Scenen, wie „Brigitta". In den Abschnitten „Aus Leben und Streben", „Beschauliches" und in den vermischten Gedichten verbirgt sich manche Perle. Die Abteilung „Die zwei Königskinder" enthält auch Beiträge von Therese Dahn (Droste-Hülshoff). Den Schluß des stattlichen Bandes bildet eine Reihe patriotischer Dichtungen zum Lobe des Vaterlandes. — Himmelweit entfernt von allem Konventionellen in Kern und Schale seiner poetischen Produktion ist Konrad Ferdinand Meyer, der eigenartige Novellist. (**Gedichte.** Leipzig, H. Haessel.) Ob er „frech und fromm" „Götter" oder „Männer" zeichnet — immer sind es Originalität der Gedanken und ein kerniger, kräftiger Ausdruck, die seinen Dichtungen ein eigentümliches Gepräge verleihen. Am glücklichsten ist er in der Skizzierung von Charakterköpfen, männlichen wie weiblichen; am wenigsten gelingt es ihm, in philosophischen Ergüssen klar und verständlich zu bleiben. Wenn er grübelt, wird er rätselhaft, während, wenn er zeichnet, seine Ideen und Gestalten oft eine unübertreffliche Plastik erhalten.

In den neueren epischen Gedichten der letzten Zeit findet sich viel guter Wille, viel Fleiß und auch oft Talent und Witz begraben; ja, begraben! denn wir zweifeln, daß außer den verwandtschaftlich oder freundschaftlich-persönlich Alliierten der betreffenden Autoren und den Recensenten, welche, wenn sie gewissenhaft sind, daran ihre Geduld erproben müssen, sich noch irgend ein Menschenkind findet, das diese wohlgemeinten Werke von Anfang bis zu Ende liest. Das vorliegende Heldengedicht in zwölf Gesängen: **Hermann**, von M. E. delle Grazie (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag), empfiehlt sich durch die Abwesenheit der sonst üblichen langen Abschnitte versifizierter Historie und allzu penibler und absichtlicher kulturhistorischer Detailauskramerei. Frisch und flott tummelt der Autor seinen Pegasus auf den germanischen Gefilden, und wenn auch gelegentlich von Wodan und von Freia die Rede ist, so hat das nicht viel auf sich. Die Situationen haben einen rein menschlichen Inhalt, der sich überall und zu allen Zeiten ähnlich abspielen könnte. Daneben ist der Gegensatz zwischen Römerwesen und Germanentum gut skizziert. — Weit kürzer als M. E. delle Grazie faßt sich Adalbert Schroeter in seinem **York von Wartenburg**, ein vaterländisches Heldengedicht. (Jena, Hermann Costenoble.) Etwas derb und geradezu wie seine Soldatenhelden stellt der Autor seine Verse kampfbereit in Reih und Glied und macht nicht viel Federlesens, wenn hier oder da der gute Geschmack oder das Versmaß über einige Steine des Anstoßes stolpern. Gesinnungstüchtigkeit und patriotische Begeisterung helfen über manchen Graben hinweg. — Wie sanftes Wellenrauschen berührt dagegen der glatte Rhythmus der Hexameter des Freiherrn von Hohenbühel, genannt Heufler zu Rasen, das Ohr. Die vorliegenden drei kleinen Heftchen: **Hall am Inn**, Epigramme, **Die Flüsse Tirols**, Sinngedichte, und **Mein Idyll**, zwei Bücher Epigramme (sämtliche Hefte erschienen bei Wagner in Innsbruck), dokumentieren eine außerordentliche Formgewandtheit, die um so bewundernswerter ist, als sie der Schilderung von scheinbar sehr unpoetischen Dingen dient: den Fabrikschloten, dem „Gebläse", dem Sieden und Brodeln im „Pfannhause" der Salzstadt Hall. Sehr sinnig sind die Flüsse Tirols besungen, aber wirkliche poetische Geniebliltze enthält das Büchelchen „Mein Idyll". Dem Haus, dem Söller, dem Erker und Keller, ja den einzelnen Stuben sind prächtige Sprüche gewidmet; dann kommen die Bäume und Blumen des Gartens, die Obstspaliere, die Hecken und Wiesen an die Reihe. Das „Schlußwort":

Wassertropfen! so klein, du spiegelst im Bilde den Himmel;
Trauliches Heim! auch du strahlest den Himmel zurück —

könnte dem liebenswürdigen Buche als Motto voranstehen.

Die altbayerischen Reime von Paul Vogel: **Mit Verlaub** (München, Theodor Ackermann), spenden ein humoristisches „Durcheinander", das dem Liebhaber von Dialektdichtungen und gemütvoller Lebensauffassung eine vergnügliche Unterhaltung bieten wird. — Den oben erwähnten Dichtungen des Freiherrn von Hohenbühel ähnlich in der Betrachtung und Schilderung scheinbar wenig zur poetischen Behandlung sich eignender Stoffe sind die **Gedichte** von dem Berliner Dichter Johannes Trojan. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Der Baum vor dem Hause, der dem Neubau weichen muß, die Tafelblume und bald dies bald das, was dem Dichter Anlaß zu sinnreichen Sprüchen giebt, wird mit Anmut und Geschick in den Reigen seiner zierlichen Verse gezogen. Dabei ist J. Trojan humoristisch, ja oft sarkastisch, und unter den hübschen Blüten, die er verschwenderisch verteilt, ist mancher feine Stachel verborgen. Die elegante Ausstattung des Buches läßt es als willkommene Zierde eines Salonbüchertisches erscheinen.

Die Gruppe der Liebeslyrik ist, wie schon angedeutet, numerisch nur schwach vertreten. Von Max Voß liegt ein Bändchen **Lieder** vor (Berlin, Kommissionsverlag von Eugen Grosser), die nicht viel Neues und nicht immer Tadelloses bringen, die jedoch genug des Anmutenden enthalten, um einen angenehmen Eindruck zu hinterlassen. — Eine bemerkenswerte Gabe ist das „Frühlingsidyll" in drei Gesängen **Anakreon** von Wilhelm Fischer. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Mit seltener Anschaulichkeit weiß der Dichter durch den künstlerischen Fluß seiner Schilderung den Leser in die Welt der griechischen Lebensfreudigkeit zu versetzen. Seine Gestalten und seine Diktion atmen ein schöngeistiges, sinnliches Behagen, das selbst in seiner naiven Hingebung an Lust und Genuß die edlen Formen antiker Würde zu bewahren weiß. Sehr merkwürdig ist die Feinfühligkeit, mit welcher der Dichter Unschönes zu umkleiden weiß. Nur eine Stelle sei erwähnt: Anakreon ist zu Gast bei Nikon, dem breitbrüstigen, kurzbeinigen Meister, zu dem die hehre, holde Semne wenig zu passen scheint. Ein lustiges Trinkgelage geht seinem Ende entgegen, denn Nikon wird des „Becherreigenspieles" müde und „oft das Auge schon des Blicks vergaß" ... die Art, wie hier ein Unschönes taktvoll, kurz und wahr dargestellt ist, ist meisterlich. Ähnliche Züge finden sich fast auf jeder Seite. Das Gedicht sei Verehrern echter Poesie warm empfohlen. — Ebenfalls **Aus aller Zeit** kommen zwei Erzählungen in Versen von Leo von Stür. (Hagen i. W., Hermann Risel u. Comp.) Eine lebhafte Handlung auf altgermanischem Boden und voll jugendlicher Romantik bringt in bunter Abwechselung der Scenerie und des Versmaßes manche ansprechende Einzelheit, die für das Talent des Autors zeugt. — **Fern von der Heimat!** Gedichte von Ida von Conring. (Norden, Hinricus Fischer.) Ernsten Erinnerungen, die Deutschlands letzte Kriege und Siege hinterlassen, sind diese Gedichte gewidmet. Eine Schwermut liegt auf diesen Blättern, die nicht ohne poetischen Reiz auf gleichgestimmte Seelen bleiben wird. — In E. Heiden — unverkennbar eine Dichterin — begrüßen wir ein vielversprechendes Talent. Ihre **Gedichte** (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) gehören zu dem Besten, was uns neuerdings begegnet ist. Von der ersten bis zur letzten Zeile sind ihre Gedichte der Liebe geweiht, und sie wird nicht müde, den Erwählten ihres Herzens mit sanften und stürmischen, mit schelmischen und tiefernsten, mit jubelnden und klagenden Tönen zu umgaukeln. Nichts von Tüftelei und Künstelei! Ein volles warmes Frauenherz, das die Wonne und das Jauchzen nicht zu bergen vermag und echt und wahr ausklingen läßt in Liedern, wie sie eben entstehen sollen, wie durch Naturgewalt. Hin und wieder findet sie das glücklichste Stimmungsbild, so in der ängstlich-drolligen Beichte des Mädchens an die Mutter:

„Ins Aug hat er mir lang gesehn,
Geküßt hat er die Lippen mein,
Und ich — ich ließ es so geschehn —
Und wußte doch, das soll nicht sein!"

Die Mutter aber zürnend senkt,
Verwirrt ihr Antlitz tief herab,
Und einer sel'gen Stunde denkt,
Die längst verblühter Lenz ihr gab.

„Gewiß, mein Kind, das soll nicht sein!"
Die Lippe leis und mahnend spricht —
Und wie ein heller Frühlingsschein
Liegt's auf dem alternden Gesicht.

Von Hochzeit zu Hochzeit. Lieder aus sonnigen Tagen. Von J. Fastenrath. (Wien, L. Rosner.) Wie ein brausender Wildbach, der alles, was in sein Bereich kommt, unbekümmert mit sich gehen heißt, so muten uns diese Herzensergüsse des Autors an. Die Gedichte sind wie Tagebuchblätter verräterisch, auch gelegentlich wie diese ganz interessant zu lesen. Der Leser erfährt, was, wie und wo die Braut war, ehe sie von Vöslau nach Köln übersiedelte, und man lernt fast die gesamte Verwandtschaft kennen. Ob sich diese Interna für ein größeres Publikum eignen, ist die Frage; man kann indessen dem Autor auch trotz man-

cher gar holprichten Verszeile nicht gram sein: sein Glück ist so naiv und ehrlich ausgedrückt, daß es zu aufrichtiger Anteilnahme zwingt.

Zum Beschluß der Besprechung sei auf den neuerschienenen dritten Band der **Dichtungen der Hebräer** (Innsbruck, Verlag von Wagner) ausdrücklich aufmerksam gemacht. Gustav Bickell hat sich mit großer Pietät der Aufgabe unterzogen, diese Dichtungen, das heißt selbstverständlich einen kleinen Teil, der besonders geeignet erschien, herauszugeben. Sie sind zum erstenmal nach dem Versmaß des Urtextes übersetzt. Der erste Teil enthielt prophetische Gedichte und solche aus der israelitischen Geschichte; der zweite Teil brachte das „Buch Job" in seiner ursprünglichen Gestalt. Der vorliegende dritte Teil enthält den „Psalter".

Noch ein Werkchen liegt vor, das nicht eigentlich in den Rahmen dieser Besprechung paßt, das aber mit Recht viele Liebhaber finden dürfte und deshalb besonders erwähnt sein mag: **Christoph Lehmanns Blumengarten**, frisch ausgejätet, aufgeharkt und umzäunt von einem Liebhaber alter deutscher Sprache und Weisheit. Volksausgabe. (Berlin, Karl Dunkers Verlag.) Die Auswahl dieser kurzgefaßten, oft nur wenige Worte umfassenden Sprüche hätte vorsichtiger sein müssen. Neben vielem Guten, ja einigem Ausgezeichneten findet sich viel Abgeschmacktes und sogar Anstößiges. Der gute Eindruck, den diese Blumenlese an Witz, Sarkasmus und wirklicher Weltklugheit und Menschenkenntnis in jedem erwecken muß, wird leider dadurch beeinträchtigt.

Litterarische Notizen.

Götter und Götzen. Roman von Konrad Telmann. Drei Bände. (Leipzig, Karl Reißner.) — Eine Fülle von Ereignissen drängt sich in diesem Roman zusammen, aber nicht immer sind sie der poetischen Begabung des Verfassers entsprungen, gar häufig tragen die Vorgänge, welche uns derselbe schildert, und die Personen, die er charakterisiert, den Stempel der Reflexion; manchmal sogar spricht sich etwas Erzwungenes darin aus, so daß man nicht von der inneren Wahrheit des Dargestellten überzeugt wird. So mag es kommen, daß auch die Götter des Dichters zuweilen wie Götzen erscheinen. Immerhin ist es ein unterhaltendes Buch mit einzelnen Zügen von ergreifender Kraft, und der Umstand, daß die Judenfrage darin eine Rolle spielt und der Verfasser sich offenbar auf die Seite der Semiten stellt, mag ihm im Lager dieser Partei viel Freunde erwerben.

Jung-Amerika. Bilder aus dem New-Yorker Leben von Sara Hutzler. (Breslau, S. Schottlaender.) Eine Anzahl von recht frisch und anmutig geschriebenen Novelletten, deren Verfasserin in der resoluten Pinselführung und dem gänzlichen Fernbleiben von Gefühlsschwelgerei die Amerikanerin nicht verleugnet.

* *
*

Alexei. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. (Leipzig, S. Hirzel.) Die Zeit verleiht einzelnen historischen Vorgängen einen poetischen Nimbus, den sie für die Mitlebenden kaum gehabt haben. Dies ist bei jenen russischen Gewaltakten der Fall, deren direkte Beweggründe roher und grausamer Art waren, wenn sie auch oft mit großen Charaktereigenschaften Hand in Hand gingen. Heinrich Kruse hat der Reihe seiner historischen Trauerspiele ein neues zugefügt, dessen Stoff die Beseitigung des unglückseligen Alexei, des Sohnes Peters des Großen und Gemahls der von Zschokke zur Heldin eines Romans gemachten „Prinzessin von Wolfenbüttel", bildet. Der Dichter zeigt das Bestreben, möglichst natürlich zu erscheinen, aber leider wird das Abstoßende der Vorgänge dadurch weder tragisch vertieft noch gemildert. Die Sprache ist geschickt behandelt. Schade, daß der Stoff so unglücklich gewählt wurde.

* *
*

Im Wechsel der Tage. Unsere Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Dichtung. Herausgegeben von Adolf Brennecke. (Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.) — In Bezug auf reiche und gefällige Illustration steht dies Buch auf dem Standpunkte der modernsten Anforderungen; in diesem Falle, wo es sich darum handelt, ein zu Geschenkzwecken bestimmtes Werk zu bieten, kann man es nur willkommen heißen, wenn die von Amerika ausgehende Sitte des überreichen bildnerischen Schmuckes, der absonderlichen Gruppierung und Zusammenstellung der Illustrationen mit Geschick und Geschmack in Anwendung gebracht ist. Die Auswahl der Gedichte zeigt eine sorgfältige Hand; die Rücksicht auf den Wechsel der Jahreszeiten bleibt immer eine ansprechende Idee und hat hier namentlich auch der illustrativen Seite des Unternehmens erwünschte Gesichtspunkte gegeben. Wie schon bei so mancher früheren Publikation zeigt auch hier die Verlagshandlung, daß sie weder

Mittel noch Mühe gescheut hat. Die Bilder sind nicht alle Originale und daher etwas verschieden im Charakter, aber sie sind effektvoll, und namentlich sind die gehäuften Landschaftsbilder zuweilen von wahrhaft poetischer Wirkung. Das ganze Buch verdient die allernachdrücklichste Empfehlung.

* * *

Die Verlagshandlung von A. Hartleben in Wien hat sich in letzter Zeit durch viele Publikationen über die wichtigen Erfindungen und Errungenschaften auf den Gebieten der Technik und Industrie hervorgethan. Darunter darf das reich illustrierte, mit Karten und Plänen ausgestattete Werk **Das eiserne Jahrhundert** von A. v. Schweiger-Lerchenfeld besondere Beachtung in Anspruch nehmen. Die beiden Hauptfaktoren des gewaltigen Fortschritts unseres Jahrhunderts: Dampf und Eisen, sind in ihrem Einfluß auf die Entwickelung der Kultur und Civilisation in anregenden Schilderungen gewürdigt. Eisenbahn, Schiffahrt, Telegraphie, Großindustrie, moderne Kriegsmittel, alles dies und manches andere noch findet darin Berücksichtigung. Die Ausstattung verdient das höchste Lob. Die zahlreichen Illustrationen sind mit Sachkenntnis gezeichnet und sorgfältig ausgeführt, ebenso ist der Druck des Textes sehr klar.

* * *

In überaus zierlicher Ausstattung giebt seit einiger Zeit die Verlagshandlung von Karl Prochaska in Wien und Teschen unter dem Gesamttitel „Salonbibliothek" eine Serie schönwissenschaftlicher Werke heraus, deren Zweck darauf gerichtet ist, dem gebildeten Publikum anregende Unterhaltung zu bieten und dabei ausschließlich der besseren Geschmacksrichtung Rechnung zu tragen. Jeder Band enthält ein abgeschlossenes Werk; was bis jetzt geboten wurde, bewegt sich nicht nur auf dem belletristischen Gebiete, sondern umfaßt auch belehrende Essays über Stoffe der populären Philosophie, der Litteratur, Kunst und Geschichte. Besonders charakteristisch ist in dieser Hinsicht der höchst lesenswerte Band von Hieronymus Lorm: **Der Naturgenuß**, worin der gemütvolle Dichter in stimmungsreicher Weise sein Thema nach allen Richtungen hin so fesselnd variiert, daß man bald in tiefsinnige Betrachtungen hineingezogen, bald in anmutiger Weise über die Reize des Lebens in und mit der Natur unterhalten wird. Die Einleitung ist eine völlig abgerundete Novelle, an welche sich dann die Naturbetrachtungen anschließen. Die anderen Bände enthalten Schriften von Moritz Jokai, Wilhelm Goldbaum, Johannes Scherr, Ernst Eckstein, von dem eine originelle Novelle „Eingeschneit" geboten wird, und anderen. Bis jetzt halten sich sämtliche Bände auf der richtigen Höhe für das ernsthaft bildungsuchende Publikum.

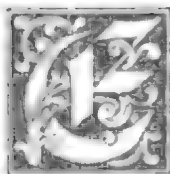
* * *

Ein Buch, welches für die praktische Anwendung der Naturwissenschaft gute Dienste leisten kann und sich durch verständige Gruppierung vorteilhaft auszeichnet, ist das im Verlage von Ferdinand Enke in Stuttgart erschienene Werk: **Die Physik im Dienste der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens.** Was in einzelnen Zeitschriften dieser Richtung zerstreut geboten wird, hat Professor Dr. G. Krebs, der Herausgeber dieses Buches, mit sachkundiger Auswahl sowohl für die Schüler höherer Lehranstalten wie für das große Publikum zusammengestellt, und die Bearbeiter der darin behandelten einzelnen Themata aus den Gebieten der Akustik, der Elektricität, der Heizung und Ventilation, der Beleuchtung u. s. w. sind sämtlich bewährte Autoritäten auf den betreffenden Gebieten.

Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Der alte Randolph.

Novelle
von
J. Boy-Ed.


Ein Greis ging mit vorsichtigen Schritten über die schneebedeckte Straße. Er starrte mit großen ängstlichen Augen durch seine hellblauen konvex geschliffenen Brillengläser; er hielt die Elfenbeinkrücke seines Stockes fest in der behandschuhten Rechten und setzte den Stock sorgsam bei jedem Schritt etwas seitwärts vor sich hin, mit einer gleichsam tastenden Bewegung. Der helle Sonnenschein, welcher blendend vom Schnee wiederblinkte, schimmerte auch um die dichten weißen Haare des Greises, die, stark unter dem Hut hervorquellend, seinen Nacken kränzten.

Auf der mäßig belebten Hauptstraße der norddeutschen Provinzialstadt schritt gar mancher an dem Greis vorüber, den zu erkennen dieser sich vergebens bemühte. Manch einer aber rief ihm ein freundlich-ehrerbietiges „Guten Tag, Herr Randolph!“ zu. Dann fuhr der Alte mit rascher Handbewegung an seinen Hut, nahm diesen übertrieben höflich ab und sah sich einen Augenblick nach dem Grüßenden um, ehe er seinen Weg fortsetzte. Zuweilen geschah es auch, daß jemand stehen blieb, um einige Worte mit ihm zu wechseln; dann lächelte der Greis geschmeichelt und wichtig und doch zugleich verlegen, denn er konnte sich nie sogleich auf den Namen des gerade zu ihm redenden Menschen besinnen und fragte ganz gewiß zehn Schritte weiter, wenn man ihn abermals anredete: Wer war der Herr, welcher eben so freundlich mit mir sprach? So wandelte er jeden Tag um dieselbe Stunde desselben Weges, schon seit einigen Jahren. In diesem Zeitraum waren seine Haare nicht weißer, sein frischgefärbtes rötliches Gesicht nicht faltenreicher, seine Haltung nicht gebeugter geworden, wohl aber hatten nach und nach seine Füße angefangen, vorsichtiger hinzutreten, wohl ward der Blick der hellen Augen hinter der Brille immer blöder, wohl der Ausdruck des Antlitzes immer freundlicher und sorgloser.

Die Frauen, welche arbeitend hinter den Blumentöpfen an den Fenstern der netten kleinen Häuser saßen, hoben wohl

die emsig über das Nähzeug geneigten Köpfe, wenn der alte Randolph langsam vorüberkam, und sprachen, ihm wohlgefällig nachschauend: „Was für ein hübscher alter Mann er doch ist und so gut!" Die Männer, die in müßigen Augenblicken mit der Pfeife schmauchend in ihren Ladenthüren standen, rückten an ihren Hauskäppchen, wenn er vorbeiging, und dachten, ihm neidisch nachsehend: Wie der alte Mann sich hält, trotz seiner achtzig Jahre. Sprach nun jeweilig einer dem Greise selbst seine Bewunderung aus, so ließ dieser sich die Gelegenheit nicht entgehen, seine Lebensgeschichte zu erzählen, um aus ihr die Beweise zu ziehen, daß die Arbeit und die Sorge für andere das Mittel seien, ein gesegnetes Alter zu erlangen. Wenn man ihm dann riet, sich doch nun endlich die wohlverdiente Ruhe zu gönnen, meinte er lächelnd, die jungen Leute wüßten doch wohl schwerlich ohne seinen Rat zu handeln und hätten es auch gar zu gern, wenn er noch zuweilen nach dem Rechten sähe; deshalb wandere er jeden Mittag ein Stündchen in das Comptoir seines Sohnes, obgleich sein Sohn ein ganz bedeutender Mann, ein energischer und gerechter Mann sei, dem er unbedingt alles vertrauen könne. Kein Wetter hielt den Greis von diesem seinem täglichen Weg ab; je ärger es stürmte, je wichtiger und pflichteifriger kam er sich vor und nahm es entschieden für eine Herabsetzung seines Thuns, wenn man ihm bei gutem Wetter sagte: „Nun, Herr Randolph, das thut gut, bei dem herrlichen Sonnenschein zu promenieren? Recht so; man muß die alte Maschine im Gang erhalten, da kann sie nie einrosten."

Also redete ihn auch heute ein Herr an, der ihn auf dem Bürgersteig eingeholt hatte. Der alte Randolph schüttelte die Hand, welche die seinige ergriff, und wiegte bedächtig das Haupt, als er auf die Anrede antwortete: „Ich spaziere nicht zu meinem Vergnügen, Herr ... Herr ..."

„Konsul Broock," vollendete der andere.

„Ja, mein lieber Konsul, nicht zu meinem Vergnügen."

„Ha, ha, machen sich immer noch ein bißchen im Geschäft zu thun. Begreife ich, Herr Randolph, begreife ich vollständig; für jemand, der seine fünfzig oder sechzig Jahre gearbeitet hat — und mit welchen Resultaten gearbeitet hat — bedeutet Unthätigkeit Tod. Und gottlob sind Sie ja noch von einer Rüstigkeit, die unsere Jugend beschämen kann. Wenn Ihre weißen Haare nicht wären — wissen Sie, Herr Randolph, daß meine Frau in Ihre weißen Haare verliebt ist? Sie sagte noch heute morgen: ‚Ich freue mich immer, wenn ich den alten Randolph sehe; man erkennt ihn schon von weitem an seinen weißen leuchtenden Haaren, er ist so ein schöner alter Herr.'" Damit schlug der Konsul, während er langsam neben dem Greis weiterschritt, diesem kräftig auf die Schulter.

Der Greis kämpfte eine schnell aufwallende Rührung nieder, lächelte und strich sich eitel über seine weißen Haare.

„Grüßen Sie Ihre liebe Frau vielmals von mir. Ach, mit der Rüstigkeit ist es nicht mehr so weit her; die Augen, Herr Konsul, die Augen und das Gedächtnis!"

„Das ist der Tribut, den selbst Sie schließlich Ihren Jahren zahlen müssen," sprach der Konsul. Er hatte eine auffallend helle, meckernde Stimme und lachte nach jedem seiner Sätze kurz auf. Seinen großen, schmalen Körper trug er nach vorn geneigt; seine Hände, die er hinter sich im Kreuz gefaltet hielt, umklammerten einen Stock, der wagerecht vom Rücken aus in die Luft zielte. Der Konsul blickte mit kurzsichtigen, halb geschlossenen Augen lauernd auf seinen schwerfällig wandelnden Weggenossen; er hatte sein graubleiches, bartloses Antlitz in nachdenkliche Falten gelegt, denn er sann, wie er den Greis auf das Gespräch bringen könne, welches er mit ihm zu führen wünschte. Nicht ohne einen besonderen Zweck war der Konsul dem Greis nachgeeilt. „Ja," fuhr er also nach einer kleinen Pause fort, „wer wie Sie das Glück hat, seine Geschäfte in die Hände

eines so tüchtigen Sohnes legen zu können, der darf sich beruhigt auf sein Altenteil zurückziehen und dem Lauf der Dinge zuschauen."

„Nun," meinte der Alte vertraulich, damit der andere ja nicht denke, er sei ganz ohne Stimme und Rat im Geschäft, „zuweilen freut man sich doch, daß man noch da ist, um der allzu großen Kühnheit der spekulationssüchtigen Jugend in die Zügel zu fallen. Ich habe mich nicht vom Geschäft zurückgezogen, weil ich mich altersschwach fühlte, sondern weil ich mir sagte, ein Mann von fünfzig Jahren wie mein Sohn will endlich auch einmal selbständig werden."

„Sehr verständig," lobte der Konsul, zum leuchtend blauen Winterhimmel emporschauend. Er fuchtelte hinter seinem Rücken mit dem Stock umher und setzte hinzu: „Ein feiner Kopf Ihr Sohn, lieber Randolph; er hat jüngst die ganze Börse an der Nase herumgeführt durch seine glückliche Spekulation in russischem Weizen."

Jene Spekulation war hinter dem Rücken des Alten eingefädelt worden, er hatte sich sehr über dieselbe erzürnt, wollte sie möglichst rückgängig gemacht haben, fürchtete böse Verluste und war schließlich beleidigt, daß der Verlauf seinem Sohn und nicht ihm recht gab. Er würde einen großen Verlust gern erlitten haben, um dann dem Comptoir zu beweisen, daß seine alten Augen doch noch schärfer sähen. Daher antwortete er jetzt etwas heftig:

„Dies war mehr dem blinden Glück als der Klugheit meines Sohnes zuzuschreiben. Ich habe solche Geschäfte stets vermieden. Doch es ist vergebens, meinen Sohn zu überzeugen, er hat zu seinen vielen trefflichen Eigenschaften auch einen harten Kopf und eine ungeheure Meinung von sich bekommen. Gerade jetzt bin ich wieder mit ihm in Konflikt über den Meinhardtschen Fall."

Der Konsul machte ein immer harmloseres Gesicht. Sie standen gerade an einem Straßenübergang, ein Lastwagen mit Güterstücken von der Eisenbahn rasselte mit seinen eisernen Ketten und seiner Leiter vorüber. Broock wartete ruhig, bis das Getöse verhallte, und sagte dann im gleichgültigsten Tonfall:

„Wie so — Meinhardt? Wollen Sie mit dem großen Kaffeehaus Meinhardt in Hamburg arbeiten?"

Der Greis stand still, faßte des anderen Arm und raunte:

„Ja, wissen Sie denn nicht, daß Meinhardt stockt?"

Konsul Broock war ja, um dies gewiß zu erfahren, dem alten Manne nachgeeilt.

„Man munkelt so allerlei," sprach er bedächtig. Sie gingen weiter.

„Ich bitte Sie aber — ganz im Vertrauen, Broock! Es liegt meinem Sohn sehr viel daran, daß es nicht publik wird. Er denkt, da er sichere und an der Börse noch nicht bekannte Nachrichten über den wahrscheinlich schlechten Ausfall der diesjährigen Kaffeeernte auf den Antillen hat, den ganzen Kaffeevorrat des Hauses Meinhardt zu übernehmen; das Haus käme über die Stockung weg, und mein Sohn verspricht sich einen sehr erfreulichen Gewinn. Nicht wahr, lieber Konsul, Sie sprechen nicht darüber; mein Sohn ist sehr eigen."

„Lieber Herr Randolph, seien Sie außer Sorge — ich bin verschwiegen wie das Grab," versicherte der Konsul freundschaftlich.

Eine Kinderschar — kleine halbwüchsige Mädchen — kam den beiden jetzt auf dem Bürgerstieg entgegen; die kleinen Mädchen hatten sich eins in den Arm des anderen gehängt und bildeten so eine Reihe über die halbe Straßenbreite. Aus der kichernden Schar löste sich eine blondhaarige Kleine und sprang auf den alten Randolph zu, während die anderen im Vorüberschwenken riefen: „Guten Tag, guten Tag!" Der Greis nickte freundlichen Gegengruß und sprach zu der Kleinen:

„Aber, Käthchen, ist denn deine Schule umgezogen, daß du mir hier begegnest?"

Die blitzenden Augen des Kindes trotz-

ten unter dem Pelzmützchen hervor, welches etwas schief auf den unordentlichen Haaren saß.

„Großpapa, ich bin dir entgegengegangen, obgleich Mama es mir ein für allemal verbot!“ jubelte das Kind. Käthchen fuhr so energisch mit der Rechten in ihren Pelzmuff, daß das Händchen an der anderen Seite des Muffs wieder zum Vorschein kam und sie mit den rot gefrorenen Fingerchen die Mappe fassen konnte, welche sie bisher in der Linken schlenkerte. Nun schob sie die freie Linke in Großpapas warme Faust und trippelte stolz neben ihm her.

„So — so,“ sagte der Großpapa, „du bist eine Hexe, du mußt der Mama gehorchen, wenngleich es sehr unrecht von ihr ist, dir die natürliche und unschuldige Freude zu verbieten. Sie können sich gar nicht vorstellen, lieber Konsul, wie sehr meine Schwiegertochter mir meine Enkel entfremdet. Wie mein Enkel Gustav noch ein Knabe war — Sie wissen, Käthens älterer und einziger Bruder —, durfte ich mir nie erlauben, über die Erziehung meines Stammhalters ein Wort zu sagen. Aber ich weiß mich zu bescheiden, ich sehe ein, meine Kinder haben das Recht, selbständig zu handeln. Ich kann Ihnen den Rat geben, Broock, wenn Sie einmal erwachsene Kinder haben, mischen Sie sich nie in die Angelegenheiten derselben.“

Käthchen lauschte aufmerksam den Worten des Großpapas. Konsul Broock blieb stehen, um sich nun zu verabschieden.

„Sie sind ein gerechter und vernünftiger Mann, Herr Randolph — wenn doch alle Väter so dächten. Man lernt immer von Ihnen. Aber hier trennen sich unsere Wege — ich will noch an das Telegraphenbureau. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Sohn. Adieu, du kleiner Wildfang.“

Er schüttelte dem Greise und dem Kind die Hände, bog in eine Seitengasse und dachte: Daß der Albertus Randolph dem geschwätzigen Alten nicht die Comptoirthür vor der Nase zuschließt, damit er ihm nicht mehr in die Karten guckt! Grundgütiger Himmel, wenn man denkt, daß man auch eines Tages so ein altes Weib werden könnte!

Der weißhaarige Alte aber sprach zu seinem Enkelkind:

„Es ist ordentlich rührend, wie der Konsul Broock an mir hängt.“ Und langsam setzte er seinen Weg durch die langgestreckte Straße fort.

„Großpapa,“ hob nach einer Weile die Kleine klagend an, „wenn du so langsam gehst, frieren meine Füße.“

Sogleich beschleunigte der Greis seinen Schritt. Sein unsicherer Fuß glitt alle Augenblicke aus auf dem festgetretenen, harten Schnee, seine Brust fing an schwer zu atmen und bei dem nächsten Straßenübergang, als er sich nicht Zeit nahm, mit seinem Stabe die Stufe zu untersuchen, welche vom Fahrdamm auf den Bürgersteig führte, stolperte er schwer und fiel hin. Käthchen schrie; Vorübergehende sprangen hinzu und hoben den Greis auf, freundlich in ihn hineinscheltend ob seiner jugendlichen Eile.

„Dem Kinde wird so kalt, wenn wir langsam gehen,“ entschuldigte sich der alte Randolph. Dann dankte er mit einem großen Aufwand von herzlichen Worten für die empfangene Hilfe.

„Wie die Leute immer alle gut zu mir sind,“ sprach er gerührt zu dem Kinde; „war das nicht Herr Meyer, der mir aufhalf? Gott, der Mann ist immer so ehrerbietig und zuvorkommend gegen mich; ich weiß gar nicht, wie das kommt.“

„Weshalb sollten denn die Leute nicht ehrerbietig und gut gegen dich sein?“ fragte das Kind. „Ich finde es ganz selbstverständlich. Erstens wegen deiner weißen Haare, und zweitens, weil du so viel Gutes thust. Aber schau — wir sind zu Hause, und die Mama sitzt oben am Spion.“

Sie schaute aufmerksam an der Vorderseite eines Hauses empor, das mit seiner sehr stattlichen Breite, seiner neuen und vornehmen Fassadenverzierung die Zeile der kleinen veralteten oder bescheiden mo-

dernisierten Gebäude auffallend, ja etwas prahlerisch unterbrach. Droben, vor einer der Spiegelscheiben der Fenster erster Etage, befand sich ein kleiner Spiegel, welcher die Straßenvorgänge der etwa drinnen am Fenster sitzenden Person im Glase wiedergab und zugleich das Antlitz dieser Person für die drunten Gehenden sichtbar machte. So sah Käthchen ihre Mama und nickte ihr heftig zu. Man konnte nicht erkennen, ob Frau Cornelie Randolph den Gruß ihres Töchterchens erwidere.

Der Greis und das Kind traten über die Schwelle des allezeit geöffneten Hausthores.

„Grüße einstweilen die Mama, ich komme nachher vielleicht noch hinauf.“ Damit entließ der Großpapa die Kleine, welche nun munter eine Treppe emporsprang, die im Hintergrund des Flures in das erste Stockwerk des Hauses führte. Der Greis stampfte erst auf dem schwarzweißen Marmorboden des Flures die Schneespuren von seinen Füßen, ehe er die braune Eichenthür öffnete, durch welche man in die Geschäftsräume des Hauses Randolph gelangte.

Drinnen in dem großen, lichtvollen Comptoir fuhren sechs Köpfe von den Büchern und Briefblättern auf, über die sie geneigt gewesen, und sechs freundliche Stimmen riefen: „Guten Tag, Herr Randolph!“ Der junge Mensch, welcher der Thür zunächst saß, glitt von seinem hohen dreibeinigen Comptoirbock, nahm dem Greis den Stock ab und faßte ohne weiteres seinen Pelz beim Kragen, um ihm denselben auszuziehen.

„Sachte, sachte, mein Junge,“ mahnte der Alte. Es bedurfte der Dauer mehrerer Minuten, ehe er sein Taschentuch aus einer Tasche seines Pelzes gesucht hatte. Er wischte mit dem Tuch von zweifelhafter Weiße seine Brillengläser ab und fragte dabei den ehrerbietig vor ihm stehenden jungen Mann:

„Na, wie geht's? Schmeckt die Arbeit? Nach dem gestrigen freien Sonntag wohl nicht zum besten? Aber Arbeit muß sein, Kinder, sonst mundet die Freude nicht. Ich habe mir auch was zurecht gearbeitet in meinem Leben, und meine glücklichsten Zeiten waren die, wo ich nur drei Groschen in der Tasche hatte und doch fragte: Was kostet die Welt, ich kann sie kaufen! — Ja, ja — aber die Jugend von heute ist anspruchsvoller. — Ist mein Sohn drinnen?“ Er nickte mit dem Kopf einer Thür zu, welche sich in der Hinterwand des Comptoirs befand.

Wieder antworteten sechs heitere Stimmen zugleich: „Ja, Herr Randolph.“

Aber der leutselige alte Herr trat noch nicht sogleich in das Privatcomptoir; er glaubte, die jungen Leute für ihre Anhänglichkeit und ihre Aufmerksamkeit, mit der sie an seinem Munde hingen, belohnen zu sollen, dadurch, daß er noch einige Späßchen mit ihnen machte und sich insbesondere erkundigte, ob der eine oder andere auch gestern den Galanten gegen hübsche junge Mädchen gespielt habe. Nachdem er alle Welt ein Viertelstündchen gestört hatte, ging er in das Zimmer seines Sohnes, munter und laut singend:

„Von allen Mädchen so blink und so blank
Gefällt mir am besten die Lorle.“

Die zurückbleibenden Comptoiristen aber gingen doppelt eifrig an ihre Arbeit, nachdem sie noch unter sich wieder einmal ausmachten: der alte Randolph sei ein famoses altes Haus.

Das Gemach, wo der Prinzipal, Herr Albertus Randolph, in schweigsamer Einsamkeit zu arbeiten pflegte, war kleiner als das auf die Hauptstraße hinausgehende Comptoir, aber nicht dunkler. Es empfing sein Licht durch zwei hohe Fenster vom Hofe aus — ein Licht, das sich besonders heute, da es über schneebedeckte Dächer kam, so grell und voll in den Raum ergoß, daß auch kein Winkelchen im traulichen Dämmerschein blieb. Überall beleuchtete es die praktische und nüchterne Einrichtung eines Zimmers, in welchem viel gearbeitet wurde. Das Doppelpult zwischen den beiden Fenstern war von Büchern und Schriftbogen bedeckt, auf der einen schrägen Pultdecke lag auf-

geschlagen das Hauptbuch des Hauses Randolph; man sah auf der weißen liniierten Folioseite die sauberen und vielstelligen Ziffernreihen.

Vor dem Hauptbuch, auf hohem Schreibstuhl, saß ein Mann. Der hob den Kopf, und als er den Eintretenden erkannte, stand er auf, ging dem Alten entgegen und bot ihm die Hand.

Wenn das Göttliche sich täglich zu Tausenden von Malen zeigt, verliert es in der Menschen blöden Augen den Schein der Göttlichkeit und wird ein Alltägliches, Selbstverständliches, Unheiliges. In der Begegnung eines Kindes mit seinem Vater ist ein Abglanz jener geheimnisvollen, sehnenden, demütigen Annäherung des Menschen an seinen unbegreiflichen Schöpfer. Aber das Unfaßliche ist hier sichtbar worden, das dunkle Sehnen zur offenbaren Ehrfurcht. Wenn Kinder und Jünglinge sich froh um ihre Eltern drängen, ist es ein Anblick reinster Freude; wenn aber ein grauhaariger, alternder Mann mit Kindesdemut seinem greisenhaften Vater genübersteht, so ist es ein heiliger Augenblick.

„Guten Tag, mein Vater,“ sprach der ernste, grauhaarige, große Mann zu dem heiter lächelnden Greis. Der fragte behaglich, ob es etwas Neues gäbe; aber Albertus Randolph kehrte an seinen Platz zurück und antwortete flüchtigen Tones, mit dem Ausdruck der Unwahrheit: „Nein, nichts — gar nichts.“ Er neigte zugleich wieder das blasse Antlitz über das Hauptbuch und tauchte die Feder von neuem ein.

Der Alte setzte sich dem Sohn gegenüber, faltete die Hände über dem Bäuchlein und fragte:

„So — hat man denn bei uns nicht für die Überschwemmten in Tirol gesammelt?“

„Selbstverständlich — ich habe hundert Mark gezeichnet,“ antwortete Herr Albertus weiterrechnend.

„Das ist wenig, sehr wenig dem schrecklichen Elend gegenüber. Herr Gott, wenn man sich vorstellt — das arme Volk, und welchen Winter es hat!“ Er konnte vor Rührung eine Weile nicht sprechen, dann fuhr er fort: „Immerhin werden wir am Ort hier doch die Meistgebenden sein. Hast du gezeichnet ‚Randolph‘ oder ‚Randolph und Sohn‘?“

„Ich habe meiner Gabe nur ein N. N. hinzugesetzt,“ erwiderte der Sohn ruhig.

„Albertus — ich begreife dich nicht! Nun wird man Hinz und Kunz wegen ihrer zwanzig und fünfzig Mark großmütig preisen, während niemand erfährt, daß wir auch gaben,“ eiferte der Greis.

„Ich würde vorziehen, gar nichts zu geben, wenn eine Wohlthat öffentlich sein muß. Du weißt, ich hasse das. Auch du warst früher, dünkt mich, meiner Ansicht, denn ehemals gabst du deine Spenden anonym.“

„Man ist zu leicht geneigt, das Alter für filzig zu nehmen,“ sagte der Vater; „den Verdacht will ich nicht auf mir haben.“

„So soll künftig immer dein Name dazu gesetzt werden, wenn man für einen milden Zweck sammelt,“ antwortete Herr Albertus, ohne eine Miene zu verziehen.

„Nein, bitte, lieber Albertus, fahre nur in deinen dir genehmen Neigungen fort,“ bat der Greis.

Eine Weile herrschte Schweigen, Papa Randolph sah die Post durch. Wie jeden Tag, reichte er indessen bald seinem Sohn die Briefe hin mit der Bitte, sie ihm vorzulesen, da gerade heute seine Augen schlecht seien. Herr Albertus, der eine schwierige Aufmachung beinahe eben beendet hatte, unterbrach seine Arbeit ohne einen Seufzer der Ungeduld und las langsam seinem Vater alle Briefe vor, deren Kenntnis für diesen übrigens ganz gleichgültig war. Der Name eines Korrespondenten erweckte indes in dem Alten Erinnerungen.

„Ob der alte Westenberg,“ sprach er behaglich, „sich auch wohl noch der Zeit erinnert, wo er und ich als Lehrlinge zusammen seines Oheims Laden auskehren mußten, jeden Morgen um sechs, so Sommer wie Winter! Ja, Albertus, ihr Söhne habt es bequem, euch schiebt man

den Comptoirstuhl nur so hin: ‚Da setzt euch!‘ Wenn ich denke, wie ich gearbeitet habe! Und immer bescheiden, immer redlich! Nun, meine Redlichkeit ist belohnt worden, ich bin jetzt der reichste Mann in der Stadt und, was mehr sagen will: der geehrteste! Albertus, wenn du wüßtest, wie die Leute mir alle entgegenkommen! Ja, die Ehre — die blanke Ehre ...“

Papa Randolph war wieder weich. Herr Albertus fuhr sich mit der Hand über die Stirn; aber gütig, bescheiden zugleich, wie ein Knabe, der vor dem zagt, was er sagen will, sprach er:

„Das freundliche Entgegenkommen der Leute verleitet dich oft, lieber Vater, ihnen mehr Vertrauen zu schenken, als sie es im Grunde verdienen. Ich möchte dich innig bitten, über unsere Geschäftsangelegenheiten weniger mitteilsam zu sein. Du hast, fürchte ich, über unser geplantes Unternehmen mit den finnischen Hölzern gesprochen, denn heute vernehme ich zu meinem Schrecken, daß unser Konkurrent uns zuvorgekommen ist und statt unserer den großen Gewinn erzielt.“

Alle Güte und Milde, deren seine Stimme fähig war, legte Herr Albertus in diese Worte. Er litt schwer, er — der Sohn — errötete darüber, daß er sich unterfing, den Vater zu tadeln. Dem Alten schwoll ein kleines trotziges Gefühl im Herzen. Um die Beschämung, welche seine Stirn glühen machen wollte, niederzukämpfen, begehrte er auf:

„Du thust, als wäre ich ein Schwätzer. Ich entsinne mich nicht, von der Holzgeschichte gesprochen zu haben. Sollte es jedoch geschehen sein, so denke ich nicht, daß gerade deshalb jener unseren Plan durchkreuzte.“

„Erörtern wir dies nicht weiter, lieber Vater,“ sagte der Sohn sehr freundlich. „Ich bitte dich nur noch, insbesondere über die Affaire Meinhardt zu schweigen. Bei der Sachlage könnte der Sturz des Hauses unvermeidlich werden, sowie ihre Verlegenheit anderen als mir bekannt ist, und stürzt das Haus Meinhardt, Vater, erleiden wir schwere, sehr schwere Verluste!“

Dem Papa Randolph war es schon längst entfallen, daß er die Geschichte eingehend an Konsul Broock erzählt hatte. Aber diese Bitte seines Sohnes ärgerte ihn doch, er murmelte Unverständliches vor sich hin.

„Vielleicht,“ meinte Albertus liebevoll, „thue ich dir gar einen Gefallen, wenn ich dir erst nach ihrer Entscheidung die Dinge erzähle?“

Nun loderte der Zorn des Greises auf:

„Ich sollte beiseite geschoben werden? Umgangen wie eine Null? Ich, der ich den Wohlstand dieses Hauses geschaffen, seinen Namen geehrt gemacht? Was wäret ihr ohne mich? Zum Dank dafür, daß ich mein Lebenlang schwer gearbeitet, daß ich dir eine sorglose Jugend gönnte, ein reiches Heim schuf, soll ich jetzt wie ein unnützer, stumpfer, geschwätziger Alter abgesetzt werden? Noch, mein Sohn, bin ich, Gott sei Dank, kein kindischer Greis, und wenn du meinst, daß zwei Mitwisser zu viel sind für die Geschäftsgeheimnisse dieses Hauses, könnte ich mich erinnern, daß ich die Hauptperson bin, daß Geschäft und Haus eigentlich noch mein sind und daß, wenn einer hier das Comptoir verlassen muß, ich dieser eine nicht zu sein brauche!“

„Vater!“ Albertus stand bleich wie eine Leiche neben seinem Vater und faßte die runzelige Hand beschwörend.

„Nun ja,“ grollte der Alte in schon verhallender Erregung, „es ist von Zeit zu Zeit nötig, daran zu erinnern, daß ich noch im Vollbesitz meiner geistigen wie körperlichen Kräfte bin.“

Albertus schrieb weiter, sein Kopf war tief über das Buch gebückt, der graue Haarschopf fiel herab und bedeckte die Sorgenfalten auf der Stirn.

Man klopfte an die Thür. Anstatt bequem von seinem Sitz aus „herein!“ zu rufen, hastete der Alte geschäftig von seinem hohen Stuhl herab, ging an die Thür und ließ den Klopfenden ein. Es war der jüngste Lehrling, er brachte eine

Depesche. Papa Randolph hatte nie mit solcher Ungeduld sein schwaches Augenlicht empfunden wie eben jetzt. Er hätte seinem Sohn gern gezeigt, daß er, der eigentliche Chef, das erste Recht habe, die Depesche zu lesen. So gönnte er sich wenigstens den Triumph, sie selbst zu öffnen, obschon der Lehrling ihm halblaut sagte: „Für Herrn Albertus Randolph, privatim.“

Albertus nahm die Depesche, las und stützte schwer das Haupt. Der Greis wartete, bis der Lehrling wieder die Thür geschlossen hatte — dies Warten war die Folge der Ermahnungen seines Sohnes —, und fragte dann erst neugierig: „Nun?“

Nach der eben gewesenen Scene konnte Albertus seinem Vater nicht das Wort „Privat-Angelegenheit“ entgegenhalten. Auch hätte der Alte solche gar nicht als geheim für ihn geachtet. In dem Schreck, der seine Seele betäubte, war Albertus Randolph ohnehin unfähig, eine Lüge zu ersinnen; er sprach tonlos: „Die Depesche kommt aus Hamburg von Dollfus.“

Bei dem Hause Dollfus in Hamburg arbeitete der zwanzigjährige Sohn und Enkel der beiden Randolphs in einer Zwitterstellung als Volontär und Commis.

„Sie betrifft Gustav?“ fragte der Alte freudig.

„Allerdings ja. Sie meldet, daß Gustav sich heimlich entfernt hat.“ Und dabei senkte Albertus die Stirn schwer gegen seine gefalteten Hände.

„Ei, sehe mir einer den Schlingel an! Macht sich Ferien! Was für eine überflüssige Wichtigkeit, deshalb zu depeschieren! Na, da können wir ja unseren Herrn Gustav erwarten, denn er wird natürlich Heimweh bekommen haben, der Junge, und fährt eins, zwei, drei nach Hause, um seinen Großpapa zu umarmen. Warte, mein Gustav, dich werden wir mal schleunig an die Arbeit zurücksenden!“

Herr Albertus teilte diese Ansichten seines Vaters nicht. Er kannte seinen Sohn, und er las aus dem Zusatz in der Depesche: „Eilbrief folgt!“ Dinge heraus — Dinge, die nur zu denken ihn graute. Aber er sprach mit möglichst fester Stimme: „Darf ich dich bitten, Vater, Cornelie diese Nachricht zu bringen? Sage aber meiner Frau, daß ich es ihr an das Herz lege, weder gegen Käthchen noch gegen sonst jemand von dieser Sache zu sprechen, denn man kann nicht wissen — vielleicht, daß Gustav — daß etwas Unangenehmes —“

„Ach was — mache dir nur keine Hirngespinste! Ein Enkel von mir, ein junger Mensch, in dessen Adern mein Blut fließt, kann wohl in der Übereilung einmal eine Tollheit machen, aber nie was Schlechtes! Herr Gott, wird Cornelie sich aber freuen — denn das ist mir so gewiß, wie zwei mal zwei vier sind, daß der Bengel heute noch angereist kommt!“

Papa Randolph war so eilig und wichtig in seiner Botenpflicht, daß er mit jugendlicher Raschheit die Treppen hinanstieg.

Albertus Randolph aber vertiefte sich abermals in die Lektüre der Depesche, und seine Augen wurden immer gramvoller, seine Wange immer blasser.

* *
*

Mühevoll wie das Tagewerk des Fischers, der jeden Tag hinaus muß auf die See, um bei nasser, windiger und widriger Fahrt den Fang zu erjagen, welcher ihn nähren soll; des Fischers, der das düstere Auge auf der Heimkehr spähend erhebt, um das Aufleuchten des Fanalfeuers an der Flußmündung zu beobachten, damit er seines Hafens nicht fehle, der dann mit neubelebter Kraft tiefer mit den Rudern ausholt, um schneller seine Fahrt zu beenden — so mühevoll ist auch das Tagwerk manchen Mannes, der nicht im schwanken Nachen mit Elementen, sondern der in unaufhörlicher Selbstbeherrschung mit Menschen kämpfen muß, um in seinem Beruf erfolgreich zu arbeiten. Nur daß es oft erhebender ist, mit Wogen und Sturm zu kämpfen als mit seiner Mitmenschen Neid, Schlauheit oder Schwäche; aber auch, daß es tröstlicher ist als eines

Fanalfeuers Aufflammen, mit dem Auge der Phantasie hinzuschauen auf das Licht, das sich am Ende solcher Arbeitstage im Kreise einer lieben Familie als trauliche Lampe entzündet.

Wenn Albertus Randolph seinen ernst-schweigsamen und doch oft gestörten Arbeitstag dem Abend zufliehen sah, wich die finstere Grübelei seiner schwerbeladenen und besorgten Seele vor dem schönen Mutgedanken: Für sie — für mein Weib, mein Kind und meine Ehre! Und seine Befehle klangen minder herrisch streng, sein „Gute Nacht!“ zu seinen Untergebenen gütiger als sein Morgengruß. Dann schloß er die schwere Eichenthür des Comptoirs, dann stieg er hinauf in das Wohngemach und dann erfaßte sein Auge mit immer neuer Dankbarkeit das einfachste und erhabenste Bild, welches der Schöpfer aller Menschenleben hinmalen kann: sein Weib und sein lachendes Kind, still-zufrieden einander gesellt im Schein der Lampe. Der Staub, welchen Ärger und trockene Zahlenarbeit den Tag über um seine Lungen gelagert, fiel ab, und rein und froh klang seine Stimme, die seit zweiundzwanzig Jahren mit immer derselben Innigkeit sprach: „Guten Abend, mein Weib.“ Aus Frau Corneliens klugen Augen leuchtete ihm als Antwort ein warmer Strahl entgegen, und um ihren stolzen Mund schwebte sekundenlang ein Lächeln voll Zärtlichkeit, das immer rasch wieder entschwand, ehe eines anderen als des Gatten Auge es bemerken konnte.

So fand er sie auch heute, so in stillfreudiger Erwartung seines Kommens; aber nicht wie sonst klang seine Stimme frei vom Staub des Tages. Für Frau Corneliens Ohr war noch nicht die Stimme des Gatten gleichgültiger Tonfall — nicht nur ihr Ohr, auch ihr Herz lauschte seinen Reden. Sie vernahm den unfreien Klang, aber sie unterdrückte in des Kindes Gegenwart jede Frage.

„Papa,“ hob das kleine Käthchen an, „siehst du, ich nähe meiner Mimi ein neues Kleid. Die Mimi muß doch fein sein, wenn Gustav kommt. Nicht, Mimi?“ Puppe Mimi, die mit ihrem Rücken steif gegen den hohen Lampenfuß lehnte und ihre ledernen Beine schräg über die Tischdecke von sich streckte, prangte heute schon in einem schönen blauen Kleid, und ihr übermächtiger Haarwuchs von gelbblonden Hanffasern bäumte sich in kunstvoller Frisur über ihrer Wachsstirn auf. Käthchen nahm dem geduldigen Puppenkind gerade Maß über der flachen Brust, während sie, halb zur Puppe, halb zum Papa gewendet, plauderte. Albertus Randolph erschrak.

„Woher weiß Käthchen ...?“

Frau Cornelie hob ihre Augen von ihrer Näharbeit und sah den Gatten eindringlich an. Er nickte gramvoll, er verstand.

„Großpapa hat es mir verraten,“ triumphierte Käthchen. „Ob Gustav mir wohl etwas Schönes mitbringt? Einen Jungen? Ich wünsche mir einen Bruder für die Mimi, aber einen braunen Sammetkittel muß er anhaben und Krempstiefel auch. Nicht wahr, Mimi?“

„Großpapa hat mich gewiß falsch verstanden, mein Herzchen. Gustav kommt nicht hierher,“ sprach Herr Albertus langsam, seinem Kind das blonde Haar aus der heißen Stirn streichend.

„Ach!“ rief die Kleine gedehnt. Und dann munterer: „Ihr wollt es mir nur nicht sagen. Wenn Großpapa es gesagt hat, ist es aber doch wahr.“

„Käthchen,“ sagte Frau Cornelie, „streite nicht. Du wirst ja sehen, daß Gustav nicht kommt. Zu deinem Geburtstag wollen wir ihn einladen, dann bringt er dir auch eine Puppe mit, die als Junge angezogen ist. Und nun, mein Plappermäulchen, nimm deine Mimi in den Arm und sage dem Papa gute Nacht.“

„Mama,“ rief Käthchen vorwurfsvoll, „die Mimi muß doch erst ihr Nachtzeug anhaben; in der Kälte kann ich sie nicht auskleiden!“ Und mit einem Blick auf die Uhr: „Außerdem ist es noch fünf Minuten bis neun. Seit meinem letzten Geburtstag darf ich bis neun Uhr aufbleiben, du hast es selbst gesagt.“

„Nein,“ rief Herr Albertus wunderlich heftig, „nein, Käthchen, keine Minute geben wir her, wir! Wir bestehen auf unserem Schein! Mama, ich bitte für Käthchen — nicht bloß die rechtmäßigen fünf Minuten — eine Stunde noch — eine Stunde.“

Er schloß das Kind an seine Brust, entließ es plötzlich, trat an eins der unverhüllten Fenster und starrte lange auf die schneehelle, von spärlichem Gaslicht schwankend überhuschte Straße. Frau Cornelie verriet durch keinen Blick, daß ihres Gatten Gebaren sie erschreckte. Ruhig plauderte sie mit der glücklichen Kleinen und zog auch den Gatten in das Gespräch. Sie fühlte, sein Herz lechzte nach dem Labsal, die heitere Kindersorglosigkeit zu sehen, die aus Käthchens Augen lachte.

Aber der hinausgeschobene Augenblick kam dennoch — die Gatten waren allein. Herr Albertus ließ sich auf dem Sofa neben seinem Weibe nieder. Sie saß, ihre stolze Gestalt aufrecht wie immer tragend, still da, ihr Haupt mit den glatten, dunklen Scheiteln ein wenig geneigt; ihr Antlitz, das durch seine Regelmäßigkeit in der Jugend herbe und jetzt bei ihren fünfundvierzig Jahren jugendlich erschien, war, auch wie immer, ganz ruhig. Sie fühlte sich so gewiß, das Vertrauen ihres Gatten zu empfangen, daß sie sein Aussprechen durch keine Frage beschleunigen wollte. Er brütete lange schweigend vor sich hin, während seine Finger mechanisch mit ihrem Zwirnknäuel spielten. Und endlich brach die Qual in ihm gewaltsam hervor, in einem Ausruf, einem Worte nur:

„Cornelie!“ Sein Haupt fiel an ihre Schulter und ein Seufzer brach von seinen Lippen, der fast wie ein Stöhnen klang. Also war ihr noch nie von ihm geschehen.

„Albertus,“ rief sie leise, ihre Hände traurig im Schoß faltend, „du fürchtest wirklich böse Dinge in Bezug auf Gustav?“

Er richtete sich auf, stützte die Ellbogen auf den Tisch und lehnte die Stirn gegen die verschlungenen Hände.

„Ich weiß nicht, was ich fürchten muß, fürchten darf, ohne vielleicht meinem Sohn in Gedanken unrecht zu thun! Cornelie, du kennst sein rasches Blut, seine heftigen Impulse, seine Genußsucht. Du weißt, wie viel Strenge wir vergebens aufwandten, wie der Großvater durch heimliche Geldgeschenke in den letzten Jahren des Knaben Übermut nährte, ohne sich des Schadens bewußt zu sein, den er anstiftete. Gustav ist zwanzig Jahre alt, jedermanns Liebling, begabt, heftig, ohne Selbstbeherrschung, hinreißend heiter und liebenswürdig. Von solchem Jüngling kann man alles erwarten und — ihm alles verzeihen! Denn dessen bin ich sicher: was er auch gethan haben mag — ein Augenblick leidenschaftlicher Verirrung riß ihn hin, nicht in kalter Überlegung, aus einem verbrecherischen Charakter handelte er nicht.“

„Nun also,“ sprach Frau Cornelie, die sehr bleich geworden war, mit vieler Ruhe, „was schreckt dich dann? Auch andere Eltern haben solche Märtyrerstunden um ihrer Kinder Unverstand willen zu tragen. Mache dich gefaßt, eine Jugendthorheit streng zu ahnden, und sei mutvoll.“

„Du weißt,“ sprach er leise, „daß ich nicht so sehr eine Tollheit Gustavs fürchte als den Umstand, ein toller Streich von ihm könne in den Mund der ganzen Stadt kommen.“

Frau Cornelie nickte ein paarmal mit der Stirn. Ein Zug von Härte kam um ihren Mund.

„Ja,“ sagte sie, „der alte Mann ist wie ein geschwätziges Kind.“

„Cornelie!“ rief er warnend und grollend.

„Nun,“ rief sie in tiefer Erregung, „einmal muß es doch gesagt werden! Hast du mir nicht seit Jahr und Tag erst kleine, seltene Beispiele, dann größere, peinlichere erzählt von dem Schaden, den dieses Greises zügellose Zunge bringt? Erst gestern hast du mir den Verlust eines großen Geschäftes geklagt, und heute ...“

„Ja, und heute," unterbrach er sie aufwallend, „heute, eben in der letzten Stunde, bekam ich die tausendmal schlimmere Nachricht, daß die Meinhardtsche Affaire mir aus den Händen gespielt ist — dies bedeutet für uns den Verlust von fünfzigtausend Mark! O, in unserem Depeschenzeitalter geht alles rasch — heute morgen mag mein Vater geplaudert haben, heute abend trifft seinen Sohn schon der Schlag!"

„Und du zögerst noch," sagte Cornelie erglühend, „die einzige Maßregel zu ergreifen, die dich, uns vor dem Ruin, vor der Schande bewahren kann? Denke, wenn Gustav um eines Unrechtes willen von Hamburg floh — wenn der arme Alte es allen Leuten klagt! Albertus, du darfst nie, hörst du, nie mehr ein Wort sagen, das nicht jedermann wissen kann! Du mußt ihn behandeln, wie wir Käthchen nehmen!"

„Cornelie," rief er, aufspringend und mit heftigen Schritten auf und ab gehend, „sprach dein Herz?"

„Herz?" wiederholte sie. „Nein, nicht mein Herz! Die Stunde ist gekommen, wo man es gewaltsam zum Schweigen bringen muß! Soll der unberechenbare Mund des Greises das Gebäude umblasen, das er selbst als Mann in früheren Tagen so stolz aufgeführt? Soll es uns in seinem Schutt begraben?"

„Du unterschätzest ihn, Cornelie; er hat — ach, daß ich es gestehen muß! — die Beherrschung seiner Gedanken, aber nicht die Energie seines Willens verloren. Heute mittag hat er mir gedroht, mich aus dem Geschäft zu entlassen, falls ich ihm etwas verheimlichen wolle. Und du weißt, die Übergabe seines Geschäftes an mich war ein Akt der Güte, der gar nicht gerichtlich festgestellt wurde; mein Vater kann das jederzeit rückgängig machen," schloß er düster.

„So muß man ihm eben Komödie vorspielen," rief Frau Cornelie leidenschaftlich, „man muß ihn belügen!"

Ihr Gatte blieb stehen, ein Flammenstrahl brach aus seinem Auge, seine Brust atmete schwer.

„Dies Haupt mit dem leuchtenden Silberhaar durch Lügen beleidigen?! Den halb erblindeten Greis hintergehen?! Den liebevollsten, aufopferndsten der Väter wie ein schwaches Kind behandeln, weil seine achtzig Jahre nicht mehr klug zu handeln wissen?! Cornelie, mein Weib — wenn dein und mein Sohn und sein Weib nach dreißig Jahren hinter unserem Rücken also von uns reden werden —! Cornelie, Gott verzeihe dir, was du sagtest!"

Der große, starke Mann kniete neben seinem Weibe nieder und legte sein Antlitz gegen ihr Gewand, um ihr die heilige Thräne in seinem Auge zu verbergen.

„Keine Dankbarkeit, keine Geduld, keine Liebe kann groß genug sein, um ihm zu vergelten, was seine Vatertreue mir that! Und auch du, auch du, Cornelie ... wie nahm er dich auf — arm, wie du warst — eine Prinzessin konnte nicht mehr Ehren verlangen!"

Cornelie erblich; sie gedachte dessen, was ihr Gatte selbst in diesem Augenblick auszusprechen zu zartfühlend war: ihr Schwiegervater hatte nicht nur sie, die Tochter des tiefverschuldeten Offiziers, freudig umarmt, er hatte auch die Schulden ihres Vaters bezahlt und diesen vor Schimpf und Selbstmord bewahrt.

„Albertus," sprach sie leise, „es ist eine von den Grausamkeiten der Natur, die auch uns vielleicht eines Tages vernichtet. Bedenke, daß du ganz im Sinne deines Vaters handelst, wenn du nach allen Richtungen hin für die Ehre unseres Namens kämpfst. Und wenn dein Vater hätte voraussehen können, daß Tage kämen, wo er selbst in greisenhafter Schwäche seinem Sohn und seinem Haus schade, würde er dich damals gebeten haben: Sei dann weise für mich mit. Ja, sei weise, mein Gatte — sei schweigsam gegen den Greis. Siehe, wäre er taub vor Altersschwäche, würden wir ihm aufschreiben, was wir wollen; wäre er lahm, liehen wir ihm unsere Hände; wäre er krank am Körper, wir pflegten sein. Was sollen wir der Schwäche seiner Geschwätzigkeit nicht schonen, indem wir ihr jeden gefährlichen Stoff nehmen?"

Ihr Gatte nickte schwermütig.

„Du bist klug, Cornelie, deine Worte sind lauter Wahrheiten, und so grausam wie fast immer Wahrheit ist.“

„Versprich mir, schwöre mir, Albertus,“ bat sie eindringlich, „daß du deinem Vater kein Wort über Gustav sagst, wenn der Junge wirklich ein Unrecht begangen hat. Versprich mir, ihm dies eine Mal eine Notlüge zu sagen.“

„Ich verspreche es,“ sagte der bleiche Mann tonlos. Er warf das graue Haar von der Stirn und schritt wieder langsam auf und ab. Bald trat seine hohe, dunkle Gestalt in den Lichtkreis der Lampe, bald tauchte sie zurück in die Dämmerung, die das große Zimmer fern vom Sofatisch füllte. Frau Cornelie sprach nicht mehr, kummervoll beobachtete sie das Antlitz des Mannes, den sie liebte mit großer, stiller Leidenschaft, wie man nur liebt in einem ersten Liebesrausch oder — im Herbst einer Ehe, die tief glücklich war und in welche nun die Angst Schatten wirft, daß eine Stunde der Trennung kommen könne, kommen müsse! Sie wagte nicht, die Schmerzen zu unterbrechen, die jetzt in ihm wühlten; sie wußte, sein Weh war bitterer als die Trauer, die man an Totenbahren empfindet.

Das dumpfe Schweigen ward durch den Klang der Glocke unterbrochen, die lang durch das Haus gellte.

„So spät noch jemand am Hausthor?“ fragte Cornelie, sich befremdet erhebend. Sie ging hinaus, um von den Dienstboten zu erfahren, was vorgehe. Herr Albertus sah nach seiner Uhr. Es war eine halbe Stunde über die Zeit, wo der letzte Zug von Hamburg ankam. Sein Auge umflorte sich, seine Knie zitterten. Der Expreßbrief war gekommen. Und schon trat Frau Cornelie mit demselben ein, scheu, hastig, mit zitternden Händen die Thür hinter sich schließend. Die Gatten setzten sich wieder zusammen auf das Sofa. Dieselbe Lampe, an deren Fuß vorhin die dumme Puppe Mimi lehnte, die klein Käthchens glückliches Gesicht beschien, strahlte still ihr weißes Licht auf die furchtblassen Gesichter der beiden. Herr Albertus erbrach den Brief.

Frau Cornelie lehnte ihre Wange an die des Gatten und legte zugleich ihren Arm um seine Schulter. So lasen sie zusammen den Brief, den laut vorzutragen beide nicht Fassung genug hatten. Herr Dollfus aus Hamburg schrieb:

„Mein lieber Freund!

„Meine Depesche von heute mittag hatte teils den Zweck, Sie vorzubereiten auf einen höchst peinlichen Vorfall, teils sollte sie, falls Ihr Sohn Gustav bei Ihnen angekommen wäre und versucht hätte, Sie durch Lügen zu täuschen, Ihnen andeuten, daß Sie seine Person nicht aus den Augen lassen möchten. Sie kennen mein väterliches Interesse für Ihren Sohn, dem ich, eben weil er Ihr Sohn war, ein Vertrauen schenkte, wie es sonst junge Leute von zwanzig Jahren nie bei mir genießen. Große Summen ließ ich unbedenklich durch seine Hände gehen, denn eine Versuchung, deren Macht ich nie unterschätze, konnte für ihn, den Sohn des reichen Hauses, dem mit vielem Geld stets versehenen Jüngling, nicht wohl vorhanden sein.

„Ich habe mich zu unser aller Nachteil schwer getäuscht. Ihr Sohn, mein teurer Freund, verführt durch ältere Genossen, die seine reiche Börse mißbrauchten und seiner Eitelkeit schmeichelten, hatte sich in der Leidenschaft für das Spiel verstrickt. Ich wußte nicht, wo er seine Abende und Nächte verbrachte; daß er sie unruhig und unerlaubt vergeudete, war unschwer zu sehen. Ich ließ es an väterlichen Bitten nicht fehlen, denn da Ihr Sohn bei mir im Hause wohnte, konnte ich ihm stets nachweisen, daß er erst gegen Morgen heimkam. Umsonst. Ihr Sohn muß sich in Schulden befunden haben, er zögerte in falscher Scham, seinen Leichtsinn zu beichten — vielleicht hoffte er im Spiel genug zu gewinnen, um seine Schulden zu bezahlen. Kurzum: seit gestern abend ist Ihr Sohn nicht mehr in mein Haus zurückgekehrt; nichts deutet in seinem Zimmer auf die Absicht einer vorbereiteten

Reise. Aber eine Revision der ihm unterstellten Gelder ergab das Fehlen von fünftausend Mark.

„Es ist wohl unnötig, zu sagen, lieber Randolph, daß ich weder die Behörde benachrichtigte, noch vor meinen Leuten ein Wort von meiner traurigen Entdeckung verriet. Zur Erklärung der Abwesenheit Ihres Sohnes schalt ich ärgerlich auf den jungen Herrn, der gerade in dieser überlasteten Zeit eine Reise machen müsse. Ihretwegen muß jedes Aufsehen vermieden werden, meiner Verschwiegenheit sind Sie sicher. Aber dies hat auch die Kehrseite, daß ich wenig Erkundigungen einziehen konnte über Ihres Sohnes Treiben. So bin ich noch fast vollständig im Dunkel; meine beste Hoffnung ist die, daß Gustav sich unverweilt zu Ihnen begab, um seine Sünden zu beichten und Sie um die mir entwandte Summe zu bitten. Vielleicht ist Gustav auch minder schuldig, als es scheint, vielleicht daß sich diese scheinbar so schwere That noch nachträglich als der Streich eines unbesonnenen, überspannten Jünglings herausstellt. Falls Gustav nicht bei Ihnen ist oder kein Zeichen von sich gegeben hat, bitte ich Sie, sofort hierher zu kommen, damit wir vereint besprechen, was geschehen kann, um den unglücklichen Jüngling zu finden und vor weiterem Unglück ihn zu bewahren.

„Sagen Sie Ihrer verehrten Gattin, daß ich die Sorge dieser Stunden mit Ihnen empfinde und daß Sie jedenfalls bei dieser Gelegenheit erproben können die herzlichste Freundschaft

Ihres alten Dollfus."

„Ein Dieb," sagte Frau Cornelie mit einem schrecklichen Lächeln, „mein Sohn ein Dieb — ein Spieler."

„Cornelie," rief ihr Gatte zitternd, „schweige, wir wissen es noch nicht genau!"

„O!" höhnte sie verzweifelt, „was wundert's mich auch, es ist das Blut meines Vaters! Albertus — verzeihe mir, daß ich dein Weib bin!" schrie sie auf und fiel in ihres Gatten Arme.

„Geliebte — fasse dich," flüsterte er innig, „welcher Gedankengang! Alles wird sich aufklären — warten wir das Morgen ab. Kommt bis morgen mittag keine Kunde von Gustav, fahre ich nach Hamburg — mit dir — wir finden den Jungen — du sollst dabei sein, wenn ich ihn für seinen Leichtsinn auszanke — denn auf irgend einen im Grunde gar harmlosen Leichtsinn mag die Geschichte noch hinauslaufen. Siehst du, auch Dollfus meint es fast."

Ach, er glaubte so wenig an das, was er sagte, wie Herr Dollfus an seine ähnlich ausgedrückte Meinung glaubte. Aber er trachtete, nur sie, die sonst stets Gefaßte, Haltungsvolle, zu beruhigen. Er redete ihr lange zu; sie hörte still, bis sie ihn plötzlich wild unterbrach:

„Aber schwöre mir, daß du gegen deinen Vater schweigst! Schütze deinen Sohn — schütze ihn! Schütze ihn vor der Leute Gerede. Denke nicht klein von mir, als empfände ich das Geschwätz, das Fingerweisen auf uns gleich einer ärgeren Schmach, denn das Verbrechen selbst! Aber bedenke, was es heißt: einen Flecken haben auf seines Namens Ehre! Das ist unauslöschlich wie das Blut an Lady Macbeths Händen! Wasche, wasche: es kommt wieder hervor! Mache durch eines ganzen Manneslebens tadellose Führung die Schande gut, die du in einer unseligen Stunde als Jüngling auf dich geladen — die Schande folgt dir dennoch wie dein Schatten! Werde so groß, so gut, so berühmt wie der ersten einer — im Augenblick deines größten Glanzes wird irgend ein Mensch durch die dich bewundernde Menge schleichen und hierhin und dorthin flüstern: ‚Ach, das ist ja der, welcher einmal —!' Fliehe vor dem Makel, der sich an deinen Ruf heftete, über den Ocean — nach Jahren erscheint dort in der fernsten Wildnis doch einer, der schon von dem Flecken weiß und ihn wieder enthüllt, so tief du ihn auch verborgen glaubtest! Unauslöschlich! Unauslöschlich! Noch an deines Grabes Rand, wenn die Gerechtigkeit an deinem Sarg von deinen Tugenden predigt, wird ein Unerbittlicher aufstehen und sagen: ‚Ja, aber einmal, vor langen

Jahren, hatte auch er eine Stunde der Schwachheit.‘ Albertus — schütze deinen Sohn vor der Leute Geschwätz, damit er die geheim gebliebene Unthat auslöschen kann durch seine Besserung, damit seine junge Seele im Trotz sich des doch einmal verdorbenen Rufes nicht bediene, um ganz verloren zu gehen!“

Erschüttert nahm er sein Weib in seine Arme.

„Wenn es in meine Macht gegeben ist, das Geheimnis seines Jugendleichtsinns zu bewahren, soll es geschehen, Cornelie, so wahr ich dich liebe, selbst für den schrecklichen Preis einer Lüge in meines Vaters ehrwürdiges Angesicht.“

Eine Stunde später schritt Randolph allein, tief in seinen Mantel gehüllt, durch die mitternächtigen Straßen der Stadt. Es litt ihn nicht im Hause. Zu eng umschrankten ihn die Wände, zu tief drückte das Dach ihn nieder. Planlos wanderte er durch die Gassen zum Thore hinaus, und sein Fuß schritt mechanisch die eine, oft begangene, gewohnte Straße, die zum Haus des Mannes führte, den er vor allen Menschen zu meiden dachte. Rings die stillverschneiten Gärten, deren Zäune und Eisengitter den Bürgersteig der Vorstadtstraße einfaßten, ruhten im Schweigen, aber nicht in der Dunkelheit der Nacht. Ein weißes, glänzendes, nebelhaftes Licht füllte die ganze Luft; es kam von der vollen Mondscheibe herab, die hoch und fern am Firmament stand und welche ihre Strahlen auf die, Dünste des beginnenden Taues ausatmende Schneedecke sandte. Zwischen Bürgersteig und Fahrdamm standen die entlaubten Lindenbäume, sie reckten ihre braunen Gerippe vielarmig und dunkel im weißlichen Nebel empor, schon tropfte leise klingend zuweilen eine Wasserperle herab von dem Geäst auf den eisig schimmernden Boden; die breiten schneebelasteten Zweige der kleinen Tannen in den Gärten legten sich schwerer nieder, und die Wagenspuren des Fahrdammes schienen eingefaßt wie von bräunlichem Meerschaum.

Gespenstisch lautlos schritt der grübelnde Mann dahin auf dem weißen Teppich, den der Winter über die sonst der Tritte lauten Wiederhall gebenden Pflastersteine gelegt hatte. Die Schläfer in den Häusern, welche die Straße hinter den Vorgärten einsäumten, wurden nicht durch den nächtlichen Wanderer gestört. Er achtete nicht auf das geheimnisvolle Loslösen der Natur aus ihren Eisesbanden in dieser Winternacht, er spürte nicht den Atem des Frühlings, der leise, leise nur von fern die weiße Pracht angehaucht hatte, daß sie anfing zu zergehen. Er war so ganz betäubt von der Not seiner Seele, er war ganz erfüllt von einem ungeheuren, furchtbaren und noch gegenstandslosen Zorn.

Ja, alles, was er vorstellte in dieser eitlen Welt, alles, was er genoß an Glück, war die Frucht der Saat, die sein Vater gesät. Keine Stunde hatte er das vergessen, das Gedächtnis dieser Wahrheit gab ihm jeden Tag einen neuen Reichtum an Demut und Geduld. Seit seinen Knabenjahren flammte dies Wort vor seiner Seele: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen! Und er hatte es redlich, unausgesetzt zu erwerben gesucht. Mit ehernem Fleiß arbeitete er und that sich nie genug — denn einst arbeitete sein Vater noch härter. Mit eiserner Strenge hielt er seine Neigungen und Fehler im Zaum, damit kein Schatten je des Namens Ehre trübe, den sein Vater zu hohem Ansehn gebracht. Seine Tugend war fast Rauheit, seine Selbstbeherrschung fast Härte geworden. Das ihm angeborene heftige Temperament, welches, da er noch ein Kind war, sich zuweilen in wilden Zornesausbrüchen äußerte, schien überwunden von des Willens eiserner Festigkeit, denn niemand erinnerte sich, je ein heftiges Wort von Randolphs Lippen gehört zu haben. Ja, er hatte sich seinen Besitz verdient!

Und jetzt — jetzt wollte und konnte ein Knabe mit thörichten Händen das blanke Ehrenschild ihm beschmutzen? Jetzt konnte der zum Kind gewordene Greis, sein Vater, gleich Kronion, der die eigenen Kinder verzehrte, vernichten, was er einst

schuf und was nun ihm, dem Sohn, gehörte? Gehörte durch mühseligsten Erwerb!? Sein Glück, seine Ehre sollte zertrümmert werden von diesen beiden? Nimmermehr! Und der ungeheure, gegenstandslose Zorn in ihm wallte jetzt sekundenlang zielbewußt auf gegen den Greis und gegen den Jüngling. Ein Schauder durchschreckte ihn, der einsame Mann stand still und lehnte sich an einen Gartenzaun. Er schlug die Hände vor sein Angesicht — er kam sich vor wie ein Verbrecher; nicht der Mond sollte die Stirn bescheinen, hinter der eine Sekunde lang Zorn aufblitzte gegen das eigene Fleisch und Blut, gegen seinen Vater und sein Kind. — Lange stand er so, seufzte schwer, besann sich, wo er war, und schaute um.

Er erschrak. Er stand am Gartenzaun vor seines Vaters Haus, und drinnen aus dem Fenster von des Alten Wohngemach brach ein friedlicher Lichtstrom durch geschlossene Vorhänge.

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund. Die Gewohnheit hatte ihn hierher getragen — die heilige Gewohnheit, die ihn immer diesen Weg geführt, wenn seine Seele von Sorgen belastet, sein Herz kummerschwer gewesen. Und heute — heute durfte er hier seine Brust nicht erleichtern, er durfte kein Echo mehr bei dem Greise suchen, keinen Rat, kein Mitleid. Sein Vater war ihm — tot! — Er suchte Halt mit den Händen am kalten Eisengitter, er starrte mit brennenden Augen auf das helle Fenster. Eine Nacht kam ihm ins Gedächtnis, ähnlich wie diese, eine tauweiche, schneeweiße Winternacht, wo er auch mit wankenden Knien hier am Zaune stand und zögerte, ehe er eintrat, um seinem Vater die Donnerkunde zu bringen: „Mein Vater, dein Enkel, stirbt, komm und bewache mit meinem Weibe die letzte Todesnot des geliebten Kindes." In jener Nacht hatte der milde, mutige Greis mit heiterem Trosteswort den erschütterten Sohn aufgerichtet; er, der Mann, wankte am Arm des Alten heimwärts, wo Cornelie am vermeintlichen Todesbett wachte. Und wie ein Zauber war's gewesen in jener Nacht — ein Schlaflied summend, saß der Greis am Bett des fieberwilden Kindes, und es schien, als würden Fieber und Tod von den linden Tönen, von dem Lächeln des weißhaarigen Alten verscheucht — das Kind lebte und genas. — So hatte Randolph auch in anderen, in allen ernsten Stunden die Hilfe, die Mitleidenschaft seines Vaters erbeten. Und diesem Mann, diesem Greis konnte er, wenn auch nur im Taumel einer zornigen Minute, unehrerbietig zürnen?

In Randolphs Seele wachte alle Sohnesliebe auf; leidenschaftlich wollte er hinstürzen, seines Vaters runzelige Hand erfassen, beichten, was ihn quälte. Er nahm es für eine Aufforderung, für ein Zeichen, daß dort hinter dem Fenster zu dieser ungewohnten Stunde noch Licht brannte. Schon tastete seine Hand nach der Klinke der Gitterpforte, da fiel ihm das Versprechen ein, das er Cornelien gegeben, und er wankte hinweg, fassungslos wie damals, als er seinen Sohn sterbend wähnte; aber kein liebevoller Arm leitete ihn jetzt heimwärts, und sein Sohn war vielleicht schlimmer als sterbend.

* *
*

„Willers," sagte der alte Herr Randolph, während er sich behaglich hinter dem linken Ohr kratzte und dadurch sein Hausmützchen über der Stirn sehr nach rechts hinschob, „du behandelst mich schlecht. Ich armer alter Mann muß hier nun noch aufsitzen, obgleich es schon zehn Uhr geschlagen hat, und möchte doch lieber im Bette liegen und schlafen."

Frau Willers — sie war eigentlich noch ein Fräulein, aber die Stattlichkeit ihrer vierzig Jahre und ihr energisches Wesen forderten unwillkürlich den Titel „Frau" — klapperte mit ihren Stricknadeln nur noch flinker, und ohne ihre scharfen Augen von dem Zeitungsblatt zu erheben, in welchem sie bei ihrer Arbeit las, sagte sie:

„Damit Sie mir morgen früh Schlag fünf schon aufstehen? Punkt halb elf wird zu Bett gegangen, keine Minute früher."

Herr Randolph, der ihr am Tische gegenüber auf dem Sofa saß, seufzte ein wenig und meinte:

„Ja, ja, wenn der Körper sich nicht mehr ausarbeitet, fehlt der feste Schlaf, wie ihn die Jugend hat. Und ich zumal muß mich oft schlaflos wälzen, denn wenn ich abends nur ein bißchen mehr esse als meine Suppe und mein Weißbrot, so rächt der Magen sich. Willers, ich fürchte, ich habe heute abend zu viel gegessen.“

Willers hatte längst gelernt, die drei Thätigkeiten des Strickens, Lesens und Unterhaltens zu vereinen; ohne ihre Gedanken von dem Helden abzulenken, der im Romanfeuilleton des Stadtblättchens gerade den Intriganten umbringen wollte, setzte sie eine Minder im Zeh ihres Strumpfes an die rechte Stelle und antwortete dabei:

„Ich habe Ihnen das ja gleich gesagt, Limburger Käse ist überhaupt kein Essen abends für Sie.“

„Dann stelle mir doch so etwas gar nicht hin. Was meinst du, Willers, wenn ich zur Verdauung einen Pomeranzenbittern nähme,“ schlug der Alte vor.

Sie hatte gerade eine Stricknadel wagerecht zwischen den Lippen und wendete ihr Zeitungsblatt um. Mit einem grunzenden Verneinungston schüttelte sie energisch den Kopf, schlug glättend auf das Druckpapier und fuhr fort zu lesen und zu stricken.

„Oder einen Grog? He — du trinkst am Ende zur Gesellschaft mit?“

Die Situation im Feuilletonroman war kritisch, der Intrigant machte sich, wie zu befürchten stand, abermals vor dem Rächerarm des Helden und der poetischen Gerechtigkeit davon, um erst vermutlich eine Nummer vor dem Quartalschluß endlich die verdiente Strafe zu erleiden. Willers war darüber empört, aber als selbstlose Frau unterdrückte sie schnell ihre Erregung über den armen vielgeplagten Helden und kam ihren Pflichten nach. Sie legte ihren Strumpf auf das gedruckte Heldenopfertier nieder, holte eine Theemaschine, eine Zuckerdose, eine Rumflasche und — zwei Gläser herbei.

„Weibervolk, Weibervolk,“ schmunzelte der Alte, „wie das sich schnell verführen läßt.“

Die Theemaschine kam so schnell ins Kochen, daß für minder harmlose Gemüter die Vermutung entstehen konnte, Willers habe für alle Fälle auf dem Herd in der Küche schon heißes Wasser gehalten. Der blanke Kessel dampfte lustig. Papa Randolph zählte die Stücke Zucker in jedes Glas ab, roch an der Rumflasche, goß sich einen Tropfen auf die Handfläche, zerrieb ihn, sog den Duft ein und wollte eben mit unsicherer Hand den Theekessel von der Spritflamme abheben, als er durch dumpfe und hastige Schläge gegen die Hausthür gestört ward. Willers hob horchend den Kopf; der Alte saß unbeweglich. Da prallte etwas gegen die Scheiben, wie wenn eine Hand voll Schnee dagegen geworfen würde. Die beiden horchten noch immer, ohne sich zu rühren. Um die Wahrheit zu sagen: die energische Willers war nur den Dingen gegenüber energisch, welchen sie Aug in Auge sah, und der alte Mann war immer ratlos, wenn eine unerwartete Sache sich ereignete.

„Großpapa!“ rief da gedämpft eine Stimme.

„O, mein Junge — der Gustav!“ rief der Greis und wollte sich schnell erheben. Aber Willers ergriff schon die Lampe, eilte hinaus und der Alte blieb hilflos im Halbdunkel sitzen; die flackernde Spiritusflamme unter dem Theekessel beleuchtete sein freudig lächelndes Gesicht, das mit starren Augen erwartungsvoll der Thür zugewandt war. Draußen ward die Hausthür aufgeschlossen, ein schnelles „Guten Abend!“ gerufen. Dann kam der rasche Schritt des Jünglings näher, während Willers erst langsam und umständlich die Hausthür wieder unter Schloß und Riegel legte.

Der Alte sah eine schlanke, dunkle Gestalt auf sich zustürzen, und da lag auch schon der Jüngling neben ihm auf den Knien, mit den Armen seinen Körper

umfassend, das geisterbleiche Antlitz zu ihm emporgewandt. Von dem Windzug, den die hastigen Bewegungen verursacht hatten, leckte die Spiritusflamme lang unter ihrem Kesseldach hervor, aber ihr blauer Schein war doch für das blöde Auge des Greises nicht hell genug, um die Verstörung im Antlitz des schönen Knaben zu entdecken.

„Mein lieber Junge,“ sprach der Greis, mit der Hand nach dem blonden Haupt tappend, um es zärtlich zu streicheln, „woher kommst denn du? Wolltest deinen Großvater besuchen? Hattest Heimweh nach seinem weißen Haar? Du, du! Man läuft nicht so mir nichts dir nichts aus der Arbeit, wenn man mal ein bißchen Sehnsucht nach Haus hat! Dollfus telegraphierte uns heute mittag, daß du heimlich auf und davon seist; dein Papa meinte schon, es stecke eine Tollheit dahinter, aber ich wußte es gleich — du hattest bloß Heimweh nach Großpapa.“

Willers kam mit der Lampe zurück und stellte sie auf den Tisch. Der Jüngling senkte das Haupt und barg sein Angesicht.

„Großpapa,“ raunte er, „ich muß dich allein sprechen.“

Da durchfuhr es den Alten doch wie eine ängstliche Ahnung.

„Willers,“ sagte er, „du hörst, mein Enkel will mich allein sprechen.“

Willers nahm verstimmt ihren Strumpf, ihre Zeitung und ihr Schlüsselkörbchen, und einen letzten Blick auf die Gläser mit den schon darin ruhenden Zuckerstücken werfend, fragte sie:

„Soll ich ein Bett für Herrn Gustav zurecht machen?“

„Bleibst du bei uns? Wissen deine Eltern ...?“

„Laß mich bei dir,“ bat der Jüngling.

„Also, Willers, setze ein Zimmer in Ordnung für meinen Enkel,“ befahl der Alte.

Willers ging davon; sie nahm sich nicht die Mühe, auf dem kalten Flur am Schlüsselloch zu horchen, denn sie war gewiß, wenn sie, wie alle Abend, dem alten Herrn hinaufleuchtete in sein Schlafgemach, werde sie doch alles haarklein von ihm erfahren, und wenn Herr Gustav gar jemand umgebracht hätte. Denn vor ihr konnte der Alte keine Geheimnisse behalten.

Großvater und Enkel waren allein. Der Greis legte schwer die Hand auf den blonden Scheitel.

„Rede,“ sprach er gütig, „was es auch sei. Auch ich war einmal jung und unbesonnen. Du wirst keine Sünde zu gestehen haben, sondern nur eine Dummheit, die deines Großvaters Fürsprache oder Rat oder — sein Geld gut machen soll. He — ist's nicht so?“

„Großpapa!“ schrie der unglückliche Jüngling auf einmal heraus, „ich bin deiner Güte nicht wert, ich habe — ich bin — o mein Gott!“

„Was hast du?“ fragte strenger der Greis. „Was du zu thun den Mut hattest, solltest du auch den Mut haben auszusprechen.“

Aber im blinden Affekt Thaten zu begehen, ist minder schwer, als ein kleines, beichtendes Wort mit kaltem Blute auszusprechen. Der Jüngling bebte davor zurück. Vergebens rang er nach dem stärksten Mut, der in einem Menschenherzen wohnen kann, nach dem Mut, ohne Entschuldigung und Milderungsversuche von seiner eigenen Sünde zu sprechen. Der Greis begann zu fragen:

„Hast du Knabe etwa gar schon dumme Liebessachen gemacht?“ — Stummes Kopfschütteln. — „Oder Schulden?“

Ein Seufzer, der weder „ja“ noch „nein“ sagte, antwortete.

„Wofür Schulden, wenn nicht für schlechte Frauenzimmer? Hast du mit deinen Freunden in üppigen Gastereien groß gethan? Hast du etwa gar Börsengeschäfte versucht? Oder — gespielt?“

Das Jünglingshaupt, das, noch immer sein Gesicht verbergend, an des Großvaters Arm lag, neigte sich noch tiefer. Der Alte fuhr auf.

„Unglücklicher,“ klagte er, heftiger werdend, „welche bösen Beispiele haben dich dazu verlockt? Nun — hast du Spielschulden — was man so Ehrenschulden nennt? Ehrlose Schulden!?“

„Nein,“ hauchte der Jüngling.

„Nein? Wie soll ich das verstehen!?“ rief der Greis voll zorniger Ungeduld.

„Das Geld — welches ich gestern verlor — war — nicht meines!“

Ein Schrei. Der Greis sprang auf mit der Lebhaftigkeit eines Mannes.

„Sprich das Wort nicht aus — sprich es nicht aus!“ jammerte er, mit gerungenen Händen auf den Jüngling blickend, der sich zitternd erhob und nun kläglich dastand — „das Wort, das meines Namens Ehre ruiniert! Mein Enkel, meines Sohnes Sohn hat gestohlen! Das Geld gehörte ...?“

„Dollfus.“

„Wie kamst du dazu?“

„Ich trug es bei mir; ich hatte es für ihn einkassiert und wollte es anderen Tages an die Kasse überweisen. Ich traf meine Freunde — wir spielten — wie oft — ich verlor all mein eigenes. Fieber faßte mich — ich wagte eine Kleinigkeit von dem fremden Geld — gewann — verlor — verlor die ganzen fünftausend Mark, welche Herrn Dollfus gehörten.“

Nach dieser Beichte sank der junge Mensch halb ohnmächtig in das Sofa und stierte mit gefalteten Händen vor sich hin. Dem Greise ward das Sprechen schwer, so heftig pochte ihm das Herz.

„Und dann — dann?“

„Ich verbarg mich bei einem Freunde die Nacht, bis heute mittag. Da lieh jener mir Geld, daß ich hierher fliehen konnte. Großpapa, rette mich! Dollfus wird mich verfolgen, die Behörden werden suchen, mich zu ergreifen — ich werde in ein Zuchthaus kommen! Großpapa, telegraphiere dem Herrn Dollfus, daß du ihm das Geld ersetzest, und laß mich dann fliehen — fort — weit — nach Amerika! Nur fort, daß man mich nicht faßt! Und erst wenn ich auf dem Ocean bin, sage meinem Vater die Wahrheit! Er schlüge mich tot!“

Er sprang auf und wollte sich in des Greises Arme werfen; doch der stieß ihn zurück. Der Knabe taumelte und sah mit vernichtender Furcht, daß die greisenhafte Gestalt sich hoch und kräftig reckte; hörte, daß die Stimme tönend und stark sprach wie in früheren Jahren:

„Knabe,“ rief der Alte dröhnend, „denkst du jetzt mit Furcht an deinen Vater? Du hättest seiner früher denken sollen! Ja, zittere vor ihm! Er ist ein Mann, wie es deren wenige giebt, ein Mann von hoher Ehre und Gerechtigkeit! Er, der keine heiligere Aufgabe kannte, als mich zu ehren, er wird unerbittlich mit dir ins Gericht gehen, der du ihn und mich und unseren Namen nicht ehrtest! Du bist sein! Nicht an mir ist es, zu vertuschen und zu vergeben; gehe zu ihm! Aug in Auge gestehe ihm, was du verbrachst, daß du den Namen Randolph zum Namen eines Diebes gemacht! Will er dich strafen — wohlan, du bist sein Kind! Will er dich der Gerechtigkeit entziehen — wohlan, du bist sein Kind! Ich aber, ich sage dir: wer den Mut hat, zu sündigen, soll auch den Mut haben, zu büßen in harter Strafe! Und meinem eigenen Sohn würde ich nicht davon helfen, wenn ich der Richter wäre und er stände, einer Missethat angeklagt, vor mir in den Schranken!“

Wie Größe und Härte aus alten Römertagen leuchtete es streng von seinem Angesicht.

„Großvater,“ schrie der Knabe, „um meiner Mutter willen — erbarme dich!“

„Deine Mutter —“ wiederholte, schon wieder schwächer werdend, der Greis; „erinnere mich nur an deine Mutter, an diese brave, edle, strenge Frau, die ich oft — ich sehe es: mit Unrecht — zu kalt, zu vernünftig gescholten! Knabe, wer von uns hat dir je solches Beispiel gegeben? Deine ehrenhaften Eltern — und ich — geehrt, geachtet mein ganzes Leben ...“

Aufweinend sank er nun selbst seinem Enkel um den Hals. Sie mischten ihre Thränen Nach einer langen Pause sprach der Alte kummervoll:

„Es bleibt dabei — morgen früh gehst du zu deinem Vater. Er bestimme, was geschehen soll.“

„Nein, Großpapa, lieber schieße ich mich tot!“

„Schweige mit solchen Phrasen! Du gehst zu deinem Vater, sage ich! Ich kann dir ja doch nicht hinter dem Rücken meines Sohnes davonhelfen — wie sollte ich das machen, und würde dein Vater mir nicht mit Recht zürnen! Nein, nein! Mit keinem Wort, mit keiner Meinung will ich mich zwischen euch drängen! Deine Mutter kann zu mir kommen und mir berichten, was dein Vater beschloß. Und nun geh in dein Zimmer und versuche zu schlafen, während ich armer alter Mann wohl eine schlaflose Nacht haben werde.“

Und im Mitleid mit sich selbst weinte er abermals laut auf. Der Jüngling schlich davon, den Blick thränenschwer, mit zuckenden Lippen; er drückte die Hand fest auf seine Brusttasche, als berge er dort einen letzten Schatz, einen letzten Rettungsanker.

Der Alte aber saß noch eine Stunde lang mit seiner Haushälterin, klagend und jammernd, und erwog hin und her, ob Dollfus wohl der Behörde wirklich schon Anzeige von dem Fall gemacht habe. Und endlich wankte auch er die Treppe hinauf und legte sein schneeweißes Haupt auf die Kissen; er wälzte sich noch eine Zeit lang unter schweren Seufzern hin und her, dann aber dröhnte in regelmäßigen, gesunden Intervallen sein schnarchender Atemzug durch das Gemach — er schlief.

Am nächsten Morgen, im fröhlichen Sonnenschein, der draußen große braune Löcher in die weiße Schneedecke riß, saß Gustav gar bleich und schweigsam an seines Großvaters Kaffeetisch. Er aß und trank nicht und stützte sein schweres, schmerzendes Haupt in die Hand. Willers ermunterte ihn vergebens, etwas zu genießen, er schüttelte schweigend den Kopf. Als aber sein ängstlich horchendes Ohr droben schwere Tritte vernahm, die kündeten, daß der Großpapa aufgestanden sei und nun bald herabkommen werde, sprang Gustav auf, nahm seinen Hut und stotterte, Willers möge nur sagen, er sei zu seinen Eltern gegangen. Der junge Mensch schämte sich; er wußte nicht, ob er seinem Großvater zärtlich wie sonst entgegenkommen durfte, und entzog sich in der Verlegenheit lieber der Begegnung. „Meine Mutter!“ An diesen Trostgedanken klammerte er sich, nachdem die Rechnung auf des Großvaters Güte fehlgeschlagen war.

Der alte Randolph nickte traurig mit dem Kopf, da Willers ihm die Botschaft ausrichtete; nicht ungern hörte er ihre ausführlichen Entschuldigungsreden an, welche sie zur Beschönigung Gustavs vorzubringen wußte. Freudlos, aber mit unvermindertem Appetit verzehrte er sein reichliches Morgenbrot, während welcher Beschäftigung er Willers wieder einmal die Geschichte seines Lebens erzählte, um ihr aus derselben zu beweisen, daß seine Redlichkeit und Unbescholtenheit nicht bloß das billige Resultat unversuchter Tugend sei. Willers hörte nicht zu, schaufelte Coaks in den Ofen, wischte Staub von den Möbeln und sah oft unnötiger- und sehr bemerkbarerweise in die Tasse ihres Herrn, ob er immer noch nicht fertig sei.

„Herrjes,“ sagte sie, während sie die blütenlosen Blumenstöcke am Fenster begoß, „da kommt schon der alte Doktor Döring!“

„Was will denn der so früh; ich bin gar nicht in der Stimmung, ihn zu sprechen. Sage ihm, Willers, daß ich ...“

„Na, was denn? Ihrem Doktor können Sie doch nicht sagen, daß Sie ihn Krankheits halber nicht sehen wollen?“

Damit ging sie hinaus, um im Hausflur einen freundschaftlichen Händedruck mit dem alten Doktor zu wechseln. Der Doktor Döring, welcher die wenigen Patienten, die er aus früherer großer Praxis behalten, halb als Freund, halb als Arzt besuchte, stieß seine riesigen Gummigaloschen von den Füßen.

„Kalt, Herr Doktor, naßkalt; nicht wahr? Der frische Frost ist einem schon lieber.“

„Ja,“ sagte der kleine, zusammengeschrumpfte Mann, seinen Pelz an einen Haken des Garderobenständers hängend,

„es taut mit Macht. Das nasse Wetter ist mir für die alte Rätin auch nicht lieb. Ich fürchte, ich fürchte ... hm, wenn die einmal die Augen zumacht, wird es auch noch hübschen Skandal des Testamentes wegen unter den Erben geben.“

Der Doktor rieb sich fröstelnd die Hände und machte Miene, in das Zimmer zu gehen; Willers hielt ihn noch am Arm zurück.

„Wissen Sie denn Genaueres über das Testament der alten geizigen Person? Die ganze Stadt spricht ja davon, sie soll ihren Neffen enterbt haben.“

Der Doktor strich lächelnd seinen kurzgeschorenen grauschwarzen Bart, der sein ganzes Gesicht einrahmte und auf den Backenknochen bis fast an die Augen hinankroch. Er guckte über die Brille weg Frau Willers wichtig und entrüstet an.

„Ihren Neffen enterbt? Wer sagt das? Leute, die von nichts unterrichtet sind. Ich sage Ihnen, Willers, das Genaueste: die Wahrheit in dieser Sache ist ...“

Und nun erfuhr die begierig aufhorchende Willers ganz klar, was eigentlich an der Geschichte sei und welche wichtige Rolle der Doktor als Ratgeber dabei gespielt.

Der alte Randolph drinnen ward durch das Warten ungeduldig auf den erst unerwünschten Besuch. „Doktor!“ rief er so laut, daß die draußen es durch die Thürspalte vernahmen.

„Komme schon!“ rief's zurück. „Aber, meine gute Willers, im Vertrauen, ganz im Vertrauen, was ich Ihnen da eben von dem Testament erzählte.“

„Aber Herr Doktor!“ sprach Willers mit dem Ausdruck einer über jeden Zweifel hoch erhabenen Verschwiegenheit.

„Morgen, Morgen! Wie steht's, wie geht's,“ sagte der kleine Doktor, mit etwas trippelnden Schritten auf den alten Randolph zugehend, der seinerseits vom Sofa aus dem Besuch die Hand entgegenstreckte. „Unnütze Frage,“ fuhr er behaglich fort; „Ihnen, alter Heldengreis, geht's immer wohl. Können hier im Sonnenschein still sitzen — unsereiner, der nicht seine paarmal hunderttausend im Schränkchen hat, muß sich plagen.“ Er nahm sich einen Stuhl und setzte sich, während er sich noch immer die Hände rieb.

Eine Anspielung auf seinen Reichtum berührte Randolph immer angenehm. Mit einem halben Lächeln erwiderte er:

„Das Geld macht mich nicht glücklich.“

„Spaß! Hält die Sorgen fern! Glücklich, wer keine Sorgen hat!“ rief der Doktor. Seine Augen gingen gewohnheitsmäßig über den goldenen Brillenrand weg rastlos im Zimmer umher.

„Ach, mein lieber Doktor, die schwersten Sorgen hält es doch nicht fern — die um eine Familie, um Kinder und Enkel. Da kann man trotz der paarmal hunderttausend, die Sie in meinem Geldschrank vermuten, doch vor Sorgen schlaflose Nächte haben.“

„Dummheit! Thun Sie nicht, als hätten Sie ein Dutzend Taugenichtse erzeugt. Ihr einziger Sohn ist ein Mustermensch — zu sehr Mustermensch, fast Sonderling.“

„Und doch habe ich, wie Sie mich da sehen, heute nacht kein Auge zugethan, lieber Doktor. Ja, die leichtsinnige Jugend! Das stört den Frieden des Alters, ohne zu wissen, was es thut! Ich kann mich nicht näher zu Ihnen darüber aussprechen, lieber Freund, aber ich kann Ihnen im Vertrauen sagen, mein Enkel Gustav macht mir in diesem Augenblick schwer zu schaffen.“

Des Greises Stimme bebte. Es kränkte ihn, daß der andere ihm nicht glauben wolle, er habe Sorgen, und er wollte ihm doch wenigstens andeuten, daß sein Leben zur Zeit nicht so leicht und sonnig sei.

„Unmöglich! Gustav? Nein, was Sie sagen! Kann ich mir ja durchaus nicht denken — der hübsche und muntere Junge! Schlechte Gesellschaft geraten — Verführung — die große Stadt; nein, das thut mir ja aufrichtig leid, besonders um die Mutter. Das ist eine Frau!“ Der Doktor wiegte sich bedauernd hin und her.

Das Gefühl der Kränkung in des

Greises Herzen wuchs. Man würde also vielleicht, wenn Gustavs Unthat bekannt wäre, die Mutter mehr bedauern als ihn, dessen Name doch verunehrt ward, dessen letzte friedliche Lebenstage doch zerstört wurden.

„So," sagte er erregt, „das würden Sie für mich gering achten, wenn der leichtsinnige Junge meinen unbescholtenen Namen zu dem eines Diebes, eines Zuchthäuslers machte? Natürlich, ich bin ein alter Mann, auf mich kommt es nicht mehr an, und man vergißt, daß ich aus der größten Armut mich und meine Familie und meinen Namen emporgehoben habe zu der jetzigen Stellung."

„Den Teufel auch," rief der Doktor höchlich interessiert, „so ernst ist die Geschichte? Was hat das Unglückskind denn gethan; sprechen Sie sich unbedenklich aus, armer lieber Freund! Sie kennen meine Teilnahme, Randolph; habe ich Sie doch schon gekannt, als Sie noch den kleinen Laden an derselben Stelle hatten, wo Sie großmütig vor einigen Jahren Ihrem Sohn das Prachthaus bauten."

Dankbar gerührt schüttelte Randolph wortlos die Hand des Doktors. Nach längerer Pause erzählte er, bald in Zorn, bald in Thränen ausbrechend, Gustavs Vergehen. Der alte Doktor war ganz hingenommen.

„Nein," rief er zuletzt, die Hände auf die Knie stemmend, indem er kopfschüttelnd auf den Fußteppich niedersah, „das thut mir ja entsetzlich leid um Ihretwillen, Randolph! Aber seien Sie ruhig, niemand wird Sie darum geringer achten; im Gegenteil werden die Leute sagen: ‚Seht den alten Mann, der in Ehren weiß wurde — laßt uns ihm doppelt liebevoll entgegenkommen.'"

Sein Herz war von dem brennenden Geheimnis erlöst. Der Greis seufzte erleichtert, wie eine unendliche Wohlthat befriedigte ihn das Mitleid des anderen. Ja gewiß, er würde im Mittelpunkt des Bedauerns und der Achtung stehen. Er fand nun sogar die Seelenruhe, mit dem Doktor wie sonst die kleinen Ereignisse in Stadt und Land zu besprechen, zumeist die ersteren, denn der Kreis seiner Interessen ward immer enger. Die ärztliche Visite dehnte sich ein Stündchen aus und endete mit einem kleinen Sherrytrunk, den Willers darbot. Dann trippelte der alte Doktor weiter auf den Wegen seiner Scheinbeschäftigung, und Papa Randolph versank in seiner sonnenbeschienenen Sofaecke in seinen kleinen gewohnten Morgenschlummer. Im Ofen prasselte das Feuer, am Fenster sprang das Kanarienweibchen rastlos in seinem Käfig von Stab zu Stab, aber das friedliche Geräusch störte nicht die Ruhe des selbst im Schlaf noch lächelnden Greises.

* *
*

Dräuend stand Randolph vor seinem Sohn, aus seinem Auge flammte Zorn, um seinen Mund zuckte Schmerz; seine geballte Hand hob sich gegen den Jüngling, und dann schlug er sich selbst mit der Miene eines Verzweifelten vor die Stirn. Sein weinendes Weib umschlang ihn mit beiden Armen.

„Lieber Mann," schrie sie jammervoll, „o mein Albertus!" Ihr vorwurfsvolles Auge war dem Sohn noch schrecklicher als des Vaters Zorn, denn er fühlte es tief: seine Mutter hatte Partei gegen ihn ergriffen, sie stand nicht beschützend, entschuldigend auf des Sohnes Seite, sie war gekränkt, besorgt, in leidenschaftlicher Trauer für den Gatten.

Der schwer atmende Mann suchte sich zu fassen. Er wehrte Cornelie sanft von sich.

„Genug," sagte er mühsam, „aller Zorn, alle Vorwürfe, aller Jammer sind nutzlos. Es gilt zu handeln. Ich habe dir schon gesagt, daß Dollfus kein Aufsehen von der Sache machen wird. Du, Cornelie, begiebst dich unverzüglich zu meinem Vater; du bleibst bei ihm, du bewachst ihn, daß kein Wort, kein plauderhaftes, verderbliches Wort seinem Mund in der ersten Heftigkeit des Kummers entschlüpfe. Und wenn er sich einen ganzen Tag mit dir aussprechen kann, findet er

hoffentlich morgen die Fähigkeit, zu schweigen. Der Willers, denke ich, können wir sicher sein. — Aber du, Gustav, wähne nicht, daß dein Vergehen, wenn es den Augen der Welt verborgen bleibt, deshalb in meinen Augen um einen Deut kleiner erscheint. Nein, da das Gesetz und die Welt dich nicht strafen, habe ich nur die Pflicht, desto strenger zu sein. — Geh, Cornelie — laß mich mit meinem Sohn allein — geh, sage ich. Es gilt keine Minute zu versäumen, wenn wir den armen Greis am Plaudern verhindern wollen."

In Frau Cornelie wachte nun die Angst für ihr Kind auf. Sie wagte die Bitte: „Sei milde." Mit einem Blick voll Liebe und Kummer antwortete ihr Gatte. Er küßte ihre Stirn.

„Geh," wiederholte er, „ihm soll geschehen, was zu seinem Heil ist."

„Mutter!" schrie der Jüngling auf und wollte ihr nachstürzen. Eine eiserne Hand hielt ihn zurück. Frau Cornelie wandte in der Thür noch einmal ihr trauriges Gesicht dem Sohne zu und verschwand.

„Du wirst erwarten," sprach Albertus Randolph mit schrecklicher Ruhe, „daß ich dir nun fluche, daß ich sage, ich habe fortan keinen Sohn mehr. Nein — der bequeme Zorn eitler Eltern, die nur mit ihren Kindern glänzen wollen und die Irrenden hart von sich stoßen, dieser Zorn bleibe mir fern. Du bist mein Sohn wie zuvor, nur daß du dich durch diese That in meinen Augen zurückverwandelt hast aus einem zwanzigjährigen Jüngling in einen Knaben. Und wie man ein verdorbenes Kind bessert, will ich versuchen, dich zu bessern: durch strenge Aufsicht. Du wirst weder nach Amerika fliehen, noch dich in einem fernen Winkel Europas verbergen. Du sollst heute abend in meiner Begleitung in das Comptoir des Herrn Dollfus zurückkehren; du wirst dort weiter arbeiten, aber Herr Dollfus wird dich einer unausgesetzten Beobachtung unterwerfen; du wirst nie Geld in die Hände bekommen, nie das Haus verlassen, außer in Gesellschaft des Herrn Dollfus oder einer anderen sicheren Person. Nicht bloß wohnen wie bisher wirst du bei deinem Principal, sondern auch alle Mahlzeiten dort nehmen; ich bin ganz sicher, daß Herr Dollfus aus Freundschaft für mich sich diese Last mit dir gewissenhaft machen wird."

Der Jüngling schrie auf:

„Alles, Vater — alles! Laß mich arbeiten wie ein Knecht, stoße mich bettelarm hinaus, aber thue mir nicht die Schmach an, mich zurückzusenden, daß ich vor das Angesicht des Mannes treten muß, den ich betrog! Und meine Genossen — müssen sie denn nicht merken, daß ich mir etwas zu Schulden kommen ließ, wenn sie meine veränderte Stellung bemerken?"

Als wenn diese leidenschaftliche Beschwörung gar nicht gesprochen worden wäre, fuhr Albertus Randolph fort:

„Nie genug kannst du dein Leben lang Herrn Dollfus die Nachsicht danken, mit der er diesen Vorfall der Behörde verschwieg, ja vor seinen Leuten verschwieg. Denn dein Dasein wäre ein elendes, deine Tage verfemt gewesen, wenn der Ruf solcher That sich an deinen Namen geheftet hätte. Wenn du ehrlich und gewissenhaft weiter gelebt hättest, würde dich diese Last doch immer von neuem zu Boden geworfen haben; wenn du fortan auf deinen einmal ruinierten Namen hin weiter gesündigt, würde deine Familie dich haben verstoßen müssen. So oder so — immer wärest du elend geworden, während dir jetzt durch das Dunkel, das deine That umhüllt, die schöne Freiheit wird, doch noch einmal ein nützlicher und glücklicher Mensch zu werden. Und der nächste Weg dazu ist, durch tägliches Gedächtnis dein Gewissen wach zu halten. Wir reisen heute abend nach Hamburg."

„Nein," rief der Jüngling keuchend, „ich will nicht — ich thue es nicht! Eher siehst du mich hier vor deinen Augen sterben!"

Und er riß eine Waffe heraus, die er seit gestern schon verborgen in seiner Brusttasche trug. Ein dumpfer Laut wie im Zornes- oder Schreckruf hallte durch das Zimmer, mit einem Sprung war Randolph

bei seinem Sohn — ein kurzes Ringen — der blinkende Revolverlauf lag zwischen den Händen beider, die ihn beide krampfhaft umklammerten — dann blieb der Vater Sieger. Er stand, die tödliche Waffe in der herabhängenden Linken haltend, finster vor seinem Sohn und legte schwer die Rechte auf die Schulter des zusammenknickenden Jünglings.

„Du schreckst mich nicht,“ sprach er düster, „diese Drohung verachte ich!“

Er verbarg den Revolver nun an seiner eigenen Brust und sprach weiter:

„Ich lasse dich allein. Wage nicht, das Haus zu verlassen, ich werde wachen! Heute abend reisen wir. Bis dahin fasse deine Gedanken und lerne, daß dir weder Verzweiflung noch Trotz ansteht, sondern nur Demut und Gehorsam.“

Albertus Randolph verließ das Gemach. Wie alle Tage stieg er hinab in seine Geschäftsräume; er arbeitete nur noch rastloser wie sonst, und seine Leute erklärten sich sein finsteres, bleiches Gesicht, sein schroffes Wesen genugsam aus dem schweren Verlust, der ihn gestern getroffen, denn um solcher fünfzigtausend Mark willen darf man schon mürrisch sein. Aber als nach der Mittagsstunde die Leute wiederkehrten, waren ihre Mienen wichtiger geworden, und sie flüsterten geheimnisvoll miteinander und vertrösteten sich auf die Stunde, wo Herr Albertus zur Börse gehe, um sich dann ungehindert auszusprechen über das Gerücht, welches in der Stadt umlief.

Ein Gerücht? — Wie der Regen in spärliche Bäche fällt, stetig, immerfort, bis sie verderblich anschwellen zu brausenden Strömen, so rinnt tropfenweise auch das Gerücht in das magere Bächlein der gewöhnlichen Tagesgespräche, bis sie anwachsen zu einem furchtbaren zerstörenden Schwall, der rettungslos vernichtet, was in seiner Mitte treibt. Wie der Funken, der auf das Dach eines stolzen Gebäudes fliegt, dort fortglimmt und sich jäh zur rasenden Flamme entfacht, die das ganze Gebäude verzehrt, so glüht still das Gerücht fort und fort, bis es plötzlich, grell emporflammend, den erfaßt und verbrennt, auf welchen es fiel. Was ist ein Gerücht? — Es ist wesenlos und doch kein Schatten; es hat keine Hände und erwürgt, den es packt; es hat keine Augen und tötet, den es anschaut, mit seinem Blick; es hat keinen Mund und verflucht den, dessen Namen es ausruft. Es ist selten die Geburt der Wahrheit, und seine Amme ist immer Lüge und Übertreibung, seine Pfleger sind Neid und Schadenfreude! Sein Geschäft ist Mord, Straflosigkeit sein Freibrief. Von allen gefürchtet, wird es von allen befördert. Es lebt von der unsichtbaren Nahrung eines Hauches, eines Flüsterwortes, eines Achselzuckens, und doch schwillt es und wächst es — rasend schnell, riesengroß.

Sein Antlitz gleicht dem der Gorgo, wer hineinschaut, muß erstarren. Und ob es gleich körperlos ist, versteht es doch, sein Angesicht zu enthüllen.

So schlich es erst ungesehen neben dem Manne, den es heute bis zum Tod treffen wollte, als er auf seinem täglichen Berufswege mit düsteren Mienen einherschritt. So wuchs es neben ihm und packte ihn in kaltem Schreck ans Herz, daß seine Augen sich angstvoll und mißtrauisch auf jeden richteten, der ihm begegnete. So ließ es ihn begreifen, daß die Ehre seines Namens schon von tausend giftigen Lippen besudelt war, daß der Ruf seines Sohnes, sein Glück, sein Friede zerrissen worden, daß das Geheimnis seines Hauses schon hinausgezerrt war auf den öffentlichen Markt.

Aber noch versuchte Albertus Randolph zu lächeln, noch wollte er sich belügen und sich sagen, daß seine Angst, sein belastetes Bewußtsein ihm Gespenster vorgaukele. Und er verzerrte sein sorgenbleiches Gesicht zu einem vergnügten Ausdruck und bemühte sich, auf bleischweren Füßen munter und leicht auszuschreiten. Den Leuten, die er sonst kaum grüßte, nickte er freundschaftlich, und den Bekannten, von denen er eine Anrede fürchtete, rief er im hastigen Vorbeischreiten ein fröhliches: „Guten Tag — prächtiges Tauwetter heute!“

zu. Er lüftete seinen Pelz und nahm wiederholt den Hut ab, um sich den bleigrauen Haarschopf von der feuchten Stirn zu streichen.

Und endlich trat er über die Schwelle des Börsensaales, in welchem die täglichen Besucher — ungefähr achtzig Herren aus der Kaufmannschaft der Provinzialstadt — in Gruppen umherstanden. Es war Randolph, als sage jemand, der unmittelbar am Eingang mit dem Rücken gegen denselben stand: „Der junge Mensch soll ein förmliches System in seine Unterschlagungen gebracht haben; es heißt übrigens, die Polizei sei ihm auf der Spur.“ Ein Herr, der diesem redenden Jemand gegenüberstand, antwortete: „Ja, die Kassendefraudationen werden förmlich Manie; was der junge Mann wohl mit den zwanzigtausend ...“ Sein Blick fiel auf Randolph, er stieß sein Gegenüber an. Sie schwiegen. Auch andere, die der Thür nahe standen, sahen Randolph; auch sie schwiegen. Wie eine Meereswoge langsam vom sandigen Strand zurückleckt, so wogte die laute, summende Unterhaltung rückwärts. Das Schweigen pflanzte sich fort mit Gedankenschnelle und lag, nur für die Dauer von zwei Sekunden, über dem Saal. Zwei Sekunden? Was sind sie? Ein Nichts und eine Ewigkeit. Ein Nichts, wenn sie im gewohnheitsmäßigen Lauf der Minuten untergehen; eine Ewigkeit, wenn sich in ihnen ein Menschenschicksal entscheidet, wenn während ihrer Dauer das Richtschwert herabsaust auf das Haupt eines Verurteilten!

Und wie all die trockenen Stimmen nun doppelt eilig, mit geschäftig aufgeputztem Tonfall wieder durcheinander sprachen, wußte Randolph doch, daß dieses tödliche Schweigen ihm gegolten und daß all die trockenen Stimmen zuvor die Schande seiner Familie besprochen hatten.

Regungslos stand er — wohl eine Minute lang. Da trat der Konsul Broock zu ihm, ergriff Randolphs willenlose Hand, sagte mit seiner hellen, meckernden Stimme: „Mein lieber Randolph, thut mir aufrichtig leid, das Malheur mit Ihrem Gustav, aufrichtig leid,“ und bemühte sich, sein gewohnheitsmäßiges Auflachen zu unterdrücken. Randolph hatte nur einen leeren Blick. Der andere neigte seine übergroße, schmale Gestalt, kniff die kurzsichtigen Augen fester zusammen und wiederholte seinen mitleidigen Händedruck.

Randolph erwachte aus der Starrheit. Riesengroß schoß die Flamme eines ungeheuren Zornes aus den Trümmern seiner Selbstbeherrschung hervor. Er schleuderte die mitleidige Hand zurück, er taumelte hinaus, er floh durch die Gassen. Und der Wind und die Luft brausten ihm entgegen: „Entehrt!“ und die Mauern der Häuser verwandelten sich in gräßlich lachende Gesichter. Entehrt — gebrandmarkt — für ein Leben! Vernichtet das Glück seiner Tage, durch einen Knaben und einen Greis! Denn der eine hatte die Unthat des anderen geschwätzig weiter getragen und ihr damit erst die verderbenbringende Kraft gegeben.

Randolph lachte laut auf. Erstaunte Menschen blieben auf den Gassen stehen und sahen ihm nach. Er stürmte weiter. Lachend, in einem bis zum Wahnwitz gesteigerten Zorn. Zum Thore hinaus — dahin auf der Straße der Vorstadt — jenen Weg entlang, den er schon gestern nacht in Sorgen geschritten. Weiter, immer weiter. O, Rede sollte er stehen, der thörichte, kindische Greis, und bekennen, ob ihm wirklich die Ehre seines Namens ein Spielball gewesen für den Plaudereifer einer müßigen Stunde.

Mit wankenden Knien, mit pfeifendem Atem drängte er sich in das Gemach des alten Mannes, wo dieser im friedlichen Gespräch mit dem Weibe seines Sohnes saß. Der alte Mann hob die blöden Augen fragend gegen ihn, das Weib aber entsetzte sich tödlich, da es des Gatten verzerrtes Gesicht sah.

Randolphs Augen versagten ihm den Dienst, er sah weder sein zitterndes Weib noch seines Vaters leuchtendes Silberhaar — es war alles dunkel vor ihm, seine Pulse jagten und der Riesenzorn in seiner Brust erstickte ihn.

„Du hast ... du hast," begann er keuchend, mit den Händen Halt am Tische suchend, „du hast — nicht schweigen können? Du hast Gustavs Schande hinausgeschrien in alle Winde?"

Trotzig stand der Greis auf und trat seinem Sohne näher.

„Was ist das für ein Ton, mich zur Rede zu stellen," begann er; das Blut stieg ihm jäh bis in die Schläfen, er war sich schon den ganzen Tag lang der Geschwätzigkeit bewußt gewesen, die er seiner Schwiegertochter nicht beichten mochte, da er hoffte, sie werde ohne Folgen bleiben.

„Antworte," donnerte Randolph, „du hast gesprochen?"

„Ich bin nicht dein Sohn, dem du Antwort abzufordern hast. Ich bin dein Vater und brauche mir von dir weder Erlaubnis zum Reden noch zum Schweigen zu holen. Dem Doktor Döring habe ich die Wahrheit gesagt."

„Vater!" schrie Cornelie angstvoll dazwischen.

„So hast du — du selbst unseren Namen hinausgeworfen in den Schmutz — du selbst dem unglücklichen Knaben die Thür verriegelt, durch die er zur Besserung schreiten kann!" stammelte Randolph. „Ja, sie haben recht, die Leute, die dich ein Kind nennen!"

Ein dumpfer Laut antwortete dieser Rede. Auch den Greis übermannte wahnsinniger Zorn. Sein Antlitz wurde bläulich, seine Hand hob sich — es war, als wolle er ausholen zum Schlag. Und die fieberzitternden Hände seines Sohnes zerrten ein blitzendes Etwas aus dem Gewand, eine schreckliche Lache gellte durch den Raum, der Lauf eines Revolvers hob sich blinkend in der Luft — da schrie eine Weiberstimme furchtbar auf. Cornelie warf sich zwischen Vater und Gatten, ihre Rechte schlang sich klammernd um den Nacken des Greises, ihre Linke stieß abwehrend gegen den Gatten, traf dessen erhobenen Arm, daß der mit der Waffe jäh sich senkte. Dabei entlud sich das Geschoß, ein Knall dröhnte von den vier engen Wänden zurück, bläulicher Dampf wölkte empor und der Estrich zeigte eine zersplitterte Stelle in einer seiner Dielen. Das war gedankenschnell geschehen, während der bange Atem auf drei Lippenpaaren stockte, während wilde, irre Blicke schrecklich ineinander wurzelten. Dann aber kam das Erwachen. Der gräßliche Bann, der des jüngeren Mannes Geist umfangen, zerriß; er begriff, daß sich seine Hand erhoben hatte — er begriff, gegen wen! Der Entsetzensschrei auf seiner Zunge erstarrte ungeboren, wie geschlagen von dem furchtbaren Blitz des Erkennens stürzte er auf seine Knie nieder vor dem Greise. Der aber holte seltsam tief keuchend Atem, wankte, hielt sich an Cornelie, stöhnte, wankte schwerer und fiel plötzlich mit einem dumpfen Laut zurück, von Corneliens Armen vor hartem Fall bewahrt. Bläulich war sein Gesicht, verzerrt sein Mund, hervorgequollen seine Augen.

„Er stirbt!" schrie Cornelie jammernd. Schon stürzte zur Thür herein, herbeigelockt durch den Schall des Schusses, die treue Haushälterin; ihre Jammerrufe mischten sich mit denen Corneliens. Randolph lag noch immer auf den Knien. Die Röte der Erregung wich zurück von seinem Angesicht und machte tödlicher Blässe Platz, seine Augen wurden stier.

„Mord," sagte er hohl. Die Frauen achteten nicht auf ihn. „Ich ..." sagte er und erhob sich langsam. Mit taumelnden Schritten ging er hinaus, über den Flur, in den schneenassen Garten. Da stand er eine Minute lang wie erstarrt unter tropfendem Geweig.

„Ein Mörder," sagte er laut. Und er hob den doppelläufigen Revolver und sah einen Augenblick in die zwei kleinen dunklen Mündungen der beiden Läufe. Einer hatte eben die Kugel entlassen, im anderen steckte es noch, das kleine Geschoß. Randolph dachte nach, in welchem wohl. Er lächelte — es war ein fürchterliches Lächeln. Und dann hallte wieder ein Schuß; schnell entfluteten die Schallwellen hinauf zum klarblauen Äther, aber der bläuliche Dampf webte noch ein Weilchen zwischen dem braunen, nassen Geäst des Baumes,

unter dem, lang hingestreckt, regungslos, ein stummer, toter Mann im tauenden Schnee lag.

— — — — — — — — — — — —

Der Schlag, der den alten Randolph hingestreckt, war kein tödlicher gewesen. Seine kräftigen, gesunden achtzig Jahre spotteten des Todes, und abermals wiederholte sich das grausame, rätselvolle Naturschauspiel, daß ein unnützes Leben bewahrt blieb, wo manch thatenreiches Leben wäre abgeschnitten worden. Nur weniges hilfloser war er geworden nach diesem kurzen, schweren Lager. An seinem Bette hatte ein Weib gewacht, aus deren hagerem Antlitz thränenlose brennende Augen Tag und Nacht sorgsam auf ihn schauten. Nach seinen Wünschen hatte eine Stimme gefragt, deren Klang ihn tief bewegte. Wenn Liebe, wenn Reue sich ganz in eine Menschenstimme verwandeln könnten — sie würden solche Töne haben. Eine Hand lockerte des Greises Kissen, eine Hand, die er halb in Ehrfurcht, halb in Schmerz oft ergriff, um sie lange, lange und stumm zwischen seinen zitternden Fingern zu halten.

Der Abgrund des Jammers in Corneliens Seele war so tief, daß der Greis mit keinem Fragewort hinabzudringen wagte. Ihr herber Mund entließ nie eine Silbe, die von dieses Abgrunds Tiefe gesprochen hätte. Nur einmal, da ihre magere kalte Hand kühlend auf des Greises Stirn lag, sagte jener leise unter Thränen:

„Ich — ich habe ihn dir geraubt — ich trieb ihn in den Tod.“

Und Cornelie antwortete, mit leeren Blicken vor sich hinsehend:

„Die Schuld war mein.“ Denn in schlummerlosen Nächten gedachte sie ihrer Klagen über des Greises Geschwätzigkeit, ihrer Beschwörungen, ihrer Furcht vor dem Ruchbarwerden von ihres Sohnes Unthat. Und sie war gewiß, daß ein Wort von unseren Lippen geht wie ein Samenkorn von eines Säemanns Hand auf guten Boden. Fürchterliche Saat war aufgegangen aus dem Wortsamen, den ihr Mund gesät. An Geduld und Liebe hatte es ihr gebrochen, und nun lag es auf ihr, Liebe zu geben, Geduld zu haben nicht nur für ihren eigenen Lebensinhalt. Nein, sie mußte auch noch ersetzen, was die Welt verloren an einem Manne, der nun tot war; mit für ihn mußte sie liebend, gut, geduldig sein. Sie ward zur Märtyrerin und quälte mit Wollust ihre Seele mit selbstanklägerischen Gedanken. Solche Gedanken aber sind die feurigen Zangen eines unsichtbaren Schmiedes, der mit ihnen in der Glut aus der Seele ein neu und edler geformtes Gefäß schweißt.

Geheimnisvolle und erhabene Frucht der Schuld! Auch hier ward sie gezeitigt. Kleinliche Umstände hatten einen tugendhaften Menschen vorbereitet, daß er in einer Minute wahnsinniger Selbstvergessenheit in Sünde und Tod geriet; die Liebe zu dem einen Nächsten war gekränkt worden, und die große herrliche Menschenliebe gewann aus dem Schiffbruch eine Priesterin, welcher göttliche Barmherzigkeit aus trauervollen Augen glühte.

Der Frühling zog ins Land, und mit seinem warmen Wehen kam auch der alte Randolph wieder so weit, daß er an seiner Tochter Arm hinausschreiten konnte an die Stätte, wo der ruhte, den der Greis, je länger er ihn verloren hatte, desto mehr zu lieben schien. Verschüchtert ging das kleine, einst so fröhliche Mädchen nebenher, dem das Lachen und Springen ganz vergangen war ob all dem Ernst im Hause. Ach, seit damals der Papa gestorben und zugleich der Gustav in die Fremde gegangen, seit damals schien das Leben nur zum Weinen bestimmt!

Sorglich und schweigend leitete Frau Cornelie den Greis. Des Friedhofs stille Flur nahm sie auf, sie gingen langsam durch die Hügelstraßen, denen noch der Blumenschmuck fehlte. Laublose Trauerweiden senkten ihre knospenden Zweige herab auf die kahlen oder epheuumrankten Gräber. Auch Frau Cornelie hatte für ihres Geliebten letztes Ruhebett die immergrüne Ephendecke statt des unbeständigen Blumenschmuckes gewählt, und so tauchte die tastende Hand des halbblinden Greises,

der die Stätte, die er nicht genau sehen konnte, wenigstens genau fühlen wollte, in dichte, glatte, feuchte Blätterfülle.

„Schon grünt es auf seinem Grabe," flüsterte der Greis. „Mein Sohn — mein Sohn, läge ich statt deiner hier. Lange Jahre noch, mir ist es, als fühle ich es mit prophetischer Gewißheit, lange kann ich noch hierherwandern, ehe ich neben dir liegen darf."

Müde setzte er sich, wie ein Kind, auf seines Sohnes Hügel und sah empor zu der hohen schwarzen Frau, deren Gestalt für ihn nur wie ein Schattenriß vor hellem Himmel stand.

„Meine Tochter," sprach er, „laß mich dir hier an diesem teuren Grabe danken für die Engelsliebe, mit der du mich umgiebst. Die ganze Stadt fängt an, deinen Namen als den einer gütigen Segenspenderin zu preisen — ich aber vor allen genieße deine Wohlthaten."

Cornelie neigte schwer das Haupt und faltete in Demut ihre Hände.

„Meine Lebensjahre, seien sie noch so lang bemessen, sind zu kurz, um gut zu sein für ihn und mich! Nie genug kann ich thun, nie genug."

„Kind," sprach der Greis zu dem kleinen Mädchen, dessen lautes Schluchzen er vernahm, „du weinst, ohne genau zu wissen, warum. Sei wieder heiter, sei immer heiter, deine Mutter erlaubt es dir. Sie weiß, daß das Leben schwer werden kann wie eine Centnerlast, sie will, daß du lächelst, solange es dir leicht ist."

Käthchen verstand nicht den Sinn von des Großvaters Worten, es verstand nur, daß es wieder heiter sein solle, und es weinte heftiger, als sollte mit stärkeren Thränenfluten schneller die unbegriffene Trauer hinweggeschwemmt werden.

Frau Cornelie legte ihre Hand auf des Greises Silberhaar. „Vater," begann sie mit zitternder Stimme, „willst du mir ein Geschenk machen — ein großes — übermenschliches?"

„Sprich, meine Tochter."

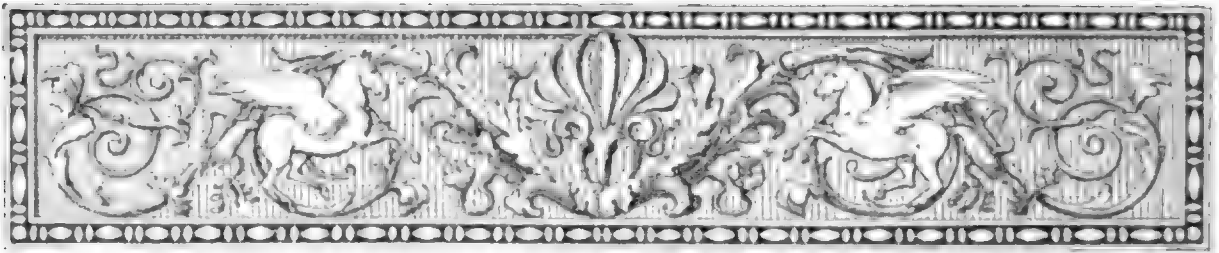
„Sage mir, daß kein Gedanke des Zornes mehr in deinem Herzen wohnt gegen ihn, der hier schläft, gegen ihn, der in einer Minute seines ganzen Lebens Ehre und Tugend selbst zerschlug, gegen ihn — deinen Sohn — der — die Hand erhob wider dich."

Sie sank neben dem Greise nieder, und weinend an seinem Halse, flossen ihr die Thränen der Wehmut.

Er aber drückte ihr Haupt fest an sich; ein Schein von Milde und Hoheit ging von seinem verwitterten Angesicht aus, und er sprach:

„Meine Tochter — Gott richte uns! Wir sind allzumal Sünder, und keines Menschen Herz ist so stark, daß es nicht einmal erschüttert werde von der finsteren Macht, die wir das Böse nennen. Ewig wacht die Schuld, daß sie sucht, ein Leben zu beflecken, aber auch ewig wacht die Liebe, welche den Weg findet, alle Schuld zu sühnen. Mein Sohn war ein guter Mensch — jener, der einmal seine Hand gegen mich aufhob, ist wie ein Schatten an mir vorübergegangen. Ich, ich allein bedarf der Verzeihung. Weine mit mir, Cornelie, um meinen guten Sohn."

Sie saßen auf dem Grabe und weinten, das bleiche Weib über sein und ihr und aller Los; des Greises Thränen versiegten bald, sein Geist entschwebte zur Grenze der Vergessenheit; halb schlummernd — wie immer, wenn Cornelie ihn nicht wachrüttelte, daß seine Gedanken auf kurze Weile mit alter Kraft auflebten — saß er friedlich im Epheu und genoß die Wärme des Apriltages, indes unfern das lächelnde Kind einen Schmetterling jagte, der in der Frühlingsluft gaukelte. Und die Sonne des Frühlings, welche die Sonne der Hoffnung und die Sonne der Liebe ist, schien strahlend auf den weißhaarigen Greis, auf das milde weinende Weib, das grüne Grab und das lachende Menschenkind.



Robert Hamerling.

Ein Dichterporträt
von
Ernst Ziel.

Das oft citierte Wort: das Schrifttum sei ein Spiegelbild der Zeit, hat sich wohl niemals augenfälliger bewahrheitet als in unseren Tagen. Das beweist ein auch nur flüchtiger Blick auf das geistige und sociale Leben der Gegenwart im allgemeinen und auf das Leben unserer Litteratur im besonderen. In der realen Welt der Völker und Staaten sind heute auf allen Gebieten die Massen in erhöhter Bewegung. Dem entsprechend tritt gegenwärtig in der imaginären Welt der Litteratur diejenige Dichtgattung am kräftigsten hervor, welche am meisten geeignet ist, ein Abbild solcher Massenbewegungen zu sein — das Prosa-Epos, das heißt der Roman. Neben ihm aber ringt um den Preis des Tages die sich in zweiter Linie für die Schilderung breiter Massenbewegung qualifizierende Form poetischen Schaffens — das Epos im engeren Sinn des Wortes. Wer der Entwickelung der deutschen Dichtung der letzten Decennien aufmerksam gefolgt ist, der wird sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß das heutige Epos im engsten Zusammenhange steht mit dem geistigen und nationalen Leben unserer Tage.

Bevor die großen kriegerischen Ereignisse von 1866 und 1870 bis 1871 über uns hereinbrachen, nahm unsere Poesie eine energische Richtung auf das Epos hin, als wolle der nationale Geist, ehe er auf den Feldern Böhmens und Frankreichs seine großen Schlachten schlug, sich in dieser Dichtform poetisch ausgären und seine ideale Kraft gewissermaßen vorahnend manifestieren. Seitdem ist auf dem deutschen Parnaß der frische Quell epischen Dichtens nicht wieder versiegt. Das Zeitalter der Massenbewegung verleugnet sich nicht im Spiegelbilde der Dichtung von heute.

Aber nicht nur unsere im mehr äußerlichen Sinne nationalen Großthaten, die eigentlichen deutschen Waffenthaten, haben einen kräftigen Wiederhall im deutschen Epos der Gegenwart gefunden — mehr noch gilt dies in betreff dessen, was die Nation im Inneren bewegt, in betreff unserer socialen, religiösen und sittlichen Fragen, die ja auch, und zwar im vollen Sinne des Wortes, die Massen in Bewegung setzen.

Als der epische Dolmetscher par excellence für die kämpfenden und ringenden Ideen der Gegenwart darf aber in Deutschland ohne Frage der Dichter betrachtet werden, dessen Name an der Spitze dieser Zeilen steht; denn muß Hermann Lingg, der Schöpfer der „Völkerwanderung“, als der genialste Repräsentant der historischen, muß Julius Wolff, der Dichter des „Rattenfängers von Hameln“, als der eigenartigste Träger der romantischen Epik gelten, so ist Robert Hamerling der berufenste Vertre-

ter der heutigen psychologischen und social-politischen epischen Dichtung in Deutschland. Seine Epik läßt sich nicht genügen an der Entfaltung groß angelegter Zeit- und Völkergemälde; sie sucht hinter dem Schleier das Wesen, indem sie dem Dichten das Denken gesellt; sie steigt hinab in die Tiefen des Menschengeistes und der Geschichte, und vor ihrem Zauberwort zerreißt der Vorhang zwischen dem Sonst und dem Heute: wir glauben mit dem Dichter in dem Rom der augusteischen Kaiser, in dem Münster der Wiedertäufer zu wandeln, und doch sind es die Fragen und die Kämpfe unserer Tage, die religiösen, die socialen, die politischen, welche uns hier im Spiegel einer gedankenvollen Dichtung entgegentreten. Was uns in der unmittelbaren Nähe der Gegenwart hart und abstoßend berühren würde, hier erscheint es uns verklärt, aber darum nicht minder wahr in dem milderen Lichte des Geschichtsbildes; der Dichter hat es uns menschlich näher gebracht, indem er es in eine zeitliche Ferne rückte und es mit seinen Gedanken tiefsinnig umspann. So wird das Epos Hamerlings, gemäß der Richtung unseres Jahrhunderts auf die Reflexion, zu einer den geistigen Inhalt des modernen Lebens widerspiegelnden, großartigen Gedankendichtung. Hamerlings Muse hat einen düsteren, dämonischen Zug, aber es wohnt doch Hoheit, Größe und eine geheimnisvolle Schönheit auf ihrer Stirn; sie entrollt uns wolkenverhängte Nachtgemälde, aber an ihrem Himmel blitzen durch die Wolken die ewigen Sterne menschheitlicher Ideen auf.

Das äußere Leben unseres Dichters sei hier nur mit wenigen Zügen skizziert; es ist ein vielfach hart geprüftes Leben. Hamerling selbst schreibt an den Verfasser dieser Zeilen: „Meine Tage verflossen bisher äußerst einfach; zu sagen wäre nur, daß die beiden ersten Decennien meines Lebens mir in bitterer Armut, das dritte in Krankheit und Vereinsamung hingingen, und daß seither immer ein Dämon den anderen ablöste. Zu einer Epoche ruhig-behaglichen Daseins und Schaffens bin ich bis heute nicht gelangt. Kränklichkeit und andere Umstände zwingen mich, zurückgezogen zu leben.“ Hamerling wurde in Kirchberg am Walde bei Zwettl in Niederösterreich am 24. März 1830 geboren. In der romantischen Waldeinsamkeit seines Heimatsortes traten schon früh von dem nahen Kirchberger Schlosse her, welches eine Zeit hindurch von der Familie des vertriebenen französischen Königs Karl X. bewohnt wurde, Einflüsse klassischer Bildung an den lebhaften Knaben heran, der bald ein Liebling der Schloßherrschaften wurde. Mit neun Jahren kam er in das Stift Zwettl, wo er seine Gymnasialstudien begann. Bei der Mittellosigkeit seiner Eltern setzte er die Studien später unter Beihilfe begüterter Gönner, namentlich der Prinzessin Luise von Frankreich, nachherigen Herzogin von Parma, zuerst an der Schule, dann an der Universität zu Wien mit dem vollen Eifer seines jugendlichen Strebens fort. Hier trieb er besonders fleißig linguistische und naturwissenschaftliche Studien, ohne sich einer eigentlichen Fachwissenschaft zu widmen. Das Revolutionsjahr 1848 riß den schon damals poetisch schaffenden jungen Studenten in den Sturm und Drang der allgemeinen Bewegung und machte ihn, der schnell entschlossen die Feder mit dem Schwert vertauschte, zu einem begeisterten Mitgliede der „Wiener akademischen Legion“. Was indessen über seine Teilnahme an den Kämpfen während der Belagerung Wiens geschrieben worden, beruht auf Irrtum. „Im Oktober des Jahres 1848,“ schreibt Hamerling an den Verfasser, „während der Belagerung der Stadt, befand ich mich nicht, wie fälschlich berichtet worden, ‚mitten unter den Kämpfenden‘, sondern krank im Bette. ‚Verborgen halten‘ mußte ich mich aber nach der Besetzung Wiens durch die k. k. Truppen allerdings, aber nur, weil gewesene Mitglieder der ‚Akademischen Legion‘ als solche vor den Kroaten ihres Lebens nicht sicher waren.“ Erst als die Feuer der Revolution erloschen, kehrte er zu den Studien und zu

seiner Muse zurück und gab sich beiden mit erneuertem Eifer hin, bis er, durch Rücksichten der Pietät gegen seine dürftigen Eltern bewogen, sich zur Annahme einer Lehrerstelle an einem Gymnasium zu Wien entschloß, von wo er später in gleicher Funktion nach Graz versetzt wurde. Im Jahre 1855 folgte er von dort aus einem an ihn ergangenen Rufe als Professor an das Gymnasium zu Triest, wo ihn schon im nächsten Jahre ein sich schnell verschlimmerndes Unterleibsleiden, an welchem er noch heute leidet, zwang, um Enthebung aus seiner Stellung zu bitten, ein Gesuch, welches ihm in gerechter Würdigung seiner dichterischen Leistungen mit verdoppeltem Ruhegehalt gewährt wurde. Eine zu dem Gnadengehalt inzwischen hinzugetretene, nicht unbedeutende Schenkung seitens einer für Hamerlings Poesien begeisterten Dame in Wien setzte ihn in den Stand, ausschließlich seinen dichterischen Arbeiten zu leben. Er hat seitdem seinen Wohnsitz in Graz.

In Hamerlings Dichtungen gewinnt der philosophische Zug, der seit Lenaus unklarer Skepsis durch die gesamte österreichische Lyrik geht, zuerst einen abgeklärten, nicht selten monumentalen Ausdruck. Das gilt freilich noch nicht von seinen frühesten Schöpfungen, die mehrfach eine gewisse verschwommene Sentimentalität atmen; in der äußeren poetischen Form und der inneren Gliederung weisen sie zwar oft wahrhaft vollendete Schönheitslinien auf, aber ihrem geistigen Gehalt, ihrer Empfindungsweise nach erinnern sie noch allzu stark an die Zwielichtpoesie Grüns und Lenaus.

In diese Kategorie gehört vor allem Hamerlings Erstlingswerk „Ein Sangesgruß von der Adria“ (Triest, 1857), mit dem er, siebenundzwanzig Jahre alt, vor das Publikum trat. Nur in einigen der hier zusammengestellten Lieder ahnen wir die Bedeutung ihres Verfassers. Im ganzen betrachtet, gemahnen sie noch an den unausgegorenen Most einer leidenschaftsvollen Lyrik.

Den Übergang von der Gärung zur vollendeten Klärung, vom Most zum perlenden Wein bezeichnen in der dichterischen Entwickelung Hamerlings das kleine Epos „Venus im Exil“ (Prag, 1858) und die Sammlung von Jugendgedichten „Sinnen und Minnen“ (Prag, 1860).

Die erstgenannte Dichtung, eine in schwungvollen Oktaven sich ergießende Apotheose der Sehnsucht, darf als präludierender Accord nahezu der ganzen nachfolgenden Poesie Hamerlings betrachtet werden, die fast durchgehends auf dem Kothurn der elegischen Ideendichtung einherschreitet. Der Dichter beabsichtigt, wie uns ein hinzugefügtes Nachwort ausdrücklich auseinandersetzt, in diesem Gedicht die Versöhnung des Einzellebens mit dem Allleben poetisch zu verherrlichen; er will „das Bild menschlichen Strebens in seinem Verlaufe“ darstellen; er will zeigen, wie der strebende Mensch, Schönheit und Liebe ersehnend, sich allmählich vom Banne „kreatürlicher Beschränktheit“ losreißt und im Tode endlich in die Harmonie des Allseins übergeht. Aber diese Idee liegt hinter einem Wust romantischen Beiwerkes leider so tief verborgen, daß die Dichtung es zu einer künstlerischen Wirkung nicht zu bringen vermag. Gedankenwolken in bengalischer Beleuchtung! Das Bild der Göttin tritt hinter diesen Wolken nicht prägnant genug hervor.

Ist „Venus im Exil“ allegorisch, so sind die in „Sinnen und Minnen“ zusammengefaßten lyrischen Gedichte vorwiegend symbolisch gehalten; sie variieren in immer neuen Liederblüten das Thema der „Venus im Exil“: die Sehnsucht nach einer versöhnenden Lösung der tausend großen Lebensrätsel; diese Sehnsucht tönt uns aus den Liedern, aus den Oden, den Sonetten und Elegien entgegen. Aber es ist, wie gesagt, nicht mehr die in den Irrgängen der Mystik tappende Allegorie der „Venus im Exil“, es ist vielmehr eine schon wesentlich geklärte, echt symbolische Poesie, welche sich hier in den mannigfachsten lyrischen Metamorphosen offenbart. Diese Gedichte lehnen sich dem Inhalt nach an die Schiller-Hölderlinsche

Elegik, der Form nach an die plastische Architektonik der Platenschen Dichtweise an. Überall lebt in ihnen ein fast divinatorisches Naturgefühl; überall bekunden sie ein begeistertes Pathos für die höchsten Aufgaben des Menschentums; überall spricht aus ihnen eine feurige, nach Vergeistigung ringende Sinnlichkeit. Wahre lyrische Perlen von symphonischem Schmelz finden sich unter den hymnenartigen Gesängen, welche, in freien Rhythmen dahinwogend, etwas von dem erhabenen Geiste der Psalmenpoesie atmen. Wie reich und stolz schreitet z. B. das nachfolgende Gedicht einher:

Die Vögel.

Selig sind die Geflügelten,
Denn sie wohnen im Elemente des Klanges.
O, Mutter Erde, wie du
Die Blumen teilen mußt mit dem Hades,
So mit dem Äther die Vögel.

Ich preise sie,
Die Leichthinschwebenden, immer Beweglichen,
Die Losgelösten vom Mutterbusen, woran
Wir anderen Kinder
So ängstlich kleben; sie aber vertraun sich
Dem starken Vater, dem Äther,
Der in der Höhe sie tränkt mit seinem Herzblute,
Dem Lichte, und stärkt auch die Brüste der Schwächsten.

Licht aber ist Klang. Wer einmal saugt das Licht,
Dem fließt auch süß der Ton, und Klanggewaltige sind
Auch Drachenbekämpfer. Apollo führt
Die Lyra wie den Bogen.
Es singt der Vogel und stürzt,
Der glanz- und klangfrohe,
Feindselig ewig herunter auf den Wurm,
Der stumm ist und im Dunkel dahinkreucht.

Wann endet aber die Kampfesnot? Die höchste Kraft
O siehe! sie ist auch immer gesellt
Der höchsten Sehnsucht nach Ruhe.
Steig auf den Gipfel der Andes und blick empor!
Siehe! den Blick überflügelt der Kondor;
Hoch über dir zerrinnt er,
Ein schwarzer Tropfen, ins blaue Luftmeer.
Aufwärts reißt ihn nach seliger Stille der Drang
Über den ewigen Kampf der Kleinen, und so
Stürzt er einsam empor
Ins himmlische Luftelement und schläft
Geruhig auf seinen Schwingen.

Bereits auf einer imposanten Höhe steht unser Dichter in seinem „Schwanenlied der Romantik“ (Prag, 1862), einer grandiosen Threnodie, welche in der Form der alten Nibelungenstrophe einem elegischen Gedanken Ausdruck leiht, dem Gedanken: die Entwickelung der Kunst und Poesie in unserem dem Verstandesleben und seiner Propaganda einseitig zugewandten Jahrhundert könne mit der wachsenden Civilisation nicht gleichen Schritt halten; eine Zeit müsse kommen, wo das Raffinement des Verstandes jeder künstlerischen Bestrebung durch Verdumpfung des Gemütes und Ertötung der Phantasie allen Boden unter den Füßen wegziehen werde. Der Dichter mahnt die Gegenwart durch schreckende Visionen der Zukunft von dem Wege zu einer kalten Verstandesautokratie ab und weiß diesen Grundgedanken seiner Dichtung durch Schwung der Dialektik und des sprachlichen Ausdrucks in ein überzeugendes Licht zu rücken. Er führt uns im Sternenglanze, vorüber an Palästen und Domen, durch die Straßen Venedigs und läßt angesichts der historischen Denkmäler der Lagunenstadt die Bilder versunkener Zeiten vor uns auftauchen: die verschollene Wunderwelt des Orients, die Schatten der dahingegangenen hellenischen Größe und der romantische Reiz des Mittelalters erheben sich gestaltenreich vor unseren Augen aus dem Staube der Vergangenheit. Aber der anbrechende Tag mahnt den Dichter an die Errungenschaften unserer Tage: die Schönheit ist dahin — das Wissen regiert. Da steigt vor der dichtenden Phantasie Vision um Vision herauf: alle die großen Erfindungen der Neuzeit und in ihrem Gefolge die Herrlichkeiten des Lebens von heute ziehen an unseren Blicken vorüber. Aber die Dichtung lüftet den Vorhang und zeigt uns im Zeitenhintergrunde das Gespenst des Materialismus. Nun tritt der Poet, gegenüber den Idealen seiner Zeit, mit den Idealen seines Herzens hervor, welche Schönheit und Freiheit sind, und schließt nach einem Hochgesang auf Deutschland mit der Mahnung an dasselbe, das Banner der Ideale hoch zu halten:

Hoch halt es unter den Völkern und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!

Im „Schwanenliede der Romantik“ tritt uns unter den Hamerlingschen Dich-

tungen zuerst eine größere Objektivität der Anschauung in streng lyrischer und daher einheitlicher Form entgegen, Vorzüge, welche dem Dichter nunmehr sofort den hervorragenden Rang unter den kontemporären Sangesgenossen anweisen und ihn von nun ab unbeirrt aufsteigen lassen zum Gipfel seines künstlerischen Ruhmes.

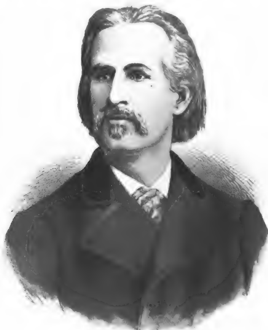
Mit der tiefpoetischen Kanzone „Germanenzug" (Wien, 1864) verläßt Hamerling das Gebiet der Lyrik und lenkt in die Bahnen der Epik ein, indem er, von der Lyrik nur die kunstvollere Form und den Schmelz der Stimmung beibehaltend, hier zuerst sein großes Gestaltungs- und Gruppierungsvermögen zur Geltung bringt, wenn auch zunächst noch in engeren Dimensionen. Der „Germanenzug" ist ein echt nationales Gedicht von höchst konziser Komposition und edler Abrundung: Mutter Asia weissagt dem jugendlichen Führer der Germanen, dem blonden Teut, gerade in dem Augenblicke, wie er seine Stämme über die Grenzen Europas führen will, die Schicksale, welche sein Volk in der neuen Heimat erwarten, eine Weissagung, welche in dem klangvollen Strophengebäude der Kanzone den deutschen Sinn treffend charakterisiert — den deutschen Sinn, in welchem, wie Mutter Asia verkündet, immer Thatkraft und Begeisterung mit Träumerei Hand in Hand gehen werden. Der Dichter eröffnet dem Teut und seinem Stamme einen Fernblick in die kommenden Zeiten deutscher Geschichte, die für den Leser längst vergangen sind, und macht sich zum begeisterten Interpreten der Mission, welche Teut und seine Kinder für alle Zeiten zu erfüllen haben:

Freiheit, Recht und Licht und Liebe —
Das sind die letzten, vollerglühten Flammen
Des Urlichts; sie zu schüren allzusammen
In eine Glut im hadernden Getriebe
Des Völkerlebens, das ist deine Sendung,
Volk Odins, das ist Menschentums Vollendung.

Wenn Hamerling in seinen bisherigen Dichtungen das Ideal als Ideal gefeiert und Psalmen zur Feier der Schönheit angestimmt, so schlägt er in seiner nächsten, im dramatischen Blankvers abgefaßten Schöpfung, dem „Ahasver in Rom" (Hamburg, 1866), den entgegengesetzten Weg ein: er feiert nunmehr die Schönheit nur indirekt; an die Stelle des Ideals setzt er im „Ahasver" das Nichtideal; in farbenprächtigen und kunstgewaltigen Schilderungen entrollt er uns bedeutsame Gemälde von der Gemeingefährlichkeit eines Genußlebens, welches in der Verkennung und Mißachtung der geistigen Ziele des Menschenlebens wurzelt, im gedankenlosen Materialismus und modernen Epikuräismus. Nicht mehr wie in seinen früheren Dichtungen wirbt er dem Ideal Schüler und Anhänger durch direkten Aufruf zu den Fahnen der Schönheit; er geht vielmehr seinen ethischen und ästhetischen Zielen nach, indem er uns das Böse und Häßliche in abschreckenden Bildern vors Auge führt und so vor demselben eindringlich warnt. Sein Weg zur Verherrlichung des Guten und Schönen ist also hier ein negativer im Gegensatz zu dem positiven seiner früheren poetischen Schöpfungen.

Verherrlichte Hamerling in „Venus im Exil" und in „Sinnen und Minnen" die ideale Welt des Gemütes in rein subjektiver Weise, sang er im „Schwanenliede der Romantik" ein Klagelied darüber, daß eben diese ideale Welt in den praktischen Bestrebungen unserer Tage immer mehr dahinschwinde, so schenkt er uns im „Ahasver" das objektive Bild eines Menschenlebens, welches mit genußsüchtiger Selbstliebe die Heiligtümer des Gemütes untergräbt und zertrümmert. Aber dennoch tritt uns dieselbe Hingebung an die idealen Güter des Lebens, welche in jenen früheren Dichtungen atmet, auch hier entgegen — dort elegische Reflexionen über das Ideal und pathetische Apotheosen desselben, hier epische Schilderungen und lebensvolle Gestalten im Lichte eben dieses Ideals! Schälen wir die ethische Idee des „Ahasverus in Rom" aus der bunten Mosaik seines reichen Scenenwechsels heraus, so ergiebt sich uns als allegorischer Kern der ganzen Dichtung der Satz: Die ewige Todessehnsucht des Unsterblichen (das heißt der Menschheit) ist dem ewigen

Lebensdrange des Sterblichen (das heißt des Einzelmenschen) gegenübergestellt — eine Idee, welche in dem lebenssatten Ahasver als dem Vertreter der Menschheit und dem genußsüchtigen Nero als dem Repräsentanten des einzelnen Menschen ihre Träger findet. Hören wir hierüber Hamerling selbst! Er sagt in dem der zweiten Auflage seines Epos beigefügten



Robert Hamerling.

„Epilog an die Kritiker": „Es ist vollkommen wahr, was man gesagt hat, Ahasver sei in meiner Dichtung nicht, wie in der Sage, der ewige Jude, sondern der ewige Mensch. Aber ich denke, mit dem ewigen Juden weiß das Epos nichts anzufangen; nur den ewigen Menschen kann es brauchen. Es ist nicht ganz unmöglich, daß die so überaus lebenskräftige jüdische Rasse alle übrigen Rassen überdauert. Aber solange sich dieses Schicksal nicht erfüllt, solange die Angehörigen der übrigen Rassen noch in der Mehrzahl sind, kann die Idee von der Unzerstörbarkeit des Judentums nicht eine so allgemeine, rein menschliche und welthistorische Bedeutung haben, daß ein christlicher Dichter es wagen dürfte, sie in einem Epos zu verherrlichen. Selbst wenn der Epiker das Judentum des Ahasver sich allmählich zum reinen Menschentum läutern ließe, so hätte er doch immer nur ein Werk von mehr jüdisch-nationalem als allgemeinem Interesse geschaffen; denn nicht für die gesamte Menschheit ist das Judentum Ausgangspunkt der Entwickelung. Als epischer Held kann also Ahasver nur der ewige Mensch, die sinnbildliche, unsterbliche Menschheit sein. Und die Sehnsucht Ahasvers nach dem materiellen, faktischen Tode kann (als Mythe, die nun einmal etwas bedeuten muß) nichts anderes bedeuten als die Ruhesehnsucht der Menschheit, die da ewig qualvoll ringt und strebt, während das Individuum sein Ruheziel

im Tode findet. Aber sollte Ahasver wirklich die unsterbliche Menschheit bedeuten — wie es ja bisher in der Intention fast aller Ahasverusdichtungen lag —, so mußte er so alt sein als die Menschheit selbst. Darum versuchte mein Gedicht eine kühne Neuerung und identifizierte ihn mit dem ersten Menschenkinde, mit dem Erstgeborenen der Erschaffenen, mit Kain, der zum Dank und zur Strafe dafür, daß er den Tod in die Welt gebracht, von diesem verschont wird."

Das Gedicht „Ahasverus in Rom" ist ein verwegenes Hineingreifen in das wüste neronische Rom, ein trunkenes Malen mit den brennenden Farben Juvenals. Am größten ist der Dichter da, wo er schildert: gleich im Anfang der Dichtung der wilde Lärm in der Schenke Locustas, dann das bunte, feenhafte Fest in den zauberdurchwehten Gärten Neros, die Begegnung des schwelgerischen Kaisers mit der üppigen Agrippina, die letztere im Bade, die Christen in den Katakomben — das sind mit glühenden Tinten gemalte, wahrhaft blendende Fresken, die in der deutschen Dichtung ihresgleichen suchen. Und alle Gestalten, welche sich auf diesen Fresken bewegen, haben plastisches Leben. Im Centrum des Ganzen steht als Prototyp seines Zeitalters Nero, der, weil ihm alles zu Gebote steht, von allem nur das Gefühl der Übersättigung empfängt — ein titanischer Wüstling, der, hingestellt auf die weltliche Höhe des Lebens, die ganze Lust der Welt wie eine kostbare Perle in den Feuerwein des Genusses wirft. Um den Vielgefürchteten aber welch ein bunter Kreis meisterhaft gezeichneter Figuren! So der teuflische Tigellinus, der an seiner eigenen Grausamkeit zu Grunde geht; so der philosophische Seneca, in dem sich stoische Ruhe mit epikuräischer Genußsucht seltsam paart; so die dämonische Agrippina; so der cynische Burrhus und so alle die übrigen deutungsreichen Physiognomien bis hinab zu dem germanischen Söldling, der den Tyrannen sterben sieht. Es ist wahr, Hamerling hat das Laster gezeichnet, „nah dem Punkt, wo sich's erbricht", aber wir behaupten, Hamerling ist so sittlich, so ernst wie nur irgend ein anderer Poet von den frommen Dichtern des Mittelalters an bis herab zu der bleichen, züchtigen Muse eines Oskar v. Redwitz. Aber er ist so kühn, wie er ernst und sittlich ist. Er ist ebenso frei von jeder Prüderie, wie er jeder Frivolität feind ist. Denn, argumentieren wir, bei der prägnant ausgesprochenen, tief ethischen Grundidee des „Ahasver" — in wie ganz anderem, ungleich edlerem Licht erscheinen da die allerdings von grellen Schlaglichtern beleuchteten Scenen bacchantischen Sinnentaumels als in seichten Sensationsprodukten! Der „Ahasver" erforderte aus historischen Rücksichten wie aus künstlerischen Principien eine scharf herausgekehrte Sinnlichkeit. Mag man an ihm immerhin die sich häufenden Orgien und Gelage kraß und keck finden — wie in aller Welt sollte anders die Idee des Ganzen episch zum Austrag kommen, die Idee, daß ein des sittlichen Inhaltes entleertes Menschheitsdasein mit Notwendigkeit zum Untergang führe? Man soll bei Beurteilung eines Dichtwerkes, wie jedes Kunstwerkes überhaupt, nicht das Einzelne loslösen vom Ganzen und es für sich betrachten. Nein, nur wer die Teile im Zusammenhange mit dem Ganzen und vom Standpunkte des Ganzen aus betrachtet, nur der sieht sie in dem vom Dichter gewollten richtigen Lichte. Wohl zeigt uns die Hamerlingsche Ideendichtung, dem historischen Vorbilde gemäß, Scenen der Wollust in Fülle, wenngleich sie den schärferen und eckigeren Gestalten Suetons weichere und edlere Formen leiht, wohl giebt sie uns, wie es die echte Dichtung soll, die volle Nacktheit des Lebens statt der albernen Verhülltheit einer irregeführten Decenz, aber überall — und da haben wir die Rettung des Sittlichen — steht hinter den Orgien, welche die Hamerlingsche Muse uns vorführt, als Sühne — Marasmus und Tod. Ist es nicht etwas wie Moderduft, das als sich ankündende Nemesis all das zügellose Treiben Roms durchweht, ohne

daß die Räuchernäpfe des neronischen Hoflebens diesen Duft überduften könnten? So enthüllt sich denn, was auf den ersten Blick in „Ahasver“ als Frivolität erscheinen mag, bei tieferer Würdigung geradezu als ein sittlicher Rigorismus, der, indem er uns in brennendem Kolorit vor die Seele führt, wie tief der Mensch und ganze Geschlechter, wenn sie irren, fallen können, uns einen sich von selbst aufdrängenden Schluß thun läßt auf die ursprüngliche Höhe des menschlichen Standpunktes. In diesem psychischen Prozeß, meinen wir, liegt die packende Tragik des Gedichtes und seine Moral. Mit dem schmählichen Ende des Tyrannen und der Hindeutung auf die kommende Zeit, die Zeit des Christentums, schließt die großartige Dichtung versöhnend ab. Der müde Ahasver eröffnet uns einen Fernblick in die Geschichte, indem er sagt:

Eine neue Zeit
Sucht neue Helden sich auf neuer Stätte.
Der neugeborne Phönix Menschengeist,
Gen Norden fliegt er, und in freiern Lüften
Abschüttelt er von goldner Schwinge dort
Den Aschenrest des Brandes, draus er stieg.
Hinwandr' ich, wo die junge Zukunft schon
Sich machtvoll vorbereitet in der Stille.
In deine Wälder wandr' ich, o Germane,
Und wecke die Barbarenfürsten auf,
Daß brausend sie mit ihrem Völkerzug
Wie Geier sich aufs Aas des Weltreichs stürzen.
Wenn sie die Lüfte so gereinigt, werden
Sie freudig ihrer Urkraft Bündnis schließen
Mit eurer milden Lehre, und anbrechen
Wird wieder eine Zeit, wo sich das Herz
Der Menschheit hebt in neuer Lebensfrische.
Dann will zu euch ich, o ihr Männer, kommen,
Und, müde von der langen Pilgerfahrt,
Will ich im Schatten eures Kreuzes mich
Hinstrecken, nicht auf ewig auszuruhn —
Zu sanfter Rast ein wenig einzuschlummern.

Zu tadeln dürfte eine einsichtsvolle Kritik an diesem glänzendsten Dichterwerk Hamerlings im großen und ganzen wohl nur eins haben: es fehlt der Dichtung an einem eigentlichen Helden. Ahasver und Nero machen sich zum Schaden des Ganzen eine gefährliche Konkurrenz bei der Inanspruchnahme unseres Interesses. Der Gegensatz der Todessehnsucht des Ahasver und der Lebensinbrunst des Nero hat ohne Frage eine große poetische und gedankliche Berechtigung. Aber das ist theoretisch und somit innerlich. Anders stellt sich dieses Verhältnis praktisch, äußerlich, bei der Gestaltung des Kontrastes; denn das poetische Gewicht fällt bei diesem Gestaltungsprozeß allzusehr auf die Seite des Nero. Die heiße Lebenslust läßt sich in einer Reihe eindrucksvoller Situationen und Scenen plastisch herausgestalten und mit mannigfachem Farbenwechsel interessant beleuchten. Anders die Todessehnsucht! Ihr fehlt, weil sie sich nach außen hin zu wenig in Thaten und konkreten Äußerungen manifestieren kann, alles dramatische Leben; sie bleibt abstrakt, schemenhaft, und so ist Ahasver, welcher der Idee der Dichtung nach doch der eigentliche Held des Ganzen ist, verurteilt, ein körperloser Typus zu bleiben, der nur wegen der Idee da ist, die er vorstellt, nicht seiner selbst wegen. Aber nicht nur dies! Weil er nun einmal da ist und geistig, gewissermaßen als Chorus, die Dichtung beherrscht, so erdrückt er zum Teil die Wirkung des Nero-Charakters, und dieses Gegenüber einer Mannesgestalt von kräftig herausgebildetem dramatischen Leben, aber innerer Armut einerseits und einer solchen von gewisser Verschwommenheit der äußeren Konturen, aber tiefer Innerlichkeit andererseits — dieses sich kreuzende Gegenüber bringt die Dichtung um eines der vornehmsten ästhetischen Erfordernisse — sie hat eben, wie gesagt, keinen eigentlichen Helden.

Auf eins sei hier noch hingedeutet, auf die kulturgeschichtliche und moderne Tendenz des „Ahasver.“ Diese Dichtung legt uns eine Parallele zwischen den Zeiten des neronischen Cäsarentums und gewissen Symptomen des modernen Kulturlebens sehr nahe und bringt die oben angedeutete Fundamentaltendenz unseres Dichters: im Geschichtsbilde ein Spiegelbild der Gegenwart zu bieten, aufs augenscheinlichste zur Anschauung. Neben dem Glanz der epischen Schilderung ist es wohl hauptsächlich diese in der Parallele liegende kulturgeschichtlich-moderne Tendenz, welcher die Dichtung ihre weite Verbreitung

verdankt und welche ihr die Gewalt über die Gemüter und Geister verleiht.

Wie der „Ahasver“, so gehört auch die zweite epische Dichtung Hamerlings „Der König von Sion“ (Hamburg, 1869) der indirekten Verherrlichung des Ideals an, indem sie das Nichtideal, die Verirrung des Guten, warnend schildert. „Der König von Sion“ ist wie der „Ahasver“ ein historisch-philosophisches Epos großen Stils. Aus dem sybaritischen Rom versetzt uns der Dichter in das westfälische Sybaris, in das Münster der Wiedertäufer, aus der Stadt gottloser Schwelgerei in die Stadt schwelgerischer Gotttrunkenheit. Die Geschichte der Anabaptisten wird uns mit glühenden Farben auf dem Hintergrunde einer wüst bewegten Zeit vor Augen geführt, eine Geschichte, welche der Ausdruck religiöser Zeitideen ist, die, von den sittlichsten Principien ausgehend, im Wust der Unsittlichkeit tragisch enden müssen, weil sowohl die Führer wie die Geführten unbewußt an derselben Verirrung kranken, welche sie durch gewaltsame Umgestaltung der bestehenden Dinge an den Andersgläubigen zu bekämpfen sich bestreben.

Der Kern der Dichtung ist wie im „Ahasver“ ein durchaus allegorischer. Während wir dort der Eigenliebe des römischen Cäsaren die Menschenliebe der ersten Christengemeinde gegenübergestellt sehen, finden wir hier die zwei Glieder welche dort wie hier die ethische Allegorie, bilden, in einer Gestalt vereinigt, in der Gestalt des Jan von Leyden, des sionischen Königs, welcher von heißer Begierde nach den Freuden des Lebens, doch zugleich von weltflüchtiger Gottessehnsucht erfüllt ist — eine excentrische Natur, in welcher blühende Sinnlichkeit (gleich Nero im „Ahasver“) und ascetische Entsagung (gleich Ahasver) hart nebeneinander liegen. Ein Beurteiler des „Königs von Sion“ geht — vielleicht einigermaßen doktrinär — in der Deutung dieses allegorischen Kernes der Dichtung noch weiter. Nach seiner Ansicht schaffen sich die beiden Eigenschaften, welche den Dualismus Jans ausmachen, jede für sich, einen selbständigen Leib, und zwar einerseits in dem prophetischen Bäcker von Harlem, welcher in seiner gottbegeisterten Ekstase mit der sittlichen Seite Jans korrespondiert, und andererseits in der mystisch-dämonischen Divara, dem Weibe des Bäckers, welche Jans sinnlicher Seite entspricht. Wie beide, einzeln genommen, den beiden getrennten Seelenmomenten Jans gleichkommen, so repräsentieren sie nach der Ansicht unseres Kritikers in ihrer ehelichen Gebundenheit das unlösliche Dilemma, welches wir in Jan, der Geist und Sinn in seinem Inneren vergeblich zu versöhnen strebt, inkarniert sehen. Endlich findet unser Analytiker in der symmetrischen Gruppierung der gesamten handelnden Charaktere diese allegorische Grundidee noch weiter ausgeführt: nicht genug, daß die beiden divergierenden Seelenstimmungen Jans, die des Sittlichen und die des Sinnlichen, nach außen hin in dem Bäcker und seinem Weibe eine sich sondernde Wiederholung finden, auch die beiden in Münster zusammenströmenden Parteien, die der Puritaner und die der „Söhne des wandernden Stammes“, bilden gleichsam eine Repräsentation en masse dieser beiden durch die ganze Dichtung gehenden Gegensätze. — Wir lassen es dahingestellt, ob dieser allegorische Parallelismus wirklich in der Absicht des Dichters lag oder ob er als eine geistvolle kritische Hineininterpretierung bezeichnet werden muß — jedenfalls ist die Kunst der Komposition, mit der hier die Gegensätze sich gegenübergestellt werden, eine bewunderungswürdige.

Und diese Gegensätze, wie und zu welchem Ende entwickeln sie sich? Der prophetische Ascet, der Bäcker, fällt schon im Anfang der Dichtung in Wahnsinn: Jan verliert in ihm seinen guten Genius und widersteht nur mühsam der mit Zauber und Liebestränken gegen ihn agierenden Divara, die wie sein böser Engel dämonisch neben ihm schreitet. Die Bürgerschaft von Münster erliegt den Verführungen dieses Weibes und ihrer Zigeunerrotten;

endlich fällt auch Jan, nachdem er die schöne Nonne Hilla, seine Geliebte (deren ganze Erscheinung uns, nebenbei gesagt, krankhaft verzerrt und als die unglücklichste Gestalt der Hamerlingschen Muse erscheint) verloren, in die Netze der üppigen Divara. Schwelgerei bemächtigt sich aller. Erschlaffung folgt dieser auf dem Fuße. Das Verhängnis bricht herein. Die Stadt wird erobert. Jan flieht in die düstere Davert, stürzt die ihm folgende Divara in den Abgrund und erdolcht sich selbst.

Das ist in kurzen Zügen die Idee des „Königs von Sion", das die fortschreitende Entwickelung derselben durch die Stadien der Dichtung. Und mit welchem berückenden Zauber tritt uns diese Idee auf dem düsteren Grunde des hier entrollten epischen Nachtstückes entgegen! Die Taufe Jans in der Davert, der Bildersturm im Münsterschen Dome, die Liebesscene Jans und Hillas im Kloster, der Kampf vor der Stadt, Jans Begegnung mit der Divara im Turm, die Gerichtsscene, die Scene im Dome, das sionitische Mahl auf dem Markte zu Münster, die wilde Orgie im Domhofe und endlich der hochtragische letzte Seelenkampf Jans und sein Sieg über sich selbst — das sind unübertreffliche Prachtstücke dichterischer Schilderung, welche, mag eine pedantisch decente Schulkritik über sie richten, wie sie wolle, trotz ihres sinnlich glühenden Kolorits eine geradezu rigoristische Moral predigen. Episch am vollendetsten erscheint uns im Eingang des Gedichtes die köstliche, farbensatte Schilderung der Davert. An Schönheit ihr zunächst steht wohl die Scene der Erweckung Jans zum Propheten, wie auch seine Weihe und sein allmähliches Vordringen zur Königswürde in Sion leuchtende Beispiele Hamerlingscher Epik sind. Am schwächsten dünken uns, wenn wir die einzelnen Gesänge in ihrer Ganzheit betrachten, der siebente, achte und neunte. Der letzte, der zehnte, ist wiederum grandios.

Fassen wir nun die Charakterzeichnung im „König von Sion" ins Auge, so glauben wir dieselbe nur dann vom richtigen Standpunkte würdigen zu können, wenn wir den Doppelcharakter der Dichtung in Anschlag bringen. Dieser Doppelcharakter beruht, wie man bereits anderweitig treffend bemerkt hat, halb auf allegorischer, halb auf realistischer Basis. Die erste Seite dieser Basis bildet den Kern der Dichtung und wird demgemäß durch die drei Hauptcharaktere repräsentiert, durch Jan, durch den Bäcker, durch Divara, welche (ähnlich wie Ahasver) mehr verkörperte Ideen — und hier liegt der Hauptfehler des Ganzen — als Personen von Fleisch und Blut sind. Repräsentanten der realistischen Richtung des Gedichtes sind dagegen alle Nebenfiguren — Hilla etwa ausgenommen —, welche streng episches Gepräge haben, wie auch die landschaftliche Scenerie und das Zeitkolorit durchweg realistisch sind. In Bezug auf beides hat sich unser Dichter im Gegensatz zu der Handhabung der Hauptcharaktere und der ganzen Fabel des Epos an die Geschichte gehalten.

Alles in allem betrachtet, dürfte der „König von Sion" im Vergleich mit dem „Ahasver in Rom" einen leichten Niedergang der Hamerlingschen Poesie bezeichnen. Im „König von Sion" zersplittert der eben angedeutete Doppelcharakter der Dichtung allzusehr das Interesse, um ein ruhiges Genießen der großen Schönheiten des Epos zu gestatten. Die Neigung Hamerlings zur Symbolik drängt sich hier mit allzu nackten Gliedern hervor und wirkt in ihrer Absichtlichkeit nicht selten ernüchternd, ein Fehler, von welchem allerdings auch „Ahasver" nicht ganz freizusprechen ist; aber dort dient die allegorische Grundidee nur als Hebel zur Herausbildung der Charaktere, ohne ihnen in dem Sinne immanent zu sein wie im „König von Sion". Fällt sie dort doch nur als Schlaglicht auf die Gruppierung und die sich steigernde Bewegung des Ganzen, bleibt aber im übrigen zum Frommen der Dichtung latent.

Ein fernerer Grund zur Abschwächung der vollen Wirkung des „Königs von Sion" dürfte in der Wahl des hexametri-

schen Verses zu suchen sein. Allerdings beweist Hamerling in der Behandlung des Hexameters auf Goethescher Basis eine große Meisterschaft. Aber dennoch scheint uns dieses Metrum, welches nun einmal den Charakter des ruhig und behaglich Schildernden trägt, nicht das entsprechende Gefäß zu sein für den gewaltig dahinhastenden, fast fiebernden Inhalt des Hamerlingschen Gedichtes, ganz abgesehen von der Principienfrage, ob das moderne Epos sich überhaupt noch des Hexameters bedienen solle, eine Frage, die wir aus hier nicht zu erörternden Gründen sehr geneigt sind mit nein! zu beantworten. Wie sehr übrigens Hamerling bestrebt ist, gerade die Form des „Königs von Sion“ mehr und mehr zu verbessern, geht aus einem Briefe des Dichters an den Verfasser dieser Studie hervor. „Am beträchtlichsten,“ schreibt Hamerling dort, „sind bei neuen Auflagen meiner Werke, die in formeller Beziehung stets wirklich ‚verbesserte‘ sind, die Abänderungen beim ‚König von Sion‘, dessen Hexameter ich fortwährend meinem Ideal eines guten deutschen Hexameters anzunähern bemüht bin, wobei dann gelegentlich auch in sachlicher Beziehung eine kleine glückliche Änderung sich ergiebt.“

Für das Verhältnis des Dichters selbst zum „König von Sion“ ist noch die nachfolgende Stelle aus dem soeben citierten Briefe charakteristisch: „Den ‚König von Sion‘,“ schreibt unser Poet, „wollte man anfangs neben dem ‚Ahasver‘ nicht als ebenbürtig gelten lassen. Jetzt giebt es viele, die ihm sogar den Vorrang einräumen. Ich selbst habe für dieses Werk eine große Vorliebe, vielleicht weil ich mich schon seit meiner frühen Jugend mit der Idee desselben beschäftigte. Meines Geistes und Herzens Innerstes habe ich darin niedergelegt.“

Das socialpolitische Problem, welches im „König von Sion“ eine so hervorstechende Rolle spielt, tritt uns auch in der nächsten Dichtung Hamerlings entgegen, in seiner in einer kraftvollen Prosa verfaßten fünfaktigen Tragödie „Danton und Robespierre“ (Hamburg, 1871). Wir begegnen unserem Dichter hier zuerst auf dem Gebiete dramatischen Schaffens und es freut uns, gleich hinzufügen zu können: auf einem Gebiete, dem sein Genius vollständig gewachsen ist. Die Tragödie „Danton und Robespierre“ ist, wie Hamerling in der Vorrede zu derselben ausdrücklich sagt, im Hinblick auf die Bühne geschrieben worden, und ohne Frage hat sie einen starken dramatischen Nerv und viel theatralische Verve. Wenn man sie in eine litterarhistorische Rubrik stellen wollte, so würde man sie am besten der durch Kleist, Grabbe, Hebbel und Otto Ludwig repräsentierten kraftgenialen Richtung des modernen deutschen Dramas anreihen; denn hierhin gehört sie durchaus mit ihrem männlich ernsten Inhalt, ihrer kernigen, energisch pointierten Form, ihrer markant hervortretenden konzentrischen Idee und ihren mitunter ins Bizarre und Barocke spielenden Charakteren. Hamerling hat hier einen großen dramatischen Wurf gethan, und wenn diese eindrucksvolle Dichtung sich bisher die deutsche Bühne noch nicht erobert hat, so liegt das unseres Ermessens einzig in ihrer zu großen Ausdehnung, die über das gegebene Maß eines Theaterabends weit hinauswächst. Das Thema des „Königs von Sion“: die revolutionäre Neugestaltung der auf Egoismus und Tradition gegründeten modernen Gesellschaft wie des modernen Staates — dieses Thema tritt uns hier in dramatischer Form entgegen. Paris wird uns zu einem französischen Münster. Robespierre, überzeugt von der Infallibilität und Reinheit seiner socialpolitischen Sendung, wählt, um seine Zwecke zu erreichen, jedes sich ihm bietende Mittel, gleichviel, ob es ein gutes oder böses ist, und wird so bei aller Größe seiner Anschauung grausam, unmenschlich, gottlos. An dieser tragischen Schuld geht er zu Grunde. Das ist gewiß ein großartiger dramatischer Vorwurf, und wenn er bereits von anderen Dichtern mehrfach behandelt wurde — unter anderem von Büchner und Griepenkerl —,

so stehen doch alle diese Bearbeitungen, soweit sie uns bekannt geworden, an eigenartiger Kraft und psychologischem Tiefblick diesem „Danton und Robespierre“ des österreichischen Dichters bedeutend nach. Carlyle sagt in seinem Werke „French Revolution“ über Robespierre: „It is a wonderful tragical predicament —“, und in der That, wie richtig dieser von unserem Dichter als Motto benutzte Ausspruch des englischen Historikers ist, das hat Hamerling in seiner grandiosen Tragödie vollauf bewiesen; sie gehört zu den genialsten Revolutionsdramen, welche die deutsche Litteratur besitzt.

Einmal dramatisch im Zuge, schrieb Hamerling in dem nächsten Jahre nach dem Erscheinen des „Danton und Robespierre“ zwei weitere Bühnenwerke „Teut“ (Hamburg, 1872) und „Die sieben Todsünden“ (Hamburg, 1873), ersteres ein Scherzspiel in zwei Akten, letzteres eine Kantate.

Schenkte uns der Poet in „Danton und Robespierre“ eine social-politische Tragödie, so schuf er in dem viel verkannten „Teut“ eine national-politische Komödie von klassischer Signatur. Das nach Platenschem Muster sich an das Vorbild des Aristophanes anlehnende Scherzspiel macht die Hermannsschlacht zum Spiegelbilde der großen geschichtlichen Wendung, welche auf dem Felde von Sedan allem doktrinären Hader und allem unfruchtbaren Geschwätz durch eine große deutsche That ein Ende bereitete; „Teut“ eröffnet uns mit ungewöhnlichem dichterischen Scharfblick die weitesten Perspektiven nach vor- und rückwärts. Wir lernen hier eine neue Farbe auf der Palette Hamerlings kennen, die Farbe des Humors, die unser Dichter hier nicht selten in die der Satire hinüberspielen läßt. Es ist eine besondere Feinheit des „Teut“, daß er die Keckheit aristophanischer Entwürfe mit den Elementen und Formen heimischer, bühnengemäßer Komik zu vereinigen wußte. Das Motiv des „verlorenen Pakets“, welches in diesem Scherzspiel eine so hervorragende Rolle spielt, ist eine höchst geniale Idee, die der Erfindungsgabe des Dichters das glänzendste Zeugnis ausstellt, wie denn unseres Erachtens dieses von den deutschen Bühnen viel zu wenig beachtete Stück an origineller Erfindung und schlaghafter Ursprünglichkeit alle anderen Hamerlingschen Dichtungen hinter sich zurückläßt, wenngleich es sich an Tiefe der Bedeutung weder mit dem „Ahasver“ noch mit dem „König von Sion“ messen kann.

Tiefgründiger als „Teut“ ist die Kantate „Die sieben Todsünden“. Wohl in keinem anderen Hamerlingschen Produkt kommt der philosophische Kern der Gott- und Weltanschauung unseres Dichters in prägnanterer Weise und zugleich in so vollendeter Form zum Ausdruck wie in diesem geistvollen Mysterium. Die Handlung ist in kurzen Zügen diese: Der Fürst der Finsternis versammelt die Dämonen des Unheils um sich und heischt von ihnen Rechenschaft darüber, wie sie in der Welt der Menschen das Licht, also das Gute, bekämpft haben. Bei der Beantwortung dieser Frage entbrennt ein Hader unter den Dämonen. Der Fürst der Finsternis beschließt, um den Streit zu entscheiden, die höllischen Geister auf die Erde zu begleiten und so Zeuge ihrer Thaten zu werden. Dies geschieht. Zuerst erscheint auf der Erde ein Chor von Pilgern, die auf dornigem Pfade zur Zinne der Vollkommenheit emporwallen. Der Dämon der Trägheit entkräftet sie in ihrem Streben. Nun ein Liebespaar — der Dämon der Hoffart hält dem Jüngling den Spiegel der Ichsucht vor, und dieser verläßt die Geliebte. Der Dämon der Habsucht bethört durch die goldene Kugel Fortunas, die er in die Welt wirft, die gedankenlose Menge. Die Dämonen des Neides, der Völlerei, der bösen Lust, des Zornes — sie alle üben ihre Gewalt über die Herzen der Menschen, bis die Erde ein Jammerthal voll Schmerz und Elend wird und selbst der Genuß schal und blaß erscheint. Der Mensch verflucht verzweifelnd sein Dasein. Der Verzweiflung aber folgt die Erschlaffung, und der Dämon der Trägheit triumphiert. Der Fürst der Finsternis erteilt ihm im höllischen Wett-

kampf den Preis. Nun aber — und in diesem ergreifenden Schlußaccord klingt die Dichtung aus — weckt das Lied des Sängers in den Herzen der Menschen wieder die schlummernde Sehnsucht nach dem Göttlichen, das Wahrheit, Freiheit, Schönheit, Güte, Liebe ist. Die Genien des Lichtes kommen auf die Erde herab und verscheuchen die Dämonen der Finsternis. Die Möglichkeit des Glückes ist den Menschen aufs neue geschenkt und ein menschenwürdiges Leben ihnen gewährleistet. — Es ist ein erhabener und erhebender Hymnenschwung in den im Schmucke der Allitteration und des Reimes einherwogenden freien Rhythmen dieser tiefsinnigen Dichtung. Faustisches Sehnen nach dem Allumfassen und ein eigentümlich dämonisches Kolorit stempeln das Gedicht zu einem Hapaxlegomenon der deutschen Litteratur.

Wenn Hamerling in seinen Jugenddichtungen für die abstrakte Verherrlichung des Schönheitsideals eintrat, wenn er im „Ahasver“ und im „König von Sion“ das Nichtideal zur Folie für die Proklamation des Ideals stempelte und in „Danton und Robespierre“, in „Teut“ und den „Sieben Todsünden“ ähnliche poetische Ziele verfolgte, so stellt er in dem nunmehr zu beleuchtenden Dichtwerk zuerst voll und ganz das Ideal in concreto dar und liefert damit eine Art Gegenbild zu jenen beiden großen Epen. Der dreibändige Prosaroman „Aspasia“ (Hamburg, 1876) — denn von diesem reden wir — zeigt uns den Dichter in der vollen Freude am Schönen. Nichts von der elegischen Sehnsucht nach dem Ideal, nichts von der negativen Art der Verherrlichung des Schönen, nichts von alledem finden wir in der „Aspasia“. Hier tritt an die Stelle der Sehnsucht nach dem Schönen der Besitz des Schönen, an die Stelle der Negation das Positive.

Diesmal ist es die Metropole des griechischen Geisteslebens, in die uns der Dichter versetzt, das prächtige Athen des Perikles. Auf eine wie glänzende Höhe des Ruhmes und der Macht eine Nation sich erheben kann, der die Schönheit zur Religion wurde, eine wie köstliche Blütezeit ein Volk erlebt, das diesem Ideal nachstrebt — das sucht uns der Roman „Aspasia“ darzuthun. In hellenischer Plastik stehen die schönheitsvollen Gestalten des damaligen Athen leibhaftig vor uns: Perikles führt mit starker Hand das Staatsruder; Sophokles schafft seine unsterblichen Dramen; Phidias und Alkamenes dichten in Marmor; Sokrates und Anaxagoras steigen in die Tiefen des Gedankens hinab, und Aspasia, die schöne Milesierin, wird dem Volke eine Vermittlerin all dieser Weisheit und Schönheit. Der Roman entwirft uns ein leuchtendes Bild des goldenen Zeitalters von Hellas, und wenn der Dichter im Eingang seines Werkes sich verleiten ließ, den kulturgeschichtlichen Hintergrund desselben mit allzu antiquarischer Genauigkeit auszuführen und zu untermalen, so wird der ausharrende Leser für diese etwas ermüdende Exposition vollauf entschädigt durch die Pracht und den Glanz der Schilderungen wie durch die Plastik und realistische Schönheit der Gestalten, welche diese klassische Prosadichtung uns in ihrem ferneren Verlaufe vorführt. Aber der Dichter ist nicht blind für die Mängel und Schäden des hellenischen Staats- und Familienlebens — trotz all seiner flammenden Begeisterung für dasselbe sieht er im voraus die Flecken der Verwesung an dem schönheitstrahlenden Leibe Griechenlands: Schönheit ohne innere Freiheit und Humanität kann nicht die letzte und höchste Stufe menschheitlicher Entwickelung sein — es gab in dem Staate des Perikles noch die Sklaverei, und unter dem weithin schattenden Scepter des schönheitliebenden Herrschers lebten nicht nur die freien Hellenen, sondern auch die als Barbaren verachteten unterjochten Völker, und so läßt uns der Dichter ahnen, daß das Ideal von Hellas gekrönt werden müsse durch das Ideal einer späteren Zeit — das Schöne durch das Gute.

Über die Aufnahme, welche der Roman beim Publikum gefunden, schreibt Hamer-

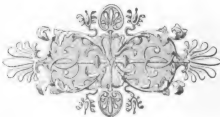
ling an den Verfasser dieses Essays: „Kein anderes meiner Werke, selbst ‚Ahasver‘ nicht, hat mir eine so große Anzahl warm anerkennender Kundgebungen unmittelbar aus dem Publikum eingetragen. Nichtsdestoweniger weiß ich, daß ‚Aspasia‘ um dreißig bis vierzig Jahre zu spät gekommen und daß unser Zeitalter zu realistisch ist, als daß Sinn und Liebe für das Griechentum nicht in beträchtlicher Abnahme begriffen sein sollte. Aber ich wage es, zu hoffen, daß es dem Werke auch späterhin an einem Lesepublikum nicht gänzlich fehlen wird, schon aus dem Grunde, weil es eine wirkliche Lücke in der Litteratur ausfüllt und eine andere dichterische und zugleich treue Darstellung des hellenischen Lebens in seiner Blütezeit nicht vorhanden ist.“

Der „Aspasia“ folgte das Lustspiel „Lord Lucifer“ (Hamburg, 1860). Vom klassischen Boden des alten Athen trägt uns der Genius des Dichters auf schweizerisches Terrain — in eine Sommerfrische der Gegenwart, und noch dazu in eine derblustige Handlung hinein! „Le chagrin est un péché“ — das ist ein recht weises und zugleich recht praktisches Wort, aber es steht unserem Dichter, dessen Fuß auf den Kothurn, nicht aber in den Soccus gehört, nicht sonderlich gut zu Gesicht. Er hat nun einmal nichts weniger als das Zeug zu einem guten Lustspieldichter im modernen Sinne des Wortes — denn „Teut“, dem wir ein uneingeschränktes Lob zu teil werden lassen durften, ist kein eigentliches Lustspiel; es steht auf der Höhe einer nationalen Idee und schwingt gegen die politischen Gebrechen unserer Zeit vom Teutoburger Walde, also von einem eminent erhabenen Standpunkte aus, die satirische Geißel. Dagegen erhebt „Lord Lucifer“ den Anspruch, ein wirkliches Lustspiel zu sein, das die Konkurrenz mit den Saisonprodukten der modernen heiteren Muse aufzunehmen sich durchaus nicht scheut; hält doch der Dichter selbst, laut der Vorrede zu seinem Werke, mindestens die ersten vier Akte des fünfaktigen Stückes für sehr bühnenwirksam. Ein Versuch zur Beweisführung dieser Ansicht müßte indessen ohne Frage auf ein mißlungenes Experiment hinauslaufen. Der philosophisch denkende, pathetisch empfindende Dichter schlägt hier dem Lustspielschreiber ein Schnippchen über das andere. Für die komische Muse fehlt es Hamerling viel zu sehr an Naivetät und Unmittelbarkeit des Schaffens wie an realistischer Beobachtungsgabe des wirklichen Lebens; seine ganze Produktion beruht, seinem tiefinnerlichen Naturell gemäß, viel zu sehr auf dem Medium des Gedankens, als daß er den flotten und kecken Stil eines wirklichen Lustspiels treffen könnte. Unser Poet hat unseres Erachtens mit dem „Lord Lucifer“ seinem Ruhmeskranz ein neues Blatt nicht hinzugefügt. Der Adler ist ein schlechter Fußgänger; der Flügelgewaltige gehört in den Äther und nicht auf das Ackerfeld.

In seiner jüngsten Dichtung kehrt Hamerling in dieselbe griechische Sagenwelt zurück, welche ihn im Beginn seiner dichterischen Laufbahn schon einmal begeisterte: seine sinnige Märchendichtung „Amor und Psyche“ (Leipzig, 1882), welche Paul Thumann mit ansprechenden Zeichnungen geschmückt hat, bewegt sich, wenngleich in ganz anderer Weise und nach ganz anderen Zielen, auf demselben mythologischen Gebiete wie unseres Dichters Jugendpoem „Venus im Exil“, und so finden wir uns am Schlusse unserer Betrachtung, indem wir von Hamerlings Dichtungen Abschied nehmen, einem Werk aus der hellenischen Mythologie gegenüber, wie wir von einem solchen ausgegangen sind. Unser Sänger lehnt sich in dieser Dichtung besonders an des Apulejus „Goldenen Esel“ an, in welchem Roman uns der alte römische Dichter bekanntlich das reizende Märchen von „Amor und Psyche“ überliefert hat. Es ist wunderbar, wie Hamerling sein eigenstes Naturell, seine sich zu himmelstürmendem Pathos und üppiger Sinnlichkeit, zu überschwenglicher Bildersprache und glühender Farbengebung hinneigende dichterische Natur hier gänzlich verleugnet. Es ist, als

habe er den alten Menschen — richtiger den alten Dichter — aus- und einen neuen angezogen; so keusch, so zart, so duftig und einfach hat er hier die liebreizende Sage vom Gott Amor behandelt. In den graziös dahingleitenden fünffüßigen Trochäen des Gedichtes weht die warme, reine Luft des schönen Griechenlands, und mit bestrickender Plastik und blühender Anmut treten die Gestalten und Situationen uns aus dem duftigen Rankengewebe entgegen, welches die sinnige Hamerlingsche Poesie um das antike Märchen zu schlingen verstanden hat. Der bedeutsame allegorische Kern der Sage von Amor und Psyche kommt in der poetischen Einkleidung, welche ihm Hamerling gegeben, voll und rein zum Austrag, ohne den geringsten Beigeschmack einer aufdringlichen moralisierenden Auslegung seitens des Dichters, wozu derartige Märchenstoffe nur allzu leicht verführen. „Amor und Psyche" ist ohne Frage das nach Inhalt und Form Bedeutendste, was unser Poet in den letzten Jahren geschaffen, und wenn es an Tiefe des Gedankengehaltes und Größe der Komposition zwar hinter den beiden Hauptwerken Hamerlings, dem „Ahasver in Rom" und dem „König von Sion", zurücksteht, so wird es dagegen ohne Zweifel als das anmutigste und menschlich liebenswürdigste unter den größeren Dichtwerken des Grazer Poeten einstweilen zu bezeichnen sein.

Robert Hamerling ist nicht nur der gedankentiefste und phantasiegewaltigste Repräsentant des gegenwärtigen österreichischen Parnasses, er ist auch einer der physiognomievollsten und eigenartigsten unter den heutigen Dichtern deutscher Sprache überhaupt. Größe der Intuition und Leidenschaft der Empfindung, gepaart mit jenem edlen Maße lebensvoller Schönheit, welches die Vorbedingung aller Kunst ist, sind die hervorstechenden Merkmale seines Genius. Hamerlings Talent ist ein universelles: er bewegt sich auf allen Gebieten der modernen Poesie mit den geistig-vornehmen Allüren einer in der Schule philosophischen Denkens gereiften Dichterindividualität. Seine ureigenste Domäne aber ist das von den Blitzen menschheitlicher Ideen durchleuchtete psychologische Epos — und auf diesem Boden steht er, was tiefes Erfassen der hier gestellten poetischen Aufgaben und kraftvoll-eigenartiges Durchführen derselben betrifft, bisher einzig da; hier hat er in unserer Litteratur weder einen kongenialen Vorgänger noch einen ihm ebenbürtigen Nachfolger, und wenn es sich darum handelt, den Anfängen der Gedankendichtung epischen Stils in Deutschland nachzuspüren, wird die Geschichte unseres Schrifttums nicht weit zurückzugreifen haben: der Quellpunkt dieser Richtung im Leben der modernen deutschen Dichtung heißt Robert Hamerling.



Das Reichs-Postmuseum in Berlin.

Von

Ferdinand Hennicke.

II.

Die Abteilung für Telegraphie im Museum verdankt ihre Entstehung der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873. Auf dieser hatte das Deutsche Reich diejenigen Telegraphenapparate ausgestellt, die, von Deutschen erfunden, als Vorläufer der jetzt in Gebrauch befindlichen vollkommeneren Apparate für die Entstehung und Fortentwickelung der elektrischen Telegraphie von Bedeutung sind. Es erschien wünschenswert, dieses historisch merkwürdige Material zusammenzuhalten, und es wurden zu dem Zwecke nach Schluß der Ausstellung mit den derzeitigen Eigentümern der betreffenden Apparate, meist Nachkommen der Erfinder, Verhandlungen angeknüpft, die zum Erwerb einzelner Originale führten, während von anderen Apparaten treue Nachbildungen angefertigt wurden. In der Folge und namentlich nach der Wiedervereinigung der Telegraphie mit der Post wurde die dem Postmuseum einverleibte Sammlung telegraphen-technischer Gegenstände erheblich vermehrt, so daß sie, die erste und einzige in ihrer Art, zur Zeit nicht nur von der elektrischen Telegraphie in ihrer historischen Entwickelung, sondern auch von dem jetzigen Stande derselben, von ihren technischen Betriebs- und baulichen Instruktionsmitteln ein anschauliches Bild giebt.

Wenn für den Begriff der Telegraphie das Moment der schleunigen Nachrichtenübermittelung als maßgebend angenommen wird, ohne Rücksicht darauf, ob die Übermittelung mit Hilfe der Optik oder Akustik stattfindet, so erfreut sich die Telegraphie schon eines recht respektablen Alters. Der Gebrauch von Feuerzeichen reicht nachweislich bis in die ältesten Zeiten zurück, und zwar sollen, nach Herodot, schon die Perser eine Art Fackeltelegraphie eingerichtet haben; es steht ferner fest, daß die Gallier wichtige Nachrichten durch ein die Felder und Fluren durchdringendes Geschrei anzeigten, das von anderen aufgenommen und weiter überliefert wurde. Aber keine der verschiedenen Arten der Signalgebung wurde irgendwie ausgebildet; jede derselben beschränkte sich immer nur auf einige kurze Phasen, und alle

gerieten schließlich während der Zeit des Mittelalters in völlige Vergessenheit. Erst die große französische Revolution mit ihren die alte Ordnung der Dinge von Grund aus umstürzenden Ereignissen regte das Bedürfnis nach einer schnelleren Nachrichtenübermittelung wieder an, und es mußte ein Mittel gefunden werden, die zahlreichen außerhalb Frankreichs Grenzen fechtenden republikanischen Armeen vom Sitze der Nationalregierung aus einheitlich zu leiten. Das Verdienst, die optische Telegraphie in ein System gebracht zu haben, gebührt Claude Chappe, welcher im Jahre 1792 dem französischen Nationalkonvent eine Maschine vorlegte, mit der auf beliebige Entfernungen und sehr schnell jede Nachricht übermittelt werden konnte. Dieser Telegraph bestand im wesentlichen aus einem hohen Mast, an dem ein verstellbarer Quermast befestigt war, der an jedem seiner Enden wiederum einen verstellbaren Flügel trug. Auf der im Museum niedergelegten Abbildung des Chappeschen Telegraphen vom Louvre in Paris aus dem Jahre 1794 ist ersichtlich gemacht, welche Kombinationen durch die beweglichen Teile des Apparates dargestellt werden konnten. Es sei beiläufig bemerkt, daß die erste Telegraphenlinie dieser Art von Paris nach Lille (dreißig Meilen Entfernung) angelegt wurde, zwanzig Stationen umfaßte und daß, günstige Witterungsverhältnisse vorausgesetzt, eine Depesche von Paris nach Lille in etwa zwanzig Minuten ihr Ziel erreichte. — Dem Beispiel der Franzosen folgten nach und nach die anderen Nationen, denen Preußen im Herbst des Jahres 1832 sich anschloß. Hier hatte man an einem Hauptmast drei Paar beweglicher Flügel angebracht, deren jeder vier verschiedene Stellungen annehmen konnte, je nachdem er mit dem Hauptmast Winkel von 0, 45, 90 und 135 Grad bildete. (Siehe Abbild. S. 738.) Es konnten hiernach mit den sechs Flügeln 4096 verschiedene Signale gegeben werden. Mit Einführung der elektrischen Telegraphie verschwanden die ungefügen Holzmassen, und nur ein Flügel des optischen Telegraphen, durch Zufall dem Verderben entrissen, zeugt im Museum von dem primitiven Verkehrsmittel einer jüngst vergangenen Zeit.

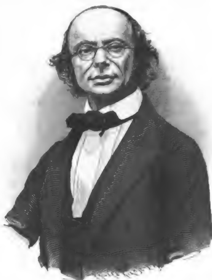
Karl Friedrich Gauß.

Die von Galvani im Jahre 1789 gemachte Beobachtung, daß frisch gehäutete Froschschenkel, die mit einem Kupferdraht an einem eisernen Geländer aufgehängt waren, in Zuckungen gerieten, sobald der Kupferdraht mit dem Eisen des Gitters in Berührung kam, veranlaßte die Physiker, der eigentümlichen Erscheinung ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und deren Wesen zu ergründen. Durch fortgesetzte Versuche kam Volta in Pavia 1799 zu dem Schluß und bewies an der von ihm konstruierten und nach ihm benannten Säule oder Kette, daß die Berührungsstelle zweier verschiedener Metalle, die in angesäuertem Wasser stehen, die Quelle einer elektromotorischen Kraft sei, die durch Drähte weiter geleitet und nutzbar gemacht werden könne.

Die ursprüngliche Voltasche Säule be-

steht aus mehreren Plattenpaaren oder Elementen, deren jedes von einer Kupfer- und einer Zinkplatte gebildet wird, zwischen denen sich eine mit angesäuertem Wasser getränkte Tuchscheibe befindet. Das Kupferende der Säule ist der positive, das Zinkende der negative Pol. Wird die Säule geschlossen, das heißt werden die beiden Pole durch einen metallischen Bügel in Verbindung gesetzt, so cirkuliert ein galvanischer Strom vom positiven Pol durch den Draht zum negativen Pol und wird natürlich auch andere in den Draht eingeschaltete Körper durchlaufen, vorausgesetzt, daß diese Körper Leiter des Stromes sind.

Die Voltasche Säule in Verbindung mit dem von Thomas von Sömmering 1809 erfundenen Telegraphenapparat (Fig. 1) zeigt den ersten gelungenen Versuch, mittels des galvanischen Stromes Zeichen in die Ferne zu senden.


Wilhelm Weber.

Der auf der Versendungsstation aufgestellte Zeichengeber besteht aus einem Gestell, auf dem eine Reihe metallener Knöpfe angebracht sind, die den Buchstaben des Alphabetes und den Zahlen 0 bis 9 entsprechen. Von jedem dieser Knöpfe sind isolierte Drähte nach der Empfangsstation geführt, wo sie in Platinspitzen enden, die in ein mit einer Mischung von Schwefelsäure und Wasser gefülltes Glasgefäß hineinragen. Diese Spitzen sind ebenfalls mit den entsprechenden auf der Versendungsstation angebrachten Zeichen versehen. Wird auf der ersten Station der Strom aus der Voltaschen Säule zur zweiten Station geschickt, so geht derselbe vom Kupferpol durch den betreffenden isolierten Draht, tritt in das Wasser, zersetzt dieses in seine Bestandteile, Wasserstoff und Sauerstoff, die in Form von Gasbläschen aufsteigen, und geht zum Zinkpol der ersten Station zurück. Bei der Wasserzersetzung wird doppelt so viel Wasserstoff entwickelt als Sauerstoff (da die beiden Gase in diesen Verhältnissen im Wasser miteinander verbunden sind), und es können somit stets zwei Buchstaben zugleich telegraphiert werden, von denen der durch den Wasserstoff angegebene als der erste gilt.

Dieser sinnreiche Apparat hatte den Übelstand, daß er so viele Drähte erforderte, wie Zeichen vorhanden waren, so daß außer technischen Schwierigkeiten auch noch finanzielle Bedenken seiner Verwendung im großen entgegenstanden. Dazu kam, daß die damaligen Zeitläufte geistiger Arbeit nicht günstig waren: Erfinder und Erfindung gerieten in Vergessenheit.

Der Däne Örsted machte im Jahre 1819 die Entdeckung, daß der galvanische Strom, der an einer Magnetnadel vorübergeführt wurde, diese aus ihrer Ruhelage ablenkte, und ist somit als der intellektuelle Urheber der Nadeltelegraphen zu betrachten. Die zwei ältesten dieser Art von Telegraphen, der von Gauß und Weber, und der von Steinheil ersonnene

Apparat nehmen in erster Linie unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Der ersterwähnte von den beiden Gelehrten im Jahre 1833 in Göttingen konstruierte Apparat hat als Zeichenempfänger eine Magnetnadel, die von einer Rolle isolierten Drahtes umgeben ist und durch magnetelektrische Ströme, die von dem Zeichengeber ausgehen, aus ihrer Südnordrichtung abgelenkt wird. Durch die Kombination verschiedener Nadelbewegungen hatten die Erfinder ein vollständiges Alphabet geschaffen und tauschten auf diese Weise zwischen dem physikalischen Kabinett und dem magnetischen Observatorium in Göttingen auf eine Entfernung von etwa 1000 Metern Mitteilungen über die von ihnen gemachten meteorologischen Beobachtungen aus.

Eine optische preußische Telegraphenstation.

Der Steinheilsche Telegraph, auf Anregung des Professors Gauß hergestellt, stammt aus dem Jahre 1836 und darf somit die Priorität vor dem in England erst am 12. Juni 1837 patentierten Cooke u. Wheatstoneschen Apparat beanspruchen. Steinheil verwendete zwei Magnetnadeln, die ebenfalls durch magnet-elektrische Ströme aus dem Zeichengeber nach rechts oder links abgelenkt wurden. Die Anordnung der Nadeln war derart, daß jede derselben bei der Stromsendung gegen zwei verschieden abgestimmte Glöckchen schlug, so daß durch vernehmbare Laute die Verständigung erzielt werden konnte. Sollten dem Auge wahrnehmbare und bleibende Zeichen hergestellt werden, so wurden feine mit Farbe gefüllte Röhrchen auf die Nadeln gesteckt, die dann bei ihren Bewegungen gegen einen durch mechanische Vorrichtung an ihnen vorbeigeführten Papierstreifen schlugen und auf diesem zwei Reihen Punkte hervorbrachten, die eine Nadel in der oberen, die andere in der unteren Reihe. Das Alphabet war durch verschiedene Zusammenstellungen dieser Punkte gebildet; so war z. B. .˙. = a, .˙˙. = b, ..˙ = c, u. s. w. Steinheil telegraphierte mit seinem Apparat auf eine Entfernung von 30500 Pariser Fuß und machte, seinem Verdienst um die Vervollkommnung der elektrischen Telegraphie die Krone aufsetzend, 1838 die Entdeckung, daß die Erde den elektrischen Strom leitet, wodurch der zweite bisher zur Rückleitung des Stromes dienende Draht überflüssig wurde. Fürderhin genügte ein Draht für jede Telegraphenleitung, und es war nur nötig, die beiden Enden der Drahtleitung auf der Versendungs- und auf der Empfangsstation mit in das Erd-

reich versenkten Metall-, sogenannten Erdplatten in Verbindung zu setzen. — Trotz der hohen Vollkommenheit des Steinheilschen Apparates kam derselbe nicht zur allgemeinen Verwendung; Fremde ernteten die Früchte deutschen Geistes, und die deutsche Idee mußte erst auf dem Umwege über England nach Deutschland zurückkommen, um gehörig gewürdigt zu werden.

Wir müssen hier noch einen dritten Apparat erwähnen, von dem freilich nur eine Abbildung vorhanden ist: den von dem russischen Staatsrat Schilling von Kannstadt Ende 1832 oder anfangs 1833 konstruierten Nadeltelegraphen. Derselbe hat fünf Magnetnadeln und beruht auf demselben Princip, das bei den vorbeschriebenen Apparaten des Näheren erörtert ist. Dieser Apparat wurde am 23. Sept. 1835 in Bonn der Jahresversammlung deutscher Naturforscher und Ärzte vorgezeigt, kam später nach Heidelberg und wurde dort von Cooke gesehen, der ihn 1836 nach England verpflanzte, von wo er, etwas umgemodelt, als englische Erfindung nach dem Kontinent zurückkehrte.

Unter den in vielen Exemplaren vorhandenen Nadeltelegraphen fällt uns zunächst der erste von Cooke u. Wheatstone 1837 konstruierte Apparat mit fünf Nadeln auf, in welchem wir unschwer die deutsche Idee wiedererkennen. Der Apparat war zunächst ausschließlich für Eisenbahnsicherungszwecke bestimmt, fand aber, da sein Betrieb mindestens fünf Leitungsdrähte erforderte, nur beschränkte Verwendung. Cooke u. Wheatstone bauten später (1849) Telegraphen mit nur zwei Nadeln, die sogenannten Doppel-Nadeltelegraphen, die, wie leicht zu ersehen ist, lediglich die Vereinigung von je zwei einfachen Nadeltelegraphen sind.

Die Zeigertelegraphen, zu denen wir, in chronologischer Reihenfolge fortschreitend, uns nun wenden, stammen aus England. Ihr Erfinder ist kein Geringerer als der bedeutende Physiker Wheatstone, der den ersten Zeigerapparat im Jahre 1840 patentieren ließ. Bei dieser Gattung Telegraphen, die in zahlreichen Exemplaren vorhanden sind, wird das zu telegraphierende Zeichen dadurch markiert, daß ein Zeiger, der über einer mit Buchstaben versehenen Scheibe rotiert, angehalten wird. Als Erbauer von Zeigerapparaten haben sich namentlich Fardely (Mannheim 1843), Stöhrer (Leipzig 1845), Leonhard (Berlin 1845), Bréguet (Frankreich 1845) und Siemens (Berlin 1846) bekannt gemacht, deren Systeme, teilweise in mehreren Exemplaren, ausgestellt sind und eine fortschreitende Verbesserung, Vereinfachung und Gefälligkeit in der Konstruktion zeigen. Hier befindet sich auch der Magnet-Induktionsapparat von Siemens, der, wie sein Name sagt, durch magnet-elektrische Ströme betrieben wird. Ein einfacher Handgriff, der einen Magnet-Induktor in Umdrehung versetzt, wodurch in einem Magnetsystem Ströme erzeugt werden, wird auf das zu telegraphierende Zeichen

Fig. 1.

Der Sömmeringsche Telegraph.

gedreht. Auf dem Empfangsapparat hält der Zeiger auf diesem Zeichen an, das einfach abgelesen wird, so daß jeder, der überhaupt des Lesens und Schreibens kundig ist, auf diesem Apparat sofort telegraphieren kann. Ursprünglich im Auftrage der Bayerischen Südnordbahn von Siemens gebaut und zuerst im September 1856 praktisch verwendet, erlangte dieser Apparat infolge der überraschenden Einfachheit der Konstruktion eine weit über Bayerns Grenzen hinausgehende Verbreitung, namentlich in Rußland, Schweden und der Türkei, und ist auf einzelnen Eisenbahnlinien noch heute in Gebrauch.

Karl August Steinheil.

Sowie die Zeiger-Telegraphen allmählich die Nadel-Telegraphen verdrängten, wurden sie ihrerseits wieder von einem anderen System verdrängt, das unter der Bezeichnung Morsesystem weltbekannt geworden und allerwärts in Anwendung gekommen ist.

Wir wissen heutzutage, was wir von der Legende zu halten haben, die lange um den Namen des 1791 geborenen Amerikaners Morse als „des Erfinders der elektrischen Telegraphie" gesponnen worden ist. Es bedarf wohl auch für den aufmerksamen Leser dieser Zeilen kaum mehr des Hinweises, daß vor Morse, der angeblich schon im Jahre 1836 seinen Telegraphen in New-York ausgestellt hatte, denselben wahrscheinlich aber erst 1844 zwischen Baltimore und Washington zum erstenmal praktisch verwendete, das Problem der elektrischen Telegraphie bereits gelöst war. Es kann überhaupt nicht einem Manne, so wenig wie einem Volke, was glaubensstarke Amerikaner, Engländer und Franzosen verschiedentlich in Anspruch genommen haben, der Ruhm zuerkannt werden, die elektrische Telegraphie erfunden zu haben, dieselbe verdankt vielmehr ihre Entwickelung, wie vielleicht kein anderer Zweig der auf wissenschaftlichen Grundsätzen beruhenden Technik, dem Zusammenwirken bedeutender Männer aller Kulturvölker: sie ist recht eigentlich das Ergebnis einer Summe internationaler Erfindungen. Jeder der Männer, deren Namen hier genannt worden sind, hat seinen Stein herbeigetragen und zu dem stolzen Bau gefügt, der Länder und Meere umspannt; ein jeder hat das, was er von den Vätern ererbt hat, erworben, um es zu besitzen. Und das hat auch Morse gethan, und der Ruhm, in hervorragendem Maße Mitbegründer und Förderer der elektrischen Telegraphie gewesen zu sein, wird ihm unbestritten bleiben.

Wir stehen in einem Raume des Museums, in dem fast jeder der Hunderte von Apparaten nach dem „System Morse" gebaut ist. Unter Verwendung der 1820 von dem Franzosen Arago gemachten Entdeckung des Elektromagnetismus, daß ein Stück weichen Eisens, wenn es vom elektrischen Strom umflossen wird, temporär Magnetismus annimmt und demzufolge

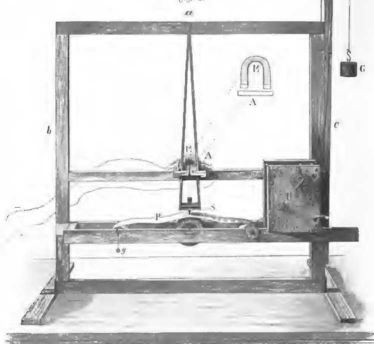
einen über ihm schwebenden leichten Eisenanker anzieht, den es mit Unterbrechung des Stromes wieder losläßt, konstruierte Morse den Apparat, welcher durch die Figur 2 veranschaulicht wird. a b c ist ein Gestell, an dem bei a ein dreieckiger Rahmen leicht beweglich aufgehängt ist. In der Mitte des Rahmens ist auf der dem Beschauer abgewandten Seite eine eiserne Armatur A, Anker genannt, befestigt. Dem Anker gegenüber steht der Elektromagnet M, das heißt ein hufeisenförmig gebogenes Stück weichen Eisens, dessen beide Schenkel mit sehr vielen Windungen feinen, durch Hanf- oder Seiden-Umspinnung isolierten Kupferdrahtes umwickelt sind. U ist ein Uhrwerk, das durch das Gewicht G bewegt wird, P der Papierstreifen, der vermittels des kleineren Gewichtes g unter dem Schreibstift S, einem gewöhnlichen Bleistift, über die Walzen gezogen wird. Bei Schließung der Batterie werden die Kerne des Elektromagnets infolge des durch ihre Umwindungen kreisenden Stromes magnetisch und ziehen den Anker an. Mit ihm zugleich bewegt sich der ganze dreieckige Rahmen in der Richtung nach dem Elektromagneten, und hierbei bringt der Stift einen Strich auf dem Streifen hervor. Bei Unterbrechung des Stromes wird der Anker losgelassen, zugleich bewegt sich der Stift zurück und verzeichnet wiederum auf dem Streifen einen Strich, so daß durch ein einmaliges Schließen und Öffnen der Batterie ein Zeichen hervorgebracht wird, das einem lateinischen V ähnelt. Aus den verschiedenen Gruppierungen dieses Zeichens bestand die erste Morseschrift, z. B. V W VV (1 2 3) u. s. w.

D. E. Hughes.

Dieser erste Apparat wurde bald von Morse selbst verbessert, und die Figur 3 zeigt den im Jahre 1846 patentierten Morseschreiber, dessen Konstruktionsprincipien im wesentlichen noch heute beibehalten sind. M M sind die Schenkel des hufeisenförmigen, mit isoliertem Draht umsponnenen Elektromagneten; über den Polen des letzteren schwebt ein Hebel, der an seinem linken Ende einen Stahlstift S und in der Mitte den Anker A trägt. T ist die Taste (auch Schlüssel genannt), die zum Schließen und Öffnen der Batterie dient. Wird von der jenseitigen Telegraphenstation ein Strom entsendet, so durchläuft derselbe die Umwindungen des Elektromagneten und macht die Eisenkerne magnetisch, die nun den Anker anziehen. Während sich dabei das rechte Ende des Hebels senkt, geht das linke in die Höhe und drückt den Stahlstift gegen den durch ein Uhrwerk gleichmäßig vorübergezogenen Papierstreifen P. Es liegt auf der Hand, daß ein längeres Schließen der Batterie einen Strich, ein nur augenblickliches Schließen einen Punkt hervorbringen muß, und aus Strichen und Punkten ist das später allgemein angenommene und noch jetzt gültige Morsealphabet zusammengesetzt. Die auf dem Streifen befindlichen Zeichen . —, — . . .,

— . — . sind a b c. — In rascher Folge wurden weitere Verbesserungen an dem immer noch recht primitiven Apparat vorgenommen, der in der jetzt gebräuchlichen gefälligen Form den Beweis von dem Fortschritt der Menschen ad oculos demonstriert. An Stelle des Stahlstiftes ist ein Farberädchen getreten; das desselben erzeugte Schriftgebung. Besondere Verdienste um die Verbesserung des „Morsesystems" haben sich erworben der Österreicher John mit der Erfindung des Farbrädchens, die Mechaniker Stöhrer in Leipzig und Digney in

Fig. 2.



Der erste Morseapparat vom Jahre 1837.

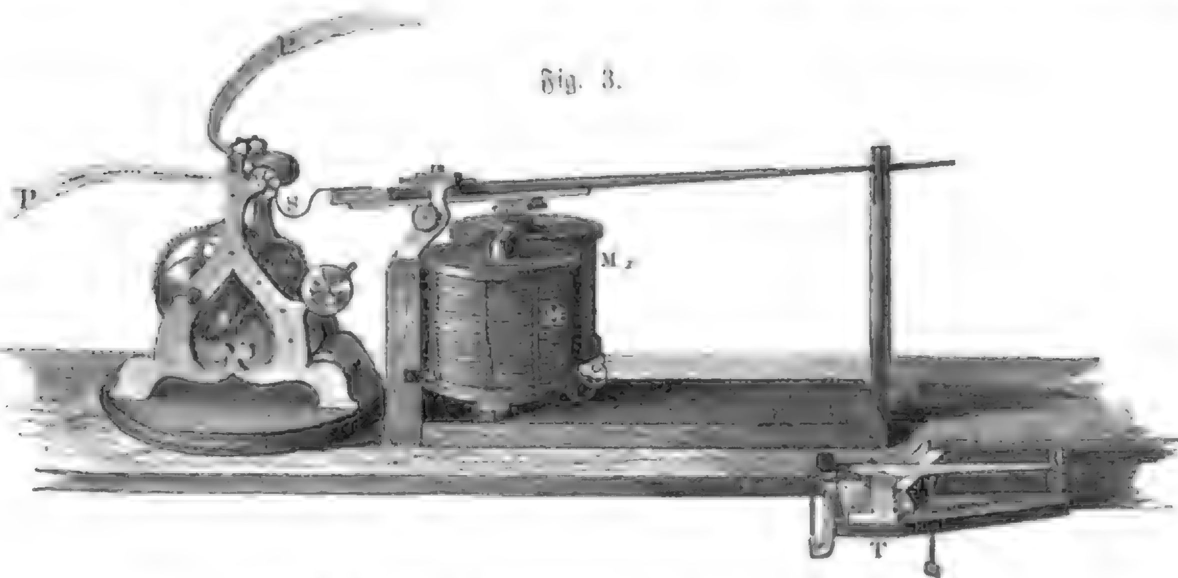
Paris, vor allem aber die Firma Siemens u. Halske in Berlin, deren Apparate in der ganzen Welt eines wohlverdienten Rufes sich erfreuen.

Uhrwerk mit dem schwerfälligen Gewicht hat einem Räderwerk Platz gemacht, das durch Federkraft in Betrieb gesetzt wird; die Papierrolle ist in einem unter dem Apparat befindlichen Behältnis untergebracht — kurz, der jetzt gebräuchliche „Farbschreiber" (so genannt im Gegensatz zu dem früheren Stift- oder „Reliefschreiber") hat mit dem ersten von Morse konstruierten Apparat nur noch das Princip gemein, nämlich den Elektromagnetismus, beziehungsweise die durch die Wirkungen

Ein vollständiges Morsesystem besteht aus dem Apparat selbst, der Taste, dem Galvanoskop, das den in der Leitung vorhandenen Strom und dessen Richtung anzeigt, und aus dem Blitzableiter, einer Vorrichtung, die bei Gewittern die atmosphärische Elektricität, ehe diese zu dem Apparat gelangen und Schaden anrichten

kann, zur Erde abzuleiten bestimmt ist. — In dem Labyrinth aller dieser Apparate, Umschalter und Wecker, Relais und Galvanometer der verschiedensten Formen und Systeme bedürfen wir gar sehr der Erklärungen, die uns der kundige Führer freundlichst gewährt, wir möchten sonst in dieser verwirrenden Fülle der Erscheinungen steuerlos umhertreiben. Da sehen wir z. B. automatische Apparate, das heißt solche, bei denen die Stromgebung der Hand des Telegraphisten entzogen und einer Maschine übertragen wird, welche die Zeichen mit stets sich gleichbleibender in die Leitung schickt. Da sind ferner Exemplare des v. Hefner-Alteneckschen Dosenschriftgebers mit einem treppenförmig geordneten Tastenwerk und einer Scheibe in Dosenform, deren Peripherie mit kleinen verschiebbaren Drahtstiften besetzt ist. Durch das Niederdrücken eines der mit den Morsebuchstaben bezeichneten Knöpfe wird eine der Form des betreffenden Buchstabens entsprechende Anzahl Stifte verschoben, und durch eine über die innere Seite der Stiftreihe hinwegschleifende Feder erfolgt die Stromsendung. — Dort sehen wir auch den einfachsten und klein-

Fig. 3.



Verbesserter Morseapparat vom Jahre 1846.

Regelmäßigkeit absendet. Das Telegramm wird bei diesen Apparaten auf der Abgangsstation in einen Papierstreifen eingestanzt, der über eine metallene Walze geführt wird, die an dem einen Batteriepole liegt, während eine mit der Leitung verbundene Rolle durch die Einschnitte des Streifens aus der Batterie die Stromimpulse empfängt, die auf dem Streifen der Empfangsstation die Punkte und Striche des Morsealphabets elektro-chemisch hervorbringt. — Ein ähnliches System ist in dem von Siemens erfundenen und 1862 patentierten Typen-Schnellschreiber befolgt, bei dem bleierne Typen, welche die Morsebuchstaben darstellen, in eine Schiene eingesetzt und unter einem Kontakthebel hingeführt werden, der die zur Erzeugung der Schrift nötigen Ströme sten Apparat, den vielfach in England und auf den nordamerikanischen Telegraphenlinien gebrauchten Sounder oder Klopfer, ein Instrument so klein, daß es bequem in der Tasche getragen werden kann und bei dem die Telegramme nach dem Gehör aufgenommen werden müssen. Die Sounders haben den Übelstand, daß sie keine bleibenden Zeichen hinterlassen, so daß es unmöglich ist, die Verantwortlichkeit für vorgekommene Telegraphierfehler festzustellen, aber sie haben den großen Vorteil, daß auf ihnen der geübte Telegraphist selbst dann noch Telegramme abhören kann, wenn der elektrische Strom durch irgendwelche Einflüsse so schwach geworden ist, daß er nicht mehr im stande wäre, auf einem Schreibapparat leserliche Zeichen hervorzubringen.

Aber die pièce de résistance auf dem Gebiete der Telegraphenapparate wird uns in dem Typendruckapparat des amerikanischen Professors Hughes vorgeführt.

Wir würden den uns zur Verfügung gestellten Raum sehr beträchtlich überschreiten müssen, wollten wir auf eine auch nur annähernd vollständige Beschreibung dieses Triumphes des menschlichen Geistes eingehen. Wir erwähnen nur, daß der nach fünfzehnjährigen Bemühungen fertig gestellte Apparat eine Klaviatur enthält, deren Tasten mit den Buchstaben, den Zahlen und den erforderlichen Interpunktionszeichen versehen sind. Diese Tasten werden, wenn der Apparat zum Arbeiten in Bewegung gesetzt ist, niedergedrückt und bewirken den Abdruck der entsprechenden am Rande eines ununterbrochen rotierenden Typenrades angebrachten Zeichen auf dem über diesem Rade vorbeigeführten Papierstreifen. Die auf letzterem abgedruckten Telegramme werden auf Formulare aufgeklebt und machen in ihrer Deutlichkeit und Sauberkeit ganz den Eindruck, als ob sie aus einer Buchdruckerpresse hervorgegangen seien.

Die Leistungsfähigkeit dieses bisher unübertroffenen und, wir möchten hinzufügen, unübertrefflichen Apparates ist veranschaulicht durch das bei dem Berliner Haupttelegraphenamte von Wien aufgenommene Telegramm über die erste Schlacht bei Plewna im letzten russisch-türkischen Kriege. Die Aufnahme des 6012 Wörter enthaltenden Telegramms dauerte 5 Stunden 10 Minuten; es kommen mithin 1164 Wörter auf die Stunde, oder 19,40 Wörter auf die Minute.

Neben diesen Schreibapparaten sind in einer reichhaltigen Sammlung von Sprechapparaten die neuesten Erzeugnisse der nimmer rastenden Elektrotechnik niedergelegt.

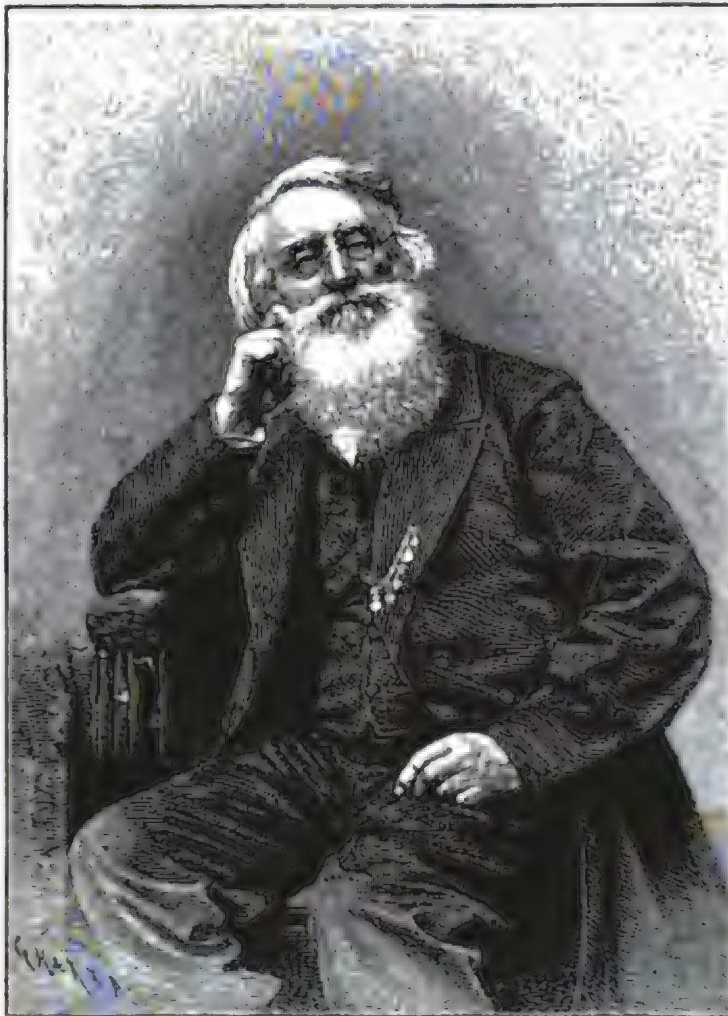
Der Amerikaner Dr. Page beobachtete im Jahre 1837 zuerst, daß, wenn eine aus besponnenem Kupferdraht gefertigte Spirale zwischen den Polen eines Hufeisenmagnets, ohne dieselben zu berühren, aufgestellt wurde, der Magnet jedesmal tönte, sobald die Verbindung der Spirale mit den Polen einer galvanischen Batterie hergestellt oder aufgehoben wurde. Die Physiker nannten diese Erscheinung „galvanische Musik“, ohne daran zu denken, daß dieselbe irgendwie verwertet werden könnte.

Der Lehrer Philipp Reis zu Friedrichsdorf bei Homburg v. d. Höhe führte zuerst den Gedanken, die Tonsprache auf elektrischem Wege in die Ferne mitzuteilen, praktisch aus. Über den ersten Apparat, den Reis in einem am 26. Oktober 1861 im physikalischen Verein zu Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrage vorführte, sagt er: „Der von mir konstruierte Apparat, ‚Telephon‘ genannt, bietet die Möglichkeit, die Tonschwingungen in jeder gewünschten Weise zu erzeugen; der Elektromagnetismus bietet die Möglichkeit, den erzeugten Schwingungen gleiche Schwingungen in jeder beliebigen Entfernung ins Leben zu rufen und in dieser Weise die an einem Orte erzeugten Töne an einem anderen Orte wiederzugeben.“ Der Apparat (Fig. 4) bestand aus Tongeber und -Empfänger. Ersterer wurde durch eine konische Röhre gebildet, deren engere Öffnung durch eine Membran o verschlossen war. Auf der Mitte der Membran ruhte das eine Ende c eines sehr leichten Hebels aus Platin c d, dessen Achspunkt an dem messingenen Bügel e der Röhre befestigt war und dadurch mit der Leitung in Verbindung stand. Das andere Ende d lag gegen die Feder des mit der Batterie verbundenen Ständers an. Sprach oder sang man in das offene Ende der Röhre, so wurde infolge der Verdichtung und Verdünnung der eingeschlossenen Luftsäule eine diesen Änderungen entsprechende Bewegung der Membran o hervorgerufen; der Hebel c d folgte diesen Bewegungen und öffnete oder schloß den Stromkreis, je nachdem ein Verdichten oder Verdünnen der eingeschlossenen Luft stattfand. Infolge dieses abwechselnden Öffnens und Schließens des Stromkreises wurde der Elektromagnet des Empfängers M M natürlich entsprechend magnetisiert und entmagneti-

siert. Je nachdem dies geschah, geriet der leichte Anker A in dieselben Schwingungen wie die Membrane des Tongebers, und diese Schwingungen wurden, verstärkt durch die Wirkung eines Resonanzbodens, auf die umgebende Luft hörbar übertragen.

Obwohl Reis seinen Apparat in der Folge wesentlich verbesserte, gelang es ihm doch nicht, weitere Kreise für die Erfindung zu interessieren.

Im Oktober 1877 kam durch amerikanische Fachzeitschriften die Kunde nach Europa, daß der in Schottland geborene Prof. Graham Bell, von der Universität zu Boston, ein Telephon erfunden habe, welches das gesprochene Wort auf unbeschränkte Entfernungen deutlich übermittelt. Noch ehe die auf Veranlassung des General-Postmeisters Dr. Stephan nach Washington gerichtete Anfrage wegen der neuen Erfindung beantwortet werden konnte, überreichte Mr. Fischer, Vorsteher des Haupttelegraphenamtes in London, dem General-Postmeister zwei Telephone als Geschenk. Der Apparat (Fig. 5) besteht aus einem cylindrischen hölzernen Gehäuse, welches durch ein Mundstück abgeschlossen ist. Durch eine Öffnung des Mundstückes sieht man die aus dünnem Eisenblech bestehende Membran o, der gegenüber sich ein kräftiger Magnet M befindet, dessen oberer der Membran gegenüberliegender Pol mit einer Rolle feinen isolierten Drahtes i versehen ist. Der andere Pol ist an dem unteren Teile des Gehäuses befestigt. Ebendaselbst endigen die Umwindungen der Rolle in Klemmschrauben, an denen die Leitungsdrähte befestigt werden. Eine Batterie ist nicht eingeschaltet. Wird durch die Öffnung des Mundstückes gegen die Membran gesprochen, so bewegt sich dieselbe; „die Bewegung aber,“ so beschreibt Bell selbst die Wirkung seines Instrumentes, „von Stahl oder Eisen im Bereich der Pole eines Magneten erzeugt in einer die Pole umgebenden Drahtrolle einen Induktionsstrom, dessen Dauer mit der Dauer der Bewegung des Eisens oder Stahles in der Höhe des Magneten zusammenfällt.“

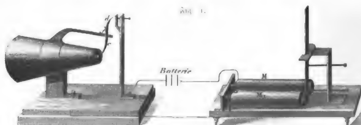


Samuel F. B. Morse.

Wenn nun die menschliche Stimme das Diaphragma in Schwingungen versetzt, so werden in den die Pole des Magneten umgebenden Drahtrollen elektrische Schwingungen erzeugt, die den von der Stimme hervorgerufenen Tonwellen genau entsprechen. Die Rollen stehen mit der Leitung in Verbindung, und die in ihnen entstehenden Stromwellen pflanzen sich durch diese zum anderen Ende der Linie fort, wo sie, durch die Rollen eines Apparates von gleicher Konstruktion geleitet, mittels des Diaphragmas in diesem Ap-

parate wieder in Luftschwingungen verwandelt werden.

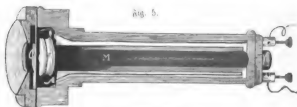
Die ersten Versuche hierzulande mit dem Telephon oder, wie das Instrument in Deutschland amtlich getauft wurde, dem „Fernsprecher“ fanden am 24. Oktober



Das Telephon von Reis.

1877 in Berlin statt; die erste Fernsprechleitung zur Übermittelung von Telegrammen wurde am 12. November desselben Jahres zwischen Rummelsburg und Friedrichsberg bei Berlin hergestellt. Am 1. Januar 1884 waren im Reichspostgebiete bereits 1660 Fernsprechämter im Betriebe.

Die von Bell erzielten Erfolge regten die Elektriker zu weiteren Bemühungen auf diesem Gebiete an, und einzelnen unter



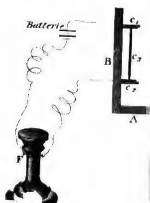
Das Telephon von Bell.

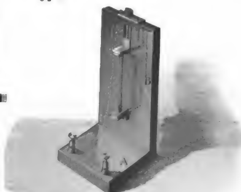
ihnen, z. B. Edison in Menlo Park, N. J., Dolbear in Boston, Werner Siemens in Berlin und anderen, sind namhafte Verbesserungen zu danken, die sich freilich nur auf die Apparate, soweit solche als Geber dienen, erstreckten. Als ein wesentlicher Fortschritt ist das von dem uns schon bekannten amerikanischen Prof. Hughes erfundene Mikrophon zu verzeichnen. Hughes fand, daß gewisse leitende Stoffe, z. B. Retortenkohle, Graphit und dergleichen mehr, die er in den Stromkreis einer galvanischen Batterie einschaltete, tönende Schwingungen in elektrische Ströme umsetzten, und daß mit Hilfe dieser Ströme die leisesten Geräusche und Töne, sowie gesprochene Worte auf gewisse Entfernungen deutlich vernehmbar gemacht werden konnten. Der Apparat (Fig. 6) ist von der denkbar einfachsten Konstruktion. A B ist ein Holzkästchen mit Resonanzboden. An dem Schenkel B sind die Kohlenstückchen C_1 und C_2 befestigt, in deren Vertiefungen der Kohlenstab C_3 lose eingesetzt ist; die beiden Kohlenstückchen sind mit den Zuleitungsdrähten und durch diese mit der Batterie B und dem Fernsprecher F verbunden. Spricht man gegen den Kohlenstab, so gerät der Apparat in Schwingungen; der Kohlenstab steht alsdann bald inniger, bald loser mit den beiden Kohlenstückchen in Verbindung. Dadurch wird der Widerstand an den Berührungspunkten und damit auch die Stromstärke geändert, und es entstehen in den Zuleitungsdrähten Ströme, die sich auf den Empfangsapparat übertragen und dort das am Mikrophon hervorgebrachte Geräusch, das gesprochene oder gesungene Wort, hörbar machen.

Auf den Uneingeweihten, der das im Mikrophonzimmer Gesprochene von einer dritten, Hunderte von Metern entfernten Person durch den Fernsprecher wörtlich wiederholen hört, ist die Wirkung geradezu verblüffend, und mancher geht kopfschüttelnd von dannen in der festen Meinung, daß ihm ein Taschenspielerstückchen vorgemacht worden ist.

Aber die Wunder des Telephons und Mikrophons werden noch übertroffen durch die great attraction des Postmuseums, den Phonographen von Edison. Dieser Apparat ist in dem XLVI. Bande der Monatshefte, Seite 195 bereits eingehend besprochen worden, so daß wir auf eine nähere Beschreibung hier verzichten dürfen. Daß während der ersten Vorführungen des Phonographen manch einer der Zuhörer an die Mitwirkung eines Bauchredners glaubte, ja daß mancher biedere Provinzler noch heute diesen Glauben hegt, brauchen wir gewiß nicht besonders zu versichern.

Fig. 6.





Das Mikrophon von Hughes.

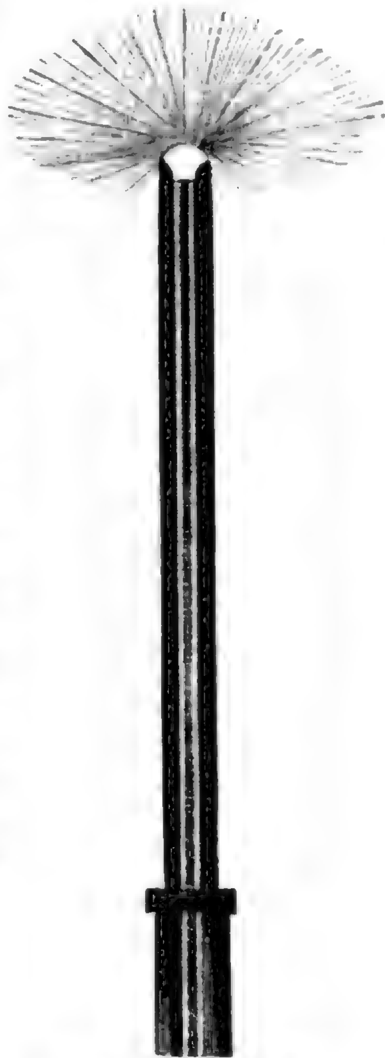
Im Anschluß an diese Apparate wird uns das Modell einer Fernsprech-Vermittelungsanstalt gezeigt, wie solche während der letzten Jahre in vielen größeren Städten des In- und Auslandes für den mündlichen Verkehr der Teilnehmer eingerichtet worden sind. Jedem der letzteren wird in dem Geschäftslokal oder der Wohnung ein Fernsprechapparat nebst Weckvorrichtung aufgestellt, die durch eine Drahtleitung an die Vermittelungsanstalt angeschlossen sind. Dort werden auf Verlangen die Verbindungen hergestellt, die den mündlichen Meinungsaustausch der Abonnenten ermöglichen. Im Reichspostgebiet, mit Ausschluß Bayerns und Württembergs, sind zur Zeit bereits vierzig Stadt-Fernsprecheinrichtungen mit zusammen 5665 Sprechstellen und 9718 Kilometern Drahtleitung angelegt, wovon freilich allein auf Berlin 1657 Stellen mit 3562 Kilometern Leitung entfallen. Daß in Amerika dieses Verkehrsmittel sich einer enormen Verbreitung erfreut, ist allgemein bekannt; weniger bekannt dürfte sein, daß auch bereits das Reich der Mitte sich den Fernsprecher dienstbar gemacht hat, wie aus der in der Fernsprechabteilung des Museums befindlichen Abbildung „Telephone Exchange in Shanghai" zu ersehen ist. Außerdem haben, ganz abgesehen von Europa, wo bald jede größere Stadt ihre Fernsprecheinrichtung haben wird, Telephongesellschaften in Britisch Indien, in den australischen Kolonien und auf den Sundainseln festen Fuß gefaßt, ja selbst Caracas, die Hauptstadt von Venezuela, erfreut sich schon einer

Telephonanlage mit hundertneunzig Teilnehmern und ist mit seinem Seehafen La Guayra verbunden, wo sich sechzehn Teilnehmer befinden.

Ein flüchtiger Blick auf die Materialien, die zur Zusammensetzung der galvanischen Batterien, des eigentlichen Kraftapparates der elektrischen Telegraphie, dienen, zeigt den Entwickelungsgang, den die Konstruktion der Batterieelemente genommen hat, bis nach vielfachen Versuchen in dem von der Reichs-Telegraphenverwaltung allgemein verwendeten sogenannten Meidinger-Element die Bedingungen: genügende Kraft und Beständigkeit des Stromes, erreicht worden sind. Das genannte Element ist ein vereinfachtes Daniellsches Zink-Kupferelement, in welchem das Zink in einer Auflösung von Zinkvitriol, das Blei* in einer Auflösung von Kupfervitriol sich befindet.

Als gefährliche Konkurrenten der hydrogalvanischen Batterien sind in neuester Zeit die sogenannten Dynamomaschinen aufgetreten. Mit der Entdeckung, daß durch die Wirkung eines Magneten auf einen die Elektricität leitenden Körper Elektricität erzeugt wird, vorausgesetzt, daß entweder der Magnet oder der Leiter bewegt wird, war das Princip der Dynamomaschinen gegeben. Die weitere Ausbildung desselben führte in verhältnismäßig kurzer Zeit zur Herstellung jener Maschinen, deren Name bedeutet, daß in ihnen mechanische Bewegung in elektrischen Strom umgewandelt wird, und die namentlich zur Erzeugung des elektrischen Lichtes, dann aber auch zum Betriebe anderer ähnlicher Maschinen, zu Zwecken der Galvanoplastik u. s. w. dienen. Schwerlich würden wir in den kleinen unscheinbaren Dingern, die unbeachtet in einer verlorenen Ecke des Museums stehen, die Vorläufer jener Riesenmaschinen erkennen, von denen wahre Prachtexemplare auf der letzten elektrischen Ausstellung in Wien das Staunen der Laien und die Bewunderung Fach- und Sachverständiger erregt haben. Aber dort wie überall, wo wir diese Ungetüme in Thätigkeit sehen, versuchen wir in den das Auge verwirrenden Bewegungen vergebens das Wesen der Sache zu ergründen: das tausendfache Geräusch, das Summen und Schnarren übertönt selbst das Wort des freundlichen Erklärers. Hier im Postmuseum ist es uns vergönnt, an den einfachen kleinen Maschinen ungestört die Wirkung der Magnetinduktion, die Weiterleitung des Stromes dahin, wo er verwertet werden soll, zu verfolgen; ja, wir dürfen höchst eigenhändig die Kurbel des ersten von Siemens 1851 konstruierten magnet-elektrischen Stromerzeugers drehen, und unter unseren Händen und vor unseren Augen verwandelt sich die verwendete Kraft in elektrischen Strom, der eine Jablochkoffsche Kerze (Fig. 7) zum Glühen bringt; mit einem Wort: wir haben elektrisches Bogenlicht erzeugt.

Fig. 7.



Die Jablochkoffsche Kerze.

Das Bogenlicht gründet sich, wie wir hier einschalten müssen, auf die Eigenschaft des elektrischen Stromes, kleine Entfernungen

* Blei bedeckt sich bei Benutzung des Elementes in kurzer Zeit mit dem aus dem Kupfervitriol ausscheidenden Kupfer und wirkt dann wie reines Kupfer. Auch haben die Bleiplatten den Vorteil, daß sich der Kupferniederschlag von denselben leicht entfernen läßt, während die früher benutzten Kupferbleche hierbei häufig zerstört wurden.

zwischen zwei leitenden Körpern in Form von Funken zu überspringen. Die leitenden Körper sind bei der Jablochkoffschen Kerze zwei parallel stehende Stäbe aus besonders zubereiteter Kohle, die unten in einen die Zuleitung vermittelnden Leuchter aus zwei voneinander isolierten Metallstücken gesteckt und ihrer Länge nach durch einen nichtleitenden Körper, gewöhnlich Gips, getrennt sind. An dem oberen Ende sind die Stäbe durch eine dünne Lage Kohlenpulver, das mit einer klebrigen Substanz aufgetragen wird, in leitende Verbindung gebracht. Wird ein Strom durch die Kerze geleitet, so beginnt die obere Lage zu glühen, verbrennt schließlich und es bildet sich zwischen den Kohlenstäben der elektrische Lichtbogen, während die Kerze allmählich herunterbrennt.

Auch das zweite Princip der elektrischen Lichterzeugung lernen wir kennen. Wir erfahren, daß, wenn in eine Leitung, die dem Strome nur geringen Widerstand bietet, ein Kohlenstäbchen oder ein dünnes Stückchen Platindraht von hohem Widerstande eingeschaltet wird, dieses infolge seines hohen Widerstandes die Elektricität in Wärme umsetzt und zu glühen anfängt. Es ist diese Thatsache zur Herstellung der sogenannten Inkandescenz- oder Glühlicht-Lampen verwendet worden, deren Erfindung gewöhnlich Edison zugeschrieben wird, obwohl das System schon bekannt war, ehe noch Edison mit dieser Sache sich beschäftigt hatte. Die nach ihm benannte Lampe (Fig. 8) besteht aus einer luftleer gemachten Glasglocke (weil die Kohlenstäbchen an der Luft durch den Einfluß des in derselben enthaltenen Sauerstoffes sehr schnell verbrennen würden), in der sich ein hufeisenförmiges Stück zubereiteter Kohle befindet, deren Enden mit dünnen Platindrähten verbunden sind. Diese stehen durch dickere Drähte, die unten in die Wandung der

Fig. 8.

Die Edisonsche Glühlampe.

Digitized by Google

Glasglocke eingeschmolzen sind, mit Klemmschrauben in Verbindung, bei denen der galvanische Strom, der den Kohlenbügel zum Glühen bringt, ein- beziehungsweise austritt. Der Weg, den der Strom nimmt, ist durch die Pfeile angedeutet.

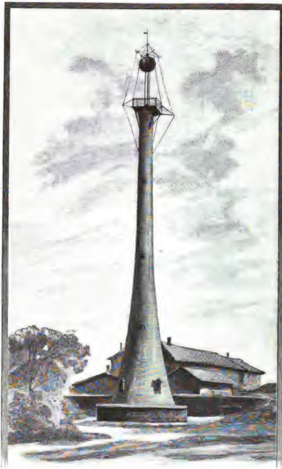
Mit der Besichtigung einiger anderer Glühlampen nach den Systemen Changy, Swan und v. Hefener-Alteneck haben wir auch diese brennende Frage der Gegenwart erledigt.

* *
*

An einem Modell der Berliner Rohrpost ersehen wir, wie die Brief- und Depeschenbeförderung innerhalb einer großen Stadt bewerkstelligt wird. Als mit dem Anwachsen Berlins und der Zunahme der Bevölkerung die elektrische Telegraphie, die ihre Sendungen nur reihenweise nacheinander übermitteln kann, für die Bewältigung des telegraphischen Verkehrs der Großstadt sich als unzulänglich erwies, wurde 1875 die Anlage der Rohrpost in Angriff genommen, und bereits am 1. Dezember 1876 konnte das neue Beförderungsmittel dem Verkehr übergeben werden. Die Berliner Rohrpost ist nach dem sogenannten Polygonalsystem angelegt, das heißt die Stationen sind in einzelne Kreise gruppiert, die in ihren Peripherien an einem Punkte zusammenstoßen; doch scheint man neuerdings teilweise zum Radialsystem übergehen zu wollen, bei dem die Beförderung sämtlicher Sendungen durch Vermittelung einer Centralstation stattfindet. Die zur Verbindung der Stationen dienenden schmiedeeisernen Röhren liegen etwa ein Meter tief in der Erde; die zu befördernden Briefe und Telegramme werden in Büchsen eingelegt, die mit einer Lederhülse verschlossen werden. Eine Büchse kann etwa zwanzig Sendungen aufnehmen. In der Regel werden mehrere Büchsen hintereinander gelegt, so daß sie einen Zug bilden, der gleichzeitig befördert wird. Die letzte Büchse jedes Zuges ist zur Erzielung eines möglichst dichten Anschlusses an die Rohrwandungen mit einer aus Leder gefertigten Manschette versehen. Die Fortbewegung der Büchsen erfolgt entweder durch verdichtete oder verdünnte Luft derart, daß in ersterem Falle die Büchsen durch die verdichtete Luft in den Röhren fortgeschoben, im anderen Falle durch die vor den Büchsen befindliche Luft angesogen werden. Zur Erzeugung der erforderlichen verdichteten beziehungsweise verdünnten Luft dienen Dampfmaschinen von zwölf bis zwanzig Pferdekräften, die bei unserem Modell, das in allen übrigen Einzelheiten genau dem Original entspricht, durch Behälter ersetzt sind, die der dienstbare Geist des Museums mittels einer Pumpe mit Luft füllt und entleert. Die Büchsen werden in den Röhren mit einer Geschwindigkeit von durchschnittlich tausend Metern in der Minute befördert. — Die Rohrpost wurde mit fünfzehn Stationen und einem Röhrennetz von 26 km eröffnet; jetzt sind 52,42 km Röhren und neunundzwanzig Stationen vorhanden, von denen die wichtigeren Stadtteile, einschließlich Charlottenburg, versorgt werden. Das ganze Netz ist in zwei große Kreise zerlegt, an die sich Nebenkreise sowie Zweigleitungen nach entfernteren Stationen anschließen. Die beiden großen Kreise berühren sich im Haupttelegraphenamt in der Jägerstraße, wo die Überleitung aus dem einen in den anderen Kreis stattfindet.

Wir verlassen dieses Beförderungsmittel, durch dessen Kanäle der erheblichste Teil des in fieberhafter Hast pulsierenden Verkehrs der Weltstadt sich ergießt, und gelangen auf unserem Weitergange zu einem schlanken Gitterbau, der die sehr vielen Bewohnern des Binnenlandes fremd klingende Bezeichnung „Zeitballsäule“ (s. Abbildung S. 751) trägt. Diese an den englischen Küsten sehr verbreitete und seit geraumer Zeit auch in Deutschland nutzbar gemachte Einrichtung bezweckt, einmal am Tage zu einer bestimmten Stunde, gewöhnlich um Mittag, auf möglichst weite Entfernungen die Zeit anzugeben und dadurch eine Regulierung der Uhren, namentlich der Chronometer,

zu ermöglichen. Die Konstruktion und Bedienung des Zeitballs ist im Princip folgende: Auf dem hohen Unterbau befindet sich eine Plattform, die einen oder mehrere eiserne Masten trägt, welche zur Führung für den etwa siebzig Kilogramm schweren Ball dienen. Der Ball selbst besteht aus einem Eisengerippe, das mit geöltem Segeltuch überzogen ist. Einige Minuten vor der bestimmten Zeit wird der Ball durch Taue, die über Leitrollen zum Fuße der Säule führen, bis nahe an das obere Ende der Masten aufgezogen. Wenn der Ball zum Fallen fertig gemacht ist, wird er nur noch durch einen Hebel gehalten, dessen eines Ende in das Zahnrad der Leitrolle eingreift und dessen anderes Ende ein Eisenstück trägt, das als Anker für zwei Elektromagnete dient. Mit dem Schlage zwölf schließt der Beamte der Telegraphenanstalt, die mit der Zeitballsäule durch eine Drahtleitung verbunden ist, den Stromkreis; der Anker wird angezogen, der Hebel ausgelöst, und der Ball fällt. In dem Moment, in welchem der Ball am Fuße der Masten anlangt, erfolgt automatisch auf elektrischem Wege die Mitteilung des Ereignisses an die Telegraphenanstalt.



Zeitballsäule.

Ursprünglich für die im Hafen oder

Digitized by Google

auf der Reede liegenden Schiffe bestimmt, wurde der erste time-ball im Jahre 1833 auf der Königlichen Sternwarte in Greenwich aufgestellt. Bei diesem erfolgte, da die elektrische Telegraphie eben erst aus der Taufe gehoben wurde, die Auslösung des Balles noch auf mechanischem Wege, und erst 1852 kam die Elektricität zur Verwendung. In Deutschland war es Kuxhaven, das im Jahre 1875 die erste derartige Einrichtung erhielt. Die dortige Zeitballsäule hat einen 16 m hohen, säulenartigen Unterbau, der aus eisernen, Manipulation eines im National-Observatorium zu Washington, zweihundertundvierzig englische Meilen entfernt stationierten Telegraphisten ausgelöst und fällt etwa sieben Meter. Die Schiffe im Hafen regulieren hiernach ihre Chronometer, aber die Bewohner der Stadt müßten aus den entfernteren Stadtgegenden, wo der Ball nicht sichtbar ist, herbeikommen und auf das Niederfallen warten; das erfordert Zeit, und Zeit ist Geld. Deshalb hat ein Unternehmer einen Zeitdienst eingerichtet und reguliert die Uhren aller derjenigen,

Stangen-Zubereitungsanstalt in Brer bei Höhr in Hessen-Nassau.

ringförmig zusammengenieteten Platten besteht. Auf der Plattform sind die 8 m hohen Masten mit dem Ball angebracht, so daß der ganze Bau 24 m hoch emporragt. Außer in Kuxhaven befinden sich derartige Einrichtungen noch in Bremerhafen, Swinemünde und Neufahrwasser.

Von größeren Städten hat zuerst New-York im Jahre 1878 sich den Zeitball dienstbar gemacht und reguliert seine Zeit nach dem Niederfallen des Balles, der auf dem Gebäude der Western-Union-Telegraph-Company, Ecke Broadway und Deystraße angebracht ist. Der aufgezogene Ball ist von der Straßenfläche fast hundert Meter entfernt; er wird durch die die dieselben in elektrische Verbindung mit der von der Washingtoner Sternwarte aus regulierten und täglich kontrollierten Normaluhr haben setzen lassen.

Mit der fortschreitenden Vervollkommnung der Telegraphenapparate mußte, namentlich mit Rücksicht auf die bald sich geltend machende Eigenschaft der Telegraphie als internationalen Verkehrsmittels, notgedrungen auch die Technik des Telegraphenlinienbaus gleichen Schritt halten, als es darauf ankam, dem elektrischen Funken über Berge hinweg und durch Flüsse den Weg zu bauen. Nach einigen mißglückten Versuchen, die Leitungen in die Erde zu versenken, wovon später noch

die Rede sein wird, entschlossen sich sämtliche Staaten, die den Telegraphen bei sich einführten, sowie diejenigen Privat-Telegraphengesellschaften, die unabhängig von der Staatsverwaltung, namentlich in England und Amerika, die Telegraphie zu einem Aktienunternehmen machten, ausschließlich oberirdische Linien anzulegen. Hierzu bedurfte man eines gut leitenden Materials von solcher Festigkeit, daß es der hohen Leitungsfähigkeit dieses Materials nur mäßige Erfolge; dazu waren die Kosten des Metalls, von dem für diesen Gebrauchszweck ein Centner fünfundvierzig bis fünfzig Thaler kostete, zu hoch, um eine allgemeine Einführung zu gestatten, und endlich erregte der Wert des Materials Diebsgelüste, denen ganze Strecken Drahtes zum Opfer fielen. Man ging daher zum Eisen über und glich die

Telegraphenhaus in der Trinitybai (1858).

mechanischen und atmosphärischen Einflüssen widerstehen konnte; es waren ferner Stützpunkte erforderlich, um die Last der Drähte zu tragen, und schließlich mußten, um das Entweichen des galvanischen Stromes an den Stützpunkten herab zu seinem natürlichen Element, der Erde, zu verhüten, Isolationsvorrichtungen an den Stützpunkten angebracht werden.

Die ersten tastenden Versuche — denn Mangels jeder Erfahrung konnte nur empirisch verfahren werden — Kupfer zu den Leitungen zu verwenden, ergaben trotz geringere Leitungsfähigkeit desselben gegenüber dem Kupfer dadurch aus, daß man Eisendraht von einem entsprechend größeren Durchmesser verwendete. Die Herstellung des Eisendrahtes von dem Moment an, wo das Rohmaterial aus tiefem Schacht ans Tageslicht gefördert wird, bis dahin, wo es, von allen Beimischungen gesäubert, durch verschiedene Prozesse zur Verwendung in der Linie geeignet gemacht ist, wird durch eine Sammlung von Probestücken in den verschiedenen Stadien der Bearbeitung veranschaulicht. Es sind dies

Fabrikate des Westfälischen Drahtindustrie-Vereins in Hamm, des langjährigen Lieferanten der Reichs-Telegraphenverwaltung. Die letzte Probe zeigt den Draht in einem weißgrauen Kleide, das durch einen Zinküberzug hervorgebracht ist, den der Draht vor seiner schließlichen Verwendung auf der Strecke erhält und der ihn vor frühem Verderben schützt. Verschiedene Geräte, zum Gebrauch für die mit der Drahtabnahme in den Fabriken beauftragten Beamten bestimmt, sowie Werkzeuge und Geräte, die von den mit der Herstellung von Telegraphenlinien beschäftigten Arbeitern gebraucht werden, vervollständigen die Sammlung.

Als Stützpunkte der oberirdisch geführten Leitungen dienen hölzerne Stangen. An den ausgestellten Abschnitten solcher fällt die grünliche Färbung des Splintes auf. Das in ihrer Nähe befindliche Modell der Stangenzubereitungsanstalt in Brex bei Höhr in Hessen-Nassau erklärt diese Erscheinung (s. Abbild. S. 752).

Man hatte anfangs die gefällten Bäume, nachdem sie geschält worden waren, ohne weiteres in die Linien eingestellt, aber bald die Erfahrung gemacht, daß in kurzer Zeit die Stämme da, wo sie aus der Erde hervortraten, in Fäulnis übergingen. Dies hatte seinen Grund darin, daß das Holz in den Saftbestandteilen in seinem Inneren den Keim der Zerstörung schon in sich trug. Der Holzsaft enthält nämlich mehrere leicht zersetzliche Substanzen, wie Gummi, Pflanzeneiweiß und Pflanzenleim, die bei einer gewissen Temperatur leicht und schnell in Fäulnis übergehen. Diese Bestandteile übertragen die Fäulnis auf die Holzfaser, aus der das Holz zum größten Teil besteht, und diese nimmt an der allgemeinen Zerstörung teil. Um nun dem Holze eine größere Dauer zu geben, verfiel man darauf, den Saft aus den Hölzern zu entfernen und in dieselben solche Stoffe einzuführen, die, in der Chemie unter dem Namen „antiseptische“ bekannt, die Eigenschaft haben, den Fäulnisprozeß aufzuhalten. Bei dem in der Reichs-Telegraphenverwaltung üblichen, von dem französischen Arzte Dr. Boucherie erfundenen Verfahren wird schwefelsaures Kupferoxyd (Kupfervitriol) durch hydrostatischen Druck in die Hölzer eingetrieben, wodurch die Dauer derselben erheblich erhöht wird.

Aus einem Wasserbehälter wird mittels einer Pumpe Wasser durch ein Steigerohr in die auf dem turmartigen Gerüst aufgestellten Bottiche gepumpt, in denen die Kupfervitriollösung bereitet wird. Diese fließt durch ein Abfallrohr und durch Schläuche und Zweigrohrleitungen in die Hölzer, die auf Unterlagen reihenweise nebeneinander liegen. Eine Vorrichtung an den Stammenden der Hölzer verhindert die Flüssigkeit, einen seitlichen Ausweg zu nehmen, und zwingt dieselbe, in die Poren und Saftkanäle des Stammes einzudringen. Nach kurzem zeigt sich die Wirkung des hydrostatischen Druckes dadurch, daß der Pflanzensaft an dem etwas niedriger gelagerten Kopfende des Holzes anfangs in Tropfen, bald aber reichlich ausfließt. Nach einiger Zeit ist der Saft schon mit der Kupfervitriollösung gemischt, und zuletzt fließt nur diese allein ab — das Zeichen, daß die Imprägnierung beendet ist.

Dieses Verfahren schützt die Stangen gleichzeitig gegen andere Feinde, zu denen besonders die Käfer und Larven der Gattungen bostrychus und xylophaga gehören, die ihre Nahrung in den Saftbestandteilen der Hölzer suchen; nur gegen einen Übelthäter schützt sie nicht: gegen den Buntspecht (picus major), der, unbekümmert um den giftigen Stoff, mit dem die Stangen getränkt sind, dieselben anhackt und gründlich durcharbeitet, wenn seiner Zerstörungssucht nicht durch einen glücklichen Schuß ein Ziel gesteckt wird. Das ausgestopfte Prachtexemplar eines solchen Damnifikanten nebst dem von ihm erfolgreich bearbeiteten Stangenende zeigt, daß die Nemesis den unberufenen Mitarbeiter an den Telegraphenlinien zwar erst spät erreicht, aber auch für fernere Übelthaten unschädlich gemacht hat.

Die für die Übermittelung des elektri-

schen Fluidums so wichtigen Isolationsvorrichtungen bieten ein besonders buntes Bild.

Man hatte bald erkannt, daß der elektrische Strom ein besonders flüchtiger Gesell ist, der jede Gelegenheit benutzt, um zu seinem großen Reservoir, der Erde, zurückzukehren, und es war daher von der größten Wichtigkeit, ihn so zu leiten, daß ihm diese Gelegenheit möglichst entzogen wurde. Dies erwies sich als sehr schwer — trotz der mannigfachsten Konstruktionen der Isolatoren konnte ein namhafter Stromverlust nicht vermieden werden, der unter Umständen so groß wurde, daß die Verständigung bisweilen gänzlich aufhörte. Selbst die Bemühungen einer aus wissenschaftlichen und Fachkapacitäten zusammengesetzten Kommission hatten nur zweifelhaften Erfolg, denn der ungefüge Isolator, das Ergebnis langer Beratungen und Experimente, der sogenannte Kommissionskopf, erfüllte die Anforderungen einer vollständigen Isolierung durchaus nicht. Da erfand im Jahre 1858 der Generaldirektor der preußischen Telegraphendirektion, v. Chauvin, die nach ihm benannte Doppelglocke, bei der über den inneren cylinderförmigen Teil eine deckende Glocke gesetzt ist, die eine Wärmeausstrahlung des inneren Cylinders verhindert und demnach ein Feuchtwerden desselben durch atmosphärische Einflüsse unmöglich macht. Diese Porzellandoppelglocke ist seit 1862 in Preußen und seit 1867 auf allen deutschen Telegraphenlinien (mit Ausnahme Bayerns und Würtembergs) in Gebrauch.

Die Isolatoren werden von hakenförmigen Schraubenstützen getragen, und wenn letztere in die Stange eingeschraubt sind, ist die „armierte Stange" zum Einsetzen in die Linie fertig. Die Drähte werden aufgebracht, gleichmäßig reguliert, an den Glocken mit Bindedraht festgebunden, und die neue Telegraphenlinie steht da.

Mit überraschender Schnelligkeit wurde, als die ersten Anfänge der Telegraphie ihre Bedeutung für den Verkehr erkennen ließen, Europa von einem Ende bis zum anderen mit Drähten überzogen, und die Grenzen der Länder setzten dem Wege für den elektrischen Funken kein Ziel. Über Europa hinaus, in Asien und Amerika, durch die Tundren Sibiriens, durch die Bergländer des Kaukasus und die Dschungeln Indiens, über die unwirtbaren Höhen der Rocky Mountains, durch reißende Ströme und pesthauchende Sümpfe spannten die Kolonnen der Telegraphenarbeiter ihre Drähte, Land und Land zu friedlichem Verkehr verknüpfend. Bald schickten sich unternehmende Leute an, gut isolierte Drähte in die Tiefen großer Gewässer zu versenken und die durch Meeresarme getrennten Länder der Alten Welt in direkte telegraphische Verbindung zu setzen.

Das Geburtsjahr der unterseeischen Telegraphie ist das Jahr 1850, in welchem das erste Kabel zwischen Calais und Dover gelegt wurde. Allerdings riß das Kabel schon wenige Tage nach der Legung, aber im nächsten Jahre gelang es dem regen Unternehmungsgeiste und der fortgeschrittenen Technik, die Verbindung wiederherzustellen. Nachdem noch mehrere unterseeische Kabel auf kurze Strecken, namentlich zwischen England und Deutschland, Frankreich und Algier und anderen mehr, verlegt worden waren, erschien der Kühnheit des Menschen selbst das Weltmeer nicht mehr unbezwinglich. Nil mortalibus arduum est!

Im Jahre 1854 faßte der Amerikaner Cyrus Field den Riesenplan, Europa und Amerika telegraphisch zu verbinden. Nach den Ermittelungen des als Hydrographen rühmlichst bekannten Lieutenants der nordamerikanischen Marine Maury gestatteten die Tiefenverhältnisse des Atlantischen Oceans zwischen Neufundland und Irland die Ausführung des Projektes; dazu hatte Morse sich für die Möglichkeit der telegraphischen Korrespondenz auf einem isolierten Drahte von der erforderlichen Länge (2500 englische Meilen) ausgesprochen. Es war ein Glück, daß Field so wenig wie Maury und Morse die ungeheuren Schwierigkeiten ahnte, die sich der Verlegung eines Kabels in so beträchtliche

Tiefen, sowie der Fortpflanzung des galvanischen Stromes durch einen isolierten Draht von so bedeutender Länge entgegensetzen würden. Die Arbeiten wurden begonnen, und nach jahrelangen Mühen, großartigen Anstrengungen, bitteren Enttäuschungen und namhaften pekuniären Verlusten schien im Jahre 1858 das große Ziel erreicht zu sein: am 5. August morgens wurde das Kabel in Valentia (Irland) gelandet. Noch an demselben Tage kam ein Telegramm von dem Schiffe, welches das Kabel nach Westen auslegte, an, daß es in der Trinitybai zu Neufundland angekommen und daß das Kabelende in das dort errichtete Telegraphenhaus (s. Abbildung S. 753) glücklich eingeführt sei. Die Freude über das Gelingen des großen Werkes war eine allgemeine, aber sie sollte nicht lange dauern, denn bei Einschaltung der Apparate stellte es sich heraus, daß das Kabel dem Durchgange des elektrischen Stromes einen enorm großen Widerstand entgegensetzte; es war unmöglich, mit Morseapparaten, selbst bei Verwendung der stärksten Batterien, Verständigung zu erzielen. Man nahm schließlich Zuflucht zu einem sehr empfindlichen Spiegelgalvanoskop, und dieses Instrument ermöglichte eine kurze Korrespondenz. Aber das Kabel versagte schon am 3. September seinen Dienst; das erste Telegramm, das die Eröffnung der Linie meldete, war zugleich das letzte. Nach diesem Ausgange, der minder energische und unternehmende Männer von weiteren Versuchen abgeschreckt haben würde, vergingen noch acht Jahre, so daß es im ganzen zwölf Jahre und vier Monate dauerte, bis es dem unermüdlichen Cyrus Field in Verbindung mit Gelehrten, Technikern und Kapitalisten gelang, die beiden Hemisphären dauernd telegraphisch zu verbinden.

Nachdem somit erwiesen war, daß ein über zweitausend Seemeilen langes Kabel in ein stellenweise zwei Meilen tiefes Gewässer gelegt werden konnte, bildeten sich mehrere große Gesellschaften, die Europa mit Indien und darüber hinaus mit China und Japan, sowie mit Afrika und Südamerika verbanden. Zur Zeit sind 751 verschiedene Seekabel in Thätigkeit, die eine Gesamtlänge von 89516 Seemeilen repräsentieren.

Wir verweilen vor einem großen Glasschrank, der mit seinem Inhalt, zweiundachtzig Kabelproben, ein Geschenk der Telegraph Construction and Maintenance Company in London ist und Proben sämtlicher in den Jahren 1854 bis 1871 von genannter Gesellschaft gefertigter und verlegter unterseeischer Kabel enthält. Wenn wir erfahren, daß die Legung des ersten transatlantischen Kabels die Summe von 900000 Pfd. Sterling oder neunzehn Millionen Mark erfordert hat, so können wir uns unschwer einen Begriff machen, welch bedeutender Wert dem Meeresgrunde anvertraut ist.

Die unterseeischen Kabel (Fig. 9 u. 10) bestehen nach den uns vorgelegten Probestücken zunächst aus dem Leiter, einer aus mehreren dünnen seilartig zusammengedrehten Litze von dem besten Kupferdraht. Diese wird mit einer Masse — Chatterton compound, einer Mischung aus Guttapercha, Holzteer und Harz — umgeben, darauf mit einer Lage Guttapercha umpreßt, auf welche wieder Chatterton compound gebracht wird, und schließlich mit einer zweiten Lage Guttapercha umkleidet. Diese „Kabelseele“ wird zur Sicherung gegen äußere Beschädigungen mit einer Hanfumwickelung und einer Hülle eiserner Schutzdrähte versehen, die je nach der Verwendung der Kabel stärker oder schwächer sind. So werden diejenigen Kabelenden, die für Verwendung in der Nähe der Küsten bestimmt sind, zum Schutz gegen schleppende Anker der Seeschiffe mit sehr starken Schutzdrähten, öfters sogar mit zwei bis drei Lagen derselben umgeben, während die in die Tiefen des offenen Meeres versenkten Kabel nur eine einzige Lage schwächerer Schutzdrähte erhalten.

An den Proben, unter denen sich unter anderem eine solche des ältesten Kabels Dover-Calais vom Jahre 1850 befindet,

ist der Fortschritt erkennbar, den die Fabrikation dieses wichtigen Materials in kurzer Zeit gemacht hat.

Es war weiter oben beiläufig bemerkt worden, daß bei der ersten Einführung der Telegraphie seitens einiger Telegraphen-Verwaltungen das System der unterirdischen Leitungen angewendet wurde. In Preußen hatte schon 1847 der damalige Artillerie-Lieutenant Siemens vorgeschlagen, Kupferdrähte mittels einer von ihm konstruierten Presse mit einer Gutta-percha-Hülle zu überziehen und die so isolierten Drähte in die Erde zu legen. Siemens mischte der Guttapercha, um sie geschmeidiger zu machen, Schwefel bei. Dieser verband sich jedoch mit dem Kupfer des Leiters zu Schwefelkupfer, und so wurde die Hülle des Drahtes, anstatt zu isolieren, selbst ein Leiter des elektrischen Stromes; die Korrespondenz auf diesen Linien, zu keiner Zeit besonders gut, hörte bald ganz auf.

Die schlechten Erfahrungen, die man mit diesen unterirdischen Linien machte, veranlaßten die preußische Telegraphenverwaltung, zu dem System der oberirdischen Linien überzugehen, an dem im allgemeinen bis zum Jahre 1875 festgehalten wurde. Dieses Jahr bildet einen Wendepunkt in der Herstellung telegraphischer Verbindungen. Die schweren Beschädigungen, denen die oberirdischen Linien durch elementare Ereignisse, wie Stürme und Schneewehen, ja selbst schon durch den Mutwillen von Kindern u. s. w. ausgesetzt sind, die oft tagelang andauernden Unterbrechungen des telegraphischen Verkehrs, die infolge dessen entstandenen Nachteile für Handel und Schiffahrt, für öffentliche und Familieninteressen legten es nahe, die Anlage eines unterirdischen Liniennetzes für das Reich in Aussicht zu nehmen. Ein umfassender Plan zur Herstellung eines solchen Netzes wurde nach sorgfältigem Studium aller einschlagenden Fragen Ende 1875 entworfen und in seinen geographischen, technischen und finanziellen Einzelheiten festgestellt. Im Sommer 1876 wurde mit der Ausführung der Versuchslinie Berlin-Halle unter Anwendung der bis jetzt bekannten vollkom-

Fig. 9.

Atlantisches Tiefseekabel vom Jahre 1866. (Natürliche Größe.)

Fig. 10.

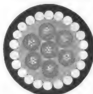
Atlantisches Küstenkabel vom Jahre 1866. (Natürliche Größe.)

Digitized by Google

mensten Hilfsmittel, die Wissenschaft und Technik an die Hand gaben, begonnen und, nachdem dieser Versuch ein glänzendes Ergebnis geliefert hatte, sofort mit der weiteren Ausführung des Gesamtplanes kräftigst vorgegangen. — Jetzt — nach sieben Jahren — ist das unterirdische Telegraphennetz auf den großen Verkehrs- und Militärstraßen des Reiches im wesentlichen verwirklicht, und Deutschland hat mit diesem Schritt einen ganz erheblichen Vorsprung vor den übrigen Staaten Europas erlangt.

Zahlreiche Proben von sämtlichen in den letzten Jahren in Deutschland verlegten Erdkabeln illustrieren diese letzte Phase im Verkehrswesen unseres Vaterlandes. Alle Stadien ihres Werdens sind vorhanden: zuerst die einfachen, dünn ausgezogenen, aus dem reinsten Kupfer hergestellten Drähte, von denen immer sieben zu einer Litze zusammengedreht einen Leitungsdraht bilden; es folgt eine Probe dieses Leitungsdrahtes, mit der ersten Schicht des Isolationsmaterials bekleidet, und so fort, wie wir dies bei den unterseeischen Kabeln gesehen haben, bis die mit der letzten Guttaperchaschicht umpreßte Kabelader in einer Dicke von etwa 5 mm fertig ist. Sieben dieser Leitungsadern zu einem Ganzen, der Kabelseele, verseilt, werden mit einer in Holzkohlentheer getränkten Jute-Hanfumspinnung versehen. Um diese Umspinnung legen sich die eisernen Schutzdrähte, auf die eine Asphaltkomposition aufgetragen wird. Nun noch eine Umspinnung von Hanf und darauf eine zweite Lage Asphalt, und das Kabel (Fig. 11) ist fertig, um in die Erde gebettet zu werden, wo es atmosphärischen und böswilligen Einflüssen entrückt liegt und wo in seinen gut isolierten metallenen Leitern jenes geheimnisvolle Leben und Weben sich abspielt, das mit beflügelter Eile den menschlichen Gedanken an sein Ziel führt.

Fig. 11.



Siebenaderiges Erdkabel.

Von den meisten Besuchern des Museums unbeachtet, steht in der Nähe all dieser Kabelproben eine kleine Maschine, an der auch wir vorübergehen würden, wenn unser freundlicher Führer uns nicht darauf aufmerksam machte, daß wir die erste im Jahre 1846 von Werner Siemens konstruierte Guttapercha-Presse vor uns haben. Welcher Weg von dieser einfachen, zum Handbetrieb eingerichteten Vorrichtung bis zu den gewaltigen Maschinen der Neuzeit, den Werkzeugen einer hochentwickelten Industrie, mit denen die Weltfirmen Siemens u. Halske in Berlin und Felten u. Guilleaume in Mülheim bei Köln die im Reichspostgebiet verwendeten Kabel hergestellt haben! Welch rastlose Arbeit von jenen ersten verunglückten Experimenten, die, der Zeit um dreißig Jahre vorauseilend, ihren Urheber wohl zu enttäuschen, aber nicht zu entmutigen vermochten, bis zu den mustерhaften Erzeugnissen vollendeter Technik,

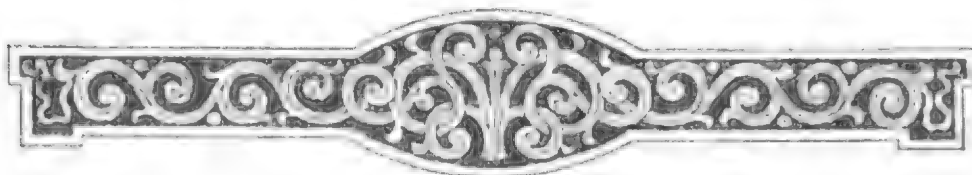
denen wir unsere Bewunderung nicht versagen können!

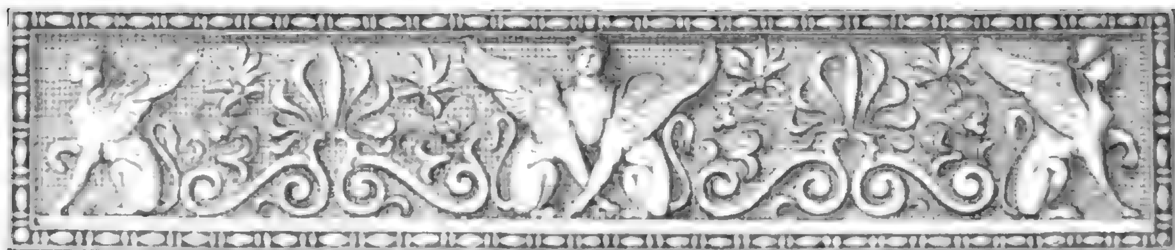
Zahlreiche bildliche Darstellungen veranschaulichen die Arbeiten bei Legung der Kabel; die hervorragendste dieses Gebiet behandelnde Darstellung ist eine Kopie in Öl nach dem in der Nationalgalerie befindlichen Gemälde des Düsseldorfer Malers C. Sell: „Die Kabellegung auf der Linie Berlin-Köln im Jahre 1878.“ Die Arbeiten bei dem Bau unterirdischer Telegraphenlinien sind einfach genug. Die in Längen von 1000 bis 1500 m aus der Fabrik gelieferten Kabel werden von einer Haspel abgerollt und ein Meter tief in die Erde eingelegt. Nachdem sie mit Backsteinen bedeckt worden sind, wird der Graben wieder zugeschüttet. Mit ganz besonderer Sorgfalt sind die Überschreitungen von Flüssen zu bewirken, von denen wir an anderer Stelle einige Abbildungen finden, z. B. die Legung des Kabels durch die Elbe bei Hamburg, die Elbkabelversenkung bei Magdeburg und andere mehr.

Schnell enteilt die Zeit und entfernt uns von großen Ereignissen. Die Wunder von gestern sind uns heute alltägliche Erscheinungen, und leicht und gern vergessen wir den Ursprung und die Urheber großer Schöpfungen. Und damit wir nicht auch in diesen echt menschlichen Fehler verfallen, verweilen wir noch einen Augenblick vor den Büsten dreier Männer, um ihnen den Zoll unserer Verehrung darzubringen und dadurch den Beweis zu liefern, daß wir über den großartigen Errungenschaften der Neuzeit diejenigen Männer nicht vergessen haben, die als Pioniere der jungen Wissenschaft ihren Nachfolgern die Bahn geebnet und deren Erfolge verbreitet haben. Es sind drei stolze Namen, mit denen die Büsten bezeichnet sind, und doch vielleicht mit Ausnahme des ersten kaum allgemein bekannt: Volta, der rationelle Entdecker des Galvanismus; Ohm, der Newton des galvanischen Stromes, der die Wirkungen desselben in starre mathematische Formeln gebannt hat, und Steinheil, der, wenn einem Manne die Erfindung der elektrischen Telegraphie zuerkannt werden müßte, mehr Rechtstitel auf diese Ehre hätte als irgend ein anderer.

Wir sind am Ende unserer Wanderung angelangt.

Ein Blick in den Katalog des Reichspostmuseums, der in einem stattlichen Bande mehrere tausend Nummern aufweist, macht die Bemerkung überflüssig, daß wir uns damit haben begnügen müssen, aus den verschiedenen Gruppen das Hauptsächlichste herauszugreifen und flüchtig zu skizzieren. Nicht das Bestreben, neues Wissen zu schaffen, sondern nur vorhandenes Wissen zu befestigen und auszubreiten, hat uns die Feder geführt, und unser Hauptzweck ist erfüllt, wenn es uns gelungen ist, dem Leser einen Einblick in den Werdegang des Verkehrs von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage zu gewähren und durch die Schilderung der Hauptverkehrsmittel, wie solche in den reichhaltigen Sammlungen des Postmuseums niedergelegt sind, das Interesse für diese eigenartige Einrichtung in weitere Kreise zu tragen.



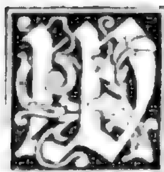


Städte am Roten Meere.

Von

Gerhard Rohlfs.

Kosseir und Suez.



Warum ich diese beiden Städte zusammenstelle? Beide haben große Verwandtschaft miteinander. Beide zeigen uns dasselbe Aufblühen und Herabsinken. Kosseir sowohl wie Suez haben ihre Glanzperioden und ihren Verfall gehabt. Als die eine blühte, siechte die andere, und so wird es wohl bleiben, denn selbst jetzt ist noch immer Ebbe und Flut in der Bevölkerung.

Zur Zeit, als der französische General Belliard von Kenneh am Nil aus seine Expedition nach Kosseir, dem Leukos Portus, wie die alte Stadt hieß, machte, hatte Kosseir von allen Städten am Roten Meere die größte Bedeutung. Von 1798 bis 1801 verblieben die Franzosen dort, befestigten den Ort, und zu der Zeit herrschte daselbst wie im Altertum reges Leben. Auch unter Mehemmed Ali war die Stadt nicht ohne Wichtigkeit; und in der That, ein Blick auf die Karte genügt, um die vorteilhafte Lage des Ortes in den Vordergrund treten zu lassen. Solange keine Eisenbahnen und besonders solange der Suezkanal noch nicht vollendet war, mußte Kosseir seine gebietende Stellung behalten. Der Nil tritt in seinem Laufe durch Ägypten hier dem Roten Meere am nächsten, und von seinem dem Roten Meere zugewendeten Bogen führt in fast gerader Linie eine natürliche Straße, ein Querthal dahin. Kosseir wuchs in der That in den dreißiger Jahren zu einer wirklichen Stadt heran. Der Handel blühte, und eine große Zahl Mekka-Pilger nahm ebenfalls den Weg über diesen Hafen.

Vollends als der Verkehr der Engländer nach Indien immer lebhafter wurde, als Kairo noch nicht durch Eisenbahn mit Suez verbunden war, brachten die Briten die Stadt zur höchsten Blüte. Von hier aus ging der Telegraph, von hier aus fuhren die britischen Dampfer nach Indien, und die meisten Reisenden von und nach Indien nahmen ihren Weg von Kosseir aus, wohin sie sich von Kenneh zu Land begaben. Als dann aber 1859 die Eisenbahn von Kairo nach Suez beendet wurde — jetzt existiert sie nicht mehr, sondern man fährt von Kairo nach Ismailia und von da nach Suez —, da war es mit der Blüte und dem Glanze der Stadt vorbei. Die Engländer zogen fort, die Pilger nahmen einen anderen Weg, die Waren schlugen ebenfalls eine andere Richtung ein — kurz, Kosseir sank rasch, so rasch, daß die Stadt jetzt kaum noch 1500 Einwohner zählt. Wer weiß aber, zu welcher Blüte es Kosseir noch bringen wird, wenn diese von Natur gut ausgestattete Ortschaft durch Eisenbahn mit Kenneh verbunden sein wird.

Kosseir wird von der ägyptischen Regierung für die einzige Stadt am Roten Meere gehalten, welche befestigt ist. Aber in unseren Augen ist sie es nicht, denn das im Nordwesten der Stadt auf einem

kleinen Hügel belegene Fort stempelt nach unseren Begriffen die Stadt noch nicht zu einer Festung. Freilich, das kleine Werk wurde von den Franzosen zur Zeit Napoleons des Großen, den die Ägypter Abu en Nar, den Vater des Feuers, nennen, erbaut. Und alles, was von den Franzosen herrührte — gerade wie das früher an den kleinen deutschen Höfen auch war — galt für unübertrefflich. Wie bei uns in Deutschland, so wurde dieser Glaube an die Unfehlbarkeit der Franzosen auch in Ägypten 1870 zerstört.

Die Einwohner Kosseirs, so wie die Stadt im Jahre 1884 ist, bestehen aus Ägyptern und Arabern aus dem Hedjas. Von den 1500 Seelen mögen ca. 100 dem christlichen koptischen Glauben angehören, sind also auch Eingeborene; einige wenige Europäer giebt es, der griechischen Nationalität angehörend. Der am Staden* gelegene Palast des Gouverneurs ist geräumig und ansehnlich. Von den übrigen Gebäuden soll nur noch das Zollhaus und ein großer Getreideschober der Regierung, worin Korn lagert, hervorgehoben werden. Das Korn wird von den Landbewohnern dorthin geliefert, zum Teil als Steuer anstatt des Geldes. Von den übrigen Gebäuden ist kein einziges bemerkenswert, auch die Moscheen nicht. Ebensowenig läßt sich vom Hafen etwas sagen. Dieser ist offen; Schutz gegen Sturm hat derselbe nur von der Landseite. Die hölzernen Planken, welche den Staden bilden, sind zerfallen und von Würmern zerfressen, und wenn nichts geschieht, so wird überhaupt Kosseir, das eigentlich immer nur eine Reede hatte, bald sich auch dieser nicht mehr erfreuen.

Kosseir besitzt augenblicklich ca. fünfzig eigene Schiffe, jener bekannten sonderbaren Form mit hohem Hinterdeck, wie man sie nur auf dem Roten Meere antrifft. Natürlich wird nur Küstenschiffahrt getrieben und Handel mit Korn nach Arabien hinüber. Auch der Bazar ist kläglich versorgt. Die meisten Waren, die dann und wann noch nach Kenneh durchkommen, werden nicht ausgepackt, sondern gehen als Durchgangswaren vorbei. Abgesehen von Geflügel, Schaf- und Lammfleisch sowie Fischen sind daher die Lebensmittel, folglich die Existenz für die Europäer teuer. Die Eingeborenen konsumieren so gut wie nichts, und die umwohnenden Ababde sind in ihrer Bedürfnislosigkeit ebenso einfach wie die bei Suakin wohnenden Bischari und Hadendoa.

Sehr übel ist es, daß Kosseir in der Stadt gar kein Trinkwasser hat, daß alles Trinkwasser von weit her in Schläuchen hergeschleppt werden muß. Die nächsten guten Brunnen sind ca. 30 km entfernt. Daß das Wasser deshalb einen enormen Preis hat, versteht sich von selbst. Früher wurde die Frage einer Wasserleitung ventiliert, und wenn Kosseir noch das wäre, was es vor fünfundzwanzig Jahren war, so hätte man vielleicht eine solche erbaut. Jetzt wünscht man nur noch eine Cisterne anzulegen, eine große, im Bette des Flusses selbst, welcher bei Kosseir ins Meer geht und welcher nach ergiebigen Regengüssen bis dahin seine Fluten wälzt. Man fürchtet aber die Ausgaben, da namentlich, was oft genug vorkommen kann, während eines Jahres die Cisterne, wenn es nicht regnet, durch Trockenheit Sprünge bekommt und untauglich wird. Dem könnte indes leicht durch Verwendung von anderem Material abgeholfen werden. Aber lohnt es sich unter jetzigen Umständen? Das wird England zu entscheiden haben.

Kosseir ist augenblicklich ganz durch Suez überflügelt. Aber, wie schon oben angedeutet, ist auch diese Stadt in ihrer Entwickelung großen Schwankungen unterworfen gewesen.

Suez, jetzt etwa da gelegen, wo zur Zeit der Ptolemäer Arsinoe stand, wo später im Mittelalter Kolzum war, nach welcher Stadt noch heute die Araber am Roten Meere dasselbe oft Behar el Kolzum nennen — dies Suez hat vielleicht noch größere Wandlungen durchgemacht

* Staden ist das gute deutsche Wort für Quai. Schriftgebräuchlich ist das Wort allerdings nur im Elsaß.

als die vorher erwähnte Stadt. Sogar unter unseren Augen. Wer wüßte nicht, daß Suez, jenes armselige Dörfchen, bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts hinein nur dadurch bekannt war, daß jener schmale Streifen Landes, welcher Asien und Afrika verband, nach ihm benannt war. In der That war das alte Arsinoe zu einem erbärmlichen Fischerdorf, aus einigen Hütten bestehend, herabgesunken.

Wie anders, als der Kanalbau begonnen, und namentlich, als dann die Bahn durch die Wüste von Kairo nach Suez vollendet wurde. Prächtige Hotels entstanden, Theater, Cafés chantants und Spielhöllen wurden errichtet, kurz, nichts fehlte als das Süßwasser. Der Mangel an Süßwasser ist in der That der Fluch fast aller am Roten Meere belegenen Städte. Als dann aber der Kanal vollendet wurde und neben demselben ein kleinerer Süßwasserkanal direkt vom Nil das segenspendende Naß nach Suez brachte, fehlte natürlich nichts, um Suez zu einer wirklich blühenden Stadt zu erheben. Der Glanzpunkt für Suez war aber, als die britische Expedition gegen Abessinien gemacht wurde. Zu der Zeit war die Reede der Stadt manchmal durch Hunderte von Schiffen belebt. Aber wie waren die gesellschaftlichen Zustände! Maltzan* giebt davon ein abschreckendes Bild. Von den Spielbanken sagt er unter anderem: „Der eine Bankinhaber schickt einfach jemand mit einer Flinte nach der anderen ‚Hölle‘ und läßt mitten unter die Spieler feuern, hoffentlich nur mit Pulver. Der Erfolg ist gewiß. Die Spieler kommen dann zu ihm und bleiben, bis der andere auch wieder schießen läßt. Verwundet scheint dabei niemand zu werden. Doch die Spielinhaber sind anständige Leute im Vergleich mit jenen anderen Griechen, deren es auch in Ägypten giebt und deren Dolch für fünfzig Thaler jedem zu Gebote steht.“

So Maltzan, und ich habe als bezeichnend für die damaligen Zustände seine Ausführungen wörtlich wiedergegeben, da ähnliche von mir selbst beobachtet wurden. In der That konnte man 1868 in Suez auf der Straße oder in irgend ein öffentliches Lokal nicht unbewaffnet gehen. Jedermann trug seinen Pierre Napoleon, wie später die kleinen Taschenrevolver genannt wurden.

Merkwürdigerweise hat Suez durch die Frequenz des Kanals keinen Nutzen gehabt. Die größte Bevölkerung wurde 1868 erreicht. Damals betrug sie vielleicht bis zwanzigtausend Seelen,* wobei aber erwähnt werden soll, daß alle Angaben bezüglich der Einwohnerzahl ägyptischer Städte sowie des ganzen Landes ausschließlich auf Schätzung beruhen. Der Kanal entwickelte die Schiffsbewegung zu einer Höhe, wie man sie nie geahnt hatte; aber Suez profitierte nicht davon. Der Kanal sieht die Dampfer aller Nationen in jedem Jahre in zunehmender Zahl durchfahren, aber Suez hat keinen Nutzen davon. Die Theater, die Singkaffeehäuser, die Spielhöllen verschwanden wieder, und schon anfangs der siebziger Jahre war Suez eine tote Stadt. Dafür war das gesellschaftliche Leben ein anständiges geworden. Man brauchte nicht mehr bewaffnet auszugehen. Aber an Einwohnerzahl verlor die Stadt immer mehr.** Fallend und steigend konsolidierte sie sich 1884 bis auf etwa 8000 bis 10 000 Seelen, und meiner Meinung nach dürfte diese Zahl für lange Jahre maßgebend sein für die beiden Städte Suez—Port Tewfik. Diese letztere kleine Stadt, Vorstadt von Suez, existiert erst seit einigen Jahren.

Wenn man nun nach der Ursache der auffälligen Erscheinung fragt, weshalb Suez bei der Weltbedeutung des Kanals keinen Aufschwung nahm, so liegt die Antwort in der Thatsache, daß der Kanal nicht direkt bei Suez ausmündet, sondern östlich vorbei und südöstlich von der Stadt ins Meer geht. So hat sich denn auch an der Mündung des Kanals, bis wohin

* Reise nach Südarabien ꝛc., S. 30.

* Guide général d'Égypte, 1868, p. 249.

** Guide annuaire d'Égypte, 1873, p. 347, giebt die Einwohnerzahl auf nur 2400 Seelen an.

die Eisenbahn läuft, ein neuer Bevölkerungsmittelpunkt gebildet, welcher im Januar 1882 die Gerechtsame einer Stadt erhielt, einen eigenen Namen bekam, nämlich Port Tewfik. Hier sind große Trockendocks, schöne Bassins und steinerne Staden errichtet, und hier befinden sich die großen auf die Schiffahrt bezüglichen Anstalten. Durch eine gute Straße verbunden, zweifeln wir indes nicht, daß einstmals Tewfik und Suez eine einzige, durch nichts geschiedene Stadt bilden werden.

Suez hatte in den letzten Jahren das Aussehen einer richtigen Provinzialstadt gewonnen. Von Leben und Bewegung, namentlich vom Getriebe einer Hafenstadt war nichts zu bemerken. Die Bevölkerung, welche wir, wie schon erwähnt, auf 10000 Seelen schätzen, besteht der großen Mehrzahl nach aus Ägyptern und etwa 600 bis 700 Europäern, während 1868 allein an Europäern 4288 in Suez lebten. Von diesen sind die meisten Griechen, dann Italiener, Franzosen und Engländer. Deutsche und Österreicher sind nur durch einige Individuen vertreten. Obschon die Eingeborenen nicht nur aus Städtern und Fellachin, sondern auch aus Beduinen der Umgegend zusammengesetzt sind, kann man keineswegs sagen, daß sie in ihrem Wesen unruhig, fanatisch und unzuverläßlich sind. Im Gegenteil, Suez hat die ruhigste Bevölkerung aller Städte am Roten Meere, und von jenen gesetzlosen Zuständen zur Zeit des Kanalbaues hat sich nichts auf die Eingeborenen vererbt. Ja, man kann wohl angesichts der Thatsache, daß auch zur Zeit des Arabi der Friede nie gestört wurde, behaupten, Suez sei die ruhigste Stadt und habe die friedliebendste Bevölkerung von allen Städten in Ägypten.

Der Süßwasserkanal versorgt nicht nur die ganze Bevölkerung in ausreichendster Weise, sondern ist auch Anlaß gewesen, daß Gärten und Baumanlagen entstanden, und statt der staubigen und unreinlichen Straßen hat man jetzt wohlgepflasterte oder makadamisierte Wege, welche alltäglich mit Wasser besprengt werden.

Das so oft gelobte Suez-Hotel, welches vordem als das beste in ganz Ägypten galt, existiert immer noch; daneben noch einige minderwertige. Ebenso findet man Restaurationen und Bierhallen, in welchen deutsches Bier verschenkt wird. Auch sonst ist der Markt gut versehen, und man kann sich mit fast allen in Europa gangbaren Luxusartikeln versehen. Besonders findet man in Suez alle Gegenstände, welche jemand zu einer Reise nach Indien nötig hat.

Suez hat sieben Moscheen; für den christlichen Kult sorgen eine römische (französische) Kirche, eine protestantische Kapelle, im Suez-Hotel gelegen, und ein griechisches Kirchlein, welches auch von den Kopten oft besucht wird. Zwei Hospitäler, eins davon ein französisches, dienen der leidenden Menschheit. Mehrere arabische Schulen, eine französische Knabenschule, eine Töchterschule, ebenfalls von französischen Nonnen geleitet, beweisen, daß auch die Jugend nicht vernachlässigt wird. Auch zwei Freimaurerlogen sind in Suez: die vom „Sinai-Berg“, welche abhängig ist vom großen Orient in Florenz, und „Die Liebe der Wahrheit“, von Frankreich aus geleitet. Alle Seestaaten Europas haben konsularische Vertretung in der Stadt, die Vereinigten Staaten Amerikas natürlich auch.

Daß Suez und Port Tewfik in diesem Augenblick wieder das äußere Gepräge erhalten haben wie zur Zeit der britischen Expedition gegen König Theodoros, erhellt aus allen Berichten, die von dort einlaufen. Regimenter kommen und gehen. Kommissariate sind errichtet, Proviantmagazine eröffnet, und die Örtlichkeit nimmt immer mehr den Charakter einer englischen Stadt, eines englischen Hafens an. Es brodelt und siedet jedoch an allen Orten am Roten Meere, überall unfertige Zustände. Welcher Ort aber am Erythräum wohl für lange Zeit hinaus den ersten Rang einnehmen wird, ist leicht vorherzusagen: Suez—Port-Tewfik als Endpunkte des Kanals und schon jetzt gesegnet mit Süßwasser, ohne das der

Europäer nicht existieren kann, werden zweifelsohne allen anderen Städten am Roten Meere den Rang ablaufen.

Djedda.

Wir haben augenblicklich eine „politische Frage“: die der afrikanischen Küste des nicht in Betracht. Weshalb soll England da nicht zugreifen?

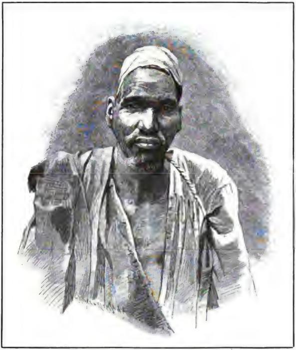
Aber es wird eine andere Frage über kurz oder lang die civilisierten Nationen beschäftigen, und sie wird viel schwerer zu lösen sein als die ägyptisch-sudanische. Es ist die, wer Nachfolger der Türken

Bewohner aus der Gegend zwischen Kenneh und Kosseir.

Erythräischen Meeres. Das ist vollkommen klar. England glaubt den Augenblick für gekommen und geeignet, sich dieses Landstriches zu bemächtigen. Und trotz der geheimen Gegeneinflüsse Frankreichs wird England voraussichtlich sein Ziel erreichen. Eine sonstige Macht, dies zu hindern, giebt es ja auch nicht. Die deutsche Regierung behauptet, kein näheres Interesse an dieser Angelegenheit zu haben, Rußland erst recht nicht, und die anderen Mächte kommen gar in Arabien, wer die Küsten dieser Halbinsel, folglich das Innere, beherrschen wird. Wir dürfen uns darüber gar keiner Täuschung hingeben. Der Zerbröckelungsprozeß der Türkei geht, ohne auch nur einmal anzuhalten, stetig weiter. Seitdem Bosnien, Serbien und die Donaufürstentümer frei wurden, Bulgarien seine Unabhängigkeit fast ganz errang, seitdem Cypern englisch, Tunesien französisch geworden ist, ganz Ägypten im Begriffe steht, englisch

zu werden, hat dieser Ablösungsprozeß von der Hohen Pforte ohne Pause seinen Fortgang genommen. Für Arabien aber wird die Sache um so schwieriger sein, die Loslösung wird um so komplizierter, als nur der geringste Teil dieser großen Halbinsel der Türkei untersteht. Man be- Triben sich befinden. Ein sehr großer Teil von Innerarabien ist uns aber noch gar nicht einmal bekannt. Ebenso unbekannt, wie manche Teile von Innerafrika es sind.

Während die ostafrikanische Küste des Roten Meeres steil abfällt und fast nir-



Beduine aus der Umgegend von Djebda.

denke nur, daß Arabien fast sechsmal so groß ist wie Deutschland, denn Arabien hat 3156554 qkm, während Deutschland nur 540107 qkm hat. Die Türkei herrscht aber in Wirklichkeit nur in einzelnen Küstenstädten, sowie im Inneren nur in den Städten Mekka, Medina, Taif und einigen anderen kleinen Orten. Das übrige Land untersteht entweder kleinen Fürsten, Sultanen, oder gehorcht Schichs, welche durch Erblichkeit an der Spitze ihrer gends vorgelagerte sandige Ufer zeigt, ist das Gegenteil der Fall auf der anderen Seite. Alle sogenannten Häfen sind derart flach, daß man oft stundenweit mit dem Dampfer abliegen muß, weil näher heran nicht die genügende Tiefe für größere Schiffe ist. Es ist das bei fast allen Meeren im kleinen wie im großen der Fall, die sich hauptsächlich in nordsüdlicher Richtung hinstrecken. Aber es ist deshalb kaum der Schluß zu ziehen, daß dies mit

Digitized by Google

der Rotation der Erde etwas zu thun hätte. Sehen wir z. B., wie die östliche Seite des Roten Meeres flach und sandig, die entgegengesetzte Seite steil und felsig ist, so finden wir bei dem doch in derselben Achse liegenden Adriatischen Meere den umgekehrten Fall. Hier ist die östliche Seite des Meeres von steilzackigen Ufern umgrenzt und die westliche, die italienische Seite, hat weit vorgelagerte Sandbänke.

Die das Rote Meer umgebenden Gebirgsketten zeigen aber auf der afrikanischen wie auf der asiatischen Seite dieselbe äußere Gestaltung, vielleicht auch dieselbe geologische Beschaffenheit. Ich muß jedoch gleich hinzufügen, daß das Gebirge der asiatischen Küste viel zu wenig auf seine Zusammensetzung untersucht ist, als daß man schon jetzt ein Urteil darüber abgeben könnte.

Der sogenannte Hafen von Djedda oder vielmehr die Reede ist weit und geräumig; aber trotzdem man eigentlich im offenen Meere sich befindet, ist man ziemlich sicher vor Anker. Denn der Hafen ist derart mit Sandbänken und unterseeischen Untiefen — Korallen, zwischen denen Sand geschwemmt ist, und Tafelfelsen, die oft nur wenige Zoll unter der Seefläche liegen — angefüllt, daß die Wellen auch beim stärksten Sturme sich überall brechen und hoher Seegang gar nicht entstehen kann. Auch bemerkt Bruce schon mit Recht, daß, je gefährlicher ein Hafen, desto geschickter und aufmerksamer in der Regel die Lotsen seien, weshalb man auch in Djedda niemals einen Unglücksfall zu beklagen gehabt habe. Dies letztere Urteil möchten allerdings wohl wenige unterschreiben.

Als ich Djedda oder, wie man auch schreibt, Djidda oder Dschidda erreichte, legte sich unser Dampfer weit ab von der Stadt vor Anker, aber an Booten und Schiffen fehlte es nicht, uns ans Land zu setzen.

Bald betraten wir den Boden der Stadt, wo am 15. Juni 1858 jenes entsetzliche Blutbad angerichtet wurde, aus welchem heraus von allen Europäern sich nur das tapfere Fräulein Emerald retten konnte, sie und mit ihr der Kanzler des Konsulats. Damals war sie ein junges Mädchen von sechzehn Jahren, Tochter des französischen Konsuls. Mit dem Revolver in der Hand bahnte sie sich und dem Kanzler den Weg, tötete mehrere Mohammedaner, die sich ihr entgegenwarfen, erhielt selbst eine gehörige Schmarre durchs Gesicht, hatte aber die Genugthuung, sich und den Kanzler ihres Vaters, welch letzterer getötet wurde, retten zu können. Diese sonderbare Thatsache gab der Kaiserin Eugenie in Paris die Veranlassung, diese beiden einzigen christlichen Überlebenden der Metzelei von Djedda miteinander zu verheiraten. Gefragt wurden sie nicht. Weshalb auch? Mademoiselle Emerald war ja in mohammedanischen Landen geboren; vertraut mit den Sitten der Muselmanen, glaubte die Kaiserin natürlich, sie würde sich leicht mit dem Gedanken versöhnen, wie eine Mislemate verheiratet zu werden. Bei den Mohammedanern, wenigstens bei den Städtebewohnern, werden bekanntlich die zu Vermählenden um ihre Meinung nicht gefragt, namentlich nicht die schönere Hälfte. Die Hochzeit fand also statt, und Schreiber dieses hat in dem gastlichen Hause dieses dem Tode so merkwürdig entronnenen Ehepaares oft geweilt. Jetzt leben, wie man sagt, beide für sich; die mohammedanische Ehe hat also bei diesen Christen nicht angeschlagen.

Weniger bekannt ist, daß schon Jahre vorher ebenfalls eine Christenmetzelei in Djedda stattfand. Beim Mittagessen wurden vierzehn Engländer in ihrer Faktorei vom Pöbel Djeddas ermordet, ohne daß die geringste Genugthuung gegeben wurde. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß ein drittes Blutbad erst vollkommen den religiösen Fanatismus der Bewohner brechen wird. Denn 1858 war von einer Genugthuung nicht die Rede. Die paar Kriegsschiffe, die vor Djedda erschienen, konnten den Bewohnern von Mekka keine Furcht einjagen. So weit die Schiffskanonen der Europäer auch trugen, bis

nach Mekka reichten sie nicht. Bevor aber Mekka von den christlichen Mächten nicht betreten wird, werden die Mohammedaner von ihrem religiösen Wahnsinn nicht geheilt werden. Man bedenke nur, daß im Jahre 1882 in einer der gebildetsten Städte des Islam noch eine Metzelei stattfinden konnte, welche am meisten und innigsten mit den Christen in Verbindung stand: in Alexandria. Wie viel mehr hat man daher für die Städte zu sorgen, welche dem Centrum der mohammedanischen Welt so nahe liegen. Und mögen die mohammedanischen Fürsten und Völker den christlichen Mächten noch so sehr ihre Ergebenheit beteuern: sie heucheln und reden nicht die Wahrheit. Denn Mohammed selbst verbietet ihnen die Freundschaft mit den Christen:* „O ihr Gläubige, nehmet weder Juden noch Christen zu Freunden, denn sie sind einer dem anderen Freund. Wer aber von euch sie zu Freunden nimmt, der ist einer von ihnen," sagt Mohammed in der fünften Sure, die den Namen „Der Tisch" führt. Und mögen Mohammedaner noch so gebildet sein — einerlei ob Türke, Araber oder Perser: „gratez-le, et le muselman fanatique paraitra."

So standen wir denn auf geweihtem Boden, und mit uns waren Hunderte von Pilgern gelandet, meistens Javanesen, die gekommen waren, um sich in Mekka das Prädikat „Hadj", das heißt Pilger, schlechtweg zu verdienen. Aber angenehm überrascht war ich, eine verhältnismäßig schöne Stadt vor mir zu haben. Die Straßen, freilich ungepflastert, also meist staubig, sind doch hinlänglich breit. Alle Häuser in der Stadt sind aus Stein errichtet, die meisten haben mehrere, viele sogar vier bis fünf Stockwerke. Das Palais des Gouverneurs, das Zollgebäude, die Wohnungen der Konsuln sind wirklich ansehnliche Gebäude, und Djedda hat jetzt Konsulate von Großbritannien, Niederland, Frankreich und Griechenland. Von den Moscheen ist keine einzige, die irgendwie durch Größe oder Schönheit hervorragte, aber die hübschen Privathäuser haben sogar alle zahlreiche Fenster; eigentlich würde dies bei den eifersüchtigen Muselmanen ungewöhnlich erscheinen, wenn nicht alle mit den reizendsten und überaus reich geschnitzten Muscharabiehn, welche bei den Reichen sogar doppelt angebracht werden, versehen wären. Ein Hineinsehen in die Fenster ist also völlig unmöglich. Glasscheiben sind in Djedda ganz ungebräuchlich, sie sind gar nicht zu haben, selbst die Konsulate sind ohne solche. Oft ist das bei plötzlichem Witterungswechsel sehr unangenehm. Nicht, daß man die Kälte zu fürchten hätte; aber die Muscharabiehn schützen nicht gegen die heißen Winde und noch weniger gegen den oft damit verbundenen feinen Sandstaub.

Nach der Landseite ist Djedda durch eine steinerne Mauer abgeschlossen, welche auch hinlänglich stark ist, um Versuche der Beduinen, die Stadt nachts zu brandschatzen, abzuhalten. Im übrigen kann aber die Mauer keiner Belagerung standhalten. An der Südseite Djeddas ist ein kleines Fort, das aber gegen europäische Geschütze ebenfalls nur wie ein Kartenhaus sein würde.

Die Stadt ist stets gut mit Waren versehen. Man kauft hier wundervolle Korallen, außerdem sieht man Kaffee, Datteln, Balsam, Thonwaren, Getreide, Reis, Moschus, Essenzen, Oliven, Tabak, Butter, europäische Manufakturwaren und überhaupt fast von allen europäischen Gegenständen etwas auf dem Markte. Der Import beträgt jetzt durchschnittlich für 10000000 Maria-Theresien-Thaler (ca. 40 Millionen Mark), während für ca. 2500000 Maria-Theresien-Thaler (10 Millionen Mark) Gegenstände ausgeführt werden. Leider ist Deutschland so gut wie gar nicht bei diesem Handel beteiligt, wie überhaupt in den Städten am Roten Meere die Beteiligung der Deutschen bei dem Handel gleich Null ist.

Obgleich oder, besser gesagt, weil Djedda in der Nähe der heiligen Stadt Mekka liegt, in welcher Stadt das zügelloseste

* Der Koran, übersetzt von Ullmann, Seite 84.

Treiben herrscht, ist davon auch das Leben dieser Hafenstadt infiziert. Das beweisen die zahllosen Wirts- und Kaffeehäuser, welche vom Hafen ab an beiden Seiten der großen Straße bis nach dem Bazar sich hinziehen und die stets mit herumlungernden Taugenichtsen gefüllt sind.

Ein großer Übelstand ist, daß Djedda bis auf den heutigen Tag sein Trinkwasser nur aus den Cisternen entnimmt, die vom Regen gespeist werden. Wenn es auch alljährlich im Dezember, manchmal auch schon im November, regnet, so können doch Fälle eintreten, daß der feuchte Niederschlag sehr spärlich ist und wirkliche Wassersnot herrscht. Es wäre daher notwendig, dafür zu sorgen, daß eine Wasserleitung eingerichtet würde. Da in der Nähe außerhalb im Süden der Stadt Süßwasserquellen sind, würden die zu besiegenden Schwierigkeiten nicht einmal allzu groß sein. Und die Wichtigkeit des Verkehrs gebietet das schon, ganz abgesehen vom gesundheitlichen Standpunkte. Denn man denke nur an die Hunderttausende von Pilgern, die Djedda durchziehen. Im Jahre 1881 kamen in Djedda 251 Dampfer mit 245608 Tonnengehalt an und dazu kamen noch 1033 Segler mit 44836 Tonnen.

Djedda ist seit 1840 direkt der Pforte unterstellt wie Mekka, Medina, Hodeida, Mokka und einige kleinere Städte Arabiens. Eine Zeit vorher war die Stadt ägyptisch; unter Mohammed Ali sogar direkt. Zu jener Zeit, das heißt in den dreißiger Jahren, war ein Deutscher, Baron v. Katte, dort im Dienst Mohammed Alis angestellt, und von hier aus unternahm er seine Reise nach Abessinien. Noch früher war Djedda abhängig vom Scherif von Mekka, obschon auch damals dem Namen nach alle diese Städte dem Sultan der Türken unterthan waren. Aber das Verhältnis war sehr locker, etwa in der Art, wie Tunis, Algerien und Tripolitanien im Anfang dieses Jahrhunderts gegenüber Konstantinopel gestellt waren; das heißt, man erblickte im türkischen Sultan eher das geistliche Oberhaupt als das weltliche. Eigentlich fest normierte Abgaben, wie sie von Ägypten an die Pforte entrichtet werden, leisteten jene Staaten nicht, sondern nur Geschenke.

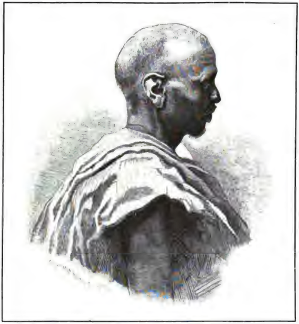
Die wirkliche Autorität im westlichen Arabien, folglich auch in Djedda, geht aber, selbst heute noch, vom Scherif in Mekka aus. Die Beamten der Pforte, selbst der Pascha von Mekka, sind doch in gewissem Sinne abhängig von diesem obersten Würdenträger der mohammedanischen Religion. Und wenn die Pforte z. B. augenblicklich nicht in so vorzüglichem Einvernehmen mit dem Scherif von Mekka stände, würde für sie das Regieren, selbst in den Städten, ganz unmöglich sein.

Die Bevölkerung der Stadt besteht, abgesehen von den umwohnenden eingewanderten Arabern aus Djemen, Hadramaut und Hedjas, nur aus wenigen Familien, welche behaupten, von Anbeginn an in Djedda gewesen zu sein. Dazu kommt, daß auch Familien aus Ägypten, Syrien und der Türkei sich dort niedergelassen haben, wodurch mit der Zeit ein ungemein gemischter Menschenschlag hervorging. Und dann bedenke man die alljährlichen Pilgerscharen, welche die Stadt durchziehen und oft genug Spuren ihrer Anwesenheit zurücklassen. Bruce wundert sich darüber, daß eine so überwiegende Zahl von Frauen in Djedda sich befände. Er wußte nicht, daß dort eine Menge von Frauen lebt, gerade wie es auch in Mekka der Fall ist, die nur durch Verheiraten auf Zeit ihre Existenz fristen. Sie verheiraten sich mit den Pilgern nur für die Pilgerzeit und erhalten nach Beendigung derselben einen regelrechten Scheidebrief. Die große Mehrzahl dieser Pilgerfrauen verbleibt dann in Djedda oder in Mekka.

Eine eigentümliche Industrie hat Djedda kaum. Wenigstens exportiert man von den dort verfertigten Gegenständen nichts. Doch haben die Tischler eine solche Fertigkeit in Holzschnitzerei erreicht — und die wundervollen Muscharabiehn legen davon

Zeugnis ab —, daß man schon von Kunstgewerbe sprechen kann. Es scheint, als ob dies schöne Handwerk sich aus Kairo, Damaskus und anderen Städten hierher geflüchtet hätte. Außerdem verstehen die Damen in Mekka höchst reizend gearbeitete Goldstickereien herzustellen. Die Diwans, die niedrigen Sitze, sind mit schönen ge-

Aber Knaben waren doch noch da, um uns nach dem größten Wunder Djeddas zu führen, nach dem Grabe unserer Urgroßmutter Eva, von den Arabern Lella Haua genannt. Ja, sie liegt wirklich bei Mekka auf dem mohammedanischen Friedhof begraben, und gegen ein „Bakschisch" sind die frommen Hüter des Friedhofes



Alter Bischari aus der Gegend von Suakin.

schmackvollen Decken belegt, alle bestickt mit brillanten Goldarabesken. Auch die Kleidungsstücke pflegen die Damen mit Gold und Silber zu besticken.

Um die Djeddaner näher kennen lernen zu können, hatte ich es schlecht getroffen. Wir landeten am letzten Tage des Pilgerns, so daß fast ganz Djedda ausgewandert war. Alle männlichen Bewohner vermieten sich während dieser Zeit als Karawanenführer, Diener, Köche oder in sonst einer Eigenschaft an die fremden Pilger.

tolerant genug, auch dem ungläubigen Hund den Zutritt zum Begräbnisplatz zu gestatten. Wie sie eigentlich dorthin gekommen ist, das wissen auch die Mohammedaner Arabiens ebensowenig zu erklären wie die Singalesen, daß Adam dort auf dem Adams-Pick bestattet wurde. Daß das irdische Paradies in der Nähe Djeddas gelegen hätte, ist nicht anzunehmen. Und daß nach der Austreibung aus dem Paradiese der eine dorthin, die andere hierher gekommen sei, wird schon durch

die Thatsache widerlegt, daß die beiden ersten Menschen nach der Vertreibung aus dem Paradiese verheiratet blieben, Kinder zeugten und diese miteinander verheirateten. Die Mohammedaner sagen allerdings, im späten Alter habe eine Trennung stattgefunden, aber das brauchen doch wir nicht zu glauben.

Wir begaben uns also zur Stadt hinaus, und etwas nördlich davon fanden wir bald darauf den mit einer niedrigen Mauer umgebenen Friedhof. Das Auge wird erfreut durch etwas Grün, dem einzigen in der Nähe der Stadt. Namentlich sahen wir häufig blühende Hennehbüsche; und als wir dann den Friedhof betraten, sahen wir das Kopfende des langen ummauerten Grabes durch einige verkrüppelte Dattelpalmen gekennzeichnet.

Ja, sie muß sehr lang gewesen sein, diese gute Mutter Eva, eine wahre alte Pappel! Hundert Meter lang ist das Grab,* und die Breite desselben inklusive der Mauer ist etwas mehr als 1,5 m. Welche entsetzlich unverhältnismäßige Gestalt muß das gewesen sein! Aber was schadet es, im Glauben ist ja alles unverhältnismäßig.

Ungefähr in der Mitte des langen Grabmals erhebt sich ein kleiner Dom, den man ebenfalls gegen eine Abgabe in klingender Münze betreten darf. Darin befindet sich ein kleiner Sarkophag, daneben noch andere Gräber vornehmer mohammedanischer Frauen. Und öffnet man nochmals seine Hand, dann erschließt dafür der fromme Mislim, der Hüter des Grabes, ein kleines Thürchen, nachdem er vorher die Hülle des Sarkophags gelüftet hatte. In demselben soll man nun das Herz der Eva erblicken. Aber man sieht nichts. „Ein Ungläubiger ist ja aber mit Blindheit geschlagen," sagt der Priester und hält abermals seine offene Hand hin, um den Lohn für dies schmeichelhafte Kompliment einzuheimsen.

Darauf ließen wir uns aber nicht ein. Wir wanderten nach der Stadt zurück, nach Djedda, der Großmutter,* und schifften uns bald darauf wieder ein, dem mohammedanischen Fanatismus den Rücken kehrend.

In Djedda giebt es Konsuln, besonders der christlichen Mächte, welche mohammedanische Unterthanen haben: England, Holland und Frankreich. Auch einige europäische Kaufleute leben daselbst, aber stets in Angst vor Ausbrüchen des fanatischen Hasses der Gläubigen. Wann werden diese religiösen Wutausbrüche, welche jetzt seit fast zweitausend Jahren die Menschheit beunruhigen, aufhören? Doch erst dann, wenn die centralen Stellen des religiösen Wahnsinns ihres Nimbus beraubt sein werden. Und für den Islam kann das nur bewerkstelligt werden durch den Marsch einer christlichen Armee von Djedda nach Mekka.

* Die Länge des Grabes der Eva wird sehr verschieden angegeben. William Perry Fogg in seinem anziehenden Buch „The land of the arabian nights" sagt Seite 132: „Ihre Statur war die eines Palmbaumes, das Grab ist sechzig Ellen lang und zwölf Ellen breit." — Andere geben andere Maße. Herr v. Maltzan, welcher Djedda mehreremal besucht, löst uns das Rätsel. Als er 1870 zum letztenmal zur Stadt der Eva kam, sagt er in seinem Buche „Reise nach Südarabien" Seite 78: „Alle Europäer in Djedda sagten mir übrigens, daß die Größenverhältnisse des Eva-Grabes sehr wandelbarer Natur seien. Auch mir war das so vorgekommen. Es scheint, daß man nach jeder Restauration je nach Willkür oder vielleicht nach dem Überfluß oder der Spärlichkeit des Baumaterials ein paar Schuh zugiebt oder wegnimmt, und da diese Mauer den Körperumriß der Altermutter beschreiben soll, so verändert Mutter Eva jetzt noch, so viel tausend Jahre nach ihrem Tode, von Zeit zu Zeit ihre Gestalt. Bald wächst sie, bald wird sie kleiner. Ihre gegenwärtige Länge beträgt nach der Messung, die ein englischer Maschinist anstellte, dreihundertundsechzig englische Fuß, ihre Breite kaum achtzehn Fuß. Man sieht, an Körpermaß hat Mutter Eva nicht gewonnen. Es ist noch immer dieselbe obeliskähnliche Gestalt —" u. s. w.

* Djedda ist der arabische Name für Großmutter, und die Stadt hat ihn also erhalten, weil Eva dort begraben liegt.

A priori.

Novelle
von
Kurd Laßwitz.

Es war ein Haus voller Luft und Licht und doch geheimnisvoll für jeden, der ihm nicht nahe vertraut war. Die Fenster zeigten sich groß, die Korridore weit und hell, hoch und geräumig die Zimmer; überall aber traf man auf verdächtige Vorrichtungen, deren Zweck niemand erraten konnte. Zwar die Thermometer, die man von der Straße aus an den Fenstern bemerkte, waren noch verständlich, obgleich es immerhin eine eigentümliche Ängstlichkeit des Besitzers schien, daß er sie alle durch Schirmdächer gegen Sonne und Regen geschützt und die Kugeln einzelner mit Musselin umwickelt hatte. Wenn man aber in das hohe Treppenhaus eintrat, mußte man notwendigerweise verwundert vor einer blanken Messingkugel stehen bleiben, welche an einem langen Draht vom Dache bis zum Fußboden durch sämtliche Stockwerke frei herabhing und über einem sorgfältig eingeteilten Kreise, rings geschützt durch ein Gitter, langsam hin und her pendelte. Fragte man einen der jungen Herren, welche mitunter hier erschienen, eilig aus einer Thür in die andere rannten und für geschwärzte Hände, verbrannte Finger und durch Säuren befleckte Röcke eine besondere Vorliebe zeigten, nach dem Zwecke dieser Vorrichtung, so rief er mit einer gewissen mitleidigen Miene, welche der Unwissenheit des Publikums im allgemeinen galt, die Worte: „Foucaultsches Pendel!“ und wenn man gerade einen sehr liebenswürdigen traf, so fügte er wohl hinzu: „Beweist die Erhaltung der Schwingungsebene“ — murmelte etwas von Erdachse, geographischer Breite u. dergl. und verschwand dann unaufhaltsam in der nächsten Thür.

Dieses Haus war das physikalische Institut der Universität. Außer den weiten Räumlichkeiten für die Aufbewahrung der Instrumente, den Laboratorien und Hörsälen enthielt es im zweiten Stock einige Amtswohnungen. Dieselben waren gegenwärtig benutzt von dem Direktor des physikalischen Instituts, dem noch jungen

Professor Zädler, und von den beiden ersten Bibliothekaren der Königlichen Bibliothek, Eibeling und Krisas. Denn das Haus grenzte ganz nahe an das ältere Bibliotheksgebäude, mit welchem es durch einen gedeckten Gang verbunden war.

Jetzt lag die Dämmerung des Abends über dem Gebäude. Die Zimmer der unteren Stockwerke standen dunkel und verlassen, nur in der zweiten Etage waren mehrere Fenster erleuchtet, und über den Absätzen der breiten Treppen brannten einzelne Gasflammen.

In seinem geräumigen Arbeitszimmer, dessen Wände von dicht gefüllten Büchergestellen umgeben waren, saß Professor Eibeling. Früher hatte er über Philosophie gelesen, aber er hatte kein Glück in der Charakterfestigkeit seiner Zuhörer gehabt. Je weiter das Semester und damit das Begriffsgebäude des Professors vorrückte, um so leerer wurden die Bänke.

Als diese Erscheinung sich so oft wiederholt hatte, daß sie Eibeling nicht mehr überraschte, verlor er allmählich die Lust am Dozieren und überließ sich mehr und mehr seinem Forschungsdrange in tiefsinnigen Spekulationen. Mit Freude nahm er dann die ehrende Aufforderung an, der Oberleitung der Bibliothek sich zu widmen; er fühlte sich wohler in der Einsamkeit seines Studierzimmers als im frischen Leben des Hörsaales.

Eibeling saß in seinem Lehnstuhl. Das Buch, in welchem er gelesen, hatte er auf den Tisch neben die Lampe gelegt. Der Blick seiner hellen Augen hing im Unendlichen. Die Sinne hatten mit seiner Gedankenrichtung nichts zu thun, sein Geist weilte im Absoluten, wo er sich der intellektuellen Anschauung mit Wohlbehagen hingab. Erfreulich mußte die erlangte Erkenntnis sein, denn ein zufriedenes Lächeln zuckte über den feinen Mund und die Züge des geistvollen Gesichtes, denen man es ansah, daß der Philosoph zwar die Freuden des Materiellen zu schätzen wußte, aber ihnen stets überlegen blieb. Jetzt griff er nach Feder und Papier, um seine Gedanken festzuhalten. Dazwischen aber hörte er wieder wohlgefällig, wenn auch nur vorübergehend, auf die muntere Mädchenstimme aus dem Nebenzimmer, welche seiner Tochter Betty angehörte.

„8464 Trillionen einpfündige Magnetstäbe, diese würden der magnetischen Wirkung der Erde gleichkommen. Ist das nicht ein Gegenstand von Gewicht, liebe Laura?" so rief Betty Eibeling in großem Eifer.

„Aber gute Betty, woher weißt du denn das alles?" entgegnete Laura Krisas erstaunt, indem sie vergebens aus den dunklen Augen der Freundin zu ergründen suchte, inwieweit ihre Behauptungen ernsthaft zu nehmen seien.

„Das steht hier," sagte Betty mit Würde, auf ein dickes Buch klopfend, das aufgeschlagen auf ihrem Schreibtisch lag, friedlich zwischen Scheffels Gaudeamus und Davidis' Kochbuch.

Laura blickte hinein und las:

„‚Die an vierundachtzig Orten beobachteten Werte für die Richtung und Größe der erdmagnetischen Kraft' ... so, so, hm! ... ‚Gauß berechnete dieselbe und erhielt eine Reihe geordnet nach steigenden Potenzen der — trigonometrischen — Funktionen — von U ...' Um Himmels willen, Betty, wie kommst du denn darauf? Und verstehst du denn das alles?"

„Das von der Reihe ist mir nicht ganz klar, die Rechnungen überschlag ich immer. Aber hier, das von dem Magnetismus und von den 8464 Trillionen —"

„Ja, ja, schon gut!"

„Das versteh ich ganz genau. Soll ich dir's beweisen? Du mußt nämlich wissen, daß die Deklination —"

„Betty, ich kenne dich gar nicht wieder. Wer hat dir das Buch gegeben?"

„Das Buch? Professor Zädler," sagte Betty leichthin.

„Aber wie kommst du denn dazu, Physik zu treiben?"

„Und warum sollte ich es nicht thun?" erwiderte Betty mit einem Anflug von Trotz, der ihren heiteren, frischen Zügen nicht übel stand.

„Weil du doch früher weniger dafür eingenommen warst."

„Ja, siehst du, Laura, man ist nun einmal hier keinen Augenblick vor einem heimtückischen Instrument sicher. Da ist es besser, zu wissen, womit man es zu thun hat. Denn wer weiß, welchem Experiment wir einmal zum Opfer fallen. Und dann —“

„Und dann?“ wiederholte Laura.

„Weil doch Zädler — oder Papa, wollte ich sagen — die Herren streiten sich so viel über eine Frage —“

„Die du entscheiden willst?“

„Das nicht, aber ich will doch verstehen, um was es sich handelt.“

„Und dazu hat dir Zädler hier — wie heißt doch das Buch? Experimentalphysik — vierter Band! Ja, das sieht ihm ähnlich. Er hat dir natürlich ein Buch herausgesucht, das du nicht verstehen kannst.“

„Laura!“

„Sei nicht gleich bös, kleine Betty, ich glaube ja gern —“

„Daß ich doch manches verstehe?“

„Wenigstens, daß du dir alle Mühe giebst.“

„Nicht wahr? Und ich versichere dich, ich blamiere ihn heute.“

„Wen?“

„Nun, Zädler natürlich. Das von den 8464 Trillionen weiß er gewiß nicht. Paß auf, ich frage ihn danach. Himmel! Laura, entschuldige — er muß ja gleich hier sein! Eben schlägt es acht Uhr; es ist unsere Theestunde. Dein Mann kommt doch auch herüber? Gleich bin ich wieder da.“ Und sie schlüpfte zur Thür hinaus, um alsbald mit dem Theebrett wieder hereinzukommen und den Tisch unter Lauras Hilfe in fliegender Eile zu ordnen. Dazwischen blieb sie plötzlich stehen und rief:

„Sieh nur, Laura, diese reizende Theebüchse!“

„Wie allerliebst. Die kenne ich ja noch gar nicht. Du hast sie erst seit kurzem in Gebrauch?“

„Freilich. Herr Reimann hat sie in dieser Woche Zädler aus China mitgebracht.“

„Und wie kommst du dazu?“

„Zädler hat sie mir geschenkt.“

„Ach so!“

„Weil er doch fast jeden Abend den Thee bei uns trinkt,“ setzte Betty hinzu.

Vielleicht hätte Laura noch mehr gefragt. Aber Eibeling trat mit ihrem Gatten, Dr. Krisas, seinem jüngeren Kollegen, in diesem Augenblicke in das Zimmer.

„Schon fünf Minuten nach acht, liebe Betty,“ sagte Eibeling nach der Begrüßung, „und Zädler noch nicht da? Es nimmt mich wunder. Zädler ist sonst unser zeitliches Gewissen.“

„Er ist jedenfalls noch beschäftigt, Papa. Wollen wir nicht noch einige Minuten warten? Es ist eigentlich in deinem Interesse, denn gerade um diese Zeit sind die Beobachtungen der Deklination so wichtig —“

Der Professor sah seine Tochter erstaunt an, worauf Betty fortfuhr:

„Weil nach deiner Meinung das Minimum —“

„Halt!“ rief Eibeling. „Hören Sie, Kollege, meine Betty! Ich wohne nun schon manches Jahr in diesem physikalischen Hause, aber so arg wie in der letzten Zeit habe ich seine empirischen Einflüsse noch nie gefühlt. Und zuletzt schwärmt noch gar meine kleine Betty für Magnetismus. Jedenfalls verbitte ich mir alle magnetischen Experimente, ich habe schon deutlich gesehen, daß gegenseitige Pole sich anziehen. Bin ich doch selbst mit Zädler in täglicher polarer Berührung. Aber was weißt du von Deklination, wenn es nicht die französische ist, und was weißt du von Minimum, du minima filia!“

„O Papa, das weiß ich sehr gut,“ sagte Betty mit weiser Miene und doch mit einer gewissen schelmischen Selbstironie. „Die Deklination, das ist die Abweichung der Magnetnadel von der Richtung nach dem Nordpol.“

„Bravo!“ lachte Krisas.

„Und diese ist nicht zu allen Tageszeiten gleich.“

„Sehr richtig bemerkt!“ nickte Eibeling.

„Sondern —“ und Betty fuhr im Lehrton mit bewundernswerter Geläufigkeit fort, „fast in ganz Europa ist die Deklination des Morgens um acht Uhr am kleinsten, sie nimmt ziemlich rasch zu bis kurz nach Mittag zwischen ein und zwei Uhr, wo sie am größten ist, und sinkt darauf erst rasch, dann langsamer bis gegen acht Uhr. Die Differenz —“

„Genug, genug!“ unterbrach sie Eibeling. „Das Examen ist bestanden. Aber wo hast du das her?“

„Nun, das lernt man so,“ sagte Betty wegwerfend. „Übrigens kennt man diese Schwankungen erst genauer, seit die Uni- und Bifilarmagnetometer —“

„Nehmen Sie Platz, meine Herrschaften!“ rief Eibeling. „Wir verzichten auf das, was du so vorzüglich vorträgst, und schätzen vorzüglicher, was du aufträgst.“

„Wie ich höre,“ sagte Frau Laura Krisas zu Eibeling, ihm eine Tasse überreichend, „sind aber Sie, Herr Professor“ ein Seitenblick fiel auf Betty — „ganz allein daran schuld, daß Betty in diese physikalischen Studien geraten ist.“

„Ja, allerdings, Papa!“ rief Betty mit neckischer Aufsässigkeit. „Du darfst dich nicht beklagen. Du hast die ganze Woche hindurch jeden Abend mit Zädler gestritten. Erst über die Sonnendrehung und dann über den Erdmagnetismus.“

„Nur nichts von Physik!“ rief Eibeling abwehrend. „Was geht das meine kleine Haussorge an, wenn die Männer über ihre Wissenschaft disputieren?“

„So? Das ginge mich nichts an? Und du meinst, ich solle mit meinem Strickstrumpf dabei sitzen und Maschen zählen? Ich soll den ganzen Abend kein Wort zu hören bekommen, das ich verstehe? Da ist dieser Herr Professor Zädler; er sitzt in diesem Lehnstuhl, raucht seine Cigarre und dreht mir den Rücken zu. Und da ist dieser alte Herr Papa, der zwar die gute Eigenschaft hat, nicht zu rauchen, sich aber auch nicht um mich kümmert. Und dann ist hier Betty Eibeling, hört den ganzen Abend reden und soll sich nicht darum kümmern? Nein, meine Herrschaften, da habt ihr euch in mir verrechnet. Ich habe mir ein Buch geborgt —“

„Von diesem Herrn Professor Zädler,“ schaltete Laura ein.

„Ja,“ fuhr Betty fort, „der übrigens unten auf dem Korridor viel liebenswürdiger ist als hier oben — und aus diesem Buche habe ich gelernt —“

„Nur nichts von Physik!“ rief Eibeling wieder.

„Aus diesem Buche habe ich gelernt,“ fuhr die unverbesserliche Betty fort, „daß — Papa unrecht hat!“

„I der Tausend!“ rief Eibeling lachend. „Und wieso denn, du kluge Tochter?“

„Ich habe es ja vorhin schon vorgetragen. Des Abends nimmt die Deklination ab, du aber hast behauptet, daß sie zunehme.“

„Daß sie des Abends ein zweites Maximum habe; das behaupte ich auch.“

„Aber Zädler sagt doch —“

„Was auch Zädler sagen mag, das verstehst du nicht, Betty.“

Betty nahm eine beleidigte Miene an.

„Zädler,“ fuhr Eibeling fort, „urteilt nur nach dem Sinnenschein. Ich aber kann meine Behauptung a priori erweisen. Die Schwankungen des Erdmagnetismus sind nur die rhythmischen Atemzüge, mit denen gleichsam der Erdball den Äther schlürft. Und nach der ewigen Parallelität der Erscheinungsformen des in seinem Außersichsein zur Natur werdenden Gedankens muß auch —“

„Aber Papa, es soll ja nicht von Physik gesprochen werden,“ half sich Betty nun ihrerseits.

„Ich habe auch nichts mit deiner Physik zu thun. Meine spekulative Physik zieht ihre deduktiven Schlüsse aus unwandelbaren Principien. Ich behaupte nämlich —“ und nun wandte sich Eibeling zu Krisas, um ihm seine Theorie auseinanderzusetzen.

„Da haben wir's wieder!“ sagte Betty zu Laura.

„Und noch dazu Metaphysik. Nun wirst du auch die studieren müssen.“

„Ach, Laura, du glaubst gar nicht, wie abscheulich Papa sein kann; und Zädler treibt es nicht besser. Du bist in der letzten Zeit zu selten herübergekommen, dadurch bin ich völlig unterdrückt worden. Jeden Abend geht nun dieser Streit. Papa behauptet etwas, was er aus seinen Spekulationen, ich weiß nicht wie, geschlossen hat. Wenn es nicht wahr wäre, sich nicht bestätigte, so würde dies, sagt er, auf sein ganzes System zurückwirken und es bedenklich erschüttern. Aber das sei gar nicht möglich, eher glaube er, daß die Natur gefälscht sei. Nun beschäftigt sich aber Zädler gerade mit den Untersuchungen, welche hier in Betracht kommen. Unten im Keller, in dem großen Laboratorium, sitzt er den ganzen Tag und beobachtet die Schwingungen eines Magnetstabes, an dem ist ein Spiegel, und in dem Spiegel sieht man durch ein Fernrohr eine Skala, und das Ganze nennt man —"

„Gut, gut — und Zädler?"

„Der sitzt nun da unten und weiß im übrigen nicht, was er mit der Geschichte anfangen soll, denn — es stimmt nicht."

„Es stimmt nicht?"

„Nein! Denke dir, Zädler findet etwas ganz anderes, als was man erwarten muß, so abweichend, daß irgend etwas an der Sache nicht in Ordnung zu sein scheint. Er kann aber nicht herausbekommen, woran die Schuld liegt. Und darum ist er für verständige Menschen so unbrauchbar und gegen Papa so aufsässig."

„Und darum kommt er wohl auch so spät?"

„Gewiß, wenn er überhaupt noch kommt."

„Das ist freilich recht ärgerlich, und der arme Zädler thut mir leid."

„Ach, Laura, das ist noch nicht das Schlimmste. Zädler hilft sich schon, um ihn ängstige dich nicht. Es ist noch etwas anderes dabei, das mir wirklich das Herz schwer macht. Sieh nur, wie eifrig Papa wieder geworden ist. Wenn er auf seine Theorie des Erdmagnetismus kommt, so ist mit ihm gar nicht mehr zu reden und er weiß kaum, was um ihn her vor sich geht. Ich glaube, er hat uns ganz vergessen, und deinem guten Manne setzt er arg zu. Wie erhitzt er aussieht! Papa! Denkst du nicht daran, daß du dich schonen sollst? Er hört gar nicht. Papa! Nimmst du denn heute keinen Salat?"

Eibeling empfing die Schüssel mechanisch, sprach aber weiter. Endlich fiel sein Blick zufällig auf seiner Tochter ängstlich ihm zugewandtes Gesicht, er legte sich vor und fing an, mit großem Appetit zu essen.

„Ausgezeichnet," sagte er. Dann legte er auf einmal Messer und Gabel fort und rief:

„Und sehen Sie, Kollege, meine Theorie wird durch die Erfahrung bestätigt. Ich muß gestehen, ich lege darauf principiell keinen so großen Wert, aber man muß auch mit den Umständen rechnen, und alle Welt schreit jetzt nach empirischen Resultaten. Hier war nun mein lieber Hausgenosse Zädler meiner Theorie ein steter Widerkämpfer, der sich aber jetzt in seiner eigenen Schlinge gefangen hat. In den letzten Tagen beobachtet er fast fortwährend, selbst in der Nacht löst er sich mit seinem Assistenten ab, aber er kann die gewohnte Theorie der Physiker nicht bestätigen. Alle seine Versuche sprechen gegen ihn. Er will die Störung auf lokale oder vorübergehende Einflüsse zurückführen, kann aber durchaus nichts Bestimmtes darüber angeben. Und so habe ich mich entschlossen, meine Erklärung dieser Erscheinung als Nachtrag zu meiner Theorie des Erdmagnetismus zu veröffentlichen."

„Herr Professor," fiel ihm Krisas hier ein, „wollen Sie nicht lieber damit noch einige Wochen warten? Es ist ja doch leicht möglich, daß hier wirklich zufällige Störungen vorhanden sind, daß genauere Versuche schließlich gegen Sie sprechen. Wenn Sie dann das, was Sie triumphierend zur Stütze Ihres Systems ausriefen, selbst widerrufen müßten, wie unangenehm —"

„Lieber Kollege, davon kann gar nicht die Rede sein. Meine Theorie ist unzweifelhaft richtig, und wenn die Empiri-

ker zehnmal das Gegenteil zu beweisen meinen, sie können doch immer nur äußerliche Wahrnehmungen häufen, aber den Grund der Sache können sie nicht aufzeigen. Ja, wenn einer käme und sagte: Hier ist das Ding, das die Erscheinung erzeugt — nehmt es weg, so fällt sie fort! Aber das können sie eben nicht! Wenn es nun der spekulativen Physik gelingt, die empirische an der Empirie selbst zu schanden zu machen, so darf sie, die jetzt überall verachtete und gescholtene, sich den Triumph nicht entgehen lassen. Darum muß ich unverweilt mit der Publikation vorgehen."

„Wir werden uns in unseren Ansichten nicht einigen, Herr Professor. Sie wissen, daß die meinigen ganz entgegengesetzter Art sind. Doch sollten Sie gerade in diesem Falle bedenken, daß die Antwort auf die Fragen, welche uns bedrängen, immer nur gegeben werden kann von dort, woher sie stammen, aus der Erfahrung. Passiert Ihnen das Unglück, daß Sie mit unumstößlichen Beobachtungen in unlöslichen Widerspruch geraten, so behalten die Thatsachen der Erfahrung recht. Mögen Sie selbst, wie das naive Bewußtsein an den Umschwung der Sonne, an Ihre Theorie glauben, der wissenschaftliche Wert Ihrer Arbeit ist unwiederbringlich verloren. Sie ist dann einfach beiseite gelegt, ein mißlungener Versuch, den niemand beachtet. Und vor dieser Gefahr sollten Sie sich unter allen Umständen bewahren."

„Was diese zuletzt ausgesprochene Besorgnis anbetrifft, so muß ich Ihnen allerdings materiell recht geben. Aber das gerade spricht ja für mich, da hier die Erfahrung sich selbst widerlegt und ich mich mit der neuesten Erfahrung in Übereinstimmung befinde."

„So warten Sie doch wenigstens noch einige Tage, bis das letztere ganz unzweifelhaft festgestellt ist. Denn ich kann mir nicht verhehlen — und Sie mögen mir verzeihen, wenn ich es ausspreche — ich bin fest überzeugt, daß hier ein ganz zufälliger Umstand das erwartete Ergebnis momentan verfälscht und Sie mit einer Hoffnung erfüllt, welche nur zu leicht bitter enttäuscht werden kann."

„Ach ja, lieber Papa," mischte sich jetzt Betty, die mit ängstlicher Erwartung zugehört hatte, wieder ins Gespräch, „warte doch noch! Professor Zädler sagt ja selbst, daß seine Beobachtungsreihen noch nicht abgeschlossen sind." Und sich zur Freundin wendend, fuhr sie fort: „Siehst du, Laura, das ist es, was mir so viel Sorgen macht. Papa ist so siegesgewiß, er triumphiert, und ich — ach! Nur darum habe ich mich mit dem dummen Magnetismus gequält."

„Nun, Kinder," sagte Eibeling, „lassen wir die Sache vorläufig auf sich beruhen. Jetzt nichts mehr von Physik! Ein paar Tage kann ich ja noch warten. Aber passen Sie auf —"

„Guten Abend, meine Herrschaften, und Verzeihung für meine Verspätung," sagte der eintretende Professor Zädler.

„Nun aber kein Wort mehr über die Sache," flüsterte Betty nochmals ihrem Vater zu.

„Lieber Kollege," rief dieser, Zädler die Hand entgegenstreckend, „wir sind sehr erfreut, daß Sie auch einmal die Zeit versäumen! Es ist ein wahrer Genuß, diese Herren vom Sekundenpendel unpünktlich zu sehen."

„Meine Beobachtungen," begann Zädler seine weitere Entschuldigung, „zwangen mich leider —"

Aber Betty unterbrach ihn: „Es ist streng verboten, heute abend von Physik zu sprechen."

Zädler verbeugte sich gehorsam, und es gelang den vereinten Bemühungen der beiden Damen wirklich, nicht nur während der Mahlzeit, sondern auch den größten Teil des Abends das Gespräch von dem bedenklichen Thema entfernt zu halten, indem sie schließlich die Musik zu Hilfe zogen. Freilich war es nicht ganz zu vermeiden, daß nicht einzelne der verpönten physikalischen Anklänge vorkamen, und Betty hatte gerade nur noch Zeit, ihre Auszüge aus dem Lehrbuch vor

Zädlers Blicken zu verstecken. Bald darauf kam sie sogar hinzu, wie Zädler im Gespräch mit Eibeling das verderbliche Wort „Erdmagnetismus“ aussprach. Betty aber trat ungeniert dazwischen, hielt dem Vater schmeichelnd den Mund zu und sagte zu Zädler:

„Bitte, Herr Professor, beantworten Sie mir eine Frage: Gleich wie viel einpfündigen Magnetstäben ist die magnetische Kraft der Erde?“

„Gleich 8646 Trillionen,“ sagte Zädler.

„Falsch, falsch!“ jubelte Betty. „8464 Trillionen sind es. Und zur Strafe für diese Unwissenheit hat der Herr Physiker heute gar nicht mehr mitzureden.“

Zädler lachte. „Ich sehe wohl ein, daß ich besiegt bin und die Waffen strekken muß.“

Damit war auch die letzte Klippe glücklich umsegelt.

Aber noch beim Abschied flüsterte Betty der Freundin zu:

„Du siehst mich lachen und scherzen, Laura, und es ist mir, ach, so traurig zu Mute. Denn ich weiß, ich fühle es: Papa hat unrecht! Zädler hat recht. Und wenn nun alles zu Tage kommt! Ach, Laura, ich weiß nicht, wie das werden soll. Der arme Vater!“

Und auf der Treppe rief Eibeling Zädler nach:

„Sie gehen ja wieder hinab?“

„Ich muß noch beobachten,“ erwiderte dieser. „Bis jetzt noch keine Spur des Fehlers! Es ist mir unerklärlich.“

„Mir sehr wohl erklärlich. Wünsche gute Nacht!“ sagte Eibeling und zog sich schmunzelnd zurück.

Seine Tochter aber hing an seinem Munde:

„Gute Nacht, Papa, träume gut! Es ist ja doch ganz gleichgültig, wie die Magnetnadel zeigt. Nicht wahr?“

„Betty, was ist dir? In deinen Augen stehen Thränen?“ rief der Vater besorgt und erschrocken.

„Nichts, Papa — es ist nur, wenn du doch — einen Fehler begangen — wenn Zädler doch recht hätte!“

„Sei unbesorgt, du thörichtes Kind, er hat nicht recht. Schlaf wohl!“

Und Eibeling ging in sein Zimmer, ein Lächeln auf den Lippen.

Das gute Kind, dachte er. Welch unnötige Sorge sie sich macht — um meinetwillen!

Noch lange brennt das Licht im Zimmer des Mädchens, es brennen die Augen unter den Lidern, und in dem Köpfchen kreuzen sich stürmisch die Gedanken. Der Vater ist widerlegt! Ach, wie gekränkt sieht sie ihn dahingehen, freudeleer sind seine Tage, aufgegeben, verloren die Arbeit von Jahren, ja vielleicht die sichere Überzeugung eines Lebens. Und wenn er doch recht behielte? Wenn Zädler schlimme Fehler begangen hätte, wenn er, der Arme — doch was geht dich der Professor Zädler an?

Lege es fort, das umfangreiche Buch! Verdirb nicht deine hellen Augen mit den Buchstaben, welche dir keine Entscheidung bringen können. Schlafe ruhig! Unter dir, in der hohen Wölbung des Kellers, hängt der schwebende Stahlstab, und davor am Fernrohr sitzt unverwandt der Mann, vor dessen klarem Blicke die Zweifel zerrinnen müssen. Unablässig laufen die Striche der Skala am Fadenkreuz des Fernrohrs vorüber, eintönig klingt der Schlag des Sekundenpendels und die Stimme des Beobachters, der Zahl auf Zahl dem aufschreibenden Assistenten zuruft.

Ahnt er, daß auch droben noch die Lampe brennt?

* * *

Einige Tage später stieg Betty Eibeling, von einem Ausgang in die Stadt zurückkehrend, die breite Treppe zu ihrer Wohnung hinauf. Es war sonst ihre Gewohnheit, in leichten Sprüngen die Stufen hinanzueilen. Aber seit einiger Zeit herrschte eine offenbare Unordnung der Natur in diesem Hause. Nicht nur der Erdmagnetismus schien gestört, auch die Schwerkraft mußte gewachsen sein. Wenigstens

wollte es Betty nicht gelingen, in ihrem ersten Anlauf sämtliche Treppen zu nehmen. Auf dem zweiten Absatz verminderte sich ihre Anfangsgeschwindigkeit, und als sie in der ersten Etage angekommen war, blieb sie sogar einen Augenblick stehen und heftete einen mißbilligenden Blick auf das Schild, auf welchem die Worte „Physikalisches Auditorium" zu lesen waren. Sie hörte eine bekannte Stimme hinter der Thür. Ein Blick auf die Uhr belehrte sie, daß die Vorlesung in wenigen Minuten zu Ende sein müsse. Infolge dessen beeilte sie sich weiterzugehen, prallte aber vor einer Gestalt zurück, welche, auf den untersten Stufen der nächsten Treppe sitzend, in die Lektüre eines Briefes vertieft war.

„Guten Tag, Herr Sand," sagte Betty.

Die Gestalt sprang auf und nahm eine militärische Haltung an, wobei sie sich als die hohe, stattliche Figur des Institutsdieners Sand auswies.

„Guten Morgen, Fräulein Eibeling," sagte Sand mit Würde, indem er seinen Brief zu verstecken suchte.

Betty war einige Stufen hinaufgestiegen. Dann verharrte sie, an das Geländer gelehnt, in einer Stellung, welche ihr den Vorteil bot, ein wenig von oben herab auf Sand sehen zu können.

„Was lesen Sie denn so eifrig?" fragte sie. „Von Fräulein Gröhle?"

„Zu Befehl, Fräulein Eibeling," erwiderte Sand. Aber seine Miene verdüsterte sich.

Bertha Gröhle war dem Hause nicht fremd. Zwar führte sie fern in der Vorstadt ihrem Onkel die Wirtschaft. Aber jede zweite Woche des Dienstags erschien sie bei Eibelings. Der Professor hielt sich dann noch vorsichtiger als sonst in seinem Studierzimmer, und seine Begriffskombinationen wurden besonders kühn. In Bettys Zimmern aber zeigte sich der Fußboden mit Zeugschnitzeln und Fäden bedeckt, auf dem Sofa lagen Garderobenteile, man sah Modejournale, Muster und Stoffstücke von unerklärlicher Form, und das Klappern der Nähmaschine veranlaßte den Professor zu manchem Seufzer. Wenn von der physikalischen Seite des Hauses durch Sand eine Bestellung an die philosophische auszurichten war, so geschah es gewöhnlich an diesem Tage; ein Zusammentreffen, von welchem es noch nicht völlig aufgehellt war, ob demselben ein Kausalnexus zu Grunde liege. Die philosophische Seite nahm einen solchen an, die physikalische, welche in allen Hypothesen vorsichtiger war, schien ihn leugnen zu wollen. Sicher war es jedoch, daß in der Dunkelstunde, wenn die schmucke Blondine nach Hause ging, Herr Sand jedesmal an der Hausthür stand und, seine Mütze ziehend, um Erlaubnis bat, das Fräulein begleiten zu dürfen; eine Vergünstigung, welche ihm auch jedesmal gewährt wurde.

Da nun die Nähmaschinen, insbesondere die patentiert geräuschlosen, die Eigentümlichkeit besitzen, daß die in der Nähe befindlichen Personen nur in den Ruhepausen sich verständigen können, so ist es natürlich, daß bei der Beschränkung der Zeit der Mitteilungsdrang im quadratischen Verhältnis steigen muß. Und so kam es, daß Betty durch Bertha Gröhle über die zarte Neigung des civilversorgten Sergeanten und königlichen Institutsdieners Sand unterrichtet war.

Betty merkte aus Sand's Zurückhaltung und getrübter Miene wohl, daß etwas nicht in Ordnung sei.

„Nun, haben Sie keine guten Nachrichten?" fragte sie.

„Ach, Fräulein," sagte Sand, „wenn Sie's nicht übel nehmen, so hab ich schlechte."

„Von Bertha; wie so denn?" Und Betty erniedrigte ihren Standpunkt auf der Treppe um eine Stufe, was ihrem guten Herzen Ehre machte.

„Ja, Sie wissen doch, sie hat es nicht gut bei ihrem Onkel, und auf mich war er schon immer schlecht zu sprechen. Aber nun ist es ganz vorbei: die Stadt hat sein Projekt abgelehnt. Und auf uns schiebt er die Schuld."

Mit dem „uns" meinte Sand den Professor Zädler.

Betty schüttelte den Kopf.

„Und er hat gesagt, er giebt es nie zu, daß wir uns heiraten."

„Aber Bertha ist doch selbständig und braucht ihn nicht zu fragen."

„Ja, was soll sie machen? Wohin soll sie gehen? Er hat gedroht, er wolle sie überhaupt nicht länger im Hause behalten, wenn sie uns nicht aufgiebt."

In diesem Augenblicke schlug es elf Uhr. Sand rief die Pflicht in das Auditorium; sein Eintritt mußte den Professor an den Schluß erinnern, falls er den Schlag der Uhr im Eifer des Vortrags überhören sollte.

Sand machte eine stramme Wendung.

„Geben Sie nur nicht gleich die Hoffnung auf, Sand!" rief ihm Betty nach. „Wir wollen noch einmal über die Sache reden, vielleicht auch noch über anderes. Ich rufe Sie nächstens. Adieu!"

Damit stieg sie selbst nachdenklich die Treppe hinauf.

Mit Onkel Gröhle und seinem Zorn hatte es aber die folgende Bewandtnis. Gröhle war nämlich auch Physiker und zwar hauptsächlich Entdecker. Ursprünglich zum Photographen ausgebildet, begnügte er sich nicht mit der Ausübung oder der technischen Vervollkommnung seiner Kunst, sondern er hielt sich für verpflichtet, bahnbrechend in die verschiedensten Zweige der physikalischen Wissenschaften einzugreifen. Wiederholt trat er mit Erfindungen auf, die allerdings Naturgesetze zur Voraussetzung ihrer Bewährbarkeit hatten, welche mit den gemeinhin als geltend angesehenen in unversöhnlichem Streite lagen; wenn er aber mit seinen neuen Plänen keinen Erfolg hatte und abgewiesen wurde, so schob er die Schuld allein auf die Mißgunst und Indolenz der Fachmänner, die in hergebrachten Theorien stumpfsinnig befangen seien. So verachtete er grundsätzlich alle „zünftigen Gelehrten", welche ihr ganzes Leben nichts weiter thun als studieren und lernen. Er hatte seine Weisheit erworben, auch ohne etwas gelernt zu haben. Daher hielt er Gelehrsamkeit für eine überflüssige Eigenschaft, alle theoretische Wissenschaft war ihm ein Greuel. „Eine kräftige und lebendige Empirie," so pflegte er im „Verein für freie Forschung", der ihn zum Vorsitzenden gewählt, auszurufen, „ein vorurteilsloses Probieren allein vermag uns über den traditionellen Schlendrian der Professorenwirtschaft zur Höhe der Naturbeherrschung emporzuführen!" Sein Geschäft zwar ging bei Gröhles höheren Bestrebungen leider zurück, aber eine kleine Erbschaft und eine publicistische Thätigkeit, der es in gewissen Kreisen nicht an Unterstützung fehlte, gaben ihm die Mittel, sich zu halten. Von einer neuen Entdeckung, Turmuhren mit Hilfe des Erdmagnetismus zu treiben, versprach er sich einen großartigen Erfolg. Leider lehnte der Magistrat seiner Vaterstadt, den er zuerst mit seiner Entdeckung beglücken wollte, dieselbe ab, und es hieß, daß ein ebenso begründetes als abfälliges Gutachten Zädlers bei diesem Beschlusse eine Rolle gespielt habe. Seitdem war alles, was aus dem großen Hause am Universitätsplatze kam, Gröhle vollends ein Dorn im Auge.

Arme Bertha! Warum mußtest du, die Nichte dieses Opfers der Wissenschaft, auch gerade den Helfershelfer und Handlanger derselben lieben?

Sand war ebenso, wie Zädler selbst, erst seit zwei Jahren in seiner jetzigen Stellung. Nach dem Tode des Vorgängers von Zädler, eines berühmten Physikers, dessen hohes Alter aber bereits sehr hindernd auf die Ausfüllung seiner Stellung gewirkt hatte, blieb das Amt des Direktors des Instituts über ein halbes Jahr lang unbesetzt, bis die rüstige Kraft des noch jungen Professors Zädler dahin berufen wurde. Dieses Interregnum hatte der alte Institutsdiener, welcher sich vom Tode seines Chefs nicht erholen konnte, ebenfalls benutzt, um in den ihm gebührenden Ruhestand zu treten. Es war aber in dieser Zeit der Aufsichtslosigkeit auch manche Unregelmäßigkeit in der Benutzung der Institutsräume eingetreten, und Zädler mußte ein neues

Regiment einführen. Sand, der infolge einer im Kriege erlittenen Verwundung aus dem aktiven Dienst im Heere vor der Zeit hatte ausscheiden müssen, zeigte sich hierbei als ein praktischer Mensch von rascher Auffassungsgabe, großem Diensteifer und unbeirrbarer Zuverlässigkeit, einer jener nicht immer zarten, aber brauchbaren Männer, wie sie der preußische Militärdienst in den subalternen Chargen erzieht. Groß war seine Freude, als er in dem zum Landwehrlieutenant avancierten Professor einen alten Bekannten wiedertraf, welchem er als hoffnungsvollem Einjährigen einst selbst die Geheimnisse des langsamen Schrittes beigebracht hatte. Er fand sich dadurch mit einem besonderen Gefühl respektvoller Zuneigung zu Zädler hingezogen, wie es der Meister dem Jünger gegenüber empfindet, von welchem er gern anerkennt, daß er ihn bereits weit überholt habe. Denn neben aller pflichtschuldigen Suborbination war doch in einer Falte seines Inneren die Überzeugung verborgen, daß die verschiedenen energischen Donnerwetter, welche der Einjährige Zädler vom Unteroffizier Sand erfahren hatte, auch auf die wissenschaftlichen Fortschritte desselben von bahnbrechendem Einfluß gewesen seien.

Die Vorlesung war zu Ende, die Studenten hatten sich entfernt, und Sand half Zädler bei dem Ordnen und Aufheben der während der Vorlesung gebrauchten Apparate. Als er von Zädler entlassen wurde, blieb er an der Thür stehen.

„Was wollen Sie noch, Sand?“ fragte der Professor.

„Ich wollte fragen, ob heute abend wieder beobachtet wird.“

„Das wird sich erst entscheiden, wenn ich die bisherigen Resultate vollständig verglichen und die Berechnungen von Herrn Scherbing — so hieß der Assistent — in Händen haben werde. Warum interessiert Sie das besonders?“ fuhr Zädler fort, als er Sands enttäuschtes Gesicht bemerkte.

„Herr Professor,“ sagte Sand, „ich hätte gern heute abend Urlaub gehabt.“

„Den sollen Sie jedenfalls haben, auch wenn wir beobachten. Oder wollen Sie lieber bis morgen warten?“

„Herr Professor, es geht nicht. Morgen ist sie vielleicht nicht mehr da, und ich muß es auch bald wissen, ob ich abends werde ausgehen dürfen.“

Zädler sah verständnisvoll auf seinen Famulus. „So rufen Sie mir nur sogleich Herrn Dr. Scherbing,“ sagte er, „und von sechs Uhr an sind Sie dienstfrei.“

Das Resultat der Beratung Zädlers mit seinem Assistenten war, daß die Ursache der magnetischen Störung zweifellos in der Nähe zu suchen sei und vermutlich in einer größeren Eisenmasse bestehen müsse. Letzteres ergab sich daraus, daß die Kurve der Deklinationsschwankung mit derjenigen der Veränderung der Intensität übereinstimmte, das heißt die ungewohnte Ablenkung war um so größer, je stärker der Erdmagnetismus wirkte; das war aber nur erklärbar, wenn die Zunahme des Erdmagnetismus auch den Magnetismus jenes unbekannten ablenkenden Körpers verstärkte. Und daß dieser nicht natürlichen Ursprungs oder in der Konstruktion des Hauses begründet sei, folgte daraus, daß vor fünf Jahren unter Zädlers Vorgänger die Versuche ganz normal verlaufen waren. „Da wir nun einmal wissen,“ meinte Zädler, „daß wir die Störung in der Nähe zu suchen haben, so ist die Hauptsache erledigt. Eine sorgfältige Durchsuchung aller Räume des Kellers muß den Störenfried bald genug ans Licht bringen.“

Es wurde beschlossen, diese Untersuchung sofort in Angriff zu nehmen. Auch zu Betty Eibeling wurde geschickt und um die Auslieferung ihres Kellerschlüssels gebeten.

Sand brauchte zu diesem Auftrage ausnahmsweise viel Zeit und kehrte in sichtlich gehobener Stimmung und mit neuem Mute zu der Untersuchung zurück. Er hatte nämlich bei dieser Gelegenheit Betty einen kurzen Bericht über den Stand der Sache abzustatten gehabt, und Betty war in der Lage, ihm dafür Mitteilungen

zu machen, durch welche sie sich seine Dankbarkeit in hohem Grade erwarb. Bertha Gröhle war in ihrer Not zu ihr gekommen und hatte ihr geklagt, daß sie mit ihrem Onkel nunmehr vollständig zerfallen und gezwungen sei, sein Haus zu verlassen. Knall und Fall, wie sich Gröhle ausgedrückt hatte. Aber was nun? Andere Verwandte besaß sie nicht in der Stadt. Da faßte Betty den Entschluß, selbst für sie einzutreten. Raum genug hatte die große Amtswohnung, und von dem guten Papa war die Einwilligung schnell geholt. So wurde beschlossen, daß Bertha bis auf weiteres in das Haus Eibelings einziehe. Allen Sorgen war damit vorläufig ein Ende gemacht. Sand aber sah in Betty den rettenden Engel.

Die Kellererforschungs-Expedition, bestehend aus Zädler, Scherbing, Sand und einem Arbeiter, ging energisch vor. Man stieg von Raum zu Raum, kroch in alle dunklen Ecken, leuchtete in die Schornsteinöffnungen und betrachtete mißtrauisch den gestampften Fußboden. Nirgends zeigte sich etwas Verdächtiges. In einem Winkel fand man einige alte eiserne Tonnenreifen, welche von Zädler für unschädlich erklärt, von Sand aber in die entfernteste Ecke des Hofes geräumt wurden. Zuletzt kam man an Eibelings Keller. Es wurde ersichtlich, daß derselbe einen sehr erfreulichen Reichtum an guten Bordeaux- und Rheinweinen aufwies. Zädler lächelte, und Sand fragte, ob es sich nicht empfehle, den Wein zu kosten, da derselbe vielleicht eisenhaltig sein könne. Er behauptete, daß Rotweine eisenhaltig seien und magnetisch wirkten. Sein Vorschlag drang leider nicht durch.

Inzwischen war auch Betty in der Sorge um ihre Kellerordnung zu der Gesellschaft gestoßen. Es blieb nur noch der Eibelingsche Kohlenkeller übrig, welcher ganz in der Nähe des magnetischen Beobachtungszimmers lag.

Der Vorrat an Kohlen war nicht sehr bedeutend, aber an der einen Wand lagen hohe Stöße von Brennholz aufgeschichtet. Betty sah mit dem Schmerze der Hausfrau, wie ihre schöne Ordnung zerstört und die Kohle an eine andere Stelle geräumt wurde. Dies geschah ohne jeden Erfolg, von Eisen fand sich keine Spur. Betty sagte kein Wort, aber als Sand daranging, ihre Holzstöße umzuwerfen, konnte sie den Anblick nicht ertragen und schlich sich fort. Zädler hatte ihren Fortgang und ihren stummen Schmerz bemerkt; er würdigte denselben, denn er befahl, die weitere Untersuchung einzustellen.

„Lassen Sie's stehen," sagte er zu Sand. „Dahinter steckt jedenfalls nichts, die Scheite liegen ganz regelmäßig bis unmittelbar an die Wand. Wir machen Fräulein Eibeling unnötige Störung in ihrer Wirtschaft. Es war nichts! Kommen Sie, wir wollen gehen. — Heute abend wird nicht beobachtet," sagte Zädler auf der Treppe. „Ich werde morgen noch einen Kontrollversuch machen, und dann können wir ja immer noch einmal im Nebenhause nachsehen, obgleich ich es für höchst unwahrscheinlich halte, daß die Störung in so großer Ferne zu suchen ist."

Zädler stieg langsam die Treppen zum zweiten Stockwerk empor und ließ sich bei Betty melden, um ihr selbst den Kellerschlüssel mit seinem Dank und seiner Entschuldigung zu überbringen. Eibeling war noch in der Bibliothek, von wo er vor zwei Uhr nicht zurückkehrte. Das gab Betty das angenehme Bewußtsein, vor einem Meinungsaustausche der Herren sicher zu sein, und ließ ihren Empfang unwillkürlich lebhafter und fröhlicher erscheinen. Zädler selbst war durch das Vergebliche der Nachsuchung enttäuscht und machte kein Hehl daraus. Er erstattete Betty einen genaueren Bericht, als er es unter anderen Umständen gethan hätte, aber ihn veranlaßte dazu die Dankbarkeit für ihr bereitwilliges Entgegenkommen und ein gewisses Bedürfnis, selbst noch einmal alle Möglichkeiten, gleichsam in einem lauten Selbstgespräch, dem Geiste vorzuführen und durchzugehen. Betty merkte zuletzt wohl, daß manches, was Zädler sagte, mehr für ihn selbst als zu

ihr gesprochen war, und sie wollte schon mit einer übermütigen Bemerkung das Gespräch unterbrechen. Dann aber sah sie wieder auf Zädlers ehrliches Gesicht; sie merkte ihm an, wie nahe ihm der Ernst der Sache ging, und ihr Mitgefühl trat in den Vordergrund. Als Zädler geendet hatte, schwieg sie noch eine Weile still. Dann sagte sie auf einmal, ihre dunklen Augen voll auf ihn richtend:

„Ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen!"

Zädler mußte über ihren Eifer lächeln.

„Es thut mir leid, daß dies nicht möglich ist," sagte er. „Übrigens hätte ich mich nicht wundern dürfen, wenn ich bei Ihnen eher Schadenfreude als Mitleid gefunden hätte."

„Und warum?" fuhr Betty auf. „Sie kennen mich noch gar nicht," setzte sie fast traurig hinzu.

„Ich denke, der Grund liegt nahe," antwortete Zädler. „Sie wissen doch, wie viel für die Philosophie Ihres Herrn Vaters daran liegt, daß sich die Störung meiner Beobachtungen — ich halte mich noch für berechtigt, nur von einer Störung zu sprechen — nicht durch äußere Umstände erklären läßt."

„Ich bin darin anderer Ansicht wie mein Vater," sagte Betty ernst. „Ich — verstehe ja wenig von der Sache selbst, aber ich meine, Papa und Sie sind beide Vertreter der Wissenschaft. Es kann Ihnen doch nur darauf ankommen, die Wahrheit zu erkennen, und nicht darauf, recht zu behalten. Ich sollte meinen, wenn das Richtige nur gefunden wird, so ist es gleichgültig, wer es entdeckt."

Zädler blickte auf.

„Diese Ansicht macht Ihnen alle Ehre," sagte er, warm und offen ihr ins Auge sehend. „Aber bei dem, was das ganze Leben eines Menschen ausfüllt, ist auch immer das Gemüt beteiligt. Das Herz glaubt gern, und der Verstand findet nur zu leicht, was jenes wünscht. Wir, denen in der Erfahrung eine unbestechliche Schiedsrichterin bestellt ist, wissen uns noch eher zu wahren; aber bei Ihrem Vater hängt die ganze Zufriedenheit seines Selbst an dem Siege seiner Theorie. Und so ist es doch natürlich, daß Sie lieber wünschen müßten, die Ansicht Ihres Vaters bestätigte sich und nicht die meine."

Betty errötete über Zädlers Lob. Er war doch wirklich recht verständig. „Freilich," sagte sie, „ist mir der Gedanke schrecklich, den Vater vielleicht leiden sehen zu müssen. Doch was soll ich thun? Wenn ich nun vielleicht Ihrer Ansicht wäre?"

Zädler lächelte. Es war wieder sein herablassendes, unartiges Lächeln, dieses Lächeln, welches in Worte übersetzt gelautet hätte: Was verstehst du davon, du gutes Mädchen? — Zädler war doch schlecht! Betty aber hatte sich vorgenommen, sich nicht mehr so behandeln zu lassen.

„Sie mögen von mir denken, was Sie wollen, Herr Professor," sagte sie. „Es ist mir sehr gleichgültig. Aber das Recht lasse ich mir nicht nehmen, mir ein Urteil über diese Dinge zu bilden, und Ihnen bestreite ich das Recht, mich deshalb mit mitleidigem Lächeln von oben herab zu betrachten. Das dürfen Sie nicht" — Zädlers abwehrende Bewegung wurde nicht beachtet — „durchaus nicht. Denn weshalb Sie glauben, in der Sache selbst auf den Sieg Ihrer Ansicht rechnen zu können, das wissen auch Sie nicht besser als ich. Gar nicht besser! Denn Sie können vorläufig nicht beweisen, daß und inwiefern Ihre Beobachtungen durch fremde Einflüsse gestört sind. Auch Sie können dies nur vermuten. Das kann ich aber ebensogut. Es ist dazu nicht nötig, ein so genauer und gelehrter Kenner der Physik zu sein wie Sie; auch das Wenige, was ich von der Naturwissenschaft weiß, genügt hier, wenn es auch erst aus zweiter und dritter Quelle stammt, um mir ein Urteil zu bilden. Und wenn eine Anzahl gelehrter und gewissenhafter Forscher ein Gesetz durch die Beobachtung von Jahren für viele Orte der Erde festgestellt hat, so wird es nicht auf einmal an diesem Orte den Wünschen meines Vaters zuliebe keine Geltung besitzen. Das sagt mir mein gesunder Verstand, und es

ist ganz abscheulich von Ihnen, mich zu behandeln wie — wie ein Kind, das in allen Fragen unzurechnungsfähig ist. Das dürfen Sie nicht!"

Damit sprang Betty auf und trat an das Fenster. Aber auch die Sonne draußen am Himmel war ganz abscheulich, sie lag auf dem hellen Kies der Promenadenwege und auf der glatten Flut des breiten Stromes und sah mit der ganzen Unverschämtheit, welche dieser Naturkörper an schönen Maitagen besitzt, Betty in die Augen, daß sie feucht wurden. Und man möchte fast glauben, die Sonne freute sich; denn das erzürnte Mädchen war schön.

Zädler war ebenfalls aufgestanden und hinter Betty getreten.

„Verzeihen Sie mir, liebes Fräulein," sagte er bittend. „Ihre Vorwürfe sind viel zu hart. Ich bin weder so eingebildet noch so boshaft, wie Sie zu glauben scheinen. Aber ich gestehe gern, daß ich Sie nicht gekannt habe, daß Sie mir jetzt als eine andere erscheinen. Und ich gebe Ihnen mein Wort, Sie sollen sich nicht mehr über mich beklagen. Geben Sie mir die Hand und lassen Sie uns Frieden schließen als gute Bundesgenossen."

Betty wandte sich um, durch Thränen lächelnd streckte sie ihm die Hand entgegen, und Zädler — wahrhaftig, er wagte es, diese Hand zu küssen.

Er war doch eigentlich unverschämt. Die Hand mußte ihm entzogen werden, aber Betty konnte unmöglich den eben geschlossenen Frieden wieder brechen.

Als der Professor die Treppe wieder hinabstieg, war er in sichtlich besserer Laune als beim Heraufsteigen. Ja, er nahm sogar einigemal zwei Stufen zugleich und machte einen mißglückten Versuch, vor sich hin zu pfeifen. Dann bemerkte er plötzlich, daß er stehen geblieben war und dem Foucaultschen Pendel eine ganze Weile zugesehen hatte. Und als er in seine Wohnung eintrat, kam es ihm vor, als wäre sie eigentlich viel zu groß. Dann fühlte er auf einmal, daß er Hunger habe, und nahm sich außerdem vor, den Nachmittag über nicht an seinen Versuch zu denken, ein Zeitraum, welchen er während des Essens auf drei Stunden einzuschränken beschloß. Frau Schliebach, die Wirtschafterin, bemerkte beim Abräumen, daß die Weinflasche bis auf den letzten Tropfen geleert war.

„Ich fürchte, er trinkt aus Kummer," murmelte sie.

Inzwischen war Zädler auf seinem Sofa entschlummert.

* *
*

Betty schlief nicht. Nach dem Essen, welches sehr schweigsam verlaufen war, fühlte sie die Notwendigkeit, nachzusehen, welche Verwirrung in ihrem Keller angerichtet worden sei. Sie ergriff ihr Schlüsselbund und stieg die Stufen hinab. Das Pendel mußte heute besonders interessant sein, denn auch Betty sah demselben eine Zeit lang zu.

„Es kommt — es geht," sagte sie vor sich hin. „Ob ich es wohl festhalten kann?" Und sie streckte den Arm danach aus. Verständigerweise hing das Pendel so weit vom Geländer ab, daß Bettys Arm wenigstens dreimal so lang hätte sein müssen, als er in Wirklichkeit war. — „Es ist auch gut, daß man es nicht stören kann. Was würde Zädler sagen! — O meine Kohlen, mein Holz!" Das war ihr Jammerruf, als sie in den Keller trat. Dann leuchtete sie in alle Ecken. Es war ihr, als müßte sie irgendwo einen großen Eisenblock finden, aber sie trat überall nur auf zerstreute Steinkohlen oder auf die Holzscheite, welche Sand herabgeworfen hatte. Plötzlich fand sie sich dabei, wie sie ein Scheit nach dem anderen von dem großen Haufen herabzog. Was Zädler aus Rücksicht gegen sie unterlassen hatte, fühlte sie sich verpflichtet selbst zu thun.

Als die Scheite so in dem halbdunklen Raume krachten und ihren harzigen Geruch verbreiteten, da fiel ihr plötzlich ein, daß sie vor Jahren, als Kind, dabei gewesen war, wie ihre Mutter einmal Holz in diesen Teil des Kellers einräumen ließ.

Hier, an derselben Stelle, hatte sie neben ihr gestanden. Sie wußte es genau, denn sie hatte sich damals geängstigt, daß Bello, ihr kleiner Hund, der die Männer ankläffte, von ihnen getreten werden könnte, und hatte ihn deshalb auf den Arm genommen. Aber die Scheite lagen damals unter dem Fenster, und in dem Raume war eine zweite Thür. Jede Einzelheit stand plötzlich vor ihrem Auge. Ja, dort rechts vom Eingang, wo jetzt die Scheite aufgetürmt waren, dort war eine Thür gewesen. Sie riß an der Stelle, wo sie die Thür vermutete, die Holzstücke der obersten Reihe herab, nicht ohne beträchtliche Mühe, denn sie mußte erst auf den großen Hackeklotz steigen, um überhaupt bis hinauf zu reichen. Aber nur kurze Zeit brauchte sie ihre Arbeit fortzusetzen. Der Rahmen einer Thür kam zum Vorschein. Im Fluge fielen jetzt die Scheite. Betty war ein kräftiges Mädchen; heute achtete sie nicht auf ihre Hände, deren zarte Haut die rauhe Arbeit nicht gewohnt war, nicht auf die Müdigkeit ihrer Arme. In wenigen Minuten lag die Thür frei. Das Schloß war nur eingeklinkt, die Thür unverschlossen, offenbar nur seit Jahren versetzt worden. Betty öffnete sie, die verrosteten Angeln knirschten. Eine dunkle Kammer that sich auf. Sie leuchtete hinein. Die ganze Kammer war vollständig angefüllt mit dunklen, schwärzlich oder grünlich angestrichenen Stäben, welche in schräger Richtung gegen den Erdboden geneigt standen, parallel zur Richtung der Thür, also von Süden nach Norden hin. Sie ergriff den zunächststehenden der Stäbe. Kaum vermochte sie ihn zu heben. Es war ein dicker und langer Eisenstab von mehr als einem halben Centner Schwere, wie sie zum Vergittern hoher Fenster gebraucht werden. Und drinnen standen sie noch ungezählt.

Der Stab klirrte zur Erde. Von Aufregung und Anstrengung überwältigt, saß Betty auf dem Haufen der herabgeworfenen Hölzer und verbarg ihr Gesicht in der Hand.

Da war es auf einmal entdeckt, das Geheimnis. Gegen hundert Centner Eisen standen hier in Form von Stäben in der Kammer, in gleicher Richtung, wie sie nicht besser gewählt werden konnte, um die volle magnetisierende Wirkung der Erde zur Geltung zu bringen. In dieser Stellung wurden die Stäbe durch den Erdmagnetismus selbst zu Magneten gemacht.

Wie sie dort hineingekommen waren? Jedenfalls ohne Wissen des Direktors des physikalischen Instituts. Betty war dies im Augenblick sehr gleichgültig. Schwerere Fragen bedrückten ihr Herz und marterten ihre Seele mit bangen Zweifeln.

Vor ihr am Boden lag die Philosophie ihres Vaters. Zädler hatte recht behalten, recht bis in jede Einzelheit. Selbst die Natur der Störung hatte er erkannt und vorhergesagt. Die Lieblingsidee ihres Vaters aber, auf welche dieser stolz war, die er seit Jahren gehegt und gepflegt, ja die im innersten Zusammenhange stand mit den Grundfesten, auf welchen der Bau seines Lebens ruhte, sie war gefallen — gefallen mit dem Holzstoß, welcher die Thür der Rumpelkammer bisher verdeckt hatte. Es war ein bitterer Schmerz für den alten Mann, dessen Eintritt Betty allerdings längst in banger Furcht geahnt hatte. Gewiß, er wird ihn still tragen, er wird seinen liebsten Gedanken beiseite legen, wie er schon so manches in seinem Leben hatte beiseite legen müssen, ja wie er selbst beiseite gelegt worden war von der vorwärts drängenden Zeit, welche weniger einseitige Gesichtspunkte verlangte. Aber die schönste Freude seines Alters, die Anerkennung seines a priori geschaffenen Natursystems, war vernichtet. Und sie, die eigene Tochter, mußte es sein, welche sie störte, welche mit grausamer Hand den Schleier des Geheimnisses lüftete? Warum that sie es? Wer nötigte sie dazu? Wer hieß sie, die Keller des Hauses durchstöbern und dem Professor der Physik helfen bei Aufsuchung der Störungen seiner Arbeit? Wenn sie die Thür zuschlug, diese Scheite des Holzes

wieder aufschichtete, wer würde etwas von den versteckten Eisenmassen wissen? Hier würde nicht mehr nachgespürt werden, und wenn sie schwieg, so war das Geheimnis gewahrt. Ihr Vater behielt recht. Unaufgeklärt blieb die Störung; der Magnetstab wich zu viel nach Westen ab, und der kluge Professor zermarterte sein Gehirn, den Fehler zu finden. Des greisen Vaters sehnlichster Herzenswunsch war erfüllt, er hatte gesiegt, seine Theorie war bestätigt. Und vor aller Welt erschien die Verkündigung, daß ein anderes Naturgesetz gelte als —

Es war eine Lüge! Eine Versündigung an der Wissenschaft, an der heiligsten Wahrheit ein Betrug! Strengste Gewissenhaftigkeit ist die erste Tugend des Beobachters — war es nicht Zädler, der dies einmal gesagt hatte? Nie hätte sie ihm wieder in die Augen sehen können. Nein, nein! die Wahrheit über alles!

Betty! Wie konntest du nur einen Augenblick an deiner Pflicht zweifeln? Hin zu Zädler! Du bringst ihm die fröhlichste Botschaft. Du siehst seine dunklen Augen glänzen, und du darfst ihm stolz in das ehrliche Antlitz schauen. Er faßt deine Hände und hält sie fest und sagt dir, wie sehr er dir danke. Du wirst glücklich sein, du hast seinen Dank verdient, du hast ihn dir erworben, den eigensinnigen, selbstbewußten Mann. Eine Mitarbeiterin bist du geworden an dem Werke seines Lebens, du hast das Recht erhalten, zu ihm zu gehören. Was pocht dein Herz so laut und mächtig, daß du ängstlich die Hand darauf drückst? Warum bebt dein Fuß von der Schwelle zurück, die er überschreiten sollte, um dich zu ihm zu tragen, dem dein Geheimnis gehört? — Wie? Wenn er ahnte, was dir eben durch den Sinn gegangen, diese thörichten Gedanken wüßte! Ach, es waren ja nur Träume, irrende Gebilde der Phantasie, wie sie in der Einsamkeit kommen, ohne jede ernste Bedeutung! Aber wenn er doch so eingebildet wäre, zu glauben, er sei dir nicht gleichgültig und dein Kommen gelte nicht nur der Wahrheit, sondern auch der Person! O, lieber nie das Geheimnis aufdecken, lieber — —

Doch es muß noch einen Ausweg geben. Wenn plötzlich Zädlers Beobachtungen stimmten, wenn die Störung ebenso geheimnisvoll verschwände, wie sie gekommen? Freilich, dann verliefe alles naturgemäß. Die Schwankungen der Deklination nehmen ihren regelmäßigen Verlauf, Zädler ist befriedigt, und der Vater, obwohl er mit Bedauern seine Theorie von der Erfahrung widerlegt finden wird, hat doch die Genugthuung, daß die zu seinen gunsten sprechende Störung in ihren letzten Gründen geheimnisvoll bleibt, auch für Zädler ein ewiges Rätsel. Er könnte sich damit trösten, durch eine neue Hypothese diese vorübergehende Schwankung zu erklären, und gewiß, er würde eine solche finden. Vor allem aber bliebe ihm das beschämende Gefühl erspart, daß eine äußere Zufälligkeit der Denknotwendigkeit seines Systems die Spitze bieten konnte. Was er am meisten fürchtete, die Aufweisung einer handgreiflichen Ursache seines Fehlschlusses, unterblieb. Nicht der lächerliche Umstand, daß in einer vergessenen Kellerkammer ein paar hundert Eisenstäbe standen, störte die aus der Idee des Absoluten mit unwandelbarer Sicherheit zu den Gesetzen des schmutzigen Stoffes herabsteigende Deduktion, sondern die Abweichung selbst blieb unaufgeklärt, die Verkörperung eines jener geheimnisvollen Gedanken des Unendlichen, wie sie bei den Weltschöpfungen selbst aus der Identität von Sein und Nichtsein in ewigem Werden sich offenbaren.

Fest stand in Bettys Geiste der Entschluß, wie sie handeln müsse. Am anderen Ende des Ganges, im äußersten Flügel des Gebäudes, hatte sie noch einige Kammern des Kellers zur Verfügung. Dorthin mußten die Eisenstäbe geschafft werden. Wenn sie horizontal auf den Boden gelegt wurden, senkrecht zur magnetischen Achse, in westöstlicher Richtung, dann konnte sie der Erdmagnetismus nicht beeinflussen. Und sollten sich schon feste Pole gebildet haben, so konnte sie die Vorsicht ge-

brauchen, die Enden, welche bisher nach unten gestanden hatten und einerlei Pole besaßen, abwechselnd bei dem einen Stabe nach rechts, bei dem anderen nach links zu legen. Dann mußte auch diese Wirkung gegenseitig sich aufheben und auf das weit entfernte Beobachtungsinstrument jeder Einfluß verschwinden. Betty hatte nicht umsonst die Lehre vom Magnetismus studiert. Ihre Kenntnisse kamen ihr jetzt trefflich zu statten. Frischauf ging sie an die Arbeit.

Betty ergriff einen der Stäbe und trug ihn mit Aufbietung aller Kräfte durch den langen Gang in die entfernte Kammer. Als sie zurückging, merkte sie wohl, daß sie dieser Arbeit unter keinen Umständen gewachsen sei. Aber wen konnte sie dieselbe verrichten lassen? Fremde Arbeiter fand sie nicht sogleich, und Sand? durfte sie ihn ins Geheimnis ziehen? Schließlich war er noch der treueste, und sie kannte ein Mittel, das ihn sicher gewann.

Sie rief sich Sand, zunächst in den Vorkeller.

„Ich habe gehört, daß Sie auf unseren Wein Verdacht hatten. Hier sollen Sie zwei Flaschen haben, damit Sie ihn probieren können.“

Sand schmunzelte. Er verachtete einen guten Trunk nicht. Das lag so in seinem Wesen. Diese wohlgemute Stimmung benutzte Betty, um ihren Plan vorzutragen.

Sand schmunzelte nicht mehr. Gegen seinen Professor ein Geheimnis zu haben, das ging ihm über den Spaß.

„Aber es ist ja nur die einfache Ordnung der Natur, die wir herstellen,“ sagte Betty.

„Ordnung muß sein, das ist richtig,“ erwiderte Sand.

„Und die Magnetnadel muß wieder näher nach Norden zeigen.“

„Das sagt der Herr Professor, das sagen Sie. Daher ist es auch richtig.“

„Und das wollen wir eben machen. Wir nehmen dem Herrn Professor nur die Mühe ab. Was würde er thun, wenn er wüßte, daß die Stäbe hier stehen?“

„Wegschaffen würde er sie.“

„Und das sollen Sie thun. Nur dürfen Sie nicht darüber sprechen. Er wird es schon merken, daß sie fort sind.“

„Merken wird er's schon. Er merkt alles.“

„Nun, was haben Sie dann noch für Bedenken?“

Der ehrliche Sand zog die Schultern in die Höhe und schüttelte den Kopf.

„Fräulein Eibeling,“ sagte er dann, „das weiß ich nicht. Es ist alles in Ordnung; aber, das ist nicht in Ordnung, daß ich etwas nicht sagen darf.“

„Das ist doch aber kein Unrecht. Sie dürfen Fräulein Bertha wahrscheinlich auch nicht alles sagen, was Sie gethan haben.“

Sand machte ein verschmitztes Gesicht.

„Sie haben immer recht, Fräulein,“ sagte er.

„Und nun,“ fuhr Betty fort, „will ich Ihnen noch etwas sagen. Ich verlange von Ihnen nur, daß Sie so lange schweigen sollen, bis ich Ihnen erlaube, von der Sache zu reden. Vielleicht nur einige Wochen. Es hängt alles davon ab, daß mein Vater von diesen Eisenstäben nichts erfährt. Wenn er jetzt gerade Kunde davon bekäme, so würde er von der ganzen Welt nichts mehr wissen wollen; ja, ich fürchte, er würde krank werden, und für Berthas Aufenthalt wäre das vielleicht sehr störend.“

Dies sah Sand ein. Er fühlte sich Betty so verpflichtet, daß er sein Gewissen beruhigte und nachgab. Außerdem war er schlau genug, bemerkt zu haben, daß es Fräulein Eibeling mit dem Herrn Professor gut meine und jedenfalls nichts von ihm verlange, was jenem schaden könne. Demnach gab er sein Versprechen der Verschwiegenheit und ging an die Arbeit.

Sand hatte nicht umsonst bei der Artillerie gestanden und allein ein Geschütz gehoben. Er nahm auf jede Schulter zwei Stäbe auf einmal und trabte mit ihnen in Seelenruhe den Gang entlang. In zwei Stunden war die Kammer leer, die Thür verschlossen und das Holz wieder aufgetürmt.

Jene heimlich mit Eisen gefüllte Kammer aber wurde sorgfältig verriegelt und mit einem Vorlegeschloß versehen, dessen Schlüssel Betty in ihre Tasche steckte.

Innerlich vergnügt und mit sich selbst zufrieden saß Betty ihrem Vater beim Kaffee gegenüber, als Eibeling sagte:

„Mein Aufsatz über den Erdmagnetismus ist bereits gedruckt."

Betty wurde marmorbleich. Sie mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht aufzuschreien. Ihr Löffel klirrte, als sie ihn anfaßte und, darauf hinblickend, tonlos fragte: „Heute?"

„Ja, ein Zufall machte es möglich. Ein Manuskript wurde im letzten Augenblick zurückgezogen, und so ist das meinige in der philosophischen Monatsschrift an seine Stelle gerückt. Es ist mir sehr lieb, daß die Sache endlich entschieden ist."

„Vater," sagte Betty, die Hände unter dem Tische zusammenpressend, „ziehe es noch zurück!"

„Dazu ist es zu spät, liebes Kind. Die Korrektur ist schon fort. Mache dir doch nicht unnötige Sorgen. Ich bin meiner Sache noch nie so sicher gewesen wie diesmal."

Betty verließ das Zimmer. Sie wollte allein sein.

Nun war es geschehen. Die Beschämung mußte der voreiligen Veröffentlichung des Vaters auf der That folgen. Wie bald mußte Zädler die eingetretene Veränderung finden, und dann zwang ihn seine Pflicht, dem Vater zu entgegnen. Er gegen den Vater — vor aller Welt! Und sie, welche durch ihre That die Demütigung des Vaters ermöglicht, ja verursacht hatte, sie trug die Schuld — und zur Strafe wurde ihr Herz zertreten in diesem Streite, der den Vater unversöhnlich trennen mußte von — dem Geliebten. Betty verbarg es sich nicht mehr, seit sie ihn verloren glaubte, daß sie ihn liebte.

* *
*

Als Zädler am anderen Morgen in das Zimmer für magnetische Beobachtungen trat und einen Blick durch das Fernrohr warf, war er nicht wenig erstaunt, nur noch das äußerste Ende der Skala im Gesichtsfelde zu finden. Er überzeugte sich bald, daß am Apparat selbst nichts verändert war. Die Marken standen unverrückt. Eine äußere Erschütterung konnte der Magnetstab nicht erlitten haben, es hätten sich sonst irgend welche Spuren von vertikalen Schwankungen zeigen müssen, die jedoch gänzlich fehlten. Auch in der Nähe fand sich nirgends eine Veränderung, welche als Ursache der Störung hätte angesehen werden können. Als Zädler endlich die Einstellung für die neue Mittellage des Magneten vollbracht hatte, zeigte sich eine Abweichung von mehreren Graden gegen die frühere Beobachtung und zwar im Sinne der Richtung, welche ursprünglich zu erwarten war. Der Assistent wurde sofort gerufen und eine Reihe von Beobachtungen angestellt. Das Resultat gab unzweifelhaft zu erkennen, daß die frühere Störung nicht mehr vorhanden war, sondern man fand die unter gewöhnlichen Umständen zu erwartenden Zahlen für die Größe und die Schwankungen der Deklination. Zädler beschloß, die nächsten Tage hindurch unausgesetzt zu beobachten, und jeder Tag bestätigte das Ergebnis des vorangegangenen.

Betty, die sich in dieser Zeit in der peinigendsten Aufregung befand, ließ sich vor Zädler nicht sehen, und auch Zädler wagte es nicht, wie gewöhnlich zur Theestunde vorzusprechen, weil er jede Unterredung mit Eibeling über seine Beobachtungen vermeiden wollte, bis er nicht die neuen Ergebnisse durch eine hinreichend lange Versuchsreihe mit zweifelloser Sicherheit festgestellt hatte. Erst dann wollte er in schonender Weise Eibeling von den veränderten Resultaten benachrichtigen.

Während Betty von Tag zu Tage eine Äußerung Zädlers erwartete, sah sie dem unvermeidlichen Konflikt in recht trüber Stimmung entgegen, und ihre Gedanken waren oft traurig genug. Auf ihr allein lag jetzt die ganze Last des drückenden

Geheimnisses, und gegen niemand durfte sie das arme Herz erleichtern.

Inzwischen hatte Zädler dem Doktor Krisas Mitteilung von seiner Entdeckung gemacht. Dieser besprach die Angelegenheit mit seiner Frau, welche ihrerseits ihre Freundin Betty benachrichtigte. Es war der armen Betty nicht leicht, mit dem nötigen Erstaunen eine Kunde aufzunehmen, welche ihr ebenso überraschend hätte erscheinen müssen, wie sie in Wirklichkeit längst von ihr erwartet war. Aber sie hielt sich tapfer, und das Resultat dieser Unterredungen war der Entschluß, daß Krisas eine Rücksprache mit Eibeling nehmen sollte, um in möglichst schonender Weise die für beide Teile mißhellige Angelegenheit zu ordnen.

Eibeling war durch Krisas' Mitteilungen aufs unangenehmste überrascht. Zuerst zeigte er sich überhaupt ungläubig.

„Wer weiß, was die da unten gesehen haben," sagte er wegwerfend.

Als ihm aber Krisas in milder Überredung zum Bewußtsein brachte, daß die Angaben des Physikers thatsächlich doch unangreifbar seien, da begann bei Eibeling die Einsicht zu reifen, in welch bedenkliche Lage er sich durch seine Übereilung gebracht habe. Totschweigen ließ sich die Sache nicht. Was aber konnte er thun? Einfach widerrufen? Unmöglich!

„Was halten Sie nun für das Richtigste, das in meinem Falle zu thun wäre?" fragte er Krisas.

„Geben Sie selbst eine Berichtigung Ihrer Behauptungen, in welcher Sie denjenigen Teil, welcher sich auf die beobachteten Thatsachen bezieht, einfach zurückziehen. Jeder kann sich einmal täuschen, und Ihr Ruf ist ein so alt und fest begründeter, daß Ihnen dies niemand verübeln wird."

„Nein, nein! Es geht nicht!" rief Eibeling. „Ja, wenn ich selbst von meinem Irrtum überzeugt wäre! Aber ich bin es noch nicht. Ich halte meine Theorie noch aufrecht, um so mehr, als sich die Empirie wieder einmal in ihrer ganzen Haltlosigkeit entpuppt hat. Bester Kollege, wer steht mir denn dafür, daß nicht in einigen Wochen die da unten kommen und sagen: Jetzt zeigt die Magnetnadel wieder nach dort, heute links, morgen rechts!? Jeden Augenblick müssen diese Herren Gefahr laufen, von der Erfahrung widerlegt zu werden. Da stehe ich doch fester da, ich will nicht in diese ungewisse Region hinabsteigen."

„Wenn Sie jenseit aller Erfahrung lustwandeln, so sind Sie freilich sicher, je durch Erfahrung widerlegt werden zu können."

„Ich weiß wohl, daß Sie meine Ansichten für Erdichtungen halten," entgegnete Eibeling. „Aber wenn sie es wären, dann wären sie jedenfalls sorgfältig genug gemacht. Wo sind denn die Gründe, welche mich widerlegen können? Die einfache Thatsache hat, wie gesagt, keinen Wert, solange Zädler nicht auch die Ursache angeben kann, warum die Beobachtungen auf einmal andere geworden sind wie am Tage vorher. Solange er dies nicht leistet, bleibe ich auf meiner Meinung bestehen. Thatsache ist, daß die Abweichung in meinem Sinne vorhanden *war*; ob sie es noch ist, bleibt gleichgültig. Für mich kommt alles darauf an, daß sie *möglich* ist, und dazu genügt, daß sie zeitweise *wirklich* war. Nein, Herr Kollege, ich wanke und weiche nicht."

Vor Eibelings Hartnäckigkeit mußte Krisas die Waffen strecken.

Einige Tage später erhielt Zädler von Eibeling ein kleines Heftchen, nur wenige Blätter enthaltend. Es war ein Separatabdruck der Eibelingschen Abhandlung.

„Arme Betty!" sagte Zädler, als er gelesen hatte.

„Armer Eibeling!" wäre vielleicht passender gewesen, aber er sagte: „Arme Betty!"

Dann setzte er sich hin und schrieb an Eibeling eine sorgfältige Darstellung des Sachverhalts, legte eine Abschrift der Beobachtungsprotokolle bei, bedauerte, daß Eibeling seine Veröffentlichung so sehr beschleunigt habe, und bat ihn schließlich direkt, in dem nächsten Heft der Monats-

schrift eine vorsichtig gehaltene Berichtigung der mitgeteilten Versuche zu geben, auf welche sich Eibeling ohne seine Ermächtigung berufen habe. Schließlich bat er ihn, ihre persönliche Freundschaft unter dem unangenehmen Zwischenfall nicht leiden zu lassen.

Diese wohlgemeinten Ratschläge fanden keinen guten Boden bei Eibeling. Freilich sagte er sich, daß er an der Thatsache nicht zweifeln könne und daß er nun handeln müsse. Lange saß er über die Schriftstücke gebeugt, bis seine Tochter hereintrat.

Ein Blick auf die Papiere und auf das sorgenvolle Gesicht des Vaters überzeugte sie von dem, was geschehen war. Leise faßte sie die Hand des Sinnenden.

„Ja, Betty," sagte dieser, „die Entscheidung tritt nun unmittelbar an mich heran. Unser Freund setzt mir hart zu."

„O, so gieb nach, Vater!"

Eibeling richtete sich auf.

„Und dennoch," rief er, „ich glaube es nicht! Ich glaube es nicht!"

„Wie meinst du das?"

„Setz dich her, meine Betty. Sieh, was die unendliche Vernunft schafft, das schafft sie sich selbst getreu. Ihr Gedanke selbst ist's, dessen äußere Seite wir fühlen im Zuge des Planeten, im Säuseln der Luft und im aufblitzenden Strahle des Lichtes, wie wir ihn in uns empfinden als Ruf des Willens zur gewaltigen That, als gestaltenden Trieb unseres Lebens und als die Wahrheit erkennende Macht des Verstandes. Und wo ich dem Gedanken mit unerbittlicher Logik folge, da muß ich ihn unwandelbar erfinden bis ins kleinste. So aber das Geringste fällt, so mir die Unwahrheit der entlegensten Folgerung bewiesen wird, so habe entweder ich gefehlt in der Sorgfalt meines Schließens, oder der große Grundgedanke des Systems ist falsch. Trüge mein Schließen die Schuld — es ist ja denkbar — nun wohl, dann wäre es Zeit, daß ich gehe. Denn ich habe geprüft und erwogen nach allen Seiten und keinen Mangel gefunden. Und darum kann ich noch nicht glauben, daß ich einen Fehler begangen. Das zweite aber, daß das Fundament meines Systems wanke — Betty, dieser Gedanke ist für mich so unfaßbar — nein, da müßten noch andere Gründe kommen, schlagendere, handgreifliche, und — ich weiß nicht, ob ich ihnen glauben könnte."

„Aber, lieber Papa, du hast dich doch schon manchmal geirrt und deinen Irrtum eingesehen."

„Du hörst ja eben, liebes Kind, daß ich hier keinen Irrtum entdecken kann."

„Aber du bist doch auch sonst schon zu Widersprüchen gegen die gewöhnlichen Annahmen der Naturforscher gekommen und brauchtest darum dein System nicht aufzugeben."

„Gegen die gewöhnlichen Annahmen, ja! Dann aber waren es eben nur Annahmen, Hypothesen, über welche die Naturforscher selbst nicht einig waren. Niemals konnten sie mir Thatsachen aufweisen, die nicht nach meiner Art auch erklärbar gewesen wären. Hier aber liegt die Sache anders. Hier ist eine Messung, eine jeden Augenblick zu prüfende Beobachtung, welche mich widerlegt, wenn sie vollständige Gründe für den Wechsel ihrer Resultate angeben kann und — wenn sie richtig ist."

„Und richtig ist sie. Dafür bürgt Zädler."

„Ja, liebe Betty, richtig! Was ist richtig von dem, was der täuschende Sinn uns vorspiegelt? Warum war das Ergebnis so lange Zeit ein anderes, meiner Ansicht entsprechendes, und warum hat es sich geändert? Auf einmal geändert seit dem Tage, an welchem meine Abhandlung gedruckt ward? Merkwürdiger Zufall!"

Betty schwieg.

„In der That merkwürdig! Um so überraschender, je mehr ich darüber nachdenke. Eine so plötzliche Veränderung in äußeren Umständen ist gar nicht denkbar, zumal eine Störung von außen ja nicht gefunden werden konnte. Man weise sie mir auf. Hm! Und wenn nun ein äußerer Anlaß der abgeänderten Beobachtung nicht stattgefunden hat, so kann es nur

ein innerer gewesen sein, das heißt ein subjektiver, in der Natur des Beobachters liegender."

Eibeling ging heftig im Zimmer auf und ab.

„Papa," sagte Betty, „Zädler ist so gewissenhaft und geübt in Beobachtungen und die Abweichung ist eine so große, daß doch von einem zufälligen Fehler gar nicht die Rede sein kann. Ich glaube" — Betty sah zu Boden — „daß in der Umgebung irgend eine Veränderung vor sich gegangen ist — vielleicht in der Erde selbst oder sonst wo. Doch was verstehe ich davon!"

„Ja, liebe Betty, möchtest du nie verstehen, was sich hier verändert hat! Möchte ich nicht es glauben müssen! Zädler!" Eibeling lachte unheimlich. „Seine Gewissenhaftigkeit! Ja, was man so Gewissenhaftigkeit nennt, das grenzt mitunter recht nahe an — Verblendung, an eine solche Verblendung, wo die vorgefaßte Meinung die Sinne zu beirren anfängt. Verlaßt euch nur auf die Sinne, und ihr seid schon — gewissenhaft! Zu große ‚Gewissenhaftigkeit' der Richter hat öfters zu Justizmorden geführt. Von derselben Sorte ist die zu große Gewissenhaftigkeit des Forschers, welche zum Morde der Wahrheit leitet. Haha! Da stehen die langen Zahlenreihen — so viel Grad, so viel Minuten! Das Papier ist geduldig!"

„Papa," rief Betty, „wenn ich dich recht verstehe — — Aber es ist ja nicht möglich! Was du da sagst, das kannst du nicht im Ernst glauben!"

„O, ich sage nichts, liebe Tochter, durchaus nichts! Unser Freund ist ja ein Ehrenmann!"

„Das ist er!"

„Und das Papier ist geduldig," murmelte Eibeling ganz leise.

Aber Betty hatte es doch gehört.

„Vater," rief sie, und ihre Augen flammten, indem sie dicht vor Eibeling trat, „denke so etwas nicht, verbanne die finsteren Geister, daß sie dein edles Herz nicht berücken mit einer Kleinlichkeit der Gesinnung, welche ihm sonst fern war! Und glaube mir, wenn etwas in der Welt wahr ist und echt, so ist es Zädlers treues Wort!"

Aber die finsteren Geister hatten schon zuviel Macht gewonnen über den gekränkten Philosophen. Er hörte nicht mehr das Versöhnende in den Worten der Tochter, nicht den Ton der kindlichen Liebe, mit welchem sie sprach; er verstand nicht ihre Furcht, daß der Vater etwas sagen könnte, was ihn scheiden mußte von dem Freunde. Er hörte nur die Verteidigung dessen, den er für seinen Feind halten zu müssen glaubte.

„Also auch du bist gegen mich?" fuhr er auf. „Ha, ich konnte es mir wohl denken! So geh nur, geh zu ihm, berichte ihm, was ich gedacht habe, was ich denken muß — wenn er mir nicht beweisen kann, warum seine Resultate jetzt anders lauten als vorher!"

„Und wenn es nun so wäre," rief Betty, „wenn er dir diesen Grund aufwiese? Was wolltest du dann sagen! O Vater, du weißt nicht, wie ich mich gequält habe mit Sinnen und Denken, dir zu helfen, sonst könntest du so nicht sprechen! Du weißt nicht, warum ich auf die Seite Zädlers treten mußte."

„Also doch?"

„Ja, weil die Wahrheit auf seiner Seite ist. Weil ich den Grund kenne, den du verlangst — ich allein weiß das Geheimnis der Störung, und ich darf es nicht sagen."

„Du weißt es? So gäbe es wirklich einen äußeren Grund der Erscheinung? Haha! Vortrefflich! Dann wäre ja alles aufgeklärt! Einen natürlichen Grund, der mein System zusammenschlägt und den meine Tochter allein kennt? Deine Scherze kommen wahrlich zu passender Zeit!"

„Und ich sage dir, Vater, was ich nie gesagt hätte, wenn nicht die häßlichen Gedanken gegen den wahrsten Menschen in deiner Seele aufgestiegen wären. Wisse denn! Über hundert Centner Eisen lagen, niemandem bekannt, unten in einer Kammer des Kellers neben dem Observatorium. Ich entdeckte sie, als ich unser Holz ab-

räumte, und ohne dein und Zädlers Wissen — um, wie ich glaubte, die Sache durch sich selbst beizulegen — habe ich sie beseitigt. Sie sind fortgeschafft. Seitdem zeigt die Magnetnadel, wie Zädler erwartet hatte. Es war wirklich nur eine zufällige äußere Störung, welche dich zu deiner Abhandlung veranlaßte."

„Sprichst du die Wahrheit, Betty? Hundert Centner Eisen —"

Eibeling sank in seinen Stuhl. Betty weinte still zu seinen Füßen. Aber nach wenigen Minuten sprang er wieder auf. Zitternd vor Erregung stand er im Zimmer und rief:

„Lächerlich! Lächerlich! Und solche Märchen soll ich glauben? So hole doch die Eisenstäbe, wenn du so gut ihre Stelle kennst, hole sie herauf — ersticken muß ich erst unter ihrer Last, diesen Körper sollen die Eisenmassen zerdrücken, ehe ich dir glauben will!"

Betty rang die Hände. Sie suchte den Vater zu beruhigen. Da versank er wieder in sein dumpfes Brüten, dann plötzlich sagte er mit ruhiger Stimme:

„Betty, hole doch einen solchen Eisenstab. Geh!"

Betty zögerte. Sie wußte nicht, was der Vater wolle, und fürchtete sich, ihn allein zu lassen. Ihm aber schwebte in diesem Augenblick wirklich nur die Vorstellung vor, daß er sich von der Existenz des Eisens überzeugen müsse. „Geh!" rief er nochmals ungeduldig.

In diesem Augenblick brachte die alte Dienerin die eben angelangten Postsachen herein, Zeitungen und Briefe; obenauf lag ein kleines Blatt in Kreuzband. Betty winkte der erprobten Frau, in der Nähe des Vaters zu bleiben und ihn nicht aus den Augen zu lassen. Dann ging sie hinaus in der Hoffnung, des Vaters aufgeregte Stimmung werde sich in der Einsamkeit am besten beruhigen.

Fast ohne zu wissen, was sie that, in der unklaren Vorstellung, den Befehl des Vaters vollziehen zu müssen, trat sie auf den Korridor und begann die Treppe hinabzusteigen. Erst als sie im ersten Stock angelangt war, fiel es ihr ein, zu überlegen, ob sie wirklich einen der Eisenstäbe ihrem Vater hinaustragen solle, und das Thörichte dieses Vorhabens wurde ihr klar. Während sie noch in Gedanken verloren dastand, traf ihr Blick auf die Thür des Auditoriums, aus welcher ein heller Lichtstrahl auf den schon halbdunklen Flur hinausfiel. In dem jetzt leeren Hörsaale bereitete Zädler einen Vorlesungsversuch mit elektrischem Licht vor. Betty bedachte, daß jetzt, da ihr Geheimnis verraten war, doch ihm vor allen die Aufklärung über das Vorgegangene gebühre. Und in diesem Gedanken trat sie leise durch die nur angelehnte Thür.

In dem Augenblicke, in welchem sie die Thür hinter sich zuzog, mußte sie die Augen vor dem blendenden Strahl der elektrischen Lampe schließen, welcher, durch den dahinter befindlichen Reflektor verstärkt, ihr direkt in das Gesicht fiel. Als sie dieselben wieder öffnete, befand sie sich in einem magischen Lichtmeer. Zädler hatte gerade vor den schmalen Spalt des Kastens, aus welchem das Licht herausstrahlte, ein Schwefelkohlenstoffprisma gesetzt und den weißen Lichtstreifen in ein breites, in den glänzendsten Farben des Regenbogens leuchtendes Spektrum verwandelt.

Jetzt erst bemerkte er Bettys Gestalt in der zauberischen Beleuchtung. „Fräulein Betty!" rief er überrascht. „Wie liebenswürdig, Sie kommen mir zuvor, auf neutralem Gebiete. Ich hatte mir vorgenommen, noch heute Sie aufzusuchen. Ich weiß alles. O, wie fühle ich mich Ihnen verpflichtet! Lassen Sie mich Ihnen von ganzem Herzen danken. Aber bitte, wollen Sie nicht ein wenig in unserem Durcheinander von Apparaten Platz nehmen? Hier ist ein Stuhl."

Sie setzte sich fast willenlos. Noch wußte sie nicht, welche Neuigkeit ihr wieder bevorstände.

Zädler aber erzählte der schweigend Lauschenden, wie er, von ruhelosem Forschungsdrange getrieben, eine nochmalige Durchsuchung des Hauses mit Hilfe trag-

barer Magnetnadeln vorgenommen, wie er am äußersten Flügel in der Nähe einer verschlossenen, zu Bettys Revier gehörigen Kammer eine auffallende Abweichung konstatiert habe, allerdings nur in unmittelbarer Nähe der Mauer, wie er Sand beauftragt habe, bei Betty die Schlüssel zu erbitten, und wie dieser endlich in seiner Angst vor der drohenden Enthüllung alles eingestanden.

Und als er sich nun bei Betty in warmen Worten für ihre Bemühungen in seiner Angelegenheit bedankte, da wurde auch Betty wieder lebendiger. Sie sprach von den näheren Umständen ihrer Entdeckung und kam dadurch auf die Zweifel und die Besorgnis, welche ihr der Zustand des Vaters errege, da sie sich gezwungen gesehen habe — wodurch, überging sie hierbei — dem Vater ihren Fund und ihre Thätigkeit zu gestehen, durch welche der Grund seiner Täuschung aufgedeckt worden sei. Es war merkwürdig, wie vertraulich sie jetzt über diese Angelegenheit mit Zädler sprechen konnte. Sie waren wirklich Kameraden geworden im rastlosen Ringen nach der Wahrheit, und hier in der ungewohnten Umgebung, im Halbdunkel dicht neben dem wundersamen Farbenschimmer des Spektrums, auf dem Holzschemel des Laboratoriums konnte die geplagte Betty vieles aussprechen, was ihr im gewohnten Behagen des Salons schwer über die Lippen gekommen wäre. Sie schüttelte Zädler ihr Herz aus, der in teilnehmender Stimmung ihren Worten folgte, und wenn auch Betty den innersten Grund ihres Herzeleids nicht angeben konnte, so mochte er doch nicht ganz ungeahnt bleiben von dem, der Bettys Wesen und Verhalten in der letzten Zeit zu eingehendem Studium gemacht zu haben schien.

„Es ist für Ihren Vater freilich sehr traurig," sagte Zädler, „daß er sich in so unversöhnlichen Widerspruch mit den Thatsachen gesetzt hat. Aber Sie selbst haben sich durchaus keinen Vorwurf zu machen. In dieser Beziehung dürfen Sie vollständig beruhigt sein."

„O doch!" entgegnete Betty traurig. „Ich hätte sofort Papa Mitteilung von meiner Entdeckung machen müssen, dann hätte er sein Manuskript noch zurückziehen können."

„Aber thatsächlich war es ja auch damals schon zu spät. Wie Sie vorhin sagten, war die Abhandlung an dem Tage schon gedruckt worden, an welchem Sie das Eisen fanden. Und daß Sie ihm diese schmerzliche Entdeckung des eigentlichen Grundes der Störung ersparen wollten, das finde ich ebenso lieb und klug von Ihnen wie den Ausweg, den Sie mir gegenüber ergriffen haben."

„Und nun ist die Folge, daß Sie und Papa für immer entzweit sind. O, Sie glauben nicht, wie mir das weh thut!"

Zädler sah sie auf eine merkwürdige Weise an. Man hätte glauben mögen, daß er so schlecht war, sich über ihre Traurigkeit zu freuen.

„Warum entzweit, Fräulein Betty?" sagte er dann. „Ich zürne Ihrem Vater nicht, und nach der jetzigen Aufklärung wird er ohne Zweifel seinen Irrtum berichtigen."

Betty seufzte.

„Er kann seine Abhandlung," fuhr Zädler fort, „ganz einfach, ohne weiteres Aufsehen zurückziehen. Man wird die ganze Sache bald vergessen haben."

„Aber auch ihn," flüsterte Betty.

„Liebe, verehrte Betty," sagte Zädler, ihre Hand erfassend, „das müssen wir der Zukunft überlassen. Ihr Vater hat seine Welt a priori konstruiert, aber a posteriori bildet sich das Urteil der Welt. Uns mag es immerhin gleichgültig bleiben, die wir, von anderer Weltanschauung durchdrungen, an dem teuren Manne nur die Persönlichkeit schätzen, seinen Geist, seine Liebenswürdigkeit und seine Güte."

Betty senkte den Blick tief bei diesen Worten. „Herr Professor," sagte sie dann, „Sie urteilen so liebevoll und großmütig über meinen Vater, Sie zürnen ihm nicht; aber — wird er — Sie wissen, das Alter macht eigensinnig — wird er es Ihnen je vergeben können, daß Sie es waren, der

ihn aus seinem liebsten, teuersten Traume geweckt hat?"

„Das will ich hoffen, von Herzen hoffen. Ja, es soll mir heiligste Aufgabe sein, wenn ich ihm ein hohes Gut seines Lebens geraubt habe; ja, wenn ich nach mehr noch die Hand ausstrecke, mit meinem eigenen Leben es wieder zu ersetzen."

Ahnungsvoll und furchtsam zugleich sah Betty ihm in die strahlenden Augen. Noch wußte sie nicht, ob sie recht verstanden habe, ob sie verstehen dürfe, was er meinte. Und mehr an den Vater als an sich denkend, seufzte sie: „O, wenn es möglich wäre, noch einmal glücklich zu werden!"

„Warum sollte es nicht möglich sein?" rief Zädler kühn. „Wenn Sie es wollen, Betty, wenn ich hoffen darf, daß Sie —"

Nein! Es war zuviel, was in diesen letzten Stunden auf Betty einstürmte. Mochte nun kommen, was da kommen wollte, sie wollte jedenfalls von nichts mehr wissen. Sie neigte den Kopf noch tiefer hinab, und während das rosige Licht des Spektrums der Vorgebeugten auf Stirn und Locken glühte, weinte sie.

Es war dies eine Wirkung des roten Lichtes, welche Zädler noch nicht studiert hatte. Aber glücklicherweise giebt es neben den wissenschaftlichen Interessen noch andere, welche in entscheidenden Augenblicken das Verhalten des Menschen regeln. Irgend eine solche zarte Entscheidung des Gefühls, die freilich mit der strengen Logik des Verstandes nichts zu thun hatte, mochte es sein, welche den Physiker rettete.

Mit Sicherheit konnte es später niemand mehr angeben, wie es kam; aber es ist Thatsache, daß Betty und Zädler beide Hand in Hand inmitten der Strahlen des Spektrums standen. Und als Betty dem geliebten Manne in das Gesicht zu sehen wagte, da mußte sie unter Thränen glückselig lächeln und konnte seinem Kuß nicht wehren. Er aber führte beglückt die leise bebende Braut durch das Zimmer.

„Wohin?" flüsterte sie.

„Zum Vater."

* * *

Inzwischen schritt Eibeling aufgeregt durch das Zimmer. Fast mehr noch als das Schicksal seiner Abhandlung beschäftigte ihn der Gedanke an Zädler. Das ruhig-feste Wesen des Physikers, seine bescheidene Sicherheit und sein umsichtiges Vorgehen traten deutlich vor seine Seele, und wenn er dabei an seine eigene Methode der Forschung dachte, konnte er eines gewissen Zweifels sich nicht entschlagen. Es kam über ihn wie ein dämmerndes Bewußtsein des Schwankens, des Tappens im Dunkel, dem die ganze Arbeit seines Lebens geglichen habe — — und wieder konnte er sich nicht befreien von einem dumpfen Gefühl des Widerwillens, ja des Hasses gegen den Mann, der ihm ohne bösen Willen seine Kreise gestört hatte.

Halb mechanisch griff er nach dem Kreuzband und entfaltete die kleine Zeitung. Es war ein sonst ihm kaum zu Gesicht kommendes Winkelblättchen, das Organ Gröhles, und das erste, was ihm in die Augen fiel, war ein Artikel mit der Überschrift: Professorenweisheit.

„Wie wir hören," so las er, „zerbrechen sich einige unserer hochgelahrten Professoren die Köpfe darüber, warum einige magnetische Beobachtungen in unserem physikalischen Institut nicht stimmen wollen. Daß Professor Zädler, über dessen Unfähigkeit wir schon wiederholt zu berichten hatten, nicht hinter die Sache kommen würde, ließ sich denken. Leider hat auch der sonst recht verdiente Professor Eibeling sich durch die ungeschickten Beobachtungen des p. p. Zädler täuschen lassen und eine Theorie auf dieselben gegründet, welche, so geistreich, so ausgezeichnet und einleuchtend sie sonst auch ist, doch auf durch Thatsachen widerlegten Voraussetzungen beruht. Es thut uns dies leid. Denn die Eibelingsche Lehre ist nicht im Stile der Professorenweisheit gehalten, welche glaubt, alles gethan zu haben, wenn sie recht viel mathematische Formeln verfaßt hat, sondern sie ist volkstümlich, verständlich dem gemeinen Manne, der sich dabei etwas denken kann, und frei von gelehrter Verbohrtheit."

Eibeling zuckte schmerzlich zusammen. „Das sind meine Bundesgenossen!“ rief er. „Der absolute Unverstand! O arme Wissenschaft, die nur noch gilt, wo man sie verkennt!“ Er seufzte tief auf und las dann weiter:

„Mit jener magnetischen Störung aber verhält es sich folgendermaßen: Als vor einigen Jahren das Bibliotheksgebäude renoviert wurde — die Herren Professoren waren natürlich auf Erholungsreisen, sie haben ja ein halbes Jahr Ferien, während unsere Freunde im Schweiße ihres Angesichts bei dem Bau arbeiteten — entfernte man die vor sämtlichen Fenstern befindlichen eisernen Gitterstäbe und stellte dieselben, da niemand von den Leitern der wissenschaftlichen Institute sich darum kümmerte, einen passenden Platz anzuweisen, in eine unbenutzte Kammer des Kellers im physikalischen Institutsgebäude. Dort stehen sie jedenfalls noch jetzt in guter Ruh, und man braucht nicht so gelehrt zu sein wie Professor Zädler, um zu wissen, daß Eisen vom Magneten angezogen wird.“

Darauf folgte eine ziemlich konfuse Auseinandersetzung über den Erdmagnetismus, der sich einige gute Ratschläge für Eibeling und einige Ausfälle gegen Zädler anschlossen. Es war Gröhles Rache.

„Du kamst zur rechten Zeit,“ murmelte Eibeling, indem er das Blatt fortlegte. „Zur rechten Zeit, um mir zu zeigen, wohin ich gekommen; aber auch noch, um mich zu behüten, daß ich nicht dem Irrtum das Unrecht hinzufüge. Ich habe vieles wieder gut zu machen.“

Den Kopf in die Hand gestützt, saß er lange still in seinem Lehnstuhl.

Durch das offene Fenster zog die reine, würzige Luft der Anlagen, tönte das entfernte Geräusch lustwandelnder fröhlicher Menschen und der vereinzelte Freudenruf spielender Kinder. Der Gelehrte im Lehnstuhl merkte wenig davon. In fernen Zeiten weilte sein Geist, er sah einen jüngeren, lebensfrischeren Mann, er sah sich selbst andachtsvoll zu den Füßen des berühmten Lehrers. Mit dem vollen Herzen des Dichters hatte er die bunte Welt erfaßt, und in raschem Ansturm mit den Flügeln der Phantasie gedachte er die stummen Rätsel der Natur zu lösen. Die Welt fügt sich so leicht, wo wir glauben und lieben.

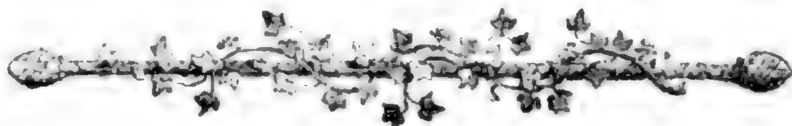
Ein solcher Frühlingsabend war es gewesen, als er die ersten Blätter seiner Arbeit der Geliebten in die Hand gelegt. Sie ruhte aus unter grünem Rasen — und seine Arbeit?

Die letzten Strahlen der Sonne lagen auf den langen Bücherreihen und rückten höher und höher. Jetzt folgten ihnen die Augen des Philosophen zu dem goldenen Titel, dessen Buchstaben sie beleuchteten, und er erkannte sein eigenes Werk: „Eibeling. System der Naturphilosophie.“ Da verschwand die Sonne, dunkel ward's und der helle Titel verlosch im Schatten.

Im Lehnstuhl saß ein gebrochener Mann.

Da öffnete sich leise die Thür. Zwei Gestalten traten schüchtern herein; sie näherten sich dem verwundert Emporschauenden und erfaßten seine Hände.

Im Dunkel ruhten die langen Bücherreihen; aber die Fragen, welche in ihnen gestellt sind, brennen ewig fort in den Köpfen und Herzen der Menschen. Der Greis im Lehnstuhl hat sie nicht gelöst, auch seine Enkel werden sie nicht lösen, aber freier werden sie ihnen gegenüberstehen, immer wieder neue Kraft schöpfend aus dem unversiegbaren Quell unseres Wissens, der schaffenden, lebendigen Natur, in deren Wechselwirkung sie sich fühlen. Und wenn sie sich bescheiden am Stückwerk des Wissens, bleiben sie doch treu dem dichtenden Ideal, das darüber hinausträgt.



Königs-Wusterhausen.

Von

Georg Born.

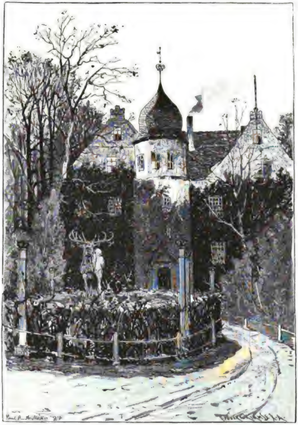
Noch vor einem Menschenalter wollte die Mark Brandenburg oder, offiziell gesprochen, die Provinz Brandenburg bei den West- und Süddeutschen gar wenig bedeuten. Man fand sich ihr gegenüber mit dem alten historischen Witze ab, der so abgenutzt ist, daß man billig Anstand nehmen muß, ihn zu wiederholen; man lernte von einem Geschichtskompendium zum anderen die alte Mär, daß die Hohenzollern in der Mark einen Pfandbesitz behalten hatten; man wußte nicht, daß die Mark von ihnen wirklich rechtlich erkauft worden war, erkauft mit ihrem guten klingenden Gelde, das sie durch weise Finanzwirtschaft in ihren Truhen gesammelt und aus ihren süddeutschen Besitzungen nach der Mark gebracht hatten; man glaubte, daß dort „so um Berlin herum" die Rittergüter bei starkem Winde in der Luft umhergetrieben würden, daß die Menschen noch in Lehmhütten wohnten und sich von Kräutern nährten und in Schaffellen einhergingen — kurz, die Ostmark Deutschlands war ein noch unentdecktes Land. — Man weiß heute von dem Kongogebiet in Afrika mehr, als man im vorigen Jahrhundert „im Reiche" von diesem Teile des Königreichs Preußen kannte. Unter Friedrich dem Großen hatte sich die historische Staubwolke, die das Land dem übrigen Deutschland noch verhüllte, zwar gelichtet — aber da waren um ihn Leute wie Voltaire und andere, die den Boden, der sie nährte, auf dem sie in stolzen Karossen dahinfuhren, mit ihrem Witz und ihrer Unfähigkeit, Land und Leute zu erkennen, wahrhaft genial verleumdeten.

Während der Befreiungskriege hatte man allerdings Gelegenheit gehabt, zu der Erkenntnis zu kommen, daß der Teil Preußens, der eine so mächtige Widerstandskraft gegen einen Napoleon, den Emporkömmling revolutionärer Gewalten, aus sich selbst erschaffen konnte, denn doch etwas anders geartet sein müßte, als davon die landläufige Ansicht existierte. Aber solch innere Betrachtungen waren in jener Periode äußerer Thaten nicht am Platze. In den darauf folgenden Zeiten

wurden sie vielleicht unbequem. Man fühlte eine nahende Macht — man ahnte auch an der politischen Windrichtung, woher sie kam — aber man verschloß vor ihr die Augen, bis sie denn da war. Und nun riß man die Augen weit auf und rieb sich diese wie beim Aufwachen aus dem Schlafe — und dann kam man innerlich zu der Frage, wie man bislang so wenig über ein Land wissen konnte, das solche Heeresmassen — solche Männer — solche Führer — solche Organisation geschaffen hat! Die Mischung germanischen und slavischen Blutes! Der große Kanzler hat in dieser Feststellung des wahren Grundes wieder einmal den Nagel auf den Kopf getroffen. Er, der echte Märker, enthüllte dem südlichen Deutschland, das da in dem Heidelberger Professor Bluntschli vor ihm saß, das Geheimnis der Erfolge Preußens. Erst der hartnäckige langjährige, bis zur Vernichtung des Gegners geführte Krieg zwischen der angesessenen slavischen Bevölkerung der Mark gegen das vordringende germanische Element — dann die Unterwerfung jener unter deutsche Führung und Kultur — darauf die Vereinigung beiderseitiger Eigenart — und daraus als Produkt die staatenbildende Kraft — das Mark aus der Mark.

Unser erstes landschaftliches Bildchen am Kopfe dieses Aufsatzes zeigt uns einen Ort, um den mit dem Eintritt in das zweite Jahrtausend unserer Zeitrechnung Heidentum und Christentum die Kraft ihrer Leiber und ihrer Waffen aneinander gemessen haben — aber es war kein Glaubenskampf, es war ein Kampf der Nationalitäten um den Boden, um die Herrschaft. Rechts der Elbe saßen schon seit Jahrhunderten die Wenden — von links des Flusses drangen die Germanen und ihre neue Kultur ein. Die Spree bildete in ihrem weiten Fluß- und Seegebiet, in ihren Niederungen und Brüchen ein günstiges Kriegstheater für die Entfaltung großer Heeresmassen, die Flußübergänge waren von besonderer Bedeutung, namentlich da, wo sich weite Sand- und Sumpfgebiete in das Bruch vorstreckten und die Annäherung des Feindes begünstigten. Zur Sicherung dieser Übergänge errichtete man feste Plätze. Solche befanden sich an dem kleinen Notteflüß, der in die Dahme, die wendische Spree, einfließt, drei in ganz geringer Entfernung voneinander. Einer dieser war auf dem Wustrow, das heißt einem von Gräben umflossenen Ort, errichtet. Die zwei ersten Silben sind echt slavische. Der Ausgang der wild um diesen Ort wogenden und tosenden Kämpfe liegt in dem angefügten Worte „hausen“ ausgedrückt. Auf den runden Schild der Slavenfürsten wurde der spitze der askanischen Markgrafen gesetzt — über den Fundamenten der alten Wendenburg erhob sich das Haus der deutschen Landesfürsten als einer Landwehre. Die aus diesem langjährigen Existenzkampf als Sieger hervorgegangenen Deutschen und die unterworfenen Wenden wohnten ganz nahe zusammen, aber ihre Stammesverschiedenheit gaben letztere lange noch nicht auf. Diese markierte sich bis in die neueren Zeiten, wo noch die Bezeichnungen „Deutsch-Wusterhausen“ für die Burg und deren Annex, „Wendisch-Wusterhausen“ für das Dorf und dessen Bevölkerung sich aufrecht erhielten. Da, wo auf unserem Bilde der Kuppelturm aus den Wipfeln der Bäume aufragt, ist die Stelle, um die sich die Geschichte des Ortes windet. Es ist der alte Wartturm, der Lueg ins Land, vielleicht schon von den Askaniern erbaut, wenigstens in seinen Fundamenten. Die Stellung seiner mit der Wendeltreppe korrespondierenden, schief aufsteigenden Fenster weist aber schon auf eine spätere Zeit — auf die von Schlieben, die in der Mark und von da weiter nach dem Osten einen hochwichtigen Kulturberuf des Germanismus erfüllten. Wir lernen sie auf diesem Wege als die treuesten, emsigsten, aufopferndsten und fähigsten Arbeiter an dem Staatsgebäude der Hohenzollern kennen. Lange allerdings blieben sie nicht in dem Besitze von Wusterhausen, vielleicht drängte sie das Bewußtsein ihrer großen Aufgabe

immer weiter nach der Ostmark. An ihre Stelle traten als Besitzer die Schenken von Landsberg, welche schon die zur Lausitz lehnbare Herrschaft Teupitz besaßen, Deutsch-Wusterhausen, das Schloß, Häuser, von denen das zu rechter Hand das ältere, das zur linken das später angebaute sein dürfte. Die Schenken von Landsberg teilten das Schicksal aller jener Familien, die mit der Zunahme an Besitz



Das Jagdschloß Königs-Wusterhausen.

mit ihrem großen Besitze vereinigten und so das Schenkenländchen schufen, das sie in den Rang kleiner Dynasten erhob. Zwei Giebel schauen auf unserem Bildchen neben der jedenfalls erst im siebzehnten Jahrhundert aufgesetzten Turmhaube aus dem Gewipfel der Bäume, zwei feste ihren politischen Beruf vergaßen; sie gingen ökonomisch unter. Ihre Herrschaft in einer Ausdehnung von sechsunddreißig Dörfern bröckelte nach und nach ab — ein Teil um den anderen ward an einen der umliegenden märkischen Edelleute verkauft — zuletzt kam das Schloß für sich

Digitized by Google

an die Putlitze, und von diesen erkaufte es der Große Kurfürst. Sein Nachfolger Kurfürst Friedrich III. war bemüht, den Besitz um das Schloß herum zu mehren, da die Schenken von Teupitz unaufhaltbar ihrem finanziellen Ruin entgegengingen. Es muß schon ein ganz erklecklicher Komplex gewesen sein, namentlich an Forst- und Jagdgründen, den König Friedrich I. im Jahre 1698 seinem zehnjährigen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm I., als Geschenk übergeben konnte. Zu dem eines Herrschers würdigen Hausgut erweiterte ihn aber erst der genannte Monarch, indem er 1717 von dem letzten der Schenken von Teupitz den ganzen Rest der einstigen Besitzherrlichkeit erwarb, dann das Schloß mit der alten Herrschaft Teupitz wieder vereinigte und dem Ganzen die Bezeichnung „Amt Wusterhausen“ gab. Es waren dreizehn Quadratmeilen, die er im Teltow, im Beeskow und Storkow dem königlichen Familienschatz mit einem Aufwand von fast einer Million Thaler erworben hatte. Blieb schon der Kern des ganzen Besitzes bis auf unsere Tage dem königlichen Hause erhalten, so hatte es doch der Lauf der Zeiten und des staatlichen Unglücks mit sich gebracht, daß sehr erhebliche Teile davon abgetrennt wurden; mehrere Ämter mußten in jener Zeit der Not veräußert werden, um die fast unerschwinglichen Kriegskontributionen Napoleons I. aufzubringen, und Friedrich Wilhelm III. samt seiner Familie ging darin mit dem Beispiele der Opferwilligkeit allen anderen Staatsangehörigen voran. Ein recht gut Teil ist indes doch noch übriggeblieben, um die Hausfideikommißherrschaft Wusterhausen zu bilden mit eigener Verwaltung in Wusterhausen und unter Oberverwaltung der königlichen Hofkammer der Familiengüter in Berlin. So markiert sich im Privatbesitze von Wusterhausen die große historische Thatsache der Vereinigung der alten im Germanen- und Wendentum ausgedrückten Gegensätze unter dem Kurhut und der Krone der Hohenzollern — in einer stark empfundenen und scharf bethätigten Souveränetät. Wie aus den germanischen Hohenzollern, ihrem Anhang und ihrer Kultur einerseits und dem widerhaarigen slavischen, durch die Edelleute scharf accentuierten Element der Mark andererseits das Kurfürstentum Brandenburg sich erhob, aus diesem die Krone Preußen — so sehen wir hier ein Symptom dieser fortbildenden Macht auf dem kleinen, dem königlichen Hause gehörigen Territorium. — Aus dem wendischen Wusterhausen wurde ein königliches, auch im Namen „Königs-Wusterhausen“. Wenn je einem Monarchen ein Recht zustand, den Namen eines Ortes in dieser Weise umzuwandeln, so muß dieses dem Könige Friedrich Wilhelm I. zuerkannt werden. Denn er war der eigentliche Gründer des Ortes. Als er, der Kurprinz, diesen überkam, legten sich um das Schloß herum zehn elende Hütten, aus Holz und Lehm gebaut, mit Strohdächern, die ganze Bevölkerung zählte etwa achtzig Köpfe — bei dem Tode des Monarchen war die Zahl der Einwohner und Häuser auf das Fünffache gestiegen. Unser Bildchen giebt eine Ansicht des Ortes von heute, wie dieser sich dem von Berlin mit der Bahn Ankommenden präsentiert. Höher noch als die Warte weltlicher Souveränetät erhebt sich in den Himmel die der göttlichen — der Kirchturm. Schloß und Kirche waren auch hier die Centralpunkte der Geschichte des Ortes, ersteres wie zum größten Teil in der Mark allerdings in hervorragender Weise. — Aus dem Gesenke der Notte, aus üppig-grüner Wiesentrift erheben sich nach allen Seiten hin stattliche Baumgruppen mit ihrem helleren Kolorit — weiterhin zieht das dunklere Tannengrün seine Linien um die Landschaft. Inmitten dieses der Ort — ein Kranz behäbiger, meist einstöckiger, in Gärten gelegener Wohnungen. Der Charakter der slavischen Ansiedelung, die lange Dorfstraße und die Lindenallee, haben sich erhalten, aber daneben hat sich auch die germanische Eigenart, das Gehöft für sich, ihr Recht geschaffen. Weiter am Hori-

zont zeigt ein Höhenzug seine Konturen — es ist die Hügeleinfassung des Nottegebietes.

So stellt sich Königs-Wusterhausen in unseren Tagen dar — von der Seite der Görlitzer Eisenbahn, mit der man den Ort von Berlin aus in einer halben Stunde erreicht. Die alte Berliner Landstraße nach dem Teltow und Beeskow ging über Rixdorf — Britz — Rudow — Waltersdorf — Wustermark. Die Entfernung betrug vier Meilen — und ebenso viele Stunden wird man zu Zeiten Friedrich Wilhelms I. gebraucht haben, um dahin zu kommen. Man denke den Zustand der Wege in damaliger Zeit und das Mahlen der Karossen durch den märkischen Sand! Später mag der König so etwas hergestellt haben, was einer chaussierten Straße ähnlich sah. Wenigstens ließ er diese eine gute Strecke nach dem Schlosse hin mit Linden bepflanzen. Einige dieser alten Bäume stehen noch und können von der liebevollen Sorgfalt erzählen, die der König auf Entwickelung und Verschönerung dieses Schlosses und des umliegenden Ortes verwandt hatte. Als er, der Kurprinz, das Schloß zum Geschenk erhielt, war er zehn Jahre alt — aber erst vier Jahre darauf erlaubte ihm der Vater, in seinem neuen Besitze seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, nachzugehen. Aus der Jagdpassion erwuchs die Soldatenpassion. Jedenfalls lag diese im Blute, sie brauchte nur geweckt zu werden. Wenn bei Jagden die Treiber antraten oder wenn die Jagd abgeblasen war, dann pflegte der Kur-, spätere Kronprinz diese Burschen aus den Orten der Umgegend zu sammeln; darauf stellte er sie in Reih und Glied und machte militärische Evolutionen mit ihnen. An Stelle der Waffen begnügte man sich mit Stöcken, dann kamen hölzerne Flinten, dann Piken, zuletzt Flinten, wirkliche Flinten. Nach und nach erschien eine Art Uniform dazu, blaue Röcke, rote Hosen und Westen; letztere gingen auf das spätere Königsregiment (das Riesenregiment) über. Diese Jagdgarde betrug dreißig Mann und war in Grenadiere, Musketiere und Pikeniere eingeteilt. Unter ihnen befanden sich fünf lange Kerls, diese bekamen Grenadiermützen — sie sind als der Stamm des Riesenregimentes zu betrachten. Jedesmal, wenn König Friedrich I. und die Königin Sophie Charlotte nach Wusterhausen kamen, wurden sie dem Könige als Paradeschildwache an die Thür gestellt. Mit der Zeit jedoch nahm das Gefallen des Kronprinzen an langen Soldatenexemplaren derart zu, daß er einen großen Teil seiner Revenuen auf die Erwerbung solcher Enakssöhne verwandte, nicht gerade zur Zufriedenheit seines Vaters, der diese Liebhaberei zur Leidenschaft anwachsen sah und damit die Anzahl der großen „Kerrels". Die Folge war, daß sie bei späteren Besuchen des Königs in Wusterhausen sich in Ställen und Scheunen verstecken mußten.

Das Schloßgebäude, wie wir es in unserer Abbildung S. 797 vor uns sehen, erfuhr selbst durch den König später keine wesentlichen Veränderungen. Es waren zwei Giebelhäuser, rechts das ältere mit drei breiten Frontfenstern nach dem Hofe, links das neuere mit zwei Fenstern — verbunden waren beide Gebäude durch den uralten Wartturm. Durch ihn geschah der Zugang unter einem mit mythologischen Gestalten verzierten Fronton auf einer hölzernen Wendeltreppe. Nach den Schußlisten zu urteilen, kann der Aufenthalt des Königs so regelmäßig, wie er sich durch zweiundzwanzig Jahre wiederholte, erst mit dem Jahre 1717 begonnen haben, da anzunehmen, daß Friedrich Wilhelm erst nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1712 umfassendere bauliche Veränderungen vornehmen ließ. So wurden rechts und links von der Figur des Hirsches aus zwei große Flügelgebäude im Geschmack damaliger Zeit gebaut, diese dann nach dem Orte hin durch ein breites Gitterthor geschlossen. Die Posten wurden nicht etwa von langen Grenadieren gegeben, sondern von zwei lebendigen Bären, denen die Zähne ausgebrochen und die Vorderpratzen auf den

Rücken gebunden waren. Auf den steinernen Pfosten wurde in einem Behälter je ein weißer und ein schwarzer Adler gehalten. Durch diese Wache trat man in den Hof. An der Stelle, wo sich auf unserer Abbildung S. 797 aus dem Boskett der schreiende Hirsch in Bronze erhebt, stand der Brunnen; er diente für die Bedürfnisse des Schlosses. Hier war während des Aufenthalts des Königs ein Zelt aufgeschlagen, unter dem bei gutem Wetter Tabaks-Kollegium abgehalten ward. An Jagdtagen — und fast jeder Tag, den der Herr gab, vom 28. August bis zum Hubertustage, dem 3. November ward zu einem solchen — wurde hier Curée gemacht. Nachdem der gehetzte Hirsch abgefangen war und der Oberjägermeister die beiden Vorderläufe dem Könige auf einem silbernen Teller präsentiert hatte, wurde das Tier durch Jägerburschen auf einer Wildtrage hierher nach dem Schloßhofe gebracht und aufgebrochen. Die Thore waren geschlossen, aber durch die Sparren des Gitters verfolgte die gierige Meute die Manipulationen der Jagdgehilfen, in fieberhafter Ungeduld auf den Augenblick lauernd, wo ihr das Jagdrecht wurde. Auf ein von den Piqueuren mit dem Hifthorn gegebenes Zeichen ward sie eingelassen — nur die Furcht vor der Peitsche hielt sie noch in der Koppel. Dort lag der Hirsch weidgerecht zusammengelegt — mit seiner Haut und dem Kopfe belegt, als ob er noch lebte. Die Hunde hatten aber schon Blut gerochen — schnaubend — scharrend — bellend wurde sie um das Tier umhergeführt — dann hob einer der Burschen den Kopf, als ob dieser noch am Leben wäre, schwang ihn vor den Hunden, um diese zu guter Letze auf ihn zu schärfen — dann wurde die Haut hinweggezogen, und heulend vor erregter Begierde stürzte die Meute auf das unter ihrer Hetze verendete Tier, um so auch ihren Jagdanteil zu empfangen. Unterdes hatte sich der König in das Schloß zurückgezogen, umgekleidet und erschien dann wieder zur Curée unter dem Blasen der Jagdhörner, „ein lustiges Runda, welches alles“, wie es in einer alten Jagdbeschreibung heißt, „sich über die massen wohl sehen und hören läßt“. Um diese Stelle historisch zu bezeichnen und zugleich den Charakter des Schlosses als eines Jagdschlosses zu markieren, wurde der Hirsch bei der Restaurierung desselben hierher gesetzt.

Das Tabakshäuschen auf dem Königsberge bei Königs-Wusterhausen.

Das Schloß war von drei Seiten von einem Wassergraben umgeben, „einem schwarz fauligen dem Styx ähnlichen Wasser“ — wie die Markgräfin von Bayreuth schreibt. Es lag wie auf einer Insel, und drei Brücken verbanden es mit dem Lande. Die eine war hinter der Stelle angebracht, wo jetzt die Hirschgruppe sich befindet — sie führte geradeswegs nach dem Eingang des Schlosses. Heute ist der Graben zugeschüttet. Die zweite verband die Rückseite des Schlosses

mit der Landstraße, sie ging unmittelbar nach einer Mühle, die heutzutage noch ihre emsige Arbeit nicht ausgesetzt. — Mühlen, einem örtlichen und praktischen Lebensbedürfnis dienend, haben ein zäheres Leben als Schlösser — Müllerdynastien halten ziemlich gleichen Schritt mit Fürstendynastien. Das Schloß umzog eine Terrasse; aus den Zimmern der Königin ging ein Weg über diese nach dem tiefer liegenden Garten, und diese Verbindung wurde durch eine dritte eiserne Brücke hergestellt. Jenseit derselben war unter einer Linde, die noch ihre Jahrhundertäste in die Luft streckt, ein türkisches Zelt aufgeschlagen, wo bei gutem wie bösem Wetter zu Mittag gegessen wurde. Nach der Schilderung der Markgräfin saß man oft bis an die Waden im Wasser — während bei gutem Wetter die Töchter des Königs den Mittagsschlaf des Vaters bewachen, zu seinen Füßen sitzen oder ihm die Fliegen abwehren mußten. So schlimm, als die Markgräfin es macht, wird es nun wohl nicht gewesen sein. Man kennt die Neigung der geistvollen Frau zu scharfen Strichen, die hier und da manchmal die richtigen Konturen der Geschichte zu verrücken drohen. Namentlich in Bezug auf ihr behauptetes Hungerleiden muß man ganz anderer Meinung werden, wenn man die Küchenrapporte aus der Zeit des Königs liest. Da gab es denn eine ganz erkleckliche Anzahl von Schüsseln, und diese waren wohl garniert mit dem Besten, was die Jahreszeit brachte, selbst mit sogenannten Delikatessen. Denn auf Essen und Trinken haben die Hohenzollern wie alle tüchtigen Naturen immer etwas gehalten. Daß diese Kost dem Gaumen der Markgräfin nicht behagt haben mag, ist allerdings eine andere Sache. Die Prinzessin wie ihr Bruder Fritz waren, um einen echt märkischen Ausdruck zu gebrauchen, geistig und physisch „kiesäthig" — und gegen diese Neigungen als undeutsche, als geistig ungesunde kämpfte der Vater mit aller seiner Autorität, mit seiner vollen Leidenschaftlichkeit an. Er wollte keine im Gefühl und Charakter verweichlichten Kinder haben — und gerade diejenigen unter ihnen glaubte er darum am strengsten behandeln zu müssen, welche als die ersten aus seiner Ehe auch die begabtesten waren. Schloß Wusterhausen wurde zum Schauplatz der erschütternden Auftritte, wie sie ein Shakespeare dieser Zeit nicht drastischer und großartiger hätte dramatisch gestalten können. In den Gemächern des königlichen Paares entspannen sich diese Scenen, bereitete sich der Konflikt vor, hier platzten die Gegensätze aufeinander und führten dann zur Katastrophe. Die Zimmer des Königs lagen, wenn man durch den Turm eingetreten war, im Hochparterre. Sind diese wie die gegenüberliegenden der Königin in unseren Tagen mit einem Komfort und einer Eleganz ausgestattet, die wenigstens mit Bezug auf die Gemächer des Königs nichts mit dessen puritanischer Einfachheit gemein haben, so kann man doch annehmen, daß die Verteilung des Raumes dieselbe geblieben ist, wie sie vor anderthalb Jahrhunderten gewesen. Man tritt in einen langen breiten Korridor, der durch die ganze Tiefe des Schlosses geht. Wie dicht die Mauern desselben sind, möchte daraus zu erkennen sein, daß ein kleines Gemach, das man als Schlafzimmer des Königs bezeichnet, in der Umfassungsmauer des Schlosses lag, also förmlich ausgestemmt werden mußte. Davor liegt ein galerieartiger Raum, der als Warte- oder Vorzimmer gedient haben mag. Das gotische Kreuzgewölbe weist darauf hin, daß dieser der älteste Teil des Schlosses ist. Daran stößt ein drittes großes weites Gemach mit drei Fenstern und tiefen Nischen. Die Stützsäule in der Mitte deutet an, daß diese ebenfalls ein gotisches Gewölbe getragen haben mag. Jedenfalls war dieses der Raum, in welchem der König empfing und arbeitete. Hier hat auch der einfache eichene Tisch gestanden — nunmehr im Hohenzollernmuseum zu Berlin —, an welchem er am 1. Nov. 1730 kraft königlichen Machtspruches das Todesurteil des Kapitänlieutenants v. Katte unterzeichnet hat.

Der breite galerieartige Korridor durchschneidet die beiden Häuser und trennte so die Gemächer des Königs von denen der Königin, die das Hochparterre im Flügel links vom Turme einnahmen. Die Gemahlin des Königs mußte sich mit zwei Gemächern begnügen, wenn diese auch schon sehr geräumig waren. Das teils nach dem Hofe, teils nach dem Garten gelegene diente ihr als Empfangsraum, das zweite als Schlafgemach. In jener

Aus der Jagdgalerie in Königs-Wusterhausen.

Zeit war das einer Fürstin nicht in dem Grade diskret als in unserer Zeit; es gehörte, wenn man so sagen darf, der Öffentlichkeit an. Das Bett war ein Paradestück, und liegend in diesem empfing eine Fürstin ihre Umgebung und den Hof. Vergleicht man allerdings diese Wusterhausener Gemächer mit denen, welche die Königin in Berlins und Potsdams Schlössern bewohnte, so möchten sie in ihrer räumlichen Beschränktheit den modernen Besucher überraschen. Der Unterschied ist dahin zu machen, daß die Königin sich dort im Mittelpunkt alles Glanzes ihrer hohen Stellung befand, hier aber auf dem Lande. Wusterhausen war eben nur ein Jagdschloß; hierher kamen wohl fremde fürstliche Besuche, die, wenn sie auch noch so entfernten europäischen Dynastien angehörten, doch immer als in einem Familienverhältnis befindlich betrachtet wurden; hierher kamen auch die Vettern und Verwandten des Königs, aber niemals Gesandte; Minister nur sehr ausnahmsweise; nichts, was den Staat betraf. Der König lebte hier nur seiner Jagdpassion mit seiner Familie und einigen Generälen, die seine tägliche Gesellschaft bildeten. Die Herrschaften wohnten sehr eng zusammen. Das Appartement des Königs und das seiner Gemahlin trennte der bereits erwähnte Korridor — nur wenn der König auf der Jagd sich befand, war die Königin vor seinen Überraschungen sicher und vor seinen Zornesausbrüchen. Zwischen den beiden Wohnungen wurde teils heimlich, teils offenbar stets Krieg unterhalten: hier von seiten der stolzen, ehrgeizigen und zur Intrigue geneigten Welfentochter gegen den von seiner Machtfülle durchdrungenen, seiner Zwecke und Ziele sich bewußten König, gegen den deutschen Haus- und Familienvater, mit seinem starken Gefühl für Autorität und Gehorsam in der Familie wie im Staate. So roh manche Züge in der Persönlichkeit des Königs uns jetzt erscheinen mögen — so hart und grausam manche seiner Handlungen waren — immer wird er für einen Menschen von historischem Urteil und von deutschem Gefühl ein Gegenstand tragischen Mitleids sein. Oder wäre er etwa kein eines großen Dramatikers würdiges Motiv — er ein König mit seinem vollen Zweck- und Pflichtbewußtsein — mit seinem redlichen Wollen und den elementaren Fehlern und Unvollkommenheiten menschlicher Natur — mit seinem tiefsten, vielleicht oft zu kräftig pulsierenden Gefühl — seinem redlichsten Wollen, aber auch seinem tiefen Schmerz, sich von denen mißverstanden zu sehen, die ihm die Nächsten an seinem Herzen sein sollten, diese selbst in offenem

Aufruhr gegen sich zu wissen — gegen den König, gegen den Vater — und dann sich selbst verlassen, allein auf einsamer Höhe? Man kann in diesen Räumen diese Gedankeneindrücke nicht los werden. Man sieht ihn vor sich, den oft von seinem elementaren Zorn bewegten, aber selten von unrichtigen Voraussetzungen, nie von unlauteren Gefühlen bewegten Mann — und die vor ihm zitternde Gemahlin mit ihren Kindern, die bei drohendem Wetter immer unter ihre Flügel flüchteten. Die Markgräfin von Bayreuth erzählt von einer Scene, wo der König, von der Jagd kommend, plötzlich bei der Königin eintrat, der Kronprinz schnell in eine Nische und die Prinzessin Wilhelmine unter das Bett der Königin schlüpfte und hier fast erstickt wäre, weil der König bei seiner Gemahlin auf dem Lehnsessel einschlief und kein Mittel sich ergab, aus dem Gefängnis zu entfliehen. Ein Vater, ausgerüstet mit höchster weltlicher Machtvollkommenheit — aber ein Vater ohne Vertrauen — ohne Zuneigung — ohne Liebe der Seinigen! Die Markgräfin von Bayreuth findet in ihren „Erinnerungen" und in ihrer Erinnerung keinen Ausdruck zu hart, um ihren Widerwillen gegen den Aufenthalt in Wusterhausen zu kennzeichnen. Der arme Ort hat es ihr nicht angethan in Sympathie, aber dafür hatte sie es ihm angethan an übler Nachrede über den Zwang und die tödliche Langeweile, über das schlechte und unzureichende Essen und das ärmliche und unbequeme Wohnen. Mag in den Schilderungen auch manches übertrieben sein, so sind die Bemerkungen über die Wohnung als zutreffend zu bezeichnen; man möchte es nach heutigen Begriffen für geradezu märchenhaft erachten, daß Königstöchter unter dem Dache in zwei Dachstübchen haben kampieren müssen. Und doch ist es die Wahrheit. Es war nicht genug Raum im Schlosse für die königliche Familie, wenn man bedenkt, welchen persönlichen Dienst der König und die Königin und jedes einzelne der Kinder nötig hatten. Über dem Korridor der königlichen Wohnung lag ein zweiter, rechts davon ein großer Saal, der heute noch erhalten ist und von dem weiter unten zu reden sein wird. Wenn die Markgräfin davon spricht, daß das Mittagsmahl, mochte das Wetter sein, wie es wollte, im Freien eingenommen wurde, so war doch nicht anzunehmen, daß dieses Tafeln im Freien auch dann fortgesetzt wurde, wenn die Oktoberstürme über das Bruch hinwegjagten. Für diese Zeit mag der Saal im zweiten Stockwerk als Eßsaal gedient und in den anstoßenden Zimmern, sowie in den jenseit des Korridors gelegenen werden wohl der Kronprinz und die Prinzen gewohnt haben. Für die Besuche sowie für die Umgebung waren die beiden auf dem Hofe neu erbauten Seitenflügel bestimmt.

Das Jahr hatte für den Aufenthalt des Königs seinen bestimmten Turnus. Der Winter gehörte für Berlin, die ersten Frühlingsmonate für Potsdam, im Mai und Juni war der König wieder in Berlin, dann erfolgte wieder ein Aufenthalt in Potsdam, bis am 28. August mit dem Aufgang der Jagd die Verlegung des Hoflagers nach Wusterhausen erfolgte. Hier dauerte der Aufenthalt bis in die erste Novemberzeit. Sobald der König ankam, war sein erster Gang nach dem Jagdzeughause, wo er sich wiegen ließ. Sein Gewicht betrug in seinen vierziger Lebensjahren an 270 Pfd. In Wusterhausen ging er, wie sein Biograph Dr. Förster erzählt, immer im grünen Jagdkleide mit dem Hirschfänger. Aber diese Notiz ist doch nicht ganz richtig. Denn auf einem Bilde, welches jetzt in den früheren Zimmern des Königs hängt und eine Parforcejagd auf einen Hirsch darstellt, ist er in Uniform abgebildet. Mit Ausnahme des Sonntags, wo er Probepredigten von Predigtamtskandidaten in der Ortskirche anzuhören pflegte, ging es jeden Tag hinaus in Wald und Heide zur Pürsche oder zur Hetze, schon um sechs Uhr morgens. Je nachdem Weidmanns Heil ausfiel, wurde die Zeit für das Mittagsmahl bestimmt; zwanzig Minuten

nach seiner Rückkehr, so lange er eben Zeit brauchte, um sich umzuziehen, mußte angerichtet sein. Längere Zeit durften auch die Königin und die Prinzessinnen zu ihrem Anzug nicht brauchen. Die fünfte Abendstunde war für das Tabakskollegium bestimmt. Bei gutem Wetter unter dem Zelte am Brunnen, manchmal auch in dem Häuschen auf dem benachbarten Königsberge, welches noch erhalten ist, aber hier doch nur selten (s. Abbild. S. 800); bei schlechtem Wetter wurde es in einem der neuen Flügel abgehalten. In Wusterhausen bestand die Tabaksgesellschaft aus weniger Personen als in Berlin oder Potsdam, doch war hier wie dort für guten Stoff in den weißen porzellanenen Bierkrügen gesorgt, für Tabak in offenen Körben, für ein Kohlenbecken zum Anzünden und für holländische Thonpfeifen. Die geistige Nahrung mußte einer der lustigen Räte, Gundling oder Faßmann, beschaffen, indem sie „etwas Divertissantes“ aus den französischen, holländischen oder deutschen Gazetten mitteilten, auch Auskunft auf Zwischenfragen in historicis oder politicis gaben, überhaupt auf allerlei Einwendungen gerüstet sein mußten. Ab und zu waren auch die Lieutenants v. Löben und v. Gröben befohlen, um mit einem der beiden lustigen Hofgelehrten einen Schabernack in Scene zu setzen. Dazwischen wurde auch mal der starke Mann, der Seiltänzer Eckenberg, nach Wusterhausen citiert, um Proben seiner gewaltigen Körperkraft abzulegen. Er vermochte eine Kanone von zwanzig Centnern, auf welcher ein Tambour mit der Trommel saß, so lange mit einer Hand in die Höhe zu halten, bis dieser ein Glas Wein in aller Muße ausgetrunken hatte. Zwei der stärksten Pferde konnten ihn nicht von der Stelle ziehen, und ein Ankertau zerriß er wie einen Bindfaden. So ein Mann war dem realistischen Sinne des Königs mehr wert als Gundling mit all seiner Gelehrsamkeit. Die zehn Wochen in Wusterhausen betrachtete Friedrich Wilhelm I. als seine Urlaubszeit, und noch heute haben sich in dem Munde der Einwohner Züge von seiner Leutseligkeit und von seiner Anlage zum Humor erhalten.

Der Speisesaal in Königs-Wusterhausen.

Digitized by Google

Zu verschiedenen Malen hatte er sich an die Thür des Schulhauses gestellt mit der Aufforderung an die heimkehrende Schuljugend, daß sie rufen sollte: „Unser Schulmeister ist ein Esel!" Das kriegte aber selbst er als König nicht fertig, denn in der Meinung der Jungen stand der Schulmeister höher als der König. Jener konnte sie alle Tage prügeln, aber dieser sie nicht alle Tage in Schutz nehmen. Der Respekt, in welchen sich der Lehrer seinen Scholaren gegenüber zu setzen verstanden hatte, imponierte dem Autoritätsgefühl Friedrich Wilhelms I. dermaßen, daß der Schulmeister von nun an öfters zum Tabakskollegium zugezogen ward.

Zwei große Tage gab es während dieser Wochen in Wusterhausen. Der eine war die Feier des Tages von Malplaquet am 11. September, zur Erinnerung an den Tag von 1709, wo der König als Kronprinz unter den Augen der beiden größten Feldherren jener Zeit, des Herzogs von Marlborough und des Prinzen Eugen, durch die Bravour der preußischen Truppen einen so glorreichen Sieg erringen gesehen hatte. Der Generallieutenant von Pannewitz hatte aus dieser Bataille eine große Schmarre im Gesicht davongetragen und wurde zu diesem Tage regelmäßig nach Wusterhausen eingeladen. Mit ihm eröffnete der König den Tanz. Bei Tafel ward scharf getrunken, jede Gesundheit wurde „vom Salut der canons begleitet", dabei ließ sich die Jägerei in Jagdrufen vernehmen, die Hautboisten aus Potsdam spielten dazu. Die Königin und ihre Damen retirierten, sobald der König den Männerball eröffnete, indem er mit allen alten Generalen und Offizieren tanzte. Die zweite Feier war dem Andenken des heiligen Hubertus geweiht, dessen Jahrestag bekanntlich der 3. November ist. Aber der König kehrte sich nicht so genau an den Tag. Er setzte das Hubertusfest an, sowie jagdbare Hirsche im Revier angesagt wurden. Denn zur Feier wurden an diesem Tage zwei gejagt. Dann war große Tafel; es ward tüchtig in Rheinwein, Pontac und Ungarwein gezecht, und die ganze Jägerei war aufgeboten. Besonders

Das Tabakskollegium in Königs-Wusterhausen.

hoch ging es bei dem Hubertusfest im Jahre 1728 her. Der König August von Polen hatte durch einen eigenen Abgesandten dem Könige ein silbernes Trinkgefäß verehren lassen in Form eines Mörsers mit einer Granate, welche als Trinkgefäß diente. Es war so schwer, daß zwei alte Generale es kaum aufheben konnten, allerdings erst, wenn sie bezecht waren. Bacchus trug bei solchem Hubertusfest den Sieg über St. Hubertum davon. Wenn dann die Lust am höchsten gestiegen war, dann wurden Schnurren ersonnen, deren Zielpunkt immer die Hofgelehrten waren und bei denen die auf dem Hofe befindlichen Bären mitagierten. Als Faßmann zum erstenmal nach Wusterhausen beordert wurde, wußte er nicht, daß das Wappentier der Stadt Berlin in natura auf dem Schloßhofe umherliefe. Beim Nachhausegehen so zwischen elf und zwölf Uhr nachts war er von etlichen kleinen schwarzen Männern umgeben, die „an ihm herum tratscheten“. Seine vom Trunke aufgeregte Phantasie sah in ihnen kleine Teufel, bis er denn aus den zärtlichen Umarmungen merkte, daß es die königlich preußischen Bären waren. Dem Ober-Ceremonienmeister Freiherrn v. Gundling wurden etliche Male die Tiere ins Bett gelegt, so daß er durch ihre Verunreinigung gezwungen ward, einige Tage vom Hofe fernzubleiben. Auch in Potsdam hielt der König einen Bären, der frei im Schlosse und selbst in der Stadt umherlief. Obgleich fast blind, durch Abhauen der Vorderpratzen und Ausbrechen der Zähne unfähig, wirklichen Schaden zu thun, war er doch der Schrecken der Schloßbewohner und der Marktleute, mit deren Waren er manchmal argen Unfug trieb. Wer ihn neckte oder ihm wehe that, mußte sich wohl vorsehen, daß er ihn nicht packte und umarmte; wenn auch alt, war er noch in seiner vollen Stärke. Geriet er unter die Gewehre der Grenadiere, welche die Wache im Schloß hatten, so warf er diese um, und ging er durch die Marktstände spazieren, so gab es gewöhnlich Hallo aller Art über den ungeschlachten Gast. Da ihn eigentlich niemand besonders beaufsichtigte, so hatte er volle Freiheit, weil jedermann wußte, daß der König viel von ihm hielt. Eines Abends hatte er sich in ein Haus, gerade dem Schlosse gegenüber, bis in die Kammer eines Dienstmädchens geschlichen, wo er sich in das Bett derselben legte. Als diese nun ohne Licht in ihre Kammer kam, sich ausgezogen hatte und in ihr Bett steigen wollte, gab es ein furchtbares Geschrei, bis alle Leute aus dem Hause zusammenliefen und den Bären hinausprügelten. Die Vorliebe des Königs für dieses Tier kam daher, daß der Bär eine merkwürdige Anhänglichkeit an ihn hatte, über deren Veranlassung indessen nichts bekannt ist. Sobald er die Stimme des Königs hörte, kam er herbei, richtete sich auf, legte die Pfoten um seinen Hals und liebkoste seinen Herrn in auffälligster Weise, während er dies keinem anderen Menschen that oder gestattete, selbst denen nicht, die ihn fütterten und pflegten.

Mit dem Hubertusfest hatte der Aufenthalt des Königs in Wusterhausen ein Ende, zur großen Freude der Königin und der Kinder. Aus der amtlichen Schußliste über die kleine Jagd kann man ersehen, daß der Aufenthalt des Königs in dem Jagdschloß von 1717 an bis 1738 ein ganz regelmäßiger war. Die Jagd ging auf Hochwild, dann auf Rebhühner, Fasanen und Hasen. Oft war die Jagdbeute eine so reiche, daß man in Verlegenheit war, wie diese unterbringen. Aber der König wußte immer Rat. Es wurden Zettel geschrieben mit den Namen von Generalen, hohen Staatsbeamten, auch reichen Bürgern und dabei die Preise vermerkt, zu denen sie das ihnen ins Haus gebrachte Wild annehmen mußten. Das Schwarzwild wurde den Juden vor das Haus gefahren, so daß diese in ihrem Abscheu vor so einem unreinen Tiere schnell Mittel und Wege suchten, es anderweitig an den Mann zu bringen. Das erlöste Geld ging in die Börse der Königin, diese mußte aber dagegen die Verpflichtung übernehmen, dem Könige

für seine Jagd Pulver und Blei zu liefern.

Öfter geschah es, daß der König außer diesem Turnus sich nach Wusterhausen zurückzog. Wenn er so, zu Pferde und von zwei Pagen begleitet, wie er pflegte, vor dem Schloßthor eintraf, dann wußte man, daß etwas im Anzuge war. Dann kam er, um mit sich selbst zu Rate zu gehen, und dann gingen von hier die wichtigsten Entschließungen aus. Der düsterste Tag für das Jagdschloß zog in jenem ersten November 1730 herauf. Unter diesem Datum unterschrieb der König in dem Saale, der heute als Speisezimmer benutzt wird, an einem eichenen Tische den Kabinettsbefehl, der den Freund und Verbündeten seines Sohnes, des Kronprinzen, durch königlichen Machtspruch dem Schwert des Henkers überlieferte. „Da aber dieser Katte mit der Sonne tramirt, zur Desertation mit fremden Ministern und Gesandten allemal durcheinander gestochen und er nicht davor gesetzt worden, mit dem Kronprinzen zu complottiren, au contraire es Sr. Königl. Majestät und dem Herrn General-Feldmarschall v. Natzmer hätte angeben sollen, so wüßten Sr. Königl. Majestät nicht, was vor kahle Raisons das Kriegsrecht genommen und ihm das Leben nicht abgesprochen hätte. Sr. Königl. Majestät werden auf die Art sich auf keinen Offizier noch Diener, die in Eid und Pflicht seyn, verlassen können.“

Hierin liegt die Erklärung für einen Akt autokratischer Kabinettsjustiz, der uns diesen Fall nicht weniger grausam, den König trotz aller Carlysleschen Beschönigungen nicht weniger tyrannisch erscheinen läßt, der uns aber die inneren Motive dieses Todesurteils offenbar macht. Von den Fenstern des heutigen Eßsaales, damaligen Wohnzimmers des Königs, sieht man aus dem Gesenke des Flusses einen Kirchturm aufragen — es ist der von Mittenwalde. Dort war noch ein Schloß, eine der alten Notteburgen, und dorthin hatte der König seinen Sohn nach dem Fluchtversuche bringen lassen, ehe er den Befehl gab, ihn nach Küstrin abzuführen, wo er den Kopf seines Freundes auf dem Schafott fallen sah. „Der große Vorfall“, wie der König diese Katastrophe seines Regenten- und Familienlebens zu bezeichnen beliebte, hatte seinem Sohne und Nachfolger das Schloß Wusterhausen für immer verleidet. Dieser kam, soviel dem Verfasser bewußt ist, nach der Katastrophe nicht mehr dorthin, noch weniger nach dem Tode des Königs. Von letzterem war das Amt Wusterhausen auch für den zweiten Sohn, seinen Lieblingssohn, den Prinzen August Wilhelm, bestimmt. Dieser besaß und verwaltete es bis zu seinem 1756 erfolgten Tode, dann fiel es an seinen Sohn, den Nachfolger Friedrichs des Großen, späteren König Friedrich Wilhelm II. Bei seiner Thronbesteigung machte es dieser zu einem Familiengut, indem er seine Oheime, die Prinzen Heinrich und Ferdinand, in den Genuß der Herrschaft setzte. Bald aber nahm er sie in Selbstverwaltung und entschädigte die Besitzer durch eine jährliche Rente von 50000 Thalern. Nach dem Tode des Prinzen Ferdinand ging Wusterhausen auf dessen Sohn, den Prinzen August, über und blieb bis zu dessen im Jahre 1843 erfolgtem Tode in seinem Besitz. Dann kam es an das Hausfideikommiß des königlichen Hauses zurück — nicht aber in dem ganzen Umfange, in welchem der König Friedrich Wilhelm I. es seinem Sohne hinterlassen hatte, da der schweren Not des Vaterlandes auch ein Teil des Wusterhausener Familiengutes zum Opfer fallen mußte. Um die immer unerschwinglicher werdenden Kontributionen zu bezahlen, hatte sich König Friedrich Wilhelm III. entschlossen, ein Dritteil des großen Grundbesitzes zu veräußern. Was aus dem Inneren des Schlosses Napoleon nicht bekommen hatte, das nahmen die mit den Franzosen verbündeten Württemberger. Noch heute hat sich im Munde des Volkes die Kunde von ihrem Vandalismus in Schloß und Dorf erhalten — durch sie wurde das Schloß total ausgeräumt, alles zerstreut, zum Teil auch vernichtet, was sich von der ursprünglichen Einrich-

tung Friedrich Wilhelms I. noch erhalten hatte, so daß nach dem Befreiungskriege nur noch die kahlen Mauern vorhanden waren — einige Möbel und Bilder allenfalls noch, nichts weiter. Vom Jahre 1849 an wurden in den Gemächern des Königs und der Königin, der königlichen Prinzen und Prinzessinnen die Monturen und Armaturen des dritten Bataillons des 20. Landwehrregimentes aufbewahrt — das Schloß wurde ein Zeughaus — ein Zeugwart trat an Stelle eines Schloßhauptmannes. Da geschah es in den fünfziger Jahren, daß König Friedrich Wilhelm IV. sich des Jagdschlosses seines königlichen Vorfahrs erinnerte. Einem Besuche, den der König machte, verdanken das Schloß und die Umgebung ihre heutige Umgestaltung. Genötigt, in einem der Seitengebäude anstatt im Schlosse seine Wohnung aufzuschlagen, überzeugte er sich von dem trostlosen Zustande desselben. Die Folge war der Befehl, das Landwehrzeughaus nach Potsdam zu verlegen und das Schloß wieder in wohnlichen Zustand zu setzen. Darüber starb der König hin — aber sein Nachfolger, König Wilhelm, setzte das begonnene Werk in pietätvoller Weise fort.

Es war in den Abendstunden des 27. Novembers 1863, als die Fenster des Jagdschlosses weit hinausleuchteten in die uralten Jagdgebiete, die sich rings um dasselbe legen. Das Schloß schien wie aus einem Jahrhunderttraum aufgeweckt. Ein neuer königlicher Jagdherr, der fünfte nach König Friedrich Wilhelm I., sollte hier wieder seinen Jagdhof aufschlagen, das Hifthorn der königlichen Jägerei in den angrenzenden Forsten wieder seinen Fürstenruf erklingen lassen. Die innere Wiederherstellung des Schlosses war vollendet, und König Wilhelm wollte diese Gemächer für zwei Jagdtage wieder bewohnen. Die Einwohnerschaft des im Laufe eines Jahrhunderts zu stattlichem Wachstum gediehenen Fleckens strömte zum Empfang ihres Landesherrn aber nicht hinaus auf die alte Königsstraße, von der her König Friedrich Wilhelm I. in den Schloßhof einzureiten pflegte, die neue Zeit hatte sich von der entgegengesetzten Seite einen neuen Weg gemacht, vom Bahnhofe her, und auf diesem fuhr der König, von der Einwohnerschaft jubelnd begrüßt, nach dem Schlosse. Am Portale wartete der Ober-Hofmarschall Graf Pückler, unter dessen Oberleitung die Restaurierung der inneren Räume geschehen war. Sich aus der Hülle des Militärmantels loslösend, begab sich der königliche Jagdherr unter dem Fronton mit den mythologischen Figuren hinweg in das Innere des Schlosses. Die historische Wendeltreppe war erhalten. Von dieser trat der König unter einem gotischen Thorbogen in den weiten Korridor und links dann in seine Gemächer. Es sind die zwei großen Räume, welche einst die Königin Sophie Dorothea bewohnt hatte. Von der ursprünglichen Einrichtung war nichts mehr vorhanden als zwei Kaminbekrönungen mit plastischen, der Mythologie entnommenen Medaillons. Man schreibt sie Schlüter zu, wenigstens repräsentieren sie mit ihrem Arabeskenwerk seinen Stil. Mit pietätvoller Sorgfalt hat man in der Einrichtung dieser für den König bestimmten Wohnräume in Möbeln und Kronleuchtern den Stil der Zeit Sophie Dorotheas wieder herzustellen gesucht, wenn auch nichts mehr von der ursprünglichen Einrichtung vorhanden war. Ausgenommen vielleicht ein Bild über der Thür, die von dem Wohnzimmer nach dem Schlafzimmer führt — ein Bild Friedrich Wilhelms I., sehr wahrscheinlich von dem am preußischen Hofe damals noch neuen Antoine Pesne. Von einem anderen über der Thür vom Korridor aus sagt man, Friedrich Wilhelm I. hätte dieses Porträt seiner Mutter gemalt; aber dazu ist es ein viel zu gutes Bild. Die Stelle, wo das Paradebett der Königin einst gestanden, ist wieder durch ein gleichem Zwecke dienendes Möbel ausgefüllt, was jedoch vom Könige nicht benutzt wurde. Die Gardinen, die darüber gebreitet, sind mehr eine Andeutung dieser historischen Stätte. Früher mögen diese Räume mit schwerem Brokat bekleidet ge-

wesen sein, unser baumwollenes Zeitalter begnügt sich mit den blumenbedruckten Erzeugnissen von Mülhausen. An diesem Abend brannten in den mächtigen Kaminen gewaltige Holzblöcke. Die kunstvoll in Eisen getriebenen Wand- und Kronleuchter gaben zu der Wärme, die das Gemach durchströmte, noch das Licht, Behagen bis in den äußersten Winkel verbreitend. Der König vertauschte in seinem Zimmer den grauen Jagdanzug mit dem schwarzen Gesellschaftsanzug und hielt dann, geführt vom Ober-Hofmarschall Grafen Pückler, weitere Umschau in den restaurierten Räumen. Der zwischen den Appartements Friedrich Wilhelms I. und seiner Gemahlin gelegene Korridor war in eine Jagdgalerie umgewandelt worden. Die Wände schmückten seltene Geweihe, die sich seit langen Jahren im Besitz des königlichen Hauses befinden. Darunter ein versteinertes, welches, im Moor gefunden, eine geologische Geschichte aufzuweisen hat. Das Entzücken aller Jäger und Jagdfreunde möchte der Sechsundsechzigender gewesen sein, welchen „Seine Kurfürstliche Durchlaucht Kurfürst Friedrich III. im Jahre 1696 im Amte Diegen" erlegt hat. Das kurioseste Stück jedoch in dieser Sammlung von Jagdraritäten ist ohne Zweifel der Kopf und das Geweih eines Hirsches, welche von einem Eichenstamm überwachsen sind. Es offenbart sich darin ein so seltsames Spiel der Natur, daß wir hier davon eine Abbildung (S. 802) geben. Wie lange die bildende organische Kraft der Natur gebraucht hat, um dieses Produkt hervorzubringen, ob ein Jahrtausend hinreichend gewesen sein mag, um den Eichenblock um das Gerippe des Hirschhauptes zu legen — wer kann das bestimmen? Das Ganze hat fast das Aussehen eines Wappenhelmes des dreizehnten Jahrhunderts mit einem heraldischen Schmuck von Hirschstangen. Eine andere Kuriosität, welche die Aufmerksamkeit des Königs in dieser Galerie noch erregte, war ein ausgestopfter Bär — eine Erinnerung an die Exemplare, welche einst die Schildwachen vor dem Schlosse abgaben, dem König Friedrich Wilhelm so viel Spaß und anderen Leuten so großen Verdruß bereiteten.

Rechts von der Jagdgalerie wurde der König in einen galerieartigen Raum geleitet, dessen wohlerhaltenes Kreuzgewölbe ein mehr als pergamentgültiges Zeugnis ablegte, daß man sich hier im ältesten Teile des Schlosses befand. Zu Zeiten Friedrich Wilhelms I. mag dieser Raum, früher vielleicht ein Remter, vielleicht auch die Hauskapelle, einen anderen Anblick dargeboten haben als jetzt nach der vorgenommenen Restauration. Das Zeitalter des Soldatenkönigs besaß kein historisches Gefühl, er selbst am allerwenigsten davon. Wie Ludwig XIV. den Staat in sich personifiziert sah, so betrachtete sich Friedrich Wilhelm I. in weit höherem Maße nicht nur als Inbegriff des Staates, sondern auch seiner Zeit. Was vor ihm an Zeitfarbe existiert hatte, das wurde hinweggewischt und alles Bild und alle Form mit uniformer weißer Kalkfarbe überstrichen. So mögen weißgetünchte Wände und rohe Eichenmöbel diesen Raum dargestellt haben, der nun mit aller Gerechtsame seiner Zeit, mit dem historischen Gefühl und der feinen Technik der Gegenwart seine Wiederherstellung erfahren hat, mit wahrhaft königlicher Munificenz und reicher und prächtiger, als er jemals gewesen. Wie dabei der Charakter der Zeit des Mittelalters festgehalten, so ist auch die Zeitepoche dessen in Erinnerung gebracht, der in diesem Gemache sein Vor- und Wartezimmer besaß. Jagdbilder aus der Zeit stellen diese Glanzzeit des Schlosses dar; sie zeigen uns den König auf der Hirschhetze in der Nähe von Königs-Wusterhausen in aller Art von Jagdpläsir. Von dem kleinen Gemache am Ende dieser Galerie ist schon oben gesprochen worden, als die Rede von der Grundmauer des Schlosses war. In dieser lag sein Schlafzimmer. Der Raum reichte wohl kaum für andere Geräte aus als für ein einfaches Feldbett, einen Tisch, einen Stuhl und für die Waschtoilette. Diese zeigt sich nicht etwa aus Silber oder

aus Meißener Porzellan, nur als ein einfacher Waschtrog aus Sandstein gehauen, in der Art, wie man sie in den Ställen unserer Kavalleriekasernen für die Pferdetränke benutzt. Bekanntlich war der König ein Fanatiker der Reinlichkeit; täglich wusch er sich vier-, fünfmal und bildete auch hierin einen Gegensatz zu seinem Nachfolger, Friedrich dem Großen. Die vor diesem Gemache liegende Galerie wurde auch in dieser zweiten von König Wilhelm geschaffenen Epoche des Jagdschlosses der Versammlungsort für seine Umgebung, ehe man in den Speisesaal eintritt (s. Abbild. S. 804). Dieser war, wie bereits hervorgehoben, aus dem Wohn- und Arbeitsgemach Friedrich Wilhelms I. entstanden. Die alte Einrichtung ist uns nicht erhalten geblieben, dafür aber möge dessen moderne Gestalt hier Raum und Bild finden. Hüte man sich jedoch, die Eleganz der jetzigen Erscheinung in die Zeit des Königs zurückzutragen. Unter ihm war dieser Saal nicht so wohnlich, so behaglich, nicht so von Licht und Wärme durchtränkt wie an diesem Abend, wo nach hundertfünfundzwanzig Jahren wieder zum erstenmal ein König mit seinen Jagdgästen Tafelrunde hielt. Wenn König Wilhelm von seinem Platze aus den Blick seitwärts auf die gegenüberliegende Wand richtete, schaute ihm vom Kamin herab das Bild des größten Schlemmers und des gelehrtesten Mannes seiner Zeit, des Obercere-monienmeisters Freiherrn v. Gundling, entgegen. Symbolischer für diesen Ort der Tafelfreude konnte kein anderes Menschenwesen sein, selbst das Heidenkind „Bacchus“ nicht, als dieser sein Jünger mit dem faunischen Antlitz und dem Ausdruck höchster Weinseligkeit in dem Moment, wo er mit der Serviette über dem Arme aus einer Flasche sich das Glas füllt. Daß dieses nicht das erste ist, davon zeugen die leuchtenden Äugelein, dieser lüstern zugespitzte Mund und die Traubenglut seines ganzen Gesichtes. Edite — bibite! ruft es aus all seinen Mundwinkeln. Dabei ist es ein gut gemaltes Konterfei, besser als der Fries der Ölbilder, die in schwarzen Holzrahmen rings über dem Getäfel den Saal schmücken.

In diesem Saale offenbart sich eine neue Seite im menschlichen Wesen des Schöpfers von Wusterhausen: die Hantierung des Königs mit Leinwand, Pinsel und Ölfarbe. Künstlerischen Naturen soll dieses Material dienen zur schöpferischen Freude, der König bediente sich seiner, wenn er Gichtschmerzen hatte. So sehen die Bilder auch aus; in den krampfhaften Bewegungen der Hände, in den schmerzvollen Zügen, den weltfeindlichen Mienen der Gesichter sieht man die gemalten Gichtschmerzen. In seiner Jugend war der König in den Niederlanden gewesen, und dort scheint Rubens auf seine Anschauung maßgebend gewesen zu sein. Aber dieser war ihm nicht kräftig genug. Er, der König malte das Fleisch seiner Frauen noch mehr in Zinnober, die Fülle der Formen geriet unter seinem Pinsel zu einer Monstrosität, die dem, über dessen Bett so eine fleischrote Gestalt hing, in der Nacht Alpdrücken verursachen müßte. Er malte nach Rubens; er verachtete auch van Dyck, Tintoretto, selbst Tizian zum Kopieren nicht, wenn gerade kein Grenadier zum Modell da war. So hat man hier in Wusterhausen alles gesammelt, was von Schildereien des Königs in Potsdam, in Cossenblatt noch vorhanden war. Das Jagdschloß wurde so zum Museum des Königs. Wie im Speisesaal, so befinden sich von seinen Werken eine Treppe höher in den Zimmern des Kronprinzen und im heutigen Tabakskollegium. Die Echtheit der Bilder des Königs wird wohl niemand in Zweifel ziehen, auch wenn seine Zeichen, ein lateinisches F. W. in weißer Ölfarbe mit der Jahreszahl, nicht dabei ständen. Er trieb diese Beschäftigung erst in seinen späteren Lebensjahren, wo er durch das Podagra zum Stillsitzen verurteilt war. Wollte er ein besonderes Werk schaffen, so mußte der Hofmaler Weidemann ihm zur Hilfe sein. Außer diesem hatte er noch einen Maler, den er Meister Häuschen traktierte; dieser war

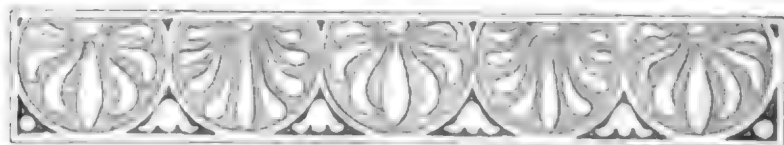
aber nur für die Bauern, Bedienten und großen Grenadiere da, während Weidemann schon höhere Personagen malen mußte. Die Farben rieb ein Bombardier Fuhrmann. In dem großen Saale, dem heutigen Tabakskollegium (s. Abbild. Seite 805), bildet neben den Malereien des Königs ein großes Porträt des Freiherrn v. Gundling das Hauptinteresse, einesteils durch seine künstlerische Ausführung, anderenteils durch die auf Befehl des Königs erfolgte satirische Darstellung Seiner närrischen Excellenz. Das Bild hing früher in einem der Zimmer des Stadtschlosses zu Potsdam und hat hier seit der Restaurierung des Schlosses an der Stätte des Unfugs, den man mit Gundling getrieben, wenn gerade nicht einen würdigen, so doch charakteristischen Platz gefunden. Gundling ist natürlich mit dem Bierglase in der Hand porträtiert, aber diesmal in dem roten Galakleide mit den goldenen Knopflöchern und den großen französischen Aufschlägen, welches ihm der König hatte machen lassen, wie auch die wolkige Lockenperücke, um die französische Mode zu verspotten. Ein Affe hält Gundlings mit roten Federn geschmückten Hut. Zu seinen Füßen besudelt ein Hase ein Pergament mit der Aufschrift „Historia"; ein zweiter thut ein Gleiches mit einem Schriftstück „Politica". Nach den Symbolen des Ehelebens, welche sich über seinem Haupte erheben, nach dem Schmetterling und der Frau, welche den Pantoffel über ihm schwingt, muß Gundling im Rufe eines Libertins und zugleich eines „Pantoffelholzes", wie man damals sagte, gestanden haben. Derb war die Zeit und roh der Witz, in dem sich diese Derbheit äußert. Wie schon bemerkt, war dieser Saal, der den Erinnerungen an das Tabakskollegium geweiht ist, nicht die historische Stätte desselben, aber man verlegte die Erinnerung hierher und brachte hier alles zusammen, was diesem Raume sein eigentümliches historisches Kolorit zu geben im stande war. Die niederen eichenen Stühle ohne Lehne, bloß mit Armstellen, auch die grün bemalten Holzstühle sind den ursprünglichen nachgebildet, ebenso das Büffett mit dem Delfter Porzellan. Wie im Tabakskollegium Friedrich Wilhelms, so erhebt sich in der Mitte ein schwerer langer eichener Tisch; auf diesem stehen die Körbchen mit dem Tabak, die Kohlenbecken mit der Zange, um diesen anzuzünden, daneben liegen Fidibusse und lange holländische Thonpfeifen, vor jedem Platze steht wie damals ein holländischer Krug. Freilich war es nicht mehr Duckstein von Königslutter oder Köpenicker Moll oder schwedisches Bier, was aus diesen Krügen getrunken wurde, als König Wilhelm am Abend des 27. Nov. 1863 nach aufgehobener Tafel seine Gäste hier einführte, um innerhalb dieser Wände, die jetzt, nach einundzwanzig Jahren, mit seinen Jagdtrophäen geschmückt sind, wieder Tabakskollegium zu halten. Freilich sah dieses moderne etwas anders aus als das historische, von welchem das Hohenzollern-Museum ein sehr treues Bild besitzt. Berühmte Generale bildeten auch jetzt noch die Umgebung des Königs, aber nicht in Uniform, nicht in der Stutzperücke, sondern im schwarzen Gesellschaftsanzug. Es erschienen wie damals auch keine königlichen Prinzen, um dem königlichen Papa „Gute Nacht" zu sagen, es saßen nicht an der Seite an einem abgesonderten Tische die Regimentsfeldschere, es war auch kein Gundling da, dem man die fettige Perücke anzünden konnte — es war auch für anderen, vielleicht noch besseren Stoff gesorgt. Da der König nicht raucht, so that er aus der Thonpfeife nur einige Züge, um seinen Gästen die Rauchfreiheit zu erteilen. Zum Andenken an die Wiedereinsetzung des Jagdschlosses in seine frühere Bestimmung ward auch ein Jagd- und Gedenkbuch gestiftet und von dem verstorbenen Geheimen Hofrat Schneider mit einer historischen Einleitung versehen. König Wilhelm hatte den denkwürdigen Tag — 27. November 1863 — eigenhändig eingeschrieben. Nach seiner Unterschrift findet man die der Prinzen Karl, Albrecht, Friedrich Karl, Albrecht Sohn, August von Würtemberg, des Haus-

ministers Grafen v. Schleinitz, des Feldmarschalls Grafen Wrangel, des Ministerpräsidenten v. Bismarck-Schönhausen, des Kriegsministers v. Roon. In dieser Weise bringen die folgenden Jahrgänge in den Namen der bedeutendsten Persönlichkeiten zugleich eine Geschichte der Zeit des späteren Kaisers Wilhelm. Jeden Jagdtag und jedes Jahr hat der Kaiser selbst verzeichnet, und wenn ein Jahr ausfiel, so ist dessen bei dem nächsten Jagdtage von der Hand des Kaisers gedacht; auch der Motive: entweder daß keine Gäste da waren oder überhaupt keine Jagd stattgefunden, wie „Im Jahre 1870/71 aus bekannten Gründen fand keine Jagd statt", schrieb der Kaiser an dem nächsten Jagdtage, dem 4. und 5. Januar 1872. Ein Besuch des Kronprinzen und der Kronprinzessin ist vom 13. September 1867 verzeichnet. Eine andere denkwürdige Bemerkung des Kronprinzen bei seiner Anwesenheit in Wusterhausen lautet: „Den 6. Dezember 1878, am Tage nach dem Einzuge Sr. Majestät des Kaisers und Königs in Berlin."

In jenem Unglücksjahre der Attentate konnte der Kaiser keine Jagd abhalten, hatte vielleicht auch keine Stimmung dafür, seine Vertretung hatte der Kronprinz übernommen. Interessant möchte noch die Mitteilung sein, daß vor einigen Jahren zum Kastellan des Schlosses von Wusterhausen derselbe Leibjäger, Herr Schulz, bestellt ward, der den Dienst bei jener Ausfahrt des Kaisers hatte, bei welcher der Monarch von den Geschossen eines wahnsinnigen Bösewichts getroffen wurde. Der jetzige Kastellan war es, der den blutenden Kaiser bis zu dessen Rückkehr in das Palais im Wagen mit seinem Körper stützte.

Für Wusterhausen sind gewöhnlich zwei Tage bestimmt. Am Abend pflegt der Kaiser anzukommen, am anderen Morgen geschieht der Aufbruch zur Jagd, die in der Oberförsterei „Hammer" auf königlichem Privatgebiete stattfindet. Zwei große Treiben werden gemacht, in der Nähe der Jagdstände wird dann auch die Strecke gelegt. Der Durchschnitt der Jagdbeute beträgt so an hundertundfünfzig Stück Sauen, an dreißig Schaufler und hundertundfünfzig Stück Damwild. Am Ende der Jagd wird dem Kaiser vom Oberst-Jägermeister der Bruch auf dem Griffe eines Hirschfängers überreicht. Dann fährt der Kaiser mit sämtlichen Jagdgästen nach dem Jagdschloß zurück, wo wieder das Diner, aber diesmal im Jagdkostüm, stattfindet. Am Abend erfolgt die Rückreise nach Berlin. Wie jeder Monarch das am meisten liebt, was er geschaffen oder wiederhergestellt hat, so ist auch das Jagdschloß Königs-Wusterhausen ein Lieblingsaufenthalt des Kaisers — sein eigen Werk in der Erinnerung an seinen Ahnen Friedrich Wilhelm I., von dem manche große Charaktereigenschaften in ihm neu erstanden sind.

Nicht nur ihm allein, dem Andenken aller seiner glorreichen Vorfahren galt der Weihetrunk, mit dem der König an jenem Novemberabend 1863 das alte Jagdschloß seiner früheren Bestimmung für die Zukunft wieder anheimgab.



Ellerbeck und die Fischerei in der Kieler Bucht.

Von

Franz Siewert.

Es ist vorzugsweise wohl die Eigenschaft des Reichskriegshafens, welche die Kieler Bucht von besonderen Reizen umgeben in die Vorstellung des Binnenländers treten läßt und ihn zum Besuche der Seebäder und Sommerfrischen an der Fjörde auffordert. Er freut sich angesichts der hohen Bedeutung, welche unsere Seestreitmacht für den Schutz des Reiches und auch für das Ansehen der deutschen Flagge in Friedenszeiten erhalten hat, einmal den Blick auf die Pflanzstätte und auf den Hauptschutz- und Trutzort der Flotte werfen zu können. Dieser Bedeutung jedenfalls in erster Reihe haben die zahlreichen Bäder und Strandvillen, welche kranzartig den malerischen Spiegel der Bucht umkleiden, ihr Entstehen zu verdanken.

Indessen abgesehen von dem waffenstarrenden Gewand der Marinestation, bietet Kiel auch für den Naturfreund manche Vorzüge, denn die große Bucht mit ihren steigenden und fallenden, waldbeschatteten oder im Gold der Saatfelder prangenden Höhen und Hügeln ist reich an Schönheiten, welche die Stadt umgeben.

Aber wie der moderne in Luxus gesättigte Geschmack gern zu romantisch-freundlichen einfachen Erinnerungen zurückkehrt, so halten die Villen, Gartenscenerien und Baumanlagen an der Kieler Bucht eine Thalsenkung am Ufer umschlossen, aus der uns wie ein Stück aus alter vergangener Zeit in dieser modernen Umgebung romantisch-freundlich anheimelnd das uralte Fischerdörfchen Ellerbeck anblickt. Ellerbeck ist berühmt durch seinen Sprottenfang und die Fischräucherei, die schon seit vielen Jahren ein blühender Erwerbszweig dieser kleinen Gemeinde gewesen, in neuerer Zeit aber einen Aufschwung genommen hat, der den Namen des Ortes in alle Teile des Reiches, ja sogar weit über die

Landesgrenzen hinausgetragen hat. Die Sprotte und der Bückling, diese goldglänzende Ware, sind Leckerbissen geworden, über deren Genuß selbst ein Franzose seinen Groll gegen den Kieler Hafen vergessen kann.

Unberührt von dem Änderungsdrange seiner Umgebung hat sich das Dörfchen, das sich eines so weiten Rufes in seinem Gewerbe erfreut, in seinem alten Aussehen und den hergebrachten Formen und Sitten aus alter Zeit erhalten. Es hat noch seine alten strohbedeckten, im Stil der niedersächsischen Bauernwohnungen gehaltenen Häuser, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert entstanden und das Erbteil der angestammten Familiengeneration hindurch geworden sind. Noch heute schaut man durch den Rosen- und Nelkenflor der kleinen Fenster, die in ihren braungestrichenen Rahmen der Sonne freundlich zunicken, auf die See und auf den Strand hinaus, wo zahlreiche ausgespannte Netze und die aufgezogenen hochkieligen Boote von dem Beruf der stillen Bewohner Zeugnis ablegen; noch heute sieht man zwischen ihnen die Gruppen jener wettergebräunten Männer mit den starken Nacken und Armen und den nervigen Fäusten, die sich ehedem an allen gefahrvollen, aber weniger friedlichen Unternehmungen zur See versuchten, in der kurzen wolligen Jacke, den teerigen Südwester tief in den Nacken gedrückt, im gemütlichen Genuß ihrer Pfeife von dem eingebrachten Fange plaudernd oder an den Booten und Netzen beschäftigt. Und auch die Frauen und Mädchen, die sich vor dem Hause mit der Reinigung von Geschirr und Gerät der Küche zu schaffen machen oder im wohlgepflegten Garten hinter dem Hause emsig und still für die Bedürfnisse des Herdes sorgen — auch sie zeigen in dem biederen ehrenfesten Wesen ihrer ganzen Erscheinung, daß sie ihr Leben und Wirken genau nach den Überlieferungen ihrer Vorfahren weiterführen.

Ellerbeck hat urkundlich schon im dreizehnten Jahrhundert bestanden, man kann sogar annehmen, daß es existierte, bevor in seiner Nachbarschaft sich die Stadt Kiel aufgebaut hat. Und trotz dieses langen Lebens ist das Örtchen immer das gewesen, was es heute ist: das rührige fleißige Fischerdorf. Fischfang und Räucherei sind die ausschließlichen Erwerbszweige; die geringe Vieh- und Gartenwirtschaft, welche man in den sauber gehaltenen Gärten hinter den schmucken Häuschen bemerkt, dient nur zur Ergänzung des Hausbedarfs. Der Männer und Söhne Beruf ist der Fang, der Frauen Aufgabe, nebst Sorge um Haus und Herd, mit den Kindern zusammen den glücklich heimgebrachten Fang zu sortieren, ihn zum Rauche vorzubereiten, die Räucherkammern zu unterhalten und die fertige Ware nach Kiel auf den Markt zu fahren. Im Hause der Ellerbecker Fischer herrscht Rührigkeit und Fleiß vom Tagesanbruch bis zur Neige. Und sein Inneres hat ganz das Aussehen, um den Glauben hervorzurufen, daß ohne Fleiß kein Preis, daß Arbeit aber glücklich, zufrieden und auch wohlhabend macht. Äußerlich wie auch in der inneren Einrichtung stimmen sie alle überein. Wenn sich dem Besuch, der stets die freundlichste Aufnahme zu erwarten hat, das zweigeteilte grüne Hausthor öffnet, nimmt ihn zunächst die geräumig große, lehmausgeschlagene Tenne auf. Die Ziege rechts in einem Stalle mustert den fremden Ankömmling, und friedliche Rinder geben kopfschüttelnd ihren Unmut über die verursachte Störung auf der anderen Seite kund. Bis man am Ende des kühlen, eigentümlich duftenden Raumes am Herde, dem Mittelpunkt des ganzen Hauses, angelangt ist, sind die Bewohner aus den angrenzenden Räucherkammern oder dem Garten herbeigeeilt und treten freundlich grüßend und knixend in Begleitung des schnurrenden Hauskaters uns entgegen. Über dem Herde, der stets Feuer hat, schaukelt sich unter dem Rauchfang und den allezeit mächtigen Schinken und Speckseiten an langer sägeförmig gestalteter Stange ein Kessel, in dem immer etwas brodelt und schmort, nur keine Fische, denn

die Zeiten, wo sich die Fischer vorzugsweise von der Beute ihrer Netze nährten, ist längst vorüber. Zur Rechten und Linken vor diesem Altar des Hauses laden kleine braune oder auch grün gestrichene Thüren zum Eintritt in die niedrigen, aber in blendender Sauberkeit prangenden Wohn- und Schlafzimmer ein. Die Einrichtung der Zimmer ist einfach, aber ungemein traulich. In die Augen fallen an Fäden sich drehende und von den Deckbalken herabhängende getrocknete Fische, Krabben, Seesterne und ähnliche Bewohner der Kieler Fjörde als ganz absonderlicher Zimmerschmuck. Ein ungeheurer Kachelofen ruht auf hohen eisernen Füßen, und darunter bemerkt man säuberlich ein Kissen für „Perle“, den Hund. Der gekiente, wie das Deck eines Schiffes erglänzende Fußboden ist mit feinem weißem Sande bestreut. Die Wände sind mit allerlei Bildern, meist noch Scenen aus den dänischen Kriegen und Seegefechte darstellend, geschmückt.

Das freundliche Dorf ist in Straßen angelegt, die geradeswegs auf den Strand herabführen. Am Strande schaukelt sich eine Flotte von Kähnen und Booten, während andere Fahrzeuge aufs Trockene gezogen sind und sich mit den ausgespannten Netzen, Hamen und vielerlei Gerät zu einem malerischen Saum des Dorfes vereinigen. Einen eigenartigen Anblick gewährt es, allmorgendlich die kleine Flotte jener einfachen, nur aus Baumstämmen gezimmerten Handkähne von der Art und Beschaffenheit, wie sie Tacitus nicht anders beschrieben hat, nur von Frauen geführt über die Bucht mit vollen Segeln nach Kiel hinüberrudern zu sehen. Die schönen Ellerbeckerinnen verstehen sich indessen auf Ruder- und Segelfahrt ebensogut, wie sie sicher und selbstbewußt in ihrer kleidsamen Tracht mit der kleinen grünen „Bütte“ am Arm, in der ihre goldblinkende Ware unter sauberem Leinen verborgen ist, sich in den Straßen Kiels und auf der Promenade bewegen.

Ellerbeck ist also ausschließlich ein Fischerdorf, das mit seinem Gewerbe nicht bloß lohnenden Erfolg, sondern reichen Gewinn findet. Die Fischerei wird von Genossenschaften gehandhabt, zu welchen sich die arbeitsfähigen Männer mit kleinem und großem Gezeug vereinigen. Jede Genossenschaft beschafft und unterhält ihre Netze, Fahrzeuge und sonstigen Fischereigeräte, arbeitet gemeinschaftlich und verteilt ebenso den Fang. Es ist dies eine Einrichtung, welche sich in den meisten der größeren Fischerdörfer unserer Ostseeküste gebildet hat, seitdem das Fischereigewerbe gesetzlich organisiert ist und nicht jeder auf eigene Hand eine Raubfischerei betreiben darf — eine Einrichtung, die, abgesehen von der Gemeinsamkeit der Interessen in socialer Beziehung, sich auch in speciell gewerblicher heilsam erwiesen hat dadurch, daß sie der Durchführung aller zur Hebung des Fischerstandes gesetzlich geschaffener Maßregeln einheitlicher entgegenkommt und andererseits der Absatz des Fanges sich mit größeren Vorteilen für die Produzenten sowohl als auch für die Konsumenten bewirken läßt, als dies in der Hand des einzelnen liegen könnte.

Die Kieler Bucht in ihrer ganzen Ausdehnung, sowie die angrenzenden Seeküsten sind die Befischungsreviere von Ellerbeck, deren Erträgnisse es nur mit einzelnen längs des Strandes angesiedelten Fischerfamilien und einigen wenigen, aber bedeutend kleineren Fischerdörfern an der Ausrandung der Bucht teilt. Die außerordentliche Prosperität der Fischerei der Fjörde mit ihren Nachbargebieten, wie solche weder in irgend einem anderen Küstenrevier der Ostsee noch der Nordsee gefunden wird, erklärt sich einmal aus der wegen des geringeren Salzgehaltes und des Reichtums an festen steinigen Gründen in dem westlichen Ostseebecken, speciell in der Kieler Bucht, am meisten entwickelten Flora und Fauna, sodann im allgemeinen aus der steigenden Nachfrage nach Fischen im Binnenlande, im besonderen der Kieler Sprotte als eines geschätzten Leckerbissens.

Während früher die Fischer von der Obrigkeit gezwungen waren, ihre Fänge

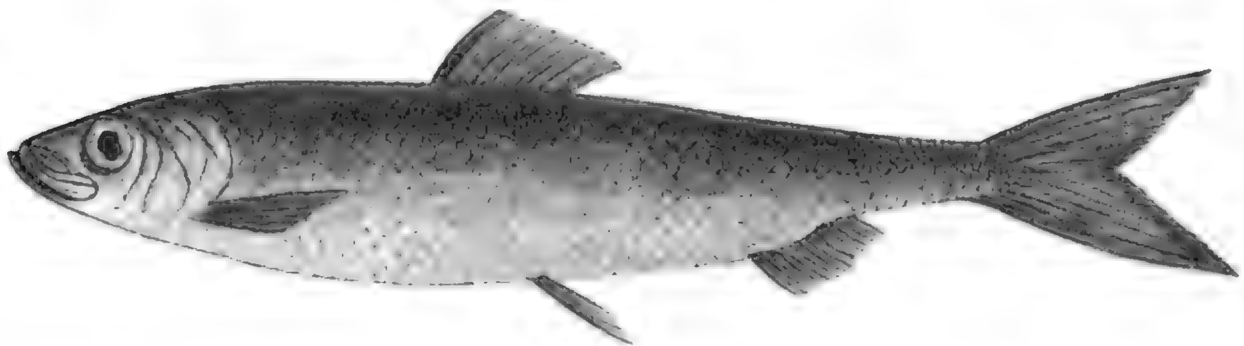
an bestimmten Orten zu Markte zu bringen, sie gewichtweise zu einem von der Behörde bestimmten Preise zu verkaufen, und erst nach vollständiger Befriedigung des Lokalbedarfs daran denken durften, ihren Überfluß an Händler abzugeben; während daher in den dem Wasser nahegelegenen Städten die Fische gewöhnlich reichlich vorhanden und ebenso billig waren, sucht jetzt der Fischer den besten Markt für seine Ware. Die Erleichterungen der Verkehrsverhältnisse haben mit der Verbesserung der Transportvorrichtungen auf den Eisenbahnen zusammengewirkt, um die Nachfrage nach Fischen auf den binnenländischen Märkten und damit auch ihren Preis fortdauernd zu erhöhen; und mehr noch als die Bewirtschaftung der Binnengewässer hat die Ertragsfähigkeit der Hochsee- und Küstenfischerei infolgedessen in einem solchen Maße zugenommen, daß derselben ohne Zweifel gegenwärtig eine wichtige Stellung in der Volkswirtschaft eingeräumt werden muß. Noch vor wenigen Jahrzehnten war es vorgekommen, daß beispielsweise bei besonders reichlichem Fange in den östlichen Bezirken der Ostsee Lachse zu Hunderten vergraben werden mußten, weil die Nachfrage hinter dem Angebot weit zurückgeblieben war; und Prof. Dr. Beneke macht uns die interessante Angabe, daß im August 1827 bei Skirwieth (Ostpreußen) an einem Tage 1500 große Lachse gefangen wurden, von denen Hunderte nicht verwertet werden konnten, obgleich man das ganze Exemplar von ca. dreißig Pfund Schwere für eine Mark angeboten hatte. Ähnliches geschah früher in Ellerbeck; oft mußte die kostbare Beute der Netze zum größten Teil die unwürdige Verwendung als Viehfutter finden. Diese Verhältnisse haben sich jetzt aber von Grund aus geändert. Der Marktpreis des Lachses schwankt heute zwischen einer bis zwei Mark per Pfund. Und die Fischerei im Kieler Hafen hat einen so hohen wirtschaftlichen Aufschwung genommen, daß ihre Produkte im Handel der Stadt Kiel — die, wenn ich nicht irre, die fünftbedeutendste Seehandelsstadt des Reiches ist — weitaus den bedeutendsten Exportzweig bilden. Kieler Sprotten kann man gegenwärtig nicht bloß in allen Städten unseres Landes finden, sondern auch auf den Menüs großstädtischer Hotels in Frankreich, England, Rußland, Österreich, selbst Italien figurieren sehen.

Der mächtigste Hebel für den Aufschwung des deutschen Fischereiwesens ist die stramme Organisation desselben seitens der Regierung gewesen. Ebensosehr wie sich die wissenschaftliche Forschung den deutschen Meeren, ihrer Flora und Fauna; die volkswirtschaftliche Sonde sich dem Fischereibetrieb noch wird weiter zuwenden müssen, ebensoviel Aufmerksamkeit und Sorgfalt wird aber auch ferner noch die Regierung seiner Ausübung schenken müssen.

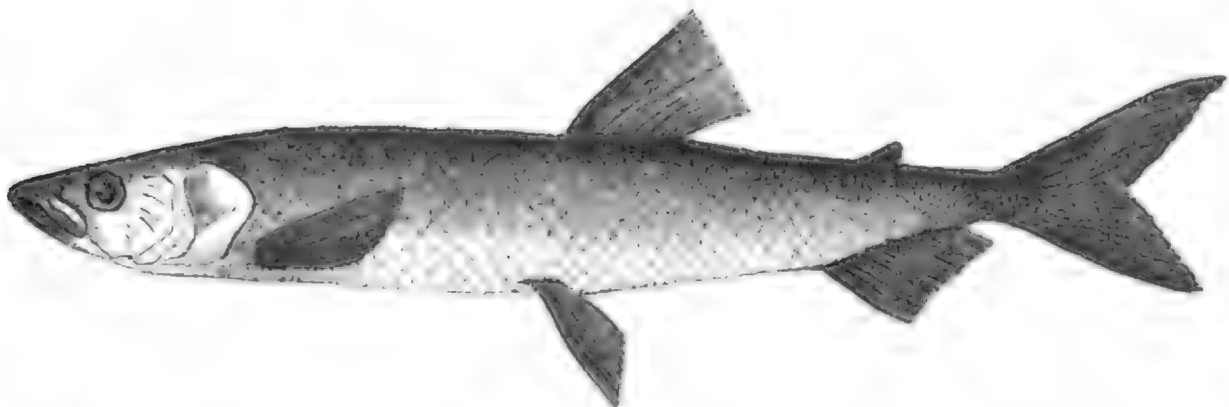
Um noch ein hier vielleicht interessierendes Wort von der volkswirtschaftlichen Bedeutung der deutschen Fischerei im allgemeinen zu sagen, so hat man angesichts ihres steigenden Wertes Vergleiche angestellt zwischen den Ernten aus dem Wasser und denen des Ackerlandes und dabei die Ertragsfähigkeit einer bestimmt großen Fläche des Bodengrundes einer ebensolchen an Ackerland bei rationeller Bewirtschaftung als gleichwertig oder noch überlegen anerkannt. Indessen, so richtig es auch ist, daß die Ernten des Wassers sicherer gewonnen werden, weniger schädlichen elementaren Einflüssen ausgesetzt sind, daß ferner unter Umständen der wirtschaftliche Ertrag einer Wasserbodenfläche bei weitem größer sein kann als der einer gleich großen Ackerfläche, so ist damit die größere Ertragsfähigkeit des Wassers doch noch nicht erwiesen. Nach den wissenschaftlichen Untersuchungen der Kieler Ministerialkommission kann man einstweilen annehmen, daß auf den Hektar Wasser im Fischereibezirk vor unserer Ostseeküste im Durchschnitt 23,7 kg Fischertrag kommt, so daß 1532250 ha Fischereigebiet an der Ostseeküste 18387000 kg Fische liefern oder, in Geld ausgedrückt, das Kilo mit 50 Pfennig als Durchschnittspreis

berechnet, den baren Bruttogewinn von 9192000 Mark ergeben würden — ein Resultat, das, so ansehnlich es auch an sich ist, doch erheblich gegen den Ertrag einer gleich großen Bodenproduktion zurückstehen dürfte.

Die Fischerei Ellerbecks ist weniger eine Hochseefischerei, die stets in einer Entfernung von über drei Meilen vom Lande betrieben wird, als vielmehr eine Küstenfischerei; beide werden im Gegensatz zur Fischerei auf Flüssen und Seen „wilde Fischerei" genannt. Die „Fischereigerechtigkeit", wie man die Befugnis zum gewerbsmäßigen Fischfange nennt, bindet sich außer an Gewerbesteuer an die gesetzmäßigen Beschränkungen der Schonzeit, Minimalmaße der Fische und Verbote schädlicher Fangmittel und Fangarten. Unsere Regierung handhabt die Kontrolle streng, seitdem es sich bemerkbar gemacht hat, daß der Seefischbestand in seinen Erträgnissen hinter dem Marktbedarfe zurückzubleiben beginnt. Netze, Säcke, Reusen, Aalkasten, Speere und Angeln sind nebst den Booten die Fangmittel der Ellerbecker. Die Netze, welche früher ausschließlich aus Hanf oder Flachs angefertigt wurden, werden neuerdings auch aus Baumwolle geknüttelt und fabrikmäßig in anerkannt guter Qualität von der großen Netzfabrik in Itzehoe geliefert, welche auf der internationalen Tierausstellung in Hamburg 1883 ihre Fabrikate preisgekrönt sehen konnte.

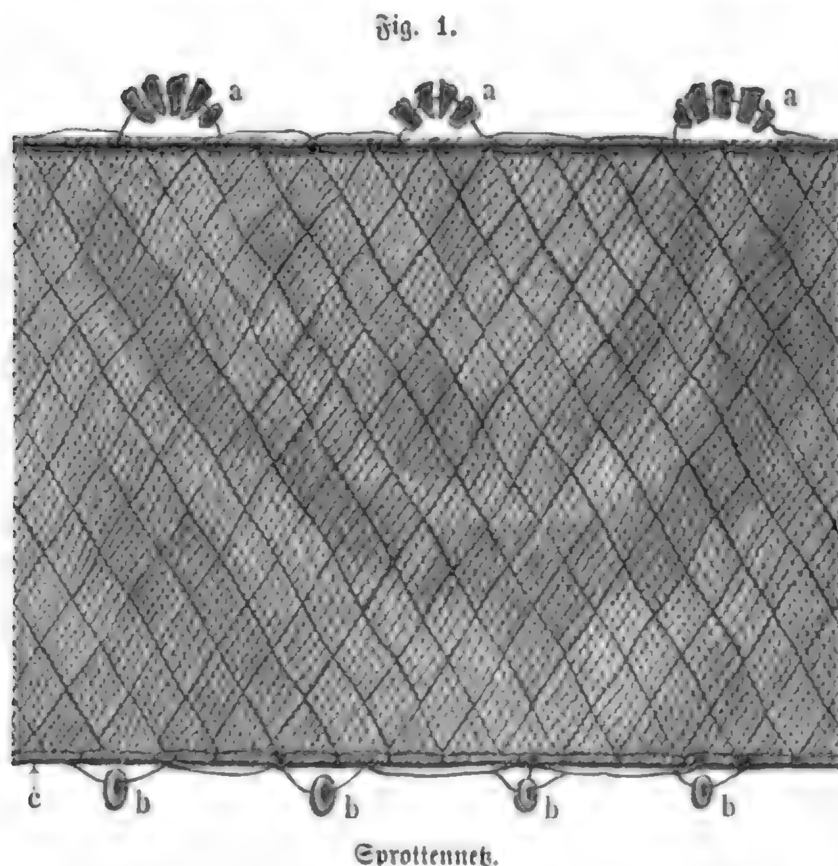

Sprotte.

Der Hauptfang der Ellerbecker richtet sich auf die Sprotte (s. vorstehende Abbildung). Die Sprotte, clupea sprattus, zur Familie des Herings gehörig, ist ein kleiner Fisch von dunkelblauer Farbe auf dem Rücken und starkem Silberglanz am Bauche, erreicht nur eine Länge von 10 bis 13 cm, je nachdem sie ihren Standort in und vor der Kieler Bucht oder in den übrigen Teilen der Ostsee hat, wo sie stets von geringerer Größe ist. Sie lebt wie der Hering in der Tiefe und unternimmt zur Laichzeit große Züge in das flache Wasser. Ihre Hauptlaichzeit fällt in den Mai, eine zweite in den Oktober,


Stint.

so daß, weil die Laichzeit die Schonzeit aller Fische ist, die Hauptfänge in der Zeit vom Juni bis September und vom November bis in den Frühling hinein dauern. Weniger als mit Zugnetzen werden ihre Scharen mit feinmaschigen Treibnetzen gefangen. Die Sprottennetze als Treibnetze sind die sogenannten „Kurrennetze“ der Fischer in den östlichen Küstenbezirken, wie sie zum Treibfang der Heringe bei diesen gebräuchlich sind, nur feiner im Garn und in den Maschen. (Fig. 1.) Sie sind ca. 110 m lang und 3 m hoch und werden durch Flotthölzer (a) und Gewichte (b) an der unteren Kante oder „Simme“ (c) aufrecht im Wasser erhalten. Zu einem Fange vereinigen sich zwei Boote mit der gehörigen Besatzung und Ausrüstung. Jedes derselben hat ein Netz an Bord, und erst nachdem das Fischterrain ausgesucht und eine genügende Wassertiefe durch das Lot (Fig. 2) gefunden ist, legen sich die Boote Bord an Bord, verbinden ihre Netze durch Schnüre, fahren nun nach entgegengesetzten Richtungen auseinander und treiben, das vereinigte Netz zwischen sich haltend, vor dem Winde dahin. (Unser Bild S. 820 sucht das Ausfahren eines Sprottennetzes zu veranschaulichen.) Dadurch, daß sich im Vereinigungspunkte der Netzflügel ein sackförmiger Netztrichter befindet, geschieht der Fang. Die Fische geraten in diesen hinein, vermögen aber, durch den Strom des Wassers zurückgehalten, nicht wieder hinauszutreten und werden, nachdem das Netz eine große Fläche abgepflügt hat und während des allmählichen Zusammenrückens der Boote wieder herausgezogen ist, in diesem übrigbleibenden Trichter die Beute der Fischer. Dunkle Nächte sind dem Fange günstig, noch günstiger Nächte mit Nebel und Winden, weil dann die Sprotten die Gewohnheit haben, dicht unter der Oberfläche des Wassers hinzuziehen. Indessen auch in mondhellen, mild erleuchteten Nächten sieht man die Ellerbecker bei ihrer nächtlichen Arbeit auf der Bucht oder deren Vorterrain. Bis zum Anbruch des Morgens werden in rastloser Arbeit die Netze untergetaucht und mit der springenden und plätschernden Beute im Trichter wieder heraufgezogen. Vier, sechs, auch acht Boote, je zwei und zwei, fischen zusammen auf einem bestimmten Gebiet, das nach den Verhältnissen gewählt wird und in seiner Entfernung vom Lande verschieden ist, je nachdem die Züge von den Laichplätzen in den inneren Teilen der Bucht in diesen oder in See vermutet werden. Erst wenn das aufsteigende Tagesgestirn am Horizont sich ankündigt und die Fluten der See im rosigen Glanze schimmern, rüsten sich die Boote zur Heimfahrt, scheren Netze

Fig. 1.



Sprottennetz.

Fig. 2.

Lot.

zusammen, bringen Ruder, Stangen und sonstiges Gerät in Ordnung, ziehen die Segel wieder auf und treiben nun in munterer Laune mit schwellender Brise dem heimatlichen Strande zu. Frauen und Kinder stehen hier schon zum Empfange bereit, und während sich die Männer mit der Abrüstung der Boote zu schaffen machen, wird von jenen mit langstieligen Hamen (Käschern) der Fang sogleich aus den Fischkasten der Boote gehoben, sortiert, gereinigt und verteilt. Nach einer nochmaligen Reinigung in großen Wasserkübeln werden die Sprotten durch Maul und

Fig. 3.

Stäbe zum Trocknen der Sprotten.

Fig. 4.

Räucherkammer.

Kiemen sodann auf lange geschmeidige Eschenstäbe gezogen (Fig. 3), der Luft kurze Zeit zum Trocknen ausgesetzt und hierauf erst in den Räucherkammern dem Rauche übergeben.

Die Räucherkammern (Fig. 4) sind gemauerte, wandspindartige rechteckige Räume in den „Räucherhäusern", auf deren Boden ein Feuer aus harzigen Hölzern oder Eschenspänen qualmt. Die Stäbe mit den Fischen werden in die Wände dieses Raumes eingefügt und bleiben hier so lange dem unaufhörlichen Rauche ausgesetzt, bis die zarte silberne Haut der Fischchen in ein tiefes prächtiges Goldbraun übergegangen ist und ihr feines leckeres Fleisch jenes angenehme Aroma erhalten hat, welches die Sprotte vor jedem Rivalen so vorteilhaft auszeichnet. Jedes Fischerhaus in Ellerbeck hat ein solches „Räucherhaus" in seinem Gewese, und oft, wenn bei reichem Fange die Feuer auf allen Herden prasseln, lagert sich nicht bloß über Ellerbeck, sondern über die ganze östliche Küste der Bucht ein starker Nebel bläulichen Rauches. Mit Recht schätzt man die Ellerbecker Sprotte vor allen anderen. Sie zeichnet sich durch Größe, Zartheit des Fleisches und starken Fettgehalt aus. Die Elbsprotten erreichen sie an Güte nicht; diese

sind kleiner und haben auch ein härteres Fleisch, das im geräucherten Zustande nicht weiß, sondern braun ist. Ganz schlecht sind indessen die Sprotten, welche die Spekulation in Hamburg aus dem gemeinen Stint (osmerus eperlanus) fabriziert. Täglich kann man auf dem schmutzigen Elbstrom im Stadthafen den stereotypen Stintfischer sehen, wie er den Käscher mit der riesigen Stange in rhythmischen Zwischenräumen aus seinem Kahn in den Grund stößt und hier aus dem Schlamm seine Beute in Gestalt einer zappelnden Welt vom Geschlecht der Stinte hervorholt. (Siehe Abbild. S. 817.) Man räuaus welchem sie zur Laichzeit in unsere südlichen Meere herabsteigen sollen; vielmehr ist erwiesen, daß jedes Meer, ja jeder Meeresteil seine eigene Spielart dieses Fisches besitzt. Magerer und noch kleiner in den östlichen Bezirken unseres Küstenwassers, zeichnet sich der Hering in den westlichen Teilen der Ostsee infolge der hier reicher entwickelten Meeresflora sowohl durch Zartheit und starken Fettgehalt des Fleisches als auch durch ein noch massenhafteres Auftreten aus, indem für die Entwickelung seines Laiches ein starker Pflanzenwuchs auf dem Küstengrunde die Hauptbedingung ist. Die ab-

Das Ausfahren eines Sprottennetzes.

chert dann diesen gemeinen Gesellen, packt ihn wie die Ellerbecker Sprotte säuberlich in kleine weiße Kästchen wallweise (achtzig Stück) ein und versendet diese Delikatesse mit Aplomb als Kieler Sprotten. Sonst nennt der Hamburger diese Sprotten auch richtig „Lübsche“.

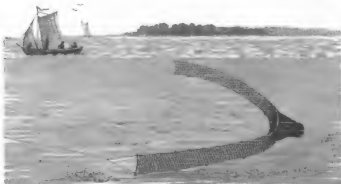
Neben der Sprotte spielt im Gewerbe der Ellerbecker Fischer die bedeutendste Rolle der Hering. Es ist aber nicht der voluminöse „Salzhering“, wie er die Nordsee in unermeßlichen Scharen bevölkert, sondern eine kleinere und feinere Species, die den Spielplatz ihrer Jugend vorzugsweise in den Buchten der holsteinischen Küste hat. Bekanntlich ist die Ansicht nicht mehr richtig, daß die Heimat aller Heringsschwärme das Eismeer sei,

gesetzten Eier der Weibchen, welche außerordentlich stark an allen Gegenständen kleben, die sie berühren, sollen an den Wasserpflanzen ihren Halt finden, und weil die letzteren nun in den östlichen Teilen der Ostsee nicht besonders üppig den Küstengrund bedecken, ist dort auch die Erscheinung eine besonders häufige, daß sich am Strande die Eier zu unzähligen Millionen angeschwemmt finden oder an der Oberfläche des Meeres verderbend umhertreiben und die Netze der Fischer oft mit dicken Krusten bedecken.

Im Mai besonders ziehen die Scharen der Heringe unter die Küsten der Kieler Bucht und ihrer Nachbargebiete, um sich der Befruchtung zu entäußern, und im September wiederholen sich die Massen-

züge noch einmal; im Sommer und im Spätherbst ist daher die Zeit ihres Massenfanges, der mit Treib- und Zugnetzen wie bei den Sprotten betrieben wird. Die Treibnetze sind größer und stärker in ihrer Konstruktion als die zum Sprottenfang gebräuchlichen, sonst aber mit diesen in der Art des Wurfes und ihrer Handhabung übereinstimmend. (Nachstehende Abbildung veranschaulicht die Handhabung eines Treibnetzes.) Als Zugnetz ist das sogenannte „Windegarn“ am gebräuchlichsten. Es wird von zwei Booten auf See ausgefahren und derart eingeholt, daß die Boote im Bogen nach dem Strande zurückkehren, sich hier festlegen und die Zugleinen mit Hilfe von Winden, welche sich in den Booten befinden, „lichten“, das heißt einziehen. Von einzelnen Fischern wird dieses Netz im kleineren Maßstabe auch in der Weise gehandhabt, daß das eine Ende desselben an einer am Strande senkrecht eingeschlagenen Stange („Pricke“) angebracht, das andere Ende hierauf in das Boot gebracht und ausgefahren wird. Einen großen Halbkreis beschreibend, kehrt das Boot dann wieder nach dem Strande zurück, worauf das Netz um die Pricke herumgezogen und die Fische so in einen Trichter, welcher wie bei den Treibnetzen in der Netzwand angebracht ist, hineingejagt werden.

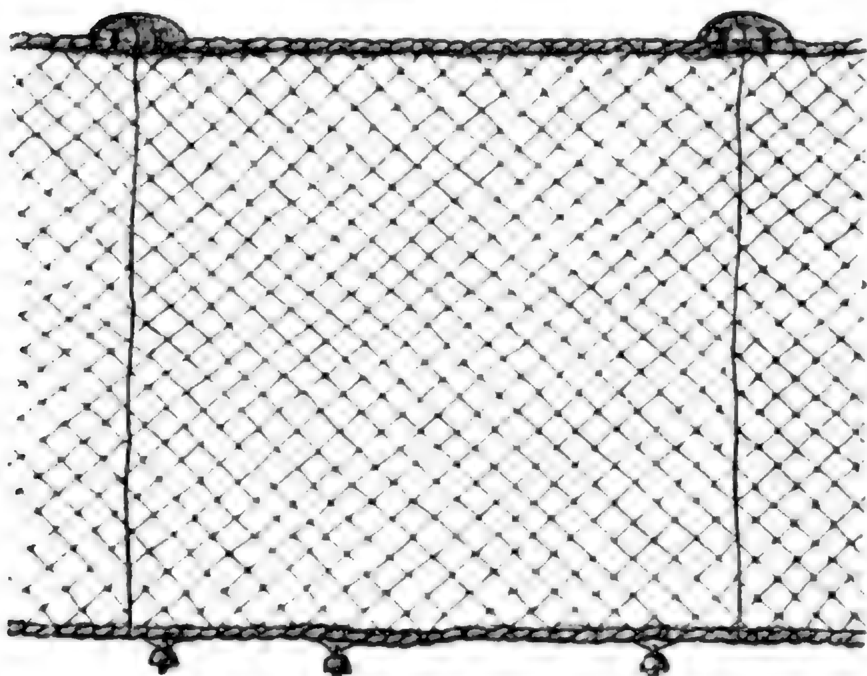
Ebenso wie die Sprotten werden auch die Ellerbecker Heringe geräuchert und unter dem Namen „Bücklinge“ in den Lokalhandel und Export gebracht. Und wie die Sprotten mariniert und als „Anchovis“ verwendet, ferner zu „russischen Sardinen“ zubereitet werden, so werden auch die besten Sorten Heringe mariniert in Fässer verpackt und auf die binnenländischen Märkte geschickt. Bemerkenswert ist noch das ganz neue Verfahren, darin bestehend, daß die geräucherten Heringe in reinster Butter gebraten und mit einem neuen Aufguß derselben in Büchsen aus Blech luftdicht verschlossen werden, um so konserviert unter dem Namen „Bratheringe“ ebenfalls vorzugsweise im Binnenlande einen steigenden Absatz zu finden.


Das Ausfahren eines Treibnetzes.

Ein Zugnetz anderer Art ist das „große Strandgarn“, aus bindfadenstarken Hanffäden gefertigt und vorzugsweise zum Fange der Flunder und der in der Kieler Bucht und an ihrem Seestrande außerordentlich zahlreich auftretenden Scholle (pleuronectes platessa), von den Ellerbekker Fischern auch „Goldbutte“ genannt, gebräuchlich. Das große Strandgarn (Fig. 5) wird zum Fange aus mehreren Stücken bis

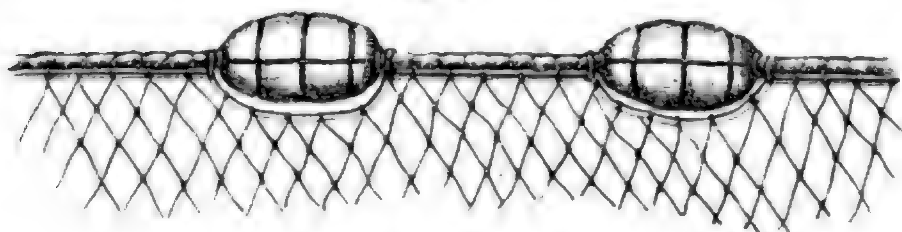
zu einer Länge von 300 m und darüber mit Schnüren zusammengesetzt. Die Kanten, also die „Simmen", werden durch 1½ cm dicke Leinen gebildet und durch Korkflotthölzer, wie sie aus Fig. 5 ersichtlich sind, oder durch andere von Gestalt in Fig. 6, an der Wasseroberfläche schwimmend und durch Gewichte aus Steinen oder Eisenstücken bestehend, die an der unteren Simme angebracht sind, auf den Grund gehalten. Wegen des großen Gewichtes der Beute und des beim Einholen zu beseitigenden großen Wasserwiderstandes ist die Konstruktion dieses Netzes sehr fest und dauerhaft. Zu seiner Handhabung sind zehn Personen erforderlich. Während ein mit dem Netze beladenes Strandboot in See rudert oder segelt, bleiben gewöhnlich drei Mann mit dem Ende einer Zugleine, welche vom Boote mitgenommen ist und diesem ins Wasser von der Bemannung nachgelassen wird, am Strande zurück. Das Boot geht im rechten Winkel zum Strande bis auf ca. 1000 m hinaus auf die See, wirft dann das Netz über Bord und spannt es, indem das Boot von neuem einen rechten Winkel zu seinem bisherigen Kurse beschreibt, aus. Das Netz steht nunmehr, durch die Gewichte seiner unteren Kante herabgesunken und durch die Flotthölzer mit der oberen Kante aufrecht gehalten, senkrecht und parallel zur Küste im Wasser. Es wird hierauf auch sein rechtes Ende mit einer Zugleine verbunden, die das Boot an Bord nimmt und hierauf mit dieser an den Strand zurückkehrt. Indem die Mannschaften mit vereinten Kräften nun an beiden Zugleinen ziehen, wird das Netz, welches über den Grund hinstreift und alle Fische vor sich hertreibt, eingezogen. Es ist das wegen des großen Widerstandes, den das Wasser leistet, eine mühsame Arbeit, die anderthalb bis zwei Stunden in Anspruch nimmt. Oft liefert jeder einzelne Zug eine reiche Beute, oft steht er aber zu dem Aufwand an Mühe und Kräften in keinem Verhältnis. Die Fische, welche in dieser Weise gefangen werden, sind also besonders die Flundern, Schollen und Steinbutten, welche sich mit Vorliebe so dicht über dem Grunde schwimmend bewegen, daß sie der streifenden Netzkante zum größeren Teil entgehen.

Fig. 5.



Das große Strandgarn.

Fig. 6.



Korkflotthölzer anderer Gestalt zum Strandgarn.

Indessen auch Dorsche, Störe, Meerneunaugen, Aale, Hornhechte und Meerforellen sind eine zappelnde Abwechselung im Gros der Plattfische in diesem „Strandgarn“. Von der Gesamtbeute kommt indessen nur ein kleiner Teil auf den Kieler Markt, die Hauptmasse wird geräuchert oder mehr noch im frischen Zustande von den Exporteuren augenblicklich aufgekauft und mit

Fig. 7.

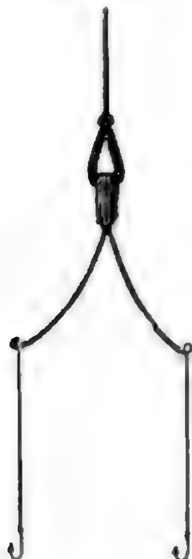


Fig. 8.

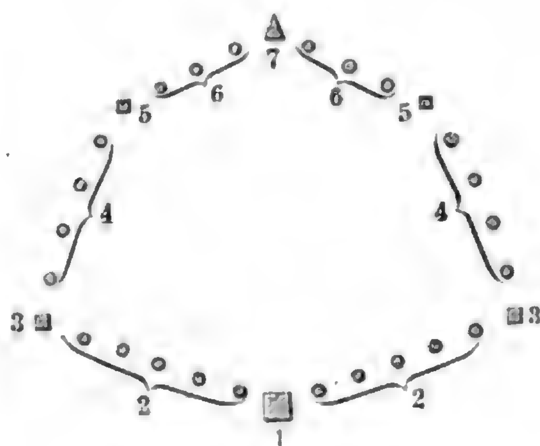
Angeln für Dorsche, Plattfische und Aale.

dem nächsten Bahnzuge schon nach Hamburg, Berlin, Leipzig, Magdeburg versandt, wo den Vertrieb der Ware die großen Seefischhandlungen übernehmen, welche zwei- bis dreimal täglich ihre Preisnotierungen den Lieferanten nach allen Seeplätzen telegraphisch übermitteln.

Die Fischerei auf der Kieler Bucht und an den benachbarten Küsten nimmt fast das ganze Jahr hindurch ungestört ihren Fortgang. Es ist selten, daß im Winter tagelang das Wasser mit Eis bedeckt bleibt. Und ich erinnere mich aus dem Verlauf der letzten sechs Jahre nur eines Winters, welcher so streng war, daß er den andauernden Betrieb einer Eisfischerei auf der ganzen Bucht und weit in die See hinein erforderte. Die Eisfischerei ist ungleich schwieriger und nicht so einträglich wie das Fischen im offenen Wasser. Ihre Praxis besteht im Auslegen von Angeln für Dorsche, Plattfische und Aale (Fig. 7 u. 8) in viereckige Löcher, welche in das Eis geschlagen werden, oder in größeren Zügen mit dem gewöhnlichen Gezeug, das nur eine andere Anwendung voraussetzt.

Wenn die Fangstelle auf der Eisfläche (nahe dem Ufer) ausgesucht ist, wird mit

Fig. 9.

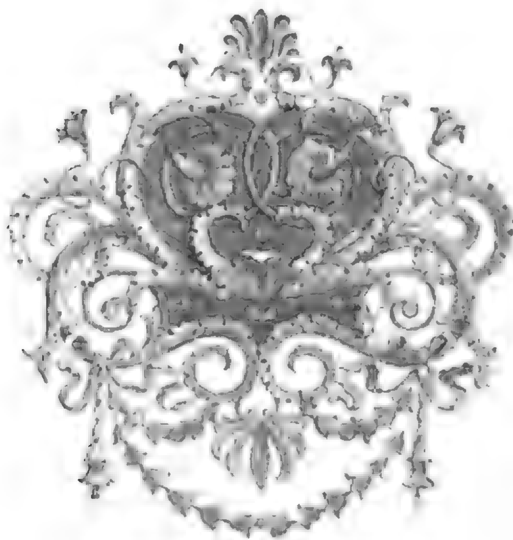


Grundriß der Eisfischerei.

Eisäxten oder bei sehr starker Eisdecke mit den Eisstämmen zunächst ein großes quadratisches Eingangsloch (Fig. 9, 1) geschlagen. Durch dasselbe wird das Netz ins Wasser gelassen, und während nach rechts und links in gerader Linie sechs weitere aber kleinere Öffnungen, die sogenannten „Zoßlöcher“ (Fig. 9, 2) geschlagen, gleichzeitig aber mit beiden Netzenden Zugleinen und mit diesen wieder 25 m lange Rutenbündel (Vorschiebstangen) verbunden sind, werden diese Vorschiebstangen unter dem Eise von Loch zu Loch fortgeschoben, so daß an jedem Zoßloch erst diese, dann die Zugleine, schließlich die obere Netzkante sichtbar wird. Die Reihe der Zoßlöcher endigt zu beiden Seiten des Eingangsloches mit einem größeren Loche, der „Streckungswake“

(Fig. 9, 3). Durch diese Streckungswaken werden nun zunächst die beiden Zugleinen angeholt und so die Netzenden gespannt. Hierauf werden weitere Zoßlöcher geschlagen und unter denselben durch Einholen der Zugleinen bei neuen Streckungswaken (Fig. 9, 4) die Netzenden weiter gespannt, bis diese sich beide schließlich an dem dem Einlaßloche gegenüber geschlagenen „Holungsloche“ (Fig. 9, 5) begegnen. Hier herausgeholt, wird das Netz gelichtet, und indem es die ganze Fläche des Wassers unter dem Eise bei dem Herausziehen bestreicht, treibt es die Fische in den seiner Wand eingefügten Maschentrichter, der ganz zuletzt am Einholungsloche mit der Beute erscheint.

Gegen das Frühjahr-, Sommer- und Herbstgeschäft steht der Winterfischexport Kiels nach dem Binnenlande zurück. Immerhin ist er auch zu dieser Zeit bedeutend, und die Verladung geräucherter und frischer Ware auf den Eisenbahnen drängt sich besonders zur Weihnachtszeit zu ansehnlichen Transporten. Die binnenländischen Märkte haben in der kalten Jahreszeit entschieden größere Vorteile an den Produkten der Seefischerei, weil man merkwürdigerweise für den Sommertransport auf den Eisenbahnen noch nicht zu Vorrichtungen geschritten ist, welche die komplizierte und doch nicht hinreichende Eisverpackung der Fische überflüssig machen könnte, zum Bau von Fischwaggons mit Eiswänden nämlich, wie solche in anderen Ländern, besonders in Amerika, für das Versandgeschäft von Meiereiprodukten, Fleisch und Wildbret schon seit Jahren die Schienen befahren. Dies ist eine Schattenseite der Praxis. Der befremdlichen Mängel giebt es aber noch mehrere, nur kann ihre Besprechung nicht hier im Rahmen dieser Skizze erfolgen. Die ganze Exportfischerei an unseren Küsten ist ein ausgedehntes Arbeitsfeld, auf welchem zum Wohle des Landes und der Fischer selbst noch viel zu thun übrig bleibt.



Die Sprachentwickelung beim Kinde.

Von
G. H. Schneider.

Was macht die Mutter so unaussprechlich glücklich, wenn sie das erste Lächeln auf dem Gesichtchen ihres Kindes sieht oder gar das erste „Papa“ oder „Mama“ aus seinem Munde vernimmt? Solange das Kind noch nicht lächelt, steht es der Mutter geistig ganz fremd gegenüber. Die Mutter weiß und fühlt wohl, daß sie einem neuen Wesen das Leben gegeben hat, daß das Kind Fleisch von ihrem Fleisch ist; aber sie hat noch kein Mittel und keinen Beweis der Verständigung mit ihrem Kinde. Es antwortet nur auf die Pein des Hungers und Schmerzes mit Schreien und auf die Befriedigung seines Begehrens mit dem noch tierischen Ausdruck der Lust, mit dem gierigen Einsaugen der Milch und dem freudigen Zappeln der Beinchen gleich dem jungen Kätzchen, das sein Wohlbehagen durch Wedeln des Schwanzes zu erkennen giebt; aber noch zeigt das Kind nicht, daß es Freude über sein Dasein empfindet, auch wenn es nicht trinkt, daß es die Mutter schon beim Anblick erkennt, ihre Freude mitfühlt und sie versteht, wenn sie es herzt und ihm entgegenlächelt. Dieses Zeichen des Verständnisses und Mitfühlens ist nun mit einemmal in dem ersten Lächeln gegeben. Jetzt fühlt die Mutter auch ihre seelische Verwandtschaft mit dem Kinde, und das erste Lächeln schlingt ein neues, festes Band der Liebe um beide.

Das Bewußtsein der geistigen Verwandtschaft und das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Liebe steigert sich aber von neuem, sobald das Kind zum erstenmal ein Wort, sobald es das lang ersehnte und mit Sorge und Ungeduld erwartete „Papa“ oder „Mama“ stammelt, durch diese Worte gleichsam seine Eltern als solche anerkennt und ihnen die Dankbarkeit für all die mütterlichen Sorgen ausdrückt oder doch auszudrücken scheint. Dazu kommt aber noch ein anderes. Wie, wenn das Kind nur unvollkommen und fehlerhaft sprechen lernte oder gar stumm bliebe? Wer kennt nicht die Angst und Sorge der Mütter, deren Kinder erst verhältnismäßig spät das Sprechen lernen und welche gleich befürchten, die Sprache könne überhaupt ausbleiben?

Involviert das erste Wort des Kindes auch noch keinen Gedanken und ist es auch nur ganz unabsichtliche Erzeugung oder bloße Nachahmung der Laute, so zeigt doch das Kind damit, daß es die Anlage zum Sprechenlernen hat und sich mit der Mutter bald auch durch andere süße Worte verständigen wird. Mit dem höchsten Interesse verfolgen die Eltern dann die Entwickelung der Sprache ihres Kindes und sind über jede Nachahmung eines neuen Wortes, über jede neue Gedankenmitteilung hoch beglückt. Und dies mit Recht. Denn die artikulierte Sprache als das allein dem Menschen zukommende Ausdrucksmittel ist nicht allein die wichtigste und notwendigste Waffe im Kampfe ums

Dasein und eine gute Sprachentwickelung deshalb von sehr hoher praktischer Bedeutung; sondern an dieser Entwickelung erkennt man auch in erster Linie die Fortschritte der geistigen Thätigkeit im Gehirn des Kindes, und die Sprachentwickelung hat daher selbst für den Laien, für jede Mutter und jeden Vater das größte Interesse. Für den Psychologen aber ist, wie uns der bekannte Physiologe Preyer in seinem unvergleichlichen Werke „Die Seele des Kindes“ (Leipzig, 1884. Zweite Auflage) gezeigt hat, die Verfolgung der Sprachentwickelung eine unerschöpfliche Fundgrube der interessantesten psychologischen Beobachtungen und Entdeckungen.

Aller Mitteilung von Gedanken geht der Ausdruck irgend welcher Gefühle der Lust und des Schmerzes durch unartikulierte Laute voraus; und die erste Gefühlssprache des neugeborenen Kindes ist sein Schreien. Das Kind schreit sofort nach der Geburt, weil es Kälte und Schmerz empfindet; es schreit, sobald es Hunger oder Nässe fühlt, und schreit auch — nur um zu schreien.

Dieses erste Schreien ist nicht etwa eine höhere Offenbarung des menschlichen Geistes oder ein gebieterisches Verlangen der Menschenrechte, wie es gedeutet worden ist, sondern eine ganz unabsichtliche Schmerzensäußerung. Das Kind weiß noch nicht einmal, daß es damit die Befriedigung seiner Bedürfnisse erlangt. Der Trieb zum Schreien wird unmittelbar durch die betreffenden Unlustempfindungen hervorgerufen, gleichwie wir Erwachsenen gähnen, bei plötzlichem Schmerz unwillkürlich aufschreien, in anderen Fällen lachen, ohne dies absichtlich zu einem bestimmten Zweck zu thun, sondern nur weil wir einen Trieb zur Ausführung dieser Bewegungen fühlen. Der Schreitrieb ist aber eine äußerst wertvolle Mitgift für das Kind, eine vererbte zweckmäßige Einrichtung im menschlichen Organismus gleich dem Pulsschlag des Herzens und den Bewegungen des Darmes.

Wie kommt es, daß sich bei allen Vögeln, Säugetieren und Menschen das Schreien der Neugeborenen entwickelt hat?

Nur schreiende Neugeborene konnten erhalten bleiben, alle stummen mußten notwendig untergehen, weil sie der Mutter, auf deren Fürsorge sie angewiesen waren, ihre Bedürfnisse nicht mitteilen konnten. Freilich würde das Schreien nichts nützen, wenn es in der Mutter das Gefühl des Ärgers und Unwillens verursachte. Aber hier zeigt sich wieder einmal, in welch staunenswert zweckmäßigen Beziehungen die Lebenserscheinungen zueinander stehen Alle gesunden Vögel, Säugetiere und Menschen, respektive alle höheren Lebewesen, deren Junge hilflos und von der Pflege der Mutter abhängig sind, haben eine derartige Organisation, daß das Schreien der Neugeborenen in der Mutter das Gefühl der mütterlichen Liebe und Sorge erweckt, welches sich in seiner Stärke nach der Stärke des Schreiens richtet. Diejenigen neugeborenen Vögel und Säugetiere, welche ihr Verlangen nach Nahrung durch das stärkste Schreien ausdrücken, erwecken auch die stärkste mütterliche Liebe und werden zuerst befriedigt.

Außerdem steht das Schreien noch in sehr zweckmäßiger Beziehung zur Atmung. Ein Kind, das bei der Geburt nicht schreit, vermag auch in der Regel nicht zu atmen und deshalb nicht zu leben. Mit dem Schreien kräftigen sich die Muskeln des Kindes; und je mehr Nervenkraft sich in den Muskeln anhäuft, desto mehr fühlt das Kind den Trieb zum Schreien; deshalb schreien die Kinder auch nicht nur, wenn sie Hunger oder Nässe fühlen, sondern das Schreien ist ihnen Bedürfnis und beweist in der Regel, daß sie gesund sind.

Das Kind führt auch viele andere Bewegungen, solche mit den Beinen, Armen und dem Kopfe, aus, die ganz überflüssig und unabsichtlich sind, nur deshalb stattfinden, weil sich in den Muskeln mehr und mehr Nervenkraft anhäuft, und die nur zur Kräftigung und zum Wachstum der Muskeln dienen.

Anfangs ist das Schreien mit den dazu

gehörigen mimischen Bewegungen das einzige Mittel zum Ausdruck der Gefühle. Aber schon frühzeitig bereitet sich die Sprachentwickelung vor.

In gleicher Weise wie die Gliedmaßen und die Atmungswerkzeuge ohne anderen Zweck als zur Befriedigung des Bewegungsbedürfnisses angestrengt werden, setzen sich gar bald die Kehlkopf-, Mund- und Zungenmuskeln in Bewegung, und das Kind bildet allmählich unabsichtlich die meisten Laute, deren es sich nach Erlernung der Wortsprache bedient. Die Ursache hiervon liegt darin, daß diese Muskeln seit vielen Generationen bei den Vorfahren häufig in Thätigkeit gewesen sind und nun auch im Nachkommen nach dieser Thätigkeit in dem Maße streben, als sich Nervenkraft hierzu anhäuft. Wären alle Vorfahren des Kindes stumm gewesen, so würde es diese Laute nicht bilden.

Nächst dem Schreilaut uä entstehen nach Preyer zuerst die Urlaute ma, am, pa, ap, ta, at, welche sich von selbst dadurch bilden, daß bei starker Ausatmung die geschlossenen Lippen geöffnet und die geöffneten geschlossen werden (ma, pa, am, ap) oder daß die zwischen den Kiefern befindliche Zunge zurückgezogen resp. vorgeschoben wird (ta, at).

Bald folgen andere Laute, wie ha, hu, ör, rö, gö, ob, om, kö, und allmählich werden nicht nur die meisten Laute der Muttersprache, sondern auch solche gebildet, welche in derselben gar nicht vorkommen.

Diese unabsichtliche Übung des Sprechapparates, welche eine wichtige Vorbereitung zum absichtlichen Sprechen bildet, beweist zwar, daß der vererbte Mechanismus der Artikulation und die Disposition zum Sprechenlernen vorhanden ist, aber einen geistigen Wert hat diese Lautbildung noch ebensowenig als das Schreien, Wimmern, Grunzen, Lachen, Krähen 2c., durch welches das Kind instinktiv seine Gefühle ausdrückt, und wie das Bellen, Heulen, Winseln des Hundes und all die mannigfaltigen Ausdrucksbewegungen anderer Tiere.

Man hat so oft behauptet, körperlich sei wohl der Mensch den höheren Tieren ähnlich, aber in geistiger Beziehung stehe er schon von seiner Geburt an über denselben. Die Erfahrung lehrt aber gerade das Gegenteil. Die specifisch menschlichen Körperformen sind schon vor der Geburt des Menschen entwickelt, und selbst der Sprachmechanismus kommt bald nach der Geburt zur Entfaltung und in Thätigkeit; aber die geistigen Prozesse und Thätigkeiten des neugeborenen Menschen stehen im ersten Jahre durchschnittlich noch auf einer tieferen Stufe wie diejenigen der höheren Tiere (vergl. mein Werk: „Der menschliche Wille"). Alle die bisher genannten Lautäußerungen, welche beim Kinde im ersten Lebensjahre, auf seiner ersten Stufe der Sprachentwickelung ganz unabsichtlich und ohne Verständnis zu stande kommen, werden nur durch irgend welche Empfindungen und niedere Gefühle verursacht. Es vermag noch keine Laute nachzuahmen, geschweige daß von einem absichtlichen Sprechen die Rede sein könnte.

Allmählich, etwa nach Ablauf des ersten Jahres, tritt nun das Kind auf die zweite Stufe seiner Sprachentwickelung, es reagiert auf gehörte Laute und gesehene Bewegungen, erst noch unwillkürlich, dann mit Absicht. Es lächelt, wenn man freundlich lächelnd zu ihm spricht, antwortet auf Zureden, Fragen und Schelten mit unartikulierten Lauten, Vokalen oder Silben und sucht nach und nach alle Laute und Bewegungen, die es wahrnimmt, nachzuzuahmen. Um zu begreifen, daß auch die ersten Nachahmungen wahrgenommener Bewegungen oder Laute noch ganz unabsichtlich zu stande kommen können, brauchen wir uns nur zu erinnern, daß auch wir Erwachsenen viele Bewegungen, von denen wir sagen, daß sie „anstecken", ohne jede Absicht, instinktiv nachmachen, so z. B. Lachen, Gähnen u. a. Sehen wir einen verwundeten und sich vor Schmerz krümmenden Menschen, so nehmen wir ganz unabsichtlich den Gesichtsausdruck des Schmerzes an und machen instinktiv womöglich die Bewegungen des Verwundeten mit

den Gliedmaßen nach. Die Wahrnehmung irgend welcher Bewegungen oder Laute steht insbesondere beim Menschen in sehr intimer vererbter Beziehung zur Ausführung der gleichen Bewegungen.

Alle Nachahmung hängt aber von zwei Momenten ab, einmal von der richtigen Auffassung des Gehörten oder Gesehenen und dann von der getreuen Wiedergabe resp. Ausführung der Bewegungen. Die Vollkommenheit der Auffassung ist bedingt durch eine normale Entwickelung der Sinnesorgane, die entsprechende Ausführung dagegen setzt einerseits eine genügende Ausbildung des betreffenden Muskel- und motorischen Nervenapparates und andererseits die centrale Verbindung der Empfindungs- und Bewegungscentren voraus.

Taubgeborene Kinder schreien nicht nur und machen die Ausdrucksbewegungen des Vergnügens und des Schmerzes gleich hörenden, sondern sie bilden auch wie diese all die verschiedenen oben genannten Laute und Silben, welche durch subjektive Empfindungen und Triebe hervorgerufen werden. Und in der ersten Zeit sind sowohl blinde als taube Kinder von gesunden wenig oder gar nicht in ihren Lebensäußerungen zu unterscheiden. Aber Taubgeborene können keine Laute und Blinde keine Bewegungen nachahmen, weil hier die erste Bedingung, die Wahrnehmung derselben, fehlt. Sobald deshalb die Periode der Nachahmung kommt, verhalten sich sowohl taub- als blindgeborene Kinder anders wie gesunde.

Bei den Tauben konzentriert sich der geistige Prozeß fast ausschließlich auf die Wahrnehmungen mit dem Auge, bei den Blinden dagegen auf die Auffassung der Laute, während beim gesunden Kinde die geistige Thätigkeit eine mannigfaltigere, geteilte ist. Daher kommt es nun, daß gleich von Anfang an taubgeborene Kinder die gesehenen Bewegungen und blindgeborene die gehörten Laute besser nachahmen wie die normal entwickelten. Diese letzteren lesen auch gleich taubgeborenen die nachzuahmenden Laute vom Munde ab, aber letztere richten ihre Aufmerksamkeit in höherem Grade auf die Mundbewegungen des Sprechenden. Sie bleiben freilich in der Lautnachahmung gar bald hinter den hörenden Kindern zurück, denn das Nachahmen einer Mundstellung, die ohne den dazu gehörigen Laut vorgemacht wird, bereitet dem Kinde die größten Schwierigkeiten, während es doch dieselbe Mundstellung mit dem gehörten Laut ganz leicht zu stande bringt. Die Nervenbahnen zwischen den Gehör- und Sprachcentren sind offenbar gangbarer wie diejenigen zwischen den Seh- und Sprachcentren, weil die ersteren mehr in Thätigkeit kommen. Bei Anhörung einer Rede merken wir ja nur auf die gehörten Worte, nicht auf die Bewegungen des Mundes. Das vorher Gesagte gilt aber auch nur für die Bewegungen der Sprechwerkzeuge; andere Bewegungen, wie das „Winken“, „Patschekuchenmachen“ 2c., werden sehr frühzeitig und leicht nachgemacht. Von allen gehörten Lauten unterscheidet das Kind zuerst die Vokale; die Konsonanten werden zum Teil sehr spät richtig aufgefaßt und noch später richtig nachgeahmt. Ist das Gehör auch der wichtigste Sinn bei der Sprachentwickelung, so hilft doch der Gesichtseindruck der Sprachbewegungen sehr viel mit. Diejenigen Laute, bei deren Zustandekommen die entsprechenden Bewegungen der Sprachwerkzeuge nicht gesehen werden können, also die Kehl- und manche Zungenlaute, kann das Kind erst viel später richtig auffassen und nachahmen als etwa alle Lippenlaute, bei denen die entsprechenden Bewegungen gut sichtbar sind.

Sehr auffallend und für die Erziehung äußerst wichtig ist die Thatsache, daß ein Kind oft nicht im stande ist, auf Befehl ein Wort nachzusprechen, was es doch von selbst schon oft nachgesprochen hat. Durch den Befehl wird die Aufmerksamkeit des Kindes zu sehr auf den Befehlenden, auf dessen Laute und Gebärden konzentriert, wohl auch leicht ein Gefühl in ihm erweckt, das sonst nicht mit der Äußerung des Wortes associiert war; genug, das Kind muß sich erst orientieren und wird leicht

verwirrt. Es ist dann nicht gut, wenn die Eltern, wie dies so oft geschieht, durchaus auf die Nachahmung bestehen und sich von ihrer Ungeduld zur barschen, Angst erweckenden Anrede und gar zu Drohungen hinreißen lassen. Denn je mehr dies letztere geschieht, desto weniger vermag das Kind den Bewußtseinsprozeß auf die Nachahmung zu lenken. Nervöse Eltern können durch solche Behandlung ihrer vielleicht auch nervösen Kinder geradezu das Stottern bei denselben erziehen.

Worte, die das Kind oft hört, spricht es von selbst sicher nach, noch bevor es dieselben versteht. Besonderes Vergnügen findet es auch daran, die Geräusche, welche irgend welche Gegenstände, rollende Kugeln, läutende Glöckchen 2c., verursachen, und häufig gehörte Tierlaute nachzuahmen, und dies hat für die Sprachentwickelung des Kindes deshalb eine besondere Bedeutung, weil es, wie Preyer sehr richtig hervorhebt, die Gegenstände anfangs durch die Nachahmung der entsprechenden Laute bezeichnet. Den Hund nennt es „Wauwau", die Kuh heißt „Mumu", der Singvogel „Piepiep", die Katze „Miau", die Kugel „Rollo" 2c.

Vorgesprochene Worte ahmt das Kind dann am leichtesten nach, wenn dieselben gleichsilbig sind, wie z. B. papa, mama, anna, tata, otto. Ja, das Kind liebt es sogar, die Silben zu verdoppeln und so aus einer Silbe ein gleichsilbiges Wort zu machen. Soll es ta nachsprechen, so sagt es tata, statt em spricht es emem 2c. Es erinnert dies ganz an die weniger entwickelten Sprachen der meisten Naturvölker, in denen Silbenverdoppelungen ungemein häufig sind. Ungleichsilbige Wörter, wie etwa Zwieback, Halstuch 2c., vermag das Kind erst viel später richtig nachzusprechen. Daß es beim Vorsprechen mehrsilbiger Wörter dazu neigt, nur die letzten Silben zu wiederholen, hat seinen Grund darin, daß es die zuletzt gehörten Laute am besten im Gedächtnis hat. Viele Konsonanten, wie g, k, sch, st, ch und andere, werden selbst im dritten Jahre noch vielfach unrichtig nachgesprochen, ausgelassen oder falsch angewendet. Statt g, k, st gebraucht es in der Regel t, sagt tieb statt gieb, Tind statt Kind, Torb statt Korb, Tein statt Stein 2c. Das sch wird vielfach ausgelassen oder das s an dessen Stelle gesetzt, so in abneiden statt abschneiden, Tiß statt Tisch, Hirß statt Hirsch 2c. Da das Kind im zweiten und dritten Lebensjahre und später sowohl alle gesehenen Bewegungen wie die gehörten Worte nachzuahmen sucht und diese ersten Eindrücke aus Angewohnheiten sich sehr tief einprägen, ist es von der größten Wichtigkeit, darauf zu achten, daß das Kind immer in guter Gesellschaft ist. Dienstboten haben leider oft ein besonderes Vergnügen daran, daß das Kind unanständige Laute und Gesten nachmacht. Gerade in den ersten Jahren sollten die Mütter ihre Kinder so wenig wie möglich aus den Händen geben.

Mit der Bezeichnung einzelner Objekte durch irgend welche Laute oder Worte tritt das Kind allmählich in die dritte Periode der Sprachentwickelung: es beginnt absichtlich und mit Verständnis, das heißt mit Verbindung der Laute mit bestimmten Vorstellungen, zu sprechen.

Es ist bisher eine allgemeine Annahme gewesen, daß sich Geist und Sprache decken, resp. die Begriffe und das Denken erst mit der Sprache komme. Preyer hat nun in überzeugender Weise dargethan, daß sich das Verständnis für die gehörten Laute und Worte viel früher entwickelt wie das Vermögen, die Vorstellungen durch Worte wiederzugeben. So unterscheidet das Kind die Worte Mund und Mond, Ohr und Uhr und zeigt ganz richtig auf die genannten Dinge, lange bevor es im stande ist, die Worte zu sprechen. Dies ist auch ganz natürlich, denn die Verbindung eines Lautes mit einer bestimmten Vorstellung und die Wiedergabe des Lautes bei Entstehung der Vorstellung sind ja zwei ganz verschiedene Prozesse, von welchen der letztere den ersteren in der Regel voraussetzt. Es ist gewiß auch falsch, wenn man meint, die höheren Tiere könnten keine begrifflichen Vorstellungen

haben, weil sie nicht zu sprechen vermögen. Kein Hund vermag ein einziges Wort nachzuahmen, aber daß manche Hunde viele Worte ganz gut verstehen, ist gewiß. In Jena kennt jedermann den Hund Bruno auf der Ölmühle. Sobald man ihm sagt: „Bruno, hol den Bierhobel“, so geht er in die Küche oder ans Büffett und holt ein Auswischtuch, auch wenn man beim Befehl alle Gesten vermieden hat. Ich habe ihm oft mit dem gleichen Tonfall einen anderen Befehl erteilt, etwa: „Bruno, ruf den Kellner“, ohne daß er darauf reagiert hätte. Der Hund versteht das Wort „Bierhobel“ ganz gut und verbindet, sobald er es hört, auch die entsprechende Vorstellung damit. Wie gut die meisten Hunde ihre eigenen Namen, sowie die Worte „Kätzchen,“ „Häschen“ und andere verstehen, ist allgemein genug bekannt.

Das Kind versteht in der Regel viele Worte schon vor Ablauf des ersten Jahres, aber die Nachbildung eines Wortes, sowie das Verlangen resp. Bezeichnen eines Gegenstandes durch Aussprechen des betreffenden Wortes entwickelt sich erst im zweiten Lebensjahre.

Etwa im vierzehnten bis sechzehnten Monat zeigt nach Preyer das Kind auf die Fragen „wo Papa?“ „wo Mama?“ die erhobene Hand mit gespreizten Fingern nach denselben. Es hat gelernt, das Wort mit der entsprechenden Person zu verbinden. Ebenso werden etwa um dieselbe Zeit irgend welche ihm öfter genannte Körperteile, wie Nase, Mund, Augen, Ohren ꝛc., von dem Kinde richtig mit der Hand erfaßt, wenn das entsprechende Wort genannt wird. Statt „Ohr“ genügt aber „O“, statt „Auge“ „Au“, ein Beweis, daß die Worte noch hauptsächlich oder allein durch die Vokale unterschieden werden. Wenn das Kind dagegen in diesem Alter den Befehlen „bring“, „hole“, „gieb“ ꝛc. nachkommt, so scheint es dieselben mehr aus den Mienen und Gebärden des Sprechenden zu erraten, als die Worte zu verstehen. Preyers Junge verstand im einundzwanzigsten Monat den Befehl „Geh, nimm den Hut und lege ihn auf den Stuhl“ und im dreiundzwanzigsten Monat gehorchte er auf sehr verschiedene Befehle meist sofort, so auf „trink“, „iß“, „mach zu“, „mach auf“, „heb's auf“, „dreh dich um“, „setz dich“, „lauf“.

Neben dem Verständnis der artikulierten Sprache und der Wortnachahmung findet aber auch in dieser Zeit noch eine Weiterentwickelung der unartikulierten Ausdrucksbewegungen statt. Begehren, Betrübnis, Freude, Hunger, Eigensinn und Furcht sind leicht an der Stimme des Kindes erkannt, das durch Schreien, Krähen, Jammern, Wimmern, Weinen, Grunzen und Quieken seine verschiedenen Stimmungen deutlich zu erkennen giebt.

Erst jetzt, nachdem das Kind gelernt hat, Worte nachzusprechen und zu verstehen, das heißt mit einer Vorstellung zu verbinden, tritt das Kind allmählich in das Stadium, in welchem es von selbst eine Empfindung oder ein Begehren durch einzelne Worte ausdrückt. Im dreiundzwanzigsten Monat sagte Preyers Junge zum erstenmal selbständig das Wort „heiß“, als ihm die zu heiße Milch zum Munde geführt wurde. Das Kind hatte demnach acht und einen halben Monat dazu gebraucht, um den Schritt von dem nachgeahmten „heiß“ zu dem selbständigen „heiß“ als Ausdruck seiner Empfindung und seines Urteils „die Milch ist zu heiß“ zu thun, denn schon im fünfzehnten Monat hatte es das Wort „heiß“ nachgesprochen.

Ebenso wie die Worterwerbung viel früher entsteht als wie die Wortverwertung, so entwickeln sich auch die Gedanken, resp. Vorstellungsverbindungen viel früher als wie die Fähigkeit, das Gedachte durch einen ganzen Satz wiederzugeben. Jeder Gedanke wird zuerst durch ein einzelnes Wort, meist durch ein Substantiv, ein Verbum oder ein Adjektiv, ausgedrückt; ja, mit einem einzigen Wort giebt das Kind oft sehr verschiedene Wünsche zu erkennen. „Tuhl“ z. B. kann bedeuten 1) Mein Stuhl fehlt, 2) Der Stuhl ist zerbrochen, 3) Ich möchte auf den Stuhl gehoben werden, 4) Hier ist ein Stuhl ꝛc.

Die Gedanken „die Milch ist heiß“, „das Licht ist heiß“, „der Ofen ist heiß“ 2c. drückt das Kind mit dem Adjektiv „heiß“ aus.

Bald verbindet das Kind ein Substantiv mit einem Verbum oder einem Adjektiv, sagt z. B. „Mama, nehmen“, „Ermann tut“ (Hermann ist gut), und dann wird die Wortverbindung zu ganzen Sätzen allmählich immer vollkommener. Es dürfte aber hier kaum Raum dazu sein, um auf all die interessanten Einzelheiten der weiteren Entwickelung der Sprache einzugehen, und es genügt uns, gezeigt zu haben, wie das Kind überhaupt allmählich dahin gelangt, sich der artikulierten Laute zum selbständigen Ausdruck seiner Gefühle und Gedanken zu bedienen, resp. in menschlicher Weise zu sprechen.

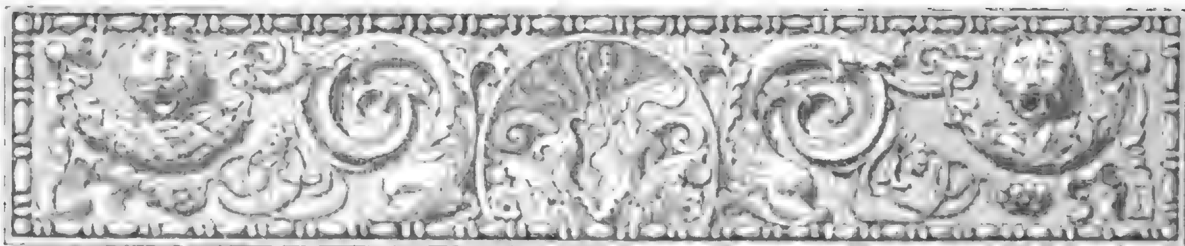
Nur auf eine auffallende Erscheinung möchte ich die Aufmerksamkeit des Lesers noch lenken. Nach den Preyerschen Beobachtungen sind die Laute, welche das Kind schon frühzeitig von selbst, aber unabsichtlich und ohne Verständnis bildet, in den verschiedenen Stimmungen des Kindes andere. Mämä, ämmä, örrö, apa, ga-au-a, acha werden immer nur in sehr angenehmer Stimmung geäußert. Das sehr häufige und energisch ausgesprochene nana drückt allemal ein Verlangen aus; und atta, tata, hödda, hatta, tai, attai spricht das Kind in etwas späterer Zeit, wenn irgend etwas verschwunden, etwa jemand zur Thür hinausgegangen ist. Diese Laute entstehen aber nicht etwa durch Nachahmung, sondern die Wahrnehmung der bestimmten vom Kinde geäußerten Laute veranlaßt erst die Mutter, in einem anderen entsprechenden Falle gerade diese Laute dem Kinde wieder vorzusprechen.

Da liegt in der That die Vermutung nahe, daß wir es hier mit den vererbten Resten einer Gefühlssprache früherer Vorfahren zu thun haben.

Zur Beruhigung mancher Mütter, deren Kinder nicht frühzeitig zu sprechen anfangen, will ich noch bemerken, daß bei den Kindern, welche frühzeitig sprechen lernen, zwar das Gehirn am schnellsten wächst, aber auch am frühesten zu wachsen aufhört, während es bei den Kindern, welche spät sprechen lernen, in der Regel umgekehrt ist. Nicht die ersteren, sondern die letzteren Kinder werden in der Regel die intelligenteren, während die ersteren in ihren geistigen Fortschritten bald nachlassen.

Zum Schluß möchte ich nun noch auf die höchst interessante Thatsache hinweisen, daß eine Parallele zwischen der Entwickelung der Sprache und den Sprachstörungen besteht. Das, was das Kind zuletzt lernt: die Bildung ganzer Worte, geht bei den Erkrankungen der Sprachorgane zuerst wieder verloren; der unartikulierte Gefühlsausdruck, die interjektionelle Sprache dagegen, die beim Kinde zuerst entsteht, bleibt auch bei den Sprachstörungen am längsten bestehen. Nach Verlust der Willenssprache können Aphatische oft noch vorgesprochene Wörter nachsprechen. Diese Nachahmung entwickelt sich aber beim Kinde vor der Ausbildung der selbständigen Sprache.

Es ist dies ein allgemeines Gesetz, das, wie ich in meinen Werken „Der tierische Wille“ und „Der menschliche Wille“ nachgewiesen habe, auch für alle anderen psychischen Leistungen des Menschen und der Tiere gilt.



Eine hundertjährige Erziehungsanstalt.

Es ist eine pietätvolle Sitte unserer Zeit, die Säkularerinnerungen großer Männer, welche ihren Namen mit goldenen Lettern in die Geschichte der Menschheit oder doch ihres Volkes eingegraben haben, festlich zu begehen. Mit noch größerer Berechtigung verdienen die Erziehungsanstalten, welche seit einem Jahrhundert bestehen und innerhalb dieses Zeitraumes unendlich viel Gutes gestiftet und auf dem Gebiete der Pädagogik bahnbrechend gewirkt haben, daß man des Säkularjahres ihrer Begründung pietätvoll gedenkt. Eine solche hervorragende Stiftung ist diejenige von Schnepfenthal bei Rödigen, zwei Kilometer südöstlich von Waltershausen im Herzogtum Sachsen-Coburg-Gotha. Von allen derartigen Bildungsanstalten, welche im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die philanthropischen Grundsätze Basedows praktisch zu verwirklichen strebten, hat nur die eben genannte sich als lebensfähig erwiesen: die im Jahre 1784 von Chr. G. Salzmann ins Leben gerufene Erziehungsanstalt Schnepfenthal. Weder Basedows Philanthropin in Dessau, noch die von Bahrdt geleiteten Anstalten in Marschlins und Heidesheim, noch auch die von Campe ins Leben gerufene Anstalt in Hamburg haben das Jahrhundert überdauert, während Schnepfenthal in diesem Jahre das Fest seines hundertjährigen Bestehens gefeiert hat. Indem wir aus Anlaß dieses Säkularjubiläums einige Worte über die Entstehung, den Begründer, die Lehrer und die Eigentümlichkeit des Schnepfenthaler Instituts zu sagen uns anschicken, bemerken wir zugleich, daß eine kürzlich in Kommission bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene, sehr umfassende und mit trefflichen Illustrationen versehene „Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Erziehungsanstalt Schnepfenthal“ uns das Material zu der nachstehenden Schilderung geboten hat.

Wie Richard Bosse in einem sehr lesenswerten Abschnitt des Festberichtes über Christian Gotthelf Salzmann erzählt, wurde dieser berühmte Pädagog der Aufklärungszeit — geboren am 1. Juni 1744 zu Sömmerda im Erfurtschen als Sohn eines Predigers — zum Theologen erzogen, amtierte 1768 als Pfarrer in Rohrborn bei Erfurt und wurde 1772 Diakonus und bald darauf Pastor in Erfurt. Aber sein Beruf lag auf einem ganz anderen Gebiete: auf dem der Erziehungskunde; daher verließ er 1781 sein geistliches Amt und wurde zuvörderst Religionslehrer in Basedows Philanthropin in Dessau. Dieses von dem hochgebildeten und edelmütigen Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt, der die Erziehung der Jugend und die Bildung des Volkes für die erste Pflicht eines Regenten erkannte, ins Leben gerufene und von Basedow geleitete Institut wurde am 27. Dezember 1774 eröffnet. Da nach Basedows Ausspruch der Zweck der Erziehung sein müsse, einen Europäer — Kosmopoliten — zu bilden, dessen Leben so unschädlich, so gemeinnützig und so zufrieden sein müsse, wie es durch die Erziehung veranstaltet werden könne, so traf er folgende Einrichtungen im Philanthropin: der Körper wurde durch einfache Speisen genährt, durch Fasten und Entbehrungen, durch Reisen und leichte Kleidung abgehärtet, durch Gymnastik, Voltigieren, Tanzen, Reiten und Fechten und durch reinliche Handarbeit gekräftigt. Der Geist dagegen sollte nur auf angenehme Weise gebildet werden. Die Zöglinge sollten die natürliche Religion, welche allein gelehrt wurde, und die Tugend so lieb gewinnen, daß sie nach eigenem Antrieb nach deren Forderungen handelten. In diesem Philanthropin nun wirkte Salzmann drei Jahre lang als Religionslehrer. Er verstand es ausgezeichnet, durch den warmen, väterlichen Ton seines Vortrags und durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens das Ver-

trauen der Knaben zu gewinnen. Mit ihm zusammen wirkten damals unter anderem am Philanthropin Olivier, der Erfinder einer Lautier-Lesemethode, der Dichter Matthisson, der Radirer und Schriftsteller Kolbe. Sein Ideal aber fand Salzmann hier nicht erreicht. Er sehnte sich nach einer Stellung, in welcher er unabhängig, ganz nach seinen eigenen Anschauungen und Ideen der Jugenderziehung sich widmen konnte. Ihm erschien zuvörderst eine Stadt nicht als der geeignete Platz zu einer Erziehungsanstalt, weil es da schwierig sei, die Kinder ganz von den Einflüssen fremder Personen abzuschließen, ohne die Freiheit der Bewegung zu hemmen und ohne den Umgang mit der Natur zu erschweren. Das zweite, was Salzmann an dem Dessauer Institut vermißte, war der rechte Familienzusammenhang zwischen Lehrern und Zöglingen und die Beteiligung der Frauen am Erziehungsgeschäft. Darum sollte sein Philanthropin nicht nur eine Familie heißen, sondern auch wirklich sein: die Zöglinge seine Pflegesöhne, die ihn und seine Gattin mit „Vater“ und „Mutter“ anredeten und an deren Erziehung auch die Frauen des Hauses vollen Anteil nähmen; die Lehrer aufopfernde Freunde und Mitarbeiter; er selbst aber der Familienvater, der Patriarch inmitten des ganzen Kreises. Denn die Vielherrschaft sagte ihm nicht zu, einer nur sollte Herr sein und an der Spitze des Ganzen stehen, von dem alle Anordnungen ausgehen, dem alle gehorchen und sich unterordnen, dem sie sich aber auch mit Vertrauen und Hingebung anschließen sollten.

Sein Ideal sollte er nun in Schnepfenthal verwirklichen. Am Eingang des Reinhardsbrunner Thales entdeckte er dieses Grundstück; er fand dasselbe so passend für seine bahnbrechenden Gedanken, daß er es den Besitzern abkaufte. Die Konzessionsurkunde wurde Salzmann am 26. August 1784 ausgehändigt. In derselben sagt der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha unter anderem, daß er dem neuen Erziehungsinstitut viele Freiheiten gewähre, so z. B. für alle Zöglinge Befreiung vom Militärdienst, die Erlaubnis, ohne Censur drucken zu lassen, „unter der Bedingung, daß die Gesellschaft für die Moralität und politische Schicklichkeit ihrer Schriften zu haften verbunden bleibe“, und dergleichen mehr. Das Gutshaus erwies sich jedoch als zu eng, so daß Salzmann sich gezwungen sah, den Bau eines neuen Hauses ins Auge zu fassen. Als geeignetsten Platz zu demselben erkannte er den sterilen Ostabhang des Grizenberges, der sich unmittelbar hinter seinem Grasgarten erhob. Nach schwierigen Unterhandlungen mit den Besitzern des Platzes ging derselbe in seine Hände über. Am 18. Juni wurde feierlich der Grundstein gelegt und am 8. August die Errichtung des Hauses festlich begangen. Um diese Zeit hatte er einen Erziehungsplan ausgearbeitet und unter dem Titel „Noch etwas über die Erziehung“ in Schnepfenthal drucken lassen. Hier suchte er unter anderem nachzuweisen, daß die Grundsätze der richtigen Pädagogik noch immer nicht ihre Anwendung fänden. Er rügte es vor allem, daß man die körperliche Erziehung vernachlässige, daß die Jugend mit der Natur nicht genug bekannt gemacht werde und daß im Unterricht die Aufmerksamkeit von dem Naheliegenden und Gegenwärtigen abgezogen und auf das Abwesende gelenkt werde. Ebenso weist er als fehlerhaft nach, daß die Kinder beim Lernen mehr fremde als eigene Kräfte gebrauchen, und fordert, daß auf die gute Verwendung ihrer Kräfte unmittelbare Belohnungen folgen sollen u. s. w. Der erste Schüler von Schnepfenthal war Karl Ritter, der später so berühmt gewordene Geograph, der elf Jahre hindurch Zögling dieser Anstalt war.

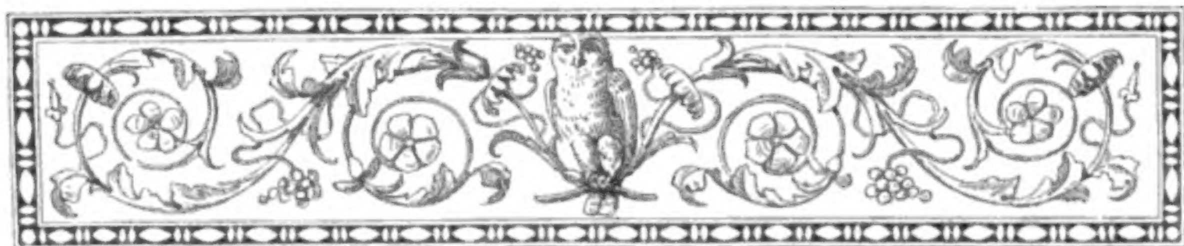
Die angesehensten Familien schickten ihre Hofmeister nach Schnepfenthal, damit diese sich mit der dortigen Lehr- und Erziehungsweise bekannt und vertraut machten. Zur Weckung des Interesses für die Anstalt in den weitesten Kreisen trugen auch die zahlreichen Schriften Salzmanns bei, welche pädagogischer, religiöser und philosophischer Art waren. Bei der außerordentlich steigenden Frequenz der Anstalt wurde die Errichtung eines zweiten Institutsgebäudes eine Notwendigkeit. Es wurde genau in derselben Größe, nach demselben Plane wie das erste Haus und nur in geringer Entfernung westlich von diesem erbaut. Bei der Grundsteinlegung am 29. Juni 1792 erschien auch der Herzog Ernst, um Salzmann einen neuen Beweis seines Wohlwollens zu geben. Unter Mitwirkung der Lehrer André, Bechstein, Glatz, Lenz, Blasche, Gutsmuths u. a. wurde Schnepfenthal mit der Zeit so berühmt, daß nicht nur Deutschland, sondern u. a. auch die Schweiz, England und Portugal dahin Zöglinge entsendeten. 1788 errichtete er auch eine eigene Buchdruckerei und Buchhandlung. Goethe besuchte mit dem Kunstforscher Meyer in Begleitung des Geheimrats und Ministers v. Frankenberg am 27. August 1801 die Anstalt. Die reifste Frucht von Salzmanns zahlreichen pädagogischen Arbeiten ist wohl das „Ameisenbüchlein oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher“ (Schnepfenthal, in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt, 1806). Mit Recht sagt Moller von dieser Schrift: „Es giebt vielleicht in der neueren pädagogischen Litteratur kein Werk, das die Pflicht des Erziehers, sich selbst zu vervollkommnen und den Grund jedes Mißerfolges in sich selbst zu suchen, so eindringlich mit mildem Ernst und erfahrungsreicher Weisheit ans Herz gelegt hätte wie das Ameisenbüchlein.“ Infolge der

Kriegsunruhen in ganz Europa und der Unsicherheit der politischen Lage sank im Jahre 1809 die Zahl der Zöglinge der Anstalt. Deutschlands Unglück und Schmach und noch andere Schicksalsschläge, namentlich der Verlust seiner treuen Genossin und Gattin, sowie gichtische Schmerzen rieben die Kräfte Salzmanns vorzeitig auf, und so starb er am 11. Oktober 1811. Sehr treffend charakterisiert den Verewigten sein Biograph Richard Bosse, indem er sagt: „Ebenso entfernt von Eitelkeit wie von Ehrgeiz und Habsucht, kannte sein durchaus edles und durchaus selbstloses Herz nur ein leitendes Gefühl: die innige Liebe zur Menschheit! ... Im Gegensatz zu der unvernünftigen Härte, mit welcher früher in Schule und Haus die Kinder meist behandelt wurden, übte er eine freundliche Zucht, wollte fröhliche Knaben bilden und die Kinder als Kinder behandelt sehen... Daß er einer der besten Erzieher gewesen, ist außer allem Zweifel. Seine ganze Persönlichkeit befähigte ihn dazu, die Liebenswürdigkeit und Milde, Festigkeit und Reinheit seines Charakters, seine Begabung und seine Neigungen."

Sein Sohn Karl Salzmann, der eine ausgezeichnete Erziehung genoß und sich schon frühzeitig durch hervorragende Befähigung für die Pädagogik auszeichnete, setzte das vom Vater begonnene erhabene Werk der Jugenderziehung fort. Nach denselben Grundsätzen wie der Begründer der Anstalt leitete auch er dieselbe. Er hatte das Glück, bei der Übernahme der Anstalt über eine Anzahl tüchtiger, bewährter Lehrkräfte verfügen zu können, und es gelang ihm, diese dauernd an sich und Schnepfenthal fesseln zu können. Neben Gutsmuths, dessen Ruf weit über die Grenzen Thüringens hinaus sich erstreckte, wirkten noch mit der ausgezeichnete Kenner der alten Sprachen Weißenborn, Johann Wilhelm Ausfeld, ein Mann von seltener Pflichttreue und seltener Herzensreinheit, der hier achtundfünfzig Jahre hindurch (1795 bis 1853) seine ganze Kraft dem Werke der Erziehung und des Unterrichts gewidmet hat; Lenz, Rein, Röse, Winzer, Thomas und viele andere. Wie Dr. Ed. Ausfeld in seiner Biographie Karl Salzmanns erzählt, ernannte Herzog Ernst I. von Coburg-Gotha am 16. Juli 1827 Karl Salzmann in Anerkennung seiner erziehlichen Thätigkeit zum herzoglich sächsischen Hofrat, und anläßlich des fünfzigjährigen Bestehens der Anstalt wurde er von seinem Landesherrn dekoriert. Zahlreiche fürstliche Persönlichkeiten machten der berühmten Anstalt ihre Visite; am 23. Juli 1843 traf auch Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der jetzige deutsche Kronprinz, dort ein, wohnte den gymnastischen Übungen der Zöglinge bei und unternahm mit ihnen nachmittags einen Ausflug nach dem „Ungeheuren Grund". — Da seine Söhne, welche die Anstalt nach dem Ableben des Vaters übernehmen sollten, vom Tode hinweggerafft wurden, übertrug Karl Salzmann die Leitung von Schnepfenthal seinem Neffen Wilhelm Ausfeld, der als Rektor der deutschen St. Michaelisschule in Moskau vorstand. Dieser übernahm am 1. Oktober 1848 das Direktorat der Schule. Karl Salzmann starb am 21. November 1867 im siebenundachtzigsten Lebensjahre, geachtet und geliebt nicht allein von seinen Zöglingen, sondern von allen, die ihn kannten. Wilhelm Ausfeld, der nunmehrige Direktor von Schnepfenthal, wurde plötzlich am 15. Februar 1880 von einem unerwarteten Tode ins bessere Leben abberufen. Unter seiner Leitung erreichte die Zahl der Zöglinge sechzig, das heißt die höchste Summe, auf welche die Gebäulichkeiten berechnet sind. Verschiedene fürstliche Häuser vertrauten der Anstalt die Erziehung ihrer Söhne an. Der deutsche Kronprinz und die Kronprinzessin besuchten Schnepfenthal im Jahre 1868, gaben am 29. Juli 1868 der Anstalt auf der „Tanzbuche" ein Fest, an welchem sie nebst ihren Kindern in leutseliger Weise teilnahmen. Die Leitung der Anstalt steht jetzt unter der Direktion des Sohnes von Wilhelm Ausfeld sen., Dr. Wilhelm Ausfeld, der am 1. August 1877 in Schnepfenthal eintrat und als ein ausgezeichneter Pädagoge und Schriftsteller längst rühmlich bekannt ist.

Die Zahl der Schnepfenthaler Zöglinge innerhalb des Bestehens der Anstalt beträgt 1347 und diejenige der Lehrer 196. Und zwar stammten die Schüler außer Deutschland aus Österreich-Ungarn, Rußland und Polen, England, Schweiz, Frankreich, Belgien, Dänemark, Spanien, Portugal, Italien, Schweden, Holland, den Vereinigten Staaten, Brasilien, aus dem Oranje-Freistaat, Guatemala und — China; von diesen waren 17 Prinzen (drei derselben wurden regierende Landesfürsten), 58 Grafen, 79 Freiherren, 230 Ritter und Edle und 963 Bürgerliche. Wie viele von den ehemaligen Zöglingen noch am Leben sind, läßt sich, da von vielen die Nachrichten fehlen, nicht sagen. Konstatiert ist der Tod bei 525. Davon sind neunzehn schon als Schüler gestorben, achtzehn in den Kriegen dieses Jahrhunderts, zwei sind ertrunken und einer wurde endlich im Jahre 1802 am Kap der guten Hoffnung von einem Haifisch gefressen.

Wir können nur wünschen, daß dieses Institut, welches unserem Vaterlande zur Zierde gereicht, noch lange in ungeschwächter Kraft blühen und gedeihen möge.



Litterarische Mitteilungen.

Zur Musiklitteratur.

n der Kunstgeschichte begegnen wir Individualitäten, deren außerordentliche Begabung sie zum Centrum ganzer Zeitbewegungen macht.

So sehen wir in unseren zeitgenössischen Tonheroen Liszt und Wagner einen interessanten Komplex der verschiedenartigsten geistigen Strömungen der letzten fünfzig Jahre. Ihre Schriften und Werke sind nicht nur der Brennpunkt laufender Zeitfragen, sondern sie wirken auch wieder auf Zeitstimmung und Zeitgeschichte intensiv und fast unberechenbar zurück.

Es haben sich um sie, wie um alle Bahnbrecher, weite Kreise bedeutender Männer und Frauen gebildet; ganze Generationen von Künstlern und Gelehrten, Priestern und Laien, gekrönte Häupter, durch Schönheit und Geist distinguierte Frauen geben den glänzenden Rahmen um dies berühmte Künstlerpaar.

Unter den bekannten Schriftstellern und Musikern, die sich speciell in den geistigen Bann Liszts stellten, tritt uns in Lina Ramann eine eigenartige Erscheinung entgegen. Wir sehen sie in einem fast fünfundzwanzigjährigen Wirken dem Meister treu zur Seite stehen, dem Pfadfinder ein Pfadebner und vielen Pfadsuchern der Mit- und Nachwelt ein Pfadweiser. Den allgemeinen Kreisen wurde sie durch ihr Hauptwerk „Franz Liszt als Künstler und Mensch" bekannt. Die Kritik des In- und Auslandes hat bei dem Erscheinen des Werkes dasselbe den bedeutendsten Publikationen dieser Art gleich gestellt, und liegen in Amerika und England bereits Übersetzungen vor. Durch den Anschluß an die pragmatische Geschichtschreibung erwirbt es sich nicht nur das Interesse des sachlich Gebildeten, sondern jedes Gebildeten überhaupt. Der Aufbau des gesamten Werkes hält sich von dem ersten Kapitel an, das in stimmungsvoller Einfachheit die Eltern und die Kinderjahre Franz Liszts behandelt, bis zu dem Moment, wo er als reifer Künstler vor den Wienern steht, auf den Höhen einer in scharfen Umrissen gezeichneten Darlegung. In den Überschriften der einzelnen Kapitel erschließt sich uns bereits der innere organische Zusammenhang des Ganzen. Haben wir nach den Kinderjahren an dem ersten großen Schmerz des Jünglings, der ihm durch den Tod des Vaters geworden, teil genommen, so umweht uns in der Revolution (Paris 1830) jene sturmbewegte Zeit, die mit dem ominösen fliegenden Wort Salvandys nach einer Ballnacht im Königspalast: „Man tanzt auf einem Vulkan" eingeleitet wird. „Die Lehren Saint Simons", „Paganini", „Die Romantik in der Kunst unseres Jahrhunderts", „Der Einfluß Hektor Berlioz' auf Liszt" — ein Kapitel, das auf die musikalische Stellung und Verschiedenheit beider Geister neue Streiflichter wirft —, „Ein Dioskurenpaar", „Abbé Lamenais" und so weiter, dann „Eros als Kind der Romantik" und die mit vielen charakterisierenden Feinheiten ausgestattete Episode „Madame la Contesse d'Agoult" lassen die Erscheinung Liszts nach menschlicher und künstlerischer Seite in scharfer psychologischer Zeichnung, beeinflußt und beeinflussend aus der jemaligen Zeitbewegung, hervortreten.

Enthält so der biographische Teil das bis jetzt gründlichste Material über Liszts Leben, so bietet der musikalische eine ebenso wertvolle Zusammenstellung und kritisch-ästhetische Beleuchtung der Werke Liszts, nebst einem chronologischen Verzeichnis, das sich Fachmusikern und Litteraten als Nachschlagebuch nützlich erweisen dürfte.

Unter den aus dem musikalischen Leben der Gegenwart schöpfenden Schriftstellerinnen ist L. Ramann die einzige Musikerin von Beruf. Die wissenschaftlich durchbildete Art, mit welcher sie den reichen Stoff beherrscht und gruppiert, ist ein wohlthuender Gegensatz zu den sehr achtenswerten, oft aber mehr der Phantasie

entsprungenen oder rein reproduzierenden Arbeiten anderer.

Der Veröffentlichung des ersten Bandes der Biographie reihte sich die Herausgabe der gesammelten Schriften Liszts* in deutscher Sprache, zu welcher L. Ramann von ihm selbst autorisiert wurde, an. Eine schönere Gabe hätte dem Altmeister des Klaviers an seinem Lebensabend nicht gebracht werden können. Bis jetzt hauptsächlich durch seine Töne gekannt und bewundert, tritt er nun dem großen Publikum auch als Schriftsteller entgegen. Seine Essays bergen Edelsteine humaner Denkungsweise und idealer Kunstprincipien. Dem ersten Band „Chopin“ (dem einzigen nicht von L. Ramann übertragenen) folgten in kurzen Zwischenräumen vier weitere Bände: „Essays und Reisebriefe“, „Dramaturgische Blätter“, „Aus den Annalen des Fortschritts“, sowie ein sechster „Die Musik der Zigeuner“, der soeben in die Öffentlichkeit gelangt ist. Schriften wie die vorliegenden stellen an das schaffende Denken des Übersetzers ganz bestimmte Forderungen; es kommt nicht allein darauf an, die Gedanken in ihrer Schärfe in einer anderen Sprache wiederzugeben, sondern auch darauf, den eigentlichen Stil zu wahren, der von der Individualität Liszts so untrennbar ist.

Mit diesen beiden genannten Werken ist die Thätigkeit L. Ramanns für Liszt noch nicht erschöpft; bei Anlaß einer Aufführung des Oratoriums „Christus“ schrieb sie eine in weiten Kreisen bekannte Broschüre (Leipzig, Verlag von C. F. Kahnt) zur zeit- und musikgeschichtlichen Stellung desselben, mit vielen Notenbeispielen und Auszügen aus der Partitur. Der verstorbene Verleger J. Schuberth wurde dadurch bewogen, ihr den Vorschlag zu machen, jene oben besprochene Liszt-Biographie zu verfassen.

Außer der Bedeutung als Biograph und Pionier Liszts nimmt L. Ramann auch als Musik-Pädagog eine geschätzte Stellung ein.

* Franz Liszts gesammelte Schriften. Ins Deutsche übertragen von L. Ramann. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Aus ihrem praktischen Wirken gingen verschiedene theoretische Werke hervor: „Vorträge über die Musik als Gegenstand der Erziehung“ (Leipzig, Merseburger, 1868) und eine „Allgemeine musikalische Erzieh- und Unterrichtslehre für die Jugend“ (Leipzig, Hermann Weißbach, 1873. Zweite Auflage).

Werfen wir einen kurzen Blick auf das Leben L. Ramanns, die unter den Schriftstellerinnen Deutschlands eine so eigenartige Stellung einnimmt und sich auf ein bis jetzt nur von Männern betretenes Gebiet, die Biographie im großen Sinne, wagte.

Am 24. Juni 1833 in Mainstockheim bei Kitzingen geboren, genoß sie den Unterricht der dortigen Dorfschule. Mit dem siebzehnten Jahre kam sie nach Leipzig als Schülerin zu der ihrer Zeit geschätzten Pianistin Frau Brendel, der Gattin des als Vorkämpfer der musikalischen Neuzeit bekannten Musikschriftstellers Franz Brendel. Im Hause dieser bedeutenden Persönlichkeiten erwarb sich L. Ramann nicht nur ihre musikalischen Fachkenntnisse, sondern sie trat auch in persönliche Beziehung mit den hervorragendsten Vertretern der neudeutschen Schule, sowie mit Liszt selbst.

1858 gründete sie ein Musiklehrerinnen-Seminar in Glückstadt. Dann 1865 eine Musikschule zu Nürnberg mit einer Gesinnungsgenossin, Ida Volkmann. Hier wie dort wurzelte ihr Bestreben in dem Gedanken, der allgemeine Musikunterricht sei ein human-erziehliches Bildungsmittel.

Im Mai 1883 feierte sie den fünfundzwanzigsten Jahrestag ihrer Lehrthätigkeit. Bei dieser Gelegenheit wurde vielseitig der Wunsch geäußert, der Staat oder der große Musikverein, der durch Brendel sein organisches Fundament erhalten, möge die Austragung ihrer Lehridee, die ein bedeutsamer Beitrag für die unserer Zeit so notwendige Reform der musikalischen Lehrerbildung und des allgemeinen musikalischen Unterrichts ist, in die Hand nehmen und zu einem Allgemeingut machen, ein Wunsch, dem auch wir uns aus vollem Herzen anschließen. A. Felix.

Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google